Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche

Roman-Zeitung.

Einunddreißigster Jahrgang. 1894.

Erster Band.

Unbefugter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitung ist untersagt.

Berlin, 1894.

Verlag von Otto Janke.

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
SEP 16 1982

Digitized by Google

Inhalt des ersten Bandes.

Kloster Lugau. Roman von Wilhelm Raabe. Seite: 1—26; 73—98; 145—174; 217—246; 289—306; 361—380.

Die Macht des Kleinen. Roman von A. von der Elbe. Seite: 27—56; 97—128; 173—200; 245—272; 305—344; 379—416; 465—488; 535—562.

Verurteilt. Roman von Josephine Gräfin Schwerin. Seite: 433—466; 505—536; 605—634.

Rang und Geld. Roman von Helene von Beniczky-Bajza. Seite: 577—604; 649—676; 721—748; 793—826; 865—882.

Hedwig. Roman von E. Karl. Seite: 675—704; 749—776; 825—848; 881—912.

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

	Seite
Abschied vom Seegestade. Von Martin Greif	57
Augenblicksbilder. Von Helene Menzel	57
Distichen. Von Oskar Linke	62
Spaziergänge in der Seele. Von Otto von Leixner	62, 265, 563
Die Beichte. Aus dem Spanischen verdeutscht von G. Schmilinsky	68
Ein Stück Volksbildung. Von Valentin Traubt	68
Im Vorherbst. Von Wilhelm Müller-Weilburg	71
Der Wolken Gesang. Von Chr. Dietr. Oweſen	72
Herbstlied. Von J. K.	72
Volkslied. Von W. v. d. Mühle	72
Mein Herz. Von Curt Heinrich	129
Sehen und glauben. Von Mathilde Lammers	129
Gottesdienst. Von Otto von Leixner	133
Aus „My Lady Nicotine". Nach J. M. Barrie von W. Pitt	134
Regina. Von Gerhard von Prittwitz und Gaffron	137
Gedanken Von Peter Hille	137
Kleinigkeiten. Von Feodor Holm	138
Einiges aus Welt- und Afterweisheit. Von Dr Paul Mahn	138, 212, 281
Verlorenes Glück. Von Georg Fischer	141
Allerseelen. Von Agnes Harder	201
Erste und letzte Liebe. Von W. Jeppe	201
Vom „grauen Entlein". Von Anna Hinckelbeyn	204
Die junge Nonne. Von Wilhelm von Scholz	210
Die Zeit. Von Leistner-Beckendorf	210
Zum Frieden. Von Viktor von Kohl negg	211
Friedensluſt. Von Adolf Wilhelm Ernst	214
Gedanken. Von Elisabeth Heinrich	215
Morgenpsalm. Von E. W.	273
Ein Unglücksmensch. Von Georg A. Albert	273, 345
Wüstensphinxe. Von Oskar Linke	277
Deutsche Geldnot in der Kipper- und Wipperzeit. Kulturgeschichtliche Skizze von Karl Gander	277, 350
„Als sie Hochzeit hielt". Lieder von Hans Gabriel	280
Herbstlied. Von Josef Kaulbach	345
Es war im engen, düstern Hof. Von Eduard Heß	349
Gedicht. Von M. Beelitz	353
Verweht. Von Ulrich Kleist	358
Sehnen. Von A. Eber	417
Heimkehr 1871. Von einem Stabsoffizier	417
Heimgedenken. Von Hans von Schaubert	422
Der Tod Marie Antoinettes	422
O selig. Von Egon Bredona	424
Vergessen. Von L. von Oberhofen	428
Gedanken. Von Wilhelm von Jsing. (Aus dem Nachlaß)	428
Erinnerung. Von Hanna Ehlen	489
Moderne Foltern. Plauderei von Agnes Harder	489
Gedicht. Von Fr. Fleitz	496
Eine Audienz im Jahre 1789. Von M. Roos	496, 568
Spruch. Von Gräfin zu Leiningen	500
Sommernacht. Von Wilhelm Müller-Weilburg	561
Gedicht. Von Ida von Conring	568
Durch hohe Kirchenfenster. Von Leon Bandersee	574
Gleichheit. Von Paul Mahn	574
An meine Mutter. Von Hans Nordeck	633
Bubis Brief. Dem Leben nacherzählt von Victor von Kohlenegg	633
Tod. Von Alice Kurs	637
Weltnational. Von Karl Pröll	638, 706
Meine Gedanken. Von Chr. Dietr. Oweſen	643
Unabsehbar ... Aus dem Russischen des Alexis Khonlakoff. Übersetzt von Caroline v. Pawloff	705
Letzter Gruß. Von P. Graffunder	711
Franz Nissel. Ein Gedenkblatt von Dr. Ludwig Fränkel	711
An Ortwin. Von Wilh Ulrich	714
Herbst. Von Hanna Ehlen	777
Slamesische Märchen. Wiedergegeben von J. Jsenbeck	777, 853
Erinnerung! Von F. C.	781
Der deutsche Naturalismus vor der Entscheidung. Von Friedrich Kummer	781
Warum? Von Margarethe Kramme	786
Was ist Leben? Von W. v. d. Mühle	849
Die Lebensvollendung. Von Moriz Carriere	849, 920
Zweifel. Von Paul Mahn	853
Wenn ich Dich spielen höre — Von E. Gnade	856
Aus dem Leben für das Leben. Von O. v. L.	856
Pfauenfüße. Von O. Sutermeister	861
Zum Heiligabend. Von Theodor Schultz	913
Die Weihnachtsschaukel. Weihnachtsmärchen von Marie Schwarz	913
Vergangen. Von Alfred Frank	919
Christfest. Von Wilh. Elwert	924
Weihnachtsfahrt. Von Hans von Schaubert	926

Litteratur.

	Seite
Vernunft und Glaube. Von W. Wilms	138
Die Aussichtslosigkeit des Moralismus Von Adolf Gerecke	139
Welt und Menschheit, eine Darlegung der materialistischen Weltanschauung. Von W. Strecker	139
Der Bankdirektor. Schauspiel in vier Aufzügen von W Schäfer	284
Dilettantentheater für Damen	284
Familienfestspiele von Sophie Gudden	284
Schloß Arnheim. Tragödie im Spiegelbilde der Vergangenheit dem Pseudo-Naturalismus unserer Tage gegenüber von E. Stella	285
Der neue Diener. Lustspiel von Franz Traundahl	285
Kraka. Ein Lustspiel von Richard Kralik	285
Ich hab's gewagt! Ein deutsches Drama von Marschner	286
Die Tonkünstler. Lustspiel von Richard von Witpert	286
Beiträge zur Geschichte des Karlsruher Hoftheaters unter Eduard Devrient. Statistik des Repertoires nebst einem Auszug aus Ed. Devrients handschriftlichen Aufzeichnungen, herausgegeben von Eugen Kilian	286
Heinrich der Löwe. Ein Volksmärchen von C. Förstner	286
Wittekind der Sachsenherzog. Vaterländische Dichtung von W. Rudow	287
Von der Mark zum Sachsenwalde. Eine deutsche Heldenmär von C. Glück	287
Der Zuschauer. Monatsschrift für Kunst, Litteratur, Kritik und Antikritik, herausgegeben von Leo Berg und Constantin Brunner	354
Journal de Berlin. National, politique et litteraire. Herausgegeben von Max Schildberger	354
Fürs deutsche Haus. Illustriertes Familienblatt	354
Herren-Zeitung. Wochenschrift für Gebildete aller Stände. Redakteur: Dr. Georg Malkowsky	354
Die Frau. Monatsschrift für das gesamte Frauenleben. Herausgegeben von Helene Lange	355
Das Land. Zeitschrift für die sozialen und volkstümlichen Angelegenheiten auf dem Lande. Organ für die gesamte ländliche Wohlfahrtspflege. Herausgeber: Heinrich Sohnrey	356
Das zwanzigste Jahrhundert	357
Das rote Kreuz, begründet von Max Bauer	357
„Kunstwart", Rundschau über alle Gebiete des Schönen. Herausgegeben von Ferd. Avenarius	357
Das Atelier. Organ für Kunst und Kunstgewerbe, geleitet von Hans Rosenhagen	357
Prometheus. Illustrierte Wochenschrift über die Fortschritte und Gewerbe, Industrie und Wissenschaft. Herausgegeben von Dr. Otto N. Witt	357
Die Modenwelt. Illustrierte Zeitschrift für Toilette und Handarbeiten	358
Nirvana. Zeitroman von Marie L. F. Mohr	424
Der Schulmeister von Handewitt. Von Timm Kröger	424
Der Ibsenbund. Von Arthur Zapp	425
Ni. Roman von Gertrud Franke-Schivelbein	425

Digitized by Google

Seite

Hancicka, das Chodenmädchen. Ein Kulturbild aus dem böhmisch-bayrischen Waldgebirge von Maximilian Schmidt. Mit einem Vorwort von Max Oberdreyer 425
Glänzendes Elend. Roman von Hans Hopfen . 425
Herr von Müller. Roman von Ernst Wichert . 425
Novellen aus Österreich. (2. Aufl.) Von Ferdinand von Saar 426
Am Hofe von Mailand. Eine Geschichte aus der Renaissancezeit von Georg Dormann . . . 426
Der Günstling des Czaren. Eine Erzählung aus Rußland von Dr. John Lohmann 426
Dämonische Mächte. Roman mit Benutzung einer englischen Idee. Von Hermine Frankenstein 426
Glückauf. Roman aus dem Harze. Von O. Elster 426
Von Karwendel und Wendelstein. Drei Hochlandsgeschichten. Von Otto von Schaching. (Dr. Otto Denk) 426
Humoristische Erzählung in schlesischer Mundart. Von Hermann Bauch 426
Im Klub der Siebenundfünfziger. Von Friedrich Crossen 427
Das Schachspiel Moltkes und andere Humoresken Von Dr. Adolph Kohut 427
Ernas Fehltritt. Roman von August Krüger . 427
Eine Frau. Studie nach dem Leben. Von H. K. von Heydenfeldt. 2. Aufl. 427
Lotti, die Uhrmacherin. Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach (3. Aufl.) 427
„Glaubenlos?“ Erzählung von derselben . . 427
Heitere Erzählungen. Von Karl von Heigel . . 427
Das wandernde Licht. Von Ernst von Wildenbruch 428
Das Kind. Novelle von Ernst Eckstein . . . 428
Das Geheimnis des Hauslehrers. Von B. Cherbuliez 428
Einer alten Jungfer Liebesroman. Von Alan St. Aubyn 428
In guter Hut. Von Jeanne Mairot 428
Giovannino oder den Tod. Dreißig Prozent Von Mathilde Serao 428
Auf der Feuerstätte. Roman von Wilhelm Jensen 428
Höfische Epik. 2. Teil. Hartmann von Aue und seine Nachahmer. Bearbeitet von Prof. Dr. Paul Piger 500
Wolfram von Eschenbach. 3. Teil. Anhang: Die Gawanepisode. Bearbeitet von demselben 500
Goethes Werke. 25. Teil. Herausgegeben von Prof. Dr. Düntzer 500
Geschichte der deutschen Litteratur. 2. Teil. Seit dem Ausgange des Mittelalters. Von Dr. Karl Borinski 500
Heinrich Leuthold. Ein Dichterporträt. Von Ad. Wilh. Ernst. 2. Aufl. 501
Aus der Mischpoke. 1. Das litterarische Berlin. (1887—1892.) Offenherzige Briefe an den Bankier Itzig Teiteles in Posen von Dr. Isidor Fellchenfeld. Herausgegeben von Erwin Bauer 501
Das Autoritäts-Prinzip und die Revolution von 1789. Von G. Brandes 502
Shelley und Lord Byron. Von demselben . . 502
Beowulf. Ältestes deutsches Heldengedicht. Aus dem Angelsächsischen übertragen von P. Hoffmann 502
Vasantasena oder das irdene Wägelchen. Ein altindisches, dem König Çudraka zugeschriebenes Schauspiel. Frei wiedergegeben von Dr. Michael Haberlandt 502
Deutsche Volkslieder. In Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt. Herausgegeben von Johann Lewalter 502
Karl Prölls Kalender aller Deutschen auf 1894. Herausgegeben vom Allgem. deutschen Verbande 502
Niels W. Gade. Aufzeichnungen und Briefe. Herausgegeben von Dagmar Gade 503
Charles Kingsleys Gedichte. Aus dem Englischen von Pauline Spangenberg 503
Des Horatius schönste Lieder. Der Antike entrückt und verdeutscht zu Nutz und Frommen der Poesie. Von Hermann Stegemann . . . 504
Poesie aus Böhmen. Herausgegeben von Dr. Eduart Albert 575
Neuere Poesie aus Böhmen. Herausgegeben von demselben 575
Aus der Spruchweisheit des Auslandes. Parömiologische Skizzen von Dr. Leonhard Freund 576
„Des Lebens Mühsal ein Segen“ und andere Betrachtungen von William Garrett . . . 576
Alfred Tennysons Aylmers Feld. Deutsch von Viktor Zenker 576
Argonauten-Geschichten von Bret Harte. Deutsch von Johannes Hoops 576
Klein Dorrit. Roman von Charles Dickens. Deutsch von Gottlieb Walter 576
Rosmersholm. Schauspiel von Henrik Ibsen. Deutsch von J. Engeroff 576
Julius Cäsars Denkwürdigkeiten aus dem gallischen Kriege. Neue Bearbeitung der Übersetzung von Dr. Friedr. Stracke 576
Berliner Kunstfrühling 1893. Von Franz Servaes 576

Seite

Spanische Lieder von Gustavo Adolfo Becquer. Ins Deutsche übertragen von Richard Jordan 644
Handbuch des Sozialismus. Von Dr. jur. Carl Stegmann und Dr. phil. C. Hugo . . . 644
Die Entwickelung der Ehe. Von Th. Achelis . 644
Auf dem Wege zur deutschen Einheit. Von Hans Blum 645
Faust in der Geschichte und Tradition. Als Anhang: Die Wagnersage und das Wagnerbuch. Von Karl Kiesewetter 645
John Dee, ein Spiritist des 16. Jahrhunderts. Von demselben 646
Die Entwicklungsgeschichte des Spiritismus von der Urzeit bis zur Gegenwart. Von demselben 646
Religiös-soziale Bilder aus der Geschichte des deutschen Bürgertums Von G. Maisch . . 646
Schaupödel. Glossen zum Streit der Alten und Jungen von F. von Franquet 646
Waldläufer. Nach Gabriel Ferry für die reifere Jugend bearbeitet von Otto Höcker . . . 714
Elf Tage Ferien oder wie einer nicht wußte, was er werden sollte. Von Bruno Garlepp . . 715
Siegfried Eisenhart. Abenteuer eines deutschen Knaben in Ostafrika. Der reiferen Jugend erzählt von Hugo Elm 715
Der Goldschmied von Elbing. Geschichte aus der deutschen Ordenszeit von Ferd. Sonnenburg 715
Der Bannerherr von Danzig. Ein deutsches Heldengedicht. Von Ferd. Sonnenburg . . 715
Das Schloß am Meer. Erzählung für junge Mädchen von Elisabeth Halden. Mit einer Heliogravüre nach einem Aquarell von Marie Stüler 715
Renée. Geschichtliche Erzählung für junge Mädchen von Agnes Willms-Wildermuth. Mit einer Heliogravüre nach einem Aquarell von Marie Stüler 715
Tage des Glücks. Erzählung für Mädchen von 10—12 Jahren von Bertha Clément . . . 716
Ruth. Erzählung für erwachsene Mädchen von Agnes Hoffmann 716
Ein Stückchen Alltagsleben. Gedichte von Gertrud Triepel 716
Für Dich. Ein Liederbuch von Leon Vandersee . 716
Abenteuer und Schwänke. Alten Meistern nacherzählt von Rudolf Baumbach. Zeichnungen von Paul Mohn u. a. 716
Handbuch der griechischen Archäologie von Max Collignon. Deutsche Ausgabe von J. Friesenhahn 717
Die vlämische Malerei. Von J. A. Wauters. Deutsch von Ludwig Neustadt 717
Geschichte der Ritterorden. Von Otto Henne am Rhyn 717
Junges Blut Drei Mädchengeschichten von Frida Schanz 786
Buch der Spiele. Encyklopädie sämtlicher bekannter Spiele und Unterhaltungsweisen für alle Kreise. Herausgegeben unter Mitwirkung erfahrener Fachmänner von Alban von Hahn 787
Edelweißkönig. Eine Hochlandsgeschichte von Ludwig Ganghofer. Mit Illustrationen von Hugo Engel. 2. Aufl 787
Die Fackeljungfrau. Eine Bergsage von Ludwig Ganghofer. Illustriert von A. Seligmann 787
Aprilwetter. Neue Novellen von Hans Arnold. Mit Illustrationen von Wilh. Schulz . . 787
Wiener Typen. Humoristische Bilder aus dem Wiener Leben von Vincenz Chiavacci . . 787
Märchen von Margarethe von Loga. Mit bunten Bildern von Fritz Grotemeyer 787
Unser Kind. Aufzeichnungen aus den ersten Lebensjahren unserer 788
Sang und Klang. Kleine Lieder von deutschen Dichtern mit neuen Weisen zum Singen und Spielen von Friedrich Zimmer. 2. vermehrte Aufl. 788
Pharus am Meere des Lebens. Anthologie für Geist und Herz aus den Werken der Klassiker aller Zeiten. Nach den Materien geordnet und herausgegeben von Carl Coutelle, durchgesehen, berichtigt und ergänzt von Friedr. Bodenstedt. Neue Folge. 12. Aufl 788
Meine Frau und ich. Lieder eines glücklichen Ehemannes von Heinr. Reinhard 788
Tennysons Balladen und lyrische Gedichte. Übertragen von Sophie von Harbou 788
Lieder eines Taubstummen 788
Der blinde Musiker. Eine novellistische Studie von Wladimir Korolenko. Aus dem Russischen von H. Rasel 789
Lieder aus Schwaben. Von Wilh. Elwert. 3. Aufl. 789
Lazare, komm heraus. Eine Erzählung aus Christi Tagen. Aus „Come forth“ von El. St. Phelps und G. Ward frei übertragen von M. v. K. 789
Der Deutschen Jugend Schatzkästlein. Neue Märchen, Fabeln, Sprüche und Rätsel, nebst 50 neuen Kinderliedern und Gebeten von Dr. Otto Weddigen. Mit Holzschnitten, einer Chromolithographie und Lichtdruckbildern von O. Dinger u. a. 789
Der Himmel auf Erden. Ein Merkbüchlein fürs Eheglück von Ebeling Fildhds. Mit Zeichnungen nach Martin Ränike 789
Das Gymnasium zu Stolzenberg. Novellen von Hans Hoffmann. 2. Aufl. 790
Von Frühling zu Frühling. Bilder und Skizzen von Hans Hoffmann. 2. Aufl. 790
Landsturm. Von demselben. 2. Aufl. 790
Gesammelte Dichtungen von Eduard Paulus . 790
Das Sternenzelt. Von Prof. Dr. Carl Titus . 790
Trowitsch Damenkalender auf 1894 790
Damen-Almanach. Notiz- und Schreibkalender für 1894 790
Volkskalender, 1894 790
Volksbote. Ein gemeinnütziger Volkskalender auf das Jahr 1894 790
Deutscher Schülerfreund. Herausgegeben von Dr. Koch. 18. Jahrgang 790
Jahrbuch für Schülerinnen. Herausgegeben von demselben. 17. Jahrgang 790
Jugendkalender für 1894 790
Märchenschatz Neue Märchen von W. Helmar . 858
Jugend-Gartenlaube. Farbig illustrierte Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend 858
Aschenbrödel. Aus dem Pensionsleben. Erzählungen für erwachsene Mädchen von Elisabeth Hoffmann 858
Kinderlieder. Von Julius Sturm 858
Marie von Moltke. Ein Lebens- und Charakterbild. Von F. v. B. 858
Rotes und blaues Blut. Von Heinrich von Reder 859
Lyrisches Skizzenbuch. Von demselben . . . 859
Neues Theater von Hans v. Hopfen 859
Schlummere Schwert, unter Myrten. Neue Gedichte von Oskar Linke 859
Letzte Grüße aus Stiftingshaus. Lyrischer Nachlaß von Robert Hamerling. Herausgegeben von Oskar Linke 859
Brevier und Fidel. Neue Gedichte von Anton Ohorn 859
Der Zeitgeist in Deutschland, seine Wandlung im 19. und seine mutmaßliche Gestaltung im 20. Jahrhundert. Von Dr. Ernst Schultze 859
Deutsche Kulturbilder aus sieben Jahrhunderten. Von Dr. Jul. Bintz 859
Frauenwille. Erzählung von Max Dreyer . . 859
Elfenreigen. Deutsche und nordische Märchen. Der Jugendwelt gewidmet von Villamaria 860
Sylvesternacht. Romantische Erzählung von Olga Arendt 860
Deutsch-nationale Märchen für die politische Kinderstube von Karl Pröll. 4. Aufl. 860
Vergessene deutsche Brüder Von demselben. 3. Aufl. 860
Meyers Konversations-Lexikon 861
Der Harz in Bildern. Dichtung von Frida Schanz 924
Baltisches Dichterbuch. Von Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß 925
Jugendbibliothek. Von Ed. Trewendt 925
Zur rechten Zeit gerettet. Von H. B. Hammer. 925
Jacob Held, der Lehrling des Wildschützen. Von H. Grosch 925
Aus dem Leben. Von Hedwig Braun 925
Der Geigersepp und sein Engel. Von B. Clement 925
Henzi und andere Humoresken. Von Viktor Blüthgen 925
Auf weißen Flügeln. Von A. F. Dudokvan Heel 925
Trewendts Volkskalender und Trewendts Hauskalender. 926
Andachtsbuch eines Weltmannes. Von Otto von Leirner 926
Gottes Herrlichkeit in seinen Werken. Von Dr. Albert Werfer 926
Vestigia Leonis. Von Richard Nordhausen . . 926
Sempach. Von Gust. Adolf Erdmann . . . 926
Der Wahrheitspfad. Von Carl Eugen Neumann 926

Vermischtes.

Vom Dichter der „Wacht am Rhein“ 141
Zu einer Dame 216
Über eine klatschsüchtige Dame 216
Dienstmädchen beim Antritt. 359
Ein junger Gutsbesitzer 359
Eine alte Dame 359
Anzeigen aus kleinen russischen Zeitungen . . 430
Kinder-Pflegerinnenschulen 718
Ein Cedernwald in Deutschland 791
Ein ungalantes Gesetz 863

Briefkasten.

Seite: 143, 216, 288, 359, 431, 504, 648, 792, 864, 927.

Digitized by Google

Deutsche Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 1.

Kloster Lugau.

Roman

von

Wilhelm Raabe.

Erstes Kapitel.

Weiter und weiter verbreitete sich das Gerücht, „Horatio" sei wieder in Wittenberg. Seit acht Tagen schon sei er wieder in Wittenberg.

Anfangs hatten weder die Stadt, noch die Universität es glauben wollen. Als jedoch sein Diener Mamert in den Gassen gesehen worden, als seine Hauswirtin ausgefragt worden war, stellten sich sowohl die Stadt wie die Universität auf die Zehen, und beide warteten gespannt auf des Herrn Hofrats, Doktors der Weltweisheit und Hauptmanns der Landwehr, Franz Herbergers erstes Wiedererscheinen in der Gesellschaft und in der gelehrten Welt. Sie hatten eine ziemliche Zeit darauf zu warten und wurden leider von ihm — „Horatio" — nicht gefragt, ob ihnen das recht sei oder nicht; ob ihnen solches beschwerlich falle oder nicht.

Daß kein kleiner Mann zurück und auf dem Boden dieser Geschichte eingekehrt sei, geht sogleich daraus hervor, daß wir gezwungen wurden, und zwar von der Universität und Stadt Wittenberg gezwungen wurden, zu seiner Einführung einen sehr großen Mann anzuziehen, den Dichter William Shakespeare, oder vielmehr eine seiner bekanntesten Dichtungen, das Theaterstück Hamlet. Wieso unser Freund zu dem Poeten und der Poet zu ihm kam, das hat eben „Wittenberg" zu verantworten; wir können darob unsere Hände in Unschuld waschen. Eine Hauptperson ist der Hofrat Herberger in diesem Buche, jedoch nicht die Hauptperson, so wenig wie im Hamlet Horatio die Hauptperson ist. Letzterer läuft sogar noch etwas mehr als unser Philosoph nebenher, kann aber doch nicht bei der Sache entbehrt werden, tritt zuerst auf und geht zuletzt mit ab. Ob er auch mit dem Titel Hofrat in Pension und zurück nach Wittenberg ging, sagt Shakespeare uns leider nicht. —

Nun zu den nüchternen Thatsachen! Wir sind nicht in dem Wittenberg des englischen Dichters. Hofrat Doktor Herberger hatte nicht als bewegter Zuschauer, Gespensterseher und stoisch-philosophischer Vertrauter des Prinzen von Dänemark an den Ereignissen in Helsingör teilgenommen. Die Patina der Jahrhunderte hatte sich noch nicht über die „sonderbaren Dinge" gelegt, welche sich da „neulich" an jenem Hofe, dem er als Lehrer und Vertrauter des jugendlichen Erbprinzen nahe stand, zugetragen haben sollten, und natürlich in die Ohren und Mäuler der Leute, und sogar in die Zeitungen gekommen waren. Bis jene mysteriösen Vorfälle aber an ihren richtigen, das heißt wirklich berechtigten Geschichtsschreiber kamen, mußten noch manche Leute kein persönliches Interesse mehr daran haben. Ehe die Archive sich auch hier über die Privat-, Lebens- und Sterbens-Verhältnisse des Königs Horvendillus, Seiner letzthöchstseligen Majestät des Königs Fengo, Ihrer Majestät der Königin Geruthe und Seiner königlichen Hoheit des Prinzen Amleth einem neuen Saxo Grammatikus öffneten, durfte man dreist nicht nur auf das Ablaufen dieses Jahrhunderts (da man schon 1869 schrieb) rechnen, sondern auch noch eines zweiten. Einige der Historiker, Herren wie Damen, der berühmten Universität „Wittenberg", die in diesen Dingen am meisten Bescheid zu wissen behaupteten, (auch wohl schon betreffenden Orts vergeblich angeklopft hatten!) waren sogar der Überzeugung geworden: vor dem Ablauf des einundzwanzigsten Säkulums sei nicht daran zu denken.

Die anderen Leute in der Stadt — nicht bloß die unvernünftigen alten Weiber und die vernünftigen Herren Journalisten — meinten wohl dasselbe, drückten sich jedoch anders aus und seufzten:

„Du liebster Himmel, ja was die Welt so von der Welt zusammenredet! Nicht den dritten Teil soll man glauben von dem, was man hört, oder unter den Neuesten Nachrichten weiter zu geben hat."

Digitized by Google

Dann aber gingen sie hin und schrieben — nein, redeten die exaktesten Abhandlungen über des Tages Geschichten und nahmen es sehr übel, wenn man ihnen Irrtümer in der Auffassung und Darstellung nachwies. Schrieb, das heißt redete man gegen sie, so wehrten sie sich auch und brachten Neues in der Angelegenheit zu Tage, worüber das zwanzigste Jahrhundert vielleicht wirklich das Recht bekam, sich zu wundern, bis tief in das einundzwanzigste hinein, welches dann seinerzeit es noch einmal nachzuweisen versuchen mochte, daß sich die Sache damals doch anders verhalten habe. —

Es wird eben zu allen Zeiten viel unnützes Zeug auf der Erde geschwatzt, und jene fürchterliche deutsch-kleinstaatliche Haupt-, Liebes-, Hof- und Staatsaffäre unter bescheidener und lächelnder Mitwirkung des damaligen Doktors und jetzigen Hofrats Herberger, dem der nicht üble Spitzname „Horatio" darum an der ehrenwerten Persönlichkeit kleben geblieben war, war es wahrhaftig nicht wert, daß ein neuer, tragischer Speerschüttler sich hinsetze und eine neue schaudervolle Historie von Hamlet, Prinz von Denmarke aus ihr zurecht braue. Freilich auf dem Theater hätte sich wohl auch heute noch Geld damit verdienen lassen, und sie wäre sicherlich wie im Jahre 1603 aufgeführt worden, wenn auch nicht durch „Seiner Hoheit Diener" in London und den beiden Universitäten Cambridge und Oxford, jedoch ganz gewiß in Wittenberg und durch den Wittenberger Stadttheaterdirektor und dessen Truppe.

Die Sache war in der That nicht der Rede wert gewesen, und was uns betrifft, so werden wir auch nicht weiter davon reden, als unbedingt nötig ist. Keine Königskrone wechselte darum ihre Besitzer, kein außergewöhnlicher Geist erschien darob bei Hofe, kein Mädchen ging deshalb ins Wasser. Es fielen nur einige Pensionen mehr auf die Hof- und Staatskasse, und gingen einige Personen aus den hohen und höheren Kreisen der kleinen Residenz auf längere oder kürzere Zeit auf Reisen, jedoch ganz behaglich und gutwillig und ohne mit aufgeschlitzten Nasen „verschickt" worden zu sein.

Zu diesen gehörte unser wirklicher Freund, der nicht wirkliche Hofrat Franz Herberger, Horatio genannt in — „Wittenberg".

Zweites Kapitel.

Ein rauher, herbstlicher Wind blies aus Norden her, rüttelte an den Dachziegeln, durchheulte stoßweise die Kamine und brachte dann und wann auch die Fensterscheiben zum Erklirren: die richtige Zeit, um aus einem ofen- und fensterscheibenlosen, schönen Südlande nach Kimmerien heimgekommen zu sein!

Möglicherweise mischten sich schon Schneeflocken in die Regenschauer, die die Gassen von — nun, sagen wir nur Wittenberg! nicht nur von Menschen, sondern auch, vorzüglich in den Rinnsteinen von vielem reinigte, was daselbst ein ungestörtes Stillleben geführt hatte. Es war ein unbehaglicher Abend, und wohl allen denen, die an ihm zu Hause bleiben und im Hause sich behaglich fühlen durften!

Horatio — nein, nennen wir ihn hier nicht noch einmal Horatio! — Hofrat Doktor Herberger durfte beides. Zu dem ersteren berechtigte ihn seine gegenwärtige gänzliche Geschäftsentlastung, sowie das durch seine längere Reiseabwesenheit zur Thatsache gewordene „aus dem Konnex kommen" mit allen gesellschaftlichen und wissenschaftlichen, angenehmen und unangenehmen ortsangehörigen Verpflichtungen und Beziehungen. Zu dem letzteren die volle Sicherheit, „Ophelia", das heißt Gräfin Laura Warberg im Kloster, das heißt im Kloster Lugau, auch behaglich zu Hause und bei guter Laune wissen zu dürfen und — die körperlichen und geistigen Erfahrungen, Stimmungen und Gefühle, die er soeben aus dem schönen Süden nach dem Norden sich mitgebracht hatte.

Dieses allerletzte würde er aber wahrscheinlich nicht zugestanden haben, wenn man ihn darauf angeredet haben würde; denn so etwas thut man nicht gern. Es ist zu angenehm, Leuten, die nicht in Sevilla und Granada, in Messina und Palermo, in Konstantinopel, Tunis, Tripolis, Fez und Marokko gewesen sind, den Mund danach wässerig zu machen. Wir haben einen Verbrecher gekannt, der es vor sich verantworten konnte, durch zwei in einer Reclam-Ausgabe der Goetheschen venetianischen Epigramme plattgequetschter Zanzare, zu deutsch Stechmücken, eine ganze Familie Duderstädter wohlsituierter Optimaten nach der Lagunenstadt zu befördern. Und die Leutchen waren ihm nach der Heimkunft — o so dankbar dafür, und machten, wie sich das von selbst versteht, nachher andere Leute, sogar Verwandte, die in guten Verhältnissen in Heiligenstadt sehr gut saßen, nach dem nämlichen Sumpfvergnügen lüstern. Ach, wie gern benutzt der Mensch seine Enttäuschungen, seinen Erdenüberdruß, sein Elend, alle Stechmücken des Daseins, nicht dazu, um selber besser zu werden und andere zu bessern, sondern nur dazu, seiner Eitelkeit, seiner Ruhmredigkeit frisches Futter in die Krippe zu stecken!

Er, nicht der Mensch an und für sich, sondern als der Mensch Franz Herberger, Hofrat, Doktor der Weltweisheit und königlich preußischer Hauptmann der Landwehr, lag augenblicklich, wie Millionen, Milliarden vergebens zu liegen wünschen, im Hausgewande, geschäftslos, nahrungssorgenfrei im bequemen, wohlgepolsterten Armsessel, den Rücken gegen die verhangenen, wohlverwahrten Fenster, die unruhige Vergangenheit, gewendet, die Beine und Füße gegen das flackernde Ofenfeuer, die gemütliche, gemütvolle Gegenwart und selige, hoffnungsreiche Zukunft, ausgestreckt, ein Bildnis angenehm schaudernden geistigen Wiederkäuens bei wollüstig kitzelndem Sicherheitsgefühl. Ob aber überwundene Reisegenüsse und Beschwerden von naheher, oder eigentümliche Erinnerungen eines, nun, sagen wir, nicht nur in die Wittenberger, sondern auch in die Helsingörer Schicksale und Eskapaden eines verliebt melancholischen Dänenprinzen eingeweihten, gelehrten und zugleich welterfahrenen Bärenführers von Ferne her ihm in der Seele zumeist nachvibrierten: Herberger empfand sich

Digitized by Google

unbeschreiblich wohl und geborgen zu Hause und in Schlafrock und Pantoffeln.

Da er allein zu Hause war und sich gänzlich unbeaufsichtigt, unbeobachtet wußte, brauchte er sich keinen Zwang aufzulegen; des geselligen Tages Komödien vor sich selber weiter zu spielen, lohnte sich kaum. So durfte er gähnen, stöhnen, sich recken, dehnen, sich in seinem Lehnstuhl räkeln, ohne den Meister Petz des Vaters Gellert, den Herrn von Nieß und den Hauptmann Theudobach Jean Pauls, geschweige denn den philosophischen Begleiter des Prinzen Hamlet in seiner Person mit all ihren Lebenskünsten zusammengefaßt in die Behaglichkeit des Abends hineinzuziehen.

Es war wirklich sehr angenehm, sich wieder in Wittenberg zu Hause zu fühlen und alle seine wissenschaftlichen Bestrebungen, einen ruhigen Winter durch, als freier, unabhängiger, weltüberlegener Mann und Herr in den besten Jahren (gerade in der Mitte zwischen dem dreißigsten und dem vierzigsten) von neuem vor sich zu haben. Wie oft hatte er sich das Wonnegruseln dieses Abends, platt zu Schiff auf dem Mittelmeer, tief zu Esel im schönen Spanien und hoch zu Kameel im scheußlichen Afrika ausgemalt?

Nun hatte er es! hatte sein wirkliches Lebenselement wieder und konnte nach Belieben darin sich vom Strome treiben lassen, gegen den Strom ankämpfen, plätschern und tauchen.

Die Lampe auf dem großen, grünbehangenen, mit wohlgeordneten Schriften bedeckten Studiertische (die Wirtin hatte den Auftrag gehabt, in der Abwesenheit ihres Herrn Hofrats Ordnung zu stiften) gab nur ein gedämpftes Licht ab. Ringsum von den Wänden sahen die Tausende der Bände seiner wohlgeordneten Bibliothek aus Schränken und Fächern auf ihn und lächelten über die Jahrtausende, die von den Pyramiden auf einen abenteuernden Militärstrolch und seine stupiden Banden heruntergucken konnten; aber der große Globus im Winkel des Gemaches war nun wirklich wieder eine Welt der Eroberung wert, wenn der Blick des Träumers in Schlafrock und Pantoffeln auf ihn fiel.

In dem ganzen Zimmer befand sich nur ein Gegenstand, den der heimgekehrte Weltwanderer mit dem Blick zu streifen vermied und das war dem äußeren Anschein nach ein sehr harmloser und noch obendrein sehr hübscher. Nämlich ein italisches Kunstwerk, eine Schale von florentiner oder römischer Arbeit in Goldbronze: eine Schale, um die sich ein geistvoller, aber freilich etwas üppiger Bacchuszug, mit seinen Panthern, Nymphen, Faunen, Satyrn in allen naiven Bocksprüngen der angeheiterten Gesellschaft schlang. Hofrat Doktor Herberger pflegte ihr seine laufende Tageskorrespondenz, die Visitenkarten angenommener oder abgewiesener Besucher anzuvertrauen, und seine Hauswirtin war beauftragt gewesen, alles in dieser Hinsicht während seiner Abwesenheit Einlaufende mit möglichster Schonung ihrer eigenen Wißbegierde in ihr niederzulegen.

In seiner diesmaligen Abwesenheit war mancherlei eingelaufen. Die Schale quoll über, und eine ziemliche Anzahl der mehr oder weniger zierlichen Dokumente war über den Rand gerutscht und bedeckte den Tisch rundumher.

„Das macht, weil der Herr Doktor so viel Liebe und Verkehr hier bei uns in der Stadt unter den Leuten haben," meinte die Wirtin, und sie hatte wahrlich nicht unrecht.

Drittes Kapitel.

Als der damalige Doktor der Philosophie Franz Herberger seinen Erbprinzen „auf Universitäten" begleitete, um nach dem Willen des Schicksals am hiesigen Ort für sein späteres Leben Wurzel zu schlagen, hatte sowohl die Universität wie die Stadt den gesellschaftlichen Zuwachs sofort nach vollem Wert zu würdigen gewußt. War Seine Hoheit entzückend, so war der gelehrte Bärenführer wirklich bezaubernd liebenswürdig gewesen. Und dazu mit einem „anerkennungswerten, wissenschaftlichen Fundament"! Daß sich ihm in seiner Stellung die besten Häuser erschlossen, wollte nichts sagen; daß sich aber auch die Herzen ihm öffneten, war von Bedeutung — für uns. Wenn er damals den Herrn von Nieß vielleicht ein wenig zu sehr agierte, so hat dieses heute nichts mehr auf sich: Hofrat Herberger führt jetzt seinen hinter vorgehaltener Hand geflüsterten Wittenberger Namen „Horatio" nicht ohne ernsten Grund. Franz Herberger hat lange genug in der Welt gelebt und tief genug in sie hineingesehen, um sich ruhig in dem lieben Neste Wittenberg von allen Shakespeare-Kennern und -Kennerinnen hinterm Rücken Horatio nennen zu lassen. Es knüpfte sich an das Wort doch ein Respekt, der seinen letzten Grund nicht bloß in seinen noch möglichen Verbindungen bei Hofe, seinem Rang und Titel und noch weniger seinem „doch etwas dilettantischen" Gelehrtentum hatte, sondern in einem wirklichen Wert des Mannes selbst haftete. Darüber aber hier weiter zu reden, ist unnütz: wenn sich das nicht von selber ausweist, ist der ganze Kerl doch nichts wert — weder litterarisch, noch gesellschaftlich.

Nun, der damalige, hier in Betracht kommende Thronerbe hatte längst seinen Frieden mit seinem Herrn Oheim gemacht — Gift war damals auch genug in die Ohren geträufelt worden, aber die fürchterlichen Konsequenzen wie in Helsingör hatte es in *** nicht gehabt. Polonius war immer noch Hausminister und es wird sich ausweisen, daß wir ihn als solchen fürs erste noch lange nicht entbehren können. Excellenz saßen, was der ruhige Bürger „recht wohlbehalten" nennt, hinter den Tapeten und dachten noch lange nicht daran, eine Gesellschaft politischer Würmer bei sich zu Tisch zu laden und für das Menu persönlich aufzukommen. Ophelia war nicht in ein feuchtes Grab hinabgesunken, nachdem ein „falscher Ast" unter ihr gebrochen war, wie die Welt in Wittenberg meinte.

Um ihre welken Kränze an dem gesenkten Zweige aufzuhängen, sollte sie, wie gleichfalls die Welt in Wittenberg meinte, etwas zu hoch gestiegen sein.

Digitized by Google

Daß die Komtesse aber den Hof verlassen hatte und sehr wohlbehalten in Kloster Lugau saß und an ihrer Anlage zum Feitwerden (wie sich Hof und Stadt sehr geschmackvoll, liebenswürdig, geistreich und wahrheitsgetreu ausdrückten) ganz behaglich weiter bildete, ist eine Thatsache, an der wir die Leser späterhin gern noch genauer teilnehmen lassen dürfen. Vorerst genügt in dieser Hinsicht die Notiz, daß sie in fortwährenden Korrespondenz mit Ho — nein, sagen wir jetzt hier nicht so, sondern sagen wir: mit dem Doktor der Philosophie Franz Herberger stand. Sie bediente sich bei ihrem Briefwechsel mit dem Säkulum und also auch dem Doktor Herberger ruhig der gewöhnlichen Post und der üblichen Postwertzeichen. Es war durchaus leider nichts Geheimnisvolles, Verstecktes dabei.

„Es freut mich sehr, Dich demnächst wieder in Wittenberg und also auch in meiner Nähe zu wissen, lieber Freund," hatte sie neulich noch nach Paris geschrieben, und nichts hindert uns, ihre Freude zu teilen, ja, sie im noch höheren Maße zu empfinden: wir haben den Mann ja bereits wieder in Wittenberg und nicht nur in der Nähe, sondern vollständig auf dem Halse! Damit tritt denn aber auch die Antwort verlangende Frage an uns heran: Was konnte einem solchen Mann in und an Wittenberg eigentlich interessant sein außer dem Gefühl, sich wieder, irgendwo wenigstens verhältnismäßig, zu Hause zu fühlen? Gottlob ist die Beantwortung leichter als sie scheint: Die ganze weite Welt mit allen ihren Wundern konnte ihm das nicht bieten, was ihm diese mittlere Provinzialstadt und große deutsche Universität vollauf gewährte: Befriedigung seines Kleinkrämertums und seines Weltbürgersinns, seiner persönlichen Eitelkeit und seines philosophischen Strebens nach vollkommener Loslösung von den Dingen der Zeitlichkeit, kurz seiner Dummheit und Klugheit, seiner Thorheit und Weisheit. Noch kürzer: Er konnte nirgends in der Welt, weder in Kopenhagen, noch in Berlin, weder in London, noch in Rom und Paris so sehr als sein eigener persönlicher Narr sich über die anderen erheben als wie hier. So sagte er wenigstens; wir aber wissen es besser und sagen, die Nähe von Lugau war's, die ihn nach Wittenberg zog. Und nun, da wir so weit mit ihm sind, können wir denn ihn, mit einem bequemen Hinüberlegen im Lehnstuhl und einem leichten Gähnen die Hand nach der Goldbronzeschale auf dem Tische ihm zur Seite, das heißt also nach der während seiner Abwesenheit eingelaufenen Korrespondenz, ausstrecken lassen. Sein früherer hoher Zögling würde wahrscheinlich geraten haben: „Doktor, wollen Sie wirklich keine Waffen nehmen gegen diese See von Plagen? Ich an Ihrer Stelle würde die ganzen Chikanerien unbesehen in den Ofen stecken." Aber wenn die hohen Herrschaften so sein dürfen, so dürfen die großen Philosophen um so weniger so sein.

Der Doktor griff nach dem nächstliegenden Blatt und wurde sofort dafür belohnt.

Eine Schusterrechnung! — Wie wohl das that, als wirklicher Prinzenerzieher außer Dienst und Hofrat Herberger sich noch fest auf den Füßen, forsch in den Stiefeln als rüstiger Fußgänger fühlen zu dürfen!

Eine Nummer des illustrierten Witzblattes von *** unter Kreuzband: Horatio-Herberger zwischen die im Grabe Ophelias sich in den Haaren habenden Herren Hamlet und Laertes eine Gießkanne ausleerend. Unter dem drolligen Bilde die Legende: „Die Philosophie eines Bewußten".

„Sie schlagen lustig an auf falscher Fährte. Verkehrt gespürt, ihr falschen Dänenhunde! Ein veraltetes Citat zu einer veralteten dummen Niederträchtigkeit!" sagte Franz, in vollkommener Sicherheit in Wittenberg. „Verstellte Handschrift des Absenders; aber sicherlich ein sehr guter alter Freund."

Er schob das Blatt nicht in den Ofen und bewies dadurch wieder sehr, daß er seines hohen Scherznamens in Wahrheit nicht unwürdig sei.

In den Ofen steckte er dagegen dann mit verächtlichem, dann mit behaglichem Lächeln eine ganze Serie von Zuschriften und Zusendungen, in die uns kein Einblick verstattet worden ist. Er mußte es ja wohl wissen, warum er das that; wir wissen es nicht, und können nur aus eigener Erfahrung sagen, daß es verdrießlich ist, den Raum beengt und das freie Atemholen hindert, wenn die Makulatur des Lebens sich zu sehr um einen her anhäuft und man nichts dagegen thut.

Nun wog der behagliche Träumer eine Sendung, die gleichfalls unter Kreuzband gekommen war, in der Hand. Eine Abhandlung mit Widmung des Verfassers, Professors Doktor Nachkauer: Dilucidationes philosophicae de deo, anima humana, mundo et generalibus rerum affectionibus.

In den Ofen? Bei den unsterblichen Göttern nicht! Was, wovon der würdige Verfasser selbst keine Ahnung gehabt hatte, konnte man hier in gegebenen Stunden zwischen den Zeilen finden, wenn man selber so sehr über Gott, die menschliche Seele, die Welt u. s. w. sich zu dilucidieren das heißt aufzuklären gesucht hatte, wie der Doktor Franz Herberger? Welche dilucida intervalla, helle Minuten, lichte Augenblicke vielleicht demnächst im Laufe des Winters, wenn in der Wittenberger Gesellschaft ein Engel durch das Zimmer ging, und der Satan die Gelegenheit benutzte, sich belehren zu lassen und also das Gespräch auf alles dieses brachte!

Der Philosoph am Winterofen blätterte sich schon jetzt in das Buch hinein, es war ihm immer noch interessanter als den Inhalt der Bronzeschale mit dem Satyrzug weiter zu durchstöbern, und auch uns kann das angenehm sein. Auch wir kommen dadurch über die Aufgabe hinweg, ihm dabei über die Schulter sehen zu müssen — im Interesse unserer Leser und Leserinnen. Dafür sorgte das Schicksal schon, daß den letzteren das Interessanteste für sie in dem entzückenden Gefäß nicht entging.

Nach einer Viertelstunde des Blätterns warf der weltweise Hofhauslehrer außer Dienst die lichten Augenblicke des Professors Nachkauer mit solcher Wucht physisch und psychisch verdunkelten Selbstbeherrschungsvermögens auf den Tisch, daß die Schale umfiel, über die Platte rollte und einen großen Teil

Digitized by Google

ihres Inhalts nun auch über den Fußteppich verstreute.

Ein zierliches Couvert, das ihm eben angezogenes Schicksal dicht vor den türkischen Pantoffeln niedergelegt hatte, nahm der Hofrat noch selber auf. Dann aber klingelte er und seufzte:

„Suche doch den Wust mal wieder zusammen, Mamert."

Ein Dokument aber, welches er in der Hand hat, besieht auch der weltgleichgültigste Philosoph, ehe er es beiseite legt zu dem übrigen ihn weiter nichts Angehenden. Horatio that so mit dem Umschlag in Querkleinfolio, zog eine goldgeränderte Doppelkarte, eine Verlobungsanzeige hervor und hätte nun den seine Papiere zusammensuchenden treuen Diener vom Erdboden aufleseu können. Im jachen Emporspringen hatte er seinen Mamert so über den Haufen gestoßen, daß der Ahnungslose sich auf dem glücklicherweise weichen Smyrnateppich dreimal überkugelte: Die selige Verkündigung aber lautete bloß:

Auf der einen Seite:

„Die Verlobung unserer Tochter Eva mit dem Dr. philosophiae Herrn Eckbert Scriewer beehren wir uns ergebenst anzuzeigen.

Professor der Gottesgelahrtheit,
Ober-Konsistorialrat Dr. th. Martin Kleynkauer
und Frau Blandine geb. Husäus."

Auf der andern Seite:

„Meine Verlobung mit Fräulein Eva Kleynkauer, Tochter des Herrn Professors der Gottesgelahrtheit Ober-Konsistorialrat Dr. th. Martin Kleynkauer und Frau Gemahlin Blandine geb. Husäus beehre ich mich ergebenst anzuzeigen.

Im September 1869.

Dr. phil. Eckbert Scriewer."

„Auch die noch! Mein Maienglöckchen!" stammelte der Doktor der Philosophie Herberger poetisch. „Mein Maienglöckchen auch nach Lugau?" stammelte er nicht nur poetisch, sondern auch verblüfft-wütend.

„Um so poetischer, weil verblüfft; um so verblüffter, weil poetisch-wütend; also, da Kürze des Witzes Seele ist — außer sich vor erstauntem Verdruß oder verdrießlichem Erstaunen," würde Polonius (an dieser Stelle nicht Seine Excellenz, der Herr Minister des Hauses und Vormund der Klosterschwester Laura Warberg im Kloster Lugau) gesagt haben.

„Fliegenpapier und kein Ende!" ächzte der Hofrat. „Ich habe Dir doch nicht weh gethan, Mamert? Dieser Mensch — unser Herr Doktor Scriewer hat sich nämlich mit unserer Eve — ist mit Fräulein Eve Kleynkauer verlobt worden."

„Der Herr Doktor haben mir durchaus nicht weh gethan, und der junge Herr sind mir schon in der Gasse begegnet mit dem Fräulein am Arm und haben es nur noch nicht gewagt —"

„Mir noch einmal mit einem Katzenbuckel auf die Bude zu rücken? Mein blonder Eckbert! Der blondeste aller Wittenberger Streber! Aber das hat nur die alte Kleynkauer angerichtet. Welch ein Verdienst sich derjenige erwürbe, der dem Weib die Hosen aus und sie ihrem Mann anzöge!"

„Der Herr Professor sind mir auch hinter der Universitätskirche begegnet und lassen den Herrn Hofrat höflichst bitten, der Frau Gemahlin und ihm doch ja die Ehre Ihrer Gegenwart morgen abend bei der gewohnten musikalischen und wissenschaftlichen Abendunterhaltung zu schenken."

Für einen Mann, der nie Fortunens Griff als Pfeife diente, und dem es einerlei war, ob er vom Geschick einen Kuß oder einen Rippenstoß bekam, zeigte Franz Herberger eine sehr unstoische Aufregung. Weshalb — wird sich ja nach und nach zeigen.

„Lebt denn die Tante Euphrosyne noch, Mamert?" fragte er nach einer Weile.

„Ich glaube, ich habe Fräulein auf dem Universitätsplatze nach gewohnter Weise an ihrem Fensterplatze gesehen."

„Besitze ich noch einen Frack?"

Auf diese Frage antwortete Mamert nur durch verwundert-entrüstetes Aufrücken seines ganzen oberen Menschen.

„Wir waren doch neulich noch in den Tülljerien!"

„Dann klopfe ihn aus, und — hörst Du — wenn Du ihn finden kannst, lege auch meinen Elefantenorden zurecht. Vor allen Dingen werde ich der Tante Euphrosyne morgen früh einen Besuch machen."

„Im Frack und mit dem Elefantenorden?"

„Dummkopf!" sagte Franz Herberger.

Viertes Kapitel.

Oberkonsistorialrat, Professor Doktor Kleynkauer und Gemahlin hatten ihren festen Abend, und die Universität durch alle vier Fakultäten, sowie die hohen Behörden und sonstigen Würdenträger der Stadt samt ihren Damen, waren nie auf einen solchen Abend bei Kleynkauers so gespannt gewesen als diesmal. Hofrat Herberger war am Morgen in den Gassen gesehen worden (er hatte die Tante Euphrosyne besucht), und hatte in dem Hause des großen Theologen zugesagt. In jeder gesellschaftlich dazu berechtigten Familie war heute nur davon die Rede gewesen, soweit es das allgemeine Menschengeschick, welches keine Gesellschaftsgrenze anerkennt, es zuließ. Und wie das allgemeine Menschengeschick hatte auch das Wetter keine gesellschaftlichen Rücksichten genommen: es hatte sich nicht gebessert; es war schlechter geworden.

Schnee war der Jahreszeit angemessen gefallen, hatte aber seinen Rangstreit mit dem Regen auch durchfechten müssen und noch den Kürzeren gezogen; das Resultat war natürlich, was die Straßenübergänge anbetraf, das Chaos gewesen, ehe die Veste oberhalb sich von der unterhalb schied. Die Damen des Vorwinters Achtzehnhundertneunundsechzig in ihren damaligen Krinolinen, hatten wohl das Recht, hier den Übergang über die Beresina, dort durch das, wenn nicht rote, so doch schwarze Meer zu einer Ansprache an die männliche Begleitung zu verwerten. Wie das Weib sich aufopfert, das weiß jedermann, der eins hat, uud dem es auch bei solcher Ge-

Digitized by Google

legenheit nicht vorenthält, daß es sich wieder einmal aufopfert.

Die Gesellschaft war versammelt, Oberkonsistorialrat Doktor Kleynkauer die Liebenswürdigkeit selber. Der Thee wurde herumgereicht, die Frau Oberkonsistorialrätin reichte sich, so zu sagen, mit ausgebreiteten Händen selber herum. Sie waren alle da, auch der glückliche, junge Verlobte Doktor Scriewer.

„Wo ist denn aber Evchen?“ fragten die jungen Damen des Kreises, und der Wirkliche Geheime Hofrat und Professor der Staatswissenschaften Doktor von Audouard, den der jüngere Kollege nicht am Knopfloch, sondern an seiner mittelstaatlichen, politischen Überzeugung festgehalten hatte, meinte wohlwollend:

„Sie treffen ganz meine Meinung in Hinsicht auf die Triasidee von Fünfundsechzig, und Professor Gervinus in Heidelberg hat mir neulich ganz in demselben Sinne geschrieben; aber Sie sollten sich in der That einmal nach Ihrem lieben Fräulein Braut umsehen, Herr Doktor. Man scheint das liebe Kind allmählich fast so sehr zu vermissen wie Ihren verehrten Gönner, den Herrn Hofrat Herberger, der uns auch ein wenig länger auf sich warten läßt, als mir allgemach höflich dünkt.“

„Ich werde Mama sogleich fragen, ob Herr Doktor Herberger vielleicht hat absagen lassen, Excellenz; und meine Braut — ja aber, bester Papa, wirklich, wo bleibt denn Eva?“

Die letztere Frage war natürlich an den Schwiegervater gerichtet, der schmunzelnd aus einiger Entfernung der Unterhaltung seines Schwiegersohnes mit dem Großwürdenträger der Universitas litterarum genau zugesehen hatte, ohne jedoch sonst wen von Bedeutung an seinem gastfreien Herde aus den Augen zu verlieren. Wir lassen aber alle diese freundschaftlichen, höflichen, zärtlichen und besorgten Fragen auf sich beruhen. Das kleine Mädchen wird sich ja wohl noch anfinden, und jetzt genügt es, daß Mama gesagt hat:

„Sie hat ihr gewöhnliches Kopfweh; ich weiß aber wirklich nicht, wie das Kind jetzt mehr als sonst dazu kommt. So kannten wir das doch früher nicht an ihr. Nun, ich hoffe, das arme Lämmchen doch noch zu uns holen zu können. Ein wenig Zwang schadet da ja auch wohl nicht, nicht wahr, bester Medizinalrat?“

Der Medizinalrat und Hausarzt der besten Gesellschaft von — nun, sagen wir: von Wittenberg, hatte einen Blick über den Kreis seiner Gönnerinnen und Klientinnen hingleiten lassen, den Hippokrates von Kos wohl noch nicht nach seiner ganzen Feinheit würdigen konnte, aber Doktor Claudius Galenos in Rom des dritten Jahrhunderts wahrscheinlich sehr; und dann hatte er, Medizinalrat Doktor Roßmeister, gelächelt:

„Mit Maß und — immer den Umständen angemessen, Gnädigste. Die Tante Euphrosyne —“

„Rät einen Sommeraufenthalt in Kloster Lugau an; ich weiß das. Aber mein Mann würde lieber wieder nach Baden-Baden gehen. Was raten Sie, bester Medizinalrat?“

Der beste Medizinalrat lächelte, wie er bei solchen Gelegenheiten zu lächeln pflegte; aber diesmal ins Leere hinein; denn die Frau Oberkonsistorialrätin lächelte auch, aber nicht ins Leere. Mit ausgebreiteten Händen rauschte sie dem Eingang des Salons zu, wo sich bereits eine Gruppe um den letzten Gast des Abends gebildet hatte. Hofrat Doktor Herberger war in der Wittenberger Gesellschaft von 1869 auf unhörbaren Sohlen erschienen wie der Graf von Monte Cristo in der Pariser Gesellschaft von 1844. Wie aber dieser Mann zu dem Spitznamen „Horatio“ gekommen war, mußte jedem unbegreiflich erscheinen, der von so weit herzugereist kam, daß er wohl Shakespeare, aber nicht tagesläufige deutsche Hof- und Hinterhof-Geschichte und Geschichten kannte. Horatio hatte in seinem ganzen Leben nicht so liebenswürdig gelächelt wie Franz Herberger eben bei Wiederbegrüßung seiner alten, lieben Freundschaft und Bekanntschaft von Stadt und Universität XXX: geben wir ihnen an dieser Stelle den nom de guerre Wittenberg lieber nicht. Was der Lauf der Zeiten, und darin insbesondere das neunzehnte Jahrhundert dazu thun konnte, daß er nicht mehr paßt, ist geschehen.

Ein Geflüster ging herum: „Wie interessant! — wie bleich er aussieht! — Bleich? aber ganz und gar nicht, Beste. Im Gegenteil, ich finde, daß er korpulent geworden ist und sehr wohl aussieht! — Welchen Orden trägt er denn da? Den Elefanten? Dann ist es ja doch richtig, daß ihn sein Hof durchaus nicht hat fallen lassen — daß ihn sein Verhältnis zu der Komtesse in Lugau durchaus nicht — stille doch, er spricht ja! Was hat er gesagt?“

„Ich bringe Ihnen leider ein recht unangenehmes Wetter mit, meine Herrschaften,“ hatte er gesagt, und jetzt sprach er weiter und bemerkte: „Es windet, regnet und schneit draußen, daß kaum ein Durchkommen ist. Siehe da, Professor Bellmann! Auch wieder aus Hannover zurück? Ja, ja, dieser gute, alte Ort läßt den so leicht nicht wieder los, welchen er einmal gefesselt hat! ... Gnädige Frau, wer würde nicht allen Unbilden der Erdenwitterung trotzen, um einen Abend, wie Sie ihn uns hier zu bieten verstehen, nicht zu versäumen!“

Das letzte Wort war natürlich an die Hausfrau gerichtet.

„O, Sie Böser! Haben Sie uns denn Ihre ganze Ironie mit heimgebracht, lieber Doktor? Aber warten Sie nur, warten Sie! Was unter den Palmen an Ihnen versäumt worden zu sein scheint, das kann hier unter den Eichen und Tannenbäumen noch nachgeholt werden: Sie sollen uns nicht ungestraft ausgehen, bester Herr Hofrat! Doch nun vor allen Dingen: Sie haben alle Ihre Freunde in der großen Welt wohl verlassen?“

„Nun, den Umständen nach. Jedenfalls freue ich mich, alle meine hiesigen Gönnerinnen und Gönner, Freundinnen und Freunde in erwünschtem Wohlsein noch beisammen zu finden. Aber wo ist denn Fräulein Eva? Siehe da, Doktor Scriewer! Wie gern möchte ich Eltern und Kinder hier jetzt vollständig beisammen haben, um allen zugleich meine gehorsamsten Glückwünsche zu Füßen legen zu können.“

Digitized by Google

„Zu Füßen legen, bester Hofrat? Eckbert, finden Sie mir das rechte Wort für Ihren Herrn Gönner. Ja, Sie treten in dieser Hinsicht in ein glückliches Haus, Herr Hofrat. Martin, Du solltest Dich aber jetzt wirklich einmal nach unserer Kleinen umsehen und sie auf ihre Pflichten gegen unsere lieben Gäste aufmerksam machen. Mein teurer Herr Doktor Herberger, seit das Mädchen verlobt ist, habe ich alle Autorität über sie verloren: fragen Sie nur Ihren jungen Freund, unsern guten Eckbert!"

Eckbert Scriewer verbeugte sich vor seinem Herrn „Gönner", wie man sich eben vor einem solchen in Erwartung alles menschenmöglich Freundlichen und Nutzbringenden verbeugt. Sonderbarerweise aber sah Doktor Franz Herberger über den Scheitel, die Schultern und das übrige geneigte Körperliche des hoffnungsreichen jungen Mannes hinweg und widmete sich ganz der Gesellschaft, leider freilich nicht in der Art, wie sie es wünschte und erwartete.

Die Gesellschaft verlangt immer ihr Recht. Gewöhnlich bekommt sie es auch. Hier und diesmal aber bekam sie es durchaus nicht. Wenn sie in Handschuhen, Toiletten, Mietwagen und dergleichen für den heutigen Abend über ihre Verhältnisse hinausgegangen war, so mochte sie zusehen, wie sie auf ihre Kosten kam. Horatio half ihr nicht dabei. Horatio äußerte sich über die jetzigen Verhältnisse am dänischen Hofe in keiner Weise. Und wie sich der regierende Herr in *** mit dem Herzen zu den jetzigen deutschen Zuständen nach Sechsundsechzig und dem norddeutschen Bunde stelle, erfuhr man viel besser aus den Zeitungen als von ihm, dem vormaligen Mentor seines jungen, liebenswürdigen Thronfolgers. Daß dieser Mann nicht bloß Gelehrter — Philosoph war, sondern auch Diplomat sein konnte, ging zur Evidenz daraus hervor, daß er allen mehr oder weniger verblümten Fragen und Anspielungen dadurch auf die leichteste Weise auswich, daß er ununterbrochen selber fragte und selber anspielte. Er nahm ein solches Interesse an Wittenberg, jedem Wittenberger und, vor allem, jeder Wittenbergerin, daß es vollkommen unmöglich war, ihm mit solcherlei Nachforschungen, wie er sich schnöde nachher seinem Mamert gegenüber, aber vor sich selber, ausdrückte: auf die Pelle zu rücken. Und am Ende war es ja auch richtig: er kam ja gegenwärtig mehr von den Pyramiden als aus Kopenhagen, brauchte gar nicht zu wissen, wie es augenblicklich in Helsingör aussah und wie sich die Königin Sophia der Niederlande zu dem Verkauf von Luxemburg gestellt habe und Mecklenburg-Strelitz zu Otto von Bismarck sich stelle und Wittenberg zu den Göttinger Sieben von Achtzehnhundertsiebenunddreißig und Professor Gervinus zu dem Jahr Achtzehnhundertsechsundsechzig. Sie hätten sonst wenig dagegen einzuwenden gehabt, die ortsangehörigen Desdemonen, ihn von seinen Reisen erzählen zu hören; aber an diesem Abend wäre ihnen ein Wort über die Komtesse Laura Warberg in Lugau doch lieber gewesen. Den Gipfel der Rücksichtslosigkeit erkletterte er, als er anstatt von Lugau von seinem Aufenthalt in Tunis zu erzählen anfing, wissenschaftlich wurde und die Universität nicht von Seiner Hoheit, dem einstigen Kommilitonen, sondern von Seiner Hoheit dem Bey grüßte, auf Karthago überging und weniger das Verhältnis von Elissa zu dem frommen Äneas mit den Damen erörterte, als sich mit dem gräßlichen Langeweiler, dem alten Doktor Bogatzky darüber verwickelte, ob die bei Sidi bu Said und Duar el Schat noch vorhandenen schönen Reste (nicht von der Königin Dido und dem Sohn der Venus!) noch der alten Stadt oder der römischen Neugründung Junonia zuzurechnen seien. Dazu war man denn doch wahrhaftig nicht heute abend zu Kleynkauers gekommen! Bei Mylitta (hier ja nicht Melitta!) der zweifellosesten weiblichen Gottheit der Vergangenheit, das brauchte sich doch Keine in der Gegenwart gefallen zu lassen! Und doch — dies Wittenberger Gemisch von Petz, Theudobach und Seiner dänischen Hoheit Bärenführer Horatio, Franz Herberger, bekam *seinen* Willen, und die Gesellschaft von „Wittenberg" nichts aus ihm heraus. Es blieb nichts anderes übrig, als sich mit der frohen Gewißheit zu begnügen, den interessanten Mann wieder unter sich zu haben, wozu sich jede einzelne Dame noch mit der besonderen Gewißheit trösten durfte, daß es ihr demnächst im tête-à-tête unbedingt gelingen werde, heraufzuholen, was die Gesamtheit tief auf dem Grunde dieser „melancholischen Seele" heute abend lassen mußte. Ach, wenn sie gewußt hätten, welch einen Heiterkeitskitzel dieser Ritter des Elefantenordens neben einem ausgesprochenen Gähnen zu unterdrücken sich bemühte, sie würden ihn sicherlich einen Dickhäuter genannt haben. Sie ahnten es nicht, und so meinten sie nur:

„Unser Herr Hofrat scheint doch noch recht ermüdet von seinen Weltfahrten nach dieser großen Katastrophe in seinem Dasein zu sein."

„Fräulein Eva! Evchen, da bist — da sind Sie ja endlich!" rief aber ganz kurz darauf der interessanteste Weltmann und Gelehrte von Stadt und Universität Wittenberg sehr lebendig, und Professor Doktor Kleynkauer lächelte:

„Ja, Verehrtester, ich habe sie in ihrem Winkel aufgestöbert. Sie behauptete, ihr jetzt gewöhnliches Kopfweh zu haben, und ich behauptete, man wisse seit geraumer Zeit im Hause, daß es keinen besseren Heilkünstler für sie gebe als unsern Herrn und Freund Herberger. Hoffentlich behalte ich wieder recht, teurer Hofrat!"

„Hoffentlich," sagte der Doktor bei sich.

„Ja, fühlen Sie dem Geschöpfchen nur den Puls, Sie großer Heilkünstler," flötete die Frau und Mutter des Hauses. „Eckbert, so kommen Sie doch her! Sehen Sie, lieber Hofrat, da haben Sie nun unser Turteltaubenpärchen, das sich während Ihrer Abwesenheit für Zeit und Ewigkeit zusammengefunden hat."

Der Hofrat hielt immer noch die Hand des jungen Mädchens. Jetzt faßte er fester zu und fühlte ihr wirklich nach dem Puls und versuchte ihr auch in die Augen zu sehen, aber das gelang ihm nicht.

„Sie wissen, Kindchen. daß ich Sie lieb habe, und Ihnen alles Gute gönne," sagte er.

„O!" sagte Evchen.

„O, und Sie kennen ja die Verehrung, mit welcher unser Sohn Scriewer an Ihnen hängt und

Digitized by Google

wie er keinen andern Wunsch hat, als Ihre Güte gegen ihn mehr und mehr zu verdienen," fuhr wiederum die Frau Doktorin der Gottesgelahrtheit dazwischen. „Mögen Sie ihm doch Ihr Wohlwollen auch auf seinem ferneren Lebenswege erhalten."

„Das wird ihm immer bleiben, Gnädigste. Guten Abend, lieber Scriewer! Meine besten Komplimente, — wie hübsch Sie die Zeit meiner Abwesenheit von hier benutzt haben! Mir so in mein Eigentumsrecht an diese arme, gute Kleine zu greifen! Eve, nur den Kopf in die Höhe, — bei der Tante Euphrosyne bin ich schon gewesen; für heute abend läßt sie nur freundlich grüßen. — Armes Kind, was hat man in meiner Abwesenheit mit Dir angefangen!"

Das letzte Wort sprach er natürlich wieder nur für sich, und dann nahm er das Turteltaubenpärchen in einen Winkel und saß zwischen Ihm und Ihr eine gute Stunde lang, und dann hatte er sich plötzlich der Gesellschaft im ganzen empfohlen gehabt, ohne daß einer im besonderen hätte sagen können wie.

Als die Gesellschaft im einzelnen dann bei sich zu Hause angelangt war und ihren Gefühlen und Stimmungen keinen Zwang mehr anzuthun brauchte, sagte sie es geradezu heraus, daß Horatio für heute abend den Erwartungen von Wittenberg ganz und gar nicht entsprochen habe. Die meisten erklärten ihn für einen wissenschaftlichen Bären mit höfischen Sitten und freilich dazu mit den besten Verbindungen in der allerbesten Gesellschaft. Ihre Achtung bewahrten sie ihm also doch in Hinsicht auf der letzteren Vorzug.

Fünftes Kapitel.

Daß die Kleine aufgeblickt habe, als Doktor Herberger mitteilte: bei der Tante Euphrosyne sei er schon gewesen, ist gesagt worden. Wie sie aufgeblickt habe, konnte nicht recht deutlich gemacht werden. Hatte der Doktor der Philosophie und Hofrat seinen Spitznamen bei Stadt und Universität, so führte die Tante Euphrosyne den ihrigen ebendaselbst und zwar seit unbestimmten Jahren. Wer ihn aufgebracht hatte, der mochte längst vermodert sein oder noch herumlaufen, das war einerlei; aber den Namen hatte sie fest, und er ging um in der besten Gesellschaft, ohne Taufschein und Gevattern, wie ein Volkslied in der mittelmäßigen und schlechten, und später konnte er ganz gut noch zu einem apologischen Sprichwort werden und in gelehrten Sammlungen es heißen: „Ich kenne sie alle, sagt die Tante Euphrosyne."

Die Tante Kennsiealle wohnte natürlich so, daß sie den Haupteingang der Aula über den Universitätsplatz weg im Auge behielt, in einem Hause, über dessen Thür eine Metalltafel der ehrfürchtigen Nachwelt anzeigte, daß hier in den und den Jahren des achtzehnten Jahrhunderts der und der große deutsche Denker und Dichter auch gewohnt hatte. Die Treppe, die zu ihr emporführte, war seit jener Zeit ganz gewiß nicht ausgebessert worden. Was aber war auch seit länger als einem Säkulum diese ausgetretenen Stiegenstufen auf- und abgelaufen, gesprungen, gewandelt und gekrochen! Sie wohnte im ersten Stock, der große deutsche Dichter- und Denkerkopf hatte seiner Zeit vom Erkerfenster aus seine Tabakswolken und seine guten und schlechten Witze der Universität zugeblasen: heute stand sein Kopf in der Walhalla, sah aber lange nicht so fidel aus wie damals, als er noch kein fester Stern am germanischen Götterhimmel war. „Dem sieht man es auch an, daß er im Leben viel Verdruß gehabt hat," sagt die jetzige, ehrfürchtige Nachwelt, die sich zufällig in die Umgegend von Regensburg verirrt hat.

Der unsterbliche Mann ist in einem Alter gestorben, welches die Tante Euphrosyne gegenwärtig überschreitet, ohne im geringsten ans Sterben zu denken. Stellt man deren Kopf einmal in die Walhalla, so wird eine spätere Nachwelt, die sich dann zufällig in die Umgegend von Regensburg verirrt, sicherlich sagen: „Aber sieht die nett aus! Wie man der es ansieht, daß sie die Welt klug und vergnügt genommen hat!" —

Sie war keiner verunglückten Studentenliebe zu lieb eine alte Jungfer geworden. Niemand war mit ihrem Bilde im Herzen, mit ihrem Namen auf den Lippen auf der Mensur geblieben. Ein famoser Besen war sie ihrer Zeit gewesen; aber die Narben, die heutige Finanz-, Konsistorial-, Landgerichtsräte aus „ihrer Zeit" in das vernünftigere Alter mit hinübergenommen hatten, hatten nicht ihren letzten Grund in der Tante Euphrosyne Zauberlächeln ihrer Zeit. Sie ging nicht im Frühling, Sommer, Herbst oder Winter an einem bestimmten Tage nach dem Kirchhofe, um einen Kranz auf einen versinkenden grünen oder beschneiten Hügel niederzulegen und silberhaarig vergangener blonder selig- unseliger Tage zu gedenken; sie hatte da ihren Vater und ihre Mutter liegen, auch ihre Großmutter, eine geborene Meyer aus Tübingen und einen kleinen Bruder, der aber als Pennal sie noch auf den Arm genommen hatte. Die besuchte sie wohl von Zeit zu Zeit, aber durchaus nicht an bestimmten Tagen, sondern sehr unregelmäßig, wie sie ihr Weg hinführte, oder sich das sonst in ihren Gefühlen und Stimmungen machte. Sonst hatte sie an jenem Orte nichts zu suchen, was schlechte Romane verschönt und das wirkliche Leben ernst, traurig, geduldig und ruhig macht.

Sie war eine alte Jungfer geworden, wie sich das so macht. Es hatte niemand herausgefunden, was für Lebensglück in jungen und alten Tagen für ihn in diesem sonnenhellen Herzen, diesem schnurrigen Zug um den Mund, dieser klugen, gleichmütigen Stirn, um diese gar nicht häßliche, drollige Nase lag, wenn er nur aufgepaßt hätte, wenn er nur gewollt hätte. Sie hatten es alle anderswo besser zu finden geglaubt, und sie hatte wenigstens die Beruhigung, nicht an den Unrechten gekommen zu sein. Sie hatte aber dazu noch einige andere Beruhigungen. Da ihr niemand ihr Herz und ihren guten Humor genommen hatte, hatte sie beides behalten, von ihren „guten, dummen, jungen Tagen" an, bis in ihr „trübseliges Alter". O, man mußte nur acht geben auf das Zwinkern und Zucken um Nase und Mund, wenn sie von dem letzteren sprach und dabei mit der Stricknadel

Digitized by Google

die Augenbrauen glättete, um sofort herauszuhaben, was das Wort bedeutete.

Ganz Wittenberg wußte es, was das apologische Sprichwort: „Ich kenne sie alle, sagt die Tante Euphrosyne!“ bedeutete, und der Doktor Franz Herberger wußte es auch; wußte es vielleicht mit am genauesten. Er hatte nicht nur seinen Prinzen damals in Staatswissenschaften auf der berühmten Universität „hineinriechen“ lassen, er selbst hatte dort nicht bloß Philosophie „weiterstudiert“, er hatte auch die Tante Euphrosyne studiert und war dem Geschick dankbar, welches ihm diese Bekanntschaft vermittelt hatte. Hatte auch Grund zu dieser Dankbarkeit, sagte damals nicht die berühmte Universitätsstadt, sondern er selber.

Es ist keine Kleinigkeit, einen Prinzen und noch dazu einen voraussichtlichen Thronfolger auf die gelehrte Weide zu führen und später für die Resultate verantwortlich gemacht zu werden, ja, in hypochondrischen Stimmungen sich selber dafür verantwortlich zu halten. Woran hängen oft die Geschicke der Völker? seufzt der Geschichtsphilosoph, und der deutsche Geschichtsphilosoph fügt noch hinzu: Besonders die von Preußen, Mecklenburg-Strelitz und Anhalt-Bernburg?! Es war keine unverantwortliche Sache, gegen die Mitte der sechziger Jahre dieses Jahrhunderts hin einen deutschen Prinzen auf eine außerhalb der Grenzen seines angestammten Reiches liegende Universität als Mentor zu begleiten und späterhin von seinem Volke, seiner speziellen Völkerschaft und sich selber daraufhin angesehen zu werden. Franz Herberger, unter der Last seiner Verantwortlichkeiten zusammensinkend, suchte nach einem Orte, von dem aus er das Ding noch mehr von oben betrachten konnte, und er fand denselben, nicht in der Universität, sondern derselben gegenüber, auf dem Kollegienplatz, Numero zweiundzwanzig, gerade der Aula gegenüber. Dort wohnte die Tante Kennsiealle, und die Tante Kennsiealle sagte:

„Ich kenne sie alle!“

Gab es wohl ein anlockenderes Wort für einen, der in seinem Leben einige kennen gelernt zu haben glaubte und sich in gehobenen Augenblicken etwas hierauf einbildete? —

Wenn was von rechts- und wissenschaftswegen in die Matrikel der berühmten Universität eingetragen war, so war das die Tante Euphrosyne Kleynkauer. Sie hatte sie alle kennen gelernt: Studenten, Privatdozenten und Professoren, unordentliche, ordentliche und außerordentliche. Nicht in, aber noch viel besser gegenüber allen vier Fakultäten hatte sie es zum Doktor gebracht; sie hatte sie alle kennen gelernt, wie sie sich von einem Jahrgang zum anderen weiterschoben und natürlich auch weitergeschoben wurden. Wahrlich nicht ohne Grund war sie sowohl hinter den Biertischen wie hinter den Theetischen auf ihre Redensart geaicht worden; auch den Doktor und Prinzenführer Franz Herberger kannte sie schon längst, bevor er ihr seine Aufwartung machte. Ein gut Dutzend seinesgleichen hatte sie bereits kennen gelernt, von ihrem Backfischalter an, bis in ihr Altjungferntum hinein, und die zu ihnen gehörigen Prinzen auch.

Zwei Jahre Zuchthaus hätte sie oft verdient wegen Majestätsbeleidigungen; aber —

„Das deutsche Vaterland weiß es nicht und kann es mir also auch nie vergelten, wie ich mich der armen Würmer und also auch seiner angenommen habe!“ behauptete sie fest. Zu ihrer Leibredewendung mochte das ja auch wohl stimmen. — Wir können nicht sagen, daß der Hofrat Herberger in Helsingör und nachher im Pensionszustande und auf seinen Reisen viel oder nur häufig an die Tante Euphrosyne gedacht hatte: nach seiner jetzigen Rückkehr nach Wittenberg freute es ihn aber sehr, sie immer noch am alten Orte zu finden — und ganz unverändert.

„Ich bin es, Fräulein,“ hatte der Mann aus der großen Welt gesagt. — „Sieh, sieh!“ die Tante aus der ihrigen, und damit war das alte Verhältnis zwischen beiden wieder hergestellt gewesen. Was den Prinzen und Ophelia anbetraf, so war das so gut, als ob sie nie voneinander weit weg gewesen wären. Was darüber augenblicklich zu sagen war, war sehr bald abgethan. „Laura in Lugau geht es nach ihren Wünschen?“ hatte die Tante gefragt, und Franz geantwortet: „Wir sind zufrieden und werden im Frieden gelassen.“ — „Was wollt Ihr fürs erste mehr, liebe Kinder?“ hatte die Tante Euphrosyne diesen Teil ihrer ersten Unterhaltung geschlossen. — Das wußte man ja längst nicht nur von Hörensagen, sondern sogar aus den Zeitungen, daß diesmal in Helsingör keine allgemeine Metzelei und Verstürzung blauesten Blutes stattgefunden habe und daß, wenn die Truppen gefeuert hatten, dies wohl einen vergnüglicheren Grund gehabt habe, als das Leichenbegängnis Seiner Königlichen Hoheit. Daß Seine Hoheit höchstihren lutherischen Glauben mit dem griechisch-katholischen vertauscht habe, um von einer russischen Großfürstin geheiratet werden zu können, war rasch in das Reich der Unmöglichkeiten verwiesen worden: was wirklich Wissenswertes während ihrer Trennung voneinander jedem von beiden begegnet war, wollten Franz Herberger und die Tante voneinander wissen und davon war denn auch die Rede zwischen ihnen. —

Dem Hofrat war, seit Komtesse Laura Warberg nach Lugau ins Kloster gegangen war, auf seiner letzten Reise nicht das mindeste Merkwürdige passiert, weder im Occident noch im Orient.

„Aber nun sagen Sie mal vor allen Dingen, was haben Sie denn hier mit unserem Kinde anfangen lassen?“ rief er.

„Ja, sagen Sie mal!“ rief die Tante Euphrosyne plötzlich wie außer sich. „Aber sind Sie nicht selber mit schuld daran?“ fügte sie hinzu, dem Freunde die Faust unter die Nase haltend, wenn auch nur moralisch oder symbolisch, oder wie man das sonst zu nennen pflegt.

„Ich? . . .“

„Jawohl, Sie! Wozu hat man sich denn seine Menschenkenntnis erworben, als um sich nachher ins Unvermeidliche zu fügen? Ich kenne sie alle, meine liebe Verwandtschaft, Ihren lieben Herrn Scriewer und vor allen anderen Sie, Horatio.“

„Nun soll ich wohl gar schuld hieran sein?“

„Wer denn sonst? Wer anders als Sie hat

Digitized by Google

dem Volk hier am Ort den Mund wässerig gemacht nach einem Lebensglück gleich dem Ihrigen? Aus der Tiefe auf die Höhen der Menschheit, Franz Herberger! Halb ehrlicher, wirklicher Bär, halb Tanzbär! Und ein bewunderter — also auch nachgeahmter Tanzbär, Herr Doktor Herberger! O und Horatio, Philosophie habe ich auch studiert. Ich habe nicht umsonst dem Herrn Professor Hegel in meiner seligen Eltern Haus den Thee eingeschenkt und bin nicht ohne Nutzen für mich von dem wirklichen Herrn Geheimenrat von Schelling ein gutes, kluges Kind genannt worden: ich kenne Euch alle! Es braucht nur ein großer Mann zu kommen, und Ihr wollt ihm alle nach. Jeder auf seine Weise, und die Weise ist oft kläglich genug. Glauben Sie nicht, Horatio, daß Sie Ihrer Gelahrtheit, Ihrer philosophischen Begabtheit wegen unter uns gelten. Ihr Weg nach oben aus dem gemeinen, gewöhnlichen Honoratiorentum oder Kleinbürgertum heraus nach oben zu den Höhen der Menschheit ist's, was Ihnen Ihren Glanz hier am Orte giebt. Aber da Sie ja als Philosoph auch schon in den Büchern stehen, müssen Sie dieses wenigstens doch schon selber wissen."

„A priori und a posteriori!" seufzte der in den Büchern stehende Weltweise.

„Sehen Sie wohl! Und da fragen Sie mich noch, weshalb die hiesige Welt an Ihrem liebenswürdigen jungen Günstling einen Narren gefressen hat und unser armes Kindchen dem Moloch des Strebertums in die Arme legt? Weil es Ihr Scriewer ist, mein lieber Herr wirklicher, nicht Hof- sondern Edukationsrat Doktor Herberger. Weil der alberne Bengel, nein, durchaus nicht alberne, sondern ganz einfach dieser Bengel unter Ihrem Schutz und Schirm, Schritt für Schritt in Ihre Fußtapfen treten wird, lieber Freund, und wenn ihm Ihr Wohlwollen bleibt, er selbstverständlich Ihr Glück nach oben hin haben wird und seiner Zeit Dammerde werden wird als wirklicher geheimer Rat von Scriewer Excellenz. Täuschen Sie sich nicht in mir, Herberger; ich bin in dieser Hinsicht völlig der Überzeugung der Welt, und es ist auch meine feste Meinung, daß er das Zeug dazu hat und zwar in jeder Beziehung, dieser blonde Eckbert. Gott vergebe es der Wittenberger Geistreichigkeit, die meinen guten seligen Freund Tieck zu diesem Sobriquet mißbraucht, wie den Shakespeare zu dem Ihrigen."

„Ich ergebe mich Ihnen wie immer vollständig, Tante," sagte der Philosoph im vollsten Bewußtsein davon, daß er sehr, sehr, sehr häufig Fortunens Griff zur Pfeife gedient habe und zwar durchaus nicht widerwillig. „Ich nehme meine Schuld ganz und gar auf mich," sagte er. „Ich habe zuerst meinen Narren an dem talentvollen Knaben gefressen; ich habe ihn mit dem guten Jungen, meiner Hoheit, in Verbindung gebracht; ich habe ihn zu meinem Amanuensis gemacht, ihn in der Familie Kleynkauer und also auch bei Ihnen eingeführt. O Mamert, Mamert, Mamert!"

„Nun, um des Himmels willen, was soll denn der jetzt hierbei?"

„Der konnte den jungen Menschen zu allererst nicht ausstehen, ließ es sich, mir und ihm von Anfang der Bekanntschaft an deutlicher oder undeutlicher merken, so daß ich mich mehrfach bewogen fühlte, meine Autorität gegen sein Besserwissen zu setzen und mir seine Grobheiten, um nicht zu sagen Flegeleien gegen mein Wunderkind, meinen jungen Freund, zu verbitten. Hatte er doch die Frechheit, mir, als ich ihm in solchem Falle mit Entlassung bedrohte, zu erwiedern: „So viel treue Bedienten, als der Herr Doktor zu glauben scheinen, giebt es doch nicht in der Welt. Behalten der Herr Doktor wenigstens meine Adresse, bis Sie meiner Herren Nachfolger satt geworden sind."

„Und er hat den Nachdruck auf das Wort Herren gelegt! Ich habe Ihren Freund Mamert immer gern gehabt, lieber Freund."

„Er war jedenfalls ein treuer Diener seines Herrn. Und, nicht wahr, Tante, Herr und Diener passen ganz gut zu einander? Das wollten Sie doch sagen?"

„Im eben vorliegenden Falle nicht ganz!" sagte die Tante Euphrosyne kopfschüttelnd, und Franz Herberger bestand weiter nicht darauf, die Meinung der alten Dame, die „sie alle" kannte, ganz genau zu erfahren über sich und — seine frühere Zuneigung zu dem jungen Doktor Scriewer.

„Nun erzählen Sie mir wenigstens etwas genauer, wie der trockene Patron es möglich gemacht hat, Ihnen — Ihnen das Kind zu nehmen!" sagte er nach einer ziemlichen Weile, während welcher die Tante Euphrosyne mit dem Blick auf das Universitätsgebäude ihre Stricknadeln rührte, als ob nichts in der Welt weiter Interesse für sie habe, als wer von ihren jetzigen jungen Freunden heute das Kolleg schwänze und wer nicht. Sie kannte sie ja alle und also grüßten auch nicht wenige zu ihrem Fenster hinauf.

Sie nickte jedes Mal dem Gruße wieder; jetzt holdselig, jetzt etwas besorglich und einmal mit dem Wort: „Dem Müller seine Mutter möchte ich auch nicht sein! An einen Cherub hat natürlich auch sie geglaubt, als sie ihn seiner Zeit auf dem Arm trug und das hübsche Näschen putzte, und nun sehe einer, wie sie den alten, guten Jungen ihr als Hackklotz gebrauchen. Jesses, wie haben sie den armen dicken Tropf wieder zugerichtet! Wenn sie nur noch eine gute Photographie von ihm hat aus seiner Engelzeit — wiedererkennen wird sie ihn danach nicht, wenn er wieder nach Haus kommt. Ich muß da wirklich mal ein ernstes Wort sprechen."

Doktor Herberger wußte, daß die Tante verschiedene Gesichter schneiden konnte; jetzt plötzlich zog sie gar keins mehr, sondern wurde nur zu Stein.

„Fragen Sie sich selbst und meinetwegen ihn selber," sagte sie. „Da kommt er gerade über den Platz, Herr wirklicher geheimer Hofrat. Das ist ja wohl der junge Mensch, unsere jetzige Schleife an unserer Krone, der Erbprinz von Offenbach, dem er die Kollegienmappe trägt, Wittenbergs traumverlorener blonder Eckbert, Ihr — Ihr Doktor Scriewer."

„Sie wissen, daß Sie nicht nur thöricht, sondern auch ungerecht reden, liebe Freundin," sagte Horatio,

Digitized by Google

und jetzt faßte die alte Dame mit allen ihren Gesichtern auf einmal seine beiden Hände:

„Ja, ja, ja, liebster, bester Freund, ich weiß es, ich weiß es; aber ich kann nichts dafür! Ich habe ja keinen Menschen, dem ich in diesem Falle mein Herz ausschütten könnte als Sie! Und an wem sonst sollte ich denn meine Wut auslassen als an Ihnen?"

„Vielleicht an den Eltern der Kleinen?" stotterte Horatio.

„Sind denn die nicht zu dumm dazu? O, ich kenne sie ja alle! o, wenn ich sie nur nicht alle zu genau kennte!"

„Vielleicht an dem Kinde selbst?"

„Ist denn da nicht meinerseits geschehen, was menschenmöglich war? Aber ist sie nicht die Dümmste von allen? Und hat das arme Wurm nicht das Recht, die Dümmste zu sein, weil sie die Schwächste, die Unschuldigste ist? . . . Was habe ich auf das alberne Frauenzimmer hineingeredet! ‚Kind,' habe ich gesagt, ‚so nimm doch Vernunft an! Was thust Du mit einem Mann, dem Sägemehl statt des Bluts in den Adern rinnt? Bohre ihn nur an, wo Du willst, und Du wirst das schon erfahren; brauchst gar nicht bis nach der Hochzeit zu warten.' — ‚O, Tantchen,' schluchzt die Närrin, ‚wie kannst Du nur so sprechen? Er ist so gelehrt, sagt alle Welt, und der Herr Doktor Herberger, Dein Freund, auch'" („ich danke"! brummte Horatio) „‚und hat mich recht lieb, sagt er selbst und wird mich immer lieber haben, denke ich, und hat so gute Verbindungen, sagen Papa und Mama, und wird seinen Weg ganz gewiß noch einmal gehen, und es ist ja nun einmal geschehen; wie es zuging, weiß ich eigentlich selber nicht recht; aber ich war doch recht glücklich, da ich Mama und Papa und ihn so glücklich durch meine Einwilligung machte; und ich will ihm auch eine gute Frau werden, und, —' ‚Du dumme Gans mit Deinem glücklich machen,' sagte ich. ‚An mich dachtest Du wohl gar nicht? Oder glaubtest Du auch mich durch Deine sogenannte Einwilligung glücklich zu machen? Einer Frage wäre das doch wohl wert gewesen.' — ‚O, Tantchen,' ruft da das Kind händeringend, ‚hab ich ihn denn nicht gerade bei Dir kennen gelernt, das heißt er mich, und in Gesellschaft Deines lieben Herrn Herbergers, und wie gut und freundlich hast Du Dich immer mit ihm unterhalten, Tante Euphrosine!' — ‚Weil ich auch ihn ganz genau kennen lernen wollte, unglückliches Geschöpf! Des Spaßes wegen und wegen der gewöhnlichen Menschenüberhebung im Verkehr mit Leuten, von denen man sonst weiter nichts will. Wie teuer bezahle ich jetzt meinen Spaß und wie reuevoll büße ich auch diesmal wieder für meine Überhebung.' Ach, Herberger, nehmen Sie nur auch Ihr Teil von meiner Schuld auf sich! O, hätten sie uns doch Ihren, wie sie sich ausdrückte, so brauchbaren, strebenden, jungen Studiengenossen vom Leibe gelassen: konnte ich allein alles dafür — dafür, daß ich hier eine neue, verbesserte Auflage von Ihnen kennen zu lernen glaubte?"

„Sie haben recht; wir werden am gerechtesten und am bittersten für unsere Überhebungen gestraft," seufzte Horatio.

„O, nein, doch nicht ganz, lieber Freund. Es kommt auch vor, daß wir am ungerechtesten dafür gestraft, und sehr süß dafür belohnt werden."

„Sie haben wieder recht, Tante Euphrosine," murmelte Franz Herberger, plötzlich mit seinen Gedanken durchaus nicht in Wittenberg, sondern weit weg, nämlich in Kloster Lugau.

Nachher erfuhr er natürlich aber doch das Weitere und Nähere, wie sich, was Eckbert und Eva anbetraf, während seiner Abwesenheit es gemacht habe; aber da es auf dem ganz gewöhnlichen Wege zugegangen war, so wissen auch wir nichts Neues zur Sache beizubringen. Die Welt hatte der alten phantastischen Dame am Universitätsplatz das Kind unter den Händen weggezogen, und die Kleine hatte es sich gefallen lassen müssen; denn die Welt mußte so etwas doch am besten verstehen. Zumal wenn sie auch noch durch Papa und Mama vertreten wurde und Widerreden aus eigener Kraft also noch weniger als sonst galt.

Am Abend fand sich der Herr Hofrat mit seinem Elefantenorden in der Gesellschaft des Herrn Professors Kleynkauer ein, täuschte ein wenig die Erwartungen derselben, aber blieb der liebenswürdige, ruhige, ja behagliche Mann, der er immer war. Nachher ging er, nachdem er sich seiner kleinen Freundin gegenüber durch einige beruhigende Worte abgefunden hatte, nach Hause, und ließ den lieben Gott für seine Welt weiter sorgen, auch in diesem doch verhältnismäßig unbedeutenden Falle. Im Grunde ist das auch stets das beste, sowohl in den unbedeutenden wie in bedeutenden Angelegenheiten der Menschen auf dieser Erde.

Übrigens hatte er auch noch nach Lugau zu schreiben.

Sechstes Kapitel.

Die da schlafen konnten und durften, schliefen alle in Wittenberg; also auch der Hofrat Herberger und die Tante Euphrosyne. Aber nicht alle durften und konnten schlafen.

In verschiedenen Kneipen war es noch hell. Von den Krankenzimmern wollen wir nicht reden; aber der und der Professor hatte noch Licht, und der und der seiner Zuhörer ebenfalls: die einen, weil sie es suchten, die andern, weil sie es brauchten: die einen, weil sie hinter, die andern, weil sie vor dem Examen standen.

Auch in dem Hause des Professors Oberkonsistorialrats Kleynkauer war noch Licht. Der Herr Professor selber schlief zwar und leuchtete also nicht. Auch die Gattin an seiner Seite wußte augenblicklich nichts von sich und ihrer Stellung zur Welt und der der Welt zu ihr. Das Auge, das alles sieht, sah sie augenblicklich im Dunkel der Nacht auch nur als ein gut strebend Mütterlein, mit den besten Intentionen für Gatten und Kind — der Weltrichter hielt sich sicherlich am jüngsten Gericht an diesen sorgenvollen Altweiberkopf auf dem nächtlichen Kopfkissen und nicht den mit den Tages-Zähnen (die standen

Digitized by Google

in einem Wasserglase auf dem Nachttische) und den Tages-Locken (die hingen auf einem Haubenstock unter dem Spiegel). Was hätte der Weltrichter zu sühnen, wenn er die Sünden und Verbrechen der Mütter für das Fortkommen der Ihrigen in seiner Welt bestrafen wollte?

Sie schliefen alle im Hause des Oberkonsistorialrats, bis auf diejenige, welche gerade im tiefsten, traumlosesten, gesundesten Kinderschlaf hätte liegen sollen: Fräulein Evchen Kleynkauer. Und welche Vorsichtsmaßregeln hatte die angewendet in ihrem Stübchen, um die schlimme Welt da draußen nicht wissen zu lassen daß sie es war, die so spät in der Nacht und so früh am Morgen allein noch Licht im Hause hatte!

Des Schlüssellochs hatte sie sich natürlich zuerst versichert; denn eine Mama — auch die der Braut von Korinth — verwundert sich, nachts durch den Korridor schleichend, zuerst nicht bloß, sondern sieht rücksichtslos sofort nach, was denn das bedeuten soll und verbittet sich dringend für's künftige alle solche Dummheiten. Fiel durch das Schlüsselloch kein verräterischer Strahl auf den Gang, so leuchteten die von den Salonleuchtern zusammengestohlenen Lichtstümpfchen nach der Gasse hin noch weniger. Dafür hatte die Kleine schlau gesorgt, indem sie einen großen Schulatlas aufgeschlagen um ihr zierliches Bronzeleuchterchen aufgebaut hatte. Die alte Welt nach Merkator zu ihrer Linken, die neue zu ihrer Rechten, saß Eva, den Kopf in beiden Händen, nicht etwa vor ihrem Tagebuch, sondern vor dem, wenn auch ungedruckten, so doch für den Druck zu Papier gebrachten letzten „Vortrag" ihres Verlobten in der „Kalokagathia" und dem denselben begleitenden Widmungsbrief. Den Vortrag kennt jeder, der ihn seiner Zeit angehört hat, daß heißt, er ist jedem in der Erinnerung vom eigenen Anhören her dunkel gegenwärtig und kümmert keinen. Der Begleitbrief kümmert uns sehr.

„Mein teures Mädchen! Indem ich Dich bitte, das beifolgende unbedeutende Produkt meiner geistigen Thätigkeit als ein bescheidenes Zeichen meiner herzlichen Zuneigung entgegenzunehmen, benutze ich die Gelegenheit, Dir schriftlich inniger (ich hätte sonst die kleine Arbeit Dir persönlich überreicht) die schmerzliche Thatsache zu formulieren, daß ich mit Deiner — unserer lieben Mama, der trüben Gewißheit bin, daß nicht alles so zwischen uns ist, wie es sein sollte. Erschrick nicht zu sehr über das anscheinend harte Wort: mein Herzblut würde ich hingegeben haben, wenn ich es Dir, wenn ich es uns hätte ersparen können. Ich bin hier nur der Meinung unserer lieben Mutter, Deiner so herzensguten, verständigen Mama, daß es unbedingt notwendig war, um für unser beiderseitiges Lebensglück, und nicht bloß für diese Zeit, einen festen, sicheren, einen unerschütterlichen Grund zu legen.

Mein armes, gutes Kind, wir leben leider nicht in einer Märchenwelt; nicht in der Märchenwelt, in welcher Du teilweise aufgewachsen bist; ich brauche wohl nicht zu sagen, unter welchen, auch Deiner teuren, verständigen Mutter durchaus nicht genehmen Einflüssen. Das wirkliche Leben ist ernst, meine geliebte Braut! Wer seinen Pflichten gegen den Schöpfer, die Welt und sich selbst in der rechten Weise nachkommen will, der legt sich von jeder Stunde seines Daseins mit tiefem Ernst Rechenschaft ab. Thust Du das, mein Kind? — Ich nenne Dich Kind an dieser Stelle, in der vollen Bedeutung des Wortes, und indem ich mich in Deine liebliche Kinderseele ganz versetze, beantworte ich besorgt und bangend die Frage mit: Nein! — Mein holdes Mädchen, Du durchträumst die Stunden, die Du durchwachen solltest. Du legst nicht an jedem Abend Dir unter dem Auge der Vorsehung die Frage vor: Habe ich den Tag dem Zweck entsprechend durchlebt? Und thätest Du es, so würdest Du sie leider nur selten mit einem herzlichen Ja beantworten können.

O meine Verlobte, wie ich mich eben in Deine Kinderseele versetze, so versuche es doch wenigstens, Dich in die meinige zu übertragen. Für Zeit und Ewigkeit haben wir uns ja miteinander verbunden, das Leben zu überwinden, und nun — gestatte mir, Deine würdige Mutter giebt mir die volle Erlaubnis, Dir nur nach einigen Seiten hin klarzulegen, wie anders die Welt ist, die wir sehen als die, welche Deine holdselig-unschuldige Kinderphantasie Dir etwas zu weit über die natürlich ebenso liebenswürdige Kindheit hinaus in schönen aber unwahren Farben und Bildern vorgaukelt.

Mein Herz, auf die Gefahr hin, von Dir als ein Pedant angesehen zu werden, erlaube ich mir, immer mit Billigung Deiner Mutter, das böse Wort formulieren noch einmal zu gebrauchen; und so formuliere ich:

Meine teure Eva, Du hast noch nicht über den Ernst des Lebens nachgedacht, hast noch nicht über Deine Stellung nicht nur im Weltganzen, sondern auch in der Gesellschaft nachgedacht, wie es sich für den vom Schöpfer dazu berufenen Menschen — sei es Mann oder Weib — gebührt. Durch unseren lieblichen, vertrauten Verkehr von Herz zu Herz habe ich leider mehr und mehr zu der Überzeugung gelangen müssen, daß es nicht der Fall ist.

Der Tag geht Dir hin mit Phantasien um und über Nichtigkeiten, ohne daß Dir nur einen Augenblick die Idee kommt, daß es anders sein könnte, sollte, müßte, daß Du Pflichten haben könntest, die sich nicht mit dem Spiel mit Puppen vertrügen. Ich nenne das nämlich „mit Puppen spielen", wenn ich den Tag, die Welt, das Leben und vor allem die Gesellschaft mit Deinen Augen ansehe. Es sind Kinderaugen, meine teure Braut, und Gottes Welt erfordert einen ernsteren, klareren, kühleren Blick. Wölbt sich nicht der Himmel mit seinen ewigen Fragen über Dir? Liegt nicht das durch den letzten Krieg so furchtbar zerrüttete deutsche Vaterland mit den seinigen um Dich her, und fordert uns auf, Stellung zu ihm zu nehmen?

Ich sage eben mit Bewußtsein „uns"; denn

Digitized by Google

auch unsere — meine und Deine gesellschaftliche Stellung zu den politischen Entwickelungen des großen deutschen Vaterlandes kommt hier sehr in Betracht. Recht viele sehr persönliche Überlegungen würden an dieser Stelle seit den Ereignissen des Jahres achtzehnhundertsechsundsechzig in Überlegung zu nehmen sein. Frage Deinen lieben Vater, frage Deine teure Mutter, wie schwer hier die Entscheidung auf ihnen lastet, wie sie von ihren Gefühlen, ihren Verpflichtungen und Verantwortlichkeiten bald nach der einen, bald nach der anderen Seite hinübergezogen werden. Auch wir beide, mein holdes Bräutchen, dürfen bei Gründung unseres jungen häuslichen Glückes solche Fragen nicht aus den Augen verlieren, noch weniger ihnen mit verbundenen Augen entgegengehen. Es ist dem Menschen vom Höchsten der Trieb in die Seele gelegt, in die Höhe zu streben, und — ich strebe aufwärts, nicht nur in Kunst und Wissenschaft, sondern auch in der Gesellschaft. Es ist eine Thorheit, letzteres nicht für gleichberechtigt zu erklären und ich werde hier gern trivial, indem ich das alte Sprichwort vom Fuchs und den Trauben in Anwendung bringe.

Sei überzeugt, daß ich nicht allein für mich nach dem Kranz weltlicher Ehren und Tüchtigkeit und dem damit verbundenen gesellschaftlichen und häuslichen Behagen emporschaue und greife. Dich, Liebliche, schließe ich in alle meine Anstrebungen mit ein, und gerade hieraus entnehme ich nochmals meinen herzlichen Wunsch, meine innige Bitte: Siehe mehr als bis jetzt in Dich und um Dich als meine künftige Lebensgenossin. Halte Dir stets vor, wie Deine, — unsere würdige und kluge Mama, Deinem guten Vater immerdar als treueste Helferin und Beraterin zur Seite gestanden hat. Folge dieser Trefflichen und wehre Dich nicht länger gegen ihr klares Verständnis der Welt durch — wie ich leider nur zu oft zu bemerken die Gelegenheit hatte — ein Dich-Versenken in verstockten Widerspruch, in Apathie und Abulie, Unempfindlichkeit und Willenlosigkeit. Empfinde Dich in der wirklichen Welt, der Du angehörst, mein Mädchen! Habe Willen, eigenen, aufwärtsstrebenden Willen, Deiner teueren Mutter gleich, werde mir eine solche klarschauende Lebensgefährtin wie sie Deinem guten Vater geworden ist, unterstütze mich in meinem Streben, die uns gebührende Stellung zu erringen. Was ich zu dieser ernsten Aufgabe an Dir vermisse, ist nur eine ernste, ernsthafte Betrachtung des Lebens wie es ist. Mit tiefer Bekümmernis sehen wir, Deine Mutter und ich, wie unheilvoll in dieser Hinsicht Einflüsse, die sich wohl gewiß nicht leicht abweisen ließen, auf Dich eingewirkt haben und noch einwirken. Ich brauche nicht deutlicher zu werden, mein inniggeliebtes Mädchen, und bitte Dich nur noch herzlich, auch im Namen Deiner treubesorgten Mutter, in der Stille Deines Kämmerleins, in der Tiefe Deines unschuldigen, uns doch ganz gehörenden Kinderherzens das Ebengesagte Dir zurecht zu legen, es zu überdenken und unter den bunten, aber täuschenden Träumen und Gaukelbildern, die Dich zu verwirren streben, mit rechtem Ernst Dich mit Deiner, meiner — mit unserer Zukunft zu beschäftigen. Habe ich Dir mit diesem Brief Schmerz bereitet, so denke auch, daß ich ihn mit tiefem Schmerz geschrieben habe — schreiben mußte. In einer politisch wie religiös verworrenen Zeit steht das Glück unserer Zukunft auf dem Spiel. Kannst Du es mir verdenken, daß ich es für uns so sicher als möglich zu stellen wünsche?

Wie Du außerhalb Deines Kämmerleins Dich nach außen hin zu stellen habest, werden Kindesliebe und bräutliche Liebe Dir den richtigen Pfad zeigen. Auch Dein trefflicher Vater hat es gesagt, daß die Alten den Gott des Schweigens mit dem Finger auf den Lippen abbildeten.

Laß es unter uns bleiben, was dieses Blatt aus tiefstem Herzensinnern heraus Dir sagen will, Dir sagen mußte! Habe ich Dir in irgend einer Weise, nach irgend einer Richtung hin weh gethan, verzeih in der wachsenden Gewißheit, daß nur in dem Verzichtleisten auf die Gaukelbilder des Lebens der wahre Wert des Lebens beruht. Auch mir ist es bei Abfassung dieses Briefes schmerzlich zu Mute gewesen; aber die Verantwortlichkeit, die ich für unser beiderseitiges Lebensglück auf mich genommen habe, gab mir Trost und Kraft.

Und ein schönes, ein schönstes Leben liegt noch vor uns! In dieser Hoffnung, in dieser Gewißheit auf ewig in Liebe, Treue und Zärtlichkeit

Dein Eckbert."

Es giebt solche Briefschreiber; vielleicht sind sie aus irgend einem Grunde notwendig; aber weshalb mußten gerade unsere Eva und die Tante Euphrosyne an so einen geraten sein? Der Mama wegen brauchte das Kind diesmal bei seiner nächtlichen Lektüre das Schlüsselloch nicht zu verstopfen, und die Welt, nach Merkators Projektion auseinandergezogen, um sein Lichtstümpfchen und seinen schmerzenden Kopf herum aufzubauen.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Macht des Kleinen.

Roman

von

A. von der Elbe.

Erstes Kapitel.

Da wo die alte, von breiten Kieswegen eingefaßte Lindenallee — ein beliebter Spaziergang der Großstädter — die eleganten Villen hinter sich läßt, heißt sie Burgheimer Chaussee.

Rechts tritt hier freies Feld mit Gartenfrüchten bestellt heran, hinter dem ein scheinbar hingewürfeltes Häuflein kleiner, roter Häuser, frei im Außenlande liegend, herüberscheint, während links sich größere Gärten der Allee anschließen.

Einige sind noch nicht bebaut; dann aber folgen drei breite, wohlumhegte, mit alten Bäumen besetzte Gärten hintereinander, die alle drei der Chaussee mehr oder weniger nahegerückte Wohnhäuser aufweisen.

Im ersten Garten steht eine neue, sehr stattliche Villa, sie liegt in vornehmer Zurückgezogenheit hinter einem großen, runden Rasenfleck, der mit Blumenbeeten und sogar mit einer Fontaine geziert ist. Ein Eisengitter in ansehnlicher Breite mit Einfahrtsthor trennt das Grundstück von der Chaussee. An den Steinpfeilern des Thores sind weiße Porzellanplatten eingelassen, auf einer steht „Villa Rosenau", auf der anderen „Kommerzienrat Rosenau".

Es ist ein Sonntag Nachmittag im Frühlinge, das Gebüsch zu den Seiten des Rasenplatzes und des breiten Weges, der sich um denselben zieht, blüht und duftet. Der Sonnenschein zaubert Regenbogenfarben in den Wasserstrahl der kleinen Fontaine. Ein Paar Pfauentauben gehen auf dem feinen Rasen hin und her und eine sitzt auf der Steinschale, aus der die Fontäne emporsteigt. Auf der Chaussee spazieren viele Leute vorüber, die Villa Rosenau mit bewundernden Blicken betrachtend.

Neben der mit Topfgewächsen besetzten Freitreppe, die zu der Villa emporführt, standen ein Herr und eine Dame, die Eigentümer der Besitzung. Die schlanke, blonde Frau streifte sich ihre Handschuhe über die mageren Hände, und der Mann hielt wartend den roten Sonnenschirm seiner Gattin. Sie waren beide zwischen dreißig und vierzig. Er, nur wenig älter als sie, hatte einen zur Fülle neigenden Körper und ein gewöhnliches Gesicht mit beschränktem und eigensinnigem Ausdruck.

„Wo bleiben nur die Kinder?" fragte er ungeduldig.

„Sie werden schon kommen," antwortete die Frau gleichgültig.

Hinter dem Hause blaffte tiefen Tones ein großer Hund und Knabenstimmen jauchzten. „Sie lassen den Hektor los," sagte der Mann.

„Natürlich muß er mitgehen. Es ist sehr chic, von einem eleganten, großen Hunde begleitet zu sein," erwiderte die Mutter und wendete sich einem vergoldeten Kinderwagen zu, in dem ein zartes, blondes Kind von etwa vier Jahren, ein spitzenbesetztes Kissen im Rücken, ganz weiß gekleidet, mit einem hellblauen Sammetdeckchen über den Knieen, aufrecht saß. Eine bäuerisch geputzte Person, die frühere Amme, schob den Wagen vor sich her.

„Sie können mit Liesbethchen hinter uns bleiben," sagte die Frau Kommerzienrätin.

Jetzt stürmten zwei sieben- und achtjährige Knaben, in Kniehosen und kurzen Jacken, von einem tolpatschigen, jungen Bernhardiner umsprungen, hinter dem Hause hervor. Der Vater pfiff und rief, die drei Ausgelassenen hörten nicht, sie kollerten auf dem Rasen herum, während die Mutter lächelnd zusah und der Kommerzienrat schalt. Dann sagte er ärgerlich: „Endlich wollen wir doch einmal vorwärts, gieb mir Deinen Arm, Elfriede, die Jungen werden schon nachkommen."

Die Eltern gingen voran, die Knaben mit dem Hunde folgte springend, lachend und sich balgend. Die Amme mit dem hübschen Kinde im vergoldeten Wägelchen beschloß den Zug.

Der dem Rosenauschen Grundstück nächste Garten ist der größte von den drei nebeneinanderliegenden. Es ist ein altes, einst wohlgepflegtes, jetzt aber unmodisches und verfallenes Besitztum. Eine moosbewachsene, zerbröckelte Mauer, oben mit den Resten einiger Steinvasen, in denen Unkraut aufschießt, grenzt den Garten nach der Chaussee ab. Das Thor ist verrostet und ein Flügel aus den Angeln gesunken. Mächtig aufstrebende Bäume ragen weit über das ehemals weißgetünchte, weinbewachsene Haus empor. Die grünen Fensterladen hängen schief und die beiden steinernen Bären vor der Hausthür, Wappenschilder haltend, sind im Epheu, der sie überwuchert, erstickt.

Der letzte Besitzer, ein alter unverheirateter Baron, hat das Anwesen seit Jahren völlig vernachlässigt. Er war ein Freund gymnastischer Übungen, man sieht hinter dem Hause Reck, Barren und Sprungbrett leidlich wohlerhalten, dagegen sind die Steinfiguren, die einst den Park zierten, zerbrochen und herabgesunken.

„Die Besitzung ist jetzt glücklich verkauft," berichtete der Kommerzienrat Rosenau seiner Gattin im Vorübergehen. „Der Graf, der es geerbt haben soll, konnte es nicht selbst gebrauchen. Ein Handelsgärtner aus Berlin hat es erstanden. Ganz angenehm; wenn der Mann tüchtig ist, wird man allerlei von ihm beziehen können."

„Ich begreife Dich nicht, daß Du meinen Wunsch

Digitized by Google

unberücksichtigt ließest und das Grundstück, das uns so bequem liegt und so schöne alte Bäume hat, nicht zukaufteſt!"

„Aber Elfriede, wie oft soll ich Dir sagen: man muß doch überlegen! Nicht allein der Kaufpreis kommt in Frage, ein solches Besitztum in Ordnung zu bringen und zu halten, kostet eine Menge Geld."

„Immer Dein kleinliches Rechnen."

Die Jungen schrieen so laut nach dem Hunde, der durch den klaffenden Thorweg in den verlassenen Garten gestürzt war, daß die Eltern ihre Unterhaltung aufgaben.

Im nächsten Augenblicke gewahrten die Brüder einen befreundeten Knaben, der in nicht zu weiter Entfernung auf einem Esel ritt. Sie vergaßen Hektor und rannten mit Geschrei die Chaussee entlang, dem Reiter nach.

Die Amme hatte eine Bekannte getroffen, bei der sie schwatzend mit ihrem Wägelchen anhielt. Klein Liesbeth ruckte, rief, „weiter — weiter," zog ein Mäulchen und drohte in Thränen auszubrechen; gedankenlos schob die Wärterin das Kind leise hin und her und berichtete dabei der Freundin, was sie den Mittag gegessen hatte.

Liesbeth fand dann auch Zerstreuung und lächelte schon wieder vergnügt, wenn auch die langen, hellen Wimpern noch feucht schimmerten, als die Wärterin sich ihr endlich zuwendete.

Ein ärmlich gekleideter Knabe, mit klugem, gutem Gesicht, der einen langen, weißblühenden Fliederzweig in der Hand trug, mit dem er die Kleine leise kitzelte und neckte, hatte ihre Unterhaltung übernommen. Das Kind griff nach den weißen Blüten, die ihr mit einem lustigen Schwung immer wieder entzogen wurden.

„Laß ihr doch zufrieden," sagte das Mädchen und schob den Wagen langsam vorwärts. Der Junge kehrte sich nicht an das gleichgültig gegebene Gebot, die Kleine lachte gar zu fröhlich, plapperte über die „schönen Blumen" und griff mit den runden Händchen nach dem hier und da sie berührenden Zweige. So gingen sie langsam miteinander vorwärts.

Als Rosenaus an den dritten Garten kamen, sagte der Kommerzienrat: „Sieh, da sitzt die alte Justizrätin Block wieder vor ihrer Thür, ich glaube, sie ist den ganzen Winter nicht hinausgegangen. So grüße doch, Elfriede!"

„Ich kenne die Frau ja fast gar nicht."

Dieses dritte Grundstück ist etwas schmaler, ein sauber gestrichenes, weißes Staket mit Lattenthür grenzt es von der Straße ab. Das Haus ist klein, nahe herangerückt, schmuck und nett gehalten. Mit Buchsbaum eingefaßte Blumenbeete laufen längs dem gelbgesandeten Wege hin, der auf die Hausthür zuführt.

Rechts von der Thür steht eine weiße Gartenbank, auf der, mit einem dunklen Wollenstrickzeuge in den Händen, die Justizrätin Block sitzt, eine große, entschlossen aussehende, alte Dame. Das Knäuel ihres Strickzeuges ist auf die Erde gefallen, ein behendes, weißes Kätzchen, dem die Frau wohlgefällig zusieht, spielt unter possierlichen Sprüngen mit dem rollenden, beweglichen Dinge auf dem Kiese.

Hektor hatte den verwilderten Garten abgesucht, da er nichts fand, was ihn reizte, wollte er seiner Herrschaft nachrennen. Er stutzte, als er das spielende Kätzchen sah, stieß die Lattenthür auf und warf sich mit zornigem Gebell auf die Katze, er schnappte danach und packte sie ins Rückenfell.

Die alte Frau schrie entsetzt auf, sie hob die Hände, fand aber nicht den Mut, sich über den mächtigen Hund zu werfen und ihm seine Beute zu entreißen.

Währenddem war eben der Kinderwagen mit der faulen Amme und dem kleinen Begleiter vor dem Blockschen Grundstücke angekommen. Der Junge warf seinen Zweig auf den Wagen, fuhr wie der Blitz in den Garten hinein, saß rittlings auf dem Hunde, klammerte sich in die polierte Stahlkette, die dieser als Halsband trug, und würgte das Tier so kräftig, daß es sein Opfer losließ, und sich durch einiges Geschrei und etliche Fußtritte von dem mutigen Jungen zum Garten hinausjagen ließ.

Die alte Dame hatte ihr blutendes Kätzchen auf den Arm genommen; sie klagte und schmeichelte und untersuchte das vor Schreck halbtote Tier.

Ein Dienstmädchen, von dem Geschrei herbeigezogen, kam aus dem Hause gestürzt: „O, unser Flörchen, unser allerschönstes Kind!" rief es, „ist der Liebling tot? O, Frau Rätin, so was ist doch zum Verwundern!"

Sie nahm das zappelnde und miauende Tier auf den Arm, und die alte Dame wendete sich dem kleinen Retter zu, der mit einem neugierigen Blick auf das Kätzchen, eben bescheiden den Garten verlassen wollte.

„Komm mal heran, Junge. Du bist recht brav gewesen." Sie tastete nach ihrer Tasche, wo sie ihr Portemonnaie vermutete und wollte dem Knaben ein Geldstück geben. Da sie ihre Börse nicht fand, sagte sie leise zu dem Mädchen, es möge Geld holen.

Die Justizrätin nahm ihr zitterndes Flörchen auf den Schoß, setzte sich wieder auf die Bank und winkte den Jungen heran, der voll Teilnahme für die Katze herbeieilte; hoffte er doch genauer zu sehen, wo das Tier verletzt war.

„Wie heißt Du denn, mein Kind?" fragte die alte Dame, nachdem sie zusammen Flörchen untersucht hatten.

„Richard Warneke."

„Und wie alt bist Du?"

„Acht Jahre."

„Und wer sind Deine Eltern?"

„Vater ist Schuhmacher und Mutter ist all zwei Jahre tot."

Eben kam das Mädchen wieder aus dem Hause und flüsterte der Herrin zu, sie wundere sich sehr, aber das Portemonnaie sei nicht im Schlüsselkorbe, Frau Rätin müsse es im Sekretär haben. Die Alte nickte und fuhr, wohlgefällig den blonden Jungen betrachtend, fort zu fragen:

„Wo wohnt Ihr denn, Richard?"

Digitized by Google

„Sie können unser Haus von hier aus sehen, da gegenüber, hinter dem Felde, Gartenstraße 15."

„Ist denn das Euer eigenes Haus?"

„Ach nein, wir haben nur eine Stube und eine Kammer, in der wir auch kochen."

„So — na, ich will Euch mal besuchen. Grüß man Deinen Vater und sag, die Rätin Block von der Burgheimer Chaussee käme bald mal."

„Ach, wenn Sie bei uns flicken lassen wollten, Vater ist sehr nach Kundschaft aus."

„Wohl möglich; Annette, laß Dir von dem Jungen sein Haus zeigen, Du sollst mich morgen hinbegleiten." Sie strich über Richards Haar und Wange; welch ein gutes, aufgewecktes Kindergesicht, welch ein offener Blick! gab ihm die Hand zum Abschiede, und dann trat Annette mit dem Knaben an die Staketthür und ließ sich noch einmal genauer seine Wohnung zeigen. Es war eins von den kleinen roten Häuschen jenseits der Felder. „Das da, neben den Pappeln. und vor unserer Thür steht ein weißer Fliederbusch, der gerade blüht," beschrieb Richard.

„Netter kleiner Bengel," sagte die alte Dame halb für sich, als der Junge davonlief.

Am anderen Nachmittage machte sich die Justizrätin, die schon etwas schwerfällig war, von Annette gestützt, auf den Weg, ihr Wort einzulösen und den Schuhmacher Warneke zu besuchen. Sie mußte sich doch erkenntlich bezeigen und der beherzte Junge war ihr auch nicht aus dem Sinn gekommen; sie empfand ein ordentliches Verlangen, das Kind wiederzusehen.

Der Gang war nicht weit und das Haus bald gefunden, es gehörte zu einem Häuflein bescheidener Arbeiterwohnungen, die vielfach geteilt vermietet wurden. Auf der ungepflasterten Straße lärmten schmutzige Kinder, Betten und Wäschegegenstände hingen auf den Zäunen, und die Gärten, die sich hier und da einschoben, schienen von unkundigen Händen und mit den einfachsten Küchengewächsen bestellt zu sein.

Rechts vom Hausflur stand mit großen Buchstaben auf ein Blatt Papier gemalt: „Christian Warneke, Schuhmacher."

Die Kommende trat mit ihrer Begleiterin ein. Nah am Fenster stand der niedrige Arbeitstisch, bedeckt mit Handwerksgerät und Lederstücken. An der Wand hingen Leisten und Papiermaße. Der Schuster saß auf einem Schemel und arbeitete, er blickte empor und kam den Eintretenden entgegen.

Er war ein mittelgroßer, gesund und verständig aussehender Mann von einigen dreißig Jahren. Sein Sohn hatte ihm das kleine Abenteuer erzählt und er erriet, wen er vor sich habe.

„Ach, die Frau Justizrätin, Richard ist gerade in die Kundschaft gegangen." Dann gewahrend, daß die alte Dame sich nach einem Sitz umsehe, räumte er von dem verschossenen Sofa ein paar Kleidungsstücke fort und bat die Frau Rätin, Platz zu nehmen. Annette setzte sich auf einen Rohrstuhl daneben.

„Sie können uns wohl beiden ein Paar Hausschuhe anmessen, Meister Warneke," sagte die alte Frau, als sie wieder zu Atem gekommen war. Es geschah und man plauderte dabei.

Die Rätin erfuhr Näheres über die Verhältnisse des Schusters. Er hatte früher einen kleinen Laden in der Stadt gehabt, in dem seine Frau verkaufte; er hatte auch zwei Gesellen gehalten, war aber durch die lange Krankheit der Frau, der er alles geopfert, arg zurückgekommen. Er hoffte aber, sich noch wieder herauszuarbeiten, dabei leuchteten seine Augen so entschlossen, daß die Hörerin ihm befriedigt zunickte. Seine Sprache war fast richtig, manchmal sogar gewählt und zuletzt sagte er warm werdend:

„Haben und genießen wollen sie alle und begreifen nicht, daß arbeiten, erarbeiten das allerbeste ist. Ich weiß, wie verschieden die Füße sind, und wie der Fuß ebenso der Mensch, der daran sitzt. Nur wenige sind gerade und ordentlich und haben die Art, daß sie vorangehen können. Egal ist gar nichts. Es wäre auch 'ne Grausamkeit und gäb noch mehr Gedränge, wenn alle dasselbe wollten. Die Dummen wollen ausruhen ohne Müdigkeit und immer los essen ohne rechten Hunger. Wer vernünftig ist, erarbeitet sich alles, dann ist's 'ne Lust, wenn man vorankömmt."

Jetzt öffnete sich die Thür und Richard kam herein, ein Paar alte Stiefel in der Hand. Als er die Gäste sah, erglänzte sein gutes Gesicht in freudigem Lächeln, er setzte die Stiefel hin und lief auf die alte Dame zu. Diese begrüßte ihn herzlich, es war ihr wieder ein Bedürfnis, das Kind an sich zu ziehen und zu streicheln. Als man noch ein wenig geplaudert hatte, stand die Rätin auf, sie schien sich in der Thür zu irren und öffnete die, welche in das nebenan liegende Kämmerchen führte. Ein rascher Blick überzeugte sie, daß auch hier alles sauber und wohlgeordnet sei, wieder nickte sie befriedigt vor sich hin.

Beim Fortgehen fragte sie, wann die Schuhe fertig sein würden und bat, der Meister solle sie ihr selbst bringen, um zu sehen, ob sie paßten, und Richard möge doch auch mitkommen und sich überzeugen, daß Flörchen munter sei.

Dann humpelte die alte Frau, auf Annette gestützt, von dannen. Anfänglich war die Rätin ganz schweigsam, dann sagte sie vor sich hin: „Die Schusterei ist kein Handwerk, das lärmt." Und dann: „Arg riechen thut das Leder auch nicht."

Nach einer längeren Pause machte Annette ihren Gedanken Luft: „Es ist zum Verwundern, wie ein Mann alles so in Ordnung halten kann, und was der Junge is, da haben Frau Rätin ganz recht, 'ne sehr nübliche Krabbe."

„Nicht wahr, Annette? Mir gefällt das Kind immer besser."

Die alte Frau Block fand sich in den drei nächsten Tagen oft in Gedanken. Eine Art Ungeduld nach ihren neuen Hausschuhen peinigte sie, und sie erwog im stillen einen Plan.

Als vor nunmehr fünfzehn Jahren ihr lieber Mann sich mit einem hübschen Vermögen von seinen Notariatsgeschäften zurückzog und hier anbaute, hatte er es wohl besonders mit Rücksicht auf einen alten Freund gethan, der den Nachbargarten bewohnte. Beide waren jetzt tot. Nun lebte die Frau hier doch recht einsam, Kinder hatte sie nicht; Annette war zuverlässig und außerdem schlief zu ihrem Schutze ein

Digitized by Google

Arbeitsmann und früherer Soldat unten im Hause, der am Tage aber, wenn er nicht im Garten beschäftigt wurde, seinem Verdienste nachging. Es war ein redlicher Mensch, aber er kam unregelmäßig und hatte auch Aussicht, eine Stelle zu bekommen.

Das Haus war unten geräumig, sie wohnte oben mit ihrer Dienerin. Wenn die Frau an den freundlichen Jungen dachte, klopfte ihr altes Herz mit sehnsüchtigem Verlangen; der kleine tapfere Kerl hatte es ihr angethan, aber auch der Vater gefiel ihr. Er schien ein Mann, der, wenn man ihm etwas half, gewiß vorwärts kam. Zu aller Sicherheit schrieb die Justizrätin noch an den Bezirksvorsteher der Straße und erkundigte sich bei Prediger und Lehrer nach den Leuten. Von allen Seiten fielen die Nachrichten befriedigend aus.

An dem verabredeten Tage trat Meister Warneke, die bestellten Schuhe in der Hand, seinen Jungen neben sich, in das Haus der neuen Gönnerin.

Annette führte die beiden eine schmale Treppe hinauf in das geräumige Zimmer, wo die Rätin, umgeben von altmodischem Hausrat, am Fenster saß. Schon im Hause hatten die Kommenden mehrere weiße Katzen gesehen. Hier im Zimmer lag eine in der Fensterbank neben der Herrin, eine schlief in der Sofaecke und eine dritte stand mit gehobenem Schwanz inmitten der Stube und empfing den Besuch.

Richard lief auf seine alte Freundin zu und fragte, welche von den Katzen denn das arme Flörchen sei?

Frau Block lockte das Tier heran, spielte damit und mit dem Kinde, während Annette ihre Schuhe anprobierte.

Beide Frauen waren mit Warnekes Arbeit zufrieden; dann gebot die Justizrätin, Annette solle Richard in den Garten führen, sie habe noch mit dem Schuhmacher zu sprechen.

Als die beiden gegangen waren, sagte die Block: „Setzen Sie sich, Meister, ich möchte Ihnen etwas vorschlagen.“ Bedächtig fuhr sie fort: Sie bedauere, daß es so einsam im Hause sei, sie habe wohl mal Mietsleute unten gehabt, es sei aber nichtsnutziges Volk gewesen, auch die jetzige Einrichtung gefalle ihr nicht; ob er unentgeltlich unten wohnen wolle? Sie habe einen Narren an seinem Jungen gefressen und es werde sie freuen, das Kind viel um sich zu sehen.

Der Mann war überrascht, erfreut und dankbar. Nachdem er dies ausgesprochen hatte, sagte er zögernd: „Ich möchte gern wieder in die Höhe; wenn sich das Geschäft bessert und ich der alten Kundschaft nachgehen kann, denke ich einen Gesellen anzunehmen, sollte das der Frau Rätin auch nicht zu viel werden?“

„Unten ist Platz genug, es wird mich freuen, wenn Sie weiterkommen.“

Sie gingen dann hinunter; die Frau zeigte ihrem Begleiter, welche Räume sie ihm geben könne, und er war sehr zufrieden. Anfang des nächsten Monats möchten sie einziehen. Dann wandten sie sich in den Garten, wo Richard mit einem Kätzchen auf dem Arm hin und her lief. Er kam herangesprungen und sein treuherziges Gesicht strahlte vor Vergnügen, als er hörte, er werde mit dem Vater in Zukunft hier wohnen. Seine warme Kinderhand umschloß die welke Rechte der alten Frau, er drückte zärtlich seine Lippen auf ihre Hand und flüsterte: „O, wie gut Sie sind!“

Frau Justizrätin Block hatte sich, da ihr eine menschlich warme Zusammengehörigkeit fehlte, mit den anschmiegenden Kätzchen umgeben, irgendwohin wollte ihre Zuneigung sich doch wenden. Nahe Verwandte hatte sie nicht. Jugendfreundinnen waren vor ihr weggestorben, ihr kränkelnder Mann hatte keinen Verkehr geliebt; seit sie hier draußen wohnten, kam immer seltener einmal jemand zu ihnen heraus, so war die Frau vereinsamt und auch zugleich herzenseinsam geworden. Ihrem derben, schwerfälligen Wesen sah man nicht an, welch gute Seele die Alte war und wie viel sie im Grunde entbehrte.

Annette, ihre treue Dienerin, ein unschönes Mädchen von dreißig Jahren, die sich über alles, was geschah, endlos wunderte, war ein brauchbares Geschöpf, aber kein Wesen zum Liebhaben; die Kluft zwischen Herrin und Dienerin ließ sich auch schwer überbrücken.

Nun war plötzlich der kleine Knabe, scheinbar durch ein Nichts, der alten Dame nahegetreten.

Sie war selbst erstaunt, mit welcher Lebhaftigkeit sie das Geschenk dieser Kinderfreundschaft noch aufnehmen konnte und wie wohl ihr die Gesellschaft des Kleinen that.

Anfänglich fielen ihre Liebkosungen scheu und linkisch aus. Sie fürchtete einem Zeichen von Widerwillen zu begegnen, da sie doch schon alt war und Kinder manchmal von Runzeln und grauen Haaren abgestoßen werden, Richard kam ihr aber mit derselben Wärme, die sie ihm gab, entgegen. Als sie zuerst wagte, seine weiche Wange zu küssen, ganz leise und über sich selbst erschrocken, schlang er den Arm um ihren Nacken und küßte sie so herzhaft auf den Mund, daß sie ebenso glücklich war als da sie vor fünfzig Jahren ihren Brautkuß empfing. Das so lange schon zugeschlossene Herz ging ihr auf in Liebe und Wärme. Bald fühlte sie sich ihm so eng verbunden, als sei sie seine Großmutter, und als Warnekes vier Wochen im Hause wohnten, meinte Frau Block im stillen, es würde ihr unmöglich sein, wieder ohne Richard zu leben. Sein Gehen und Kommen, sein Lernen und Gedeihen interessierten sie über alles andere, und am wohlsten fühlte sie sich, wenn sie ihn in ihrer Nähe haben konnte; was galten ihr, mit diesem aufgeweckten Kinde verglichen, alle die dummen Katzen?

Zweites Kapitel.

Ein schöner Morgen im Hochsommer. Kommerzienrat Rosenaus saßen auf ihrer neben der vorderen Freitreppe gelegenen Veranda und frühstückten. Die Knaben waren fertig und lärmten im Garten umher. Liesbeth saß neben der Mama in der korbgeflochtenen, mit Kissen belegten Bank und spielte artig mit einer

Digitized by Google

Wickelpuppe, die sie langsam aus- und anzog. Der Kommerzienrat schlürfte seinen Kaffee, während er sich in einem geschweiften Wiegenstuhle schaukelte. Die Frau löffelte in ihrer Tasse und erzählte mit eintöniger, matter Stimme ihre Träume, wie sie jeden Morgen zu thun pflegte.

Es war sehr merkwürdig, daß sich Frau Elfriedens Träume gewöhnlich auf ihre Wünsche bezogen, jedenfalls gab es da einen höchst tiefsinnigen und übernatürlichen Zusammenhang, wenigstens nach der Dame eigener Behauptung. Diese wunderbaren Träume wiederholten sich so oft, bis sie Befriedigung fanden.

Ihr Gemahl, etwas träge von Gedanken und Rede, pflegte diese Würze seiner Morgenstunden ziemlich ungerührt hinzunehmen. Ein „Hm" und „So" waren seine einzigen Entgegnungen, wenn die Frau ihn nicht mit bestimmten Fragen bedrängte. Er griff auch wohl einmal während ihrer Schilderung zur Zeitung und sagte gelassen, wenn sie ihm seine Unhöflichkeit vorhielt:

„Aber ich höre ja."

„Es war," fuhr sie in ihrem Berichte fort, „ein kleiner reizender Ponywagen, ich sah ihn ganz deutlich, er hielt hier dicht vor der Villa, und Du sagtest: ich habe es eingesehen, Elfriedchen, wir wohnen zu weit von der Stadt entfernt, die armen Kinder können den Weg nicht laufen. Ich fiel Dir um den Hals, Feodor, und war ganz entzückt. — Aber Du hörst wieder nicht zu, Mann!"

„Mitte nächsten Monats Geflügelausstellung," las er, „werde die Pfauentauben und die Bantams hinschicken — Preis ist mir sicher."

„Ach, Du denkst immer nur an Deine Liebhabereien! Rote Räder hatte das Wägelchen und zwei Sitze. Die Ponys waren so zahm und gutartig, daß die Jungen sie selbst fahren konnten, und hinten saß ein höchst schneidiger Groom, der die Arme untergeschlagen hielt und Schuhe und Gamaschen an hatte."

„Hast Du nicht vielleicht dabei geträumt, was mich der Schwindel kostete?"

„Nein, so prosaisch sind meine Träume nicht. Aber der Traum hat sich so oft wiederholt, daß ich nun wirklich an seine Erfüllung glaube."

„Ich nicht. Nachdem ich Dir erst neulich den Extrazuschuß für Deinen Herrn Bruder gegeben habe, bin ich nicht in der Lage, größere Anschaffungen —"

„Nicht in der Lage!" sie warf kopfschüttelnd die Augen gen Himmel. „Ich soll wohl glauben, daß ich einen Bettler geheiratet habe?"

„Oft genug Beweise vom Gegenteil gegeben." Verdrießlich nahm er seine Zeitung, stand auf und ging ins Haus.

Mißgestimmt blieb die Frau zurück. Sie wußte aber, daß sie bis zum Herbst — zu welchem Zeitpunkte der vorbereitende Privatunterricht für die Jungen aufhören und sie ins Gymnasium geschickt werden sollten — noch so oft von der Ponyequipage träumen werde, daß ihr Mann seinem Schicksale, ihren Traum zu erfüllen, nicht entrinnen könne. In dieser tröstlichen Überzeugung beruhigte sie sich, nahm die kleine Liesbeth auf den Schoß und tändelte mit dem Kinde.

Ein klägliches Geschrei im Garten störte das Behagen von Mutter und Kind. Die beiden Brüder kamen herbeigerannt. Der jüngere, Werner, ein zarter Knabe, voran. Er hielt sich die Backe, auf der Erde klebte und über die große Thränen rannen. „Oskar hat — hat mir — eine Handvoll Steine ins Gesicht geworfen," schluchzte er.

Der Sünder, ein blonder, flämmiger Krauskopf mit dreistem Ausdruck, trollte reuelos hinterher. „Er ist auch immer so feige und will nicht gehorchen."

„Könnt Ihr denn nicht Frieden halten und Euch gesittet betragen?" klagte die Kommerzienrätin.

Liesbeth glitt vom Schoße der Mutter hinab, sie trocknete mit ihrem weißen Schürzchen Werners Backe, küßte ihn und stammelte Trostworte.

Oskar langte sich den Kuchenkorb heran, that einen Griff hinein und entfloh lachend mit seinem Raube, während Werner, schlaff und gebeugt, eine weitere Rede über Verträglichkeit und den Anstand, dessen sich bevorzugte Kinder zu befleißigen hätten, über sich ergehen ließ.

Vor zehn Jahren hatte der einzige Sohn und Erbe des reichen Kohlen- und Produktenhändlers Rosenau das schon etwas verblühte Freifräulein Elfriede von Waldhausen in Kissingen kennen gelernt. Der flotte Erbe des sparsamen Produktenhändlers hatte den Winter hindurch so üppig gelebt, daß ihm Kissingen empfohlen ward, und dem General von Waldhausen, Elfriedens Vater, erging es nicht besser.

Die vornehme Blondine gefiel dem derben Sohn des emporgekommenen Händlers. Feodor Rosenau hielt es an der Zeit, zu heiraten; er war der Freuden eines ungebundenen Junggesellenlebens überdrüssig, und so wagte er, dem General seine Wünsche anzudeuten.

Bei den Waldhausens fanden ernste Erwägungen statt. Elfriede hatte bereits eine lange Reihe von Wintern durchtanzt, sie war gefeiert worden, aus der Mode gekommen, hatte Enttäuschungen erlebt, und besaß jetzt durch des Vaters Avancement allerdings eine gewisse bevorzugte Stellung, indes keine Heiratsaussichten. Sie war zart und verwöhnt und der General wußte, daß, wenn seine hohe Gage wegfiel, wenn er pensioniert wurde, oder gar sterben sollte, die Seinen in keineswegs glänzender Lage zurückbleiben würden. Sein Sohn diente in der Garde und brauchte viel, seine Frau machte keine geringen Ansprüche, ein reicher Schwiegersohn mußte also das Ziel seiner Wünsche sein. Elfriede selbst gab allen Erwägungen der Eltern recht, sie hatte es satt, sich vergeblich in ihrem Kreise um einen Freier zu mühen.

Es kostete dem General, so wie seiner ganzen Familie, allerdings einige Überwindung, sich zu Feodor Rosenau herabzustimmen. Allein die eingezogenen Erkundigungen lauteten, besonders was die äußere Lage des Bewerbers betraf, günstig. Er galt für sehr vermögend, und so begann man in feinster Form zu unterhandeln.

Die erste Bedingung war, daß Rosenau sein

Digitized by Google

Geschäft aufgeben und sich irgendwo in hübscher Lage, fern von dem Schmutz und der Unruhe seines alten Betriebs, niederlassen sollte.

Dieser Vorschlag kam dem geistig trägen, genußsüchtigen Manne gar nicht ungelegen. Weshalb sollte er sich auch noch plagen? Das hatte sein Alter ja reichlich gethan. Es verstand sich eigentlich von selbst, daß er der reizenden Elfriede ein passendes Heim anbieten mußte.

Nach diesem Zugeständnis fand sich alles übrige von selbst.

Rosenau verkaufte, nicht ohne einige Verluste, sein gutes Geschäft an einen alten Prokuristen seines Vaters und erwarb die eben neu erbaute Villa, die er kostbar ausstattete.

Des Schwiegervaters vielvermögende Beziehungen verschafften ihm den Titel eines Kommerzienrats. Dann wurde die Hochzeit gefeiert.

Die voraussehende Fürsorge des Generals von Waldhausen erwies sich als berechtigt. Er starb ein halbes Jahr nach der Hochzeit seiner Tochter und die Witwe sah sich lediglich auf ihre Pension angewiesen. Wie konnte sie davon die Zuschüsse eines Gardelieutenants und das eigene standesgemäße Leben ermöglichen?

Elfriede war außer sich. Sie fühlte sich ohnehin leidend, da sie das erste Kind erwartete, und so bereitete ihr Zustand dem Gatten ernstliche Sorge. Bewegt durch diese Umstände, ließ er sich von der jungen Frau bindende Versprechungen für die Ihren ablocken. Der Gardeoffizier brauchte seinen bevorzugten Platz nicht zu verlassen und die Schwiegermutter richtete sich bequem in einer hübschen Wohnung mit Köchin und Jungfer ein. Sie klagte freilich noch viel über den Wechsel der Dinge und ihre schweren Entbehrungen, aber sie lebte eigentlich ebenso wie früher.

Elfriede war viel bei der Mutter, oder die Generalin nahm auch mit der Villa ihres reichen Schwiegersohnes als Sommeraufenthalt fürlieb, so daß dieser sich oft überflüssig fühlte. Er begann allerlei Steckenpferde zu tummeln, trieb Hühner- und Taubenzucht in hübschen Drahtgehegen und malerischen Häuschen, die seinen Garten zierten, und legte sich allerlei Sammlungen an. Seine Münzen und seltenen Briefmarken kosteten ihm viel Geld. Aber es war doch schmeichelhaft und er fühlte sich sehr wichtig, wenn er von Fremden, die sich für seine bedeutenden Sammlungen interessierten, Zuschriften oder Besuche erhielt und wenn dann Tauschgeschäfte eingeleitet wurden. Kam der Handel auch schließlich darauf hinaus, daß Rosenau ein paar hundert Mark zulegen mußte, so glaubte er doch, klug operiert und bedeutend gewonnen zu haben.

Noch weniger harmlos als diese Spielereien waren seine Börsenspekulationen, die er nicht ganz unterlassen konnte. Und wenn diese auch in einem nicht gerade gefährlichen, häufigen Wechsel mit Papieren bestanden, die ihm ein befreundeter Makler in Berlin besorgte, so war doch die Möglichkeit zu kleinen Schlappen, allerdings auch zu leichtem Verdienen, gegeben. Das Studieren der Kurse, das Spekulieren und Kombinieren — bei dem er sich schmeichelhaft überlegen fühlte, wenn seine Voraussicht eintraf — reizte den müßigen Mann und füllte seine Gedanken angenehm aus.

Der verwahrloste Mittelgarten, die Nr. 2 der Burgheimer Chaussee war nun auch von dem neuen Besitzer bezogen und in Bearbeitung genommen worden. Über dem wieder aufgerichteten und befestigten Eingangsthore erhob sich ein von Eisenstangen getragenes langes Blechschild, auf dem mit großen Buchstaben: „Fritz Tonnemacher, Handelsgärtner", stand. Hinter dem Hause war in kurzer Zeit ein Treibhaus erbaut und ein älteres ausgebessert worden. Die Sandsteinfiguren waren, so weit sie noch brauchbar sein mochten, verkauft, die anderen hier und da beiseite geworfen. An dem verrosteten Eisengeländer des vogelbauerartigen Balkons im ersten Stock schwenkte sich eine weiße Papptafel mit der Aufschrift: „Wohnungen zu vermieten".

Kommerzienrat Rosenau hatte schon lange mit der Neugier des Müßiggängers das rührige Treiben im Nachbargarten beobachtet, auch wohl hier und da dem geschäftigen Kunstgärtner einen Gruß über die Hecke entlockt, der Mann hatte etwas Scheues, Wortkarges und stand vor Eile kaum Rede. Das neue Treibhaus war von einer besonderen Bauart und interessierte Rosenau, so ging er denn, mit der Absicht, mancherlei Pflanzen nachzufragen, in den Nachbargarten.

Er traf Tonnemacher hinter dem Hause Topfblumen überbrausend, ein Gehülfe setzte Stecklinge um, ein anderer fuhr Wasser vom Flüßchen herauf, von dem alle diese Gärten unten begrenzt wurden. Ein Kinderwagen mit seinem kleinen Insassen stand vor der hinteren Hausthür und zwei Kinder mit Schmutznäschen und wild hängendem, rötlichem Haar, spielten daneben im Sande.

Als der Kommerzienrat den Gärtner begrüßte, rückte der Mann an seinem verbogenen Strohhut und fragte, ohne recht aufzusehen, womit er dienen könne. Er hatte eine Art den Rücken rund heraus zu biegen und die Schultern nach vorn zu werfen, daß er aussah wie ein rothaariger Maulwurf, oder als wolle er sich gegen alles, was ihm von außen komme, in sich selbst zusammenkrümmen. Das Gesicht war noch ziemlich jugendlich, aber sorgenvoll und von blödem Ausdruck.

Der Käufer fragte nach allerlei und Tonnemacher mußte, wohl oder übel, sich entschließen, die Gießkanne niederzusetzen und mit dem Käufer durch den Garten zu gehen. Nach einer Besichtigung der Treibhäuser schritten sie den Mittelweg hinunter. Neugier und das Vergnügen sich einmal hier gründlich umzusehen, ließen Rosenau seinen Begleiter festhalten.

„Na, und Sie wollen auch noch im Hause abvermieten?" fragte er interessiert.

„Ja, wir haben unten genug."

„Wenn sich dazu hier draußen nur wer ordentliches findet?"

„Müssen's abwarten."

„Das Rennen aus der Stadt hierher ist den

Digitized by Google

meisten Leuten zu viel. Ich sehe mich nach reiflicher Überlegung auch genötigt, ein Wägelchen anzuschaffen."

Sie waren durch den sonnigen, von breiten Feldern eingefaßten Mittelweg an ein Gebüsch am Flußufer gekommen, aus welchem eine mächtige Linde emporragte.

„Wundert mich, daß Sie hier unten so vielen schattenden Baumwuchs dulden," sagte der Kommerzienrat mit dem wichtigen Ton eines beratenden Kenners.

„Das Ausroden kostet Geld; der Baum ist nichts mehr wert und das Gebüsch schützt vor dem Ostwinde, der von jenseits des Wassers über die Wiesen zieht."

Zu dem Wipfel oder vielmehr dem inneren Gezweig der großen Linde führte ein halbmorsches Treppchen empor und oben gab es verschiedene Sitzplätze.

Als der Kommerzienrat sich unter ergötzten Ausrufungen diese Einrichtung des Baumes betrachtete, sah er auf einem der Zweige über sich ein kleines Mädchen rittlings sitzen. Sie hatte noch verwirrteres und röteres Haar als die jüngeren Geschwister, die am Hause spielten. Von der einen elfenbeinweißen Wade war der blaue Strumpf heruntergerutscht und der Schuh abgefallen, so daß man die durchlöcherte Sohle sehen konnte. Das andere Beinchen schwenkte die Kleine so eifrig, als wolle sie auch von dem ihren schiefgetretenen Schuh und den Strumpf abschlenkern. Es lag etwas von einem Waldkobolde in der ganzen Erscheinung des kecken Geschöpfchens, besonders auch, weil es fast übernatürlich erschien, daß ein etwa fünf- oder sechsjähriges Kind so dreist klettern konnte.

„Aber das sieht ja schrecklich gefährlich aus!" rief Rosenau. „Komm herab, Kleine! Vorsichtig, Du möchtest fallen."

Das zierliche Kind richtete sich auf, lief wie ein Eichhörnchen den Ast entlang, wippte sich hier lustig, schüttelte die Mähne roten Haars zurück, rief: „Etsch, Du hast mir nichts zu sagen!" und streckte die Zunge heraus.

„Ist das ein Racker!" entfuhr es Rosenau. „Doch keines von Ihren Kindern?"

„Ja, unsere Älteste."

„Lassen Sie es doch vorsichtig herunterkommen."

„Weshalb? Sie ist doch gleich wieder irgendwo auf'm Baum oder auf den Turngeräten."

„Ich litte das nicht!"

Tonnemachers Rücken wölbte sich bei einem Achselzucken wieder nach außen und er murmelte: „Hätte viel zu thun!"

Sie standen jetzt am Flußufer, das an dieser Seite höher war als drüben, wo eine Wiesenfläche, von Wegen durchzogen, so niedrig lag, daß sie bei hohem Wasserstande überschwemmt wurde. Vom Gartenufer führte eine bemooste, breite Steintreppe in zwei Absätzen hinunter zu dem rasch fließenden Wasser. Der erste Absatz bildete eine schattige Terrasse. Hier lag zur Seite, als Sitzplatz benutzt, eine große, hingestreckte Steinfigur, vielleicht eine Venus, deren mit einem Rosenkranz von Stein geschmückter schöner Kopf hilflos aus dem Unkraut hervorsah. Auf dieser seltsamen Bank saß ein Knabe mit langem, schwarzem Haar und las in einem Buche, das er auf den Knieen hielt.

Er stand auf als die Männer herankamen und der ernste Blick seiner dunklen Augen hob sich zu dem Fremden, in welchem er den Nachbarn erkannte.

„Das ist doch auch Ihr Sohn, Herr Tonnemacher?"

Ein hastiges „Ja" erfolgte.

„Man sollte es nicht glauben, der Junge sieht ganz anders aus als seine kleinen Geschwister. Na, was liest Du denn da, mein Kind?" Rosenau nahm Buch in die Hand.

„Uhlands Gedichte — verstehst Du denn die schon? Meinen Ältesten könnte ich mit dergleichen jagen. Du bist allerdings etwas größer. Lieber solltest Du da dem Burschen helfen Wasser heraufschleppen, Du würdest dann Deinem Vater doch etwas in seinem Geschäfte nützen."

„Er soll was Ordentliches lernen," erwiderte Tonnemacher, „ich will ihn auf eine gute Schule schicken und dann mag er werden, was er will."

„Mich dünkt, das dürfe gar keine Frage sein. Da Sie hier den Besitz und gewiß bald eine gute Kundschaft haben, müßte der Älteste nichts lernen als die Gärtnerei. Ich halte meine Kinder streng zu dem an, was ich nach reiflicher Überlegung für richtig erkenne."

„Soll ich mit Wasser tragen, Vater?" fragte der Junge bereitwillig.

„Laß man, Alex, is nich' nötig." Die Männer gingen zum Hause zurück.

Mittlerweile war eine kleine Person, unter fragendem Umherblicken, um die Hausecke gebogen und im Garten erschienen. Obgleich damenhaft angezogen, fehlte ihr doch ein gewisses Etwas. Mochten es der bunte, mit hohen Schleifen ausgeputzte Hut sein, oder die gelbbraunen, gewebten Handschuhe, oder auch nur die hastigen und trippelnden Bewegungen, die sie in eine zweite Klasse wiesen. Jedenfalls war aber alles an ihr zierlich und sauber.

In der Gestalt der etwa Dreißigjährigen befand sich ein Mißverhältnis, die Beinchen waren nicht mit gewachsen, sie würde, wenn sie auf eine Fußbank getreten wäre, eine Person von gutem Wuchs gewesen sein. An die übermäßig lange Taille hielt sie die Ellenbogen fest angeklemmt, was ihr etwas Scheues, Altjüngferliches gab. Das Gesicht war mehr sonderbar als häßlich. Sie hatte gelblich blondes Haar und kleine, schwarze Äugelein, die beweglich hin und her fuhren, der Mund war in Kräuseln gezogen und beständig wie zum Pfeifen gespitzt.

Ihr entgegen trat jetzt eine ganz andere Erscheinung. Es war ein Weib wie eine Brunhilde, aber aus der Rumpelkammer und mit entarteten Reizen. Groß und stark, die ehemalige Heroine eines Vorstadttheaters, jetzt die Gattin des Kunstgärtners.

„Frau Tonnemacher?" knixte das Teckelchen fragend.

„Zu dienen," antwortete die tiefe Stimme der Heldin.

„Ach, haben Sie hier wohl eine kleine, billige Wohnung? Ich schwärme so fürs Grüne und man

Digitized by Google

sieht hier auch wohl viele hübsche Blumen und Vögelchen?"

„Wenn Ihnen die Mansarde gut genug wäre?" Mit Nachdruck und Würde deklamierte sie:

„Sei mir willkommen, die ich gleichsam jetzt
Zum ersten Mal erblicke, sei willkommen!"

Die Kleine fuhr erschrocken zurück.

Dann, nachdem Frau Tonnemacher ihrer Vorliebe für Recitation also Luft gemacht hatte, fügte sie geschäftsmäßig hinzu: „Eine Stube im Giebel, auf jeder Seite eine schräge Kammer sind da. In der einen könnten Sie kochen."

„Ach, ich bin selten zu Hause — und ein wenig Kaffee ist leicht aufgebrüht. Wissen Sie, ich helfe in vielen Familien aus. Ich kann Putz machen, an Gesellschaftstagen in der Küche zuspringen, Garnieren und Servieren, und ich gehe auch ins Plätten. Ich bin Fräulein Mienchen Vogelsang. Eine Hauptsache wäre mir, wenn Sie keine Katzen im Hause hätten, dann könnte ich ruhiger fort sein. Ich habe nämlich einen Kanarienvogel, einen Vogel — so reizend, den ich über alles liebe und der muß gut aufgehoben sein."

„Auch ich hasse das falsche Gezücht schleichender Raubtiere!"

Frau Tonnemacher schob den Kinderwagen aus dem Wege, stellte einen der kleinen Pudelköpfe, der eben in das Rinnsal einer umgestoßenen Gießkanne gefallen war und laut schreiend und zappelnd dalag, wieder auf die kurzen Beine, wischte dem Kinde die nasse Erde vom Gesicht und Händen mit einer Schürze, die wohl schon öfter ähnliche Liebesdienste verrichtet hatte und lud die Wohnungsuchende ein, ins Haus zu kommen.

Es war ein altes und altmodisches Haus, das aber bessere Tage gekannt hatte. Vom Garten aus betrat man einen Salon mit verblaßten Schäferscenen an den Wänden, ehemals vergoldetem Stuck unter der Decke und einem getäfelten, aber arg zertretenen Fußboden, in dem manches Stückchen fehlte; ein großer Kamin lag an der Seitenwand.

In alle diese ehemalige Herrlichkeit hatte der Gärtner sich rücksichtslos eingenistet. In die Wand waren Nägel geschlagen, gleichviel ob in Daphnis Nase oder in Chloes Busen, an denen Beutel mit Sämereien hingen, Leitern, leere Blumentöpfe und Gartengeräte standen in den Ecken, am Fenster ein großer Tisch mit Resten von Bindereien und Schemel daneben.

Vom Salon ging es auf den Flur; hier lag die Treppe nach oben.

Die Stufen krachten unter der Last der starken Gärtnersfrau, die voranschritt, das zierliche Persönchen, das ihr nachhüpfte, entsetzte sich über den Zustand des Kleides und der Schuhe, die sie vor sich hinaufstampfen sah.

Im ersten Stock stand Frau Tonnemacher still und sagte: „Hier haben wir nun noch eine große, sehr feine Etage, aber eines schickt sich nicht für alle. Es heißt freilich: Willst Du immer weiter schweifen? Sieh, das Gute liegt so nah. Aber nu' müssen wir doch wohl zur Mansarde hinauf."

Sie gingen. Der große Bodenraum unter dem Dache war durch eine ehemals gestrichene Bretterwand abgeteilt. Vor den drei Räumen im Giebel lief ein heller Flurgang entlang und die Zimmer, die sie nun betraten, entzückten Fräulein Vogelsang.

„Aber hier ist es ja reizend!" rief sie. „Ein ordentlich romantischer Blick, und wie süß sich diese Weinranken ums Fenster schlängeln. Ja, so im Grünen muß es Mätzchen gefallen! Ich kann hier auch gewiß ganz sicher sein Bauer mal hinaushängen, die frische Luft is ihm so gesund!"

„Sie lieben Ihren Vogel? — Glücklich allein ist die Seele, die liebt!" schwärmte die dicke Frau und wandte ihre Augen zu der niedrigen Balkendecke empor.

Man sprach über die Bedingungen und nachdem Frau Tonnemacher noch das Citat: „Nach Golde drängt, am Golde hängt doch alles. Ach, wir Armen!" sehr wunderlich angebracht hatte, wurde man handelseinig und setzte den Tag des Einzugs für die nächste Woche fest.

Die beiden waren jetzt schon ganz vertraut miteinander geworden. Während sie hinunterstiegen und auf dem Flur des ersten Stocks stillstanden, erzählten sie sich gegenseitig in kurzen Umrissen, ihre Lebensschicksale.

Fräulein Mienchens Vater war Volksschullehrer gewesen: „ein sehr poetischer Mann", wie sie sagte, nun aber schon lange tot. Ihre kleinen, schwarzen Äuglein feuchteten sich und flimmerten zum Überfließen, als sie hinzufügte, daß ihre gute, fleißige Mutter nun auch schon seit drei Jahren unter den Blumen ihres Grabhügels ruhe, die sie jeden Sonnabend erneuere oder begieße.

Sie sei wohlhabender Leute Kind, sagte Frau Tonnemacher, aber, als in ihrem sechzehnten Jahre der Vater gestorben, sei's plötzlich mit der Wohlhabenheit ausgewesen. Da habe sie denn eine innere Stimme gehört, die ihr zugerufen: „Die Kunst ist des Schweißes der Edlen wert! Geh auf die Bretter, die die Welt bedeuten!"

„Na, daß das mehr schön als einträglich ist, weiß jeder. Man kann nicht der Poesie dienen und zugleich dem Mammon! Tonnemacher hat mir manchen Lorbeerkranz gewunden, wenn auch nicht von seinetwegen. Aber er war ein Mann, der es redlich meinte, was sie längst nicht alle thun. Da ich nicht mehr im Flügelkleide ging und man mir mit der Anstandsmutter winkte, dachte ich: Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an, wenn man den sichern Schatz am Herzen trägt und nahm ihn. Er hatte damals eine ganz nette eigene Gärtnerei. Mein Ehrgeiz strebte aber nach Höherem. Wir kauften ein Restaurant und Wiener-Café. Leider haben an der Wiege meines Fritz die Grazien nicht gestanden; er war nicht zum Cafetier geboren und wir gingen rückwärts. Ein edler Freund half und wir fangen nun hier von vorn an."

Die kleine Putzmacherin nahm alle poetischen Ergüsse der starken Frau mit Andacht entgegen, ja sie vergab der Erhabenen ihre niedergetretenen Schuhe und ihre zerfranzten Röcke und fühlte sich sehr zu Frau Tonnemacher hingezogen.

Digitized by Google

Unter den Sentenzen dieser Dame stiegen sie die Treppe völlig hinab und betraten den wüsten Gartensaal. In diesem Augenblicke schob Tonnemacher den Kinderwagen wieder aus dem Wege, um ihn für seinen Besucher zu räumen.

„Da ist der Herr Nachbar, Kommerzienrat Rosenau!“ rief die Hausfrau eifrig. „Ich hoffe, daß Fritz das Seine thut.“ Dann fügte sie murmelnd hinzu: „Ein guter Mensch in seinem dunklen Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt!“ Worauf sie den Gast in ihrer pompösen Art begrüßte.

Auch Minchen war herangetrippelt und Frau Tonnemacher stellte Fräulein Vogelsang als eine neue Hausgenossin vor. Bescheiden nahm darauf die Kleine das Wort:

„Entschuldigen Sie, Herr Kommerzienrat, aber ich wollte mir man bloß eine kleine Bitte erlauben. Ich gehe ins Putzmachen, Plätten und Servieren, wenn ich vielleicht der gnädigen Frau mal aushelfen könnte, sollte es gern geschehen. Der Herr Kommerzienrat haben wohl die Güte, mich ergebenst zu empfehlen. Ich wohne ja nu' bald so nahe.“ Dabei knixte die kleine Person so tief, daß nur noch eine Büste von ihr übrig blieb.

Drittes Kapitel.

Der Schuhmacher Christian Warneke pries alle Tage sein Glück, das ihn, durch Richards kleine Gefälligkeit, in das Haus der gütigen alten Dame führte. Er hatte ein bescheidenes Schild mit Namen und Hantierung anbringen und sich nach Bedarf ausbreiten dürfen.

Die Justizrätin Block, der ihre einsamen Mahlzeiten lästig waren, und die doch eine gewisse Grenze zwischen sich und ihrer Dienerin nicht fallen lassen wollte, traf die Einrichtung, daß Richard mittags und abends bei ihr oben essen mußte. Sie ergötzte sich an seinem harmlosen Geplauder, lehrte ihn sich manierlich benehmen und kam bald dahin, ihm die besten, jedenfalls die größten Bissen auf den Teller zu legen und das, was er mit seinem frischen Appetit verzehrte, sich besser schmecken zu lassen, als was sie selbst aß. Ja, sie war eine zärtliche, schwache Großmutter geworden, ohne doch selbst Kinder besessen zu haben.

Nun dachte sie aber auch weiter und wollte ihrem aufgeweckten Lieblinge eine möglichst günstige Zukunft bereiten. Sie nahm Rücksprache mit Meister Warneke und eröffnete ihm die Aussicht, Richard auf ein Gymnasium zu schicken.

„Die Frau Justizrätin sind sehr gütig,“ sagte der Mann zögernd und bedenklich, „aber was soll meinem Jungen eine großartige Ausbildung? Er bleibt eines Schusters Sohn und ich habe nicht die Mittel, ihn später etwas anderes werden zu lassen als einen Handwerker.“

„Ihr Handwerk in Ehren, Warneke, es würde auch für Richard gut genug sein, falls er es als Beruf wählte. Allein man kann ihm doch die Augen aufthun, daß er auch noch anderes sieht und nicht aus der Not eine Tugend machen muß.“

„Warum soll man ihm die Trauben vor der Nase tanzen lassen, die ihm doch zu hoch hängen?“

„Ich werde nichts halb thun, Meister,“ rief die Alte fast ärgerlich. „Sehe ich, daß der Junge gut mitkommt, woran ich eigentlich nicht zweifle, so lasse ich ihn gewiß nicht im Stich.“

Der Vater ergab sich widerwillig. In seinem philosophischen Gleichmut und gediegenem Handwerkerbewußtsein erschien ihm alles Strebertum verwerflich. Er erwog auch gleich: Frau Block ist eine alte Frau, hat sie jetzt auch so 'ne Art Affenliebe für den Jungen gefaßt und will ihm alles mögliche Gute anthun, so kann sie doch jeden Augenblick abgerufen werden und was wird dann aus der Geschichte? Dann sind Richard Flausen in den Kopf gesetzt und er will vom Schusterschemel nichts mehr wissen.

Da Richard oben bei seiner alten Freundin aß, machte sich's ganz von selbst, daß Warneke in der Küche bei Annette seinen Tisch fand. Die Justizrätin hatte diese natürliche Folge ihrer Einrichtung auch vorausgesehen und der Dienerin gesagt, daß Warnekes beide mit zum Hausstande gehören sollten.

Sie hätte es mit ihrem weichen Herzen nicht ertragen, wenn sie sich den fleißigen Mann, den Vater ihres Lieblings, von selbstgebrautem Kaffee und Brot lebend, hätte denken müssen. Und, lächelnd gestand sie sich's: durchführen konnte sie eine solche Gastfreundschaft recht gut.

Die staunende Zuhörerin, Fräulein Annette, war dem eifrigen Redner eine willkommene Gefährtin. Vor ihr konnte er doch eher entwickeln, was er sich an Gedanken bei seiner Arbeit herausgepocht, als vor dem unmündigen Kinde.

Am Mittage nach dem Beschluß der Justizrätin erging er sich des Breiteren über jenen neuen Plan. Nachdem er die Thatsache erwogen, fuhr er fort: „Mir kommt das Leben vor wie 'en hoher Berg. Den Anlauf zum Aufsteigen nehmen wir alle. In jungen Jahren meint man ja, es ginge alles man so. Nu' aber ist die Kletterei doch nicht so komod als 'en denkt. Hier purzelt einer 'runter, da einer, und weil's viel leichter und bequemer is, sich unten in 'em molligen Eckchen einzurichten, als immer wieder den Anlauf zu nehmen, so läßt man's bleiben Die Gründe, weshalb sie klettern, sind auch verschieden. Einige steigen, weil sie von den Herren Eltern getrieben werden, andere, weil sie selbst nicht zurückbleiben wollen, noch andere, weil sie glauben, daß süße Früchte: Ehre, Ansehen, Genuß am Wege wachsen. Nur wenige sehnen sich nach der freien Luft, die da oben weht, und der großen Aussicht, die man gewinnen kann.“

Annette schlug die Hände zusammen: „Sie predigen ja wie der Pastor auf der Kanzel, Herr Warneke! Man muß sich wundern, was Sie alles wissen.“

„Ja, ja,“ fuhr der Meister, noch ganz in seinem Gleichnis, fort: „Und die dann glücklich oben sind, die haben ihren Schwindel und ihre Angst, daß sie sich halten, und ihre Last von der scharfen Luft und

Digitized by Google

sind an sich nichts glücklicher als die, die hübsch bescheiden waren und unten geblieben sind. Ich lobe mir das Aushalten beim Handwerk!"

Richard, der sich noch an die Mutterliebe erinnerte, die er so früh hatte entbehren müssen, und der in dem immer arbeitseifrigen und für seinen jungen Kopf zu hoch redenden Vater keinen Ersatz gefunden hatte, war nun ganz glücklich mit der herzlichen alten Frau, die er „Tante" und „Du" nennen durfte. Er fühlte recht gut, was er ihr war und wie sie ihn liebte, und gedieh zusehends unter ihrer Pflege und mütterlichen Sorge.

Die Katzen sahen sich allerdings auf den zweiten Platz gedrängt. Das im Hause umherschleichende Gesindel war abgeschafft worden. Nur die drei Stubengefährtinnen, Flörchen, Nörchen, und Möhrchen wurden noch geduldet. Sie durften sich aber nicht mehr so zudringlich und dazugehörig betragen, wie es ihnen sonst eingeräumt worden war.

Wenn Richard sich in der großen Stube mit den Katzen jagte, die in wunderlichen Sprüngen bald hierhin, bald dahin flogen, miauten, schnurrten, das Fell sträubten und im höchsten Vergnügen laut aufkreischten, so lag die alte Frau in ihrem Lehnstuhl am Fenster und schüttelte sich vor Lachen über all das Leben und die Lustigkeit um sie her, die ihr sehr wohl gefielen.

Nachdem Meister Warneke ein Vierteljahr lang im besten Einvernehmen mit Annette gespeist und gehaust und sich überzeugt hatte, daß sie eine dankbar staunende Zuhörerin für alle Vorträge und auch nicht gleichgültig fürs Geschäft sei, kam er eines Tages mit sich über einen großen Entschluß ins reine.

Es war Sonntag, der Schuhmacher hatte sich frisch rasiert und gut angezogen; die kleine, gedrungene Gestalt mit den eifrigen Armbewegungen sah sauber und anständig aus. Die Rätin saß oben in ihrem Zimmer am Fenster. Nach bescheidenem Anklopfen trat der Hausgenosse zu ihr ein.

„Entschuldigen Sie, Frau Justizrätin," sagte der Mann, sich räuspernd und durchaus nicht so redegewandt wie gewöhnlich, „ich, na, als redlicher Mann — und da alle Ursache zur Dankbarkeit — wie ich anerkenne — wollte ich nicht hinter Frau Rätin ihrem Rücken — sozusagen hinterrücks. — Um es kurz zu machen, es will mir doch scheinen, daß es am besten wäre und von allen Seiten betrachtet am anständigsten, da wir doch fast wie Mann und Frau zusammen leben, wenn — wenn ich Fräulein Annette heiraten thäte."

„Es wäre ja für das Mädchen recht gut," erwiderte die alte Dame nach kurzem Besinnen, „und sie ist auch natürlich einverstanden?"

„Ich weiß nicht. Ich habe ihr noch nichts gesagt. Das durfte ich doch nicht thun, ehe ich nicht wußte, ob die Frau Justizrätin auch damit zufrieden wären."

„Ich werde Ihrem berechtigten Verlangen, wieder eine gute Frau zu bekommen, nicht im Wege sein, Warneke. Wir müssen nur überlegen, wie wir unter den neuen Verhältnissen alle häuslichen Einrichtungen treffen wollen."

Sie sagte, daß sie schon lange daran gedacht habe, zu Annettens Hilfe ein jüngeres Dienstmädchen anzunehmen und daß dadurch seine Frau mehr Freiheit für sein Geschäft erhalten werde.

„Da wir nun doch übereingekommen sind," fügte sie hinzu, „Richard auf's Gymnasium zu schicken, wird er zum Abholen und Austragen der Flicksachen keine Zeit mehr haben, jene Gänge fallen also Ihrer Frau zu. Sind Sie mit dieser Anordnung zufrieden, Meister, so wollen wir uns nach einem Aushilfsmädchen erkundigen und den Hochzeitstag bestimmen."

Warneke sah ein, daß die Anordnungen der alten Dame, die sein Geschick in die Hand genommen, so wohlmeinend und verständig waren, daß er nur danken und kaum etwas dagegen sagen konnte.

Erleichterten Gemüts verließ er das obere Geschoß und wartete in der Küche auf Annettens Heimkehr.

Als sie nun zum Abendbrot bei einander saßen, begann Meister Warneke mit einem Vortrage über die Freuden der Häuslichkeit, insbesondere einer zufriedenen Ehe, über die keinerlei anderes Vergnügen gehe.

„Nun wollen wir mal auf unsere Privatverhältnisse zu schnacken kommen, Fräulein Annette," begann er mit seiner wichtigsten Miene. „Wir haben uns nu' die Zeit her immer gut vertragen und zur Hälfte den Ehestand ausprobiert. Wie wäre es, wenn wir aus der Geschichte Ernst machten und uns für gute und böse Tage, wie sie so das Leben bringt, zusammengeben ließen?"

„O, Herr Warneke," sagte Annette, indem ein wohlgefälliges Erröten ihr plattes Gesicht nicht gerade verschönte. „Sie haben mir ja eine rechte Ehre zugedacht. Ja, wenn ich Ihnen gut genug bin — aber wundern muß ich mich doch, daß Sie so eine dumme — so eine unvermögliche Person wie ich bin, nehmen wollen."

„Sie sind ordentlich und fleißig, Annette, und haben Sinn fürs Geschäft, das ist die Hauptsache, und ich hoffe, daß wir zusammen vorwärtskommen. Sehen Sie, Verstand und was so dazu gehört, verlangt man nicht vom Frauenzimmer, das hat der Mann, und was sie is, die hat ihre Schuldigkeit zu thun. Geben Sie mir die Hand, und die Sache ist abgemacht."

„Was wird aber die Frau Justizrätin sagen!" rief das Mädchen, die abgearbeitete Hand linkisch und verlegen über den Tisch reichend. „O, ich darf ihr nicht erzürnen, sie ist immer sehr rejell gegen mich gewesen."

„Sein Sie darum man nich' bange, Annettchen," entgegnete der Bewerber, die Rechte des Mädchens herzhaft schüttelnd. „Ihre Frau habe ich zuerst gefragt und sie hat nichts dagegen."

Bald nach Tonnemachers Einzug in den Nebengarten hatte der lebhaftere Richard mit dem zurückhaltenden Alex Anknüpfung gesucht. Es fanden sich Löcher in der Hecke, durch die man zu einander kriechen konnte, um alsbald im kindlichen Spiel und Geplauder vertraut zu werden. Auch die Rosenaus kamen von ihrer Seite dazu.

Digitized by Google

Unten am Wasser, im verwilderten Tonnemacherschen Garten, der breiter war als die beiden anderen, und in dem weder eine jeden Fleck ausnutzende Ordnung wie bei der Justizrätin herrschte, noch jener parkartige Schmuck wie auf dem Grundstücke des Kommerzienrats, gab es einen köstlichen Tummelplatz für die Kinder. Das Umherklettern in der alten Linde, in dem die rothaarige Barbara, Alex' Schwesterchen, alle Knaben an Keckheit und Gewandtheit übertraf, das Versteckenspielen in dem wirren Gebüsch, das Manschen, Fischen und Schiffen am Flüßchen, bot vielfache Gelegenheit zu trefflicher Unterhaltung, die durch lautes Geschrei und eifrige Anordnung von alle den jungen Kinderstimmen zugleich ihren Hauptreiz erhielt.

Der fleißige und gleichmütig stille Tonnemacher kümmerte sich nicht um die Bande, so lange sie da unten blieb, wo sie seinen Beeten und Anpflanzungen nicht schaden konnte, und die Kinder selbst trugen wenig Verlangen nach dem geordneten Teile des Gartens, der ihnen kahl und langweilig vorkam. Die heimlichen Nester und Schlupfwinkel, die es unten gab, das halbvermorschte Lusthäuschen am Wasser, mit den blinden Fenstern und stockigen Kattungardinen davor, der bemooste Gott des Schweigens mit dem Finger auf der Lippe, aber ohne Nase und mit nur einem Arm, der in einem Kreise von Tannen stand, die Poesie des Verwilderten, Geheimnisvollen, wirkte mit so großer Anziehungskraft auf die jungen Gemüter, daß sie sich nichts Besseres wünschten.

Oskar Rosenau trachtete alsbald danach, auch hier, wie es in seiner Natur lag, und wie er seinem Bruder gegenüber gewöhnt war, den Befehlenden zu spielen.

Vielleicht würde Alex Tonnemacher in seiner gelassenen, fast schwermütigen Weise sich diesem Drucke gefügt haben, der kleine stämmige Richard bäumte sich aber rücksichtslos dagegen auf. So geschah es, daß die Brüder Rosenau, die zusammenhielten, weil der zahme Werner keine eigene Meinung zu äußern wagte, oft in hitzige Prügeleien mit Alexander und Richard verwickelt wurden, die meistenteils damit endeten, daß zuerst Werner und dann auch Oskar durch ihre Hecke in den väterlichen Garten zurückgetrieben wurden. Aus alle diesen Kämpfen gingen dann Alex und Richard als immer treuere Verbündete und bessere Freunde hervor.

Im Zwielicht, wenn die Arbeit ruhte, trafen auch die beiden Väter, Tonnemacher und Warneke, manchmal an der Hecke zusammen und plauderten dann bei einem Pfeifchen Tabak friedlich miteinander. Auch über seine nahe bevorstehende Verheiratung und den Übergang seines Jungen in die höhere Schule berichtete Warneke dem neuen Freunde.

„Es kostet freilich 'ne Handvoll mehr als ich anwenden könnte," erzählte der Schuhmacher, „aber das giebt unsere Frau Rätin, die es ja an den Bengel wenden möchte. Und sie ist so nett gegen uns, daß man ihr schon zu Willen sein muß. Sie hat auch das Anmelden und alles durch 'en alten Freund ihres Seligen besorgen lassen."

„Da sind Sie gut dran, Herr Nachbar," seufzte Tonnemacher. „Wir wollten unsern Alex auch auf 'ne hohe Schule schicken, aber wir wissen es nich' so recht anzufangen. Meine Frau will immer zum Herrn Direktor gehen, aber sie ist gerade nicht sonderlich in den Kleidern, hat so wenig Zeit und ich bin auch bange" —

Tonnemacher wagte nicht zu vollenden, wovor er bange war. Kannte er doch die theatralische Geschwätzigkeit Mathildens — er wurde genötigt, sie „Hilda" zu nennen — und fürchtete, sie werde das, was sein mußte, des Knaben Eintritt in eine bessere Schule, eher verhindern als fördern. Er aber, der blöde, vom Mißgeschick tief niedergedrückte Mann, scheute vor jedem Schritt nach außen wie vor einer Unmöglichkeit zurück.

Nachdem Warneke von der großen Ausgabe gesprochen, die Anschaffung teurer Bücher betont und wohlmeinend hinzugefügt hatte: Alex werde für die Gärtnerei auch in einer Bügerschule genug lernen, erwiderte der andere, daß das alles nichts ausmache, für den Jungen solle es angewandt werden. Er bat den gefälligen Nachbarn, ob er nicht durch Frau Blocks Vermittelung auch für seinen Sohn einen so guten Schulplatz erlangen könne wie Richard zugesichert sei.

Warneke versprach bei der Justizrätin das Seinige zu thun und kehrte unter tiefsinnigen Betrachtungen, über den unverständigen Hochmut der Welt, dem auch er, gedrängt von den Verhältnissen, sein Opfer bringen mußte, ins Haus zurück.

Richard war glücklich, als er hörte, daß sein lieber Alex mit ihm in dieselbe Schule gehen solle. Er schlang unter Bitten und Schmeicheln seine Arme um die alte Freundin und flehte: „O, Tante Block, schreib noch einmal! Du kannst es machen, daß Alex mein Kamerad wird, thue es, es wäre so wunderschön!"

Wie hätte die alte Dame dem widerstehen können? Sie schrieb, sie fuhr sogar einmal selbst in die Stadt, wozu sie sich immer schwer entschloß, und Alexander Tonnemacher wurde, nachdem der Gärtner mit einiger Mühe allerlei Papiere besorgt hatte, neben Richard aufgenommen.

Auch die beiden Rosenaus sollten vom Oktober an die Schule in der Stadt besuchen, sie wurden aber auf ein Gymnasium gegeben, wogegen die Nachbarsjungen ein Real-Gymnasium besuchen sollten.

Der Tag von Warnekes stiller Hochzeit mit Annette kam heran. Das Staunen der glücklichen Braut erhob sich über sein gewöhnliches Maß, als sie sich mit dem jungfräulichen Myrtenkranze geschmückt sah, den die gute Rätin bei Tonnemachers bestellt hatte.

Freudenthränen füllten Annettens sonst nur mit verwundertem Ausdruck um sich blickenden Augen, sie schlug vor ihrem kleinen Spiegel die Hände zusammen und sagte zu dem ihr vor einer Stunde auf dem Standesamte beschierten Gatten:

„O je, o je, Herr Warneke, wer hätte so was gedacht? Was 'en Menschen doch alles passieren kann!"

Dann saß das Paar mit Richard in der Droschke, fuhr in die Stadt und ließ den Lebensbund in der Kirche einsegnen.

Digitized by Google

Im Hause Nr. 3 auf der Burgheimer Chaussee änderte sich indes durch dies eben geschlossene Bündnis wenig. Eine Schlafstube im oberen Hause stand vorläufig leer, wurde aber nach kurzer Zeit von einem jungen Dienstmädchen bezogen, das sich in nichts so gelehrig zeigte, als in der Teilnahme an der außerordentlichen Verwunderung, die ihre nächste Vorgesetzte allen Begebenheiten des Tages widmete.

Einige Zeit nach seiner zweiten Heirat lehnte der Schuhmacher abends wieder an der Gartenhecke und plauderte mit dem Nachbarn.

„Wir haben heute auch unsere gute Wohnung im ersten Stock vermietet," berichtete Tonnemacher erfreut.

„Sieh mal an! Gratuliere bestens. Und wer ist denn so vernünftig, aus der Stadt hierher zu ziehen?"

„Es ist ein unverheirateter Postrat außer Dienst mit seinem — na, ich glaube ein Bedienter ist es nicht eigentlich. Sie wollen beide außerm Hause essen. Meiner Hilda ist es recht," fügte der Gärtner bedächtig hinzu, „daß es weiter keine Kocherei und keine Frauensleute im Hause geben wird. Die kleine Vogelsang oben ist still und ordentlich und fast immer zur Arbeit auswärts. Von der wird der Herr Postrat keine Last und Unruhe haben."

„Also wieder ein Rat," meinte Warneke überlegen lächelnd. „Da hätten wir ja den Titel in allen drei Häusern. Muß unser liebes Vaterland aber ratlos sein, daß es sich mit so vielen Ratsleuten versorgt!"

Tonnemacher wurde in diesem Augenblicke von seiner Gattin, die vor der hinteren Hausthür stand, gerufen: „Fritz — Friedrich — Federigo!" erklang ihre tiefe Stimme. Und dann sang sie:

„Müde bin ich, geh' zur Ruh,
Schließe meine Äuglein zu."

„Na, guten Abend, Nachbar," sagte der Gärtner bedrückt. „Komme schon, Hilda." Und die Arme klappten nach vorn, der arbeitsmüde Rücken wölbte sich heraus und der Mann trottete davon, als gehorsamer Diener seiner stärkeren Hälfte.

„Wie ein Bär, der am Nasenringe geht," murmelte Warneke. „Na, ich wollte aber meine Annette!"

Es war dunkel geworden, zufrieden vor sich hinpfeifend, schritt auch er seinem Hause zu.

Viertes Kapitel.

Der Herr Postrat außer Dienst Albert Degener war seit vier Wochen in die erste Etage des Tonnemacherschen Gartenhauses eingezogen.

In der Stadt hatte er sich über alles, was er sah und hörte, geärgert Hier wurde Klavier gespielt, da Geige, unten belästigte ein Orgelmann die ganze Umgegend mit dem neuesten Gassenhauer. In dem einen Hofe klopfte man Betten, im anderen schrie ein Junge, der Prügel bekam. Das Gebell der Hunde, das Rasseln der Wagen hörte nie auf.

Auch die Eindrücke, die ihm seine gewöhnlich durch eine bläuliche Brille geschützten Augen vermittelten, forderten seine Kritik heraus. Weshalb hasteten die Leute auf der Straße, weshalb wichen ihm die Kinderwagen nicht aus, wie durfte sich der erlauben, ihn mit dem aufgespannten Regenschirm gegen den Hut zu stoßen und jener gar, ihn mit dem unterm Arm getragenen Stock zu gefährden? Es gab immer etwas, wogegen er innerlich räsonnierte, und es war jedenfalls am klügsten, er strafte den ganzen Plunder dieses wimmelnden Ameisenhaufens mit Verachtung und zog vors Thor.

Hier gefiel es dem kritteligen alten Herrn besser.

Die Gärtnersfrau, wenn sie auch offenbar eine Schlumpe war, bezeigte jene Art von Höflichkeit und Achtung gegen ihn, die er sich auch recht sehr ausbitten mußte. Er ging ihr aber doch gern aus dem Wege, weil sie zu viel und zu hochtrabend schwatzte. Der Mann war eine ruhige Seele, die niemand störte, und das kleine Gesindel, die Kinder, sollten, wie Frau Tonnemacher ihm zugesagt hatte, vor der Hinterthür des Hauses bleiben. Kinder, die einem vor die Füße kamen, deren Geschrei und Ansprüche nur störten, duldete der Postrat nicht in seiner Nähe, das war beim Mieten seine erste Bedingung gewesen. Da nun seine drei Zimmer nach vorn hinauslagen, wo er in den ruhigen, gutgehaltenen Vordergarten sah, vergaß er bald das unliebsame Gewühl, das hinten sein mochte.

Sein Gefährte und Diener Jakob Pienemann war ja auch so weit zufrieden, wie man es in dieser mangelhaften Welt sein konnte.

Pienemann, der es im Feldzuge 1870 zum Korporal gebracht hatte, war bald nach dieser Beförderung durch einen Schuß in den linken Arm dienstunfähig geworden.

Jakob stammte aus demselben Städtchen, in dem Albert Degeners Vater Landrat gewesen war. Sie hatten als Knaben zusammen gespielt und Alberts jüngerer Bruder Julius, der jetzige Hauptmann, war der dritte gewesen. Bei der Post, wo Pienemann eine Anstellung, erst als Briefträger, dann an der Paketwage erhalten, trafen die Jugendgenossen sich wieder.

Als Degener seiner schwachen Gesundheit und seiner angegriffenen Augen halber den Dienst verlassen mußte, hatte der andere, seiner guten Handschrift wegen, eine Nachmittagsstelle als Schreiber bei einem Notar gefunden, die er dem anstrengenderen Postdienste vorzog. Eine kleine Invalidenpension aus dem Feldzuge kam dazu, und als nun der Postrat ein Zusammenleben vorschlug, war Pienemann gern darauf eingegangen. Er konnte die Bedienung des befreundeten Herrn füglich morgens besorgen und bekam seine Wohnung, Frühstück und einen angemessenen Lohn. Sie hatten nun schon ein paar Jahre miteinander gehaust und waren beide zufrieden, ja sich unentbehrlich geworden.

Pienemann hatte gegen den Wohnungswechsel nichts einzuwenden gehabt, da der Notar, zu dem er nachmittags ging, in dem nächsten Stadtteile wohnte;

Digitized by Google

es gefiel ihm auch sonst hier draußen, ja er beehrte sogar manchmal die Rückseite des Hauses, schwatzte mit den Gärtnersleuten und legte durchaus keinen solchen Abscheu gegen die Kinder und ihr Treiben an den Tag wie sein Herr.

Nur von einem Umstande fühlte der Postrat sich hier draußen belästigt. Das war die Hausgenossin über ihm. Nicht daß die trippelnden Schritte des leichten Persönchens ihn gestört hätten, die hörte er gar nicht, nein, es war etwas anderes.

Er saß, da er etwas asthmatisch war, gern am offenen Fenster; dann verdroß und störte ihn etwas, das über seinem Kopfe vorging.

Eine hohe, spitze Weiberstimme, von der er jeden Ton verstehen konnte, begann oftmals in ganz abgeschmackter Weise mit dem dort im Bauer hinausgehängten Kanarienvogel zu kosen. „Mein Mätzchen," hieß es, „mein Prinzchen, mein Goldmännchen, bist Du da?" — Na, das war doch eine schrecklich alberne Redensart angesichts des zwitschernden kleinen Viehs. So dumm konnte nur ein Frauenzimmer fragen, ob der Vogel, den sie vor sich sah, da sei!

Und dann hob da oben ein Geschmatze, ein Gezirp und Gepiepe an, daß einem vernünftigen Menschen übel und weh bei alle den Narrenspossen werden mußte.

Der Herr Postrat hätte ja nun sehr leicht dem allen ausweichen können, entweder indem er sein Fenster schloß, oder auch, wenn er sich weiter in das Zimmer zurückzog. Er sah aber nicht ein, weshalb er weichen sollte. Er wollte in seinen von ihm gemieteten Räumen thun können was ihm beliebte und keine Chikane sollte ihn beeinträchtigen.

So bot er denn dem süßlichen Treiben im Bewußtsein seines guten Rechts Trotz.

Das mußte ja eine verteufelt zärtliche Person sein, die sich so mit dem Vogel anstellen konnte. Er sah das kleine Fräulein auch kommen und gehen. Ihr gelbes Haar und ihre schwarzen Äuglein hatte sie ja mit ihrem Lieblinge gemein. Wie sie huschig mit den kurzen Beinen angelaufen kam! Und gleich richtete sie den Blick nach oben, um zu sehen, was der Piepmatz mache. Na, und dann ging sofort wieder über ihm die Komödie los.

Der Postrat nannte sie in seinem Sinne „das Kanarienvogelweibchen", und sie kam ihm manchmal wie „verwunschen" vor. Er konnte, vielleicht aus dem Grunde, nicht davon ablassen, sie zu beobachten.

Pienemann befolgte eine schlaue Taktik; wenn ihn die Neigung anwandelte, mit seinem Herrn zu reden, so trat er ganz harmlos herein und sagte: „Haben der Herr Postrat gerufen?" oder: „Was befehlen der Herr Postrat?" Worauf sich dann gewöhnlich eine Unterhaltung anknüpfte.

Manchmal rief auch der Herr wirklich, ersann sich einen Auftrag und ließ ein Gespräch folgen. Sie waren fast gleichaltrig, nahe den Fünfzigen, aber der ehemalige Korporal hatte sich strammer und gesunder gehalten. Er war ein kleiner, dürrer, etwas schiefbeiniger Mensch von großer Gutmütigkeit und mit praktischen Anlagen. Er erzählte gern von sich, wie er dreimal, fast wunderbar ums Heiraten weggekommen und wie das eigentlich schade um ihn sei. Seine trockene Behaglichkeit und Heiterkeit und die gute Art, wie er seinem schwerfälligen Herrn auszuhelfen wußte, machten ihn dem Postrat unentbehrlich.

Es war ein sonniger Spätherbsttag; Albert Degener saß an seinem Schreibtische und vertiefte sich in das, was er „seine Geschäfte" nannte. Er war ein eifriger Briefmarkensammler und großer Kenner. Beständig stand er mit Gleichstrebenden in brieflichem Verkehr. Die Anfragen, das Tauschen, Verkaufen und Beraten nahm kein Ende.

Heute lag eine große und wichtige Sache zur endlichen Erledigung vor. Es war dem Postrat eine schöne Sammlung zum Kauf angeboten worden und er mußte zum Entschluß kommen, was er thun wollte.

Er war nicht reich; außer der Pension besaß er ein kleines Vermögen von neun bis zehntausend Mark, das er auf Leibrenten gegeben hatte, und eine flüssige Summe zurückgelegten Geldes, mit der er seinen Markenhandel hin und her betrieb. Die neue Sammlung sollte zweitausendfünfhundert Mark kosten, sie war es in den Augen des Kenners wert. Es ließ sich bei einer Vereinzelung vielleicht noch mehr herausschlagen; Degener hatte das Geld liegen, aber es war doch ein Geschäft, das reiflich überlegt sein wollte.

Was ihn besonders reizte, war ein in der Menge enthaltenes seltenes Stück, von dem er wußte, daß es nur wenige gab, die sich obenein in festen Händen befanden. Seiner Stammsammlung, diesen raren, alten Stadtbriefumschlag aus Hannover mit dem Aufdruck: „Bestellgeld bezahlt", hinzuzufügen, war der lockendste Gedanke, den es für seinen Sammeleifer gab. Diese Marke war allein unter Brüdern Hunderte wert.

Seiner langsamen und schwerlebigen Natur kostete aber jeder Entschluß Zeit, auch war es für seine Lage ein Wagnis, in das er sich da einlassen wollte, denn das ihm nicht Passende konnte er vielleicht erst nach Jahren anderweitig anbringen und dann also erst sein ausgelegtes Geld herausziehen. Einzeln sollte die eine oder andere Marke nicht verkauft werden; so wogte denn schon seit einiger Zeit im Gemüte des Mannes ein Kampf auf und ab.

Es war gegen Abend, die Sonne schien noch hell in das gegen Westen gelegene Zimmer, der Postrat hatte einen Briefbogen zurechtgerückt und die Feder zur Hand genommen, er war endlich entschlossen, dem Verkäufer ein Gebot zu thun, denn er fühlte, daß es ihm allzuschwer werden würde, sich von den vor ihm liegenden Schätzen zu trennen.

Ein Anpochen an seine Thür scheuchte ihn empor. Unmutig rief er: „Herein!"

Die Thür öffnete sich und eine Gemeindeschwester im schwarzen Kleide und weißer, mit einem schwarzen Tuch übersteckten Haube erschien auf der Schwelle. Die ernste Gestalt trug ein Bündel unter dem Arme und führte ein kleines Mädchen von vier bis fünf Jahren in einem schwarzen Kleide an der anderen Hand.

Digitized by Google

„Herr Postrat Degener?“ fragte die Schwester.

„Bin ich.“ Verdrießlich erhob sich der bei einer so wichtigen Beschäftigung Gestörte und sah die Kommende feindselig durch die Brille an. Gewiß irgend eine unverschämte, recht überflüssige Bettelei, und um zu rühren, wurde nun gar das Kind mitgeschleppt. Ihn fing man aber nicht durch solch eine alberne List. „Was steht zu Diensten?“ knurrte er grimmig.

„Ich komme Ihnen anzuzeigen, Herr Postrat, daß Gott ihren Herrn Bruder, den Hauptmann außer Dienst Julius Degener, diesen Morgen, nur vierzehn Tage nach dem Tode seiner Frau, von allen irdischen Leiden erlöst und in sein himmlisches Reich aufgenommen hat.“

„Julius — ich wußte nicht —“

„Die Frau Hauptmann ist einer längeren, zehrenden Krankheit erlegen, der Mann bekam Lungenentzündung. Er hat mich kurz vor seinem Ende gebeten, kaum brachte er's noch hervor, Ihnen sein einziges Kind, sein liebes, kleines Annchen, zuzuführen. Und Sie möchten, im Andenken an Ihre teuren Eltern, an ihre gemeinsame Kindheit, sich doch seines verlassenen Töchterchens annehmen.“

„Ich — ich einsamer Mann — ich alter Junggeselle? Was in aller Welt soll ich mit einem Kinde anfangen?“

Ohne ihm zu antworten, sagte die Schwester: „Mach einen schönen Knix, Anna, und gieb Deinem Onkel ein Patschchen.“

Das kleine Mädchen war ein frisches, drolliges Geschöpf. Sein schwarzes Kleid, von ungeschickter Hand auf den Zuwachs gemacht, berührte fast die Erde, das runde Gesicht mit den roten Backen, die an einen reifen Apfel erinnerten, wurden von einem vergnügten Ausdruck belebt, wenn auch augenblicklich in den dunkelblauen Augen etwas Scheues lag. Das hellbraune Haar war oben auf dem Kopfe mit einem schwarzen Bändchen in einen Zopf geflochten, der sonderbar in die Höhe stand. Den schwarzen Strohhut hielt die Kleine fest umklammert in der Hand.

Nach dem zweiten Zureden wagte das Kind die schützende Hand loszulassen und auf den fremden Mann, der ganz erstarrt, in abwehrender Haltung, dastand, zuzugehen. Es duckte sich nieder, so daß der schwarze Kleidersaum ringsum auf der Erde schwamm, und sprach halblaut die Worte nach, die ihr vorgesagt wurden: „Habe mich lieb, guter Onkel Pos-Draht.“

Albert Degener wehrte sich währenddem innerlich gegen die unerhörte Zumutung. Seine Gedanken ergingen sich in Kreuz- und Quersprüngen und kehrten in die Vergangenheit zurück.

War denn in der Verwandtschaft niemand, der ihm das angesonnene Schrecknis abnehmen konnte? Seine Eltern waren längst tot, Geschwister hatte er keine außer Julius, der ein paar Jahre jünger gewesen war als er. Die Frau des Bruders, Pastors Bertha, mit der sie so viel als Kinder gespielt hatten, stand auch allein in der Welt.

Es gab eine Zeit, in der er selbst, wenn auch auf seine Art, ungeschickt und verstohlen, um die Jugendgefährtin geworben hatte. Und wenn sie's auch vielleicht kaum gemerkt, wie er sie geliebt, so empfand er es doch als eine untilgbare Beleidigung, daß sie den rascheren Bruder ihm vorgezogen hatte.

Ja, das war die Ursache ihrer Trennung für das Leben gewesen! Er war darum seinen nächsten Verwandten wo er konnte aus dem Wege gegangen und obgleich sie in derselben Stadt wohnten, hatte man sich doch jahrelang nicht gesehen. Er schützte Kränklichkeit und Unlust vor, die Seinen wußten seit langem, daß er schwerfällig im Verkehr sei und vermieden es, sich ihm aufzudrängen. Kinder waren geboren und gestorben. Julius hatte ihm diese Familienereignisse schriftlich mitgeteilt und in derselben Weise Antwort erhalten, plus und minus wußte Albert nicht mehr.

Der Tod der Schwägerin war ihm nicht angezeigt, jetzt hörte er, daß der Bruder selbst krank gewesen sei, und jedenfalls mußte der aus dem Leben Scheidende sich sehr ratlos gefühlt haben, daß er ihn, von dem er wußte, daß er Kinder nicht leiden konnte, mit solcher, seinem ganzen Wesen widerstrebenden Aufgabe, betraute.

Julius war nur durch die Übernahme einer Nebenstellung, mit dem nachträglichen Hauptmannstitel, in die Lage gekommen, sich verheiraten zu können. Vermögen würde kaum vorhanden sein, der Bruder hatte schon vor Jahren geklagt, daß seine Einnahme nie lange, die Ansprüche des Lebens seien zu groß, Krankheiten, Geborenwerden und Sterben der Kinder koste viel.

O, er war ein lustiger Patron gewesen, der gute Julius, der sein Leben zu genießen und sich's allezeit angenehm zu machen verstanden! Und nun ging er davon und wollte ihm Pflichten aufhalsen, die ihn hindern würden, sich in seiner Art das Dasein erträglich zu machen. Ja, das war so der Leichtsinnigen Art!

Während dies alles im Fluge durch des Postrats Kopf ging, legte die Pflegerin ihr Bündel auf einen Stuhl und sagte: „Hier sind die nötigsten Sachen für die Kleine. Vielleicht ist noch einiges in der Wohnung, das wird dann später hergebracht.“

„Aber es kann doch nicht Ihr Ernst sein, mir das Kind hierzulassen!“ fuhr's noch einmal in heftiger Gegenwehr aus des Rats Munde.

Die Schwester sah den Mann, den sie abscheulich kaltherzig fand, strafend an: „Ich muß meinem Berufe nachgehen und bin leider außerstande, mich des armen Wurms anzunehmen. In der Wohnung, allein bei der Leiche, kann das Kind doch nicht bleiben, das müssen Sie einsehen. Auch ist es des Vaters letzter Wille, dem ich gehorche. Später können Sie ja nach den Verhältnissen, von denen ich nichts weiß, Ihre Entscheidung treffen, einstweilen lasse ich Anna hier. Ein Hausgenosse des Herrn Hauptmanns und ein Freund ordnen dort die Angelegenheiten. Sie werden sich, als Vormund Ihrer Nichte, vermutlich mit den Herren in Verbindung setzen.“

Während sie so sprach, streichelte und liebkoste sie das Kind, dann verließ sie, wie um sich selbst das

Digitized by Google

Scheiden zu erleichtern, rasch und mit stummem Gruß das Zimmer.

Als die Thür sich hinter dem letzten bekannten Gesicht schloß und die Kleine sich mit dem fremden, unfreundlichen Manne allein sah, verzog sich das frische Mäulchen schmerzlich und dann brach sie in lautes Geschrei aus.

Der Rat hielt sich die Ohren zu und stürzte hinaus.

Pienemann kam eben von seiner Nachmittagsbeschäftigung zurück die Treppe herauf: „Na, Herr Postrat, was ist denn nu' bei uns los? Erst begegnet mir so 'ne schwarze Person und dann schreit da ein Kind!"

„Pienemann — Jakob — es ist eine heillose Geschichte!" Und dann erzählte Degener, so kurz er sich fassen konnte, welchen Zuwachs ihre ruhige und gesetzte Häuslichkeit erhalten habe.

„Wir müssen das Unglück doch in der Nähe besehen," meinte Pienemann gefaßt und schritt auf das Zimmer zu, in dem die Kleine noch immer laut weinte.

Sein Herr folgte ihm beklommen. Jakob nahm das kleine Mädchen auf den Arm, setzte es in die Sofaecke und redete ihm gütlich zu, während Degener halb zornig, halb neugierig, zur Seite stand.

„Es ist ja ein ganz nettes kleines Fräulein, Herr Postrat, gar kein Wickelkind mehr," meinte Pienemann tröstend. „Zu solchem Kropzeug kann 'en schon Du sagen, und wenn Sie das Lütje behalten wollen, so finde ich's gar nicht schlimm."

„Hören Sie mal, Pienemann, Sie haben wohl diesen Nachmittag statt Ihres Kaffees etwas Starkes getrunken?" sagte der Rat strafend. „Ich muß konstatieren, daß Sie da Unsinn schwatzen."

„Aber sehen Sie nur, das Mädel lacht schon wieder, es ist eine ganz niedliche Krabbe." Jakob langte in die Zuckerdose, die auf einem Seitentische stand, und reichte der Kleinen ein Stück, sie griff freudig danach; sie war von dem weiten Wege, den sie an der rasch ausschreitenden Schwester Hand gemacht hatte, hungrig und müde. Befriedigt knabberte sie mit ihren kleinen weißen Zähnen an dem Zucker. Pienemann stand dabei und redete halblaut vor sich hin: „Just wie so 'en Äffchen im Zoologischen, wird aber wohl nich' so bequem abzuwarten sein. Hat was vom Vater, aber in den Augen ganz die Mutter! Na, sei man zufrieden, Fräuleinchen, sollst auch noch 'en Stück haben!"

Der Rat ging währenddem mit auf den Rücken gelegten Händen und gesenktem Kopf im Zimmer auf und ab. Er sah gar keinen Ausweg. Wenn er das Kind behielt, mußte er seine ganze, ihm nur so, wie sie eben war, bequeme Häuslichkeit auf einen anderen Fuß bringen, mußte ein Mädchen halten und sich in Lasten und Plackereien stürzen, von denen er nichts verstand.

Nein, das ging nicht! Wenn Julius wirklich gänzlich abgewirtschaftet hatte, was der Rat fürchtete, so wollte er sich lieber etwas abdarben und das Kind mit Kostgeld anderen Leuten geben. Ja, so sollte es sein, der Entschluß beruhigte den Mann.

Als er sich dem Sofa und seinem Faktotum wieder zuwandte, sah er, wie die Kleine, von Müdigkeit überwältigt, eben einschlief, und wie Pienemann eine alte Decke, die auf dem Sofa lag, über die Beinchen des Kindes breitete, von denen das Kleid sich heraufgeschoben hatte.

„Wissen Sie keinen Rat, Pienemann, was man thun soll? Es liegt auf der Hand und scheint mir notorisch erwiesen, daß wir hier keine Kleinkinderbewahranstalt einrichten können."

„Na vielleicht unten, Tonnemachers."

„Ich bitte Sie, nicht zu vergessen, Jakob, daß wir von meiner Nichte sprechen. Tonnemachers sind schlumpige, unordentliche Leute. Was ich von den Kindern gesehen habe, hat mich mit Abscheu erfüllt. Später wird sich wohl ein Pensionat finden, aber jetzt — jetzt! Halten Sie es für angemessen, Jakob, daß wir beiden ein Frauenzimmer auskleiden und zu Bette bringen? Und wo in aller Welt soll sie schlafen?"

In diesem Augenblicke vollster Ratlosigkeit der alten Genossen, während sie in schweigendem Nachsinnen dastanden und auf das süß schlafende Kind blickten, tönte von außen durch das offene Fenster eine helle Stimme herein:

„Piep, mein Herzchen, piep! Bist Du denn da, mein Hüpferchen? Ei, sei gut, Mätzchen; gieb Deiner kleinen Frau ein Küßchen, komm, komm, Liebling."

„Das Kanarienvogelweibchen," murmelte Degener ingrimmig.

„Fräulein Mienchen kann uns aushelfen!" sagte Pienemann freudig und schoß auch schon aus dem Zimmer.

„So lassen Sie mich doch nicht mit ihr allein, was soll ich denn anfangen?" rief sein Herr hinter ihm her, aber der Korporal war, so rasch ihn seine alten Beine trugen, schon die Treppe hinaufgestampft. Er war ganz vertrauensvoll, denn er hatte mit der freundlichen Hausgenossin, zu der er jetzt seine Zuflucht nehmen wollte, schon manch gutes Wort im Vorbeigehen gewechselt.

Oben verschnaufte er ein wenig, dann klopfte er entschlossen an die Mittelthür, an der ein Zettel klebte, auf dem „Wilhelmine Vogelsang" geschrieben stand. Nach einem hellen, flötenden „Herein!" trat der Mann in militärischer Haltung näher.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Abschied vom Seegestade.

Entfliehst Du mir, entfleh ich Dir,
Geliebter, trauter Ort?
Ich fühle nur, Du schwindest mir
Und ach! so eilig fort.

Der Welle gleich, die mich umdrängt,
Bewegt es mir die Brust,
Daß mein Erinnern an Dir hängt,
Wird mir schon jetzt bewußt.

Ja, wie Du mir noch immer winkst
Schon dem Verblassen nah',
So steht Dein Bild, wenn Du versinkst,
Im Traum noch vor mir da.

Martin Greif.

Augenblicksbilder.*)

Von **Helene Menzel.**

II.

Ausflug nach Sèvres und St. Cloud. — Die Bücherträdler. — Ein norwegisches Brautpaar unter dem Sonnenschirm. — Der „Angepiekte" und eine unverdiente Medaille. — Pariser Bier und deutscher Studentendurst.

Heute scheint die Frühlingssonne so ermunternd durch unsere dichten Stores, daß schon vor dem Frühstück ein kühner Plan entworfen wird. Der Ausflug nach Sèvres und St. Cloud, und zwar, um das herrliche Wetter zu genießen, mit dem Dampfboot. Nichts Reizvolleres und Bequemeres, als solch ein Ausflug in die Umgebung von Paris. Von Batignolles bis zum Quai bleibt uns freilich das Omnibusgerassel nicht erspart; aber welch reizvolles Bild bietet nun die Seine im Morgensonnenschein mit ihren zahllosen Brücken, auf denen schon das regste Leben herrscht. Hinter den mächtigen Omnibushäusern sucht der eifrige Radfahrer Deckung und Schutz gegen die kleinen Fiaker und zahllosen Reklamewagen. Auf dem Bürgersteig hastet das arbeitende Paris aneinander vorbei, die Verkäuferin in ihrem vorschriftsmäßigen schwarzen Kleide, der Student mit seiner von ihm unzertrennlichen schwarzen Mappe, die Hausfrau, deren Ziel die Verkaufshallen sind, kurz alle, die die Frühsonne schon zur Arbeit ruft.

Ehe wir in das Boot steigen, bekomme ich von einer Heimgefährtin noch einen praktischen Wink. Am Quai entlang nämlich stehen bei Sturm und Sonnenschein die bouquinistes, die in hölzernen Kästen alte Bücher feilbieten, die von den Käufern nach Möglichkeit bunt gemischt werden. „Wenn Sie billig kaufen wollen, so finden Sie hier manches gute Buch," wird mir gesagt. Ich schlage den guten Rat wieder einmal leichtsinnig in den Wind. Der Kasteninhalt sieht wirklich nicht gerade appetitreizend aus; aber für den Pariser muß er doch eine bedeutende Anziehungskraft haben; denn selten sind diese fettigen Litteraturschätze ohne Käufer und Bewunderer. Der Grund dafür liegt wohl in dem Lesseifer des Parisers, der mit seinem lebhaften Temperament eigentlich im Widerspruch steht.

Aber fort von den langweiligen Büchern, die doch nie so fesselnd sind, als das Leben selbst, besonders, wenn es uns im Frühlingssonnenschein eine angenehme Dampferpartie bietet. Wir gleiten unter den zahlreichen Brückenbogen dahin, schon fange ich auch an, mich von hier aus ein wenig zu orientieren. Wer sollte auch nicht die durch ihre beiden Türme charakteristische Notredame sofort wiedererkennen, ebenso wie den Justizpalast, den St. Jacquesturm, später den Trocadero und endlich den von allen Punkten unverkennbaren Eiffelturm, der die ehrwürdigsten Kunstbauten alle überragt, aber freilich nur an Höhe; denn von weitem sieht er wie ein unheimliches Drahtgespenst aus, das nur darum nichts Spukhaftes mehr hat, weil man es Tag und Nacht sieht. Nach Sèvres zu werden die Ufer bergiger und grüner und erinnern ein wenig an die Elbufer. Der Dampfer ist ziemlich gefüllt, und in kleinen Zwischenräumen schicken die Landungsplätze immer noch mehr frohgelaunte Ausflügler. Das Publikum ist, wie immer, sehr international; hinter uns ist eine Gesellschaft Engländer, lauter auffallend hübsch und vornehm aussehende junge Mädchen und junge Leute, die sich durch ein Sportgespräch aus ihrer anerzogenen Ruhe zu einer ganz menschlichen Lebhaftigkeit fortreißen lassen. Uns gegenüber eine norwegische Familie in angeregtester Laune, Vater, Mutter und drei Töchter, von denen nur die jüngste leidlich hübsch ist. Sie sitzt mit ihrem Bräutigam unter einem Sonnenschirm und führt mit ihm jene gleichmäßige, flüsternde, ausschließende Unterhaltung, die in allen Sprachen gleich reizvoll für die Beteiligten und störend und langweilig für die anderen ist.

In Sèvres ist das Bemerkenswerteste die Porzellanfabrik, der fast alle Dampferpassanten zusteuern. Beim Aussteigen habe ich das Pech, einen kleinen Herrn mit meinem Sonnenschirm in seine Angströhre zu „pieken". Er lüftet sie schleunigst, erstens um Entschuldigung zu bitten, und dann, um sich den erlittenen Schaden anzusehen. Dabei macht er ein halb komisches, halb ironisches Gesicht, so daß ich froh bin, ihn in dem gewaltigen Paris möglichst bald aus dem Auge verlieren zu können. In der Porzellanfabrik wird einem ebenso wie in Pirkenhammer und Dallwitz die Herstellung der Masse anschaulich vorgeführt. Dabei drängt sich unsere kleine Dänin aus dem Heim so dicht an den großen Trog, daß sie ein paar mächtige Spritzer auf ihren hellen Mantel wegbekommt. Der alte Arbeiter erschöpft sich in Entschuldigungen, während der kleine Angepiekte über dies zweite kleine Unheil noch boshafter lächelt. Am Ausgange wird sie zum großen Ärger der englischen Gesellschaft zur Entschädigung mit dem hübschen Medaillon beschenkt, das vor unseren Augen allmählich entstanden ist.

In dem Musée céramique, das wir dann besichtigen, sind die Modelle aller seit dem Bestehen der Fabrik aus dieser

*) Siehe Heft 47 und 48 des letzten Jahrgangs.

Digitized by Google

hervorgegangenen Vasen, Statuetten, 2c. ausgestellt. Wieder einmal mächtige Säle voll wohlbeschützter Kunstkonserven, deren volle Würdigung ein peinliches Studium verlangt. Wir richten unsere begehrlichen Blicke auf manchen schönen Krug und Teller, der unsere Tafel schmücken könnte, bekommen aber nur unsern Sonnenschirm gegen 2 Sous wieder ausgehändigt, mit dem wir uns auf den Weg nach St. Cloud begeben. Sèvres und St. Cloud sind durch eine herrliche Allee miteinander verbunden. Den wundervollen frischgrünen Rasen hat sich eine Braut zum Teppich an ihrem Ehrentage ausgewählt; ein fröhlicher Hochzeitszug kommt uns entgegen. Gar kein übler Geschmack, den sie aber mit vielen anderen teilt; denn in St. Cloud landet eine fast ununterbrochene Kette von Hochzeitszügen. Die Wagen und Toiletten sind bald etwas mehr, bald etwas weniger elegant, die mit Orangenblüten geschmückten Bräute mehr oder weniger hübsch, alle augenscheinlich dem Bürgerstande angehörig. — Die Trümmerreste des Schlosses, das 1870 von unserem damaligen Kronprinzen beschossen wurde, in dem 1815 der alte Marschall Vorwärts seine Sporenstiefel auf Napoleons Bett gestreckt, erfüllen uns deutsche Jungfrauen mit stolzem Siegerbewußtsein. Ein Trommelwirbel, der die Soldaten in dem Kasernenhof zusammenruft, zeigt uns das heutige Militär, das in Tracht und Haltung so sehr an das österreichische erinnert. In der Stadt selbst sieht man sehr selten Truppenabteilungen; der überall anzutreffende sergeant de ville ist die einzige Uniform. Von der Höhe genießt man eine herrliche Aussicht auf den ganzen Lauf der Seine bis nach St. Denis mit den Brücken von St. Cloud, Suresnes, Courbevoie und Asnières. Jenseits derselben das Bois de Boulogne mit den Pariser Sommerfrischen Auteuil und Passy. Aus dem Häusermeer hebt sich der große Triumphbogen in den elysäischen Feldern ab. Da wir ohne hochzeitlich Kleid zu keiner der frohen Gesellschaften geladen werden, so stärken wir uns durch eine Tasse Chokolade oder ein Bock, ein kleines Glas hellen etwas bitteren Bieres, das den für unsere Begriffe unglaublich hohen Preis von 30 Cent. kostet. Es ist das Bier Müller (der Accent liegt natürlich auf der zweiten Silbe), das in ganz Paris als das beste gilt. Uns fällt dabei ein, was ein deutscher Student wohl auf einem Kommers anlegen würde, wenn sämtliche Salamander mit Müllerbier gerieben würden. Eine Reibung mit den väterlichen Wechselvorstellungen wäre wohl unausbleiblich.

Ein stiller Sonntag. — Die Église de l'Etoile und der Arc de Triomphe.

Eine evangelische Kirche ist in Paris natürlich eine Seltenheit; nach der Église de l'Étoile haben wir vom Heim aus eine kleine Stunde Wegs. Es ist eine noch sehr junge, recht schmucke Kirche, in der wir der schönen Rede eines M. Vinard folgen. Der Kernpunkt derselben ist der Gedanke, daß jeder Mensch ein inneres Leben besitzt, dessen Kraft ihn über alles Äußere forttragen kann. In welcher äußeren Lage wir uns auch befinden mögen, das Bewußtsein dieser inneren Stärke und der unbedingte Glaube an sie kann uns zu den herrlichsten Thaten ermutigen. Dies Bewußtsein wird auch am ersten allen Haß und Neid der déshérités, des humbles, der scheinbar vom Schicksal Benachteiligten aufheben; denn das Gefühl der inneren Macht, deren Gebrauch ja im Willen jedes einzelnen liegt, söhnt mit der Verschiedenheit der äußeren Glücksgüter aus. Mit dieser Wendung ist der Feldzug gegen die Anarchisten eröffnet, deren neuestes Stück, die Schandthat auf dem Boulevard Magenta, auch von der Kanzel herab beleuchtet werden muß. Die Wolken der Empörung türmen sich immer dichter, mit einem Macht- und Kraftwort gegen diese fluchwürdige Bewegung schließt die Rede, die mich ganz ohne die Absicht des Redners mit großer Befriedigung erfüllt; denn nirgends kann der an die Schriftsprache gewöhnte Ausländer leichter dem Vortrage folgen, als in der Kirche.

Beim Nachhauseweg illustriert ein tüchtiger Platzregen die Stimmung der Predigt, den wir im Schutze des Arc de Triomphe abwarten. Ich hatte mir, gelegenheitlich der Ploetz-Übersetzungen unter dem Triumphbogen einen mächtigen steinernen Bogen gedacht. Jetzt merkte ich, daß es ein Thor ist, eine schwerfällige, rohe ungegliederte Masse, auf deren großen Mauerflächen der Ruhm des Kaiserreichs ausgebreitet ist. Die Entzifferung der mächtigen Reliefs, des figurenreichen Frieses, der Felder mit den 384 Namen siegreicher Generale würde uns wohl stundenlang aufhalten; überdies ist es eine für uns Deutsche nicht gerade aufmunternde Beschäftigung. Baedeker rät lebhaft zu einer Besteigung der Plattform, zu der 261 Stufen hinaufführen. Aber auch von unten aus ist die gewaltige Perspektive auf die Verbindung zwischen dem Tuileriengarten und dem Bois de Boulogne unbeschreiblich großartig. Man kann diese weltberühmten Anlagen weder Garten noch Park, weder Chaussee noch Boulevard nennen; aber sie tragen von allem etwas an sich.

Abschied aus dem Heim. — Der Kastanienbaum. — Schwester Anna.

Im Heim bereiten sich große Ereignisse vor. Ein paar Mitglieder des cycle inférieur haben in Paris Stellen gefunden, die sie mit großen Illusionen antreten. Kamerad von Bouçon, der flotte Tituskopf, hat in den Figaro eine Annonce gesetzt, in der sie sich als dame de compagnie ohne Gehalt anbietet. Schwester Anna, die wohl gern einen guten Rat giebt, aber niemand in seinem Thun beherrscht, schüttelt bei diesem neuen Unternehmen bedenklich den Kopf. Ihre Vermutung, daß auf solche Anzeige nur unverschämte Angebote erfolgen können, bestätigt sich denn auch. Die verschiedenen eingelaufenen Briefchen lauten alle ungefähr: Ich hasse die Deutschen; aber ich liebe mitunter die deutschen Frauen. Darauf die Aufforderung zu einem Rendezvous. Der flotte Kamerad ist durch diese trübe Erfahrung nicht eingeschüchtert; sie wirft die rosa Billetchen mit spitzen Fingern ins Kaminfeuer — und will sich für die morgen zu erwartende Ladung einen Kommissionär mitnehmen. Schwester Anna kann sich der Befürchtung nicht erwehren, daß das hübsche Mädchen bei ihrem leichten Sinn doch leicht auf schiefe Ebenen geraten könnte und findet es unerklärlich, wie Eltern diesem unbedachten, reizenden, unerfahrenen Übermut zur Luftveränderung gerade Paris gestatten konnten. — Die Brillenschlange, ihr Antipode, weshalb auch die Neckereien zwischen den beiden nie aufhören, hat einen plötzlichen Ruf an eine Schule im Elsaß bekommen. Und zwar ist der Rufende ein Oberlehrer Doktor H., dessen Personalien natürlich nicht beigefügt sind. Kamerad von Bouçon malt diesen Doktor H mit den glänzendsten Farben ihrer Phantasie als das Ideal eines deutschen Pädagogen, der unsere Brillenschlange nur sehen wird, um sie auch zu lieben. Händedruck — Schicksal — Lebensgefährtin — die Schlagwörter fallen in kürzester Frist; unsere Gouvernante wird ihrem geliebten

Digitized by Google

Beruf untreu; ob der Doktor eine Brille trägt oder nicht — giebt noch Anlaß zu heftigen Erörterungen.

Während die übermütige Gesellschaft im Konversationszimmer auch noch den Zug der Brautjungfern anordnet, packt die über die sich endlich eröffnende Aussicht einer festen Stelle überglückliche Brillenschlange ihre Habseligkeiten. Der matte Glücksstrahl hat ihre freilich nicht sehr schönen Züge verklärt; als sie dann endlich Ruhe gefunden, gesteht sie mir, als Beweis ihrer aufrichtigen Zuneigung, die Geschichte ihrer unglücklichen Liebe. Der Gegenstand ist nicht verheiratet, noch steht er auf unerreichbaren Höhen, es ist — eine Lehrerin, der sie den ganzen Schatz ihres Herzens gewidmet Ob die gewiß sehr verehrungswürdige Dame eine Ahnung von diesen Gefühlen hat, weiß das gute Mädchen nicht; aber vor zwei Jahren beim Abschied hat das angebetete Ideal ihr einen Kuß auf die Stirn gedrückt, dessen Rückerinnerung sie noch heute in die Gefilde der Seligen versetzt. — Gut, daß sie diese Bekenntnisse nicht einer Pariserin macht; denn von einer solchen würden sie als Verrücktheit oder der höchste Grad der Heuchelei angesehen. — Ich selbst werde in eine Pension übersiedeln; so angenehm und billig das Leben im Heim auch ist, so brennt mir doch der Boden unter den Füßen. Einmal wird fast kein Wort französisch gesprochen und dann kommt man doch nicht aus dem äußersten Osten nach dem „Centrum der Intelligenz", um schüchtern an einem Punkte der Peripherie stehen zu bleiben. An Pensionsangeboten fehlte es mir durchaus nicht; sie stehen im umgekehrten Verhältnis zu den offenen Stellen, — aber zwanzig mal drei Treppen erklettern und mir unwahrscheinliche Versprechungen machen lassen, das thut höchstens ein Bewerber um einen Fauteuil im Institut de France, dessen goldene Buchstaben unter dem dreieckigen Giebel einen verlockenden Glanz haben müssen. Ich wähle eine Pension dicht am Boulevard St. Germain, etwa vier Minuten von der Sorbonne. Auch mein Zimmer hat eine sehr hübsche Lage; wenigstens suchte Madame Durand meine Blicke von dem etwas kahlen Innern auf den prachtvollen Kastanienbaum zu lenken, der seine Blütenpracht dicht vor dem Fenster entfaltet. Noch lebhafter als Madame spricht ihre ungewöhnlich häßliche Tochter auf mich ein und sucht meinen Sinn für Naturschönheit in ihrem Interesse auszubeuten. Bei aller Anerkennung für blühende Kastanienbäume im allgemeinen und diesen hier im besonderen, erkundige ich mich doch aber auch noch nach meinen etwaigen Hausgenossen. Da ist der Hausherr Monsieur Durand, Advokat, dessen Bureau auf der anderen Seite des Flurs liegt, zwei erwachsene Söhne, die beredte Mad Jeanne, drei junge Französinnen, die ein Lycée (Seminar) besuchen und endlich eine immer wieder ins Treffen geführte junge Schwedin, die zu denselben Zwecken wie ich bereits seit sechs Monaten in Paris ist und daher vorzüglich zu mir passen wird.

Nach dem zweiten Frühstück siedle ich aus dem Heim in die Pension Durand über, aus der Vorstadt in das Quartier latin, das für mich anziehendste Viertel. Der Abschied von den Heimgenossinnen ist herzlich, aber nichts weniger als tragisch; ich betrete bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal Schwester Annas blumendurchduftetes Allerheiligstes. Welch ein sonniger Friede liegt über dem einfachen Raum und seiner immer heitern Bewohnerin! Bei allen Heimgenossinnen wechselt das „himmelhochjauchzend" mit dem „zu Tode betrübt" bei jeder neuen Aussicht, jeder neuen Enttäuschung; sie hat trotz ihrer großen Jugend die gleichmäßig heitere Ruhe einer in sich abgeklärten Seele, ohne doch teilnahmlos gegen das sie umwogende Auf- und Niedergehen der Schicksalswellen zu sein. Einsam, aber nicht unthätig; denn im Lauf des Tages voll rastloser Arbeit findet sie wohl kaum ein paar Augenblicke der Ruhe. Dies tägliche Sorgen und Schaffen für andere ist wohl gerade der Quell, aus dem ihre heitere Seelenruhe entspringt. Eben weil sie kein ängstlich angestrebtes Ziel verfolgt, weil sie nicht voll Erwartung nach irgend einem wunderbaren Glückszufall ausschaut, wie der Schiffer nach dem Leuchtturm, so steuert ihr Lebensschifflein ruhig und sicher auf unbewegter See. Ihm drohen keine Klippen, keine Stürme und keine Wirbel; aber am Himmel leuchtet ihm manch freundlicher Stern. —

Distichen.

Wollten doch immer die Menschen bedenken: der Rose vergleichbar,
Leuchtet und blüht auch und schwebt zwischen den Sternen entlang
Selber die Erde, bewegt und genährt vom himmlischen Äther,
Bis sie wie eine doch nur unter den Rosen verblüht.
Aber das flüchtige Leben und nimmer die Nähe des Todes
Bannen das dunkle Gefühl, das sie im Ringen beseelt:
Möge die Erde verblüh'n, fortlodert die Flamme des Geistes —
Dann selbst, wann in Nacht selber die Sonne versank!

*

Bildung sucht ihr und wie? Durch Sammeln und Häufen von Wissen:
Habt den Demanten und schlagt dann ihn zu breiigem Staub!

Oscar Linke.

Spaziergänge in der Seele.

Von **Otto von Leixner.**

I.

Die Eitelkeit.

Es giebt für den Betrachter der Menschen nichts, was ihn mehr fesseln könnte, als in seiner eigenen und in fremden Seelen den seltsamen Verschlingungen der Empfindungen nachzuspüren.

Man könnte den Aufbau unseres Innern in bestimmten Grenzen mit dem der Erdrinde vergleichen. In dieser sind Steine und Erze in oft bewunderungswerter Regelmäßigkeit aufeinandergelagert. Man kann da Schichtungen sehr weithin verfolgen. Urplötzlich aber hört ein Gang, eine Erzader auf. Bei näherer Untersuchung des Bodens findet man eine sogenannte „Verwerfung" und höher oder tiefer setzt sich die verlorene Schicht wieder fort.

Anderwärts findet man Gesteine oder Erze in Krystallformen, die sie sonst nicht aufweisen, so daß man sich bei dem ersten Blick über die Art täuschen könnte.

Auch in unserer Seele giebt es solche Verwerfungen und solche täuschende Formen. Eine Leidenschaft scheint plötzlich verschwunden, aber bei näherer Prüfung finden wir sie in tieferen oder höheren Schichten — soweit man in der raumlosen Geisteswelt von solchen sprechen kann — wieder.

Digitized by Google

Oder sie tritt unter Formen auf, die sonst einer ganz anderen angehören, sodaß der Unkundige über ihr Wesen vollkommen getäuscht wird.

Durch das Wesen unserer sprachbildenden Kraft sind wir genötigt, für die Erscheinungen der inneren und äußeren Welt verschiedene Worte zu bilden, um die Vorstellungen von einander scharf trennen zu können. Wir sprechen so von Verstand, Vernunft, Wille, Gemüt; von Geist, Seele; wir benennen die einzelnen Regungen des Innern: Zorn, Haß, Liebe, Bescheidenheit, Hochmut u. s. w.

Durch diese für die Verständigung unvermeidliche Trennung kommen wir zu dem Fehlschluß, daß alle diese Eigenschaften, Zustände und Regungen für sich bestünden. In Wahrheit aber ist das nicht der Fall. Sie sind nur Thätigkeiten, Eigenschaften und Zustände eines Grundwesens in uns und deshalb miteinander in oft kaum wahrnehmbarer Weise verknüpft.

Ich kann stoffliche Verbindungen, zum Beispiel das Wasser, oder den Schwefelkies so behandeln, daß die Bestandteile sich trennen und jeder für sich annähernd rein dargestellt wird.

In der inneren Welt ist diese Scheidung thatsächlich unmöglich. Alles hängt mit allem oder doch mit vielem zusammen. Der Lehrer der Philosophie — der nicht notwendigerweise Philosoph sein muß — der macht den Geist zu einem Krämerschrank mit vielen Fächern und legt nun ganz säuberlich in jedes Fach etwas anderes: hierher den Willen, dorthinein den Intellekt, wieder in eines das Gefühl. Und was nicht hineinpaßt, wird so lange zurechtgequetscht, bis es sich der „Wissenschaft" fügt. Dann wird nach Bedarf das eine oder das andere herausgenommen und vorgezeigt, und zergliedert und wieder zusammengesetzt, bis es ganz und gar tot ist. Und mit dem Toten läßt sich am bequemsten verfahren, weil es sich nicht mehr wehren kann.

Die lebendige Einheit aber kann man nicht so wissenschaftlich behandeln; es ist nicht möglich, das Vorstellen von allen anderen Thätigkeiten so zu scheiden wie den Schwefel vom Eisen aus dem Schwefelkies, und es dann den Zuhörern auf einer Schüssel zu näherer Betrachtung vorzuweisen. Noch weniger aber kann diese Scheidung bei den verschiedenen Gefühlen stattfinden, die unsere Handlungen und Empfindungen begleiten und sich in Ton und Mienenspiel verraten. Wenn ein Mensch hochmütig ist, vermag niemand diesen Hochmut durch eine Analyse des Geistes aus dem Zusammenhange zu lösen. Nur die Sprache thut es und mit ihr die falschen Psychologen, wenn sie etwa den Hochmut als eine besondere Eigenschaft behandeln.

Die Reihe der Aufsätze, die mit dem heutigen beginnt, tritt nicht im Gewande der strengen Wissenschaft auf. Wie ein Kenner und Forscher der Natur mit Freunden, die auf dem Gebiete Laien sind, Ausflüge unternimmt, und bald hier, bald dort anknüpft, plaudernd zu belehren, so will auch ich mit meinen lieben Lesern Ausflüge in den unbegrenzten Seelenraum machen. Wir werden oft am Kleinen Halt machen, durch freundliche Gegenden wandern und fröhlich lachen können; wir werden aber wohl auch zuweilen Höhen erklimmen, von denen man Aussichten in unbekannte Länder genießt, die halb von Nebeln bedeckt sind und wo auch der Heitere unwillkürlich schweigt, weil ihn die Schauer der Unendlichkeit überfluten. Vielleicht darf ich mich einen nicht ganz unzuverlässigen Führer nennen, denn viele der Gegenden habe ich nach allen Richtungen durchwandert, und wo es nicht geschehen ist, dort kann ich wenigstens angeben, wo nach meiner Ansicht der Weg weiter führt. Aber wer die Gegenden gründlich kennen lernen will, der muß sie dann selbst bereisen und zwar: allein; er muß die irdischen Augen fest zumachen, und von einer inneren Stimme geleitet in seines Geistes Tiefen wandern, durch graue Dämmerungen, tiefe Nächte, durch Wetterstürme der Leidenschaften und einsame Wüsten zu den glückseligen Inseln seines Selbst. Sie liegen in jedem von uns, nicht nur von dem Mondlichte der Hoffnung, sondern vom Sonnenglanz der Gewißheit überstrahlt. Aber so wenige glauben an sie und suchen und suchen das Land des Friedens außerhalb des Selbst — und suchen vergebens. — — Und nun wollen wir frisch die Wanderung antreten.

Unter den Eigenschaften, die man den Menschen zuschreibt, steht wohl die Eitelkeit in erster Reihe. Es giebt wohl einzelne, die von ihr frei sind, Männer wie Frauen, andere, die sich langsam von ihr befreien. Aber beide Gattungen sind nicht sehr zahlreich und man darf wohl sagen, daß fast jeder mindestens etwas Eitelkeit in sich trägt. Wahrscheinlich von Urzeiten her.

Nun besteht diese Regung des Geistes, die man Eitelkeit nennt, durchaus nicht als eine feste selbständige Eigenschaft in uns; sie muß sich an ein Thun oder eine Vorstellung lehnen, sie giebt ihr, wenn man den Ausdruck verwenden kann, eine bestimmte Färbung. Zwei Männer sind so stark, daß jeder von ihnen eine Eisenkugel von hundert Pfund stemmen kann. Der eine ist eitel, der andere nicht. Die Handlung ist in beiden Fällen die gleiche. Aber ihre Farben, die Regungen, die sie begleiten, sind verschieden. Den zweiten erfüllt die Freude an der Überwindung der Last, an der gesunden Kraftfülle. Bei dem ersten spielt diese Freude auch mit, aber vermischt mit einer anderen Empfindung: er fühlt sich bewundert und will bewundert sein. Die Folge seiner Handlung, der Eindruck auf andere, ist ihm die Hauptsache und sein Ichgefühl wächst, während der andere in der Kraftentwickelung aufgeht, ohne des Eindrucks zu denken, ohne sich in dem Augenblick als ein Ich zu fühlen.

Jeder von uns hat den Drang, sich als Einzelwesen zu erhalten. Das Ich ist von allen Vorstellungen, die wir in uns tragen, die stärkste, obwohl sie erst später erworben ist. Der Eitle nun sucht sie immer zu befestigen und zwar zunächst durch Vergleichen. Indem er sich eines Vorzugs bewußt ist, stellt er in der Vorstellung stets andere neben sich und nährt so die Schätzung seines Ichs. Wenn er in der Einsamkeit lebte, so könnte er nicht vergleichen und die Eitelkeit könnte also nicht geweckt werden. Ist sie aber erst geweckt, dann treibt sie den Eitlen unter die Menschen, da sie nur bei ihnen Nahrung finden kann. Nun aber tritt sie durchaus nicht stets in gleicher Art nach außen hervor.

Eine junge, schöne Sängerin ist sehr eitel. Sie befindet sich in einer Gesellschaft, wo man dem Weibe wie der Künstlerin gleich huldigt. Einer, der sie nicht genau kennt, ist entzückt über ihr zurückhaltendes, einfaches Wesen, über ihre Bescheidenheit. Welche seelischen Vorgänge bewirken nun den Wechsel?

Gegeben ist das Bemühen, das Ich zu genießen, anderen zu gefallen, andere zu überragen. Wenn nun diesem Drange nachgegeben wird, so müßte sich im ganzen Benehmen das selbstgefällige Behagen ausprägen. Aber die Sängerin besitzt Scharfblick und Klugheit. Sie hat oft gesehen, daß eitle Menschen sich trotz guter Begabungen ächerlich machen.

Digitized by Google

Nichts verletzt aber den Eitlen so sehr, wie die Vorstellung, lächerlich zu werden. Aus Eitelkeit also beherrschte das Mädchen die äußeren Zeichen der inneren Regungen und ihrer Weltklugheit gelang es, die Gebärden von Eigenschaften festzuhalten, die eigentlich ihrem Wesen widersprachen.

Aber stellen wir sie in eine andere Umgebung. Sie befindet sich in einer Gesellschaft, in der eine zweite noch bessere Sängerin sie durch ihre Leistungen übertrifft. Zwar erntet auch sie Beifall, scheinbar den gleichen, aber mit sicherem Gefühl unterscheidet sie, daß ihm heute etwas Künstliches anhaftet. Das beleidigte Ich kann sich daher nicht so genießen wie das erste Mal und es kommt ein Zwiespalt in die Empfindung. Zunächst wird jene Regung entstehen, die wir Neid nennen. Eine kleine Falte zwischen den Brauen, ein kurzes Zusammenpressen der Lippen, ein heftigeres Bewegen des Fächers kann das Auftauchen des Neides verraten. Aber die Eitelkeit ist noch stärker als er. Und wieder ruft sie die Klugeit zur Hilfe. Neid zeigen, macht auch lächerlich. Und so zwingt sich die Sängerin zu einem Lächeln, sagt der Nebenbuhlerin sogar einige liebenswürdige Worte. Aber dieses Lächeln verrät dem Beobachter seine Unwahrheit, weil es gespannt ist, plötzlich auf die Lippen kommt und ebenso plötzlich ohne Übergänge verschwindet. Das Benehmen gegen andere verliert jene Einfachheit und wird fahrig, unruhig, vielleicht sogar abweisend, sodaß das ganze Wesen im zweiten Fall einen ganz veränderten Eindruck macht.

Wir haben hier einerseits das scheinbare Verschwinden einer inneren Regung, indem Eitelkeit plötzlich als Bescheidenheit auftritt, zugleich den Wechsel der Form, wie bei jenen erwähnten Krystallen.

Nun aber besteht oft neben der Eitelkeit noch Unklugheit.

Ein sehr begabter Schriftsteller besitzt beide Eigenschaften in reichem Maße. Wenn er sich irgendwo befindet, wo man ihm huldigt, so ist er lebhaft, spricht sehr viel, stets mit starkem Ichgefühl und kurzen, heftigen Handbewegungen. Einwendungen weist er kurz ab, wobei ein ironisches Lächeln um den Mund auftritt; Schmeicheleien, und mögen sie faustdick aufgetragen sein, schluckt er mit Behagen und behandelt dann den Verehrer mit herablassendem Wohlwollen.

Ist er aber irgendwo, wo man ihn weniger beachtet oder ihm thatkräftig widerspricht, so wird er finster, die Augen blitzen unruhig, die Zähne graben sich in die Lippen, und zuletzt verstummt er oder wird hochfahrend und unhöflich. Er will sein Ich genießen — das kann er hier nicht und seine Unklugheit läßt die verletzte Eitelkeit im ganzen Gebahren hervortreten.

Wieder ein anderer Geistesarbeiter. Auch er sehr begabt und von maßloser Eitelkeit erfüllt, die gebieterisch unbedingte Huldigungen verlangt. Er dürstet nach der Wonne des befriedigten Ichgefühls, das ihn zu Menschen getrieben hat. Aber ruhige und bedingte Anerkennung haben ihn empört — und so vollzog sich ein scheinbarer Umschwung: er flieht die Gesellschaft. Auch der wahrhaft Bescheidene und Schüchterne handelt so, weil offenbare Anerkennung ihn bedrückt. So erscheint auch hier die „falsche Form“: Weltsucht wird aus Eitelkeit zur Weltflucht und in der Einsamkeit, wo niemand widerspricht, bildet sich das Ichgefühl so aus, daß es zur Geisteskrankheit führen kann.

Die Eitelkeit kann sich dem Scheine nach sogar als Demut zeigen. Es giebt unter Männern und Frauen solche Demütige, die innerlich nur von Selbstbeschmeichlung leben. Sie lächeln sanft, bewegen sich geschmeidig, sind Meister im Erzeugen schmelzender Töne. Sie möchten glänzen, genießen und herrschen, aber Armut oder Stellung verhindern es. Ihre Schmeicheleien sind versteckter Hohn, ihre Zuvorkommenheit ein stetes Lauern auf fremde Schwächen. Aus der unbefriedigten Eitelkeit entwickelt sich eine Spannung des Hasses gegen die Glücklichen. Wenn sie in der Gesellschaft mit ergebenem Lächeln und etwas gesenkten Lidern mit jemand sprechen, hält man sie für die bescheidensten, harmlosesten Menschen von der Welt. Ihr Mienenspiel paßt sich den Worten des anderen sofort an — auch ohne Übergänge, wodurch sich überhaupt fast immer das künstliche Mienenspiel verrät. Wenn sie sich jedoch von dem anderen abwenden oder er sie verläßt, dann kann der Beobachter in einem Augenblick ihr Inneres wahrnehmen: denn für eine Sekunde zuckt es in ihren Augen boshaft auf oder ein Schlangenlächeln gleitet blitzschnell um den Mund. Ändert das Geschick ihre äußere Lage, so wandelt sich ihr Wesen meist mit einem Schlage. Die Maske der Demut fällt dann; jede Demütigung, die sie lächelnd ertragen haben, geben sie dann mit Zinseszins zurück, wenn es nicht Schaden bringt, denn solche Eitelkeit besitzt ein merkwürdiges Gedächtnis. Sie werden hochfahrend, ja frech in ihrem Gebahren. Zuweilen aber behalten sie ihre alte Art; nicht mit Absicht, sondern aus der Unfähigkeit, sich zu wandeln: ihre Maske ist ihnen festgewachsen. Solche Menschen gehören für den Beobachter zu den merkwürdigsten, die ihm das Leben entgegenführen kann. Sie haben lange, oft jahrzehntelang einen Schein geübt, der ihrem Wesen widersprach. In Augenblicken, wo sie leidenschaftlichen Neid empfanden, oder der Haß sie durchbebte, haben sie sich zur lächelnden Demut gezwungen. Die äußere Folge war, daß sich ihrem Antlitz jene Züge einprägten, die den gewollten Schein darstellten: der Körper etwas nach vorn hängend, der Kopf nach rechts oder links mehr oder minder gesenkt und ein wenig vorgestreckt; die Mundwinkel beweglich, zumeist etwas hinabgezogen; die Linien des Lächelns von den Nasenflügeln hinab eingeprägt, aber in jener besonderen Faltung, die leicht das Gepräge des Hohns annimmt; die Augen halb verschleiert oder künstlich geöffnet; auf der Stirne senkrechte Fältchen, denen des inneren Leides ähnlich. Aber auch im Innern ist sich das Wesen nicht gleich geblieben. Neben der Eitelkeit, zu der sich das Bewußtsein des Drucks gesellte, ist allmählich eine Art von Furcht groß geworden, sich zu zeigen nach der Eigenart, und die Furcht wurde dann Feigheit. Trotzdem nun durch den Wechsel der Umstände alle Beweggründe entfernt sind, die Maske zu behalten, bleibt sie im Gebrauch. Die freien Grundtriebe sind geknickt und treiben nur mehr schwache Schößlinge: halb versteckte Bosheit, höhnisches Urteil über jedes Zeichen fremder Eitelkeit, die sie mit Luchsaugen zu erspähen wissen.

Aber noch viel seltsamer ist eine andere Wandlung. Manche dieser Menschen haben erfahren, daß die Bescheidenheit und Demut ihnen thatsächlich das Vertrauen und die Freundschaft gutmütiger Seelen erworben hat, die den Schein für Wahrheit nahmen. Und nun wirft sich die Eitelkeit auf jene Eigenschaften, die sie ursprünglich als Maske sich gebildet hat und sie empfinden nun bei Ausübung ihrer künstlich erworbenen Scheinart die gleichen Freuden des Ichgenusses, der befriedigten Eitelkeit, die sie ursprünglich von dem Ausleben entgegengesetzter Triebe hofften. Wenn sie nun wieder lange in diesem neuen Zustande leben, so kann es geschehen, daß langsam die Eitelkeit wirklich stirbt und

Digitized by Google

die zweite, erworbene Art so fest wird, daß sie innerlich demütig werden.

Es ist selbstverständlich, daß der Träger einer solchen Entwickelung sehr selten die einzelnen Stufen beobachtet — er lebt sie durch und wundert sich gar nicht, daß er ein anderer geworden ist. Wir bemerken überhaupt zumeist sehr wenig von den Irrgängen unserer Regungen, wenn wir nicht durch das Leben für einige Zeit ganz in uns hineingetrieben werden oder ernstes sittliches Wollen uns in das Innere hineinführt. Der größte Teil der Menschen stirbt, ohne je die eigene Bekanntschaft gemacht zu haben.

Die Regung der Eitelkeit ist Hans Dampf in allen Gassen. Es giebt sehr wenig Gefühle, an die sie sich nicht anschließen könnte. Oft ist sie ganz harmlos, wenn tüchtige, edle Eigenschaften im Innern vorhanden sind. Ich habe eine sehr kluge, sehr gutherzige alte Frau gekannt, die unendlich eitel auf ihre kleinen Hände und Füße war. Sie pflegte die ersten sorgsam, die zweiten mißhandelte sie durch enge Schuhe und sie wurde vor Freude rot, wenn man die Vorzüge dieser Körperteile hervorhob. Eine neunjährige Enkelin, ein wildes, aber sonst nettes Kind, wußte das sehr gut zu benutzen. Wurde die Großmutter böse und hob die Hand zu einem Klaps, so sagte die Kleine: „Aber Omama, ein solches Händchen kann ja gar nicht schlagen." Und die alte Frau sagte: „Schmeichelkätzchen!" und war wieder versöhnt.

(Schluß folgt.)

Die Beichte.

Aus dem Spanischen.

Ins Kloster kam zu einem Pater
Ein armer Tropf zur Beichte hin,
Mit tiefer Reu' in seinem Sinn
Und einem höchst moral'schen Kater.

Er beichtet ihm nun die Geschichte
Von seinem sträflichen Vergehn;
Doch können wir uns nicht verstehn
Zu ganz ausführlichem Berichte.

Er war zerknirscht und so zerschlagen,
Daß, wer es auch gesehen nur,
Wohl hoch und heilig darauf schwur:
Der Teufel hätt' ihn schon beim Kragen.

Der Pater runzelt streng zu Zeiten
Die Stirne und, welch edle That!
Erteilt ihm christlich seinen Rat —
Um neue Angst ihm zu bereiten.

Doch als das Weitre er vernommen
Trifft es ihn fast wie Donnerschlag:
„Ich hab' in heil'ger Woche, ach!
Gefehlt: ein Graus für alle Frommen."

„„Ich will verzeihen. Unverdrossen
Gesteh nur alles frei und frisch.""
„Nun denn: ich habe Fleisch und Fisch
Zum Mittagsmahl vereint genossen."

„„Vereint? Welch sträfliches Vergessen!""
„Ach, Herr, ich fühl' es tief und schwer.
Doch denkt, den ganzen Tag vorher
Hatt' ich noch nichts, gar nichts gegessen.

Was sollt' ich thun in meinen Nöten?
Da, Herr, ich ja nichts andres fand?"
„„Sagt Dir denn das nicht Dein Verstand?
Nicht essen: beten nur, nur beten.

Wenn nur die Speise Du gemieden,
Sprachst Du dem Festtag nur nicht Hohn,
Gott und die Jungfrau hätten schon
Belohnung reichlich Dir beschieden.""

„Ach, Herr, ich ..." „„Willst Du, Schlemmer, schweigen,
Die Sünde ist zu fürchterlich,
Und ganz unmöglich drum für mich,
Mich gnädig Deinem Fehl zu zeigen.

Verruchter! hat man je gesehen
Ein solch Verbrechen, solche Schuld,
Wie trotz des Herren großer Huld
In heil'ger Woche jetzt geschehen.

Was war's denn, was Du aßest?"" „Schinken."
„„So frevelтest Du wissentlich?
O, dann empfiehl dem Herren Dich,
Sonst kann Dir nimmer Gnade winken.""

„Ach, Herr, Ihr müßt die Not erwägen,
Durch die der Sünde ich erlag."
„„Und wann?"" „Am grünen Donnerstag."
„„Dann rechne nimmermehr auf Segen.

Reut's Dich?"" „Tief muß es mich betrüben."
„„Und warum aßest Du?"" „Ich aß,
Weil man gegeben mir nur, was
Im Kloster übrig war geblieben."

Verd. von **G. Schmilinsky.**

Ein Stück Volksbildung.

Von **Valentin Traudt** (Rauschenberg).

Deutsch sein heißt: seinen Wald lieb haben! Diesen Satz lasse ich mir nicht bestreiten, herrscht doch da noch das gesundeste Volkstum unseres Reiches, wo sich weite Wälder dehnen und der Mensch oft in Berührung mit der Natur kommt, und weist doch kaum eine andere Litteratur so viel Wald- und Naturlieder auf als die germanische. Aber wie steht es heute mit diesem Natursinn im ganzen bei uns? Die besten Studien über die landschaftliche Umgebung Berlins hat ein Fremder geschrieben, das sagt für die Millionenstadt schon genug und ist typisch für alle anderen Großstädte. „Das Volk hat keine Zeit zu dergleichen Naturbummeleien!" meinte ein Freund von mir. „O, ich bitte, fragen Sie einmal am Montag nach, wo die Leutchen waren. Entzückend nennen sie Ihnen einen weit hinausgeschobenen Vorort, ein Landwirtshaus, wohin man mit der Vorstadtbahn oder eingepfercht in einem Kremser gefahren war, einen kurzen Gang durch den Wald gemacht und dann als Hauptsache im Freien seine Schoppen getrunken hatte."

Es ist eigentümlich, daß man heutzutage so gern damit prahlt, in der „Natur" gewesen zu sein und sie trotzdem so schlecht kennt. Aber ebenso wie es zum guten Ton gehört, im Thüringer- oder Schwarzwald gewesen zu sein, ist es Mode geworden, Sonntags einmal Tannenduft zu atmen. Weiter aber nicht. Und wieviel Großstädter giebt es, welche

Digitized by Google

noch kaum einen Ameisenhaufen, eine Holztaube oder gar ein Reh in seiner Freiheit gesehen haben!

Man ist eben zu praktisch geworden, zu rechnerisch; auch in den Schulen. Haben auch längst schon bewährte Fachmänner darauf hingewiesen, daß es mit bloßer Beschreibung à la Wurzel, Stengel, Blatt und Blüte, — Kopf, Hals, Rumpf und Glieder nicht gethan ist, daß es nicht auf ein Naturwissen, sondern Naturanschauen, nicht auf Einzelheiten, sondern auf Gesamtwirkungen ankomme, so ist doch im Grunde genommen nach dieser Richtung noch wenig geschehen. Nicht Worte sondern Thaten! Die heutige deutsche Bildung richtet sich in erster Linie an den Verstand; aber man kann die große Gesamtheit der Natur nicht verstehen, wohl aber anschauend genießen, was immerhin noch wahrhafter bildend wirkt. Ein gutes Herz, Dankbarkeit und Bescheidenheit, diese drei Mitfaktoren wahrer Bildung sind wahrhaftig durch verständig geleitete Naturanschauung trefflich vorwärts zu bewegen. Allein in einer Zeit, wo man vermeint durch eine Unmenge biblischen Wissens Religion zu erzeugen, verzeiht man es auch, wenn durch das Linnésche System Liebe zur Natur geweckt werden soll. Wissen ist ja schön und nötig, aber nicht Hauptsache; das Herz ist gleichberechtigt dem Verstand.

Diesem Wissen dienen auch die meisten naturhistorischen Werke und können darum auf gemütliche Ausbildung des Volkes nicht von besonderem Einfluß sein. Masius strebte allerdings nach der Seite hin mit seinen naturwissenschaftlichen Werken an, enthält aber des Wissens zu viel und ist nicht volkstümlich genug. Die Volksausgabe von Brehms Tierleben ist ebenfalls zu reich an Namen, wenngleich die Einzelbeobachtungen sehr sorgfältig und herz- und gemütfesselnd geschrieben sind. An Einzelbeschreibungen deutscher Gaue fehlt es nicht, die auch des Interessanten reichlich bieten, aber wohl an solchen Volksbüchern, welche sich auf das Eigentümlichste unserer Natur beschränken und seine Beziehungen zu einander und zum Volksleben geltend machen. Was keine noch so herrliche historische Vergangenheit vermag, keine noch so glänzende Heldenthat, das vollbringt die ewig alte und junge Mutter Natur. Und es ist nicht gerade zufällig, daß unter den sogenannten Aufgeklärten die wenigsten herzechten und biedergeraden Patrioten sind. Der Landmann ist mit einzelnen Tieren und Pflanzen geradezu verwachsen, sie gehören zu seiner Familie und er kennt sie wie er seine Kinder kennt, wennschon er sie, aber gerade so wenig wie die letzteren, nicht beschreiben kann. Es ist bei ihm eben mehr Gefühlssache, unbewußtes Kennen und Verstehen. Die Naturanschauungen der Bauern sind daher meist nur zu klären und zu richten und sein Herz weist schon eine Stelle auf, wo neue Reiser gepflanzt werden können Bei dem Stadtkind ist das was anderes. Da sind zuerst und vor allem Anschauungen zu vermitteln, was — wie schon gesagt — eine bloße Zerpflückung und Ausschlachtung nicht fertig bringt.

Wie weckt man aber den Sinn für die Natur wieder? Zunächst ist es Pflicht der Städte, nicht alles, was an einen Wald erinnert, auszuhauen, nicht jede Wiese für einen Fabrikbauplatz herzugeben, dahingegen die freien Plätze zu bepflanzen und Sorge dafür zu tragen, daß namentlich unsere echt deutschen Bäume zu Ehren darin kommen und sich auch mit munteren Sängern bevölkern. Das wäre dann schon ein Anschauungsobjekt für die Schulen. Was helfen alle Herbarien und Heusammlungen, alle aufgespießten Käfer und ausgestopften Tiere? Gesamtanschauungen, natürliche Lebensbilder, Lebensgemeinschaften in einfacher und doch anziehender Sprache schildern, so daß es eben möglich ist, das alles auch einmal draußen zu sehen und zu erleben.

Nun giebt es allerdings auch ein kleines Büchlein von Karl von Hippel, „Natur und Gemüt“, das sich scheinbar in den Grenzen unserer Forderungen bewegt. Doch es ist zu geschraubt geschrieben und zwängt wiederum in enge Rahmen zu viel Wissen.

Selbst ist der Mann! Auch in Sachen der Naturanschauung, und es mag wohl auch durch die Schule und durch methodisch und systematisch streng wissenschaftlich abgefaßte Bücher die Selbständigkeit untergraben sein. Heißt es doch bei uns auf Schritt und Tritt: „Der und der sagt!“ —

Wie steht es nun mit dem Landmann? Nun in dieser Beziehung auch nicht gerade besser, wenigstens dem Anschein nach besonders bei dem modern angehauchten. Allein selbst der in die Stadt als Arbeiter verzogene Bauer hat noch eine Menge Naturanschauungen aufgespeichert, die sich in der Vogelliebhaberei, im Käfersammeln, Schmetterlingsspannen unbewußt Luft macht. Der echte, praktische „Erwerber“ hat für dergleichen keinen Sinn. Auf dem Lande selbst trifft man in Vergleichen und Redensarten — an denen ja unser überkommener Sprichwörterschatz auch nicht gerade arm ist — schon eine Menge intimer Naturanschauungen und alter Gemütlichkeit; am deutlichsten und erhabensten aber macht sich die Liebe zur Natur in der Anhänglichkeit an den heimischen Boden, an seine Thäler und Wälder geltend. Soll der Soldat schießen lernen, dann führt man ihn vor die Thore, soll das Kind den Wald mit seinen Schönheiten kennen lernen, erzählt man ihm davon. Das ist der Unterschied. Und an dem Kennenlernen ist eigentlich doch bei weitem weniger gelegen, als an der Wirkung der Größe der Schöpfung auf uns. Also hinaus, ihr Großstadtschulen in die Natur, wenn die euer Gegenstand für die und die Stunde ist. Ein Schulgarten mit den zur Beschreibung bestimmten Pflanzen ist nur ein Notbehelf und dazu noch ein prahlerischer. Das ist keine Lebensgemeinschaft.

Und was hat der neuzeitliche Zeichenunterricht von der Natur herübergerettet? Fast nichts; er ist ein Kunstspiel, ein Nebenbetrieb der Mathematik. Heutzutage wird alles betrieben. Dr. Konrad Lange, a. o. Professor der Kunstwissenschaft an der Universität Königsberg sagt in seinem Werke „Die künstlerische Erziehung der deutschen Jugend“ wie folgt: „Ich möchte den dreizehnjährigen Knaben kennen lernen, der, nachdem man ihn zwei Jahre lang mit solchem Kram gelangweilt hat, noch wüßte, was Kunst ist, noch Freude an der Natur, an dem Spiel der künstlerischen Illusion hat.“ Die Entwickelung der Anschauung, Kräftigung des Formen- und Farbengedächtnisses, Ausbildung der ästhetischen Illusionsfähigkeit, die er verlangt, finden in der von uns angestrebten Naturbetrachtung Nahrung und Förderung. Das ist es ja auch gerade: Dem Deutschen ist das gesunde Kunstverständnis abgegangen, weil ihm das Naturverständnis fehlt. Wo kein Sinn für Natur ist, kann auch keine gesunde, kräftige Kunst Wurzel fassen

Ist in der Jugend das Mögliche geschehen, dann kann man getrost der Natur vertrauen, die den einmal Erfaßten nicht so leicht wieder losläßt. Unterstützt wird diese Pflanzung dann durch die verständige Naturverschönerung der Stadtumgebung und durch Wort und Schrift, Bild und Farbe. Aber hier, wie schon gesagt, nichts Unnützes, nichts streng Wissenschaftliches. Von Herz zu Herz! Nicht wissenschaftlich wollen wir in die Natur eindringen, wohl aber künstlerisch.

Digitized by Google

Daß uns das innere Wesen der Natur verschlossen bleibt, hat für die Gemütsbildung keinen Wert; es kommt uns nur darauf an, daß sie unser Wesen aufschließt und uns mit zu dem macht, was wir sein sollen und sein können: empfänglich und gestaltend.

Der Naturfinn soll nicht Mode werden, sondern Natürlichkeit. Die Religion hat davon nichts zu fürchten, viel Kräftigendes aber zu hoffen, ebenso wie die Vaterlandsliebe und die deutsche Kunst!

Herbstsymphonie.

I.

Im Vorherbst.

Rings Friedhofsruhe, stumme Gräberreihen
Und weicher, schwüler, satter Blumenduft,
Von einem Kreuz singt ihre holde Weise
Spät eine Amsel in die Abendluft.

Tief aus dem Grunde steigen graue Schwaden,
Wo tags des Stromes Wellen Lichter sprüh'n,
Von Gold umhaucht am Horizont im Westen
In stiller Pracht der Berge Kuppen glüh'n.

Nur manchmal zieht durch Eschen und Jasmine
Geheimnisvoll ein wundersames Weh'n,
Es stockt der Fuß ... das ist des Todes Mahnung,
Der Schwermut Sang vom Welken und Vergeh'n.

Schon naht der Herbst, die Sichel klang im Felde,
Die Garbe sank, es falbt das Laub am Baum;
Doch einmal noch in süßer Zauberschöne
Durchwebt die Welt ein letzter Sommertraum.

So wirft auf eines Sterbensmüden Wangen,
Eh' ihn erfaßt mit harter Hand der Tod,
Eh' seine Seele wallt ins große Schweigen,
Das Leben noch ein letztes Abendrot.

Wilhelm Müller-Weilburg.

II.

Der Wolken Gesang.

Wandernd im herbstlichen Abendwind
Die schweigende Heide entlang,
Hört meine Seele im Abendwind
Der ziehenden Wolken Gesang:

„Wir grauen Pilgerinnen der Luft,
Der Sonne streben wir nach.
Beständig um uns Irrwandelnde her
Sind wechselnde Winde wach.

„Der sinkenden Sonne eilen wir zu!
Ihr Abschiedsstrahl soll uns durchglüh'n,
Eh' kalt uns umbrauset todbringend die Nacht —
Denn morgen schon sind wir dahin.

„Doch sind wir auch nur ein flüchtiger Rauch,
Der nieder in Regen bricht:
In Blumen und Blüten der grünenden Flur
Erstehen wir wieder zum Licht!" —

Wandernd im herbstlichen Abendwind
Die schweigende Heide entlang,
Tönt meiner Seele im Abendwind
Der ziehenden Wolken Gesang.

Chr. Dietr. Owesen.

III.

Herbstlied.

Um meine Schläfen braust der Wind
Und rüttelt an ächzenden Zweigen,
Die Wolken jagen im Sturm geschwind
Und tanzen den Herbstesreigen.

Nur fort, nur fort im stürmischen Wind
Durch des Waldes herbstliches Klagen.
Ich halte im Arme ein herziges Kind
Und träume von Frühlingstagen.

Doch alle Träume sonniger Zeit
Vor der Liebe im Herbste erbleichen.
Der Frühling mit all' seiner Herrlichkeit
Kann diesem Tage nicht gleichen.

Drum mag das Lied der Nachtigall
Besingen die Frühlingstriebe,
Im Herbst ertönt meines Liedes Schall,
Mein Lied gilt dem Sturm und der Liebe.

J. K.

IV.

Volkslied.

Ich steig' von den Bergen hernieder,
Die Brust voll jubelnder Lieder;
Die Veilchen blüh'n an den Wegen.
O du wonnige, sonnige Frühlingszeit!
Mein Herz ist so froh und so fern mir das Leid,
Und ich eile dem Sommer entgegen.

Ein Mägdelein steht an des Brunnens Rand,
Fest halt ich die warme, die zitternde Hand
Und küsse die Augen, die blauen.
O du heiße, du sengende Sommerluft!
Ich presse mein Glück an die klopfende Brust
Und trotze dem Herbste, dem rauhen.

Die Flöten tönen beim Hochzeitsmahl;
Ich schaue von fern in den glänzenden Saal
Und singe das letzte der Lieder.
O Herbst, du trugest mein Glück zur Ruh,
Schon naht der Winter und deckt es zu;
Und mein Frühling kehret nicht wieder.

W. v. d. Mühle.

Inhalt der Nr. 1.

Kloster Lugau. Roman von Wilh. Raabe. — Die Macht des Kleinen. Roman von A. von der Elbe. — **Beiblatt:** Abschied. Von Martin Greif. — Augenblicksbilder. Von Helene Menzel. — Distichen. Von Oskar Linke. — Spaziergänge in der Seele. Von Otto von Leixner. I. Die Beichte. Aus dem Spanischen. Verd. von G. Schmilinsky. — Ein Stück Volksbildung. Von Valentin Traudt (Rauschenberg). — Herbstsymphonie.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Digitized by Google

Deutsche Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 2.

Kloster Lugau.

Roman

von

Wilhelm Raabe.

(Fortsetzung.)

Siebentes Kapitel.

Ob er erblich belastet mit dem Streben nach dem Höheren war, wollen wir dahingestellt sein lassen. Es spricht auch in diesem Falle vieles dafür und dient zu seiner Entschuldigung. Er kam von guten Eltern her und wünschte seinerseits eine Familie zu gründen, die zu den besten im Lande gezählt werden sollte. Wer konnte ihm das verdenken? Sein Vater war Kirchenrat, seine Mutter entstammte der höheren Justiz. Von beiden war, nach der kirchlichen wie nach der staatlichen Seite hin, mehr oder weniger ausgesprochen, der Menschheit Würde in seine Hand gelegt worden, und von Kindesbeinen an hatte er die feste Absicht, so viel an ihm lag, sie der Welt unversehrt zu erhalten. Nie hatte er an seiner Befähigung gezweifelt, etwas was ihm aus den Fugen gegangen zu sein schien, wieder einzurenken. Daß mit der unangenehmen Aufgabe, Unrechtfertigkeiten abzustellen, das häufig sehr angenehme Gefühl, sich selber recht zu geben und sein Bestes zu sichern, verbunden ist, dafür konnte er nichts. Wie viele würden sich mit der Besserung der Welt abgeben, wenn sie nicht die behagliche Aussicht hätten, sich selbst dabei zu verbessern?

Mit den Geschwistern im Vaterhause fing er an, das heißt begann er die ihm von der Gottheit gestellte Aufgabe zu erfüllen. Nach seinen schwachen Kräften, wie er später auch drucken ließ.

Vater und Mutter hatten ihm eine ziemliche Reihe von Brüdern und Schwestern als Versuchsobjekte gegeben, und die machten alle ihm Kummer von der Mutter Brust, und er ihnen Verdruß von seinen ersten Höschen an.

Er war was man nennt ein „stilles Kind", aber mit beobachtenden, scharf aufmerkenden Augen. Und sie, die Brüder und Schwestern, wußten ihn nie gern hinter sich bei ihren dummen Streichen. Trotzdem, daß er ein stilles Kind war, suchte er sie nicht nur durch sein Beispiel, sondern auch durch sein Wort zu bessern. Die Worte, die nötig waren, fand er schon für sie bei den Mächten, die nachher die kleinen Sünder bei den Ohren nahmen, und sich genauere Auskunft über das und das, dieses und jenes ausbaten.

Beileibe, daß er sich für einen „Anpetzer" gehalten hätte! Der Mensch kann auch zu tadellos sein wollen; und konnte er dafür, daß er nur das stille, gute — das beste Kind in der Familie sein wollte?

Leicht gerührt, sogar ein wenig weinerlich, mit seinen Schulaufgaben immer als der erste fertig, der erste in jeder Klasse, ein Muster, täglich den anderen vor die Augen hingestellt, wurde er allgemach diesen anderen mehr oder weniger klar zu einem „wahren Greuel", zu einem „richtigen Ekel".

Konnte er dafür?

Er hatte so viel liebe Züge! Wenn jemand aus der kleinen Schar zum Zahnarzt mußte, und der Vater sagte: „Meine Nerven erlauben es mir nicht!" und die Mama meinte: „Ja, ein Angehen ist's mir auch; denn es ist ein Backenzahn, der heraus muß, und wie mir scheint, wird er schwer mit der Zange zu fassen sein!" dann war das gute Jüngelchen da, bot sich zum Trost und Begleiter an, und zwar mit tiefer Betrübnis. Da er Zähne wie ein Wiesel (wie Perlen sagte seine Mutter) hatte, und noch nie Zahnweh gehabt hatte, so war er ja auch wohl der Berufenste dazu. Sein Lob vorher und nachher nahm er, zu dem sonderbaren Vergnügen, Hänschen, Luischen und die anderen mit geschwollenen Backen und thränenden Augen in Angst und Elend zum Doktor Zange zu geleiten und ihnen da zum Trost zu gereichen, mit Bescheidenheit hin.

„Was sollten wir anfangen, wenn wir unser

Digitized by Google

Eckbertchen nicht hätten?" sagten die Eltern nach der Heimkehr vom Doktor Zange, dem barmherzigen Brüderchen die Wange streichelnd, und dem erleichterten Patienten scherzhaft auf die taschentuchbefreite Backe klopfend. Einen Groschen Schmerzensgeld bekamen natürlich beide.

„Man sollte über dies Muster nicht bloß die Hände, sondern auch die Füße über dem Kopfe zusammenschlagen," sagten die Mitschüler in den höheren Gymnasialklassen, und die Lehrer bestätigten das, wenn auch in anderen, in gewählteren Worten.

Seine Lehrer mußten stets mit ihm zufrieden sein, mußten ihm stets die besten Zeugnisse geben — von den untersten Klassen an. Wann es anfing, daß sich ein wenig Unbehagen in ihr Lob mischte, ist nicht genau zu bestimmen. Von der Sekunde an, wo der Mensch zuerst mit Sie angeredet wird, steht es aber bestimmt fest, daß sich bei einigen der würdigen Herren sehr viel Unbehagen in das Entzücken mischte, was sie an ihrem Besten haben mußten. Der Knabe fing an, auch an ihnen und besonders an ihrem Wissen zu verbessern. Einige der Herren, und zwar der älteren, hatten sich nun schon mehr auf ihn zu „präparieren"; er weniger auf sie.

„Dieser Bengel kann einen verrückt machen," grollte der gute alte Doktor Estomihi (Schulname!) innerlich; aber nach außen hin seinen Plato auf die Tischplatte mit einer Energie niederklappend, als zerquetsche er eine Fliege, die ihn um Nase und Brille herum eine gute Stunde lang geärgert habe. „Wo will das hinaus mit dem Talent und dem Edelmut in diesem jungen Genius?" fragte er auf dem Nachhausewege den Zenith. „Wenn er nicht überschnappt, kann der uns noch was aufzuraten geben!" seufzte er selbst vor dem Suppennapf noch. „Ob die Welt einmal Freude an ihm haben wird, weiß ich nicht; aber das weiß ich: Spaß wird sie nicht von ihm haben. Gott sei gelobt und gepriesen, daß diese Rarität nicht mein und Dein Junge ist, Alte! Aber man sieht hier recht wieder, wie der Himmel es den Seinigen im Schlaf giebt; sonst begriffe ich es auch nicht, wie dieser katzenbuckelnde Möros, ich meine die alte morose Schlafmütze, seinen Herrn Papa, solch einen tagtäglichen Dolch für mich im Gewande gehabt haben könnte. Die Frau Kirchenrätin freilich — na, na, sei nur still, Alte; ich bin schon ruhig! Ja, noch 'nen Löffel Suppe, und ganz ohne Gift! Der Himmel segne allen Eltern ihre Söhne; was aber diesen anbetrifft, so will ich herzensfroh sein, wenn wir ihn glücklich mit Numero eins A nach Universitäten abgeschoben haben werden!"

„Gott sei Dank, daß Du wieder mal bloß mich als Zuhörerin bei Deinem Gallenerguß gehabt hast, bester Damon," sagte die weltkluge, besorgte Gattin mit dem heutigen Kalbschlegel beschäftigt.

„Esto mihi in Deum protectorem," grinste aus der Vulgata — Psalm 31, Vers 3 — Doktor Estomihi, seinen Teller seinem „Tyrannen" hinhaltend. „Jawohl, wenn ich Dich nicht hätte, o Dionysia, gäb's schon längst von oben herab keinen Kalbsbraten mehr für mich!" —

Noch weniger als auf dem Gymnasium schlossen ihn die Kommilitonen auf der Universität in ihr Herz ein.

„Das ist ein Kerl, den man seinen Weg laufen lassen muß," meinten sie. „Daß der öde Patron sich zu viel mit einem beschäftige, das kann man ihm ja wohl austreiben."

Daß hinter dem fröhlichen Burschenleben eine Zeit kommen könne, wo das Patronentum, einerlei ob öde oder nicht, auch in diesem idealen Jüngling bedenklichere Seiten herauskehren könne, bedachten sie damals noch nicht. Man hat schon mehr als einen studentischen Haupthahn, sporenlos, aber in schwarzem Frack und weißen Handschuhen, seine Visitenkarte irgendwo vergeblich abgeben sehen. —

Soviel von der Seele. Was den Körper anbetraf, so blieb unser teurer Musterknabe eine Zeitlang erklecklich hinter seinen Zeitgenossen im Wachstum zurück. Dann aber that er einen Schuß, der wieder etwas Phänomenales an sich hatte; und so erreichte er auch in dieser Hinsicht eine Höhe, von welcher aus er zwar leider noch zu einigen empor, doch zu den meisten hinunterschauen durfte. In Schwimmhosen würde er wahrscheinlich nicht zum besten ausgesehen haben; er vermied aber das kalte Wasser, und niemand hat ihn also so erblickt. Die Zeichnungen, die von ihm in solchem adamitischen Kostüm im Kreise der Spötter umherliefen, waren reine Phantasiegebilde und entsprachen der Wahrheit nicht.

Mit I a erfüllte er den herzlichen Wunsch Doktor Estomihis und ging ab. Auf der Universitas litterarum ließ er sich seltsamerweise der philosophischen Fakultät zuschreiben, Doktor Schopenhauers Aufsatz über Universitäts-Philosophie geradewegs ins Gesicht; ja sogar: Nein, nun gerade erst recht!

Seine Mutter hätte gern, wie die geringste Bauer- oder Bürgerfrau einen geistlichen Hirten, wenngleich einen höhern, aus ihm gemacht; sein Papa wünschte sich ihn als Juristen zum Trost für seine alten Tage; er aber wußte auch das natürlich wieder besser.

Philologie studierte er selbstverständlich nicht. Zur Heilkunde hatte er, soweit ein kühles Herz und ruhige Nerven dazu gehören, wie wir schon wissen, ausgesprochene Anlagen. Der Heilkunde widmete er sich auch jetzt.

Nicht mehr ging er wie sonst seinen Brüdern und Schwestern zum Trost mit zum Zahnarzt, nicht mehr hielt er mit Vergnügen den Waschnapf, wenn eine zerfallene Nase blutete, nicht mehr war er gern dabei, wenn der Arzt oder Wundarzt rasch geholt worden war, um einen leichtsinnig angeschnittenen Finger zu verbinden, eine Schwäre aufzustechen oder ein Klystier zu setzen; er widmete sich teilnahmvollst den Leiden der Brüder und Schwestern auf dieser Erde im großen und ganzen. Der Menschheit widmete er sein ruhiges Herz und seine sichere Hand. Anatomie hörte er, Mathematik und Naturgeschichte, Physik, Chemie und Botanik, Psychologie und Metaphysik, Ethnographie und Religionsgeschichte, christliche und heidnische Kunstgeschichte (die erstere besonders). Daß er Logik hörte, verstand sich von selbst, obgleich er

Digitized by Google

das eigentlich am wenigsten nötig hatte. „Was für einen ausgezeichnet logischen Kopf das Kind hat," pflegte sein Papa zu sagen, „manchmal könnte er selbst mich aus aller Fassung bringen. Aber er hat ihn ja von Dir, mein Kind!" — „Hoffentlich hat er auch sein Herz von mir," sprach die Frau Kirchenrätin, und in der Hinsicht konnte sie ruhig sein: das hatte er. Eine Ausnahme darf auch hier die Regel bestätigen, daß der Intellekt bloß von der Mutter und das Gemüt bloß vom Vater stammt. Auch zu dem Herzen und nicht bloß zu dem Kopfe hatte diesmal die Mutter ihr gehöriges Teil zugegeben.

Wie sehr er aber mit diesen seinen Mitgaben fürs Leben zufrieden sein durfte, davon haben wir bereits Proben. Sein Kopf hatte ihn nicht nur zum Doktor der Weltweisheit, zum Privatdozenten und unter den jüngeren Lehrkräften der Universität zu einem der „aussichtsreichsten" gemacht, sondern ihn auch nicht nur mit dem däniſchen Hofe, sondern auch mit einem oder zwei vaterländischen in aussichtsreichste Verbindung gebracht. Das Herz hatte ihn zu Evchen Kleynkauer geführt, und es war nichts Kleines, den Professor, Doktor und Oberkonsistorialrat Kleynkauer Vater und dessen Gattin Mutter nennen zu dürfen. Etwas Aussichtsreicheres gab es gar nicht in Wittenberg und weit darüber hinaus, oder vielmehr hoch darüber in die Höhe. Das kleine, hübsche, gute, junge Mädchen hätte um ein bedeutendes häßlicher, widerwärtiger und älter sein dürfen, und er hätte es doch zu den sonstigen „Avancen" mit an sein Herz genommen.

Daß die Frau Kirchenrätin und die Frau Oberkonsistorialrätin über die gegenwärtigen und die zukünftigen Aussichten ihrer Kinder im intimsten Briefwechsel standen, verstand sich ja wohl von selber. Daß diese zwei guten Mütter die Augen offen hielten und sie auch nach oben hin, und nicht bloß zum Himmel, aufschlugen, verstand sich ja wohl ebenfalls von selber. Wenn gute, kluge Mütter von dem Einfluß, den gescheute, aber „in dieser Hinsicht etwas einfältige" gute Väter haben könnten, ihrerseits Gebrauch machen, wer will ihnen das verdenken? Oben kann man nur einverstanden damit sein, und der Himmel fügt sich gewöhnlich auch, denn ändern kann er's ja doch nur selten. Gelingt es ihm, dem Himmel, aber endlich einmal aus eigener Machtvollkommenheit, allen Müttern, Vätern und der übrigen Verwandtschaft und Bekanntschaft entgegen, ein Verdienst von unten nach oben zu schieben, so ist das freilich von ethischem Wert, vorzüglich in Schulbüchern, und besonders wenn es vor mehreren Jahrhunderten sich zugetragen hat: in den Zeitungen des laufenden Tages wirkt es, nach bestimmten Richtungen hin, immer störend, indem es Unzufriedenheit in die Gemüter bringt, sowohl oben wie unten.

Daß zuerst Mamert, des Doktors Herberger Diener, es herausgekriegt hatte: es sei nicht viel an diesem jungen Herrn, seines Herrn gelehrten, wissenschaftsbegierigen, liebenswürdigen Schützling, wissen wir bereits. Psychologisch ist das gar nicht merkwürdig; gute, noble Diener halten oben wie unten auf Standesehre und wissen Bedientenseelen sofort zu taxieren und aus dem Staatsrat, dem Ministerium, dem Kollegium und der Gesindestube ganz fern zu halten, oder doch so rasch als möglich heraus zu ekeln!

Nach ihm, Mamert, sagte dann die Tante Euphrosyne eines Tages zu ihrem Freund Herberger: „Hören Sie mal, Bester, liebenswürdig ist unser junger Freund, gelehrt mag er auch sein, fleißig ist er sicherlich; aber wissen Sie es auch genau, ob er den richtigen Gebrauch von all diesen drei Tugenden macht? Ich kenne sie alle: die einen geben einem dieses Rätsel auf, die anderen jenes, und die Auflösung steht verkehrt gedruckt unter jedem. Aber nach Ihnen, lieber Hofrat, ist mir kein anderes Menschenkind je meine ausgetretene Treppe heraufgestiegen, was mir solches Kopfzerbrechen verursacht hat, als wie dieser sanfte Knabe. Und wissen Sie, nicht bloß Kopfzerbrechen, sondern auch wirkliche Sorgen. Bis ich diesen Rebus heraus habe, möchte ich wahrlich mein Kindchen, unser Evchen seine jungen Zähne an dieser Kernfrucht nicht versuchen lassen. Ich bin ein alter, solider Nußknacker und mir macht es seit längerer Zeit nicht das Geringste mehr, auch mal eine taube unter die Zähne zu nehmen. Unsereins weiß nachher die Hülsen schon auszuspucken und seit lange a posteriori, daß auch das Bittere dabei zu einem Genuß im süßen Dasein auf Erden werden kann."

Wie sie sowohl als auch Horatio machtlos gewesen waren gegen die Tugenden des jungen Weltweisen (und nicht bloß die drei von der Tante angeführten), das wissen wir nun auch schon.

Horatio hatte sich nach seiner Rückkehr nach Wittenberg, nicht nur der Tante Euphrosyne, sondern auch noch mehr seinem treuen Mamert gegenüber in dieser Hinsicht nicht bloß als reinen Thoren, sondern auch als reinen Esel zu Protokoll zu geben.

Das Leben war wieder einmal seinen Gang gegangen, und das Verdienst hatte noch einmal obgesiegt. — Wem? — Nun, doch nur der Tante Euphrosyne und dem hoffähigen Weltweisen Franz Herberger: Mamert wußte von Anfang an, was hinter dem jungen Menschen sei, und hatte sich weder durch das, noch durch ihn übertölpeln lassen.

„Das arme, liebe Geschöpfchen!" seufzte Hofrat Herberger nach dem Gesellschaftsabend der Frau Oberkonsistorialrätin Kleynkauer. „Und dieser junge gestiefelte Edelkater!" fügte er nach einer Weile hinzu. „Ging es denn gar nicht anders? Grenzten die Interessen auch hier so sehr nachbarlich aneinander, daß für diese ödherzige, weitsichtige Hoffnung des Vaterlandes gar keine bessere Partie rundum zu machen war?"

Wie schade, daß er bis jetzt noch nicht einen einzigen der Liebesbriefe seines philosophischen Schützlings zu Gesicht bekommen hatte! Das hatte noch nicht einmal die Tante Euphrosyne. Bloß Mama las sie auch und zwar bei hellem Tagesschein und mit innigster Befriedigung. Sie waren nicht leicht zu lesen, und wer das am schwersten empfand, das war leider die glückliche Braut des blonden Eckbert, Wittenbergs blonden Eckberts, der Tante Märchenkind. Das „arme, liebe Geschöpfchen" hatte den wahrsten Genuß davon und das innigste Verständnis

Digitized by Google

dafür nur so gegen oder nach Mitternacht, bei gestohlenem Lichtstümpfchen und in einer nach Merkators Projektion auseinandergezogenen Welt, das schmerzende, schwindelnde Köpfchen mit beiden Händen haltend und von Zeit zu Zeit das feuchte Taschentuch auf die Augen drückend.

Achtes Kapitel.

Der Herr läßt Gras wachsen auf den hohen Bergen; aber als lieber Gott hat er seinen schönen Blumen den Aufenthaltsort durchschnittlich doch mehr im Thal angewiesen. Auf den hohen Bergen weht oft ein sehr kalter Wind, der nackte Fels tritt da zu Tage, Gletscher schieben sich dicht heran an die letzten grünen Wiesen; und wenn die Sonne dort am längsten weilt, so hat sie wohl Licht, aber wenig Wärme zu vergeben, und schöne Blumen brauchen letztere notwendig, sowohl in der Pflanzenwelt wie in der Menschenwelt. Soweit das Gras reicht und Heu gemacht werden kann, steigen die verständigen Leute und wird das Rindvieh getrieben, sowohl auf den Bergen wie auf den Kulturhöhen der Menschheit. Weiter hinauf wagen sich nur die großen Forscher und die kleinen Bergfexe, die einen, um die Welt nach Möglichkeit zu übersehen, die andern, um möglichst sehr von der Welt gesehen zu werden. Beide kommen in die Zeitungen, wenn sie, was ziemlich häufig geschieht, mit dem Kopf nach unten plötzlich wieder im Thal anlangen und liegen bleiben, bis sie von den vernünftigen Leuten aufgehoben und im nächsten Kompendium der Kultur- und Weltgeschichte oder dem zunächst liegenden Dorfkirchhofe beigegraben werden. Damen erheben sich über ihre Schwestern auf Erden am besten nur so weit, als Esel und Tragsessel reichen; studieren sie aber kurz geschoren in Zürich, so mögen sie meinetwegen auch in Männerhosen den Montblanc erklettern: Esel sind die, welche sie sich wieder herunterholen und mögen dann auch unbeschadet ihres häuslichen Glückes für das politische Stimmrecht ihrer Weiber reden, schreiben und drucken lassen — es kommt wirklich nichts darauf an für uns andere — es geht gottlob fürs erste nur sie allein was an.

Indem wir nun noch einmal sagen, daß schöne Blumen besser im Thal oder an den Abhängen mitteler sonnig-schattiger Hügel bleiben und jetzt hinzufügen: liebe kleine Mädchen auch! bleibt uns nichts mehr übrig, als unsere deutsche Universität mit einem sehr hohen, einem höchsten Berge zu vergleichen, und unser Evchen Kleynkauer mit einer sehr hübschen Blume, die da oben gar nicht an ihrem Platze ist. Nicht daß der Papa eigentlich dran schuld gewesen wäre. Der war von Natur Professor und Oberkonsistorialrat und stand von Natur sich mit dem bis Anno Sechsundsechzig angestammten Fürstenhaus und mit dem lieben Gott so gut, daß es wirklich unrecht gewesen wäre, wenn sie ihm die Titel nicht beigelegt hätten. Und nur sein wohlerworbenes, gelehrtes Recht war es, daß er mit verschiedenen Kollegen sich sehr schlecht stand und als kleines, dürres, gutmütiges Männchen ihnen vom Katheder und durch die Druckerpresse die größten, dicksten, boshaftesten „Wahrheiten“ aus eigener Denkerkraft und mit Belegen aus einer Unmasse von Büchern großer, gleich erleuchteter Vordenker nicht vorenthielt. Daß er manchmal auf einen Wurm zu treten glaubte und eine Schlange sich aufbäumte und wehrte, verschlechterte seine Stimmung oder gar seinen Charakter nie so sehr, daß seine Familie darunter zu leiden gehabt hätte. Seine Gattin ließ ihn höchstens auch noch ein bißchen mit darunter leiden, gab ihm aber jedesmal den besten Rat in der Sache und wußte häufig oft noch besser als er, wie man solchen Schlangen den Kopf zertrete: „Du bist ein Dummkopf, Kleynkauer; den Brief an den Kultusminister läßt Du unterwegs und Deine Antikritik fürs litterarische Centralblatt bitte ich Dich, mir zu zeigen, ehe Du sie abschickst.“

In die Kinderstube gehören solche Sachen überhaupt nicht, und Professor Doktor Kleynkauer trug sie, soviel an ihm lag, auch nicht hinein, was die Gattin sehr häufig that. Wenn das kleine Mädchen von frühester Jugend an merkte, daß es in einer bösen Welt voll unartiger Menschen lebe, so kam ihm das mehr von Mutters- als von Vaterswegen. Die Mutter nahm sich lange nicht so wie der Vater vor dem Kinde mit ihren Bemerkungen über die Leute in acht, und so erfuhr die Kleine wahrlich früh genug, wie tückisch, frech und unverschämt gerade oft die besten Freunde, die würdigsten, gelehrtesten, vornehmsten Herren und die liebenswürdigsten Damen aus der allernächsten Bekanntschaft sein konnten. Es wäre kein Wunder gewesen, wenn sie einmal den ganzen ersten Gesellschaftskreis der Stadt und Universität in die Luft gesprengt hätte durch die Frage: „Du, wenn Du so dumm und solch ein Bösewicht bist, weshalb kommst Du denn zu uns, wenn Papa und Mama Dich einladen?“ oder: „Du, wenn Du eine so falsche Katze bist, wie Mama sagt, weshalb sagst Du denn ‚mein liebes Herz‘ zu ihr? Daß Du ihr gestern nachmittag auf dem Vorsaal einen Kuß gegeben hast, ist auch nicht hübsch von Dir und an Mamas Stelle hätte ich ihn Dir ganz gewiß nicht wiedergegeben. Aber Dein Mann wird doch nicht Prorektor — etsch!“

Bessere, das heißt liebere Eltern wünschte sich das Kind ganz gewiß nicht. Die Mama war so klug und der Papa so herzensgut; und das letztere war, insofern es sein Töchterlein anbetraf, vollkommen richtig. Der berühmte Gottesgelahrte hielt sich viel häufiger und länger in der Kinderstube auf als seine weltkluge Gattin und holte sich auch viel häufiger als diese sein dummes kleines Mädchen in seine Studierstube. Und vorzüglich, wenn die Frau Professorin nicht zu Hause war, sollen in letzterer zwischen dem Herrn Vater und Fräulein ganz sonderbare Sachen vorgefallen sein, und kopfschüttelnd soll des Hauses Dienerschaft ihre Welterfahrung noch einmal in dem alten indogermanischen, aber auch den Nigritiern und Oceaniern nicht unbekannten Wort: „Ja, wenn die Katze nicht zu Hause ist, tanzen die Mäuse

Digitized by Google

auf Tisch und Bänken", kundgegeben haben. Selbst ein Dekan der theologischen Fakultät darf sich hier wohl auf das Beispiel des Königs Heinrich des Vierten von Frankreich berufen. Übrigens machte bei solchen Gelegenheiten der spanische Gesandte (in unserem Falle zum Beispiel der alte, gute, kinderreiche Professor Doktor Bademutter) nie solche absprechenden Bemerkungen wie Maria von Medici, wenn sie früher als sie erwartet wurde, aus der Kaffeevisite nach Hause kam; zum Beispiel:

„Aber Kleynkauer, ich habe Dich doch schon so oft gebeten, mir das Kind nicht noch nervöser zu machen, als es schon von Natur ist! Das besorgt doch wohl Deine gute Cousine Euphrosyne bereits zur Genüge . . . Und zeig doch mal, was hast Du ihm denn nun wieder als Bilderbuch aus Deiner Bibliothek in die Hände gegeben? Longus, les amours pastorales de Daphnis et Chloé — aber Kleynkauer!"

„Ich habe wirklich das Buch nicht so genau angesehen. Es ist wohl die Übersetzung von Amyot? Ja, jetzt erinnere ich mich: das Exemplar stammt noch aus meinen Studienjahren. Nun, nun, meine Beste, das Kind versteht ja jetzt noch weder Griechisch noch Französisch, und es schien solche Freude an den Bilderchen zu haben."

„Man kann auch keinen Augenblick allein Euch überlassen," ächzte die Frau Oberkonsistorialrätin. Der alte griechische Roman mit seinen hübschen französischen Kupfern von Vidal flog in die fernste Ecke des Museums des diesjährigen Dekans der theologischen Fakultät und die entrüstete Mutter wie eine Erlkönigin mit dem weinenden Kinde ab, aber nicht in das Märchenreich hinein.

„Sie wird wohl wie immer auch diesmal recht haben," seufzte der Oberkonsistorialrat, erst dem einzigen Roman in seiner Bücherei und dann seiner gleichfalls einzigen Gattin nachstierend. —

Es war ein seltsames Verhältnis, in welchem die Base Euphrosyne zu dem Hause Kleynkauer stand; aber in gewissen Beziehungen bleiben sich die Verhältnisse in dieser Welt doch immer ziemlich gleich: die Tante Euphrosyne in „Wittenberg" hatte, obgleich sie am Universitätsplatz nur zur Miete wohnte, über ein Vermögen zu verfügen, wie die Tante Adele in Immelborn, die daselbst ein eigen Haus und Anwesen hatte. Was in Wunsiedel nicht aus dem Auge gelassen werden durfte, das durfte auch in Wittenberg, Jena, Greifswald, Halle, Göttingen, Kiel und Rostock darin festgehalten werden.

Daß bis zur Götterdämmerung hin festgegründete Throne unter den Inhabern zusammenbrechen können, hatte das Jahr 1866 nur zu deutlich wieder einmal bewiesen. Die schlechtesten Börsenpapiere und die bestgegründeten Hoffnungen depossedierten Gottesgnadentums halten sich in betreff ihrer Ertragsfähigkeit im Gemüt des engeren Vaterlandsfreundes nur zu häufig die Wage, und nur zu häufig senkt sich die Schale mit dem Papier und schnellt die mit dem Pergament bis an die mitleidslose Himmelsdecke empor. Preußische Staatspapiere, wenn auch hassenswürdig, waren doch sehr gut und von stinken konnte bei ihnen ebensowenig die Rede sein wie bei dem Golddenar, den der Kaiser Vespasianus unter eine allzu zart besaitete Quiritennase hielt. Die Tante Euphrosyne hatte aber, gerade im Frühjahr 1866, einen bedeutenden Teil ihres nicht unbedeutenden Barvermögens in preußischen Konsols angelegt („Ich kenne sie alle, und weiß, was ich thue," hatte sie alles Abredens zum Trotz gesagt) und die Verwandtschaft gestand zu, daß sie, die Tante, wenn nicht sittlich, edel, schön, so doch sehr gescheit gehandelt hatte. Oberkonsistorialrat Kleynkauer und Frau hatten in Hinsicht auf das Vermögen sowohl in bar, wie in Papier und auch — liegenden Gründen nichts gegen den intimsten Verkehr ihrer Tochter mit der „lieben aber sonderbaren alten Seele" einzuwenden. Im Hinblick auf das, was so eine gute Tante und gräßliche alte Person dermaleinst mit dem Ihrigen beginnen konnte, verstand es die Mutter Kleynkauer gerade so gut wie Mutter Blume, ihren Gefühlen Zwang anzuthun und ein Lamm auf den Altar zu legen.

„Und außerdem wäre es doch sehr unangenehm, wenn sie auch nur ihren Garten der Universität, oder gar der unbekannten süddeutschen Verwandtschaft, der schwäbischen Vetterschaft vermachte. Imstande ist sie zu allem, wenn wir ihr in dem Verkehr mit dem Kinde zuwider sind, Kleynkauer! Nun, eine vernünftige Ehe, für die ich später einmal nach Möglichkeit die Augen offen halten werde, bringt hoffentlich wieder in Ordnung, was jetzt da am Universitätsplatz an unserer Kleinen und meinen und Deinen Lebensanschauungen gesündigt wird."

„Ich hoffe mit Dir das beste, meine Liebe," sagte der Gatte.

Nun hatte es mit diesem Garten der Tante Euphrosyne auch seine eigentümliche Bewandtnis. Eigentlich stammte er von der süddeutschen Verwandtschaft, und ein gewisses Anrecht darauf konnte die unbekannt gewordene schwäbische Vetterschaft immerhin nachweisen. Da war nämlich so in der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts so ein Schwab aus der damals freien Reichsstadt Biberach gekommen, das heißt von Tübingen aus als Professor der Sternkunde nach dem Norden berufen worden. Der hatte ihn angelegt, nachdem er eine Mamsell Kleynkauer geheiratet hatte, hatte ein noch vorhandenes turmartiges Häuschen darin gebaut und nicht nur den Hofrat Wieland aus Weimar, sondern auch den Konsistorialrat von Herder und den Hofrat Schiller und den Geheimen Rat von Goethe, sowie viele andere erlauchte Menschen des achtzehnten Jahrhunderts drin bewirtet. Sowohl der Garten wie der Turm hatten also ein kultur- und litterar-historisches Interesse und die Tante Euphrosyne war heute die Eigentümerin davon, was das Besitztum anbetraf, und hielt sich, was das Interesse anging, als Mandatarin des deutschen Volkes verpflichtet, jedem Versuch, das Grundstück in den Stadtbauplan einzuziehen, vi, clam, aut precario entgegenzutreten. Durch öffentlich gröbliches Aufbegehren, heimliche Hintertreibung, ja auch einschmeichelnd-bittliche Vorstellungen hatte sie es wirklich fertig gebracht, daß „Kepplershöhe" bis jetzt noch der gleichmachenden Tatze des Enteignungsverfahrens

Digitized by Google

glücklich entgangen war, wenn sie gleich von dem Garten ein Stück für einen neuen Straßenzug abgerissen hatte. Noch stand der Turm, von dem aus die hohen Gäste zu dem Übermaß der Sterne aufgeblickt hatten, wenngleich ihn der nächste Fabrikschornstein schon um etliche Fuß überragte. Noch umgaben ihn hohe Bäume, unter denen Schiller gesagt hatte: „Lieber Professor, meine astronomischen Kenntnisse sind nur schwach und ohne freundliche Beihilfe würde ich wohl nicht meinen Wallenstein mit solchen geschmückt haben.“ Noch blühten Rosen um das alte Gemäuer und reiften Stachelbeeren und Johannisbeeren, und Oberkonsistorialrat Professor Kleynkauer sagte: „Du hast ganz recht, Kind, auch dieses Besitztum wird von Tag zu Tage wertvoller, und dann auch ist es für die Gesundheit unserer Kleinen doch von großem Nutzen, daß wir sie dort unter bester Obhut wild laufen lassen dürfen.“

„Unter bester Obhut? . . . wild laufen?“ seufzte die Gattin. „Ich habe kein Wort dafür, wie verwildert das Kind jedesmal mir von dort ins Haus zurückkommt; aber freilich!“ — —

So führte Eva Kleynkauer ihre Kindheit und Jugend durch ein sozusagen zwiefaches Leben: im Hause ihrer Eltern und am Universitätsplatz und auf Kepplershöhe. Nur selten hatte, selbst in „Wittenberg“, ein Jungfräulein so gute Gelegenheit, sich nach den verschiedensten Richtungen hin auszubilden, über alles reden zu hören und — alle kennen zu lernen. Großer Gott, und wie dumm sie dabei blieb!

Der ganze Lektionskatalog zog durch den Salon ihrer Mutter und bildete sie nicht. Die größten Geister Deutschlands in allen Wissenschaften, ortsangehörige und auf der Durchreise begriffene Weisheitslehrer, berufene und unberufene Professoren aller vier Fakultäten redeten auf sie ein und sie dachte dabei an was anderes, aber immer so hübsch und freundlich, ängstlich und scheu lächelnd, daß selbst die abstrusesten, ernstesten, gröblichsten aus ihrer Würde zu väterlicher Treuherzigkeit niederstiegen und dem Papa bemerkten:

„Kollege, man darf Ihnen wohl sein Kompliment machen! Sie haben da wirklich ein allerliebstes Kind!“

„Die Gans ist imstande und bittet Helmholtz, ihr das Klavier zu stimmen!“ sagte die Mama.

„Wenn er's kann und seine Tonempfindungen mal nützlich verwenden will, thut er's wohl auch,“ meinte die Tante Euphrosyne. —

Prinzlichen Umgang konnte das junge Mädchen sowohl in dem Elternhause, wie auf Kepplershöhe und in der Wohnung der Tante Euphrosyne haben. Die Tante nahm sich auch, was das anbetraf, manches „guten Jungen“ an und ließ auch wohl einen himmelblaublütigen Flegel aus ihrem Reich abfahren, indem sie ihm ihr gewohntes Wort: „Kenne sie alle!“ nachlächelte. Für Prinzenführer aber hatte sie sogar ein „faible“.

„Erstens beruht die Hoffnung der Vaterländer auf ihnen,“ sagte sie, „und zweitens haben sie gewöhnlich eine feine, eine feinfühlige Mutter gehabt und von ihr die Mitgabe bekommen, die Nase nicht bloß in einer Richtung geradaus vor sich hinzuschieben. Diese Herren müssen nach den verschiedensten Richtungen hin riechen können und über das Gerochene mit Geschmack reden. Man kann sie sprechen lassen, ohne befürchten zu müssen, totgeredet zu werden. Dieser Doktor Herberger zum Beispiel gefällt mir wieder mal ganz gut und ich habe ihn eingeladen, Evchen, öfters zu uns zu kommen und sich nicht bloß hier in unserem Gartenturm Wielands Autographen an der Fensterscheibe, sondern auch die Welt von unseren Fenstern in der Stadt aus anzusehen. Sein durchlauchtiger Knabe hat sich zwar noch etwas mehr in unserer Welt heimisch zu machen, aber wirklich doch schon das Gute, daß er durchaus nicht darin stört. Und so soll er auch seine Tasse bekommen, wenn er uns mit seinem Doktor auf unserem Universitätsplatze besucht.“

„Weshalb nennen sie eigentlich den Herrn Doktor Herberger Horatio, Tantchen?“

„Gänschen, weil sie das gebildete Publikum sind und von dem Prinzen Hamlet und seinem braven Freunde gar nichts wissen, aber ins Theater gehen, öffentliche Vorlesungen besuchen und ihren menschlichen Gefühlen nach der bösen wie nach der guten Seite hin gern ein Mäntelchen umhängen und für ihre menschlichen Stimmungen gern anderer Leute Bilder und Worte gebrauchen.“

Mehr als aus irgend was anderem sehen wir aus diesem Wort der Tante, in welcher Weise sie sich ihren Umgang an dem berühmten Kulturorte auslas. Und viele, die über die ausgetretenen Treppenstufen schimpften, wenn sie sich beinahe das Genick darauf gebrochen hatten, bissen nachher den sentimentalen Ästhetiker heraus und verglichen sie mit der Skala santa in Rom und glaubten ihr, der Treppe, damit eine Schmeichelei zu sagen.

„Dummes Zeug!“ schnarrte die Tante, und zwar dem damaligen Günstling, Amanuensis u. s. w. des Doktors Franz Herberger, dem jungen liebenswürdigen Gelehrten Eckbert Scriewer so geradaus ins Gesicht, daß der arme junge Mensch mehr als eine Woche brauchte, ehe er sich zu einer neuen ähnlichen Geistreichigkeit gesammelt hatte.

Aber so leicht gab er's nicht auf, immer liebenswürdig zu erscheinen. Er verschoß sein Pulver noch verschiedene Male, ehe die Tante den Prinzenerzieher beauftragte:

„Hören Sie, Herberger, Ihr Purpurgeborener ist ein wackerer Junge und gefällt mir; aber bemerken Sie doch bei Gelegenheit Ihrem anderen jungen Grazioso, daß er endlich mich und mein Kind mit seinen Abgeschmacktheiten verschonen möge. Mich langweilt der gelehrte, strebsame Jüngling, und die Kleine hat dergleichen Konversation doch wahrlich schon zu Hause die Hülle und Fülle. Und nun, guter Freund, Ihren guten Magen bewundere ich offen. Wird Ihnen denn noch immer nicht übel von dem Narren, den Sie an diesem egoistischen, schlauen Süßling gefressen haben?“

Sie wußte sich auszudrücken, die Tante Euphrosyne, und benutzte gern ihr Talent, geschmackvoll noch

Digitized by Google

einmal und noch einmal ihre Meinung über Menschen und Dinge kund zu machen. Wir haben auch in diesem Falle davon ja schon die Erfahrung.

Neuntes Kapitel.

Wie interessant, praktisch und bequem es doch ist, einem in aller gebildeten Leute nächsten Gedächtnis vorhandenen Tages- und Zeitungs-Ereignis ein Mäntelchen aus der Mythologie, der Prähistorie oder auch der Poesie umzuwerfen — je leichter und je durchsichtiger desto besser! Was kommt darauf an, wie die Vergleiche hinken? Das Publikum ist sofort klüger und unterrichteter als der phantasievollste Geschichts- und Geschichtenschreiber, wehrt schlaulächelnd aber doch zustimmend ab: „Ja, fahren Sie nur fort, lieber Herr, wir wissen schon; — seien Sie nur so verschleiert-indiskret wie möglich, wir verstehen Sie vollkommen; Wittenberg ist auch für uns Wittenberg, Prinz Hamlet Hamlet, Ophelia Ophelia, und Horatio unser hochgeschätzter, lieber und verehrter, wenn auch etwas wunderlicher Herr und Gönner, der Doktor aller Weltsweisheit, Hofrat Herberger. Wir sind vollständig auf dem Laufenden in betreff dessen, was da neulich in Helsingör vorgefallen ist, noch dazu, da die Tragödie nun schon längst aus dem Reich der letzten Telegramme in die Weltgeschichte unterm Strich, da sie endlich, Gott sei Dank, in das viel amüsantere tägliche Feuilletonsbereich heruntergesunken ist. Berichten Sie ja so weiter! so hört man Sie wirklich mit Vergnügen!"

Also endlich einmal! Ja, wenn sich nur die Herrschaften nicht doch wieder einmal täuschen, das heißt der Historiograph ihren aktuellen Unterhaltungsansprüchen wieder einmal ganz und gar nicht entspricht, und zwar gerade jetzt, gerade in dem Augenblicke, wo man die besten Hoffnungen in sein Verständnis für die intellektuellen Bedürfnisse seiner gebildeten Mitlebenden setzen durfte und wollte!

„Wirklich gar nichts mehr Neuestes, Nervenaufregendes, Nochnichtaufgeklärtes aus Dänemark — Kopenhagen — Helsingör?"

„Gar nichts!"

Franz Herberger hatte allen seiner Zeit an ihn gestellten Anforderungen in der wünschenswertesten Weise entsprochen, hatte seinen Empfehlungen bei Hofe alle Ehre gemacht und dem alten, wirklichsten geheimen Rat in Berlin, der zuletzt für seine Verwendbarkeit in diesem Fache sich verbürgte, zu dem schmunzelnden Worte verholfen:

„Danken Sie mir nicht, lieber Freund. Ich habe wirklich auch ein wenig an das Wohl des Vaterlandes gedacht, als ich das Ihrige zu befördern suchte. Und nun seien Sie froh, daß Sie die Misere glücklich hinter sich haben und die fernere Entwickelung der Weltgeschichte in jenen Regionen ruhig ihren eigenen Weg suchen lassen können. Sollten Sie das sonderbare menschliche Bedürfnis à faire beau noch nicht ganz überwunden haben, und es mit Ihrem Wundermädchen, der Komtesse Laura nichts sein, nun, so sind Sie ja noch in den besten Jahren und es giebt wirklich eine ganze Menge anderer hübscher und liebenswürdiger junger Damen in der Welt. Da warten Sie denn nach Belieben und wohlüberlegter Liebhaberei des Weiteren auf — ein guter gesellschaftsfähiger Titel und angenehme Pensionsverhältnisse thun auch da manches zur Sache. Meinen Segen haben Sie auch hierbei, und wenn ich Ihnen sonst noch irgendwo und irgendwie gefällig sein kann, wird es gern geschehen. Es freut mich wirklich, lieber Franz, bei Ihnen mal mit meiner Gönnerschaft nicht an den Unrechten gekommen zu sein! Mögen Sie als Patron im Leben sich nicht so häufig in den Menschen irren, wie es bei mir der Fall gewesen ist."

„Excellenz konnten sich auch mit dem Pour le mérite in der Schublade nicht dem allgemeinen Menschenlose entziehen."

„So ist es," seufzte der würdige alte Herr und nahm, ohne es zu wissen, wieder einmal die Statuettenattitüde an, in welcher er auf eine ferne Nachwelt kommen wird und zwar mit Recht.

Wir haben es wenigstens nun so ungefähr berichtet, wie sich „Horatio" in seinem ferneren Leben einrichtete, nachdem er seinen Hamlet auf der Terrasse von Helsingör dem Geiste, der in seinem erlauchten Hause umging, richtig wieder überliefert hatte. Wie er mit der „sonderbaren" Komtesse Ophelia im freundschaftlichsten Verhältnis blieb, werden wir später noch sehr genau erfahren. Wie sie ins Kloster ging und er in der Weltlichkeit blieb, nun endlich einmal, ohne einen Prinzen auf dem Halse zu haben in Rom, in Paris und so weiter, lebte; — wie es ihn von Zeit zu Zeit immer wieder nach „Wittenberg" zog, — wie er eine letzte große und längere Weltfahrt antrat, und im Winter des Jahres 1869 auch von ihr zu dem Umgang der Tante Euphrosyne zurückkehrte, steht in den vorigen Kapiteln. —

„Gebt mir den Mann, den seine Leidenschaft
Nicht macht zum Sklaven, und ich will ihn hegen
Im Herzensgrund, ja in des Herzens Herzen."

Wenn nur nicht gerade solche Edle, Seltene das Ekle, Schale und Unersprießliche der Welt zu oft derartig ausgekostet hätten, daß es gar kein Vergnügen sein kann, sie als Weltweise zu seinem nächsten Umgang zu zählen! Die Tante Euphrosyne hatte mit dem Mann oft gerade so ihre liebe Not, wie in anderer Weise mit ihrem Märchenkind, dem „jungen gestiefelten Kater", dem Doktor Eckbert Scriemer, der Frau und dem Herrn Professor Kleynkauer und allen übrigen in der Stadt und an der Universität, wie sie sie alle ganz genau kannte. Daß er mit seinem Freund und jungen Günstling, seinem Amanuensis, dem blonden Eckbert, so arg hereingefallen war und sie selber auch in diesen Abgrund von Liebenswürdigkeit, Edelsinn und Streben nach dem Höchsten und Besten mit hineingezogen hatte, das ging freilich diesmal über ihren Horizont und zwar bedeutend weiter als wie er den Universitätsplatz und die ihrem Fenster gegenüberliegende Aula umspannte. Gottlob haben wir aber ja auch noch Kepplershöhe und Kloster Lugau und von dort aus einen etwas weiteren Blick über die Dächer.

Digitized by Google

Zehntes Kapitel.

Geschehen war also das Unglück. Ob es noch wieder gut zu machen war, steht für jetzt noch dahin. Daß noch darüber zu reden ist, ist selbstverständlich; vor allen Dingen wird aber darüber jetzt noch ein Wort zu verlieren sein, wie der junge Mensch es eigentlich angefangen hatte, auch diesmal nicht mit seinem Glück hinter seinem Wert zurückzubleiben. Er hatte sich einfach an das alte Sprichwort gehalten und den Sperling in der Hand dem Adler in den Lüften vorgezogen; — das Beste und Sachdienlichste aber wird sein, daß wir seiner Mama hier das Wort überlassen, das heißt aus einem Briefe von ihr das Nötige beibringen. Wir selber könnten es wahrhaftig nicht besser geben. Um in manchen Dingen den Nagel auf den Kopf zu treffen, muß man nicht über ihnen stehen, sondern sehr selber mit seinem ganzen Interesse daran beteiligt sein. Ja, was bedeutet alle Objektivität und Parteilosigkeit in der Welt gegen das, was eine Mutter zu sagen hat, wenn es sich um das „Beste" ihres Kindes handelt!

„Ich bin ganz Deiner Meinung, mein Herzensjunge," schrieb in diesem Falle die Mutter, „nur um Gottes willen nichts Aussichtsloses zu lange festhalten! Daß sich Dein Verhältnis zu Seiner Königlichen Hoheit und also auch dem Herrn Doktor Herberger gelöst hat — von diesem auch mir mehr und mehr unsympathischen Herrn Doktor ohne Deine Schuld aufgelöst worden ist, wird nach Gottes treuer Fürsorge auch diesmal jedenfalls das beste für Dich sein. Die Verhältnisse an seinem Hofe sind, nach allem, was man hier darüber hört, durchaus nicht der Art, daß eine weiche, ideal angelegte Natur, wie die Deinige, auch mit dem besten Willen daselbst ihre Rechnung finden, das heißt, das arme Erdendasein, wie Deine treuen Eltern es verstehen, mit einem hohen Zweck erfüllen könnte. Was den Herrn Doktor anbetrifft, so hat Dich eben Dein jugendlicher Enthusiasmus verleitet, ihm ein köstliches Jahr Deines Lebens mit offener Seele zu widmen, um nicht zu sagen, zu opfern. Mein armes Kind, man opfert in gewisser Beziehung nie etwas vergeblich, wenn man sich nur immer des einen, was not thut, in seinem Herzen bewußt ist. Laß Dir dieses zu einer Warnung auch ein Trost sein! Seine Hoheit ist von dem regierenden Herrn zurückgerufen worden, der Herr Hofrat Doktor Herberger auf Reisen gegangen, und Du bist in W. geblieben. Mein Herzenssohn, Du konntest gar nichts Vernünftigeres thun, als Dich dort in Deiner Stellung nach Möglichkeit zu befestigen. Sollte nicht wirklich auch hier der Finger des Höchsten für uns zu erblicken sein? Sollte nicht eine gedeihliche Universitätskarriere Deinen Anlagen und unseren treuen Wünschen am meisten entsprechen? Ein wenig kann Dein guter Vater mit seinen Verbindungen doch auch da nachhelfen. Daß Du selber Deine jetzt schon dort am Orte gewonnenen angenehmen Verbindungen zu benutzen wissen wirst, davon bin ich fest überzeugt. Das liebe Kleynkauersche Haus, wie es mir meine lieblichsten Kindheits- und Jugenderinnerungen in der Seele wachruft! Diese gute Blandine! Rufe doch auch Du mich ja in dem Gedächtnis der Frau Oberkonsistorialrätin wach. Wir sind nun beide alte Frauen und ereifern uns nicht mehr um Kränzchenhistörchen und Ballabenteuer; wie schön aber wäre es, wenn wir jetzt am Abend unseres Lebens in unseren Kindern uns jung, schuldlos, herzig und hoffnungsreich wieder zusammenfinden würden. Das Töchterchen muß Deiner Schilderung nach ein entzückendes Wesen sein; wahrscheinlich ganz wie die Mutter in ihrer Jugendblüte! Empfiehl mich den Damen ja, und auch dem Herrn Oberkonsistorialrat und rufe ihm bei Gelegenheit sein einst so freundschaftliches Verhältnis (noch von Göttingen her) mit Deinem guten Vater ins Gedächtnis zurück. Dein guter Vater hat, nach Deinem letzten inhaltvollen Briefe, noch gestern des alten Verbindungsgenossen Silhouette mit den Farben an Mütze und Band hervorgesucht und ist wirklich gerührt darüber geworden. Erinnere ihn, wenn auch scherzhaft, an sein damaliges Symbolum: ‚Was sich Treue hält!' und daß auch die damalige kleine Malwine Bischoff, seiner immer noch freundlich gedenken könne. Großer Gott, diese lieben, guten, alten Zeiten! Hier schreibe ich an meinen erwachsenen, klugen und gelehrten Herrn Sohn von solchen Thorheiten, während doch die Welt und das Leben so ernst, so sehr ernst geworden sind! Welch ein Glück für mich, daß ich kaum noch nötig habe, Dich, mein Herzenskind, noch einmal auf diesen Ernst des Lebens hinzuweisen! Weiß ich es doch von Deinen unschuldigsten Jahren an, wie gewissenhaft Du es mit allem nimmst und wie beharrlich Du den Weg verfolgst, den Du für den richtigen hältst. Der Himmel segne Dich und gebe Dir fernerhin Kraft, diesen Deinen Pfad zur Höhe zu verfolgen. Ich verlasse mich darauf, daß Du immer genau überlegst und Dir also zur vollen Klarheit bringst, daß Deine Familie mit Vertrauen auf Dich sieht und an Dir unter allen Umständen ihren Anker und ihre Stütze zu besitzen hofft. Du, der einzige unter Deinen Geschwistern, der seiner Mama nie Sorge, nie Kummer gemacht hat, muß es vollständig begreifen, wie auch jetzt sich ganz und gar mit allen ihren Hoffnungen auf ihn verläßt

seine alte treue Mutter,
Malwine Scriewer, geborene Bischoff.

P. S. Nun noch ein Wort über die sogenannte Tante Euphrosyne. Du darfst die gute Dame ja nicht zu leicht nehmen, mein Herzenskind. Es ist fast unheimlich, bei Gelegenheit zu erfahren, wie weit ihr Ruf und Einfluß geht. Neulich hatte Dein guter Vater verschiedene Herren bei sich zu Tisch, Leute in hochangesehenen Stellungen und, wie das der Zufall so trifft, aus den verschiedensten Berufen und Wirkungsorten. Natürlich kam auch die Rede auf Dich und Deinen Aufenthalt in W. als plötzlich der Geheime Regierungsrat Notker

Digitized by Google

aus Hannover an sein Glas schlug und lachend rief: ‚Meine Herrschaften, sie glauben dort alles zu kennen, aber ich, der ich auch dort studiert habe, weiß nur das eine von dorther: wer sie alle kennt, das ist die Tante Kennsiealle; ich habe mit ihr in einem Hause gewohnt, gnädige Frau (dies war an mich gerichtet) und ich bin der Überzeugung, daß Sie mir gern erlauben werden, auch in dieser angenehmen Tafelrunde ein Glas auf das Wohl der Tante Euphrosyne zu leeren und die Herrschaften bitte, alle sich anzuschließen.‘ Da konnten wir alle nicht umhin. Nachher war's dem Herrn Regierungsrat sehr erfreulich, zu vernehmen, daß auch Du jetzt in dem Hause der Dame verkehrst, und er nannte es eines der berühmtesten Häuser Deutschlands. Als er aber hörte, daß Du Deinen Eintritt dort dem Herrn Hofrat Herberger zu danken habest, wurde er plötzlich sehr ernst, murmelte nur: „Ja, ja, dieser arme Herberger! Welch eine Rolle hätte der Mann in der großen Welt spielen können, wenn er sich nicht zu früh auf die Weisheit der Tante Euphrosyne verlassen hätte. Nun sitzt der gute Horatio freilich für immer fest in Wittenberg, während Gräfin Laura — doch auch hier sei der Rest Schweigen.‘

Ich habe Dir diese Tafelunterhaltung ein wenig ausführlich geschildert, mein teurer Sohn, Du wirst es ja wohl selber am besten verstehen, was für Dein jetziges und Dein künftiges Wohl und Wehe an Vorsichtsmaßregeln daraus zu entnehmen ist.

Unser himmlischer Vater führe Dich auf allen Deinen Wegen zum Richtigen.

Deine treue Mutter

M. Scr.“

Seltsamer und auch etwas unkindlicher Weise hatte der liebe Sohn, der „Herzensjunge“, dies mütterliche Schreiben nicht nur während des Lesens ärgerlich zerknittert, sondern es nach vollendeter Lektüre völlig wütend sofort in den Ofen gesteckt und zwar mit den Worten im Herzen:

„Dumme Zärtlichkeitsgans! Wenn ich ihr nur ihren lieben Mund so unschädlich machen könnte wie hier ihre mütterliche Schreibseligkeit! Was soll dies Gefasel nun wieder? Daß die gar nicht dumme Alte beinahe so gut mein Bestes weiß und will wie ich, wissen wir ja. Müssen diese wohlwollenden, sorglichen Matronen denn immer thun, als ob unsere gegenseitige genauere Bekanntschaft noch zu machen wäre? Zum Henker, es ist ja freilich ein Verdienst, Eier zu legen und sie auszubrüten; aber wenn die Brut flügge oder schwimmfähig ist, dann soll man auch — — na, das Postskript ist auch diesmal wieder das inhaltsvollste gewesen, und darum mag der braven alten Seele zu Hause auch diesmal wieder der übrige Seelenbafel verziehen sein; — unschädlich ist er ja gemacht worden.“

Der junge Mann sah wirklich noch einmal im Ofen nach, ehe er sich seiner Toilette wieder zuwendete. Er war nämlich damals, als er dieses mütterliche Schreiben empfing, bei der Toilette und zwar für einen der größten Gesellschaftsabende einer anderen zärtlichen Mutter, bei der Toilette für ihren größten sogar — den aller Ängste und Wonnen vollen Abend, an welchem er die Oberkonsistorialrätin, Professorin Kleynkauer unter den Blattgewächsen eines Nebengemaches bat:

„Machen Sie Ihr Kind und machen Sie mich glücklich!“

Es war ganz richtig. Er hatte sich nicht geirrt; nicht zerstreut durch die berechtigte Aufregung statt des mütterlichen Schreibens die weiße Krawatte in die Glut geschleudert. Er ist auch den ganzen spätern Abend hindurch völlig bei Sinnen geblieben, völligst seiner selbst bewußt und mächtig. Auch das höchste, schönste, süßeste Glück des Lebens hat ihn nicht zu überwältigen vermocht. Er durchaus nicht hat noch am anderen Morgen hochatmend, thränenüberströmt, außer sich, wie Eva Kleynkauer, am Busen der Tante Euphrosyne stammeln müssen:

„Ich weiß ja gar, ja gar, ja ganz und gar nicht, wie es zugegangen ist!“

Er, Doktor Eckbert Scriewer, der blonde Eckbert, wußte es ganz genau, wie es zugegangen war. Und als demnächstiger außerordentlicher Professor der Weltweisheit war's fast auch von Berufswegen seine Pflicht, das Glück nicht leicht zu nehmen, sondern so schwer als möglich und es vor dem letzten festen Zugreifen zu wägen und zwar so genau als möglich.

Die Frau Oberkonsistorialrätin Kleynkauer hatte ihm versprochen, ihm eine zweite Mutter zu sein; er ihr, sie sein Leben lang auf den Knieen zu verehren und sein Weib auf den Händen zu tragen. Es war damals der größte Gesellschaftsabend der Wintersaison in Wittenberg geworden, als die gerührten Eltern den Herren und Damen, den teuren Freunden und Freundinnen die Verlobung verkündeten, und die Tante Euphrosyne hatte gerade an diesem Abend Zahnweh haben und von dem allgemeinen Entzücken fernbleiben müssen. „Zahnweh! in meinem Alter, ohne Zähne! wie eine alte, ausgediente, nutzlose Klapperschlange. O, hätte ich doch noch einmal scharf und mit vollem Gift zubeißen dürfen! Ich hätte ihnen dienen wollen!“ jammerte sie am anderen Morgen, und dieser andere Morgen war in seiner Art auch gut und einer der bemerkenswertesten von allen, die je über der Stadt und der Universität aufgedämmert waren: denn an ihm fiel die Tante Kennsiealle mit ihrer gesamten Welt- und Menschenkenntnis aus den Wolken. „Mit einem Plumps wie ein Mehlsack,“ ächzte sie. — „Wenn sie davon wieder auf die Beine kommt und den faulen Jungen, den frommen Schleicher duckt, hat sie wahrhaftig mehr als neun — Heroen-Leben zu versenden,“ meinte die Studentenschaft, soweit sie noch den Plutarch las und die Tante Euphrosyne kannte. Alle mit ihr in einem Hause wohnenden Kommilitonen sahen jedenfalls nach ihren Schlägern und kannten denjenigen diesmal auch ganz genau, den sie gern davor, auf der Mensur gehabt hätten. Nachher blieb ihnen freilich nichts übrig als melancholisch auszuspucken, den Skandal von Kneipe zu Kneipe zu bereden und am Abend aus innigstem Mitgefühl sich einen dem Katzenjammer der wackeren

Digitized by Google

Alten bis auf die feinste Nuance hin angemessenen zu zeugen.

Nur eine Viertelstunde, gegen Mittag, hielt die Herrin von Kepplershöhe ihr Kind, das sich ja nur auf einen Augenblick zu Hause hatte losreißen können, in den Armen. So viel Zeit hatten heute sie, die bis jetzt ihr Leben zusammen gehabt hatten, um sich auszusprechen über ihr verändertes Leben.

„Du kannst freilich nichts dafür!“ seufzte die Tante. „Aber ich? . . . und dieser saubere Herr Horatio — dieser Dumm — dieser große Philosoph und Menschenkenner Herberger, der mir dieses Muster von der Welt Liebens- und Begehrungswürdigkeit auf den Hals gepackt hat!“ murmelte sie. „Jawohl, er ist auf Reisen gegangen, nachdem er schon ein anderes armes Mädchen nach Lugau ins Kloster befördert hat, und hier sitzen wir in unserem Elend! Ist denn nichts, gar nichts daran zu ändern, mein armes Kind?“

„Nein, gar nichts, beste Tante! Er ist ja auch so gut und so klug und so sehr geschätzt von allen — und — und ich muß und — und ich will ihn auch nun so lieb haben wie — Papa und Mama — und wie Mama und Papa es wünschen! Und Mama ist so glücklich: wie könnte ich sie jetzt unglücklich machen? Und alle Leute waren so teilnehmend und so erfreut — er hat so viel Liebe und Achtung unter den Leuten, und — und — wir — werden es nun weit bringen in der Welt, Eckbert und ich, sagt die Mama, und — die Litteraturgeschichte wird wahrscheinlich einmal von uns, das heißt Eckbert, sprechen, sagt der Papa —“

„Und — und ich hätte es nie für möglich gehalten, daß dieser Herberger so arg auf den Herrn von Nieß hereinfallen und sich so sehr von diesem öden Ungetüm einseifen lassen würde, um es zuletzt mir und diesem armen Wurm auf den Buckel abzuladen!“ murmelte die Tante Euphrosyne. „Hu, laß mir den philosophischen Tanzbären nur nach Hause kommen!“

„Jetzt muß ich aber wieder nach Hause,“ schluchzte Evchen. „Ich habe mich ja nur auf einen Augenblick losgemacht, um Dir zu sagen, wie glücklich — wir — alle sind!“

„Ja gehe Du nur, Du armes — glückliches Kind!“ sagte die Tante, nachdem sich die Thür hinter der Kleinen geschlossen hatte. Was sie aber dann that, dabei hätten nicht bloß die Kommilitonen im Hause, sondern die gesamte Studentenschaft in ihrer Alt-Jungfern-Stube anwesend sein müssen. Vielleicht hätte sich unter den elfhundert jungen Menschen einer befunden, der das Talent gehabt hätte, der Nachwelt ganz deutlich zu machen, wie verrückt sie sich gebärdete. Wir vermögen es nicht; wir können nur sagen, daß sie sich vor den Spiegel stellte, eine gute Viertelstunde lang sich darin besah und dann ächzte:

„So! . . . jetzt giebt es wenigstens einen auf Erden, der es weiß, wie der Mensch in seiner größten Blamage aussieht! Um wie viel der feine junge Halunke Dich doch besser kannte als Du ihn, Du grauköpfige Phorkyas.“

Nun griff und fühlte sie von oben bis unten, so weit die dürren vor Aufregung zuckenden Hände reichten, an und um sich herum.

„Die reine gerupfte Gans! Und ich dachte, weil ich ihn kannte, ihn unterm Daumen zu haben! Am Ende soll man gar noch Respekt vor dem Schlingel, dem Jesuiten kriegen! Und dies Schaf von Vetter Kleynkauer! Wenn das gute Tier wenigstens doch diesmal vernünftiger gewesen wäre als ich! Aber so sind sie alle, so sind wir alle: es braucht nur einer mit dem gehörigen Willen zu kommen, und er hat uns!“

Elftes Kapitel.

Daß der Herr Doktor und baldige jüngste außerordentliche Professor Scriewer Wittenberg hatte, ließ sich wohl nicht leugnen. Die Gesellschaft in Stadt und Universität fand die Verlobung passend, und mehr braucht es ja nicht, um so ein liebes, unschuldiges, junges Pärchen mit den besten Hoffnungen für die weiteste Zukunft in die Visitenkutsche sich setzen und seine Karten von Haus zu Haus abgeben zu lassen!

Hier hatte das Herz doch endlich einmal wieder gesiegt über der Welt schnöden Eigennutz, so weit er durch der Tante Euphrosyne preußische Konsols und sonstige zwar ziemlich sichere, aber ethisch anrüchige und verwerfliche Staatspapiere ihr vor Augen und in den Griff gestellt wurde. Und in dem schönen Bewußtsein, dem Herzen zum Siege verholfen zu haben, fühlte sich die Mutter der Braut, freilich einigen bänglichen Zweifel niederkämpfend, sehr gehoben in der Gewißheit: „wie wird die alte, schrullenhafte, naseweise Person auf ihrer Kepplershöhe sich verwundern.“ — Dem Gatten band es aber gerade darum die Gattin um so mehr auf die Seele: „Deine Sorge wird es natürlich sein, daß die alte Närrin vom Universitätsplatze uns keine Dummheiten, oder besser gesagt, Niederträchtigkeiten macht. Was sie mit dem Kinde eigentlich im Sinne hatte, weiß sie wahrscheinlich selber nicht. Wir aber haben für unser Kind zu sorgen, und müssen dessen Bestes doch wohl am besten verstehen; die Alte wird also nach und nach Vernunft annehmen müssen, und Deine Sache ist es, ihr dabei im geeigneten Moment behilflich zu sein. In meinem Verhältnis zu dieser Deiner mir im Grunde der Seele widerlichen Possenreißerin gebe ich mich gar keinen Illusionen hin. Der liebe Gott verzeihe mir, aber ich kann diese unverschämte, grinsende Studentenmutter nicht ausstehen und sie mich auch nicht: also, Martin, verlasse ich mich auf Dich und Du wirst für mich mit liebenswürdig gegen die — die Tante Euphrosyne sein. Es wäre doch zu entsetzlich, wenn unsere armen Kinder bloß der Schrullen einer solchen halbkindischen, von Euch allen leider nur zu arg verhimmelten Idiotin wegen in ihren Aussichten für die Zukunft zu Schaden kommen sollten! Mit Eva werde ich über ihr jetziges Verhalten noch genauer reden müssen; auf Eckbert glaube ich mich in allen Lebensangelegenheiten verlassen zu

Digitized by Google

können wie auf mich selber. Nun, der liebe Gott wird ja auch hier schon ein Einsehen haben und alles zu unserem Besten wenden!“ —

Ob der liebe Herrgott ein Einsehen hatte, ob er alles noch einmal zum Besten wendete? . . . Die Tante Euphrosyne verzweifelte fürs erste völlig daran. Jedenfalls verließ sie sich nicht auf diesen Trost der Cousine Kleynkauer und that da sehr unrecht. Vorzüglich Leute, und also auch gescheite alte Damen, die sich so selten als möglich auf einen anderen in der Welt verlassen, sollten den Rat und die bessere Einsicht der allerhöchsten Weltregierung nicht allzu leichtsinnig und schwerherzig von sich weisen, oder gar ganz darauf verzichten. So was rächt sich dann und wann, und so läuft's gottlob ziemlich häufig auf das Wort hinaus: „J, wer hätte das damals für menschenmöglich halten können, daß die Geschichte noch diese Wendung nehmen würde?“

Neue Redensarten können wir für das erschütternde Ereignis nicht erfinden, dazu kommt es zu oft vor. Wochenlang nach der Verlobung fühlte sich die Tante Euphrosyne wie vor den Kopf geschlagen, auch ganz entzwei, völlig von der Bank geschoben und im grauesten Elend versunken. Als sie sich so weit beruhigt hatte, daß sie vor Wut hätte an den Wänden hinauflaufen mögen, faßten die jungen Kommilitonen im Hause das als einen wahren Segen für sie auf. „Es wäre aber nicht übel, sie wieder mal anzupumpen, denn sie gäbe jetzt, in dieser Stimmung, ihr alles, ihr letztes her, unter der Bedingung, daß wir den Fuchsschwänzer doch noch vor die Klinge brächten und nichts von ihm übrig ließen,“ fügten sie hinzu.

Aber nach dem Orkan kam ein sanftes Wehen und unter diesem war die Tante seltsamerweise nach außen hin durchaus nicht um den Finger zu wickeln, aber desto weicher nach innen hinein. Welch ein Mitleid hatte sie mit „ihrem Kinde“, welch einen Jammer um es! Und beides lautlos — ohne eine andere Seele, um es an die los zu werden. An ihrem Fenster über ihrem Strickzeug — den lieben langen Tag bei jeglicher Beschäftigung, und in der Nacht erst recht: nimmer und von keinem anderen war so sehr und eifrig wie jetzt von der Tante Euphrosyne nach den irgend noch möglichen besten Seiten an dem Doktor Eckbert Scriewer gesucht worden!

Ja, widerwillig, ächzend, schaudernd versuchte es die Tante, den Verlobten ihres Kindes von der besten Seite anzusehen, und sich damit zu trösten, daß es, wenn auch nicht gegenwärtig in ihrer Bekanntschaft nichtsnutzigere Gesellen gebe, von der Sorte doch darin gegeben habe. Dieser Trost verfing am allerwenigsten. Der exemplarische Jüngling blieb liebenswürdig in ihrem Wachen und in ihrem Traum: immer ein Muster von einem hoffnungsvollen jungen Menschen, dem kein gleiches an die Seite zu setzen war.

Es giebt keinen Menschen, der an keinen Gott glaubte: einen hält jeder und jede fest bis zum letzten Atemzug im drangsalvollen, hilfebedürftigen Erdenleben — den Deus ex machina! An dessen Eingreifen in größesten und kleinsten Dingen hofft und glaubt der Atheist, der Pantheist, der Deist und sogar auch der Theist. An ihn klammert sich alles im zertrümmernden Staat, im versinkenden Familienglück, auf dem scheiternden Schiffe. Vier Wochen nach der Verlobung fühlte auch die Tante Euphrosyne sich einzig und allein auf ihn angewiesen, den Deus ex machina, und klammerte sich an ihn an, wie je in einer mit Sturm genommenen Stadt das Weib an den Altar des Baal, des Zeus, des Jupiter oder des Jahweh.

„Es kann doch nicht so ausgehen! Es muß doch noch was dazwischen kommen! Ich weiß nicht was, aber dazwischen kommen muß etwas!“

Wenn aber ein Gott sich selten persönlich merken läßt, so ist das der Deus ex machina. Gar nichts passierte, was der Tante die Palme des Glaubens fester in die Hand hätte drücken können. Das gesellschaftliche Leben in Stadt und Universität war nie so glatt und harmonisch hingelaufen wie seit der „Katastrophe der Tante Kennsiealle“ und es war sogar schon viel, daß in der seltenen allgemeinen Harmonie einige lächelnd oder bedauernd von einer „Katastrophe der Tante Kennsiealle“, sprachen. Der Mensch sieht und erwartet den Verdruß, das Pech, das Unglück auf und von allen Seiten; wie der Vogel auf dem Zweig ist er mit dem angstvollen Kopf und Herzen nach allen Richtungen hin in Bewegung, nur nach der nicht, von welcher her die Katze oder der Raubvogel kommt. Daß ihr das Elend, der Verdruß, das Pech von dieser Seite kommen würde, hatte die Tante Euphrosyne nie gedacht. Kein Mensch hatte es für möglich gehalten, daß sie noch magerer werden könne als sie schon war; aber sie magerte ab wie — die glückliche junge Braut, die, nach ihrem Ausdruck, ein Bild des Glücks war, nicht zum Ansehen.

Es war ein entsetzlicher „Vergnügungswinter“ für die Tante. Was erduldete sie in den Salons, an den Whisttischen (sie spielte Whist — und zwar trotz ihres Elends weiter), in den Konzertsälen, in den öffentlichen Vorlesungen und im Theater mit dem jungen Paar in Sicht oder „dem Kind krank zu Hause“! Zu den Thee- und Kaffeetischen kam sie nicht und zwar auch zu ihrem Schaden; denn da hätte sie sich wenigstens manchmal am richtigen Orte Luft machen können. —

Sie konnte nicht das geringste machen, als das Kind auch durch ihre stummen Blicke immer elender.

„O, Tantchen, Tantchen! Wenn auch Du mich so ansiehst! Und ich bin ja wirklich glücklich, und Eckbert so gut — alle Leute so gut! Und Papa und Mama haben doch auch ihr Recht an mich — oh, und Du solltest, wenn auch nur meinetwegen, Dich nicht ganz von uns zurückziehen! Wir vermissen Dich ja alle bei uns zu Hause; und dann fragt jeder, der kommt: ‚Aber kommt denn heute abend die Tante Euphrosyne nicht?‘ Ach, und am Ende giebt Mama dann auch das mir schuld, oh, und ich kann doch gar nichts dafür, und Du weißt es ja, wie gern, wie gern ich Dich immer bei uns — bei mir, bei mir haben möchte!“

Wenn nur nicht Kepplershöhe im Winter völlig unbewohnbar gewesen wäre, — die Tante Euphrosyne

Digitized by Google

hätte sich dorthin zurück- und sämtliche Zugbrücken hinter sich und der Stadt und Universität aufgezogen! Aber es ging nicht. Das Gartenhaus war zu feucht und die alten Öfen des achtzehnten Jahrhunderts auch nicht mehr das, was sie in ihrer Jugend waren. Ein bißchen zu sehr auf dem Winde lag das Haus für die Zeit der Äquinoktialstürme gleichfalls. „Noch Zahnweh und Rheumatismus zu allem übrigen?" ächzte die Tante und fügte auch wohl hinzu: „Da oben ab intestato eines Morgens im naßkalten Bett gefunden zu werden, das wäre für verschiedene hier unten freilich ein recht warmer Gedanke. Na, na, junger Mann und liebste Verwandtschaft, so weit sind wir doch noch nicht herunter, um das als eine Erlösung anzusehen."

Bravo! Ein Gewinn war's sicherlich, als die Tante anfing, auf ihre Gesundheit zu achten und sich aus „Rancune" gegen das uns nun so ziemlich schon bekannte Bruchteil der Menschheit zu schonen.

Sie blieb diesen Winter über fest in ihren behaglichen vier Pfählen; aber indem wir nicht weiter über ihre Seelenqualen reden, helfen wir ihr und uns am besten darüber weg.

Es wird immer wieder Frühling. Selbst an der berühmtesten deutschesten Universität.

„Wenn ich nur erst meinen Turm, meine Burg wieder habe!" hatte sich die Tante die ganze böse Jahreszeit hindurch selber vertröstet. „Wenn ich nur erst wieder da oben im Grünen sitzen kann — sie sollen mir dann nur kommen, ich werde die Thür schon zu verriegeln und den Glockenzug abzunehmen wissen! Von Kaffeegesellschaften in diesem Sommer keine Idee! Da sie es nicht anders haben wollten, sollen sie nun auch mich kennen lernen! Hier in der Stadt waren sie mir leider, ich gestehe es zu meiner Schmach und Schande, diesen scheußlichen Winter lang doch zu mächtig. O, säße ich nur erst wieder auf Kepplershöhe! Säße ich nur erst wieder mit dem Kinde da oben — wenn auch nur von Zeit zu Zeit einen Sommernachmittag oder -Abend durch: wir müssen, müssen und müssen — wir zwei müssen dort was ausfindig machen, was uns wieder zu einem eigenen, ruhigen, unverstörten Herzen verhilft! So wie es jetzt geht, kann und kann es doch nicht bleiben. Irgend was muß kommen. Aber was? Ob Jahweh, ob Zeus, ob Diispiter, einerlei! Von jedem nehme ich Hilfe an. Wenn ich nur wenigstens den Herberger wieder hier hätte! Wenn nur den wenigstens der Zufall auf seiner dummen Nerven-Restaurationsfahrt umgedreht, oder wieder hierher nach — Wittenberg dirigiert hätte — diesen — diesen dummen Doktor Horatio! Einen Trost hätte man doch wenigstens an ihm, wenn auch keine Hilfe — gerade wie in dem anderen albernen Trauerspiel!" ächzte die Tante Euphrosyne. — Wie der Hofrat dann zu seiner Zeit wieder nach Wittenberg kam, so auch der Frühling, der diesmal sogar auf die Minute, ganz zu seiner Zeit und also durchaus nicht als Deus ex machina die Erde wieder schön machte.

Er that sein Bestes, dieser Frühling des Jahres Achtzehnhundertsiebenzig. Er kam mit seinem Grün, seinen Blumen und Blüten, seinen Vögeln und Schmetterlingen. Er griff, sozusagen, mit beiden Händen in die Schürze und streute seine Herrlichkeiten und Lieblichkeiten aus, wie ein reisender Professor der Magie, der von allen hohen und höchsten Potentaten Deutschlands durch seine Künste einen Orden und das Prädikat „Hofprestidigitateur" zu erlangen wünschte.

Was aber sagte die Tante Euphrosyne auf Kepplershöhe unter ihren grünen Büschen und Bäumen, ihren jungen Blumen und Blüten, ihren Vögeln und Schmetterlingen? Ganz dasselbe was Lessing dazu gesagt hatte, und zwar schier unheimlich mit ganz demselben ergrimmt-giftig-kritischen Diebes-Raufboldgesicht wie der erlauchte deutsche Litteratur-Verbesserer. Nämlich:

„Wenn es nur nicht immer dasselbe wäre!" ... Ja, wie es auf Kepplershöhe sprießen mochte — smaragden oder wie Blut; wie schelmisch die Schneeglöckchen ihre weißen Köpfchen hervorstecken mochten, wie süß die Veilchen die Tante aus ihren blauen Äuglein anlugen mochten, was die Singvögel singen und die Buttervögel im scherzenden Luft-Flatterspiel andeuten mochten: die Tante Euphrosyne hatte für diesmal das ewige Einerlei satt, bis zum vollen Überdruß satt.

Sie besaß einen Hausfreund auf Kepplershöhe. Sie hatte nicht nur in der Stadt, sondern auch in ihrem Garten manchen armen Kostgänger zu Tisch. Diesem auf Kepplershöhe gab sie auch Wohnung und zwar auch den Winter durch. Daß er keine unbescheidenen Ansprüche mache, wußte sie selbstverständlich aus mehrjähriger Bekanntschaft mit ihm und freute sich immer, wenn sie ihn zum ersten Mal im Frühjahr zwischen den Buchsbaumeinfassungen ihrer Gartenbeete lustwandelnd antraf.

Diesmal aber fragte sie bei der ersten Begegnung wie verwundert:

„Bist auch Du wieder da? Hast Du Dich wirklich noch einmal wieder aufgerollt, Du Dummkopf? Hattest es wohl zu behaglich als Kugel mit den Stacheln nach jeder Richtung? ... O, ich sollte in Deiner Haut stecken!"

Der Gastfreund, aus treuherzigen Äuglein zu seiner Gönnerin aufblinzend, schnob und schnüffelte mit listigem Schweinsschnäuzlein einen kurzen Moment in der feuchten, warmen Frühlingsluft herum und fuhr dann rasch seitab vom Gartenwege unter das welke Laub und Gestrüpp des Gartenbeetes. Ein kurzes Gewühl und Kampfesdurcheinander — dazu ein stärkeres Schnauben und Schnüffeln und dazwischen ein schrilles, aber leises Pfeifen. Er — der Haus- und Gartenigel von Kepplershöhe — hatte ihn — ihn, den schon seit dem vorigen Sommer gewünschten, das heißt, gejagten Gartengenossen, den Mäuserich von Kepplershöhe.

„Das lasse ich mir gefallen!" sagte die Tante Kennstealle, die sonst eigentlich keinen Mord begehen sehen konnte. Ob sie bei der Blutthat an den guten Eckbert, den blonden Eckbert dachte, wollen wir lieber nicht erörtern; er fand sich mit seinem Bräutchen am Arm am ersten schönsten Frühlingstage auch zu den ersten Blumen und Blüten auf Kepplershöhe ein, ohne gefressen zu werden. So schlau war er auch,

Digitized by Google

daß er nie allein, sondern immer mit dem Kinde kam; und also konnte sie — die Tante — ihm auch in ihrer Sommerburg nicht die Thür weisen, oder sie ihm vor der Nase zuschlagen, geschweige denn, ihm mit ausgespreizten Krallen an den Hals springen.

Es stellte sich bald heraus, daß der Unterschied der Jahreszeiten in diesem Falle für die Tante nichts, gar nichts ausmachte, zur Beruhigung ihrer Gefühle irgend etwas beitrug. Im Gegenteil! Hatte die Welt im Winter sie mit ihrem Grimm und Groll nicht allein gelassen, so zeigte sie sich im Frühling noch viel zudringlicher und unverschämter. Je schöner die Tage, je angenehmer die Abende, je lieblicher die Nächte wurden, desto inniger fanden Stadt und Universität es heraus, wie angenehm es sich auf Kepplershöhe vorsprechen, einkehren und sitzen lasse; sowohl mit den gelehrtesten Gedanken im Kopf, wie mit den längsten Strickstrümpfen in den Händen.

„Wenn an der Thür zu lesen stände: hier können Familien Kaffee kochen, wollte ich gar nichts darüber sagen," sagte die Tante; so aber hatte sie selber Tag für Tag, wie sie das Jahr aus seinem Füllhorn schüttelte, den Kaffee für die Universität und die Stadt zu besorgen und auch das dazu gehörige Gebäck zu liefern.

„In den Zeitungen liest man es dann und wann, daß ein ganzes Gemeinwesen vergiftet wurde, weil dem Konditor zufällig statt des Zuckers Arsenik in die Kuchen geriet; hier aber scheint das leider nicht vorkommen zu können," sagte die gute Tante.

Ohne einen Trost hätte sie es auch sicherlich so nicht bis zum Herbst ausgehalten, sondern vorher sich selber als Massenmörderin in die Blätter gebracht. Es gab nämlich Regentage, an denen kein Gast sich auf Kepplershöhe einfand, und dann hatte die alte Herrin mit dem Kinde das Reich da ziemlich häufig doch allein. Kepplershöhe war am Ende ein so wertvoller Besitz, daß Papa und Mama, oder vielmehr Mama und Papa Kleynkauer wirklich nichts dagegen einwenden konnten, wenn ihr Evchen dort, auch unter veränderten Familienbezügen, möglichst festen Fuß behielt.

„Ja, geh nur hin, und sei nach Kräften liebenswürdig gegen den alten Drachen!" sagte die Mama, und das Mägdelein fuhr dann jedesmal recht zusammen und war nur lieb wie immer gegen die greise, getreueste Freundin in ihrem jungen Leben. O, wie gern! . . .

Da saßen sie denn bei einander — so ziemlich wie sonst — während der Regen auf den Baumblättern trommelte, ein braver Landregen, der, wie die Tante sich ausdrückte, mit der Sündflut leider nur so verwandt war wie die Hauskatze mit dem Tiger.

„Wir müssen uns aber auch so damit begnügen. Schwemmt er das nichtsnutzige Nest da rundherum nicht weg, so hält er es uns heute wenigstens vom Leibe. Und also, mein Herzchen, wollen wir uns zum mindesten so behaglich zusammendrücken wie die Familie Noah in ihrer Arche. Also Dein — Dein — Dein Zukünftiger ist jetzt in Berlin, um sich auch dort an den maßgebenden Stellen von seiner besten Seite zu zeigen? Das ist recht! O, wenn sie im Kultusministerium ihn nur gleich ganz zu würdigen wüßten! O, wenn sie ihn, auch halb unbesehen, gleich ganz dort behalten würden!"

„Aber Tante —"

„Ja, ja, Kindchen, ich schwatze wie gewöhnlich Unsinn. Achte nicht darauf! Erzähle mir lieber Du!" — —

Und damit ist der Erzähler da wieder angekommen, wo er vor einigen Kapiteln schon gewesen ist.

(Fortsetzung folgt.)

Die Macht des Kleinen.

Roman

von

A. von der Elbe.

(Fortsetzung.)

Es war ein sauberes, nett ausgeputztes Stübchen. Blumen in Töpfen, trockene Sträuße und Kränze, billige Nippsachen und gehäkelte Deckchen, Öldrucke und Photographien, wohin man sah.

„Ach, bitte machen Sie gütigst die Thür zu, daß Mätzchen keinen Zug bekommt, ich nehme ihn eben herein, die Abendluft möchte ihm schaden," so empfing die kleine Dame halb abgekehrt ihren Gast. Als sie den Liebling in Sicherheit gebracht und das Fenster geschlossen hatte, wandte sie sich achtsamer dem sie wohlgefällig Beobachtenden zu: „Ihr werter Besuch ist mir ja 'ne rechte Ehre, Herr Pienemann, womit könnte ich dienen?"

In aller Eile berichtete Jakob sein Anliegen: ihn und seinen Herrn, die sie beide nichts vom Kinderwarten verständen, doch freundlichst zu unterstützen.

„Ach, ein kleines Mädchen haben Sie bekommen, das ist ja reizend — ne, aber das freut mich, da will ich doch gleich mitlaufen und sehen, was ich thun kann!"

Degener stand am Fenster, richtete manchmal einen

Digitized by Google

verstohlen mißtrauischen Blick auf das schlummernde Kind und sah unmutig in die langsam herabsinkende Dämmerung hinaus. Plötzlich schimmerte das gelbe Haar der Kanarienmutter mitten in der Stube und ihre hohe Stimme ertönte ganz in seiner Nähe:

„Entschuldigen Sie, Herr Postrat, daß ich so frei bin; Herr Pienemann meinte, ich solle mal zuspringen. Ach, da ist ja das kleine Lamm! Nein, wie niedlich, ein rechtes Engelchen! Und das ist nun so Ihr Fräulein Nichte? Ja, das arme Herzchen ist müde, hat es denn Abendbrot gehabt? Sie wissen's nicht, na, wir können ja sehen. Oben auf meiner Kammer steht noch Mutter ihr Bett, ganz rein und frisch, da kann das liebe Kind erst mal schlafen. So, hier im Bündel das Zeug, gewiß auch ein Nachtröckchen? Bitte, Herr Pienemann, seien Sie so gütig und tragen mir recht leise und vorsichtig das kleine Mäuschen nach oben, ich habe morgen im Hause zu thun, da kann ich gut auf die Kleine passen und nachher da findet sich alles, ja, da werden der Herr Postrat schon am besten wissen, was Sie thun wollen."

Die Männer hatten kaum Gelegenheit gefunden, darein zu reden. Wie geschickt und selbstverständlich die kleine Person in der schwierigen Sache auszuhelfen gewußt, es war eine rechte Erleichterung!

Als Anna bei dem Aufnehmen, das Jakob in seiner Art zart besorgte, erschrocken zu weinen begann, beruhigte Mienchen das Kind mit zärtlichem Zuspruch, und dann zogen die drei miteinander in die Mansarde hinauf.

Fünftes Kapitel.

Am anderen Morgen saß Degener wieder und diesmal mit aufgestütztem Kopf und in schweren Sorgen an seinem Schreibtische, ein halb beschriebener, großer Briefbogen lag vor ihm, und er las dann und wann die zitterigen Schriftzüge.

Er war in früher Stunde nach seines Bruders Hause gewesen und hatte mit den beiden Herren gesprochen, die sich anheischig gemacht, die Angelegenheiten des toten Freundes zu ordnen.

Nach einer Hindeutung von seiner Seite, daß er nicht in der Lage sei, sich mit dem Kinde zu befassen, war er auch bei den Freunden des Verstorbenen in Rücksicht auf Annas Versorgung der bestimmtesten Ablehnung begegnet.

Der Hausgenosse war ein gutmütiger, alter Lebemann mit einer gelähmten Frau und längst erwachsenen, selbständigen Kindern, der nicht daran denken konnte, in seine stille Häuslichkeit, die er selbst möglichst viel verließ, ein junges, unruhiges und pflegebedürftiges Wesen einzuführen.

Der andere Freund, ein Junggeselle wie Albert Degener, aber viel jünger und lebenslustiger, würde den Antragsteller einfach ausgelacht haben, wenn er auf eine Hinnahme des kleinen Mädchens angespielt hätte. So wußte denn der bekümmert nachsinnende Mann, daß er der Aufgabe, vor der er sich wahrhaft graute, schwerlich werde entrinnen können.

Es kam auch noch ein anderes hinzu.

Man hatte in der Schreibmappe seines Bruders einen Brief an ihn gefunden, in dem jener ihm den Tod seiner Frau anzeigte, und dieser halbvollendete, trauererfüllte Brief lag jetzt vor dem Postrat auf dem Tische und die Lektüre desselben wühlte all sein Denken und Empfinden auf.

Mit welcher unendlichen Liebe und welchem heißen Schmerz der leichtlebige Julius von seiner eben hingeschiedenen Gattin sprach. Wie er Berthas Leiden nachempfunden hatte. Welch eine Zusammengehörigkeit, welch ein Doppelleben! Ihm war nie etwas Ähnliches zu teil geworden. Kein Wunder, daß er es nicht verstand, daß er es ablehnte, sich für ein anderes Wesen zu beschränken und sein Dasein, das er nicht anders kannte und nicht anders wollte, mit einem fremden Element peinlich zu belasten fürchtete.

Und doch, wie griff es ihn ans Herz, wenn er las, was der Bruder von seinem Kinde schrieb:

„Klein Änncheu ahnt noch nicht, was sie verloren hat. Sie spielt ruhig neben mir, es ist ein heiteres, zufriedenes Kind; sie soll mein Trost sein, so lange Gott mir das Leben läßt. Wenn man eben unter Seelenqualen angesehen hat, wie rasch es mit uns Menschen vorbei sein kann, so wird man auf das eigene Ende hingewiesen. O, wenn das Kind auch seinen Vater verlieren sollte! Mein armes, süßes Änncheu, ich mag es nicht ausdenken — Dich hilflos, Dich verlassen wissen!

„Albert, ich habe keinen mir nahestehenden Menschen auf der Welt als Dich. Wir haben Dich in den letzten Jahren kaum gesehen, es war nicht unsere Schuld, wir hätten Dich gern an der beglückenden Häuslichkeit teilnehmen lassen, in der wir lebten. Verzeih, wenn wir Dich unwissentlich beleidigten! O suche zu den freundlichen Gefühlen unserer Jugend zurückzukehren! Du bist so weit auf die Burgheimer Chaussee hinausgezogen, daß ich kaum mit dem Kinde zu Dir gehen kann, aber ich will Dir, wenn ich etwas ruhiger bin, mein Änncheu doch einmal bringen, Du wirst Freude an dem lieben kleinen Wesen haben, es ist nicht anders möglich. Und, Bruder, sollte mich ereilen, was sie, mein anderes Leben, betroffen, so lege ich Dir das Kind ans Herz; sei Du sein Vormund, sein zweiter Vater, gieb es nie in fremde Hände, ich flehe —"

Hier brach der Brief ab. Unwohlsein, das in Krankheit ausartete, hatte dem tief bewegten Schreiber die Feder aus der ermatteten Hand genommen. Als die Frau beerdigt wurde, lag der Mann schon in einem seine Besinnung umnebelnden Fieber. So hatte er den Brief nicht mehr vollendet. Seine schlimmsten Befürchtungen waren eingetroffen, und er hatte der Pflegerin nur noch jenen Gruß für den Bruder auftragen können.

Zu all diesem Zerren an seinem wohlverschanzten Gemüt, das nur mit Widerwillen und Gegenwehr auf sich wirken ließ, kam eine äußerliche und materielle Befürchtung, die: in welcher Lage des Bruders Verhältnisse bei seinem Abscheiden gewesen sein möchten?

Es hatte sich in dem kleinen Blechkästchen, in dem, wie Albert wußte, Julius seine Wertpapiere

Digitized by Google

verwahrte, nur ein vierprozentiger Hypotheken-Pfandbrief über dreitausend Mark gefunden. Von den etwaigen Schulden war unter den Freunden mit Achselzucken die Rede gewesen. Die dreitausend Mark, der einzige Notgroschen der Waise, sollten indes nicht angegriffen werden, die wollte Albert Degener verteidigen und wenn er selbst auch mit seinen Ersparnissen eintreten mußte!

Und nun, die Hauptfrage: wohin mit dem Kinde? Es lag da vor ihm das letzte, wie ein Schmerzensschrei klingende Wort des Bruders: „Gieb sie nie in fremde Hände!“ Aber wie — wie sollte er sich denn, wenn er die Kleine behielt, einrichten?

Er mußte mit Jakob überlegen. Jedenfalls würde, was er auch that, die Geschichte Geld kosten. Ja, und deshalb mußte er auf die herrliche Markensammlung nun doch unter Schmerzen verzichten.

Nachdem der sinnende und kämpfende Mann auf diesen Punkt angekommen war, sprang er empor, öffnete die Schublade, in der er den ihm anvertrauten Schatz verwahrte und nahm das Buch heraus. Er traute sich selbst nicht die Kraft zu, es noch einmal zu durchblättern. Glaubte er doch, daß eine solche Gelegenheit, treffliche Geschäfte zu machen, sich ihm nie wieder bieten werde. Welch eine Korrespondenz von Angebot und Nachfrage würde sich an diesen Begeknüpft haben! Den heiß ersehnten „Hannoveraner“ mit: „Bestellgeld bezahlt“, an sich ein wertvolles Kleinod, würde er vielleicht, bei günstigem Verkauf mancher anderen Stücke so gut wie umsonst erworben haben! Aber fort mit solchen verführerischen Gedanken! Es half nun gar nichts, er mußte kurzen Prozeß machen und die Sammlung einpacken!

Die kleine Anna hatte oben bei ihrer neuen Pflegerin gut geschlafen und gut gefrühstückt; das Kind fühlte sich in den zierlich geordneten Räumen der neuen Tante sehr wohl, es lief hin und her und freute sich über alles, was es sah. Es durfte dem Kanarienvogel, der es anschmetterte, guten Morgen sagen und ihm ein Krümchen Zucker hinreichen, das es im Grunde lieber selbst gegessen hätte, und endlich erklärte Tante Mienchen, die Hausarbeit sei nun fertig, die liebe Sonne scheine, sie wollten, da Anna artig gewesen sei, miteinander in den Garten gehen, da wären viele andere Kinder und viele schöne Blumen.

„Blumen! Blumen!“ jauchzte Anna, schlug in die Hände und stieg, von ihrer Beschützerin geführt, die Treppen hinunter.

In der Küche des ersten Stocks bürstete eben Jakob einen Rock aus. Er kam heran, fragte nach dem beiderseitigen Ergehen und meinte: „Sie wollten wohl den Herrn Onkel besuchen?“

„Später, Herr Pienemann. Ich habe Annchen versprochen, sie in den Garten zu führen und sein Wort muß man halten “

Die kleine Person grüßte mit einer gewissen Würde, kräuselte die Lippen in die üblichen Falten, spendete dem Hausgenossen noch einen freundlichen Blick aus ihren schwarzen Vogelaugen und ging mit der jede Treppenstufe einzeln hinabstapfenden Anna in das untere Haus.

Draußen vor der offenen Thür des wüsten Gartenzimmers fanden sie wie gewöhnlich das Gewühl der kleinen rothaarigen Kinder. Das jüngste saß jetzt schon aufrecht in seinem Wagen und spielte mit einer abgenutschten Gummipuppe. Die beiden anderen kugelten in der Nähe umher. Frau Tonnemacher saß zur Seite auf einer umgestürzten Kiste und schnitt Kohl in eine Schale, die sie auf dem Schoße hielt. Das kürzlich angenommene Dienstmädchen hängte ein paar Bettstücke aufs Turngerät, zwischen dem die schlanke Älteste sich in gewagten Sprüngen umhertrieb.

Als Bärbchen das fremde Kind an Fräulein Vogelsangs Hand sah, kam sie neugierig herbei. Sie war einen halben Kopf größer als Anna und viel magerer. Das krause, kupferrote Haar hing ihr wüst, wie immer, um den Kopf. Sie hatte ein feines, ausdrucksvolles Gesicht mit sehr hellen, lebhaften Augen und vielen Sommersprossen.

„Komm mit mir aufs Reck, ich will sehen was Du kannst,“ sagte sie zu Anna.

Diese fürchtete sich vor der unternehmend aussehenden Spielgefährtin; sie klammerte sich fest an Mienchens Rock und stammelte: „Nein, laß mich — laß mich!“

„Bist Du aber dumm, Du Stöpsel Du!“ und fort war sie, schwang sich affenartig ein paarmal in kühner Kniewelle am Reck herum und kletterte dann an einer Stange in die Höhe, von der sie gleich darauf blitzschnell wieder herunterfuhr.

Während Anna dies mit offenem Munde ansah, trat Frau Hilda, die ihre Kohlschüssel zur Seite gestellt hatte, zu Mienchen heran; sie hob die Kleine auf den Arm, sah in das frische, sie erstaunt anlächelnde Gesichtchen und deklamierte mit betend emporgerichteten Augen:

„Dies Kind, kein Engel ist so rein,
Laß Deiner Huld empfohlen sein!“

Indem sie Anna wieder niedersetzte, sagte sie zu Mienchen:

„Was wird aus dem Kindlein werden,
Hat's keine Mutter mehr auf Erden?“

„Still, still,“ erwiderte die zartfühlende, kleine Putzmacherin, „wir wollen es nicht an seine Eltern erinnern, der Herr Vater ist erst gestern gestorben.“

Anna aber achtete nicht auf der anderen Gespräch. Der dunkeläugige Alex war auch herbeigekommen und stand, sie freundlich musternd, mit Blumen in der Hand neben ihr. Anna hob das Näschen, um daran zu riechen.

„Willst Du sie haben?“

Das Kind nickte: „Sie sind schön!“

Er gab sie ihr, es waren die letzten Astern und Levkojen, die er sich von einem Beete, das umgegraben werden sollte, gepflückt hatte. Annas Freude daran war groß, voll Dankbarkeit streichelte sie seinen Arm: „Du bist lieb, besser als das wilde Mädchen.“

Ihr Lob that ihm wohl. „Bleibst Du hier bei Fräulein Vogelsang?“

Sie schüttelte den Kopf: „Ich bin Papa seine Änne.“

„So, mein Herzchen,“ sagte die Putzmacherin, die, während die Kinder plauderten, Mathilden Rede

Digitized by Google

gestanden, „nun wollen wir mal wieder hinaufgehen. Ich habe für die Frau Justizrätin nebenan ein paar Mützen zu garnieren, man kommt ja aber zu nichts, wenn man so ein süßes Ding bei sich hat. Und dann müssen wir auch noch dem lieben Onkel Postrat guten Morgen sagen. Kannst ihm ein Blümchen schenken, Anna."

Sie gingen; die ernsthaften braunen Augen des Knaben folgten der rosigen Kleinen.

Oben mußte Anna selbst an des Onkels Stube klopfen.

„En büschen büchtig," sagte Jakob, der herbei kam.

Dann, da kein Herein erfolgte, öffnete er die Thür und ließ das Kind mit seiner Begleiterin hinein. „Hier is 'en feiner Besuch!" rief er ins Zimmer und schloß die Thür hinter den Eingetretenen.

„Dachte, es kratzte 'en Hund," murrte Degener unwirsch vor sich hin. Er stand am Tische, auf dem ein Licht brannte, und siegelte das kostbare Markenalbum ein, um es zurückzuschicken.

Da er gar nichts Ermutigendes sagte, zauderten die beiden an der Thür Stehenden einen Augenblick, ehe sie sich an ihn wagten.

Auf Mienchens leises Zureden trippelte die Kleine endlich zu dem Beschäftigten hin.

Sie ahnten ja nicht, die beiden Harmlosen, welch ein Opfer der Mann da vor ihnen eben jetzt für das verlassene Kind seines Bruders brachte. Wie seine vereinsamte, an der lange gepflegten Liebhaberei hängende Seele sich wand und wehrte gegen die Entsagung, welche das nun Beschlossene ihm auferlegte. Was galt ihm, dem der Familie Entwöhnten, ein Kind? Er sah in ihm nur den Anlaß zu zahllosen Unbequemlichkeiten und Verdrießlichkeiten.

Anna hob aus ihrem Strauß eine rote Aster empor und flüsterte dazu das befohlene: „guten Morgen, lieber Onkel Pos-Draht!"

Degener riß die Blume nichtachtend aus des Kindes Hand und warf sie auf den Tisch, von dem sie zur Erde fiel. Dann wandte er sich halb und herrschte mit verdrießlichem Gesicht Fräulein Vogelsang zu: „Sie sehen doch, daß ich beschäftigt bin!"

Anna hatte sich schon wieder zu der Freundin zurückgeflüchtet und versteckte sich in den Falten ihres Kleides.

„Entschuldigen Sie," sagte Mienchen beleidigt, „wir haben es gut gemeint," dann verließ sie mit dem weinenden Kinde das Zimmer.

Draußen stand Pienemann wie auf Posten. Als er sah, daß Anna schluchzte und daß auch in den Augen des guten, kleinen Fräuleins eine Zornesthräne funkelte, lief ihm die Galle über:

„J, so soll doch gleich ein Kreuzdonnerwetter darein schlagen!" rief er, während sein holzbraunes Gesicht sich rötete.

„Sind denn nu der Herr Postrat ganz verrückt? So 'ne gefällige Dame und so 'en liebes Kind anzuschnauzen, ne, da hört denn doch alles auf!"

„Lassen Sie man, Herr Pienemann, aber bitte, sagen Sie ihm, daß ich morgen in die Arbeit müßte und daß ich dann, so leid mir's thäte, die Kleine nicht hüten könnte."

„Will's em schon ausrichten," nickte der Korporal.

Mienchen ging mit dem Kinde die Treppe hinauf und Pienemann trat bei seinem Herrn ein.

„Haben der Herr Postrat gerufen?" schrie er mit zornigem Gesicht.

„Nein, was wollen Sie?"

„Zuerst mal sagen, daß die gute Seele, die Vogelsang, Ihre Nichte morgen nicht mehr warten kann."

„So."

„Na, und was denken denn der Herr Postrat weiter zu thun?"

Der Mann zuckte die Achseln. Eine Veränderung ging in seinem Gesichte vor, er nahm die Brille ab, legte die Hand über die Augen, lehnte sich an den Schreibtisch und sah seinen Gefährten mit geradezu hilflosem Ausdruck an. Dann seufzte er tief und sagte: „Ja, Pienemann, was machen wir?"

„Ich wüßte wohl, was ich thäte."

„Na, was denn?"

„Sie könnten mich lieber stöcken und blöcken, eh ich das kleine, pusselige Balg wieder von mir gäbe!"

„Sie meinen also wirklich, Jakob, wir könnten es behalten?"

„Und ob ich's meine!"

„Ja, wie sollten wir uns denn einrichten? Ich sehe da gar keine Möglichkeit! Sie wissen doch, daß ich nicht reich bin. Ich kann keinen Haushalt mit Köchin und Kindsmagd bezahlen. Meinen Stammtisch, an dem ich nun seit zwanzig Jahren esse, kann ich auch nicht entbehren. Was in des Kuckucks Namen fangen wir an?"

„Das werden wir beiden uns wohl nicht alleine zurechtlegen, Herr Postrat, aber wenn Sie man bloß 'en büschen rechtschaffenen Willen haben, muß es gehen. Wenn Sie's erlauben, will ich sehen, daß ich die Vogelsang zu gute spreche und wieder runterhole, sie ist eine Findige und wird uns auf die Sprünge helfen."

„Ja, gehen Sie, ich lasse das Fräulein bitten," stieß der Ratlose hervor.

Pienemann verschwand, es währte geraume Zeit, bis er zurückkam, vermutlich hatte es doch einiger Überredung bedurft, bis die Beleidigte sich wieder in des übellaunischen Herrn Nähe wagte.

Unruhig ging Degener in seinem Zimmer auf und ab, ihm graute vor umgestaltenden Entschlüssen, noch nie hatte er sich so zwiespältig gefühlt.

Endlich öffnete Jakob mit der Miene eines Siegers die Thür und ließ Fräulein Vogelsang eintreten, die das Kind auf dem Arme trug. Annchen fürchtete sich vor dem strengen Onkel und barg das Gesicht am Halse ihrer Beschützerin.

„Sie wollten mich gern sprechen, Herr Postrat?" fragte Mienchen noch etwas steif.

„Bitte, nehmen Sie Platz," sagte Degener und deutete auf das ausgesessene Sofa. Mienchen setzte sich, sie behielt Anna auf dem Schoße, die anfing mit ihren Blumen zu spielen.

Digitized by Google

Der Postrat war in seinen Schreibstuhl gesunken und saß hier, sich verlegen die Hände reibend. Jakob Pienemann allein stand; wenn er sich's auch erlaubt hätte, in Gegenwart seines Herrn zu sitzen, so würde er es doch jetzt in der Wichtigkeit und Unruhe seines Vermittleramts nicht gekonnt haben. Er begann nun darzulegen, wie „wir" das kleine Fräulein gern behalten wollten, „uns" aber nicht zurechtzuhelfen wüßten. Daher möchte Fräulein Vogelsang doch so gütig sein und ihren vernünftigen Rat dazu geben.

Er hatte ihr schon draußen gesagt, daß sein Herr nicht viel aufwenden könne, und daß man sich knapp einrichten müsse.

Nach und nach entspann sich unter den dreien eine ruhige Auseinandersetzung und Überlegung, zu der allerdings der Zunächstbeteiligte, Degener, am wenigsten sagte. Sie besaßen den guten Willen, das Kind zu behalten und kleine Opfer zu bringen, wenn auch bei allen gewisse Grenzen und Umstände berücksichtigt werden mußten.

Endlich kam man überein, keine fremde Person mehr ins Haus zu nehmen. Mienchen wollte die Kleine oben behalten, sie ankleiden und mit Frühstück versorgen. Dann sollte sie Pienemann übergeben werden, der ja morgens zu Hause war. Statt zum Essen auszugehen, erklärte sich der Gutmütige bereit, Essen zu holen und sein Mittagsbrot mit der Kleinen zu verzehren. Ging er um zwei Uhr zum Notar, wollte er Anna in einen Kindergarten bringen, der auf dem Wege lag, aus dem dann er, oder die Vogelsang, die Kleine abholen und mit nach Hause nehmen sollte.

Fräulein Mienchen war bereit, Annas Kleidung in Ordnung zu halten und das Kind um sich zu sehen, wenn sie nicht außer dem Hause beschäftigt sein würde.

Der Onkel fühlte sich durch diese Vorschläge, die seine Freiheit ungefährdet ließen, sehr erleichtert. Er erklärte sich bereit, jede Leistung für seine Nichte angemessen zu vergüten und alle Auslagen zu erstatten, worauf man sich in gutem Einvernehmen trennte.

Die getroffenen Einrichtungen bewährten sich. Der Postrat konnte die bisherigen Lebensgewohnheiten und Beschäftigungen beibehalten und sah seine Nichte, die große Scheu vor ihm an den Tag legte, wenig, womit beiden Teilen gedient war. So that er, wozu sein Gewissen ihn drängte, doch ohne allzuschwerwiegende persönliche Opfer.

Es zeigte sich, daß die Verhältnisse seines verstorbenen Bruders noch mißlicher gewesen waren, als Degener vorausgesehen hatte. Um, wie es sein Entschluß war, Annas Notgroschen zu retten, mußte er zuzahlen, ebenso übernahm er für sein Geld einige Andenken und Einrichtungsgegenstände aus dem Elternhause des Mädchens.

Dies alles that der Postrat mit grimmigem Gesichte, doch ohne viele Worte davon zu machen. Auch wurde er sich nie bewußt, daß ihn eine Regung von Zuneigung für das verlassene Kind seines Bruders beeinflusse. Er handelte, wie er meinte, daß es seine Pflicht sei, in derselben Weise gewissenhaft und ordnungsliebend, wie er früher seinen Dienst geführt hatte.

Ganz anders stand Pienemann zu dem großen Ereignis der Einkehr eines kleinen Mädchens in die Junggesellenwirtschaft! Wenn ihm Fräulein Mienchen das Kind sauber und wohl verpflegt unter freundlichen Worten übergab, trat er mit Vergnügen sein Amt an. Während er des Herrn Zimmer besorgte, quirlte die Kleine fragend und plappernd neben ihm umher. Jakob wußte seine Pflegebefohlene zu beschäftigen, bald gab er ihr den Handbesen, bald das Staubtuch, damit sie ihm „helfe", und freute sich, wenn er sah, wie eifrig und anstellig das kleine Ding war.

„Das wird mal 'ne Wirtschafterin aus dem ff," sagte er abends befriedigt zu Fräulein Vogelsang, „geben Sie acht, wie bald Annchen mit zugreift und sich nützlich macht!"

Anna gewöhnte sich nach Art der Jugend bald in ihre neue Lage. Anfänglich sprach sie noch dann und wann von ihrem guten Papa, zu dem sie wolle; sie war aber bald auf andere Gedanken zu bringen; bot doch die Gegenwart eine Fülle neuer Eindrücke, die allmählich das Bild des verlorenen Vaters und alles früher Erlebte verschleierten. Außer dem Onkel fürchtete Anna das kecke rothaarige Mädchen unten im Hause und wagte sich kaum allein hinunter.

Albert Degener sollte in nächster Zeit die Bekanntschaft seines Nachbarn, des Kommerzienrats Rosenau machen. Durch eine zufällige Begegnung oder in einer andern leichten Form der Anknüpfung wäre es für den Postrat nicht wahrscheinlich gewesen, mit irgend einem Menschen in nähere Berührung zu kommen, wo aber sein Interesse für Briefmarken angeregt wurde, gab er sich zugänglicher als gewöhnlich.

Beide Herren hielten, ohne voneinander zu wissen, dieselbe Zeitung, in der Sammler Angebot und Nachfrage fanden. In dieser las der Postrat eines Tages, daß der Kommerzienrat Rosenau, Burgheimer Chaussee 1, „Ceylon, Emission 1857" suche und einer Offerte mit Vergnügen entgegensehe. Degener hatte vor ein paar Jahren mit einem größeren Posten die seltene „Ceylon-Marke" erworben und wollte sie schon längst wieder los sein, da sein Sinn eigentlich nur auf eine möglichst vollständige Sammlung alter deutscher Marken stand, die zusammen zu bringen er als eine Hauptaufgabe seines Lebens betrachtete.

Zu einem Besuch im Nachbarhause, mit seiner Marke, konnte er sich aber doch nicht entschließen, er schrieb also an den Kommerzienrat und bot die „Ceylon" an.

Als am andern Morgen der Postrat über seinem Markenkästchen für Verkäufe mit dem Preisverzeichnis und der „Illustrierten Briefmarken-Zeitung" an seinem Schreibtische saß und „studierte", meldete Jakob den Besuch des Herrn Kommerzienrats Rosenau.

Degener ging dem Kommenden steif und geschäftsmäßig entgegen. Die platte Bonhomie, die eindringliche Neugier und die Bereitwilligkeit für „Ceylon", womit der Kommerzienrat sich einführte,

Digitized by Google

tauten indes, so viel es überhaupt möglich war, Degeners gefrorenes Wesen auf.

Die beiden Sammler wurden bald eifrig in ihrer Angelegenheit. Das Vergnügen, sich wichtig zu machen oder überhaupt irgend etwas vorzunehmen, auf Rosenaus Seite, und ein unumstößlicher Ernst für die Sache selbst, beim Postrat, kamen ganz gut miteinander überein.

Rosenau bat, der andere möge ihm seine gültige Sammlung vorlegen und Degener holte mit fast zärtlichem Stolz sein Markenalbum hervor.

„Außereuropäische Marken interessieren mich nicht," sagte er erklärend: „Spezialitätenwesen hat allein Reiz. Man muß seinen selbständigen Ansichten folgen!"

„Ich gehe weiter in meinen Interessen," erwiderte der Kommerzienrat. „Ich bin in meinen Neigungen Kosmopolit und ziehe jede Besonderheit in den Kreis meines Sammeleifers."

„Solches Irrlichtelieren halte ich für geschmacklos," brummte Degener halblaut. Dann begann er seine Schätze vorzuführen. Er gab den genauesten Ausweis über Zeit, Gründe und Besonderheit der Ausgabe jeder Marke seiner Sammlung. „Leider sind immer noch einige Lücken zu konstatieren," fuhr er fort. „Einiger wichtiger und seltener Stücke habe ich noch nicht habhaft werden können. Da ist der herrliche alte Hannoversche Stadtbriefumschlag mit dem Aufdruck: ‚Bestellgeld bezahlt'. Ich habe schon lange den Gedanken ventiliert, mich in den Besitz desselben zu setzen, aber ich habe noch nicht daran kommen können."

„Die Rarität habe ich auch nicht; sie sind alle wohl so ziemlich in festen Händen?"

„Es mag hier und da noch Gelegenheit zum Ankauf geben," ein unwillkürlicher Seufzer schmerzlicher Entsagung hob des Postrats Brust und er gewann es nicht über sich, dem Rivalen die Quelle zu nennen, die er sich selbst verschlossen hatte.

Beim Scheiden bat der Kommerzienrat, der gleichgesinnte Nachbar möge ihn mit seinem Besuch beehren und auch seine verschiedenen Sammlungen ansehen.

Degener erwiderte, daß er es nicht liebe, wenn viel Aufhebens von dem gemacht werde, womit er sich in seinen Mußestunden beschäftige, er versprach aber doch nach eifriger Wiederholung der Einladung an einem der nächsten Tage in der Villa Rosenau vorzusprechen.

Als der Postrat seinen Gast über den Flur an die Treppe begleitete, kam Anna, die neben Pienemann in der offenen Küche spielte, auf die Herren zugelaufen.

„Welch ein allerliebstes Kind!" rief Rosenau, bückte sich und klopfte Annas runde, rote Backen. „Eine Nichte von Ihnen, Herr Postrat?"

„Ja, meines jüngst verstorbenen Bruders nachgebliebene Waise."

„O, die Kleine müssen Sie uns mitbringen! Meine Frau wird entzückt sein. Wir haben auch ein Töchterchen in dem Alter. Dies ist ja eine reizende kleine Spielgefährtin für unsere Liesbeth!"

Unmutig versprach es Degener; es verursachte ihm ein scheues Unbehagen, daß er mit Anna ausgehen sollte. Was würde sie sagen und thun? Ein Kind war so unberechenbar. Er als „Kindsmuhme", ein haarsträubender Gedanke!

Des Onkels und Nichtchens erster Besuch in der Nachbarvilla fiel indes für beide Teile befriedigender aus als man gedacht hatte. Degener bewunderte verschiedene reichhaltige Sammlungen, die ihm allerdings zu wenig systematisch waren, deren Wert er aber nicht verkennen konnte. Nun, der Kommerzienrat nahm ja guten Rat an und so würden sich vielleicht, mit der Unterstützung und Sachkenntnis, über die er verfügte, die blind zusammengekauften Anlagen noch herausbilden lassen.

An dem Faden dieses Interesses hatte Rosenau den spröden Nachbarn eingefangen und hielt ihn daran gefesselt. Der Kommerzienrat, ohne tieferes Verständnis für alle den Sport, den er trieb, sah mit einem Rest kaufmännischen Blicks, daß der Nachbar ihn fördern, ihm nützen könne und ergriff auch gern jede Gelegenheit, sein beschäftigungsloses Leben zu füllen. Er paßte sich leicht einer stärkeren Individualität an, die neben ihn trat und wenn er auch bei jeder Gelegenheit sagte: „ich thue nur, was ich nach reiflicher Überlegung für gut halte," so war doch niemand leichter einem fremden Willen und Urteile unterworfen als er. Das schroffe Wesen des Postrats imponierte ihm. Der Mann verstand seine Sache aus dem Grunde, den mußte er festhalten!

Für Anna that sich in der Puppenwirtschaft der kleinen Liesbeth eine neue Welt auf. O, welch entzückende Kinder die Püppchen waren! Ganz überwältigt von dem Hausrat dieser merkwürdigen kleinen Menschen und von ihren vielen Kleidern, wußte sie nicht, was sie zuerst berühren und bewundern sollte. Im Grunde gefiel ihr aber doch das zarte Mädchen mit dem weißlich blonden Haar und der durchsichtigen Haut, die der einen Wachspuppe so ähnlich sah, am besten.

Auch Liesbeth war glücklich über den Besuch der kleinen Nachbarin. Sie mußte sich immer allein über ihre schönen Spielsachen freuen und es war nun so hübsch, alles zu zeigen und mit einer Gefährtin zu spielen. Die Frau Kommerzienrätin kam auch einmal herein, sie brachte den Kindern Kuchen und sagte, sie hoffe, Anna werde ihr Töchterchen oft besuchen. Das war etwas, das die Kleine nicht vergaß.

Als Mienchen sie auszog und zu Bett brachte, konnte das Kind nicht aufhören von Liesbeth und ihren Puppen zu erzählen.

Am andern Morgen, nachdem Pienemann Anna ihr Butterbrot gegeben hatte und wieder an seine Arbeit gegangen war, vermißte er die Kleine. Er dachte, es ist ganz gut, daß sie sich hinunterwagt, was schadet's, wenn sie mit Tonnemachers Kindern spielt?

Anna hatte den ganzen Morgen an Liesbeth und ihre Puppen gedacht. Sie war sich bewußt, daß sie eingeladen sei, wie aber sollte sie hinkommen? Allein über die Chaussee zu gehen und in den hohen, ver-

Digitized by Google

goldeten Thorweg zu treten, den sie auch nicht einmal öffnen konnte, erschien ihr wie ein unerhörtes Abenteuer. Sie hatte aber, wenn sie mit dem guten Onkel Jakob oder mit Tante Mienchen unten gewesen war, Kinder durch die Hecke schlüpfen sehen, das konnte sie auch, wenn ihr nur nicht die wilde Bärbe zu nahe kam.

Aber sie mußte es wagen, mußte Lizsbeth wiedersehen!

Es gelang, Anna stand in der Hausthür, die offen war, durch Tonnemachers Gartenzimmer hätte sie sich nicht zu gehen getraut. Nun lauschte sie bei der Regentonne, an der hinteren Hausecke, ob die rote Bärbe auch nicht um den Weg war. Statt der Gefürchteten kam Alex daher, er trug eine Harke auf der Schulter, um im vordern Garten das abgefallene Laub fortzuschaffen. Es war ein stiller Tag Ende Oktober, die letzten bunten Blätter schwankten noch an losen Stielen, die Hecken wurden durchsichtig und an wenig betretenen Stellen raschelte dürres Laub in den Gartenwegen.

„Sieh das kleine Annchen!“ rief Alex erfreut und nahm das Mädchen bei der Hand. „Willst Du mit mir spielen?“

Anna gestand ihm, daß sie durch die Hecke zu Liesbeth und ihren Puppen wolle, und der Junge führte sie den Garten hinunter an eine Stelle, wo Anna durchkriechen konnte. Er selbst blieb einstweilen zurück, er scheute sich, den vornehm gehaltenen Park des reichen Mannes zu betreten, hatte er doch noch gestern eine böse Rauferei mit Oskar gehabt, aber er stand auf Wache, bereit, seiner Schutzbefohlenen zu Hilfe zu kommen, wenn ihr vielleicht etwas zustoßen sollte. Jetzt sah er in einem glatt gefegten Kiesweg Liesbeths weißes Kleid; die Kleine trieb einen bunten Reif vor sich her und ihre Bewegungen ähnelten denen eines gaukelnden Schmetterlinges. Als sie die dunkle Gestalt ihrer neuen Freundin aus dem Gebüsch schlüpfen sah, lief sie mit ausgebreiteten Armen auf Anna zu und küßte sie.

In diesem Augenblicke sprang der große Hektor, aufblaffend und in täppischen Sätzen, des Weges daher.

Oskar hatte sich den Spaß gemacht, ihn auf die kleinen Mädchen zu hetzen. Liesbeth fürchtete sich ja ohnehin immer vor dem gewaltigen Gesellen und es war für Oskar ein Hauptvergnügen, die Schüchterne zu ängstigen. Er stand hinter einem nahen Baume, schleuderte eine Handvoll Kies hinaus, rief fein: „Katz, Katz!“ und wartete ab, was geschehen werde.

Als Liesbeth den Hund daherspringen sah, stieß sie ein jämmerliches Geschrei aus, hob die Arme wie zur Abwehr, rannte aber, überwältigt von Furcht, nach der andern Seite davon; sie konnte nicht standhalten und glaubte, die arme Anna sei verloren.

Diese aber fürchtete sich nicht, ihre runden Augen weiteten sich vor Vergnügen und Spannung, sie stand ganz still und sah dem Tiere entgegen, ihr langes Trauerkleid bauschte sich um die kleine Gestalt, sie biß noch einmal in ihr Butterbrot, dann brach sie ein Rindchen ab und reichte es dem Hunde, als seine große Schnauze fast ihre Stirn berührte.

Hektor nahm die unerwartete Spende erfreut entgegen, er schmatzte, indem er das Bröckchen verschlang, wedelte mit dem Schwanze, zog die Ohren gespannt in die Höhe und verfolgte den letzten Bissen, den das Kind eben in den Mund schob, mit gierigen Augen und triefelndem Maule.

Währenddem stand Alex, gedeckt vom Taubenhause, jeden Augenblick bereit, sich mit seiner aufgehobenen Harke dem Hunde entgegen zu werfen, falls dieser das Kind ängstigen sollte. Es freute ihn nun aber über die Maßen, daß Annchen so gut aushielt, jetzt sogar Freundschaft mit dem großen Köter schloß und ihn tätschelte. Welch ein süßes, tapferes Ding sie war!

Von der andern Seite kam Oskar hinter seinem Baume hervor: „Bist Du gar nicht bange, Du Dreikäsehoch?“ lachte er.

„Nein, Junge, er ist ein gutes Tier,“ und sie klopfte das zottige Fell des sie freundlich Beschnuppernden.

Oskars kecke Neckluſt und Schadenfreude schmolz, er wußte selbst nicht weshalb. „Du bist viel netter als die dumme Liesbeth,“ sagte er gönnerhaft, „und wenn Du größer bist, will ich mit Dir spielen.“ Er bot ihr wie zur Bekräftigung seine Hand.

Sie aber versteckte die ihre hinter dem Rücken: „Anne mag nich, bist schmutzig Junge.“

Richtig, es klebte vom Werfen mit dem Kies noch Erde an seinen Fingern.

Sechstes Kapitel.

Die Aufnahme der Nichte des Postrats brachte für alle Beteiligten weniger Unbequemlichkeiten als man anfangs gefürchtet hatte. Der Oheim selbst meinte kaum eine Veränderung zu spüren, er bekümmerte sich grundsätzlich oder in einem gewissen spröden Eigensinn möglichst wenig um das Kind, und die beiden andern, denen es überlassen ward, hatten mehr und mehr ihre Freude daran. So kam der Winter.

Alex war in die Schule eingeführt und trabte freudig, in Gesellschaft seines Richard, den weiten Weg durch Schnee und Eis.

Die beiden Rosenaus, vorläufig noch von einem kleinen Bedienten gefahren, rekelten sich auf dem zweiten Sitz ihres hübschen Wägelchens und sahen hochmütig auf ihre Spielgefährten herab, über die sie sich ohnehin ihrer Schule halber erhaben fühlten. Sobald Oskar aber wagte, ein spottendes Wort herunter zu rufen, antworteten ihm wohlgezielte Schneebälle.

Als das Frühjahr nahete, wurde es in allen drei Gärten lebendig. Zuerst rührte sich's bei Tonnemachers. Die Mistbeete wurden in Ordnung gebracht, zahllose Stecklinge gemacht und mancherlei gesäet.

Und dann kamen die ersten warmen Tage, an denen man am liebsten ganz draußen lebte, in denen bald alle Bäume mit frischem Grün bedeckt und vom

Digitized by Google

Gesang der Vögel durchzwitschert und durchjubelt waren.

Der Postrat saß jetzt wieder viel an seinem offenen Fenster und labte sich an der erquickenden Luft, der Winter hatte ihm wie gewöhnlich seine asthmatischen Beschwerden gebracht, wodurch er allemal grilliger wurde. Wenn er über sich Annas kleine Füße traben oder ihr helles Kinderstimmchen hörte, wenn die Putzmacherin lachte und scherzte und Jakobs breiter Baß sich in die Unterhaltung mischte, so fühlte Degener sich ausgeschlossen und vereinsamt, aber die nahen Menschen zu sich heranziehen, das konnte er nicht, ihre Interessen waren ihm fremd, er hätte nichts mit ihnen anzufangen gewußt und sich nur belästigt gefühlt.

Ganz anders dachte Pienemann. War er mindestens zehnmal ernstlich verliebt gewesen, so meinte er doch, wie jetzt habe ihn die Zärtlichkeit für ein weibliches Wesen noch nie gepackt, und war er auch dreimal dicht ums Heiraten weggekommen, diesmal sollte und mußte es Ernst werden!

Das kleine Mienchen war doch gar zu nett! So ein zierliches, fleißiges Persönchen, wie es gewiß wenige gab. Und dabei hatte sie ganz etwas Apartes; sie wußte jeden bei aller Freundlichkeit so kurz zu halten, daß man Respekt bekam. Sie spielte sich ja gar nicht auf, aber es war doch so was von Feinheit und Schwung an ihr, daß ihr famos ließ.

Durch den ganzen Winter trug er sich nun schon mit dem Gedanken einer Bewerbung, aber immer wollten ihm Zeit und Gelegenheit nicht günstig erscheinen. Er war doch sonst kein Hasenfuß, aber wenn sie ihre schwarzen Beerenaugen auf ihn richtete und die Lippen kräuselte, stand er innerlich mit den Händen an der Hosennaht, stramm gerichtet da. Na, nun mußte er aber endlich losschießen!

Es war ein schöner Morgen im Mai, Mienchen Vogelsang sollte Gartenhüte für die Rosenauschen Damen neu aufgarnieren und war zu diesem Zwecke zu Hause geblieben. Anna saß auf einem Schemel neben Mienchens Nähtisch und stichelte auf ihre Art mit einer großen Stopfnadel und einem langen Faden alle Flicken zusammen, die von der Geschäftigen Schoße fielen. Dabei sah Anna mit großen Augen und dem Verlangen, ja kein Wort zu verlieren, zu ihrer Freundin empor, denn Mienchen erzählte eben die Geschichte eines Kanarienvogels, der eigentlich ein verzauberter Prinz war und jährlich nur einmal, in einer warmen Vollmondnacht des Mai, wieder Mensch wurde, um mit seiner ehemaligen Braut unter blühenden Bäumen zu lustwandeln und auf dem blütenbesäeten Teppich einer großen Wiese im hellen Mondlichte zu tanzen.

Während sie dies alles so schön und anschaulich ausmalte, daß Anna fragte: ob sie es selbst gesehen habe und ob der Prinz wohl gar ihr Mätzchen sei? saß der Kanarienvogel auf dem Rande eines Resedatopfes, der im Fenster neben seiner Herrin stand, und zwitscherte verständnisvoll darein.

Es dünkte allen eine unliebsame Störung, als plötzlich ein militärisch fester Schlag an die Thür Jakobs Besuch ankündigte. Als er öffnete, rief Mienchen ihm entgegen:

„Bitte, Herr Pienemann, kommen Sie recht sacht herein, Mätzchen ist draußen, daß er sich ja nicht erschreckt."

Gehorsam wand sich die hölzerne Gestalt des Korporals durch die Thürspalte, sein scheuer Blick streifte den Vogel, ob der auch mit ihm zufrieden sei.

„Er kennt mich, Fräulein Mienchen," versicherte Jakob beruhigend.

„Ja, das Herzchen ist so zahm, so zutraulich!" Und sie hielt ihren kleinen zernähten Zeigefinger hin, an dem der Vogel pickte.

So leise er konnte, zog Pienemann sich einen der Rohrstühle heran und setzte sich seiner Angebeteten gegenüber. „Sie sind immer so fleißig, man muß Sie recht bewundern."

„Ach, das versteht sich von selbst; die Arbeit schafft mir Brot und ist zugleich mein Vergnügen."

„Ja, wenn man nicht allein für sich, sondern für eine Geliebte arbeiten könnte," seufzte Pienemann mit gefühlvollem Augenaufschlag.

„Haben Sie denn keine Verwandte, denen Sie mitteilen könnten, wenn Sie übrig haben?"

„Ja, drei Brüder und fünf Schwestern, aber es ist doch nicht das rechte. O, für eine liebe, kleine Frau möchte ich schaffen!" fuhr es ihm plötzlich heraus.

„Dann müssen Sie sich noch entschließen zu heiraten," sagte sie zerstreut und beschäftigt, einer großen Feder auf Frau Elfriedens Schäferhut gefälligen Schwung zu geben.

„O wie gern, wenn Sie wollten!" rief er aufspringend.

Seine plötzliche Bewegung erschreckte den Kanarienvogel dermaßen, daß er mit einem Angstgezwitscher aufflog, von Mienchens besorgten Blicken und ängstlichen Ausrufungen verfolgt, in der Stube kreiste, sich in die Gardine hängte und endlich auf dem Kopfe seiner Herrin einen Ruhepunkt fand, hier saß er, an Farbe ihrem Haare ähnlich, duckte sich und sah scheu umher.

Auch Anna war in Sorge um den kleinen Liebling aufgesprungen und hinter ihm hergelaufen.

Jakob stand da mit der unbeantworteten Frage, von der er kaum wußte, ob sie verstanden sei, und sah Mienchen forschend an.

Diese, keines anderen Gedankens fähig, als des an ihren Vogel, hob leise die Hand zum Kopfe und redete dem Verirrten gütlich zu. Endlich bequemte sich der Flüchtling, die Hilfe anzunehmen; unter Annas Freudenrufen hüpfte er auf Mienchens Hand, wurde sacht herabgehoben und sogleich in sein Bauer gesteckt, wo er die Federn schüttelte und ein Triumphlied über glücklich bestandene Abenteuer anhob.

Als Anna sich über Mätzchens Ergehen getröstet sah, schlang sie den Arm um den Hals der Freundin und fragte: ob sie wohl etwas zu Liesbeth hinüberlaufen und mit ihr im Garten spielen dürfe? Es wurde ihr bewilligt und fröhlich sprang das Kind davon.

„Fräulein Vogelsang," hob nun Jakob vor ihr stehend feierlich an: „Erlauben Sie mal, ich habe Ihnen ganz gehorsamst eine wichtige Meldung gemacht."

Digitized by Google

Die Putzmacherin, die wieder eifrig nähte, sah erstaunt und fragend zu ihrem Hausgenossen auf. „Bitte, womit kann ich dienen?“

Ihr Gleichmut brachte ihn in Verlegenheit, zögernd begann er:

„Ich habe in der Zeit unseres Zusammenlebens 'ne ganz riesige Hochachtung für Sie gefaßt, Fräulein Mienchen. Sie sind 'ne äußerst propere und fixe Person und ich möchte, wenn ich auch weiß, daß ich nicht den zehnten Teil so viel wert bin wie Sie — aber en schlechter Kerl bin ich auch nicht — ich möchte Sie furchtbar gern zur Frau haben.“

Mienchen hatte die Bandschleife, an der sie eben gestichelt, in den Schoß sinken lassen, sie war etwas röter als gewöhnlich und saß da mit niedergeschlagenen Augen. Sie lächelte, aber wie abwesend, es war ein anderes, ein ernstes, in sich gewandtes Lächeln, nicht jene zierliche Alltagsmiene, die so oft ihre Lippen bewegte. Jetzt schlug sie die Augen zu ihm auf, sie schimmerten, von aufrichtiger Wehmut erfüllt, feucht.

„Ach, bitte, nehmen Sie es nicht übel, Herr Pienemann, aber ich kann auf Ihren freundlichen Antrag nicht eingehen,“ lispelte sie. „Ich dachte auch einmal an so etwas, aber es ist schon lange her. — Er war eben vom Seminar gekommen und war Hilfslehrer bei meinem seligen Vater, der einige Zeit krank lag. Vater erholte sich damals, aber mein Emil hatte die Schwindsucht; ich habe ihn pflegen dürfen, er schenkte mir seinen Kanarienvogel, den ersten, den ich hatte, ein reizendes Tier mit einer dunklen Tolle und dann, nachdem er mir gesagt, daß er mich liebe, starb er. Es ist eine sehr traurige Erinnerung, geehrter Herr Pienemann, aber ich hänge so daran, daß ich nie etwas von Heiraten hören mochte. Mätzchen und ich sind zufrieden miteinander und wollen nichts Besseres. Nun ist noch das liebe Annchen da und hoffentlich entziehen Sie uns Ihre Freundschaft nicht?“

Es sah nun aber doch aus, als ob seine Zuneigung für sie durch ihr „Nein“ schwer erschüttert werde. Er hatte schon mancherlei Erfahrungen gemacht und vielleicht war dies der Tropfen, der den Becher überfließen läßt. Sein Gesicht hatte eine unangenehme Bronzefarbe angenommen und seine Gestalt erschien hölzerner denn je.

„Wie Sie das nu für gut halten, Fräulein Vogelsang,“ knurrte er, machte mit einem militärischen Ruck kehrt und stapfte zur Thür hinaus.

Sie seufzte; ihre Gedanken fanden sich mühsam aus den fernen Gefilden ihrer Jugendzeit zurück in die Gegenwart. In Sinnen verloren streckte sie den Finger ihrem Lieblinge hin und berührte kosend sein Schnäbelchen. „Wie könnte ich Dich wohl vergessen, Emil?“ flüsterte sie; dann, erschrocken über die versäumte Zeit, nahm sie rasch den Hut der Generalin von Waldhausen und schmückte ihn mit einem Gekrause von Spitzen und Bandschleifen.

Jakob ging in den nächsten Tagen verdrießlich einher. Er hatte seinen freundlichen Zukunftsplan durch den ganzen Winter mit sich herumgetragen und schalt nun innerlich, ganz gegen seine sonstige heitere und behagliche Art, auf alles, was ihm in den Weg kam. Seine Miene war so verändert, daß sie sogar dem Postrat auffiel, und daß dieser ihn auf seine Verdrießlichkeit anredete:

„Sehen ja aus, Pienemann, als hätten Sie 'en Topf voll Mäuse verschluckt. Was ist Ihnen denn in die Krone gefahren?“

Es that dem unglücklichen Liebhaber wohl, sein bedrücktes Herz zu entlasten und so begann er zu berichten. Nachdem er sein Erlebnis des Näheren erzählt hatte, fuhr er fort:

„Was soll man machen, Herr Postrat, wenn solch ein dummes Frauenzimmer nicht will? Sie hat mir von 'ner Verlobungsgeschichte vor zehn oder zwölf Jahren erzählt, er ist tot und nu hat sie's Heiraten ein für allemal abgeschworen. Ihre Liebe gehört dem Kanarienvogel, für uns andere giebt's nur 'ne magere Freundschaft. Ach, es wäre ein famoses Leben mit ihr geworden, und nu ist die ganze Geschichte Essig!“

„Sie sind 'en rechter Thor, Jakob, in unserm Alter denkt man nicht mehr ans Heiraten!“

„Ja, wenn der Herr Postrat eine Abneigung gegen das Frauenzimmer haben, von mir könnte ich's nicht sagen.“

„Die Weiber taugen alle nichts, es wäre am besten, wenn es gar keine gäbe!“ Und dann machte sich sein verbissener Grimm in Anzüglichkeiten gegen Mienchen Luft; sie sei ja ein Kanarienvogelweibchen, gar kein richtiges Frauenzimmer und er sei überzeugt, wenn Jakob sie geheiratet hätte, würde sie ihm eines Tages eine Brut kleiner Kanarienvögel als Nachkommenschaft vorgeführt haben.

Pienemann dagegen kam selbst nach diesem entmutigenden Zwischenfall allmählich wieder auf seinen alten Fleck zurück. Ein gewisser trockener und behaglicher Humor war ebensosehr seine natürliche Stimmung, wie die unzufriedene Grämlichkeit seines Herrn eigentlichstes Wesen war, und so lebte jeder sich auf seine Art aus.

Anfänglich war Jakob der Beleidigerin aus dem Wege gegangen, hatte sie übersehen, ihren Gruß überhört, dann hatte Anna unbewußt vermittelt. Mienchen schien ja auch des Gekränkten Absichtlichkeit gar nicht zu bemerken, weshalb sich denn noch in eine unbequeme Laune hineinzwingen, und so kam das freundschaftliche Verhältnis bald wieder ins alte Geleise.

Ja, im Laufe der Zeiten schien es, als sei nach jenem gewitterlichen Ausbruch einer begehrlichen Neigung, die Luft geklärt und der Verkehr ein mehr unbefangener geworden. Man lebte bald ganz freundschaftlich und geschwisterlich zusammen und alles Vorhergegangene wurde vergessen.

Der alte biedere Korporal und die kleine empfindsame Putzmacherin kamen immer besser überein; sie fühlten sich mehr und mehr wie die Eltern des ihnen anvertrauten Kindes, das sie nach bestem Wissen erzogen und mit dem sie eine fröhliche, alle dreien wohlthuende Gemeinschaft ausmachten.

* * *

Digitized by Google

Die Knaben aus den drei Gärten wurden durch die kindliche Lust am Spielen, trotz ihrer sehr verschiedenen Art und Häuslichkeit, immer wieder zu einander geführt. Gab es auch viel Gezänk, so störte das den Verkehr doch wenig. Oskar Rosenau war dreist und kam mit seinem Bruder immer wieder, und Alex Tonnemacher sowohl wie sein Freund Richard besaßen zu viel Gutmütigkeit, um Gastfreundschaft zu weigern.

Das letzte Viertel des Tonnemacherschen Gartens mit seinem verworrenen Gebüsch am Wasser, blieb der bevorzugte Sammelplatz sämtlicher Kinder.

Alex und Richard, die bald mit Hammer und Nägeln umzugehen lernten, zimmerten, so gut sie konnten, das schadhafte Lusthaus zurecht, das ihnen zum Spielen und Lernen als Lieblingsaufenthalt diente. Es hatte eine nach dem Wasser zu offene Seite, die balkonartig hinausgebaut über dem Flüßchen hing, und drei geschlossene Wände mit Thür und Fenster versehen. Die Einrichtung bestand aus einer alten Gartenbank, einem wackeligen Tische und mehreren, aus Kisten und Tonnen hergestellten sonderbaren Sitzgelegenheiten.

Nach und nach wuchsen auch die Mädchen in den Knabenkreis hinein. Die rote Barbara, die ja hier zu Hause war, und deren ganze Anlage sie den Jungensspielen geneigt machte, hatte eigentlich von Anfang an dazu gehört, aber Anna und Liesbeth fanden sich erst mehrere Jahre später dazu.

Es war nun sehr verschieden, wie die Kinder aufgenommen wurden und sich vertrugen. Anna, die sich auf das Recht stützte, hier ins Haus zu gehören, hatte noch immer die meisten Schwierigkeiten mit der wilden Bärbe, von der sie auch jetzt noch „Stöpsel", „Glucke" oder im spöttischen Ton „Fräulein Postrat" genannt wurde, und die sie zerrte und neckte, so viel sie konnte. Alexander dagegen nahm Anna unter seinen Schutz, er war aber zu sinnig und ernst, um mit Derbheit und schlagenden Gründen gegen seine dreiste Schwester vorzugehen.

Oskar Rosenau, Annchens anderer Ritter, war mehr geeignet, Bärbe im Zaum zu halten, da er das rothaarige Mädchen an Frechheit noch bei weitem übertraf. Er rangelte mit ihr wie mit einem Knaben, prügelte sie durch und war der einzige, dem sie sich endlich unterwarf. Aber dies Besiegtsein trug sie Anna nach, wußte sie doch, daß es um ihretwillen sei.

Liesbeth fand an Richard ihren Verteidiger. Durch seinen steten Verkehr mit der alten, hinfälligen Tante Block, die er mehr und mehr zu unterstützen gelernt hatte, wußte er mit Schwäche und Hilfsbedürftigkeit umzugehen, sein gutes Herz zog ihn zu der Ängstlichen und Unselbständigen hin und so galt es bald als eine ausgemachte Sache, daß er zu Liesbeth gehöre.

Werner lief bei allen Gelegenheiten als treuer Pudel seines Bruders mit, ohne selbst Farbe zu bekennen. Oskar dagegen zeichnete sich durch tolle, rücksichtslose Streiche aus. Bald war er in das Glasfenster eines Mistbeetes gesprungen, bald hatte er die Fenster eines Treibhauses zur Zielscheibe seines Flitzbogens genommen, so daß Tonnemacher — allerdings in schüchterner Haltung — manchmal dem Herrn Kommerzienrat eine ziemlich bedeutende Rechnung überreichte.

Als die Rosenaus älter wurden, haperte es mit beiden in der Schule. Oskar war faul und gleichgültig, Werner unbegabt. Man erwog im Familienrat, als die Knaben wieder in ihrer Klasse sitzen geblieben waren, ob es nicht vorteilhafter sei, sie dem Realgymnasium zu übergeben.

„Aber Oskar sollte doch Diplomat werden!" rief die Großmutter, „und das kann er nicht ohne zu studieren."

„Ich sah ihn neulich im Traume vor mir," erwiderte die Mutter mit schwärmerischem Augenaufschlag, „da war er ganz erwachsen, tannenschlank und bildhübsch, er trug eine elegante blaue Husarenuniform, und erwiderte auf meine Frage: warum er nicht Diplomat geworden sei? Wäre das nicht schade um mich gewesen, teure Mama?"

„Alles recht schön," sagte der Vater, „aber ein kostbarer Spaß; bedenke einmal, Elfriedchen, wie viel Geld Dein Herr Bruder gebraucht und daß er immer noch Lieutenant ist."

„Ich finde es nicht sehr taktvoll, mein Herr Schwiegersohn," sagte die Generalin von Waldhausen kühl, „daß Sie sich erlauben, in meiner Gegenwart etwas wie eine Rüge über den Lieutenant Herbert von Waldhausen auszusprechen. Mein Sohn ist Ihrer Kritik nicht unterworfen. Und was Elfriedens Plan — Traum," verbesserte sie sich, „anbelangt, so ist es eine Idee, die man erwägen und über die man des Knaben Neigung in erster Linie hören muß."

Siebentes Kapitel.

Es war im Spätherbst, die Michaeliszeugnisse, denen die mütterliche Freundin Richards, Tante Block, vielleicht noch mit größerer Spannung entgegen sah als er selbst oder sein Vater, wurden heute ausgegeben, und die alte Dame saß in ihrem Lehnstuhle am Fenster, blickte auf die Chaussee hinaus und wartete auf ihren Liebling.

Der Junge war vierzehn Jahre alt. Sie hatte ihren achtzigsten Geburtstag gefeiert und war körperlich sehr hinfällig geworden, geistig aber noch ebenso rege geblieben wie vor sechs Jahren, da sie den lieben Jungen an ihr Herz genommen. Er hatte sich unter ihren Augen entwickelt und ihr fast nur Freude gemacht. Sie wußte, daß der gute Samen, den sie in ihn gelegt, für ihn unverlierbar sei, daß er tüchtiger geworden als es ihm unter den früheren Lebensbedingungen möglich gewesen sein würde. Sie freute sich seiner gesunden Natur und suchte nichts anderes in ihm, als was er ausreichend bot. Beschränkten doch auch ihre Interessen sich auf das alltägliche und praktische Leben.

Die Richtung des alten Warneke war viel theoretischer und abstrakter als die des Sohnes; für Richard hatten alle jene Überlegungen und spitzfindigen Gedanken, die der Alte sich bei seiner

Digitized by Google

Schusterei herausklopfte, geringen Wert. Richard stand schon jetzt an Kenntnissen über dem Vater und nannte im stillen manches, was jener sagte, haltlos oder veraltet. Zur Beobachtung der äußeren Rücksicht war er aber so streng angehalten worden, daß er es daran nie fehlen ließ. Er hätte auch keinen Grund finden können, den Vater sowie auch die Stiefmutter gering zu achten.

Mein Junge wird mir wieder gute Nummern bringen, dachte die Justizrätin, putzte ihre Brille und sah in den herbstlichen Garten hinaus, über den eben ein flüchtiger Sonnenstrahl huschte. Er kann jetzt schon gar nicht anders als ordentlich sein.

Ah, da kommt er mit seinem Alex angerannt! Wie langsam der arme Alex nach Hause geht; die Eltern bekümmern sich zu wenig um seine Zeugnisse; sie wenden genug an ihn, er sieht besser angezogen aus als die übrige schlumpige Sippe; freilich ist er auch ein bildhübscher Bengel! aber Liebe und Ordnung fehlen ihm doch.

Jetzt nickte Richard strahlenden Gesichtes zur Tante herauf und hielt sein blaues Zeugnisheft empor.

Die alte Frau fühlte, wie eine gewaltige Erregung der Freude in ihr emporwallte; ein sonderbarer, traumhaft seliger Schwindel befiel sie, aus dem sie erst zu sich kam, als Richard ihre Hand faßte und rief:

„Schläfst Du, Tante Block? Wach doch auf! Denke nur, ich bin vier heraufgekommen und bin jetzt zehnter."

„Mein gutes, liebes Kind," flüsterte sie und versuchte, sich emporzurichten, aber es wollte ihr nicht gelingen, sich völlig zu ermuntern.

Nun las er ihr sein Zeugnis vor, sie verstand es nicht recht, aber sie fühlte eine stille Befriedigung. Sie sah, wie die Katzen, die dick und faul geworden waren, aus alter Gewohnheit zu ihrem Spielgenossen herankamen, sich an ihm rieben, und leise miauend zu ihm aufblickten. Richard liebkoste die Tiere und sprach mit ihnen, dann wandte er sich wieder der Träumenden zu:

„Du sagst ja nichts, Tante Block, bist Du doch nicht ganz mit mir zufrieden?"

„Ja — ja —" brachte sie mühsam hervor.

Er kniete auf dem hohen Fußschemel neben ihrem Lehnstuhle, auf dem er oft als kleiner Junge gesessen hatte, und liebkoste ihre bleiche, schlaffe Hand. Dann fühlte er, wie die Hand auf seinem Kopfe lag und hörte wie einen Hauch flüstern:

„Gott segne Dich — Richard — ich bin — sehr — sehr — müde."

Der Knabe wußte, daß seine alte Freundin oft am Tage schlafe, er legte ihr sacht die schwer herabhängende Rechte auf den Schoß und verließ auf den Zehen das Zimmer.

Still und friedlich, erfüllt von zärtlicher Liebe und Genugthuung über den Inhalt ihrer letzten Lebensjahre, schlummerte die alte Frau ins Jenseits hinüber.

Als Annette nach ein paar Stunden, wie sie es noch immer als ihre Pflicht ansah, mit dem Essen kam, wunderte sie sich, die Herrin so tief schlafend und zusammengesunken zu sehen. Zuerst vermied sie jedes Geräusch. Dann fiel ihr das veränderte Aussehen der Schläferin auf, sie trat heran, die Hand war kalt, das Gesicht fahl, das Auge eingesunken. Sie rüttelte — ihre ehrfürchtige Scheu überwindend — die vielleicht Ohnmächtige und versuchte ihr Wein einzuflößen, aber alle Bemühungen, sie zu erwecken, waren vergebens. Nun stürzte sie fort, ihren Mann heraufzuholen, und dann wurden sie beide inne, daß der Tod eingetreten sei; das sanfte, natürliche Erlöschen aller Lebenskräfte, das dem hohen Alter manchmal beschieden ist. Vielleicht war das heiße Aufwallen der Freude über ihren lieben Jungen, dem müden, alten Herzen zu mächtig gewesen und hatte sein Stillstehen beschleunigt.

Richard wurde mit dem Erschrecken, das ein argloses Gemüt befällt, wenn es etwas Unglaubliches, Unerhörtes erlebt, von dem Ereignis erschüttert. Er warf sich laut aufschreiend über die geliebte alte Frau und meinte, sie mit seinen Bitten und Liebkosungen dem Leben wiedergeben zu können.

Der einzige, der in dieser ersten Zeit tiefer Traurigkeit Richard zu trösten vermochte, war sein Freund Alexander. Die Ferien gewährten ihnen Muße zusammenzusein und ihren Gedanken nachzuhängen. Während der Oktobersturm durch die fast entlaubten Bäume brauste, saßen die beiden Freunde in dem Lusthause am Wasser und tauschten ihre ernsten Gedanken aus.

Richard sprach von der unendlichen Güte, die seine alte Freundin ihm stets bewiesen: „Ohne sie, was wäre ich wohl und wo wäre ich? Alles Gute, das ich habe, kommt von ihr. Und nun zu denken, daß sie so auf einmal fort ist, für immer verschwunden, daß ich ihr nicht mal mehr habe danken können!"

„Sie sieht Dich auch jetzt," flüsterte Alex ehrfürchtig, „und weiß, wie Du es meinst."

Richard schüttelte den Kopf, „So erzählt man's uns, aber in Wirklichkeit weiß niemand was davon."

„Sieh die Bäume," tröstete Alex und ließ den sinnenden Blick hinausschweifen zu den kahlen Ästen der alten Linde, „sie sterben auch im Herbste ab und scheinen ganz tot, und doch wissen wir, das Leben sitzt darin. Und die Knollen in Vaters Beeten sind hoch mit Erde bedeckt, nichts ist davon zu sehen und doch kommen im Frühjahre die Blumen heraus."

„Das ist ja ganz was anderes, die gehören doch ins Pflanzenreich!"

Und die Freunde maßen sich mit erstaunten Augen und konnten vielleicht zum ersten Male einer dem andern nicht folgen.

Schuster Warneke und seine Frau wurden, wenn sie auch anfänglich herzlich betrübt waren, doch noch in anderer Weise von dem Tode ihrer alten Wohlthäterin beunruhigt als ihr Sohn. Was sollte nun aus ihnen werden?

Warneke hatte gleich nach dem Tode der alten Dame den Rechtsanwalt, der alle Geschäftsangelegenheiten der Block besorgte, von dem Ableben seiner Klientin in Kenntnis gesetzt. Es war ihm die Weisung geworden, vorläufig alles beim alten zu lassen, Versiegelung der Nachlassenschaft sei verbeten, vierzehn

Digitized by Google

Tage nach der Beerdigung würden die Erben zusammengerufen und das Testament verlesen werden.

Mit großer Spannung erwarteten Warnekes den entscheidenden Tag.

„Mich soll doch wundern, wer den Garten kriegt?“ sagte Annette, so oft sie mit ihrem Manne allein war. „Vielleicht ist es der reiche Großneffe in Breslau, der doch hier nicht wohnen würde und von dem wir gewiß mieten könnten.“

Warneke hatte ihr von Anfang an mit aller Entschiedenheit verboten, gegen Richard etwas von ihren Erbschaftssorgen zu äußern: „Der Junge soll seine Betrübnis rein behalten. Die Frau Rätin hat viel für ihn und für uns gethan, man kann nicht mehr verlangen. Vermacht sie ihm nichts, so brächtest Du ihn mit Deinen Fragen dahin, daß er grollte, statt zu danken. Es wäre das verkehrt und dumm, aber ich weiß ja, wie viele schief gehen, und daß ebensoviele schief denken, man soll aber keinen dazu anstiften und erziehen.“

Einmal fragte Richard: wie lange sie hier noch wohnen bleiben dürften? Der Vater fuhr ihn an: das werde sich finden, er solle sich keine unzeitigen Gedanken machen, sondern seine Nase in die Bücher stecken, die ihm nun doch einmal von der guten Dame geschenkt wären.

Dem Jungen kamen immer die Thränen in die Augen, wenn seine Tante Block erwähnt wurde, die ihm allerorten fehlte. Er wandte sich ab bei des Vaters Rede und schwieg, die Zukunft erschien ihm leer, wenn er dachte, daß er nun auch bald die Burgheimer Chaussee werde verlassen müssen, wo sein Alex wohnte, und wo er mit allen Kindern aus den anderen Gärten gute Kameradschaft gehalten hatte.

Zu dem festgesetzten Tage erhielt Warneke durch den Notar Doktor Müller eine Vorladung, daß er behufs Testamentseröffnung mit seinem Sohne zu einer bestimmten Stunde bei ihm erscheinen möge.

Mit klopfendem Herzen und bewegt von den neuen Eindrücken, saß Richard neben seinem Vater im Zimmer des Rechtsanwalts, der Totenschein und Empfangsberechtigung dem Gerichte vorgelegt und die im Testamente benannten Personen zusammenberufen hatte. Es waren außer dem Schuster und seinem Sohne noch einige entfernte Verwandte und Freunde der Erblasserin zugegen, die sehr unruhig und gespannt aussahen.

Der Notar öffnete das unter seiner Beihilfe vor etwa fünf Jahren verfaßte Dokument und begann vorzulesen. Es lautete wörtlich:

„Außer einigen Legaten, über die ich weiter unten bestimmen werde, vermache ich meinen ganzen Besitz, sowohl Haus und Garten unter Nummer drei an der Burgheimer Chaussee gelegen, wie die hier befindlichen Möbel und Sachen, und desgleichen alle nach Abzug der Legate übrigen Wertpapiere, an meinen lieben Pflegesohn, August Richard Warneke, Sohn des seit Jahren in meinem Hause wohnenden Schuhmachers Christian Warneke und seiner verstorbenen Ehefrau. Der Vater des Knaben soll bis zur Volljährigkeit des Erben in Gemeinschaft und unter Beirat meines Rechtskonsulenten, des Herrn Notars Doktor Müller, die Vormundschaft über Richard Warneke übernehmen und den Besitz nach bestem Ermessen verwalten.“

Nachdem der Anwalt bis so weit gelesen hatte, machte er eine kleine Pause, räusperte sich und ließ einen neugierigen, halb spöttischen Blick über den Kreis seiner Zuhörer schweifen. Er sah einige sehr enttäuschte und verdutzte Mienen, zugleich sah er aber auch, wie der junge Erbe die Hände vors Gesicht schlug und in ein schmerzlich bewegtes Schluchzen ausbrach.

Richard, schon verständig genug, um den Wert der Gabe, die er empfing, zu begreifen, fühlte sich tief erschüttert von der Liebe und Fürsorge, die über das Grab hinausreichte. Er wußte, daß in diesem Augenblicke seine ganze Zukunft eine ungeahnte Wendung erhalte, daß seine treue alte Freundin nichts halb thun wolle und nun ihr Werk kröne. Sein junges Herz schwoll vor zärtlicher Sehnsucht nach der Abgeschiedenen, zu deren Füßen er nun seinen Dank nicht mehr ausströmen konnte.

Der Schuhmacher sah auch nicht triumphierend aus, er saß vornübergeneigt und hielt die gefalteten Hände zwischen den Knieen. Nun wurde sein Einziger ein reicher Mann, vielleicht ein Prasser und Schwelger und kein treuer Arbeiter und Gehilfe für ihn, wie er immer so sehr gewünscht hatte, sich in ihm zu erziehen. Ob dieser große Umschwung aller seiner Verhältnisse dem Jungen wirklich Segen bringen würde?

Vater und Sohn achteten wenig darauf, was nun der Notar noch vorlas.

„Junge,“ sagte der Schuster zu seinem Sohn auf dem Heimwege, „nun schmeiße Dich nicht in die Brust und bilde Dir nicht ein, daß Du wunder wer bist. War sie ein Heger, so werde mir ja kein Feger. Jeder Stiefel läuft sich ab. Und es hat kein Mensch das Wohlergehen in Erbpacht.“

„Du meinst, Vater, ich könnte faul werden und das vergeuden, was die gute Tante für mich gesammelt hat?“ fragte Richard halb schluchzend.

„Na, es kommt Dir doch vielleicht einmal die Lust, den großen Herrn zu spielen.“

„O nein! Dann hätte sie ja an mir ein Unrecht gethan. Und sie hat es doch so gut gemeint, und ich muß ihr mit ihrem großen Vertrauen zu mir zum Rechte verhelfen! Sei guten Mutes, Vater, ich will Dir und ihr immer Ehre machen.“

Die folgenden Ostern wurden Alexander Tonnemacher und Richard Warneke in derselben Kirche konfirmiert, wodurch sich ihr herzliches Verhältnis noch mehr befestigte. Einige Tage nachher nahm Warneke seinen Jungen vor und fragte ihn, was er werden wolle.

„Laß mich doch ruhig noch zur Schule gehen, Vater,“ erwiderte der Sohn, „ich fange jetzt erst an zu verstehen, was ich lerne, und Alex soll auch seinen Einjährigen machen.“

„Ein Unsinn ist's, was wollt Ihr mit der Gelehrsamkeit,“ seufzte Warneke. „Wenn Du auch mal etwas Vermögen hast, die Tonnemachers sind arme Schlucker, die sich mühsam mit ihren vielen Kindern

Digitized by Google

durchschlagen und von denen es rein sündhaft ist, daß sie alles auf ihren Ältesten wenden. Hat der Junge auch einen guten Kopf und ist ein hübscher Bursche, so dürfen sie ihm doch nichts anderes weiß machen, als was sie ihm halten können."

Es war in der Mitte des Sommers, an einem Sonnabend Nachmittage, als Richard in Tonnemachers Garten kam, um seinen Freund zu suchen, der ihn zu einer Botanisiertour hatte abholen wollen. Der Vater sagte, Alex werde wohl unten am Wasser sein. Richard schlenderte den Garten entlang. Er rief, aber er erhielt keine Antwort, nur ein unbestimmter Laut wie Stöhnen oder Schluchzen drang an sein Ohr.

„Du hier, warum kommst Du nicht?" rief der Suchende verwundert, als er den Freund auf seinem unter hängenden Zweigen fast versteckten Lieblingsplatze antraf.

Alexander saß auf der im Grase hingestreckten Steinfigur und hielt das Gesicht mit den Händen bedeckt. Richard trat heran. „Was fehlt Dir? — Was giebt's? — So sag doch!"

Keine Antwort, nur halb unterdrückte Schmerzenslaute. Richard setzte sich, von Angst ergriffen, an des Verstörten Seite und zog ihm mit Mühe die Hände vom Gesicht. „Ich kann Dich nicht so sehen, ich muß wissen, was Dir fehlt!"

„O Richard, ich schäme mich — das Tageslicht thut mir weh — ich bin so unglücklich — so schrecklich unglücklich!"

„Wer hat Dir etwas gethan?" brauste der treue Kamerad auf, „den walke ich durch! Als wir zusammen aus der Schule kamen, warst Du ja ganz vergnügt."

„Ja, da —" Es währte lange, bis Alexander es über sich gewann, sein Herz dem Freunde aufzuthun.

Nach dem Mittagessen war Anna heruntergekommen, sie hatte von Pienemann ein paar bunte Gummibälle geschenkt erhalten und Alex einen zugeworfen, so waren sie ganz von selbst ins Spielen geraten. „Plötzlich stand Oskar zwischen uns," fuhr der Erzähler warm werdend fort, „und fing meinen Ball auf, er wollte mich verdrängen und war noch frecher als gewöhnlich."

„Du ließest Dir das natürlich nicht gefallen?"

„Nein, wir zankten uns, ein Wort gab das andere; dann trat er mit einem Male ganz dicht an mich heran, seine hellen Augen funkelten mich ordentlich boshaft an, und er zischelte: ‚Du bist ja gar nicht wert, daß Du mit uns umgehst, Du — Du Kuckucksei — Du Mitbringsel; Du hältst doch den fuchsigen Tonnemacher nicht für Deinen Vater?'"

Alexander hatte diese Worte, die sein ganzes Empfinden aufgewühlt, mit zitternden Lippen halblaut ausgesprochen. Dann aber leuchtete sein Auge auf und er flüsterte: „Annchen hat mich getröstet und Oskar gescholten, aber sie verstand ja nicht, was er meinte und wie schrecklich das ist." Und er war jetzt nahe daran, aufs neue in den eben überwundenen Zustand der Verzweiflung zu verfallen. Da schlang Richard seine Arme um den Hals des schwer Atmenden und flüsterte, ihn an sich ziehend:

„Das ist ja abscheulich, das ist eine Lüge, wie kannst Du eine solche Verleumdung Deiner Eltern glauben?"

„Es mag unrecht sein, daß ich es thue, aber ich bin schon lange — ganz allmählich — selbst — auf diesen schrecklichen Gedanken gekommen. Alle Leute sagen, daß ich ganz anders aussehe wie meine Geschwister, wie oft muß ich das hören —"

„Aber das kommt ja viel vor. Denke nur an den Verleumder selbst, den stämmigen Oskar und seine allerliebste zarte Schwester."

„Sie haben beide helles Haar und sehen sich gewiß ähnlicher als Bärbe und ich. Und dann sind Vater und Mutter auch von jeher anders gegen mich gewesen wie gegen die Kleinen, das hat schon früh unbewußt immer auf mir gelegen."

„Na, mit kleinen Kindern ist doch jeder zärtlicher als mit großen Jungen."

„Das ist es nicht allein, ich gehe in eine teurere Schule als alle übrigen. Fritzchen ist auch in die Volksschule gekommen; er kriegt seine Haue von Vater und Mutter, mir haben sie nie einen Schlag gegeben."

„Du warst immer brav und ordentlich."

„O nein! Aber es quälte mich etwas Dunkles, was ich nicht zu nennen wußte und so hat es mir vielleicht an der rechten Lust und dem Jungensübermut gefehlt, den sonst alle Kinder haben. Das Schlimmste aber ist die goldene Uhr, die mir Vater zur Konfirmation gegeben hat. Als ich ihn erschrocken ansah, wurde er ganz verlegen und stotterte, es sei ein Erbstück von einem reichen Onkel und das solle sein Ältester haben. Die Uhr aber war nagelneu und so prächtig, daß ich sie keinem Menschen zeigen mochte, denn alle Leute wissen, daß Vater nicht so viel Geld hat, um mir so etwas Teures zu kaufen."

„Du solltest Deine Mutter fragen," meinte Richard entschlossen.

„Ich glaube nicht, daß ich mir je ein Herz dazu fassen kann."

„O Du armer Alex, wie sollst Du dann Gewißheit bekommen?"

„Das ist es ja gerade. Ich zweifle an allem, was mein zu sein scheint, ich fühle mich ausgestoßen und verlassen, ich bin beschämt, als hätte ich etwas Unrechtes gethan und mir ist, als stände ich in einem dunklen Irrgarten, allein, ratlos und rechtlos. Was soll noch aus mir werden? Wenn die unbekannte Hand, die mich vielleicht wegen einer alten Verpflichtung gegen meine Mutter jetzt stützt, aufhört für mich zu sorgen, so stehe ich da mit Kenntnissen, die ich nicht gebrauchen kann, und zu gut unterrichtet, um noch als gewöhnlicher Arbeiter glücklich werden zu können. O, ich wollte, der Spender meines Schulgeldes, der Geber meiner prächtigen Uhr hätte sich nie um mich gekümmert, und ich wäre nichts mehr und nichts weniger als Gärtner Tonnemachers Alex."

Richard erwog noch lange mit dem Freunde die geheimnisvolle Frage, die sich plötzlich durch Oskars Beschimpfung dem längst Mißtrauenden aufgedrängt hatte. Sie kamen überein, zu schweigen, sich möglichst

Digitized by Google

von Rosenaus fern zu halten und das weitere abzuwarten.

„Sollte Dein unbekannter Wohlthäter Dich jemals im Stiche lassen, Alex," sagte Richard treuherzig, „so hast Du ja mich. Du weißt, ich habe von Tante Block geerbt, was mein ist, soll immer auch Dein sein und es wäre schön, wenn wir einmal ein Geschäft gründen und zusammen arbeiten könnten!"

Dankbar umarmte Alexander den treuen Freund, „ich werde nie ein Kaufmann," sagte er betrübt, „Du kannst mich nicht gebrauchen."

Achtes Kapitel.

Oskar Rosenau war seiner eigensten Natur nach faul und überhebend; er hielt es für überflüssig, sich anzustrengen und wurde von den Seinigen in der angeborenen Art seines Wesens bestärkt. Die Mutter sprach nur von Ungerechtigkeit, wenn er in der Schule nicht mitkam; die Generalin, eine zärtliche Großmutter, meinte, die „Presse" werde später schon ihre Schuldigkeit thun. Beide Damen hatten ihre Freude an dem schneidigen Wesen des einstigen Husarenoffiziers, der frisch und kräftig aufwuchs. Er war ausgezeichnet durch körperliche Gewandtheit, darin kannte er keine Trägheit, aber gleichgültig gegen alles Wissen. Sogar sein weniger fähiger Bruder, Werner, hatte ihn eingeholt und saß in der Klasse höher als er, worüber er sich aber wenig grämte. Nun war er, trotz seiner achtzehn Jahre, Ostern wieder in der Untersekunda sitzen geblieben und hatte das Zeugnis der Berechtigung zum Einjährigendienst, das seinem Bruder zu teil geworden, nicht erhalten. Das ward denn doch dem Kommerzienrat zu viel; zornig ging er in seinem Arbeitszimmer auf und ab.

Frau Elfriede lag aufgelöst in Thränen in ihrem Kabinett in der Sofaecke. Sie hatte von ihrem Gatten verlangt, er solle zum Direktor oder gar ans Oberschulkollegium gehen und sich über die Zurücksetzung, die Oskar zu teil geworden sei, beschweren. Der Kommerzienrat, ärgerlich auf den Sohn, hatte indes nichts davon hören wollen. Vergebens behauptete die Frau, sie habe geträumt und so genau vor sich gesehen, wie sie ihren Mann jetzt sehe, daß der Direktor bei seiner Anzeige erstaunt aufgefahren sei und sofort die Anordnung von Oskars Versetzung getroffen habe. Rosenau war nicht zu bewegen gewesen, auf ihre Wünsche einzugehen.

„Mama wird außer sich sein über Deine Schwerfälligkeit und Deine subalterne Unterwürfigkeit unter diese parteiischen Schulmonarchen!" hatte sie ihm zugerufen, und dann war er, die Thür heftig zuschlagend, davongegangen.

Nun befand er sich in seinem Zimmer, gerade erregt genug, um mit seinem kecken Herrn Sohne anzubinden.

Die Stube der Söhne lag nebenan und jetzt hörte der Kommerzienrat Oskar eine Tanzmelodie pfeifen. Dies Zeichen von Gleichgültigkeit gegen das Vorgefallene brachte den Vater vollends auf, nein, das war doch zu arg! Er rief den Sohn herein.

„Na, Alter, was giebt's?" fragte Oskar in der Thür erscheinend. Er stand da scheinbar nachlässig, doch mit dem natürlichen guten Anstande eines kräftigen und gewandten Menschen. Er war von Mittelgröße, sein krauses, blondes Haar und der dreiste Ausdruck seiner lebensvollen, hellblauen Augen gaben ihm etwas Eigenartiges, was man nicht leicht übersah.

„Wie Du nur fragst," fuhr der Kommerzienrat auf, „ich muß ernstlich mit Dir über Dein unzulängliches Zeugnis sprechen. Du solltest doch nachgerade begreifen, um was es sich handelt. Wann denkst Du Dein Fähnrichsexamen zu machen? Wie willst Du überhaupt irgend ein Examen bestehen, wenn Du Dich nicht zusammennimmst?"

„Pah," sagte der Sohn unmutig, „das findet sich alles, ich werde mich schon zur rechten Zeit ins Zeug legen."

„Das hast Du oft gesagt. Ich begreife Deine Gleichgültigkeit, Deinen Mangel an Ehrgefühl nicht."

„Bitte — verschone mich mit Tiraden!"

Aber der Vater wurde jetzt warm. „Was soll noch aus Dir werden?" rief er und trat dicht vor den Unmutigen hin, Du weißt nichts und bist nichts —"

„Entschuldige, ich bin glücklicherweise eines reichen Mannes Sohn."

„Alles protzt auf mein Geld, jeder will von mir ziehen und zehren, das ist ein Unsinn, jeder Beutel wird einmal leer! Du bist ein Schlingel, ein Erzschlingel, weiter nichts, ein überflüssiges Subjekt, eine Null, eine elende Null!"

„Unter Umständen eine wichtige Zahl."

„Nur, wenn eine Nummer davor steht und die kannst Du Tropf nicht stellen."

„Ich werde schon meine Nummer finden, der ich mich anhänge!" rief der Sohn, indem ein böses Glänzen in seinen Augen aufflackerte; nachdem er dies herausgestoßen hatte, wandte er sich auf den Hacken um und verließ das Zimmer.

Rosenau war nicht mit sich zufrieden, er hatte nur halb gesagt, was er sagen wollte, der kecke Bengel hatte wieder das letzte Wort behalten. Vergebens suchte er sich durch Auf- und Abschreiten zu beruhigen.

Endlich setzte er sich an seinen Schreibtisch und sah die eingegangenen Briefe durch. Aufforderung, eine Hühnerausstellung zu beschicken, Anfrage eines Briefmarkenhändlers. Dann endlich noch der Brief des ihm befreundeten Börsenmaklers in Berlin.

Altenberger schlug ihm eine Spekulation in amerikanischen Eisenbahnaktien vor. Er glaubte für das Steigen derselben wie für hohe Zinsen und Dividenden jede Garantie übernehmen zu können. Es biete sich zufällig die Gelegenheit, verhältnismäßig billig an einen beliebig großen Posten dieser empfehlenswerten Papiere zu kommen. Preußische Consols, die für ihren geringen Zinsertrag augenblicklich übermäßig hoch ständen, ließen sich mit Nutzen begeben. Der Freund solle nur umgehend telegraphieren, wie viel er von den Eisenbahnaktien nehmen wolle.

Rosenau war gerade nicht unternehmend aufgelegt; der Verdruß mit Oskar bedrückte ihn. Altenbergers Vorschlag hatte gewiß sein Gutes, aber viel wollte

Digitized by Google

er doch nicht in dies unbekannte Papier stecken; zerstreut griff er zu einem Blättchen und entwarf die Depesche: „Mark 10 000 nehmen.“ Er hatte keine Lust, selbst zum Telegraphenbureau zu gehen, wollte aber doch die Sache gern besorgt haben. Seine väterliche Schwäche trieb ihn an, sich Oskar wieder zu nähern. Ein achtzehnjähriger junger Mann mußte doch mit einer gewissen Rücksicht behandelt werden, so entschuldigte er sein Entgegenkommen vor sich selbst, dann betrat er das Zimmer der Söhne.

Beide saßen am Schreibtische, Werner rechnete, Oskar schob, ohne daß der Vater es bemerkte, ein Buch unter die Mappe.

„Geht einer von Euch noch in die Stadt?“ fragte Rosenau.

„Ich bin im Begriff,“ sagte Oskar, der aufgestanden war und sich eine Cigarre anzündete.

„Besorge mir dies aufs Telegraphenamt.“

Wie freundlich und versöhnlich der Vater dem Sohne zunickte, bevor er in sein Zimmer zurückkehrte!

Oskar stand über die Depesche geneigt, ein nichtachtendes, spöttisches Lächeln zuckte um seine Lippen. Wie zahm der Alte vorging — wie wenig er wagte! „Eine elende Null,“ wiederholte er des Vaters Worte und dann hängte er rasch der Zahl eine Null an. Zufrieden pfeifend ging er davon.

Ein paar Tage später beglückwünschte Altenberger den Geschäftsfreund zu seinem großartigen Coup. Es gefalle ihm, daß er einmal etwas wage und hunderttausend Mark auf eine Karte setze, seine Einnahme werde sich dadurch bedeutend heben. Abrechnung folgte dabei; die Consols waren darauf gegangen.

Der Kommerzienrat erschrak, er war wie aus den Wolken gefallen. Unvorsichtigerweise hatte er in seiner neulichen unmutigen Stimmung die Summe mit Zahlen und nicht mit Buchstaben geschrieben, das mußte die Ursache zu einem so verhängnisvollen Irrtum gegeben haben. Er wollte zum Telegraphenamt eilen, wollte Klage erheben, wollte das eben Erworbene wieder losschlagen. Da trat ihm Oskar entgegen, Rosenau sprudelte seinen Verdruß heraus und der Sohn stand ihm lächelnd gegenüber.

„Bist Du nun überzeugt, daß die Null, ein Nichts, wie Du zu sagen beliebtest, unter Umständen hoch genug zählt?“

„Du, Oskar?“

„Ich war so frei. Man muß seine Behauptungen mit Beispielen zu bekräftigen wissen.“

Der Vater sank auf einen Stuhl und begann zu überlegen: Vielleicht ist der geniale Bengel mit besonderem Ahnungsvermögen begabt. Soll ich einer so ungewöhnlichen Fügung die Thür verschließen? Nein, ich will die Papiere behalten, zum Wiederverkaufen findet sich immer noch Zeit.

Ängstlich beobachtete der Kommerzienrat den Kurszettel; seine Aktien stiegen. Einige Zeit darauf fielen sie und zwar bis unter seinen Einkaufspreis, er schrieb an Altenberger und fragte, was er rate? Nur ja nicht die Flinte gleich ins Korn werfen; die Anlage sei immer noch ein brillantes Geschäft. Wolle er am Kapital verlieren, könne er ja alle Tage verkaufen. So blieb Rosenau vorläufig noch im Besitz der Aktien.

Werner verließ die Schule, er hatte bestimmt erklärt, nur Kaufmann werden zu wollen und kam nun auf ein Comptoir. Er war bei seinen siebzehn Jahren ein schmächtiger Junge von schlechter Haltung und gedrücktem Wesen; der ältere Bruder hatte ihm keine freie Entwickelung gegönnt und Werner freute sich, unter Oskars Tyrannei fortzukommen und das elterliche Haus zu verlassen.

Liesbeth war mit ihrer Freundin Anna Degener, mit der sie dasselbe Pensionat besucht hatte, auch zusammen eingesegnet worden. Die Mädchen sollten im Herbst Tanzstunden haben und dann einige Gesellschaften besuchen, wenigstens Liesbeth. Der Onkel Postrat würde sich wohl nicht bereit finden lassen, seine Nichte in die Welt zu führen, immerhin konnte Anna durch Rosenaus, wo sie wie ein Kind des Hauses angesehen wurde, etwas Geselligkeit mitgenießen, Liesbeth mochte auch nichts davon hören, ohne die Freundin auszugehen.

Auch die Knaben aus den Nachbargärten hatten sich ihren Beruf erwählt und die ersten Stufen zu demselben betreten.

„Nun sage mir getrost, mein Junge, was Du werden möchtest?“ hatte Schuster Warneke vor Jahr und Tag seinen Sohn gefragt, als dieser ihm die Berechtigung zum Einjährigendienst aus der Schule mit nach Hause gebracht.

„Gut, Vater, jetzt will ich es Dir sagen,“ erwiderte der stämmige junge Mensch, mit den frei und fröhlich in die Welt blickenden blauen Augen, unter dem schlichten braunen Haar, „ich will Schuster werden wie Du.“

„Junge, das wolltest Du wirklich — Du mit Deinem Vermögen?“

„Ja, aber auf dem Schemel sitzen und jeden einzelnen Stiefel zurechtklopfen, das will ich doch nicht.“

„Was denkst Du denn? Man kann nicht Meister sein, ohne etwas zu thun.“

„Gewiß will ich etwas thun, aber anderes als Du.“ Und dann setzte er dem Vater seine Absichten auseinander. Er hatte von der Einrichtung großartiger Schuhfabriken gelesen, in der alle einzelnen Arbeiten durch eine Dampfmaschine gefördert wurden, deren Treibriemen in viele Säle und über viele kleine Maschinen gingen und sie in Bewegung setzten. Es schien ihm nun herrlich, eine derartige Anlage zu gründen, zu leiten und kaufmännisch auszubeuten.

„Ich weiß,“ rief er eifrig, „daß Tante Block sich daran freuen würde, daß sie gern ihr Geld nutzbringend angelegt und solch eine ordentliche Arbeit damit gethan sähe.“

Natürlich mußte er erst gründlich lernen, was dazu gehörte. Er hatte seinen ganzen Plan fertig. Drei Jahre als Lehrling, um kaufmännische Kenntnisse zu sammeln, dann in eine Maschinenfabrik und zuletzt, wenn er sein Jahr gedient hatte, wollte er reisen und Schuhfabriken in England, in Wien und Pirmasens ansehen und dann wollte er im Garten am Wasser bauen und alle Einrichtungen, nach dem Besten was er gesehen hatte, treffen.

„Junge, Junge, man wird ja ganz schwindlig, wie kommst Du auf solche weitläufige Gedanken?“ rief Warneke.

Digitized by Google

„Man muß seinen Entschluß fassen und stramm daran halten, das ist die Hauptsache."

„Ja, ja," seufzte der Vater, „jedes Menschen Leben wird, so gut wie sein Stiefel, über einen andern Leisten gemacht!"

Der Junge hatte ja Geld; wenn das Fabrikenwesen auch nicht nach des Alten Sinn war — er hing am Handwerk und der Einzelarbeit — so sah er doch ein, daß sich für seinen Richard die Welt weiter aufthue als für ihn.

Nun war der Sohn schon seit einigen Jahren als Lehrling auf dem Comptoir einer Schuhfabrik in Thüringen, wurde im Winter achtzehn Jahre alt und sollte dann zu Weihnachten nach Hause kommen, um, wie er gern wollte, noch einigen Unterricht, namentlich in fremden Sprachen, zu nehmen und Ostern wieder fortzugehen.

Die Eltern Alexander Tonnemachers hatten zur selben Zeit ähnliche Fragen an ihren Sohn gerichtet.

Es war an einem Regentage in dem großen Gartenzimmer. Die jüngeren Geschwister spielten im neu erbauten Treibhause, in welchem noch keine Gewächse standen; nur Bärbe saß in einer Ecke am Fenster und band einen Immortellenkranz, sie war schlank aufgewachsen und sehr mager, ihre lebhaften Augen spähten unruhig umher und ihre dünnen Finger schlangen die Blüten geschickt ineinander.

Alexander stand vor dem Vater, der zerstreut in das ihm überreichte Zeugnis blickte.

Der Sohn war ein schöner, schlanker Jüngling geworden, mit edel geformten Zügen, vollem schwarzen Haar und einem Anflug von Bart auf der Oberlippe. In seinen dunkelbraunen, großgeschnittenen Augen, deren Blick meist zu Boden gesenkt war, lag noch immer der alte schwermütige Ausdruck. Sein ganzes Wesen zeigte etwas Scheues, Insichgezogenes, Verschlossenes. So stand er seiner ganzen Familie fast fremd gegenüber, was vielleicht auch auf den anderen Bildungsgang zurückgeführt werden konnte, der ihm zu teil geworden war.

Tonnemacher sah nie verlegener und hilfloser aus, als wenn er mit seinem Ältesten sprach.

Frau Mathilde kramte auf dem Arbeitstische, der, bedeckt mit Lorbeerblättern, Drähten, Blumenresten und gebrauchten Kaffeetassen, unbeschreiblich wüst aussah. Sie streckte ihre fleischige Hand nach dem Papier aus, das ihr Mann eben sinken ließ. Er reichte es ihr hastig dar. „Na, ist ja alles gut, damit legst Du Ehre ein," murmelte er.

„Du hast die besten Nummern, mein Liebchen was willst Du mehr?" trällerte die Mutter.

Alex errötete. „Was ich will oder thun soll, müßt Ihr wissen."

„Ja, Alexchen," sagte Tonnemacher, lüftete den zerrissenen Strohhut, den er auch im Hause trug und kratzte sich eifrig in den roten Haaren, „was denkst Du denn nu? Möchtest Du noch durch die Schule, oder was hast Du eigentlich im Sinn?"

„Ich weiß ja nicht, was Ihr wollt und mir gewähren könnt."

„Wenn es etwas Vernünftiges ist, thun wir alles," beeilte sich der Vater zu antworten.

„Am liebsten möchte ich Landwirt werden," sagte Alex zögernd. „Aber auch das Wissen reizt mich. Ich kann, bis ich achtzehn bin, mein Abiturium gemacht haben. Dürfte ich dann zwei Jahre auf eine landwirtschaftliche Schule gehen und mit zwanzig Jahren dienen, so würde ich wohl bald darauf einen Platz als Verwalter annehmen können und Euch dann nichts mehr kosten."

„Als Volontär!" rief Frau Mathilde stolz. „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei, und würd' er in Ketten geboren!"

„Na, das findet sich ja alles, Hilda," meinte der Vater. „Erst will er ja noch zur Schule und da lassen wir ihn."

Später trat die Schwester an Alex heran, der über ein Buch gebückt, aber zerstreut und erregt dasaß; sie griff ihm ins Haar und flüsterte spöttisch: „Du Schwarzkopf Du, in Gold fassen sie Dich und doch ist mir mein ehrliches Strohdach lieber!"

„Bärbe!" rief er erblassend, „was soll das heißen?"

„Man vertritt doch auch die Kinderschuhe und hat die Augen offen."

Er haschte nach ihr; geschah es in dem Bedürfnis, sie zu halten und mehr zu hören, oder war es nur eine unwillkürliche Regung von Verlegenheit? Aalglatt entwand sie sich seinem Arm, lachte auf und huschte davon.

Nun hatte Alexander auch die Schuljahre hinter sich, die Abgangsprüfung glänzend bestanden und war wohlausgerüstet auf das landwirtschaftliche Institut gegangen, ohne Schmerz, viel eher mit einem Gefühle der Erleichterung aus dem Elternhause scheidend.

In den oberen Stockwerken des Tonnemacherschen Hauses hatten die Verhältnisse kaum eine Veränderung erfahren.

Anna, nun fünfzehn Jahre alt, war ein mittelgroßes hübsches Mädchen geworden, hübsch besonders durch das außerordentlich Frische ihrer ganzen Erscheinung.

Ihr hellbraunes, dicht um die Stirn gewachsenes Haar lag glatt gescheitelt an den Schläfen und war im Nacken in einen Knoten geschlungen, der Onkel duldete keine Stirnlöckchen und Ponyfransen, und wenn er sich auch nicht viel um sie kümmerte, so galten doch seine Gebote unbedingt. So gut Anna auch in allen Handarbeiten unterwiesen war, so zog sie doch das Wirtschaften im Hause vor.

Nun mußte sie sich aber doch bemühen, eine zierliche Stickerei zu vollenden, die für Mienchen zu ihrem Geburtstage bestimmt war. Liesbeth hatte die Großmutter auf einer Ausfahrt begleiten müssen, daher konnte Anna nicht zu Rosenaus gehen und flüchtete mit ihrem Geburtstagsgeheimnis in das Lusthaus am Wasser, dem lieben alten Spielplatz ihrer Kinderjahre. Hier saß sie und stichelte eifrig.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Mein Herz.

Mein Herz ist gar so flink im Hoffen,
Und ob's schon manches Leid betroffen,
Es fällt ihm immer wieder ein:
„Die Zukunft muß doch besser sein."

Die Zukunft kommt — der Traum zerrinnt;
Jedoch mein Herz, das hofft und sinnt:
„Getrost, die Zukunft ist ja groß,
Ich werd' mein Päckchen schon noch los."

Curt Heinrich.

Sehen und glauben.

Von **Mathilde Lammers.**

„Ihr seid thöricht," sagte der Blindgeborene, „daß Ihr immer von der Sonne redet, als der einzigen, letzten Quelle von Licht und Wärme für unsere Erde. Wenn es eine Sonne giebt, so führt mich doch einmal an sie heran, daß ich sie fühle. Und Licht in dem Sinne wie Ihr davon redet, giebt es ja überhaupt nicht. Die Wärme: ja, das ist etwas Wirkliches und sehr Angenehmes, so lange sie nur nicht zu stark wird und wir ihren Quellen nicht zu nahe kommen. Aber Ihr werdet doch nicht leugnen, daß wir sie selbst jeden Augenblick erzeugen können. Ich reibe meine Hände aneinander: fühlt einmal, nun sind sie warm. Wir zünden ein Steinkohlenfeuer im Ofen an, wenn uns friert, dann haben wir Wärme."

„Aber die Steinkohle," versetzte der Freund, „ist nichts anderes als ein aufgespeicherter Vorrat von Sonnenlicht und Sonnenwärme. Hast Du nie gehört, daß die Holzmassen riesiger Wälder, die beim Schein der Sonne gewachsen waren, durch eine gewaltige Erdkatastrophe verkohlt und versteinert sind und nun in mächtigen Flötzen unter der Erdrinde liegen, jeden Augenblick der menschlichen Hand gewärtig, die sie zu Tage fördert und die Kraft zu leuchten und zu erwärmen entbindet, welche seit Jahrtausenden in ihnen schlummert?"

„Gewiß habe ich diese Theorie einmal gehört," sagte der Blindgeborene spöttisch. „Aber wer ist denn dabei gewesen, als jene Wälder aufbrannten? Und es heißt ja nur behaupten, was Du beweisen sollst, wenn Du sagst, das unfaßbare, seltsame Ding, das Ihr Sonne nennt, habe ihnen Licht und Wärme übertragen. Ich kann so gut wie Du unterscheiden, wann die Steinkohle sich wie ein Stein anfaßt: hart und kalt, und wann sie so heiß ist, daß sie Hitze an den Ofen und das Zimmer abgiebt und man sie nicht anfassen darf. Die Wärme steckt in ihr, das ist die Hauptsache, und es kommt nur darauf an, sie richtig zu behandeln, nämlich sie auf angezündetes Holz zu legen, damit sie ihre Wärme entwickelt. Die sogenannte Sonne hat damit nicht das geringste zu thun. Ob sie scheint oder nicht: sobald ich in einem richtig angelegten Ofen einen Haufen Reisig aufschichte, ein Reibholz entzünde und den Haufen in Brand setze, so sind die Bedingungen gegeben, daß die Steinkohle brennt, also Wärme verbreitet."

Der Freund schwieg einen Augenblick, weil die nächste Erwiderung, die ihm einfiel, einen Hinweis auf das Gebrechen seines Freundes enthielt, der ihn kränken konnte. Aber er sah doch nicht ein, wie er ihn auf andere Weise seines Irrtums überführen sollte.

„Hast Du das Experiment schon oft gemacht?" fragte er mit sanftem Ton.

„Welches?"

„Nun, ein Steinkohlenfeuer im Ofen zu entzünden?"

Jetzt war es an dem Blinden, für einen Augenblick zu verstummen. „O, ich weiß wohl, wo Du hinauswillst," erwiderte er dann gekränkt. „Ihr anderen, die Ihr Euch Sehende nennt, thut allerlei Dinge, die ich nicht thue, weil sie entweder nicht meines Amtes sind, oder weil Ihr mich daran hindert, oder meinetwegen auch, weil ich nicht so viel Geschick dazu habe wie ein anderer. Das hat aber mit dem sogenannten Sehen gar nichts zu thun. Es ist wahr, ich habe mir einmal, als ich einheizen wollte, den Ärmel verbrannt. Aber war die Magd, die neulich durch ihr Ungeschick den großen Brand im Nachbardorfe verursachte, eine Sehende oder eine Blinde? Und wer zerbricht mehr Geschirr, der alte Großvater, dessen Hände immer zittern, obwohl er sich seiner guten Augen zu rühmen pflegt, oder ich? Ja, hast Du selbst nicht vor wenig Tagen mit dem Ellbogen die kostbare Schale vom Kaminsims heruntergestoßen, und bist doch auch der Sehenden einer?"

„Allerdings, und leider!" gab der Freund zu. „Aber das kam eben, weil ich in dem Augenblick *nicht* sah. Das Sonnenlicht war ausgegangen; ich ging eilig, ohne erst künstliches Licht zu entzünden, ins dunkle Zimmer, und — da war das Unglück geschehen."

„Siehst Du, und wenn *ich* in ein Zimmer gehe, einerlei ob künstliches Licht darin brennt oder nicht, so reiße ich nichts um und stoße nicht an. Ihr Sehenden *seht* also auch nicht mehr als ich; Ihr bildet Euch das nur ein, und das ganze Gerede von Licht und Sonne ist eine poetische Erfindung, der ich nicht absprechen will, daß sie schön und rührend ist, die aber mit der Wirklichkeit nichts zu thun hat. Die Wärme: ja, das laß ich mir gefallen, das ist ein fühlbares, wenn auch nicht greifbares Ding, das wir nicht entbehren können. Entweder ist sie von selber da, oder wir schaffen sie uns auf verschiedenen Wegen. Aber Licht! Licht! das giebt's überhaupt nicht, und wenn es das gäbe, so könnten wir nichts damit machen."

Der Freund sann wieder einen Augenblick nach. Dann sagte er: „Fällt es Dir denn nicht auf, daß nicht bloß wir, Deine nächste Umgebung, sondern unser ganzes Volk und alle jetzt lebenden Völker, und alle Völker, von welchen Du in der Geschichte gehört hast, vom Lichte und von der Sonne als der Lichtspenderin wie von etwas unzweifelhaft Vorhandenem reden? Sollte der Gedanke nicht nahe liegen, daß die ungeheure Mehrzahl recht hat und der Einzelne, der von ihr abweicht, unrecht?"

Der Blinde lachte. „Lieber Freund, die Wahrheit ist nicht an Majoritäten gebunden. Ich gebe Dir ja zu, daß die Begriffe, um die es sich handelt, schöne, rührende, poetische Erfindungen sind. Ich würde es sogar schade finden,

Digitized by Google

wenn sie urplötzlich aus der Welt verschwänden. Man lasse immerhin Kinder, junge Leute, Frauen, Ungebildete bei diesen dichterischen und erdichteten Vorstellungen, da ihr Geist der reinen Wahrheit nicht gewachsen ist. Uns reifen Männern sollte niemand zumuten, an Fabeln zu glauben, nur weil sie lieblich, uralt und meinetwegen noch sehr weit verbreitet sind."

„Es sind aber, wie Du nicht bestreiten wirst, auch eine große Anzahl reifer, urteilsfähiger Männer unter denen, welche sich Sehende nennen, von Licht und Sonne als von wirklich vorhandenen Dingen reden, ja ihr Leben nach ihren Wahrnehmungen von diesen Dingen einrichten. Wenn Du und Deine —" er unterdrückte das Wort Unglücksgenossen, das ihm auf der Zunge schwebte — „wenn Du und die mit Dir gleicher Meinung sind, folgerichtig verführet, so müßten auch die Wörter Tag und Nacht, Wiesengrün und Himmelsbläue aus der Sprache gestrichen werden, nebst unzähligen anderen, die dann keinen Sinn mehr geben."

„Einstweilen sind wir, weil die Fortgeschrittensten, noch in der Minderheit," versetzte der Blinde gelassen. „Wir haben uns natürlich der Thorheit der vielen anzubequemen und ihre Sprache zu reden, wenn wir verstanden werden wollen. Sollten wir einmal an irgend einem Orte die Mehrheit bilden, dann werden natürlich, um nur eins zu sagen, alle die thörichten, völlig gleichgültigen Unterscheidungen der Zeit und der sogenannten Farben ganz wegfallen. Wir werden uns schlafen legen, wenn wir müde sind, nicht wenn es, wie Ihr sagt, Nacht geworden ist, und werden aufstehen, wenn wir ausgeschlafen haben, einerlei ob die Uhr viermal oder zwölfmal schlägt; denn was ist Nacht, und wann ist es zwölf Uhr? Nicht einmal in diesen Euch so hochwichtig scheinenden Dingen seid Ihr Sehenden ja einig; Ihr behauptet als etwas ganz Selbstverständliches, daß ein auf der anderen Seite der Erdkugel gelegener Ort Nacht habe, wenn hier Tag ist, und umgekehrt. Du hast selbst neulich die Einführung der mitteleuropäischen Zeit als einen Kulturfortschritt gepriesen. Nun wohl, ein weiterer Fortschritt wird die Einführung einer Weltzeit sein, oder, was doch noch richtiger wäre, die Abschaffung des Begriffes Zeit überhaupt."

„Und dabei, meinst Du im Ernst, könnte ein gedeihliches menschliches Leben möglich sein?" fragte der Freund nachdrücklich. „Du, der Du zürnst, wenn die Uhr sieben schlägt und der Kaffee steht nicht auf dem Tisch, wenn der Barbier einmal Sonnabends statt Freitags kommt? Kannst Du Dir überhaupt eine größere menschliche Gemeinschaft denken, wo alle wären wie Du? eine Haushaltung, ein Dorf, eine Stadt, ein Reich? Gewiß, Du hast in manchen Dingen ein bewundernswertes Geschick und übertriffst uns Sehende. Aber wie unendlich vieles bedarfst und gebrauchst Du, was von sehenden Augen geleitete Hände geschaffen haben, andere nimmer schaffen könnten. Auf bekannten Wegen schreitest Du sicher, wenn nichts Unvorhergesehenes eintritt. Auf unbekannten bist Du verloren. Könntest Du — doch nein, ich will nicht fortfahren; ich würde Dir ja nur Dein Unglück ausmalen, das ich doch nicht fortschaffen kann. Aber wenn es dem großen Arzt, der schon so manchem das Augenlicht wiedergegeben hat, gelänge, Dich zu heilen, dann bedarf es keiner Worte mehr, Dich von dem Dasein der Sonne und des Lichtes zu überzeugen. Das walte Gott!"

Der Blinde war nachdenklich geworden und senkte das Haupt. „Bleib Du nur mein Freund!" sagte er.

* * *

Es ist Licht genug vorhanden für die, welche glauben wollen, sagt einmal Pascal, und Dunkelheit genug für die, welche nicht glauben wollen. — In dieser Dunkelheit steckt der Atheist. So lange sein Atheismus eine Sache des Verstandes ist, liegt es nahe, mit ihm zu disputieren. Aber er ist wie der Blindgeborene, den, wenn er nicht glauben *will*, kein Verstandesschluß von dem Dasein der Sonne und des Lichtes überzeugen wird. Der einzelne Atheist inmitten eines christlichen Volkes will von Gott und Gottesverehrung nichts wissen. Da es nach seiner Meinung keinen Gott giebt, so hat auch kein Gott sich selbst, sein Wesen und seinen Willen offenbart; es giebt kein Licht, keine Erkenntnis übersinnlicher Dinge. Daß alle Völker aller Zeiten Religion gehabt haben und haben, macht ihn nicht irre. Er gehört zu den wenigen, die über diese „poetischen Fabeln" hinausgewachsen sind und mit „abergläubischen Gebräuchen" keinen Sinn verbinden. Vorläufig mag es ja noch heilsam oder nützlich sein, daß die Unreifen, da sie die überwiegende Mehrzahl bilden und für die höhere Erkenntnis nicht fähig sind, bei religiösen Vorstellungen und Gewohnheiten beharren. Mancher Atheist läßt seine Kinder religiös unterweisen; er läßt sich vielleicht kirchlich trauen, seiner Braut zu gefallen, er gestattet in seinem Hause ein Tischgebet, der Hausgenossen wegen. Daß die Menschen an religiösen und kirchlichen Unterschieden festhalten, wohl gar darüber streiten, kommt ihm so grundlos vor, wie dem Blindgeborenen die Zeitdifferenz zwischen London und St. Petersburg. Eine Weltreligion würde ihm als ein Fortschritt erscheinen, die Abschaffung aller Religion als das selbstverständliche Ziel aller Weisen.

So lange der Atheismus nur im Verstande sitzt, nicht das Herz ganz bezwungen und die Sitten beeinflußt hat, preist er mit dem Blindgeborenen die Wärme, nämlich das sittlich Gute. Ja, das gehört zu einem menschenwürdigen Dasein! Die Liebe zu den Menschen muß unsere Brust schwellen, alles Hohe, Edle und Schöne muß uns erwärmen. Die dazu nötige Wärme ist aber entweder von selbst da, oder der Mensch erzeugt sie nach Belieben. Es giebt manche Helden der Menschenliebe. Wenn die Namen A. H. Francke, Wichern, Werner, Vincent von Paula, Elisabeth Fry, John Howard u. a. genannt werden, so leugnet der Atheist nicht, daß diese seinem Ideal von Altruismus ziemlich nahe kommen; aber er leugnet, daß ihre Wärme von der Sonne stammt, ihre Nächstenliebe aus ihrer Liebe zu Gott. Fragt man ihn nach Namen seiner Meinungsgenossen, welche den Genannten an die Seite zu stellen wären, fragt man ihn, wie viele bis dahin gleichgültige oder selbstsüchtige Menschen durch das Erfassen seiner Negation schon zu Wohlthätern der Menschheit geworden sind, oder welche Werke der Barmherzigkeit er selbst ins Leben gerufen hat, so entschuldigt er sich mit dem Blinden, der selbst das Feuer im Ofen nicht entzündet, weil es nicht seines Amtes ist, weil man ihn nicht dazuläßt, oder weil er gerade in diesem Punkte etwas ungeschickt ist. Übrigens sind die „Sehenden", die Gottesgläubigen, ja auch durchaus keine Heiligen. Wie manchen Fehler gewahrt er an ihnen, dessen er sich nicht schuldig machen würde. Also hängen Sonne und Wärme, Gottesliebe und Sittlichkeit offenbar nicht zusammen.

Die Erfahrung davon, wie eng sie zusammenhängen, bleibt ihm in unseren jetzigen Zeitläuften erspart. Der Blinde, der in einer Gemeinschaft von Sehenden lebt, behütet von ihnen, gelehrt von ihnen, im Genuß der Werke und Einrichtungen, welche Hände, geleitet von sehenden Augen,

Digitized by Google

geschaffen haben, mag immerhin leugnen, daß an dem ihm versagten Sinn etwas gelegen ist, daß das Dasein der Menschen an dem Dasein von Licht und Sonne hängt. Das Experiment ist noch nie gemacht worden, eine Gemeinde von Blinden sich selbst zu überlassen. Aber das Experiment eines Volkes, dessen leitende Kreise bis zum praktischen Atheismus vorgeschritten sind und die Massen mit sich gerissen haben, ist gemacht. Wie es ausfällt, davon berichtet die Geschichte des römischen Kaiserreiches, teilweise auch die Geschichte der ersten französischen Revolution. Der einzelne Atheist inmitten der christlichen Kultur mag ein sittlich achtungswerter Mensch bleiben; ein atheistisches Volk zerfleischt sich selbst und geht unter namenlosen Greueln zu Grunde. Ein Einzelleben ohne Gott, ohne eine auch äußerlich zu Tage tretende Gottesverehrung, ohne religiöse Gemeinschaft mag einen ganz harmonischen Eindruck machen, so lange es glatt im gewohnten Bette dahinfließt. In einer Familie von Sehenden, in bekannten Räumen findet sich auch der Blinde ohne Anstoß zurecht; die Sonne scheint ihm nicht, des künstlichen Lichtes bedarf er nicht: so mag er das Dasein von Licht und Sonne für eine poetische Fabel erklären, über welche er hinausgewachsen ist. Stelle ihn allein auf einen unbekannten Weg voller Gefahren, und er wird seiner Hilflosigkeit inne werden. Laß den Gottesleugner in große Trübsal oder schwere Versuchungen geraten, so fängt er entweder an, Gott zu suchen, der ihn sucht, oder es ist mit der Harmonie seines Lebens aus. Aber disputieren hilft nicht. Du kannst den Blindgeborenen nicht durch Beweise von dem Dasein der Sonne und des Lichtes überführen, wenn er dem Zeugnis der Sehenden nicht glauben *will*.

Glücklicherweise hinkt dies Gleichnis in einem wesentlichen Punkte. Es werden viele Menschen blind geboren; es wird keiner als Atheist geboren. An den Kindern, wenn ihnen das Evangelium in der rechten Weise nahe gebracht wird, erlebt man immer wieder die Wahrheit von Tertullians Ausspruch: „Des Menschen Seele ist von Natur eine Christin."

Gottesdienst.

Wer je ein großes Herz besaß,
Mußt' großes Leid ertragen,
Denn manches, was ihn hart gedrückt,
Das konnt' er keinem sagen.

Das Gottesbild in seiner Brust
Mußt' er mit Schleiern decken,
Und durft' es nur in dunkler Nacht
Durch stumme Opfer wecken.

Und konnt' zu ihm um neue Kraft
Aus müdem Herzen beten,
Um andern Tags in das Gewühl
Mit klarer Stirn zu treten.

Otto von Leixner.

Aus „My Lady Nicotine".

Nach **J. M. Barrie v. P. Witt.**

Der Ehestand und das Rauchen verglichen.

Die Umstände, die mich veranlaßten das Rauchen aufzugeben, waren folgende:

Ich war eben nur Junggeselle und, wie ich jetzt einsehe, auf dem besten Wege, einem tragischen Mittelalter entgegenzugehen. Ich hatte mich so daran gewöhnt, Rauchwolken aus meinem Munde hervorquellen zu sehen, daß ich mich ohne dieselben nicht vollständig fühlte; es kam wirklich eine Zeit, wo ich mich des Rauchens enthalten konnte, doch nie während der Arbeit. Kaum hatte ich meine Pfeife hingelegt, so wanderte ich ruhelos im Zimmer umher.

Ich fühle mich viel wohler ohne Tabak, und es wird mir jetzt schon schwer, Sympathie mit dem Mann zu fühlen, der ich früher war. Ja, es wird mir sogar recht sauer, ihn mir nur ohne Vorurteil vorzustellen; vergessen wir doch ebenso leicht unser früheres Ich, dem wir den Rücken gewandt, wie wir eine Straße vergessen, die neu aufgebaut wurde. Zittert der befreite Sklave stets beim Knall einer Peitsche? Ich glaube es kaum, denn ich kann mich nur ganz dunkel und ohne fühlbaren Schmerz der Schrecken meiner rauchenden Tage erinnern.

Ich will durchaus nicht zugeben, daß, einmal überzeugt von der Schädlichkeit des Rauchens, ich es nicht auch ohne Hilfe hätte aufgeben können; doch beeilte ich mich nicht, mich davon zu überzeugen. Ich möchte wohl sagen, daß ich mit dem Rauchen aufhörte, weil ich es für eine niedrige Art Sklaverei ansah, die man sowohl aus moralischen, wie aus physischen Gründen verdammen müsse; aber trotzdem ich jetzt die Thorheit des Rauchens ganz klar einsehe, so war ich doch monatelang, nachdem ich meine letzte Pfeife geraucht hatte, noch blind. Ich gab meine beste Trösterin, wie ich meine Pfeife nannte, nur auf, weil die Dame, die bereit war, sich an mich wegzuwerfen, darauf bestand, ich müsse zwischen ihr und der Pfeife wählen. Dies schob unsere Hochzeit sechs Monate hinaus.

Ich bin jetzt so weit, wie meine Leser sehen werden, das Rauchen mit den Augen meiner Frau anzusehen. Meine alten Junggesellen-Freunde beklagen sich, wenn ich das Rauchen in meinem Hause nicht gestatte; doch ich bin stets bereit, ihnen meine Lage zu erklären, auch habe ich nicht ein Atömchen Mitleid für sie. Wenn ich hier nicht rauchen darf, sollen sie es auch nicht. Wenn ich sie in dem alten Gasthause besuche, rächen sie sich in ihrer armseligen Weise, indem sie mir ihre Ringe fast ins Gesicht blasen. Dieser Ehrgeiz, Ringe zu blasen, ist der unedelste der Menschheit. Einst war ich Mitglied eines Rauchklubs, wo wir das Ringeblasen übten. Der beste erhielt am Ende des Jahres eine Kiste Cigarren. Das waren Tage! Oft denke ich mit Sehnsucht an dieselben zurück. Wir kamen in einem gemütlichen Zimmer zusammen. Wie gut kann ich es mir noch vorstellen! Überall alte Kataloge, Kursbücher, mit denen wir unsere Pfeifen anstecken konnten. Einige rauchten aus Thon, doch für die Arcadia-Mischung geht nichts über Weichselholz. Meine Pfeife war die süßeste von allen. Es ist eigentümlich, jetzt an die Zeit zu denken, wo die Pfeife meine beste Freundin war.

Mein gegenwärtiger Zustand ist ein so glücklicher, daß ich nicht begreifen kann, weshalb ich zögerte, in denselben

Digitized by Google

einzugehen. Unser Haus mieteten wir, während ich noch debattierte, daß es gefährlich sein würde, auf einmal das Rauchen ganz aufzugeben. Zu der Zeit stellte ich mir den Ehestand anders vor, als er wirklich ist, und ich erinnere mich noch sehr wohl, wie Jimmy mich überredete, dieses Haus zu nehmen; da, wie er meinte, oben das große Zimmer mit den drei Fenstern ein wahres Ideal von einem Rauchzimmer sei. Er sah uns beide schon in dem Zimmer, im Sommer in Hemdsärmeln, die Füße über die Fensterbank hinaushängend und Ringe blasend, das kleine Kämmerchen nach hinten, mit der Aussicht auf des Nachbars Wand, wäre ein reizender Salon für meine Frau, sagte er. Im ersten Augenblick wurde ich durch seinen Enthusiasmus mit fortgerissen, doch nun sehe ich ein, wie selbstsüchtig es war und ich sehe noch immer Jimmys Gesicht vor mir bei seinem ersten Besuch, als er sah, daß das Kämmerchen nicht der Salon war. Jimmy ist ein gutes Beispiel von einem nicht ganz talentlosen Menschen, der sich durch die Pfeife zu Grunde gerichtet. Noch heutigen Tages denkt er, daß die Vasen auf dem Kaminsims keinen anderen Zweck haben, als Fidibusse zu halten. Wir sind fest davon überzeugt, daß er, wenn zu Besuch bei uns, auf seinem Schlafzimmer raucht; eine entsetzliche, abscheuliche Gewohnheit!

Täglich zwei Cigarren zu 50 Pfennig das Stück, macht 365 Mark jährlich, und wöchentlich ¼ Pfund Tabak, das Pfund zu 9 Mark, macht 117 Mark jährlich, im ganzen 482 Mark. Wenn wir auf solche Weise die jährliche Ausgabe für Tabak berechnen, erschrecken wir, und erscheint uns unsere Extravaganz um so entsetzlicher, wenn wir bedenken, wie viel besser das Geld hätte verwandt werden können. Mit 482 Mark kann man neue orientalische Teppiche, auch einen Frühlingshut und ein nettes, neues Kleid kaufen. Dies sind Sachen, die dauerndes Vergnügen bereiten, während man kaum Freude hat an einer Cigarre, nachdem man das letzte Ende fortgeworfen. Wenn ich nach mir selbst urteile, so sollte ich meinen, daß es weit mehr Gedankenlosigkeit als Egoismus ist, was aus so vielen Junggesellen starke Raucher macht. Jedoch sobald ein Mann sich verheiratet, sind seine Augen geöffnet für manches, an das er früher nie dachte; zum Beispiel, welches Entzücken, jeden Monat für den Salon ein neues Stück Möbel anzuschaffen, oder ein Fremdenzimmer in Rosa und Gold zu haben, zu dem die Thür stets verschlossen ist. Wenn doch die Männer bedenken möchten, daß jede Cigarre Teil eines neuen Klavierstuhls in Terracotta-Plüsch, und daß für jedes Pfund Tabak eine Vase für welke Blumen erstanden werden könnte! Würden sie dann nicht zögern? Dies bedenken sie jedoch nicht, bevor sie heiraten; dann aber werden sie dazu gezwungen. Was mich betrifft, so sehe ich nicht ein, weshalb die Junggesellen rauchen dürfen so viel sie wollen, während es uns versagt ist.

Schon der Geruch ist abscheulich, denn man kann ihn nie wieder aus den Vorhängen herausbekommen, und das Leben hat wenig Freude, wenn nicht mit den Gardinen alles in Ordnung ist. Was nun die Cigarre nach dem Mittagessen betrifft, so macht dieselbe nur dumm und schläfrig, auch gegen Damengesellschaft abgeneigt. Es ist viel befriedigender, nach dem Diner sofort in den Salon zu gehen und etwas zu musizieren. Es beruhigt das Gemüt, die Nichte Deiner Frau „Ach, ich hab sie ja nur" singen zu hören. Selbst wenn Du nicht musikalisch bist, wie mein Fall, so giebt es noch manches im Salon, das erfrischend, anregend, da sind zum Beispiel die japanischen Fächer an der Wand, die wirklich schön sind, obgleich vielleicht Dein Schönheitssinn noch nicht genügend kultiviert ist, dies einzusehen, und es ist sehr angenehm, zu fühlen, daß sie mit dem Gelde gekauft sind, das Du in früheren, thörichten Tagen für eine Kiste Cigarren verschwendet haben würdest. In gleicher Weise zeigt Dir jede niedliche Kleinigkeit im Zimmer, wieviel weiser Du bist, jetzt bist im Vergleich zu früher. Es ist schon wohlthuend, im Sommer vom Fenster des Salons aus zu sehen, wie die Droschkenkutscher mit Cigarren im Munde vorbeifahren. Doch trotzdem würde ich, wenn ich die Gesetze zu machen hätte, das Rauchen auf der Straße verbieten. Sind es Ehemänner, so paffen sie Ofenschirme oder andern Zierrat in die Luft und sind es Junggesellen, so ist es ein Skandal, daß diese immer von allem das beste haben.

Nichts ist bedauernswerter, als die Art, wie einige Männer meiner Bekanntschaft knechtisch dem Tabak ergeben sind. Nein, schlimmer noch, oft machen sie förmlich eine bestimmte Sorte Tabak zum Götzen. Ich kenne sogar einen Menschen, der eine besondere Mischung für so vorzüglich hält, daß er oft drei Meilen weit danach geht. Sicherlich wird jeder zugeben müssen, daß dies beklagenswert ist. Es ist nicht einmal eine gute Mischung, denn ich versuchte ihn gelegentlich, und wenn es in London einen Menschen giebt, der Tabak kennt, so bin ich es. Es giebt in ganz London überhaupt nur einen Tabak, der das Epithet „großartig" verdient. Doch ich will nicht verraten, wo diese Sorte zu haben ist, das Resultat wäre nur, daß viele thörichte Männer mehr als je rauchen würden; aber ich kenne wirklich nichts, was darüber geht. Er ist wunderbar mild und doch voll Wohlgeruch und brennt niemals auf der Zunge. Wer ihn einmal versucht, wird nie wieder anderen Tabak rauchen. Er klärt den Verstand, beruhigt das Gemüt. Wenn ich während meiner Ferien fortging, nahm ich stets von dieser gesundheitgebenden Mischung so viel mit, als ich glaubte, für die Zeit nötig zu haben, doch stets kam ich zu kurz, dann bestellte ich mir telegraphisch mehr und war elend, bis er kam. Wie riß ich das Papier vom Paket! Das ist ein lobenswerter Tabak! Doch es ist besser für mich, nicht zu rauchen.

Manchmal bin ich jetzt noch nach dem Essen etwas niedergeschlagen, ohne recht sagen zu können, warum, und nachdem meine Frau mich verlassen, wandere ich ruhelos im Zimmer umher, wie jemand, der etwas vermißt. Gewöhnlich jedoch nimmt sie mich gleich mit in den Salon, wo sie mir ihre entzückenden Briefe von Zuhause vorliest oder mir sanfte Musik vorspielt Wenn die Musik leise und traurig ist, so führt sie mich an eine Treppe in einem Gasthause, die ich vergnügt ersteige, ich öffene eine Thür, drehe die Gasflamme höher. Es ist ein kleines Zimmer, in dem ich mich noch einmal wiedereinfinde, und sehr staubig. Ein Haufen Zeitungen und Journale liegt so hoch wie ein Tisch im fernsten Winkel. Der Korbstuhl zeigt genau die Rundung von Marriots Rücken. Was noch bleibt von einem eingerahmten Bilde (nachdem ich damit das Feuer angezündet) liegt auf dem Teppich vor dem Kamin. Gilray kommt ungebeten herein. Er hat Bescheid gelassen, daß etwaige Besucher für ihn hierherkommen sollen. Das Zimmer füllt sich. Meine Hand sucht auf dem Sims nach dem bekannten, braunen Kasten. Ich habe ihn zwischen den Knieen, ich fülle meine Pfeife . . .

Nach einiger Zeit hört die Musik auf, meine Frau legt

Digitized by Google

ihre Hand auf meine Schulter, vielleicht fahre ich ein wenig zurück, dann sagt sie, ich habe geschlafen.

Dies ist das Buch meiner Träume.

Regina.

Regina, Königin! O ja, Du schrittest
Wie eine Königin vor allem Volke,
Und wie der Tageskönigin Lebensstrahlen
Durchbrach auch Deine Huld jedwede Wolke.

Und dann hat Dir, o Herrin, es gefallen,
Auch meines Daseins Königin zu heißen,
Und Deine Königsmacht gab mir die Stärke,
Des Himmels Glück ans ird'sche Herz zu reißen.

Doch lang ist's her, auf Deinem Sonnenpfade
Was konnte sein ein Sterben und ein Lieben,
So hast Du achtlos mich beiseit' geschoben:
Du bist nur Kön'gin meines Leids geblieben.

Gerhard von Prittwitz und Gaffron.

Gedanken.

Von **Peter Hille.**

„Vorurteil" — das Wort ist nicht übel. Käme nur das Urteil nach!

*

Auf den Bänken der Thoren kannst Du oft die beste Weisheit lernen.

*

Materialist, Du hast, sagst Du, beim Sezieren nicht die geringste Spur der Seele entdeckt. Gerade dadurch bringst Du den Beweis. Hättest Du sie gefunden, so hätten wir sie verloren.

*

Die Blüte ist das Lächeln der Pflanze.

*

„Mensch" sein? Schön. Aber da muß man immer erst durchs Vaterland. Deutscher Mensch, französischer Mensch u. s. w., das lasse ich gelten, aber „Mensch an sich" — wo soll der entstehen?

*

Stadt ist das Ding nicht, Dorf will es nicht heißen, so nennt es sich Ortschaft. Sind nicht manche Menschen auch so eine Ortschaft?

*

Das Kind will nichts oder nicht viel von sich, über sich hören — Dichtung über Kinder gehört zur Litteratur für Erwachsene — verträgt kein moralisches Gesalbader, worauf es tiefsinnig mit Gähnen zu antworten pflegt, auch wenn es passiv wohlerzogen dasselbe über sich ergehen läßt; hat für alles Pedantische so ein kleines, ironischvernichtendes Lächeln, so ein schlaues, feines Pünktchen im Auge. Es will erzählt haben, unterhalten, lebendig unterhalten, und — das Schönste! — begeistert sein. Das Volk, dieses erwachsene Kind, will ebenfalls von Größen hören, dann aber zum Unterschiede von der Kinderwelt auch mehr von sich — aber schlicht, derb, kräftig, beileibe nicht angeschwärmt, bewundernd angeseufzt.

Kleinigkeiten.

Von **Fedor Holm.**

I.

Nebeneinander.

Wir hatten geschlungen Hand in Hand,
Doch keiner des andern Herzschlag verstand;
Du dachtest an mich — ich dachte an ihn!
Wir sahen die flatternden Wolken ziehn,
Wir spürten des Sommers berauschendes Düften,
Der Mücken Gesumm in den zitternden Lüften,
Wir sahen die Falter sich suchen und fliehn —
Du dachtest an mich — ich dachte an ihn!

II.

Der Psychologe.

Du schaust ihm forschend tief ins Aug',
In seiner Seele Grund zu sehn,
Doch wirst Du stets Dein Spiegelbild
In seines Auges Rund nur sehn.

Einiges aus Welt- und Afterweisheit.*)

Von **Dr. Paul Mahn.**

I.

Die Anteilnahme an philosophischen Untersuchungen scheint in unseren Tagen im Wachsen begriffen. Nachdem auf eine Zeit schrankenloser Spekulation eine allgemeine Ernüchterung und Abkehr von jeglicher Philosophie gefolgt war, die noch heute weithin besteht, beginnt doch allmählich das Mißtrauen gegen diese von dem ehrlichen Streben nach einer Weltanschauung überwunden zu werden. Freilich nicht, ohne daß die Philosophie selbst eine andere geworden wäre; nicht, ohne daß sie sich bemüht hätte, ihre Ergebnisse in klarer, verständlicher Form vorzulegen und vor allem die Schranken zu achten, die auch der „Königin der Wissenschaften" gezogen sind. Nur so aber darf sie hoffen, wieder das zu werden, was sie bei den Hellenen war: eine allgemeine Angelegenheit der Menschen.

Sie hierzu zu machen, ist die Absicht einer Schrift von W. Wilms: Vernunft und Glaube. Zürich 1892. Verlags-Magazin. (J. Schabelitz). Der Verfasser verwirft die bestehende Religion und will an der Hand der Philosophie der Zukunftsreligion die Wege ebnen. Zwar will er nicht „den fertigen Entwurf einer neuen Religion vorlegen", vielmehr wird diese „sich aus dem Bestehenden organisch entwickeln" müssen, aber er glaubt doch, „der Spinozasche Pantheismus, im Verein mit der Platoschen Ethik und dem christlichen Humanitätsprinzip, würde den würdigsten und geeignetsten Inhalt dieser Religion ausmachen."

Uns scheint, daß zu solchen Dingen eine größere Klarheit gehört, als in den angeführten Allgemeinheiten und überhaupt in weiteren Kreisen über die Zukunftsreligion vorhanden ist. Der Verfasser überschätzt ohne Zweifel die Einheitlichkeit und Allgemeinheit der Weltanschauung bei den Gebildeten, und

*) Mit der Stellung, die der Verfasser gegenüber dem Materialismus einnimmt, stimme ich vollkommen überein; nur seinen Agnosticismus teile ich nicht ganz. D. v. V.

Digitized by Google

er verkennt, daß die unteren Klassen offenbar erst dann zu einer solchen gelangen können, wenn die sozialen Verhältnisse sich geändert haben. Daß die religiöse Bewegung in neue Bahnen gelenkt werden muß, ist freilich eine weitverbreitete Empfindung, aber die vom Verfasser gescholtene „Lauheit" derer, die sich mit dieser Frage beschäftigen, geht doch bei vielen nur aus der Überzeugung hervor, daß wir vorläufig durchaus nichts haben, was an die Stelle des Alten gesetzt werden könnte.

Vor allem aber, glauben wir, irrt die Schrift darin, daß sie alles Heil von einer verbesserten Erkenntnis erwartet. Wohl ist nicht der große Einfluß zu verkennen, den eine solche auf die Sittlichkeit auszuüben vermag; eine neue Religion aber wird immer nur aus dem Gemüte heraus, aus einem durchgehenden Zuge der Volksseele geboren werden können, getragen vielleicht von einer gewaltigen Persönlichkeit. Das wird das erste sein müssen, und der Verstand wird hinterher hinken.

Im ganzen zeichnet sich das Buch durch besonnenes Urteil, sittlichen Ernst und ehrliche Begeisterung für seine Sache aus und kann deshalb Laien als Anregung wohl empfohlen werden.

Nicht wegen ihrer wissenschaftlichen Bedeutung, sondern lediglich wegen der grundsätzlichen Wichtigkeit der in ihnen behandelten Fragen, besprechen wir die Werke zweier Materialisten:

Adolf Gerecke, Die Aussichtslosigkeit des Moralismus. Zürich 1892. Verlags-Magazin. (J. Schabelitz).

W. Strecker, Welt und Menschheit, eine Darlegung der materialistischen Weltanschauung. Leipzig. 1892. Max Spohr.

Für Herrn Gerecke ist alles Geistige ein „stofflicher Prozeß" und zwar nichts weiter als ein solcher. Der Vogtsche Vergleich mit einer gewissen Nierenabsonderung ist gegenwärtig nicht mehr recht beliebt bei den Materialisten, und so ist ihm die Verdauung ein Sinnbild alles Empfindens, Erkennens u. s. w. Die „Unbegreiflichkeit der sogenannten geistigen Vermögen als organisch-chemische Prozesse" ist ihm eine „angebliche", denn er weiß, was alle der Materie oder deren Molekülen beigelegten Kräfte sind: sie sind nichts als „Bewegung kleiner Stoffteilchen, entstanden durch einen materiellen Anstoß." „Nichts in der Welt entsteht durch eine innere Ursache oder durch eine innere Kraft, sondern stets durch eine äußere Ursache." „Die Dinge der Erde sind wesentlich Druckresultate der Atmosphäre." „Die Erregungen, die Empfindungen und das Bewußtsein davon sind nur ‚Modi' der materiellen Anstöße von außen." Ebenso werden Vorstellungen, Erkenntnis, sowie Affekte, Antipathien und Sympathien auf materielle Anstöße zurückgeführt, oft mit geradezu kindischen Gründen und einem lächerlichen Kokettieren mit den Naturwissenschaften, von denen der Verfasser offenbar nur eine sehr oberflächliche Kenntnis besitzt. —

Man wird ohne weiteres zugeben, daß, soweit überhaupt etwas erklärt werden kann, die materialistische Betrachtung die einzige ist, welche zu exakten, wissenschaftlichen Ergebnissen führen kann. Die heutige Psychologie ist ohne die Physiologie undenkbar. Grundsätzlich muß jeder Forscher bemüht sein, zu jedem Seelischen den entsprechenden körperlichen Vorgang zu finden, was selbstverständlich nur innerhalb sehr enger Grenzen erreichbar ist. Aber so unschätzbar der Materialismus als naturwissenschaftliche Forschungsmaxime ist, so wertlos erweist er sich, sobald es sich um eine Erklärung dem Wesen nach, um die Aufdeckung des Weltzusammenhangs handelt. Gesetzt selbst, es könnte jemals gelingen, einen vollständigen Parallelismus der physiologischen Vorgänge mit den psychischen herzustellen, was wäre damit für mein inneres Begreifen der Welt gewonnen? Offenbar nichts. Denn nun frage ich doch wiederum: Wie kommt es, daß dieser oder jener physiologische Vorgang dasjenige erzeugt, was mir als Empfindung, Gedanke zum Bewußtsein kommt? Mit Vergleichen von Verdauung oder Nierenabsonderung ist es hier nicht gethan; denn abgesehen davon, daß diese als solche unter der Schwelle des Bewußtseins liegen, also mit „Gedankenerzeugung" überhaupt nicht vergleichbar sind, so würde doch bei ihnen ganz dasselbe Problem, nur auf einer niedrigeren Stufe, von neuem auftauchen. Es kann uns nie gelingen, unsere Empfindungen, Vorstellungen, unser Bewußtsein als dasselbe zu verstehen, was wir als organisch-chemischen oder physikalischen Vorgang wahrnehmen *)

Aber angenommen selbst, wir könnten das; es wäre uns ebenso klar, wie angeblich Herrn Gerecke, daß z. B. „Gase als Gedanken zu Tage treten": sind etwa die chemischen und physikalischen Gesetze uns deshalb im letzten Grunde klarer als unser seelisches Leben, weil wir ihre Wirkungen zum Teil mit unsern Sinnen wahrnehmen können, weil sie weniger verwickelt und daher bis zu einem gewissen Grade berechenbar sind?

In der That, der Materialismus steht auf diesem Standpunkt. Er beruht zuletzt auf der naiven Meinung, daß etwas seinem Wesen nach klar sei, sobald es auf sinnlich Wahrnehmbares zurückgeführt sei. Es ist das der Grund, warum die Menschen, als sie anfingen, über sich und die Welt nachzudenken, zunächst auf den Materialismus gerieten; warum er noch heute in der gemeinen Meinung, bei Bierbankphilistern und anderen Pächtern des „gesunden Menschenverstandes" so sehr in Ansehen steht; warum fast jeder junge Mensch, der ins Leben hinaustritt und nun strebt, sich die Einheit seines Innern mit der Welt zu erringen, zuerst eine Periode des Materialismus durchmacht. Es ist alles so plausibel nach ihm, so selbstverständlich. Man fragt: „Was sind Gedanken?" — Materieller Anstoß! — „Und dieser?" — Ja, das ist eben der Anstoß, der bekannte materielle Anstoß! — Bekannt? Offen gestanden, wir wissen nicht, was er ist und — Herr Gerecke weiß es auch nicht; aber er sagt es nicht, und wir sagen es; deshalb erklären wir auch nichts und — er erklärt alles.

Gelänge es selbst, alle Einzelkräfte auf eine einzige Urkraft zurückzuführen, so müßte doch eben diese uns ihrem Wesen nach auf immer unerklärlich bleiben; jedenfalls unerklärlicher, als unser eigenes seelisches Leben, das doch in uns ist, dessen intimste Gegenwart wir in jedem Momente empfinden, und von welchem man deshalb in diesem Sinne sagen kann, daß es das Gewisseste von allem sei, das wir kennen.

Bei jedem Erklärungsversuch stoßen wir schließlich auf ein Letztes, das nicht weiter zu erklären ist, das, sobald wir es zu erfassen streben, uns unter den Händen zerrinnt. Überall bei den letzten Begriffen, wie Raum, Zeit, Kausalität, sieht sich der Verstand zu Antinomien gedrängt, das heißt zu Schlüssen, die gleich notwendig wie ihr Gegenteil aus der Natur unseres

*) Besonnene Forscher haben das immer anerkannt. Als Dubois-Reymond 1843 die bahnbrechenden Entdeckungen über Nervenelektrizität machte, und halbwissende Draufgänger in ihr die langersehnte „Lebenskraft" witterten, war niemand ferner von solcher Seichtheit als der Entdecker selbst. Und Hoppe-Seyler, einer der anerkanntesten physiologischen Chemiker Deutschlands, spricht sich in seiner „physiologischen Chemie" mehrfach in unserem Sinne aus.

Digitized by Google

Vorstellungsvermögens folgen. Ja, dieses selbst ist insofern eine große Antinomie, als wir recht wohl wissen, daß wir nur bis zu einer gewissen Grenze erkennen können und dennoch unaufhörlich getrieben werden, darüber hinauszugehen.

Diese Unerklärlichkeit der Dinge aber, diese Unvollziehbarkeit unserer letzten Gedanken nötigt uns zu dem Schluß, daß wir nicht imstande sind, das Wesen der Welt zu erkennen. „Die Antinomieen haben die Metaphysik zerrieben" (Dilthey). Wir vermögen nur so viel und insoweit zu erkennen, als die Mittel unseres Erkenntnisvermögens reichen. Wir stecken in unserer Organisation drin — so ähnlich drückt sich einmal F. A. Lange aus — wie Fische in ihrem Behälter. Überall stoßen wir mit dem Kopfe gegen die Wände dessen, was da draußen über alle Erfahrung hinausliegt, und auf welches angewendet alle in unsern engen Grenzen erworbenen Begriffe Unsinn werden, während zugleich jedes einzelne in unserem Bereiche über sich selbst hinauszeigt, eine Anweisung giebt auf das große Schweigen, das dahinter liegt.

Bei Gerecke ist eine Ahnung dieses Standpunktes vorhanden. Er spricht an zahlreichen Stellen seines Buches von dem „Inadäquaten" des menschlichen Erkennens; er braucht es, wie wir weiter unten sehen werden, zu seinem „Beweis" von der Aussichtslosigkeit des Moralismus. Aber gerade hier, an dem Ausgangspunkt alles Philosophierens, wo ihm die Erinnerung daran so nötig gewesen wäre, ist er wie mit Blindheit geschlagen; er sieht nicht, daß gerade dies „Inadäquate" der Empfindungsqualitäten, daß die ganze neuere Physiologie der Sinnesorgane eine Widerlegung des Materialismus ist. —

(Schluß folgt)

Verlorenes Glück.

Die Wälder träumen, die Eiche klagt,
Herbstschauernd vom Sturm umsungen;
Nur die Föhre steht fest noch und unverzagt,
Wie kühn ihr Wipfel gen Himmel ragt! —
Sonst alles verblüht und verklungen!

Und wie ich lausche dem Rauschen im Baum
An einsamer Waldeslücke,
Weht's durch der Brust tiefinnersten Raum
Leis' wie entschwundener Seligkeit Traum,
Wie ein Traum von verlorenem Glücke!!!

Georg Fischer.

Vermischtes.

Vom Dichter der „Wacht am Rhein". Nun ist auch endlich ihm sein Recht geworden, auf das er gewiß längst Anspruch gehabt hätte. Jetzt ist gottlob das Monument ganz und gar fertiggestellt, das den Ruhm deutschen Namens mit in erster Linie zu künden berufen ist. Kürzlich fand in dem Dorfe Thalheim, unweit des netten Donaustädtchens Tuttlingen im südwestlichen Württemberg, bei herrlichstem, mehr lenz- als sommerartigem Wetter die feierliche Einweihung des Grabdenkmals für Max Schneckenburger statt. Der Berichterstatter liefert hier seine Eindrücke als Augenzeuge. Eine Menge Vereine und sonstiger Besucher aus Tuttlingen, Thuningen, Wurmlingen, Rietheim, Oberflacht, Schura, Spaichingen, Schwenningen, Möhringen, Öffingen und Nachbarschaft hatten sich eingefunden. Unter den Klängen der altberühmten Tuttlinger Stadtkapelle und Böllerschüssen setzte sich nachmittags zwei Uhr der imposante Festzug in Bewegung, am Geburtshause Schneckenburgers vorbei durch den festlich geschmückten Ort zur Gruft. Hier ergriff der Ortsschultheiß Vosseler das Wort, indem er zunächst der Männer gedachte, die so unermüdlich an dem Zustandekommen „des hiesigen und Tuttlinger Denkmals" mitarbeiteten. Vor allem gebühre der Dank Sr. Hoheit dem Prinzen Hermann zu Sachsen-Weimar in Stuttgart. Ebenso wurde des eigentlichen Vaters des Denkmals, des nun verstorbenen Baurats Doktor von Leins, dankend erwähnt. Redner hob hierauf die glühende Vaterlandsliebe Schneckenburgers in einer schweren Zeit der inneren Zerrissenheit und der Ohnmacht vor dem Auslande hervor und schloß mit einer warmen Ermahnung, die Liebe zum Vaterlande hochzuhalten. Apotheker Schneckenburger, der Vorstand des Tuttlinger Veteranenvereins, sprach im Namen und Auftrage des Prinzen Weimar und schloß mit dem eindringlichen Appell: „Seid einig, einig, einig!" Der Sohn des Dichters dankte herzlich für die hohe Ehre, die seinem Vater erwiesen worden sei. Der allgemeine Gesang des Liedes „Es braust ein Ruf wie Donnerhall" schloß die erhebende Feier. Mit ihr ist nun eine alte Schuld der Dankbarkeit des deutschen Volkes eingelöst! Das Grabmal selbst besteht aus einem hohen Denkstein von geschliffenem Syenit. Dieser trägt das Medaillonbildnis des Dichters mit der Unterschrift: „Max Schneckenburger, geboren den 17. Februar 1819 zu Thalheim, gestorben den 3. Mai 1849 zu Burgdorf, hierher überführt den 18. Juli 1886. Dichter der Wacht am Rhein." Rechts und links ist das Grabdenkmal von hohen Kandelabern flankiert. Max Schneckenburger starb fern von der Heimat, während daselbst der republikanische Aufstand Badens übergriff, zu Burgdorf im Kanton Bern. 1840, als infolge des provokatorischen Auftretens des Ministeriums Thiers, das zur Beruhigung der inneren Aufregung Frankreichs den „Revanche"-Gedanken schürte, ein Angriffskrieg der Franzosen drohte, entstanden eine Reihe Schutz- und Trutzlieder für unser vererbtes Anrecht auf den „deutschen Strom". Ungeheuer populär wurde damals das „Rheinlied" von Nikolaus Becker (1809—1845), „Sie sollen ihn nicht haben, den freien deutschen Rhein, ob sie auch ihre Kehlen sich heiser danach schrein", 1841 in die Sammlung seiner sonst sehr mittelmäßigen „Gedichte" aufgenommen. Aber auch Max Schneckenburger dichtete damals unter dem Eindrucke der gleichen Stimmung seine „Wacht am Rhein", die freilich erst 1870, als sie in seinen, aus dem Nachlasse herausgegebenen „deutschen Liedern" erschien, und nachdem Karl Wilhelm († 1873) sie in leichtflüssigen, sangbaren Rhythmen komponiert hatte, auf Alldeutschlands Lippen begeisterten Widerhall fand und während des Krieges 1870/71 zum Nationalliede wurde. So frischt die Enthüllung des künstlerisch einfachen, aber würdigen Grabdenkmals die Erinnerung an jene große Zeit auf. Ehre dem Volke, das stets pietätvoll seiner edlen Geister gedenkt! — Kein Bodensee- oder Schwarzwald-Reisender, der genügend Zeit hat, sollte den Besuch dieser geweihten Stätte versäumen.

Wir knüpfen noch einiges für diejenigen an, die für das unvergängliche Lied und seinen Dichter etwas innigere Teilnahme bezeigen. Der Mitte Juni 1893 verstorbene treffliche Kenner der deutschen volkstümlichen Lieder, Robert Hein, bemerkt im „Archiv für Litteraturgeschichte" VI. 520 f. über „Es braust ein Ruf": Als Verfasser ergab sich im Sommer

Digitized by Google

1870, als „die Wacht am Rhein“ Kriegslied wurde, Max Schneckenburger, geb. zu Thalheim in Württemberg 17. Februar 1819, † zu Burgdorf bei Bern 3. Mai 1849. Der Komponist Karl Wilhelm, † Schmalkalden 26. August 1873. Über dieses Lied erschien eine besondere Schrift: „Die Wacht am Rhein, das deutsche Volks- und Soldatenlied des Jahres 1870, von Georg Scherer und Franz Lipperheide. Berlin (Lipperheide) 1871.“ — Einen vortrefflichen Aufsatz veröffentlichte schließlich auch der bekannte schwäbische Publizist Wilhelm Lang: „Max Schneckenburger, der Sänger der ‚Wacht am Rhein‘ und seine Tagebücher“, in der „deutschen Rundschau“ LIX (1889), S. 260—280. L. Tr.

Briefkasten.

Frl. Cl. D. in H. Sie können mir Prosaisches zur Prüfung einsenden, aber mit edler Mäßigung, das heißt nicht gleich einen Berg. — Herrn E. S. in F. Die Gedichte zeugen für Empfindung, aber sie sind skizzenhaft, zu sehr abgebrochen. Ich will sehen, ob sich „Der Mandelbaum“ doch gebrauchen läßt. — Frl. M. S. in St. Die zwei lyrischen Gedichte sind in Form und Ausdruck zu herkömmlich; die Bitte des Mondes scheint aber Anlage für frohlaunige Stoffe zu verraten. Vielleicht gelingt Ihnen auf diesem Gebiet eher etwas Druckfähiges. — Nr. 2. X. 1) Die Entscheidung über den Roman erhalten Sie vom Verlag brieflich. 2). „Ich denke Dein“ ist nicht glücklich im Bilde. 3) „Erträumte Liebe“ erscheint noch nicht; ich habe keine Zeit, die Dichtung druckfertig zu machen. Besten Gruß. — Ohne Namen. („Eine Frage“, „An mein Berghaus“.) Beide Gedichte haben einen frischen Ton, aber sind noch nicht reif genug. Senden Sie gelegentlich neue Versuche. — Herrn. G. Fr. Worms. („Frage“) Schlußwendung hübsch, das Ganze aber leidet an lyrischer Magerkeit. — Frl. Anna: 1. Akt: der erste Geleitbrief zu Gedichten war eitel Honig; mir wurden fuderweise Lorbeerkränze an den Kopf geworfen und ich war „Teurer Meister“. 2. Akt: Ablehnende Antwort. Tiefgekränkte Dichterin. Zweite Sendung. Aufschrift: Sehr geehrter Herr! Wieder abgelehnt. 3. Aufzug. Aufschrift: Redaktion der Roman-Zeitung. Inhalt: Andere Blätter haben einen andern Geschmack (soll heißen: einen besseren). „Ich bin zu stolz, noch länger lästig zu fallen.“ Nicht ein Lorbeerblättchen mehr für mich. „Sie“ geht hoheitsvoll ab; „Er“ bleibt geknickt zurück. Vorhang fällt. — Frau Cl. Sp. in O. Das Buch „Laienpredigten für das deutsche Haus“ erscheint wohl noch in diesem Jahre. Ich habe in den für die Frauen bestimmten Abschnitten mein System weiblicher Bildung eingehend dargelegt. Auf das Hohnlachen im Lager der Schwärmerinnen für weibliche Gymnasien freue ich mich schon jetzt. Besten Dank und Gruß. — C. G. S. „Herbst“ zeigt Begabung, aber ist noch unausgereift. „Poesie“ ist zu herkömmlich. — Frau v. H. in L. Das Werk ist bei Brockhaus in Leipzig erschienen und kostet 14 Mk. — Frl. B. L. in H. Wenden Sie sich an den Reform-Verein unmittelbar. Ich will weder zu- noch abraten. Solche Entschließungen hat jedes Elternpaar selber zu fassen; und da Vater und Mutter dafür sind, hat ein Fremder kein Recht, sich einzumischen. Ich denke mir mein Teil, aber vorläufig in der Stille. — Herrn. Dr. A. St. in R. Die „Spaziergänge in der Seele“ werden durch den ganzen Jahrgang gehen, aber bestimmte Fristen kann ich nicht innehalten. — Frau Ellen. Daß ich mich in Ihrem Traume so seltsam benommen habe, kann ich mir gar nicht verzeihen. Ich bin zu jeder Buße bereit. Besten Gruß! — Bydon aus Prag. „Zigeunertod“ leidet durchweg an äußerlichem Pathos. Der Gedanke des kleinen Sinngedichts ist gut, aber der ließe sich in drei bis vier Zeilen treffender erledigen. Vielleicht enthält eine spätere Sendung Besseres. — Herrn G. Pr. in Str. Nach den mir vorgelegten Versuchen kann ich Ihnen nicht raten, sich ganz der Poesie zu widmen. Vor allem streben Sie, sich Boden für bürgerliche Unabhängigkeit zu gewinnen. Ihr Beruf wird Ihnen noch Zeit genug lassen, um in der Kunstpflege Freude und Erquickung zu suchen. Wenn es Sie drängt, können Sie immerhin dichten; vielleicht wächst Ihr Können im Laufe der Jahre. Aber lassen Sie sich nicht weglocken von dem eingeschlagenen Wege. Sie würden es bereuen. Besten Gruß. — Frau M J. in G. „Herbstesahnen“ und „Silberfäden“ sind beide nett, und sind auch aufrichtig empfunden, aber bei schärferer Prüfung werden Sie selbst finden, daß Gedanke und Bilder hundertmal verwertet sind und es auch der Sprache an Eigenart mangelt. Nichts für ungut. — Herrn. A. B. in M. Leider ungeeignet. — Frl. M. v. S. in H. Das Gedicht ist zu harmlos. Sie können mir gelegentlich drei andere senden. — Frl. Elis. K. in R. (Pommern). „Erinnerung“ entstammt der Kunstspielerei und besitzt nichts Eigenartiges. — Victor S. Die zwei Gedichte sind noch allzu kindlich. Aber bewahren Sie sich den reinen Sinn; er ist mehr wert, als das schönste Gedicht. — H. a. B. Heidelied unverwendbar. Frl. Cl. D. in H. „Aufblick“ ist hübsch, aber mehr für ein Tagebuch passend. Unter den Prosaaussprüchen, die übrigens gesunde Ansichten enthalten, ist nichts Eigenartiges. Der Stil ist flüssig. — H. in D. In Ihnen scheint Begabung zu stecken, wenn auch noch keines der drei Gedichte druckreif ist. Sie können mir gelegentlich neue Versuche senden. — Frl. O. H. in L. (Meckl.) Die Gedichte gehören zu jener häuslichen Lyrik, welche die kalte Luft der Öffentlichkeit nicht verträgt. — Hans G. in M. (Meckl.) Der Liedercyklus soll mit einigen Änderungen kommen. Besten Gruß. — Gymnas. E. M. in S. Nicht unbegabt, aber die freien Rhythmen noch unsicher behandelt. Sie dürfen gelegentlich neue Versuche senden. — Frl. J. Kl. in R. Leider ohne Spur von Begabung. Sie würden umsonst nach dem „Lorbeer“ ringen. Darum lassen Sie den Traum fahren und geben Sie Ihrem Leben eine vernünftigere Richtung.

Inhalt der Nr. 2.

Kloster Lugau. Roman von Wilh. Raabe. Forts. — Die Macht des Kleinen. Roman von A. von der Elbe. Forts. — **Beiblatt:** Mein Herz. Von Curt Heinrich. — Sehen und glauben. Von Mathilde Lammers. — Gottesdienst. Von Otto von Leixner. — Aus „My Lady Nicotine“. Nach J. M. Barrie von P. Witt. — Regina. Von Gerhard von Prittwitz und Gaffron. — Gedanken. Von Peter Hille. — Kleinigkeiten. Von Feodor Holm. — Einiges aus Welt- und Afterweisheit. Von Dr. Paul Mahn. I. — Verlorenes Glück. Von Georg Fischer. — Vermischtes. — Briefkasten.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Digitized by Google

Deutsche Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 3.

Kloster Lugau.

Roman

von

Wilhelm Raabe.

(Fortsetzung.)

Zwölftes Kapitel.

Im sechsten Kapitel nämlich war es, wo die Leser vielleicht zuerst wieder die leise Ahnung gewinnen konnten, daß doch auch diesmal bei genauem Aufmerken irgend ein verständlicher Zusammenhang in die Geschichte hineinzubringen sei. In diesem Kapitel kam der kleinen Eve Kleynkauer der Faden des Zusammenhanges zwischen ihr und den Dingen dieser Welt völlig abhanden; aber der große Mann im Buche, den Wittenberg „Horatio" nannte, der Herr Hofrat Doktor Herberger, war wieder am Platze angelangt und auch schon an dem Gesellschaftsabend der Frau Oberkonsistorialrätin u. s. w. erschienen — diesmal nun wirklich in wirklich geheimer Sendung vom Himmel her; so meinte wenigstens die Tante Euphrosyne trotz ihrer mehr oder weniger berechtigten Verstimmung gegen den Mann. —

Die Leser erinnern sich, zumal wenn sie noch einmal darauf aufmerksam gemacht werden, aus ihren Jugendstudien, daß der Erdball mit allen seinen Ländern und Meeren nach Merkators Projektion auseinandergezogen und zu Papier gebracht werden kann. Dann liegt er platt und übersichtlich vor einem, und nimmt in jedem besseren Atlas beide Seiten ein, und wenn man den Band aufschlägt, hat man das, was sonst die westliche Halbkugel heißt, zur Linken und die östliche zur Rechten. Und wenn man, um einen verstohlenen, späten Lichtschein dem Auge der Welt zu verstecken, den Folianten um sein Lämpchen aufgerichtet hinstellt, dann hat man nach Herrn Kaufmanns oder Krämers Rechnung gleichfalls Amerika zur linken Schläfe und die anderen Weltteile zur rechten. Auf das Buch oder den Brief kommt es dann an, ob hinter der Welt nach Merkators Projektion die Schläfen schmerzen oder nicht. Natürlich hängt das immer etwas damit zusammen, wie das Blut durch das Herz getrieben wird durch solche nächtliche Lektüre.

„O Gott, o Gott, o Gott!" schluchzte Eve Kleynkauer. „Er ist so gut, so klug und gelehrt, — und ich? Ich weiß es ja nur zu gut, daß ich nichts bin, nichts weiß und nichts kann, und seiner Güte und Weisheit, und seiner hohen Pläne mit mir und der Menschheit nie, nie wert werden kann! O, weshalb hat er mich doch nicht gelassen — und bei der Tante Euphrosyne gelassen, da er das doch auch gewußt hat und wie es auch jetzt ja wieder aus seinem edlen, guten Briefe hervorgeht?! Was kann ich ihm denn sein, wenn ich mir auch noch so große Mühe gebe, es zu lernen, was ich ihm sein kann, und es nicht fertig bringe, weil sich mir alles, alles nur immer mehr und mehr verwirrt? Ich kann ja nichts dafür, ich kann ja nichts dafür — ich wollte es ja so gern ändern und mich auch — ja, mich auch, wenn ich es nur könnte! O, lieber Papa, o, liebe Mama, ich kann ja nichts dafür, daß ich so dumm und selbstsüchtig, nur Ich bin, und er er — ich möchte euch und ihm ja alles zuliebe thun und anders werden und der Welt mehr nützen. O, wenn ich es doch nur könnte! . . . Und es giebt so viele andere hier in der Stadt, die seiner so würdig wären, und an die er nicht so schreckliche, gute, edle Briefe schreiben müßte. Weshalb mußte er doch gerade auf mich fallen, da er doch wußte, daß ich keiner seiner hohen Aufgaben gewachsen bin, daß ich auch in der Schule schon keiner von meinen Aufgaben gewachsen gewesen bin? Da war Monika Neander, die ihn so viel besser als ich in seinen hohen Bestrebungen begriffen hätte und hätte folgen können. Und Batilde Musurus, die fast ebensogut lateinisch und griechisch versteht wie ihr Papa! Und die beiden von Nettesheim, früher meine besten Freundinnen, und die jetzt alle zwei — Justine sowohl wie Renate — nun so böse auf mich sind, weil sie meinen, daß ich jeder

Digitized by Google

von ihnen im Wege gestanden habe. O ja, und auch sie hätten ihm wirklich besser als ich auf seinem hohen Wege folgen können, das ist ja auch wahr; aber daß ich ihnen im Wege gestanden hätte, das ist nicht wahr! Die Tante Euphrosyne weiß es, und — und — es ist ja auch nur mein großes, unverdientes Glück, und — ich — ich möchte mir ja auch alle Mühe geben, es nun zu verdienen, wenn ich nur wüßte wie, und die geistigen Kräfte und Fähigkeiten dazu hätte! O, es ist doch zu schrecklich um so ein unnützes Geschöpf wie ich, und solch armen dummen Kopf wie meiner, der über das Edle und Erhabene, ja, ja, über das Edelste und Erhabendste und Beste nichts kriegt als sein ewiges, thörichtes Kopfweh! O, an Renate von Nettesheim hätte er ganz gewiß solch einen Brief nicht zu schreiben brauchen! Ach, und nun die fürchterliche Frage: muß ich ihn der Tante doch zeigen oder nicht, wenn sie ihn wieder sehen will?"

Dies war freilich eine nicht unbedenkliche Frage! Das Kind hatte schon mehr als einen von derselben Sorte, wenn auch noch keinen ganz so im Demantlicht einer edelsten Mannesseele strahlenden, der Tante gezeigt, oder vielmehr die Tante ihn sich zeigen lassen, und jedesmal hatte es nachher, sowohl am Universitätsplatze wie auf Kepplershöhe, bewölkten Himmel, wenn auch gerade nicht Blitz und Donnerschlag, so doch ein mehr oder weniger deutliches Grummeln und Brummeln gegeben.

Die Tante hatte ihr indiskretes Hineinschnüffeln in fremde, wenn auch noch so liebliche Korrespondenz nicht bloß mit einem Ha und Hm begleitet, nein, sie hatte auch Bemerkungen dazu gemacht, die sogar sehr deutlich von schwüler, gewitterschwangerer Temperatur in ihrer Seele redeten. Wenn die Tante Euphrosyne in einer gewissen Weise die Nase kraus zog, dann pflegte jedesmal Evchen die Hände ganz angstvoll zu falten:

„O Gott, habe ich etwas verbrochen? Tantchen, habe ich was gethan, was nicht recht ist?"

„Bewahre, dummes Lämmchen! Aber glaubst Du wirklich, Du seist allein in der Welt? Ne, ne, es giebt noch andere Leute in der Welt, und diese alberne nichtsnutzige Welt im ganzen noch obendrein. Zum Henker das Vergnügen, das alles nur zu genau zu kennen! Das sollen einige große Philosophen fertig gebracht haben, sich nach genommener Einsicht nicht weiter mehr darüber zu ärgern: so weit habe ich es aber leider noch nicht gebracht!" —

Nun dieser schönste Tintenerguß eines zärtlich liebenden Herzens?

„O, er schreibt es ja so deutlich, daß seine Sorge nur für mich ist! Ich soll sie ganz allein nur in mich zusammenfassen. Niemandem soll ich diesmal mit meiner Angst kommen — keinen um ein liebes Wort dazu bitten! Und die Tante Euphrosyne am wenigsten. O, er schreibt es hier ja so deutlich, daß er der Guten, der Besten gar nicht traut, und das ist ja das allerschlimmste für mich; o, lieber Eckbert, bester Eckbert, was soll daraus werden? Was soll zwischen uns beiden daraus werden?" —

Das Kind nahm damals diesen herzigen Bräutigamsbrief nicht mit in sein Bettchen, nachdem es in der winterlichen Nacht nicht fröstelnd, sondern frierend sein Licht ausgeblasen und die Welt nach Merkators Projektion zusammengeklappt hatte. Nicht unter das Kopfkissen nahm es ihn mit, und dorthin hätte er doch am ersten gehört; denn jedes Kind weiß es ja, was das nutzt, sein Schulbuch unters Kissen zu legen, wenn man was lernen soll, was nicht in den Kopf will.

Eve Kleynkauer ließ Herrn Doktor Scriewers Schreibebrief zwischen den nach Herrn Krämers Rechnung auseinandergezogenen fünf Weltteilen, und da war er ja fürs erste auch wohl am besten aufgehoben. Nicht am sichersten, wie sich nach längerer Zeit auswies.

In dieser längeren Zeit war Evchen Kleynkauer krank, — nicht besorgniserregend, doch so, daß sie allen Sorge machte, und ihren nächsten Angehörigen, die im täglichen Verkehr oft nicht die hierher gehörigen scharfen Augen haben können, nicht selten den verdrießlichen Ausruf abrang:

„Aber Du solltest Dich doch etwas zusammennehmen, Mädchen!" —

Fernstehende pflegten zu sagen: „Was fehlt eigentlich der jungen Dame?" und dann setzten sie gewöhnlich hinzu: „Das ist so ein allerliebstes Mädchen, so ein gutes Kind; aber wenn es mein Kind wäre, würde ich nicht aus der Unruhe herauskommen."

Wer darob nicht aus der Unruhe herauskam, das war die Tante Euphrosyne; und daß sie sie nicht so zeigen durfte, wie sie wohl gemocht und es sich gebührt hätte, das machte das Elend wahrlich nicht gelinder. Kummer der zum Grimm wird, verbessert den Charakter durchaus nicht, und wer diese psychologische Thatsache zu seinen übrigen philosophischen Erfahrungen, Betrachtungen u. s. w. legen durfte, das war Horatio, der Doktor der Weltweisheit, Franz Herberger, dem wir hier an dieser Stelle seinen ihm gebührenden gesellschaftlichen Titel wieder einmal nicht geben.

Da sie den Mann wieder in Wittenberg hatte, nutzte sie ihn natürlich auch aus, die alte Dame vom Universitätsplatze. Ihm schob sie mehr und mehr die ganze Verantwortlichkeit für den Jammer in die Schuhe, und wahrlich, nicht bloß in die Schuhe.

Hätte er nicht zuerst einen Narren gefressen an dem holden Knaben, dem edlen Jüngling, dem „ekligen Bengel", so wäre nichts so gekommen, wie es nachher kommen mußte. Was hatte er, Horatio, überhaupt am Universitätsplatz und auf Kepplershöhe bei der Tante Euphrosyne zu suchen, wenn er nichts wollte, als ihr ihr armes, kümmerliches, vergälltes Leben noch mehr in Unordnung zu bringen? Kannte sie, die Tante, sie alle nicht schon längst genug? Mußte sie sie durch so einen zugelaufenen, sogenannten guten Freund noch genauer kennen lernen? Sie dankte dafür, aber wenn sie gleich von Anfang an dafür gedankt hätte, so wäre das freilich noch besser gewesen. Wer aber kann es sich denn jederzeit vorhalten, was daraus werden kann, wenn man sich wieder mal dem Bedürfnis hingiebt, einem anscheinend vernünftigeren Menschen die Hand zu drücken?

Digitized by Google

„Ihrem Mamert hätte ich sie drücken sollen, lieber Herberger; denn der war nicht nur zehntausendmal vernünftiger, sondern auch verständiger als Sie, bester Herberger. Der hatte Weltverstand. Der kannte sie auch alle, und unsern speziellen Burschen hier kannte er unbedingt besser als Sie!"

„Liebe Tante, ich habe mir nie angemaßt, sie alle — uns alle so genau in- und auswendig zu kennen wie Sie. Ich würde das meinerseits unbedingt für eine Überhebung erachtet haben. Und dann hat man ja auch seine eigenen Lebenslasten auf der Seele und genug damit zu thun!"

„Da haben Sie recht, Franz, und Laura kann ebensogut darüber nachsagen wie Eva," seufzte die Tante Euphrosyne.

Man brach auch in diesem Falle das Gespräch besser ab, als daß man es fortsetzte. Häkeleien kommen auch zwischen den größesten Philosophen vor, auch wenn die Weisheits- und Wahrheitsfreunde von verschiedenem Geschlecht sind, und das erste gegen das andere unter allen Umständen zu der ausgezeichnetsten Höflichkeit verpflichtet ist. Der Weise hält den Mund, denkt am sichersten der Philosoph, wenn die Philosophin noch lange nicht denken will: der oder die klügste giebt nach. —

An dem Lebensschicksal der kleinen Eva änderte für jetzt der fortgesetzte freundschaftliche Verkehr und Seelenaustausch zwischen dem Hofrat und der Herrin von Kepplershöhe gar nichts. Nicht der kleinste Bruchteil von Lebenslast wurde ihr dadurch vom Herzen genommen. Das junge Mädchen kränkelte unruhig weiter und zu dem schönen Brief zwischen den Blättern der Welt nach Merkators Projektion geriet fürs erste leider weder die Tante Euphrosyne noch der Herr Doktor Herberger. Er hätte da wohl gut gelegen, wenn er sich nicht ununterbrochen in dem Köpfchen und Herzchen der Kleinen, auch aus seinem Versteck heraus, in den täglichen Verkehr der beiden Liebenden gemischt hätte. Da sollte denn wohl nicht bloß das Herz und der Kopf, sondern auch der Magen, von den Nerven gar nicht zu reden, der glücklichen Braut in Mitleidenschaft gezogen werden und zu dem täglichen Besuch des Doktors Scriewer auch den des Hausdoktors nötig gemacht haben!

Ja, wenn der ein Mittel gegen die Liebe, das heißt, in diesem Falle gegen den liebenswürdigen, blonden Eckbert, gewußt hätte! Er erkannte aber weder den Sitz des Übels, noch das Übel selber, rechnete diese Patientin zu denen, bei welcher ein vielbeschäftigter Arzt gern vorfährt, um die Familie zu beruhigen, von den neuesten Tagesneuigkeiten ein Wort zu plaudern und sich im übrigen auf die gute Natur der jungen Dame zu verlassen. Daß das kommende Frühjahr unbedingt eine Änderung zum Bessern in den Zuständen ihres Lieblings hervorbringen müsse, davon sind Papa und Mama ja auch ohne ihn überzeugt, trösten sich aber an der wiederholten Versicherung des großen Fachmanns immer mit derselben dankbaren, herzlichen Bereitwilligkeit. Man kann des Trostes eben nie zuviel kriegen.

Dreizehntes Kapitel.

Ja, das nächste Frühjahr! Der neue Frühling! Der Mensch bleibt doch immer derselbe. Auch in den Zuständen, in denen er nur vom Zufall noch Hilfe, Rettung, Genesung und sonst alles Beste erwartet, läßt er doch im tiefsten Innern das Vertrauen auf das ewig Bleibende, immer Wiederkommende, keinem Zufall Unterworfene nicht los. Im Sommer wird er immer auf den Winter rechnen und im Winter auf den Sommer, und aller Trost, den ihm gute Freunde spenden, wird nie auf den Deus ex machina hinweisen, sondern stets auf die Regel, das ganz Selbstverständliche, das Dauernde im Wechsel.

Und nun, da wir dieses sehr schön auseinandergesetzt haben, dürfen wir ja auch wohl, ruhigen Gewissens und wie als wenn wir gar nichts gesagt hätten, dem Zufall, dem Gott auf der Maschine, sein volles Recht geben und den Leuten die unzweifelhafteste Berechtigung, die Hände zusammenzuschlagen und zu rufen:

„Nein, wie das doch oft so ganz anders kommt, als man es sich eingerichtet und erwartet hatte!" —

Nämlich, während man in „Wittenberg" noch im dicksten Winter schmachtete, die Tante Euphrosyne dem Elend kein Ende absah und „Horatio" ihr mit seinen Betrachtungen und Zusprüchen mehr und mehr lächerlich vorkam, und zwar, je weniger sie zum Lachen aufgelegt war, saß in Tübingen im Schwabenlande ein junger Mensch, der keine Ahnung davon hatte, daß er je von irgend welchem Werte hier sei und gar nicht im Zusammenhang der Dinge zu entbehren sei, im grünsten, blühendsten, sonnigsten Frühling, und zehntausend Lerchen tirilierten in seiner Seele, wenn er zufällig mal von seinen Büchern und Handschriften aufsah und in das Schneegestöber draußen hineinlachte. Denn was das Äußerliche anbetraf, so war's in Tübingen noch ebensosehr Winter wie in Wittenberg, ja fast noch mehr. Was die Rauhe Alb an Wetter und Wind in das Neckarthal hinübersandte, machte ihrem Namen alle Ehre. Ihr wagehalsigster Sänger und Dichter hätte es jetzt noch nicht gewagt, ihr Wehen lind und ihren Atem weich zu nennen. Sie heizten in Stadt und Universität noch ebenso energisch wie im höheren Norden, jenseit der Mainlinie. Der Neckar war ausgefroren, und Uhlands Grab lag ebenso tief im Schnee, wie Bürgers und Höltys. In dieser Hinsicht war im Süden keine Eigentümlichkeit bemerkbar, die dazu hätte berechtigen können, eben erwähnte Mainlinie politisch aufrecht zu erhalten. —

Was der Historisch-Gelehrte im Januar immer sagt, wenn ihn friert, das sagte auch unser Jüngling im deutschen Süden, nach dem Blick aus dem Fenster sich am Ofen behaglich die Hände reibend:

„Dees kann a Chronikenwinter gebe!"

Dann, die kurze, fröhliche Joppe um seine mannhaften Glieder fester zusammenziehend, ging er zu seinen Büchern und Manuskripten zurück, und wir erlauben uns, ihm über die Schulter einen Blick auf das zu werfen, was er da augenblicklich treibt, und da

Digitized by Google

ist es ein wahres Glück, daß die Leserin nicht mit uns zuguckt. Erstens würde sie nichts von der ganzen Geschichte auf dem Tische verstehen und zweitens würde sie doch einer gewissen Enttäuschung anheimfallen: dieser junge Mann beschäftigte sich, nach diesen vorliegenden Skripturen, nicht damit, verklungenen Sang wieder aufzuwecken und die Ritterharfe vom Staufen wenigstens so gut als möglich bürgerlich weiter zu schlagen.

Schwabenspiegel — Corpus juris — fränkische Kapitularien — Kaiserrecht — Laßberg, Wackernagel, Gengler — fränkische und allemannische Volksrechte — Sachsenspiegel — Land- und Lehnrecht — Homeyers kritische Ausgabe — Eike von Repkow — Eike von Repkow — Eike von Repkow, und so weiter, Blatt ein, Blatt aus, mit frischester Tinte im Text der Handschrift des neunzehnten Jahrhunderts, unterm Text und am Rande — dem findigsten Setzer nicht lesbar, wenn keine vernünftige Abschrift genommen wurde. Diejenige junge Leserin, der es hier nach dem ersten Blick nicht so bunt, konfus und wirr vor den Augen wurde, wie es dem jungen Gelehrten bei seinem Werk nach dem hunderttausendsten geworden zu sein schien, die hatte was zuzusetzen auf diesem Felde, konnte selber eine Abhandlung über Sachsen- und Schwabenrecht schreiben, und durfte, wenn sie sich nachher nach ihrem eigenen Recht im Spiegel besah, einerlei, ob als Schwäbin oder als Sächsin, sich ungemein interessant und reif für den Züricher Doktor vorkommen, so hübsch sie sonst auch sein mochte.

Es war ein germanisches Meisterwerk, das da vorlag, oder sollte doch eines werden. Und daß der jüngste Tübinger Doktor, der Doktor Herr Eberhard Meyer in Tübingen mit dem ausgefrorenen Neckar unter seinem Fenster mit seinem ganzen Hirn und Herzen augenblicklich sich an der ebenso eisstarrenden Elbe, Saale oder Leine befand und doch so frühlingswarm und in seiner Bude donnernd auf- und abschritt, das hatte ebenfalls seinen Grund. Bis auf eine Lesart war der letzte Herausgeber des Schwabenspiegels ad absurdum geführt — Herr Julian Schmidt wußte nicht mehr von dem Dinge als dieser arme Sünder. Diese Lücke ausgefüllt und die Sache war fertig, die Handschrift abgeschlossen und der Ehrenplatz auf diesem Felde der historisch-juristischen Wissenschaft glorreich errungen. Und Herr Eberhard Meyer hatte es herausgebracht, wo der Kodex des Sachsenspiegels lag, der für alle kommenden Zeiten hier Ordnung stiftete und der in diesem Fache gelehrten Welt endlich ihre Ruhe gab! Diejenigen Leser aber, die jetzt den Ort nicht auch schon wissen, sind einfach dumm, und an ihrer weiteren Bildung und Aufklärung hoffnungsreich weiter zu arbeiten, ist für den Historiographen in der That eine schwere Auflage.

Natürlich lag der Kodex in Wittenberg, und ebenso selbstverständlich hatte der junge Rechtshistoriker im deutschen Süden darum an die dortige Universitätsbibliothek geschrieben, und der Dekan seiner Fakultät hatte dem Briefe das Zeugnis mitgegeben, daß man dem Absender die kostbare Handschrift zu seinem Zwecke wohl anvertrauen könne, daß sie in guten Händen sein werde und ihrer Zeit ohne Eselsohren, Schnupftabaksnasentropfenflecke, Fett- und Tintenflecke und dergleichen Verunzierungen treulich und dankbarlichst zurückgestellt werden würde.

In fröhlichen Schmerzen wartete nun Herr Meyer seit einigen Wochen auf das Anlangen des Cimeliums, und wenn er das Lied von der alten Burschenherrlichkeit pfeifend, im kitzelnden Behagen sich die Hände reibend, aus dem Fenster seines Burschenstübles, sei es in das Schneegestöber, sei es auf den im Wintersonnenschein unter seiner Eisrüstung glitzernden Neckar blickte, sah er viel weniger nach dem Wetter als nach dem Briefträger aus.

An dem Morgen aber, an welchem wir zuerst seine Bekanntschaft machen, mischte sich zum ersten Mal doch einige wirkliche Ungeduld in sein bis jetzt, wie geschildert, durchweg vergnügtes Hoffen und Harren.

„Endlich könnte Se da hinte in ihre Nordpolarländer sich wenigstens zu einer höflichen Antwort aufgeschwunge habe," brummte er, nach einem neuen Auslug aus dem Fenster und zwar nach links, gegen des seligen Meister Ludwigs Behausung hin. „Ja, freilich, wenn der sie um die Gefälligkeit angegange wäre, hätte sie, wenn auch nur aus politische Rücksichte, mehr Anstand walte lasse. Ja, so sind sie, diese Preuße, und ihre Mußpreuße mache es ihne in allem, was unsereinem an ihne nit behaglich ist, natürlich mit Erfolg nach. Herrgott, na wartet nur, ihr Makedonier! Euch wird Athen auch nach Chäronea noch recht häufig den Schwa — den Höflichkeitsspiegel über den Main vorhalten müssen! An mir soll's wenigstens nit liegen, wenn —"

„A Briefle, Herr Doktor Meyer!"

„A Batzen Trinkgeld, Schwitzgäbele, wenn —"

„Er von der Braut ischt, Herr Doktor?"

„Von der nordischen Vormacht, dummer Kerle."

„Das kann i weiß Gott nit sage; aber von die — Preuße kommt er wohl; und a paar Kreuzerle verdient i bei der Saukälte wohl von jedem Korreschpondenten, dem i dies Wetter von der Gaß mit in die warme Stube bring."

Der Götterbote war gegangen, und der Göttergünstling, das Schreiben in den Händen wendend und das Sigill der Wittenberger Universitätsbibliothek darauf gewahrend, citierte zuerst den göttlichsten Sänger seines Vaterlandes:

„Und leis wie aus himmlischen Höhen
Die Stunde des Glückes erscheint,
So war sie genaht ungesehen,
Und weckte mit Küssen den Freund."

Dann sagte er etwas kleinlaut: „Was Teufel, bloß a Schreibebrief?"

Dann erst öffnete er die Antwort der „nordischen Vormacht" auf sein höfliches Ersuchen.

„Kodex?!... Jawohl — Podex! Herrgottssackerment!" ächzte er sofort nach dem flüchtigsten Überblick der dienstlichen Mitteilung der Wittenberger Universitätsbibliothekverwaltung.

Wir werden die Antwort nicht ihrem Wortlaut, sondern nur ihrem Inhalt nach, aber ebenfalls dienstlich, mitteilen. Den Wortlaut schenkt die Leserin uns

Digitized by Google

gern, und wir ihn ihr noch lieber: mit dem Schema holt man weder dem Zusammenhang der Dinge noch dem Zufall gegenüber den Kern des eben vorbeigleitenden Daseins heraus.

Mit dem besten Willen konnte Wittenberg dem litterarischen Wunsche aus dem Süden nicht Folge leisten. Und wenn Ludwig Uhland aus dem Grabe aufgestanden und gekommen wäre, um hier eine Lücke in der deutschen Rechts- und Volksgeschichte auszufüllen — einerlei, ob als Rechtsanwalt, Mitglied der württembergischen Ständekammer, Abgeordneter zum deutschen Parlament, oder als Professor der deutschen Litteratur und Poet: Wittenberg hätte ihm den Sachsenspiegel nicht zur Einsichtnahme vorlegen können. Aus dem einfachen Grunde, weil es ihn nicht hatte! — —

Aber der Kodex sollte, mußte sich dort befinden! Wußte das die gelehrte Welt nicht ganz genau?

Jawohl! Wenigstens beinahe. Nicht in Wittenberg lag er, sondern in Lugau; aber Lugau steht so in jahrhundertelanger Verbindung mit Wittenberg, daß hier ein kleiner Irrtum, auch der gelehrtesten Forscher, möglich und entschuldbar war. Das Schlimme aber war, daß die Damen von Lugau ihre wissenschaftlichen Schätze nicht jedem Beliebigen durch die Post zur Verfügung stellten und solches auch gar nicht durften.

Wer in dieser Hinsicht wie auch in anderer von den Nonnen von Lugau etwas wollte, der hatte, seit der Reformation, selber zu kommen. Kam er als ein höflicher, liebenswürdiger, angenehmer Mensch, so stand ihm vieles zur Verfügung. Es hat sich seit Doktor Martin Luthers Zeiten mehrere Male zugetragen, daß ein anderer Doktor, meistenteils freilich jüngerer Gelehrte, die Litteraturkostbarkeiten der tausendjährigen Stiftung sich hat zeigen lassen, daß er genaue Einsicht zu seinem Zweck nahm und nachher — die Bücher an ihrem Orte liegen ließ, aber eine der Bibliothekarinnen mit sich nahm, und sonderbarerweise immer eine der jüngsten und hübschesten.

„Das ist nun das menschliche Leben!“ ächzte der liebenswürdige, junge schwäbische Gelehrte, nachdem er zu der geschäftlichen Mitteilung auch die höflich bedauernde Privat-Schlußwendung des Wittenbergers in sich aufgenommen hatte. „Da liegt die ganze Herrlichkeit über den Haufen! Da steh i nun! wie a Kind, das sich noch a Zuckerpüpple vom Baum holen wollte und sich die ganze Christbescherung über den Leib heruntergezogen hat. Das ist 'ne schöne Bescherung — sackerment, was thu i denn jetzt nur hier? Rein muß meine Sach ins Buch oder i verzicht auf den Lorbeer ganz und lasse die ganze Suppe stehen! Und wieder die Frauenzimmer im Spiel! Herrgottsackerment, selbst aus dem Schwaben- und Sachsenspiegel können sie ihre Nasen nicht weglassen. Lugau. Die Nonnen von Lugau? Ja, wenn's im schönen Sommer wäre, könnte man das Ding beinahe von der poetischen Seite nehme. In einem Klostergarten — dem Klostergarten von Lugau — unter Rosen, Orgelklängen, stillen Jungfrauen — schwarzweißen natürli! den Schwabenspiegel kollationiert haben; dees könnte wirklich was werden, womit man hernach hier am Ort nicht bloß bei dem Fachgenossen, sondern auch in der Kneipe die Gemüter bewegen könnte. Aber jetzt — bei dieser Jahreszeit nach dem Nordpol? I danke gehorsamst! Die alten, heimtückischen Schachteln — diese Lugauer Christusbräute werde sich sauber mit meinem Kodex in ihre Klausur verkroche habe, wenn — sie nit gar schon mit ihm eingefeuert habe. Na ja, die Lugauer Schwester Pförtnerin, die mir mit solcher Benachrichtigung ans Thor käme, möchte i auch nit sein — meines Gesichtes wegen. I selber besähe es ums Verrecke für längere Zeit in keinem Spiegel der Welt!“

Das letztere Wort stellt auch für den fröstelndsten Feinsinnigen es unumstößlich fest, daß Doktor E. Meyer trotz seiner Abneigung, im kalten Januar und einer gelehrten Schnurre wegen, den Main zu überschreiten, in Gedanken packte, ja sich schon auf der Heerfahrt befand, ja, ja, ja, sogar schon in Lugau angelangt war und dort in der Klosterbibliothek unter den Jungfernpergamenten wütete und wirtschaftete wie im Cäcilienkloster seines großen Landsmannes die Gebrüder Grimm — wollt ich sagen die Kameraden Spiegelberg und Grimm und die anderen Libertiner.

„Daß sie ihres eigenen wissenschaftlichen Bedürfnisses wegen jetzt in ihrer Bücherei das Feuer im Ofen nicht ausgehen ließen, steht nit zu vermute,“ seufzte unser Spiegel-Schwab. „Aber heize müssen sie mir, oder, Herrgottsackerment, ich heize ihnen ein, sei es mit Liebenswürdigkeite, sei es mit Grobheit! Aber — wer weiß — vielleicht kann die Sache ja auch ganz nett und lieblich ausfallen und unter Umständen angenehmer, als wenn man's mit so 'nem brutalen Flegel von Alma mater-Kanzleiverwandte zu schaffe kriegte. Herrgott, und wie ischt mir denn? Auch das Herz brauchte ja da nicht zu kurz zu kommen! Dem Blutgeruch könnte man nachgehe! Die Verwandtschaft möglicherweise begrüße! Sitzen uns denn da nicht seit dem Anfang des vorigen Säkulums die allermöglichsten unbekannten Vettern und Basen? Dees ischt nun wieder mal so wie es ischt! Mit dem Schwaben- und Sachsenspiegel zermartert man sich seit Äonen, und an dieses denkt man mit keinem Gedanken. Na, wartet, den lieben Leuten dort kann, wenn sie sich nur in der bescheidensten Weise anständig aufführe wolle, mit einem Vetter aus Schwaben ausgeholfe werde! Also vorwärts zu dene Wende, Wilze und Obotrite! In Gottes Namen hinein ins unheilige Deutschrußland, zu dene Semnone, Saxone, Burgundione, Variner, Rugier und Heruler, kurz, zu dene verflixte Borusse!“

Vierzehntes Kapitel.

Der Kaiser Napoleon, des Namens der Erste, ehe der seinen Feldzug nach Rußland antrat, hatte er doch auch erst seine Vorbereitungen zu machen. Auch er hatte zu packen, ehe er nach dem Herrscherthron von beiden Indien sich auf die Fahrt machte, und selbst ihm stellte es sich heraus, daß es damit nicht so leicht ging, wie es ihm die Phantasie, im ersten Augenblick des Entzückens sich auch noch als Großmogul

Digitized by Google

zu sehen, vorgespiegelt hatte. Da waren seine eigenen Truppen und Hilfstruppen zusammenzubringen, da war für den nervus rerum gerendarum zu sorgen, da war dies und war das, was eben noch nicht da war, sondern auch erst herbeigeschafft werden mußte. Er, der Kaiser der Franzosen, König von Italien, Protektor des Rheinbundes, damals in Paris, hatte, abgesehen davon, daß er wie jeder andere gewöhnliche Mensch in das Wetter guckte, seine „Verhältnisse" vor der Reise gerade so gut zu überlegen wie Doktor Eberhard Meyer gegenwärtig in Tübingen. Aber er, der Kaiser, hatte es doch besser und leichter als der Tübinger Doktor. Er hob, ohne jemand zu fragen, in Frankreich, Italien und Deutschland seine Truppen und Hilfstruppen aus, das Geld zur Expedition brachte er im Handumdrehen zusammen, und — das letztere war es vor allem, womit es in Tübingen haperte.

Gelehrte Leute, die einiges Interesse sowohl am Schwaben- wie am Sachsenspiegel nahmen, gab es da wohl, und mit litterarischem Rat waren sie auch gerade nicht knauserig; aber — der nervus rerum! Kontributionen konnte Doktor Meyer nicht ausschreiben, höchstens konnte er für seinen großen Zweck pumpen, und dieses that er denn auch.

Aber gerade hier nahmen die Verhandlungen Zeit weg. Wer opfert nicht gern alles für einen Platz im Tempel des Nachruhms? Gewöhnlich immer die, welche am wenigsten, ja meistens gar nichts zu opfern haben.

„Dann laß sie aber auch selber zusehen, wie sie es fertig bringen und hineinkommen," grinst die übrige Menschheit, fest die Taschen zuhaltend, jedoch in wohlwollendster Genußfähigkeit für alles, was die „Narren" in Kunst, Poesie und Wissenschaft „fertig bringen" werden.

Es wurde Februar, es wurde März, es wurde April, ja es wurde Mai, ehe der junge schwäbische Gelehrte „seine Verhältnisse so weit geordnet hatte, daß ihm nichts mehr im Wege stand, dem schwäbischen Vaterland durch eine endgültig abschließende Ausgabe seines Spiegels, gerade jetzt nach Sechsundsechzig, auch auf diesem Felde zu seinen Ehren in der Welt von neuem zu verhelfen."

„Gott sei's getrommelt und gepfiffen! War das ein Elend!" seufzte er. „Was hat man bis hierhin mit seine Redensarte auf dem Bauche krieche müsse!"

Damit meinte er wahrscheinlich so etwas wie das eben von uns in Gänsefüßchen Eingefaßte.

Im Monat Mai hatten Staat, gelehrte Gönner und gute Freunde im Königreich Württemberg das Ihrige endlich zur Sache geleistet, Doktor Eberhard Meyer aus Tübingen befand sich auf den Rädern, um dem Wittenberger Universitätsbibliothekskataloge aus dem Schwabenspiegel so grob als möglich zu kommen, und den lieben, armen, geistlichen Mädle in Lugau — Kloster Lugau — ihres Sachsenspiegels wegen so höflich und liebenswürdig als möglich. Wir aber haben ihn damit für's erste so weit als wir ihn brauchen und lassen ihn also fahren, und sehen uns wieder nach der Tante Euphrosyne um, die, während die Tage immer länger und immer schöner wurden, in ihrem Feldzuge so ungefähr beim neunundzwanzigsten Bulletin aus Molodetschno angelangt war. Und leider konnte sie dasselbe in der vollkommenen debacle rundum nicht schließen: La santé de Sa Majesté n'a jamais été meilleure. —

Ja. Während dieser Monate, während das Jahr sich aus dem Strengen ins Zarte milderte, der Schnee verging, Schneeglöckchen läuteten, die Frühlingssonne lachte und die Reben weinten, geriet die Tante immer tiefer in den härtesten Lebenswinter hinein und stak, auch so um den Mai herum, vollständig fest im Schnee und Eis der Welt nach Merkators Projektion.

Mit dem Kinde stand es, je mehr der Frühling auch nach Wittenberg kam, zusehends erbärmlicher. Und „zusehends" ist leider hier für die Tante Euphrosyne wie für uns das richtige Ausfüllwort. Es standen verschiedene Leute und hatten das Zusehen, ohne irgendwie die Macht zu haben, ein Wort in den Jammer hineinzusprechen, geschweige eine That zu thun und ihm ein Ende zu machen.

Es war an einem Apriltage, gegen das Ende des Monats, als die Tante Euphrosyne in ihrer „armen Kleinen" Mädchenstübchen allein saß, nachdem man ihr unten im Hause gesagt hatte: „Fräulein ist mit dem Herrn Doktor spazierengegangen, muß aber jeden Augenblick heimkommen."

Ohne in den Gemächern der Cousine oder in der Studierstube des Vetters Kleynkauer vorzusprechen, war die Tante eine Treppe höher gestiegen und hatte somit wieder einmal von einer Gewohnheit Gebrauch gemacht, zu der sie sich das Recht auch unter den jetzigen Umständen nicht hatte nehmen lassen.

Sonderbarerweise trieb sie augenblicklich Geographie in dem lieben Nestchen — natürlich nur aushilfsweise und in Ermangelung von anderem Zeitvertreib. Da das Kind kein Geheimnis vor ihr hatte, kannte sie alle seine kleinen Schätze und Herrlichkeiten in Schubladen, Kästchen, Näh- und Stickkörbchen, Mappen und Heften, auf Eck- und Hängebörten schon zur Genüge, griff also wie mechanisch nach dem Nächstliegenden zur Unterhaltung und das war diesmal die Welt in Landkarten — Eochens alter, abgegriffener Schulatlas.

Ein zierlich gedrucktes Heftchen: „Die Moral des Ur-Christentums im Lichte der Gegenwart von Doktor Eckbert Scriewer" hatte sie mit gekrauster Nase vorher aus dem Wege geschoben.

Nicht wenige Leute schieben das Neueste, das Beste in der Litteratur aus dem Wege, wenn sie auch nur in der Phantasie auf Reisen gehen können. Es hat immer seine Reize, in einem Atlas zu blättern, nicht bloß für das sorgenfreie Gemüt, sondern auch für das gedrückte, ja, für das letztere häufig mehr als für das erstere.

Auch die bekümmerte, sorgenvolle Seele der Tante Euphrosine machte sich sofort auf die Fahrt.

Der Zufall hatte ihr den südwestlichen Teil Deutschlands, damals noch nicht dem deutschen Reiche angegliedert, unter die Nase geschoben: Darmhessen vom Main an, Unterfranken, Oberfranken und das übrige von Baiern oder Bayern, die Rheinpfalz;

Digitized by Google

dazu das Großherzogtum Baden und das Königreich Wirtemberg, Würtemberg oder Württemberg bis an den Bodensee. Also kurz die ganze, schöne, linksmainische Gegend außerhalb des norddeutschen Bundes mit allen Wegen und Stegen, Landstraßen und Eisenbahnen zum freiesten Phantasieflug hingebreitet — auf dem Papiere.

Die Tante kannte manches dort schon aus eigener Anschauung, obgleich sie seit bald einem Vierteljahrhundert nicht mehr in Wirklichkeit auf Reisen gewesen war. An Heidelberg knüpften sich einige ihrer lachendsten Erinnerungen. Da war sie als junges Mädchen mit ihrem gelehrten Papa gewesen, um das Handwerk zu begrüßen. Und wie hatten damals Meister und Gesellen den gelehrten Vater Kleynkauer und sein junges, hübsches Töchterlein begrüßt! O, über den Fackelzug, für den der alte, würdige Herr sich vom Fenster des Ritters aus mit Thränen in den Augen bedankte, und von dem sie, die Tante Euphrosyne, heute mit lächelnder Wehmut noch ebenso genau wie damals, vor einem Menschenalter, wußte, wem er eigentlich galt!

Schwaben — das Land der Schwaben! Sie war vor einem Menschenalter nicht dahin gekommen, aber gewissermaßen von dort heraus! Sie, die Erbin von Kepplershöhe. Und so fuhr sie mit dem Finger am Neckar aufwärts, immer tiefer hinein in das Königreich Württemberg, und seltsamerweise verfinsterten sich ihre Mienen immer mehr auf dieser Fahrt: Doktor Eckbert Scriewer, außerordentlicher Professor der Logik, auf Kepplershöhe — der Herr von Kepplershöhe! . . . Von Deutschland bis nach Tumurkie im Innersten von Afrika, von Bopfingen, woher die Gelbfüßler stammen, an dem gelben Fluß, ist gottlob nur ein Schritt, oder besser ein Griff, wenn man in einem Atlas umblättert. Mit einem fast bösen Griff hatte die Tante umgeblättert und die schwarzroten Grenzpfähle mit der großen chinesischen Mauer vertauscht.

„Nimmermehr!" ächzte sie grimmig. „Und wenn ich mich in meinen alten Tagen auf die Beine machen müßte, um mir einen mir anständigeren Erbnachfolger aus der unbekanntesten Blut- und Namensverwandtschaft, wie eine Nadel aus einem Wagen voll Heu, herauszusuchen. Mein Gott, mein Gott, und mein armes Kind, dem ich da in dem alten Garten für so manchen schönen Frühling, Sommer und Herbst sein behaglich Nestchen gesichert glaubte! Wer hilft mir in dem Elend und aus dem Elend und der Verwirrung?"

Die bloße Vorstellung, daß der Laffe, der kalte Gefühlskomödiant ihr „armes Kind" eben vielleicht im Wittenbergischen botanischen Garten spazierenführe und sie es nicht hindern könne, daß auch er, der blonde Eckbert, mit Kepplershöhe in Sicht, auch sich da oben sein Nest mache und sicherlich auch den Stadterweiterungsbauplan mit in die Rechnung ziehe, machte ihr physisch so übel, daß das ganze himmlische Reich darunter litt. Sie schlug von neuem um im Weltbilderbuch und zerknitterte das Blatt China dabei vollständig; und — und da lag sie vor ihr: die Welt in Merkators Projektion und auf dem Blatte die Blätter mit der zierlichen, spinnenfüßigen, ihr leider nur zu gut bekannten Handschrift, in der Doktor Scriewer alles, was er schriftlich mitzuteilen hatte, zu Papier brachte — auch seine Liebesbriefe!

„Was haben wir denn hier?" fragte die Tante, mit spitzen Fingern wie nach einer Spinne, Raupe oder einem Tausendfuß greifend. „Was neues von der alten Sorte?"

Ihre Diskretion hinderte sie nicht, so indiskret als möglich zu sein. Alles, was von dem Knaben kam, hatte ja leider einen so unendlichen Wert für sie, mußte ihn haben — Gott sei's geweint und geklagt! —

Sie überflog das Blatt oder Heftchen. — Neu! — Unbekannt! — Sie las. Sie las weiter, und wie sie weiter las, wurden ihre Augen größer, greller — gräsiger. Immer mehr zitterten die Hände, die das zierliche Dokument hielten, immer unheimlichere Töne entdrangen der Tante Euphrosyne, und als sie dem Ende nahe war, las sie stehend, sitzend ging's nicht länger, und als sie zu Ende war, warf sie einen Stuhl um und stürzte fort, durch das Wort: „Du Lump!" Evchens Kanarienvogel fast zu Tode erschreckend.

Beinahe hätte sie auf dem Treppenabsatz auch noch die Base, die Frau Oberkonsistorialrätin, Professorin und Doktorin der Theologie Kleynkauer, umgeworfen. Diese Dame entging dem Schicksal, durch die Tante Euphrosyne umgestülpt zu werden, für jetzt nur dadurch, daß sie sich mit einem Angstruf an die Wand drückte.

An ihr vorbei — aus dem Hause heraus! Und wenn je Doktor Franz Herberger in Wittenberg seinen Spitznamen in Wahrheit verdient hatte, so war das an diesem Tage; denn da hatte auch er eine Geistererscheinung. Er sah wohl nicht den Geist allerhöchst des Herrn Vaters seines Prinzen erscheinen, aber er sah die Tante Euphrosyne Kleynkauer bei sich eintreten und zwar völlig als „toter Leichnam", sowie auch „ganz in Stahl".

Zu einer der sowohl aus dem Original wie aus den Übersetzungen in Wittenberg bekannten Fragen an das Gespenst kam er aber nicht.

Das Gespenst sagte:

„Da! lesen Sie mal. Heute abend kommen Sie wohl und sagen mir Ihre Meinung darüber."

Damit ging es wieder ab und in seine Gruft am Universitätsplatz zu Wittenberg zurück. Hamlets Vaters Geist hätte seinen Abtritt von den Wällen Helsingörs wirklich nicht grauliger nehmen können.

Fünfzehntes Kapitel.

Daß der Baron Horatio ein großer Philosoph sei, sagt Prinz Hamlet bei mehr als einer Gelegenheit in dem wunderlichen Drama; daß er aber durch seine Philosophie irgend etwas Erkleckliches zur Entwirrung oder zur Lösung des tragischen Knotens in Helsingör beigetragen habe, können wir mit dem besten Willen nicht finden.

Digitized by Google

Aber gerade hierdurch verdient unser „Horatio“ in unserem „Wittenberg“ seinen gesellschaftlichen Scherznamen wenigstens etwas; und als dramatische Respektsperson bleibt er uns im höchsten Grade wertvoll, wenn er gleich heute gerade so wenig zum Zweck führende Weltweisheit für die Tante Euphrosyne in sich hatte, wie sein Namensvetter damals für seine königliche Hoheit von Dänemark.

Als Hofrat Doktor Herberger der Tante den von dem Kinde unterschlagenen Seelenschönheitserguß Doktor Scriewers nicht etwa am dunklen Abend, oder in der geisterhaften Nacht, sondern schon am frühen, hellen, freundlichen Nachmittag zurückbrachte, seufzte er nur:

„Woran die Kleine krankte, wußten wir schon ohne dieses, und wissen es jetzt nur ein wenig genauer. Welch ein Engel von einem Menschen! Sie haben recht, Fräulein: dieser Bursche ist so gut in seiner Art, daß es wirklich ein Segen für die Menschheit sein würde, wenn man ihn ein Unikum nennen dürfte; aber leider ist das nicht der Fall. O Mamert! Mamert! . . . Sehen Sie, hier sind auch Thränenspuren der Kleinen auf dem ekeln Giftblatt — und hier ein zitteriger Bleistiftstrich des armen Wurms, um sich eine besonders hervorstechende Edelmutsschönheit dieser Kreuzotter besser merken zu können. Wie das bedauernswerte Geschöpf daran studiert hat, um — seiner würdig zu werden! . .“

„Seiner würdig!“ ächzte die Tante Euphrosyne. „Und dieses schöne Wetter draußen — alle Veilchen unter den Hecken, alle Lerchen in der Luft — alle Hände und alle Fensterbänke voll von Maiblumen, und mein Kind — mein, mein, mein Kind in diesem Frühling und seinem achtzehnten Lebensjahr mit diesem infamen, kühlen, schlüpfrigen Seelenhoheitsschlingel am Arm auf dem Wege ins trostlose Leben hinein! Herberger, Herberger, was Sie mir da eben sagen, habe ich mir wahrhaftig schon selber gesagt; so geben Sie mir doch einen Rat, einen vernünftigen Rat! Sie haben doch auch Ihre Kämpfe auszufechten gehabt und, wie man sagt, den Widerstand der wahrlich nicht stumpfen, sondern bitter-scharfen Welt zu besiegen verstanden. — Laura Warberg in Lugau giebt mir da gewiß bald völlig recht! Geben Sie mir jetzt, mit diesem Brief in der Hand, einen Rat, was soll, was kann ich thun, das Kind vor sich selber zu retten?“

„Lugau!“ sagte Horatio, und „Lugau!“ wiederholte die Tante Euphrosyne. Und obgleich der weise Mann ihr mit dem Wort an gutem Rat zu dem, was sie schon längst selber in sich bewegte, nicht das Geringste hinzugethan hatte, so nahm sie sein Wort doch als einen Trost und als etwas ganz neu in ihrer Hilfe im Jammer Aufgefundenes, und war ihm, wenigstens einen Augenblick doch erleichtert aufatmend, im hohen Grade dankbar dafür. Gottlob sind wir Menschen so.

„Ja, Lugau!“ rief auch sie. „Sehen Sie, bester Freund, wenn Sie mir je aus der Seele gesprochen haben, so ist das eben gewesen! Zu Pfingsten bin ich mit dem Kinde in Lugau und wenn hier in Wittenberg die Welt darum untergeht! Und habe ich es dort im Kloster, so werde ich schon dafür sorgen, daß es fürs erste nicht wieder herauskommt. Lieber da lebendig eingemauert als hier im vergnügten Leben unter solcher treusten Eltern-Obhut und im Arm zärtlichster Liebe: nicht wahr, die Redensarten lauten ja wohl so? Ich werde heute noch beim Vetter Kleynkauer einige Worte darüber fallen lassen, wie sehr unter den jetzigen Verhältnissen ein Übergang von Kepplershöhe an den Universitäts-Studien-Fond nicht nur in meinem Sinne, sondern auch dem des würdigen ersten Gründers und Besitzers — meines Ahnherrn liegen könne. Verlassen Sie sich darauf, Herberger, zu Pfingsten sind wir in Lugau — das Fest der Freuden wird dem armen Wurm nicht hier in Wittenberg verdorben. Ehe ich selber in Wirklichkeit dermaleinst auf Kepplershöhe spuken gehe, werde ich jetzt erst mal den alten schwäbischen Sternengucker dort in der Phantasie des Hauses Kleynkauer spuken lassen. Und geben Sie acht, Doktor, es hilft. Nochmals besten Dank für Ihren wirklich guten Rat, lieber Herberger. Mein Gott, mein Gott, wie klammert man sich hier einmal wieder an die Täuschung, daß die schöne Erde doch nicht ganz allein durch das Absurde und das Nichtsnutzige ausgefüllt werde. Um keine Ecke hier in der Stadt biege ich ohne die Hoffnung, jetzt kommt die Erlösung, und wenn es die Vorsehung nicht ist, so muß es unbedingt der Zufall sein, der die Komödie, die Tragikomödie, die Tragödie zum Abschluß bringt! So jetzt wieder! Jawohl, Herberger, es muß etwas in Lugau passieren! Was freilich, davon habe ich nicht den geringsten Begriff; aber die Geschichte kann, kann, kann so nicht zu Ende gehen! Jedenfalls werde ich sofort an Schwester Augustine schreiben. Herberger, um diese Ecke herum muß es uns entgegenkommen!“

„Unmöglich ist das glücklicherweise noch nicht,“ sagte Horatio. „Jedenfalls werde auch ich nach Lugau schreiben.“

Wie oft sein Namens- und Studienverwandter in dem bekannten Theaterstück die Achseln zu zucken gehabt habe, steht unter den Bühnennotizen nicht angegeben; aber —

„Sehen Sie wohl,“ sagte die Tante Euphrosyne, „ist doch auch Ihnen auf Ihrem heißen, staubigen oder verregneten, aufgeweichten Lebenswege Kloster Lugau zu einem Ruhepunkt geworden, wo Sie zum Aufatmen gekommen sind. Ich für mich will ja schon dankbar sein, wenn mir das nur für den kürzesten Augenblick dort möglich wird. Hier am Ort halte ich so wenig wie mein Kindchen die Luft länger aus!“

Sechzehntes Kapitel.

Auch Kloster Lugau hatte seinen Platz in der nach Krämer und Kompagnies Entwurf auseinandergezogenen Welt. Es war seiner Zeit zu einem Zweck gegründet worden, und der Gründer hatte seinen Vorteil sehr wohl dabei im Auge behalten, wenn auch diesmal gerade nicht seinen pekuniären oder gesell-

Digitized by Google

schaftlichen. Er hatte sein Geld hergegeben zum Bau und auf Verzinsung in dieser Welt nicht gerechnet. Aber in jener! Ja, für jene Welt rechnete er darauf, daß ihm wenigstens einiges für seine Stiftung ins Guthaben geschrieben werde, und durch manches in seinem Soll dort im großen Hauptbuche des Himmels ein Gnadenstrich gezogen werde.

Das Bedürfnis, wenigstens etwas nicht ganz rechtmäßig erworbenes Gut dem Herrn über alle Güter wieder zur Verfügung zu stellen, hatte vor tausend Jahren irgend einen armen Sünder aus billungschem, wettinschem oder welfischem Geschlecht, wohl nicht ohne einiges Zureden der Geistlichkeit, bewogen, mit seinem Mammon zu Kreuze zu kriechen. Zu Kreuze in der wirklichsten, wahrsten Bedeutung des Worts. Wenn der Böse, dem Sprichwort zufolge, nicht selten hinter dem Kreuze steht, so steht ebensowenig selten der Heilige mit dem Klingelbeutel dort, und sie wußten es sowohl von Rom wie von Mainz, Hildesheim oder Halberstadt besagtem Ludolfinger, Billunger, Wettiner, Brunonen oder Welfen besorgt genug ans Herz zu legen, was sie in „seinem Alter", bei „seinen Gesundheitszuständen" und mit „dem und dem auf dem Kerbholz" an „seiner Stelle" thun würden.

Wenn dann der Ludolfinger nicht that, was sie, die hohe Geistlichkeit, unter seinen Umständen jedenfalls gethan hätte, so übernahm sie natürlich auch nicht die Verantwortlichkeit für die Folgen.

Da halte denn mal einer, der nicht Lesen und Schreiben gelernt hat und höchstens von Natur aus doch ganz gut zu rechnen verstand, seinen Geldbeutel zu. An einem gewissen warmen Orte in seinem Panzer wie eine Schildkröte in dem ihrigen, aber in alle Ewigkeit hinein, gebraten zu werden, ist keine erquickliche Vorstellung. Ein gekrönter, glühender Helm in der Hölle — brrrrr! Weshalb war der alte Herr so dumm und kam nicht hier unten noch in jenen besseren Zeiten an, wo ihn noch die Walküren, die Totenwählerinnen auf dem Felde auflesen und ins Behagliche-Kühle hätten mitnehmen können? Nun male Deine drei Kreuze unter die Schenkungs- oder Stiftungsurkunde und stirb ruhig im Bette, Grave und Hertog der Deutschen! Daß man auch Dich und Deinesgleichen nach einem Jahrtausend noch mitzuzählen hat, beweist dieses Blatt.

Aber wie kam es, daß der fromme alte Sünder ein Nonnenkloster gründete? In dieser Hinsicht kann man in den urältesten Chroniken, die von der Stiftung handeln, zwischen den Zeilen lesen, daß er wohl berechtigt war, auch im späten, gebrechlichen Alter dem schönen Geschlecht seine Liebe und Zuneigung zu beweisen. Als junger Mensch nämlich und nach Möglichkeit ins reifste Mannesalter hinein soll er von einem gewissen dynastischen Recht damaliger Zeiten den Jungfrauen gegenüber derartig Gebrauch gemacht haben, daß die Stiftung eines Jungfernklosters nur eine Höflichkeit mehr im „frumben Minnedienst" war.

Geschmack hatte der gottselige Greis jedenfalls; und auch nach einer andern Richtung hin. Die Lage seiner Gründung konnte auf seinem Gebiete gar nicht passender und angenehmer gewählt werden. Da erhob sich das Gebirge mit seinen Vorbergen gerade in der richtigen Entfernung von der Klostermauer, um die schärfsten Winde von der heiligen Schwesternschaft abzuhalten. Reiche Felder und Wiesen mit kleinen Gehölzen und einzelnen Baumgruppen dehnten sich rundum, auch einzelne kleinere und ein großer, fast seeartiger Teich fehlten nicht behufs der Fastenfische. Der Klostergarten ließ nichts zu wünschen übrig; seine Obsterträge waren noch heute weit ins Land hinein berühmt. Daß die Klosterkirche weit ins Land hinein berühmt war, verstand sich wohl von selber. Selbstverständlich war sie romanischen Stils, ebenso wie die Kreuzgänge; während sich an den Wohn- und Wirtschaftsgebäuden schon viel Gotisches einmischte. Auch das Rokoko, welches die adeligen Äbtissinnen des achtzehnten Jahrhunderts hier und da hinzugethan hatten, war allmählich alt genug geworden, um vor den Augen der Kunstverständigen Gnade zu finden. Sonderbarerweise erklärte der gegenwärtige Tag das, was er selber hinzugethan hatte, für das einzig Unschöne an Kloster Lugau. Der Regierungsbaumeister, der an und in Lugau renoviert, restauriert und neu gebaut hatte, mochte es der Regierung, was den Kostenanschlag anbetraf, noch so sehr zu Dank gemacht haben, mochte bei seinen Berufsgenossen in noch so hohem Ansehen stehen und aller staatlichen Ehren- und Ordensklassen noch so würdig sein: in ein Handbuch der Kunstgeschichte gehörte er nicht als Muster, oder doch nur als ein Muster davon, wie man es nicht zu machen habe. Zum Glück ist das uns, die wir hier nicht Kunstgeschichte treiben und schreiben, ganz einerlei. Was geht uns der Immenkorb an? Wir haben es mit den Immen zu thun! Daß die Bienen, die heute im Klostergarten von Lugau um die Blumen summen, noch immer Honig machen und Wachs bereiten wie ihre Schwestern vor tausend Jahren, das ist uns die Hauptsache! —

Nach diesem grauen Mauerwerk und grünen Garten voll Bienen, Schmetterlingen und Klosterschwestern, führen wir nun den Leser und die Leserin, und zwar im schönen Monat Juni. Hatten die katholischen Nonnen es ihrer Zeit in Lugau gut gehabt, so hatten es die lutherischen in unseren Tagen darin auch nicht schlecht, ja eigentlich noch besser. Tausend Jahre hatte das Kloster gestanden, und die Leserin mag selber in der Weltgeschichte nachschlagen, was alles in so einem Jahrtausend über die fromme Stiftung hinweggegangen sein konnte. Wenn es ihr aber genügt, daß aus allem guten und schlimmen Geschichtswetter an Gütern und Kapitalien so viel dort übriggeblieben war, daß eine „Stelle" dort immer noch etwas Wünschenswertes für eine weltentsagende Jungfrau sein konnte, so soll uns auch das recht sein. Zu Pfingsten wittenbergscher Bücherstaub und Pergamentmoderduft, wenn wir uns Lugauschen Blumenstaub, Berg- und Waldluft, wenn wir uns Lugausche Blütenblätter ins Fenster wehen lassen können? Das wäre noch besser! . . . Uns genügt es vollkommen, daß seit dem sechzehnten Jahrhundert und dem Doktor Martin Luther „Wittenberg" ein

Digitized by Google

zu Pergament, zu Papier gebrachtes vollgültiges Anrecht für seine Professorentöchter, Stadtpfarrers-, Konsistorialrats- und Kirchenratstöchter an die härenen Kutten, die Gürtelstricke und Geißeln des frommen Gründers von Kloster Lugau hat und dasselbe im heftigsten Wettstreit mit den Töchtern des höheren Krieger- und Beamtenstandes nach Möglichkeit ausnutzt.

Daß eine vom höheren Adel der „Provinz" als Domina das Schwesternhäuflein in klösterlicher Zucht hielt, war schicklich — wenn auch nur in dankbarer Rücksichtnahme auf den weiland erlauchten Stifter aus dem Stamme der Brunonen, Ludolfinger, Wettiner oder Welfen. Die Rücksichtnahme auf die mehr bürgerlichen Verhältnisse der Gegenwart war auch hierbei nicht aus den Augen gelassen worden, und blaues und rotes Germanenblut wußten sich, manchmal mehr, manchmal weniger, doch durchschnittlich ganz gut in die seit dem Jahr Achthundertsiebzig doch ein wenig veränderte Welt zu schicken. Daß sehr blaues Blut auch in den Adern einiger der Schwestern rann, war durch das Vorherrschen des bürgerlichen Elements nicht ausgeschlossen. Eine davon kennen wir schon, wenn auch nicht aus dem William Shakespeare, so doch aus dem geselligen Scherzbedürfnis der Stadt und Universität „Wittenberg", welche zwei wir, wie wir hier ausdrücklich bemerken wollen, nur aus dem William Shakespeare kennen.

Man erreichte im Jahre 1870 Kloster Lugau noch nicht ganz vermittelst der Eisenbahn. Heute soll das möglich sein; aber damals hatte man mehrere Stunden mit der Post, oder auf einem gemieteten Wagen von der nächstliegenden Bahnstation ab zu fahren, ehe man an das Mauerthor aus dem Jahre 1490 und den Schatten der hohen Lindenbäume vor demselben gelangte. Aber das Kloster hatte auf dem nächsten Bahnhofe sozusagen seinen eigenen Charon, der für es die Überfahrt aus dem Säkulum gegen eine billige Taxe und ein reichliches Trinkgeld vermittelte. Mit einem Obolus begnügte dieser Charon sich freilich nur ungern.

„Ich bedanke mich auch ganz gehorsamst, Fräulein," sagte Dickdrewe, nachdem er den Damen beim Aussteigen behilflich gewesen war, und auch die Koffer und Schachteln an der Klosterpforte abgesetzt hatte. „Und nun wünsche ich ein recht fröhliches Fest hier in Lugau. Schönes Wetter haben wir ja ausnahmsweise mal, und an der Luft hier herum und der Kost dadrinnen wird es auch nicht liegen, wenn ich dies junge Frölen nicht mit röteren Backen als wie jetzo, später mal wieder von hier abhole. Ist es nicht wahrhaftig, als käme es schon wie ein Pfingstkuchengeruch da über das alte Gemäuer? Na, nochmals viel Pläsir in Kloster Lugau, Fräulein Kleynkauers. Da kommen schon die anderen alten und jungen geistlichen Tanten. Na, adjes denn nochmals; — wenn's wo vergnügt wird und anfängt gut aus der Küche zu riechen, muß unsereiner immer weiter!" . . .

Der Mann hatte recht; es war nicht bloß die Tante Auguſtine, die aus der äußeren Klosterpforte hervorstürzte, um den eben in Lugau anlangenden „Logierbesuch" in Empfang zu nehmen und zu begrüßen. Ein halb Dutzend anderer jüngerer oder älterer „geistlichen Tanten" kam mit ihr unter die hohen Linden hinaus, und — wieder hatte Dickdrewe recht: alle brachten sie einen pfingstfestlichen Duft an sich mit, und zwar in der That aus der Küche oder vom Backofen her. Nach Weihrauch roch keine von ihnen; — ja, ja, was wohl der fromme Günder hierzu gesagt haben würde?! . . .

„Da seid Ihr denn endlich!" rief die Tante Auguſtine. „Nun laßt Euch vor allen Dingen erst mal besehen!"

Und die Klostertante, nur einen kurzen, aber vielsagenden Blick auf die Tante Euphrosyne werfend, besah sich das Kind wirklich sehr genau, faßte es dann noch zärtlicher, aber auch sozusagen noch vorsichtiger unter die Arme, am liebsten schien sie es auf dieselben genommen zu haben wie ein wirkliches Kind, um es aus der Zeitlichkeit im braven Kloster Lugau in Sicherheit zu bringen.

„Was hat man aus Dir gemacht, mein armes Herz?" Aber nun standen sie schon in dem alten, von den schönen romanischen Kreuzgängen umgebenen Klosterhofe, und aus allen Fenstern sahen die Nonnen, die nicht mit ans Thor dem Pfingstbesuch entgegengelaufen waren, teilnahmsvoll auf ihn herunter — auch Fräulein von Kattelen, die Frau Priorin, die hinter vorgehaltenen Händen und im Flüsterton sonst auch wohl als „Polizeiwachtmeister" unter der frommen Schwesterschaft umging. Und aus der Pforte der Klosterkirche kam eine schöne junge Dame, die jüngste der Nonnen von Kloster Lugau, unter aufgespanntem himmelblauem Sonnenschirm, — eine hochgewachsene, etwas zur Wohlbeleibtheit neigende, blonde, blauäugige Asketin im elegantesten Frühlingskostüm, reichte der Tante Euphrosyne freundlich die Hand, nahm der Tante Auguſtine das Evchen vom Arm weg, schloß es in ihre eigenen Arme, küßte es und sagte:

„Gut, daß Du da bist, Mätzchen! Mein armes Mäuschen, hat sie Dich auch in den Klauen gehabt, die böse Katze Welt? Freilich, freilich, da müssen wir für Dich wirklich hier nach dem Rechten sehen!"

Das war ein vieldeutiges Wort, und Fräulein von Kattelen, der Polizeiwachtmeister von Kloster Lugau, würde es vielleicht noch anders und schärfer bezeichnet haben; aber diese jüngste Nonne von Kloster Lugau, Gräfin Laura Warberg, war schon längst bekannt, Fräulein von Kattelen nannte es: berüchtigt, wegen ihrer vieldeutigen Worte.

Siebzehntes Kapitel.

Daß im Jahre nach Christi Geburt, Achthundertsiebzig, Kloster Lugau ohne seinen Gründer nicht möglich war, ist selbstverständlich; undenkbar aber war Lugau im Jahre Achtzehnhundertsiebzig ohne Fräulein Auguſtine Kleynkauer, der frommen Stiftung Erzkuchelbäckerin, in „Wittenberg", um sie von der Tante Euphrosyne in der Familie Kleynkauer und deren Verwandtschaft und Bekanntschaft zu unterscheiden, die „Klostertante" genannt. Ja, was den

Digitized by Google

Kuchen- und Küchengeruch anbetraf, so wußten die frommen Büßerinnen von Lugau, was sie an der Schwester Auguſtine hatten! Ein hohes kirchliches Feſt, ganz abgeſehen von den „privaten Feſtivitäten“, Geburtstagen und dergleichen, ohne die Schweſter Auguſtine, war rein undenkbar. Wie ſehr ſie auch im lutheriſchen Lugau ſich durch ſtilles Gebet, durch, natürlich den verſchiedenen Charakteren angemeſſenes, Inſichgehen auf Oſtern, Pfingſten, Himmelfahrt und Weihnachten vorbereiten mochten, die Kleynkauer mit ihrem wunderbaren Gefühl für ſo was und mit ihrem Rezeptbuch, ſchloſſen ſie immer darin ein, ſowohl in das ſtille Gebet, wie in die lauten übrigen Vorbereitungen.

Wer hatte für die neun geſunden Kräuter zum Gründonnerstag zu ſorgen?

Die Schweſter Kleynkauer.

Wer für die bunten Eier zum erſten Oſtertag, und zwar nicht bloß für die Kinder des Dorfes Lugau?

Fräulein Auguſtine.

Auf wen verließen ſich gegen den Tag des heiligen Ritters Martinus heran die Nonnen von Lugau den Gänſen von Lugau gegenüber, und wem ſahen die letzteren um dieſe Zeit des Kirchenjahrs mit dem bitterſten Mißtrauen in die guten aber verſtändnisvollen Augen?

Fräulein Auguſtine Kleynkauer war's.

Beim Pfingſtfeſt ſind wir: wenn wir jetzt noch von den Weihnachten anfangen wollten, wo würden wir da ein Ende finden, wenn ſich das Reden anfängt um Fräulein Auguſtinens Verdienſte und Unentbehrlichkeit um und im Kloſter Lugau?

Bleiben wir bei den Maienbäumen! Sie hatten auch unangenehme Charaktere im Kloſter, ſogar gräßliche („das erſpart der Herrgott keiner Menſchengemeinſchaft,“ ſagt die Tante Kennſiealle); aber ſelbſt die ſcheußlichſten gingen wenigſtens an den hohen Feſttagen in ſich und im Backhauſe und in der Küche der guten Kleynkauer um den Bart. Sie kochte und buk gar zu gut; und ihre Rezepte gingen weit über Kloſter Lugau hinaus, wurden an verſchiedenen kleineren Höfen hochgehalten und erſt neulich auch an einem größern durch Ophelias Vermittelung der regierenden Herrin in Abſchrift mitgeteilt. Wenn der Luiſen- oder Schwanenorden für dergleichen weibliches Verdienſt verteilt würde, hätte ihn die Tante Auguſtine Kleynkauer längſt, wäre Großkreuz oder beſſer Grand Cordon, denn von ihrem Herde aus hatte ſie alle, die ſie hier kennen lernten, am Bande.

Maienbirken nicht bloß am Thor, ſondern auch an allen Zellenthüren, die auch den langen Gang öffneten, durch den Fräulein Auguſtine jetzt ihre Wittenberger Gäſte zu ihrem Privatreich in dem gottgeſegneten frommen Immenkorbe führte!

„Auch dafür habe natürlich ich ſorgen müſſen. In den Büchern und Gedichten wiſſen ſie alle damit Beſcheid und vor Gefühlen und Rührung nicht aus und ein; aber in der Wirklichkeit ſind die Gefühlvollſten ſogar die Faulſten und laſſen ſich am liebſten von anderen aufwarten. Und nun, Kinder, da ſeid ihr gottlob mal wieder bei mir und nun macht's Euch bequem. Hört ihr, da läuten auch gerade die Pfingſtglocken vom Kloſter Lugau das Feſt ein:

Wenn die großen Glocken gehn
Muß der Kuchen auf dem Tiſche ſtehn,

und ſeht Ihr, da ſteht er, und nun laß Dich noch einmal genauer beſehen, Kleine! Vor allen Dingen müſſen wir Dich erſt wieder ein wenig herausfüttern; und jetzt biſt Du in der Beziehung in meiner Kur und Behandlung. Ich denke, es wird ſich ſchon machen — nun aber entſchuldigt mich für einen Augenblick, was zetert denn die alte Katze, die Kattelen da im Korridor in das liebe Glockengeläut hinein? Fräulein Kleynkauer wird gewünſcht von der Frau Priorin? Ja, warte, hat ſie ſich ſelbſtverſtändlich gerade dieſen Augenblick ausgewählt und aufgeſpart, um mir mit einer ihrer Dummheiten zu kommen! Alſo einen Augenblick — Beſcheid wißt Ihr, legt ab, macht es Euch bequem. Beim Kofferauspacken helfe ich natürlich.“

Nun war es eine bekannte Sache in Lugau, daß, wenn Fräulein von Kattelen und Fräulein Kleynkauer, ſei es in geiſtlichen, ſei es in weltlichen Angelegenheiten, etwas untereinander auszumachen hatten, das Ding nie kurz übers Knie abgebrochen wurde.

Die ſchönen alten Kloſterglocken von Lugau läuteten wohl eine gute Viertelſtunde in die Verhandlung bei der Frau Priorin hinein. Der Wittenberger Logisbeſuch hatte völlig Zeit, es ſich bei der Schweſter Auguſtine bequem zu machen, ſowie ſich auch von neuem in der Klauſur derſelben umzuſchauen.

Gottlob, hier in der frommen Einſamkeit noch alles ſo wie ſonſt, alles ſo wie immer! Für große Veränderungen und Fortſchreiten mit der Mode, für Stilgerechtigkeit und dergleichen war die Kloſtertante nicht. Alles noch an ſeiner Stelle in altjungferlicher Reinlichkeit und Behaglichkeit; dem Behagen alle Raumverhältniſſe angemeſſen! Geräte, Bilder und Tapeten, daß die Frau Doktorin Luther ihre wahre Freude daran hätten haben und ſagen dürfen: „Sieh mal, Martin, hätten wir das im Kloſter Nimptſchen ſo haben können, wer weiß, ob ich mir von Freund Koppe dort ſo bald über die Gartenmauer und nach Torgau hätte helfen laſſen. Mann, und der Blick hier aus dem Fenſter iſt doch auch ganz was anderes als der bei uns in unſerem multrigen Wittenberg! Und ſieh mal, was für hübſche Gardinen!“ . . .

Jawohl, der Blick aus allen Fenſtern vom Kloſter Lugau! Über die blühenden Gärten der Stiftung, die Teiche, die Wieſen und Felder, über Dorf Lugau und vor allem auf das nahe Gebirge! Das war freilich etwas anderes als Wittenberg — ſelbſt von Kepplershöhe aus geſehen!

„Setze Dich da in der guten Seele Stuhl, guck in die ſchöne Welt und kümmere Dich um nichts; hier ſind wir Herren,“ ſagte die Tante Euphroſyne mit der Kaffeetaſſe in der Hand und dem zärtlichſten, beſorgteſten Blick auf die junge Braut — des blonden Eckberts Braut. „Und ihren Feſtkuchen ſoll ſie uns auch nicht umſonſt gerühmt haben. Du mußt Dich

Digitized by Google

zwingen, Kindchen; denn das Herz willst Du der Tante Auguſtine doch wohl nicht brechen wollen."

Und Evchen Kleynkauer zwang ſich, ſo gut es gehen wollte; aber in dem Fenſterlehnſtuhl der Kloſtertante ſaß ſie gern nieder, mit den Blick über das grüne Land und auf die blauen Berge; und obgleich ſie die Ausſicht ſchon gut kannte, ſagte ſie doch wieder:

„O, wie ſchön."

Es war auch ſchön. Vorzüglich nachdem man ſo durch einen langen, heißen, ſtaubigen Tag gefahren war und noch dazu aus Wittenberg kam und ſich dort, wie ſich Mama, das heißt die Frau Oberkonſiſtorialrätin Kleynkauer ausdrückte, ſo ſchwer aus den Armen der Liebe losgemacht hatte.

„O, hier das Leben zuzubringen," ſeufzte Eve Kleynkauer. „Wie ſchade, daß die Glocken aufgehört haben! Ach, und auch begraben zu werden auf dem lieben, alten Kirchhof bei den guten Schweſtern ſeit tauſend Jahren. Es iſt ja ſo ſchlecht, ſo böſe von mir, nicht mit allen Kräften mit für das Beſte der Welt wirken zu können! Ich wollte es ja auch ſo gern; aber — o, hier, hier ſo in Sicherheit zu ſein im Leben wie im Tode, hier in Lugau bei den guten — guten Tanten!" . . .

Die Kirchenglocken von Lugau ſchwiegen freilich jetzt, nachdem ſie die Pfingſten eingeläutet hatten; aber wie als wenn ſie das Wort an den Nächſten dazu abgegeben hätten, erklang es hinter der Kloſtermauer dem Dorf Lugau zu, nicht gerade harmoniſch und melodiſch, aber mit deſto größerem Nachdruck und mit jugendkräftigſter Stimme:

„Die linden Lüfte ſind erwacht,
Sie ſäuſeln und weben Tag und Nacht,
Sie ſchaffen an allen Enden.
O friſcher Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, ſei nicht bang!
Nun muß ſich alles, alles wenden."

Die Tante Euphroſyne, vom Auspacken ihres Reiſekoffers ſich aufrichtend, horchte und fragte die in dieſem Augenblick von ihrer Vorfeſtkatzbalgerei mit Fräulein von Kattelen, der Frau Priorin, hochroten Kopfes in die Zelle zurückkehrende Tante Auguſtine:

„Was iſt denn das für ein neuer Singvogel im Kloſter Lugau?"

„Die Perſon!" ſagte die Tante Auguſtine zuerſt über die Schulter rückwärts. „Zuviel Zucker verbraucht?! . . . O könnte ich Dir doch in den Teig kneten, was der Menſchheit am dienlichſten iſt. Da haſt Du wieder eine Probe von unſerem hieſigen Kloſterfrieden, Synchen! Soll man da nicht ſelber vor Gift vergehen, weil man der Menſchheit hier einen wirklichen Dienſt durch eine gute Doſis Rattengift wohl erweiſen möchte, aber doch nicht darf? Und wieder gerade heute, vor den heiligen Pfingſten!" . . .

„Die Welt wird ſchöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag,
Das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernſte, tiefſte Thal:
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß ſich alles, alles wenden."

„Laß doch die alte Hexe, Stinchen! Wer der Sänger da hinter Eurem Zaun iſt, wollen wir wiſſen," lächelte die Tante Euphroſyne, auch Kennſiealle in Wittenberg genannt.

Und das verkniffene Geſicht von Lugaus Erzkuchelbäckerin glättete ſich wie der Ocean vor einem Faß voll Öl:

„Der Sänger? Na, wenn ihr das Geſang nennen wollt, meinetwegen! Ja, das iſt freilich ein ganz friſch nach Kloſter Lugau zugeflogener Singvogel. Das iſt unſer Schwab."

„Euer Schwab?"

„Jawohl! Und daran knüpft ſich freilich eine Geſchichte — mehr als eine Geſchichte — eine ganze Hiſtorienſammlung. Aber wenn ich davon anfange, höre ich ſobald nicht wieder auf; alſo jetzt erſt weiter in Eurer Einrichtung. Kinder, werdet nur erſt wieder warm im Kloſter Lugau; auch wir können hier in unſerer Abgeſchiedenheit das unſrige erleben. Für Dich, Synchen, hab ich gerade hier noch eine ganz beſondere Pfingſtfeſtüberraſchung."

Achtzehntes Kapitel.

Sie hatten in dieſer Nacht am längſten Licht im Kloſter Lugau, die beiden Kleynkauerinnen, die Baſen Euphroſyne und Auguſtine. Bis weit über die Geiſterſtunde hinaus ſaßen ſie in der Zelle der letzteren, nachdem ſie das Kind zu Bett gebracht hatten, und beredeten Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges — ſelber zwei Geiſterbeſchwörerinnen erſten Ranges.

„Von Deinem blonden Eckbert hab ich nun genug. Haſt mir brieflich ſchon übel genug durch ihn gemacht! Was kann man Dir da wünſchen? Daß er vor Hochſinn euch vor der Naſe platzt, oder ſich ſo hoch erhebt, daß ihr ihn ganz aus den Augen verliert? Beides halte ich noch für möglich: ich kenne dieſe Sorte auch aus meinem Kloſterleben hier ziemlich genau. So was giebt es nicht bloß draußen bei euch im Säkulum."

Seufzend erhob ſich die Tante Euphroſyne, verließ für einen Augenblick das Zimmer, kam zurück und ſagte:

„Wenn von ihm die Rede iſt, überfällt es mich zum Ekel auch immer wie Todesangſt. Gottlob, das Kind iſt noch da in ſeinem Bett und ſchläft ſanft. Sollte man nicht wünſchen, ſo ſchliefe es über das ganze arge Leben hinweg und ich hätte auch bis zu meinem Grabe keine weitere Sorge mehr, als ihm die Fliegen abzuwehren? Im wachen Daſein kann ich ja nichts, nichts, gar nichts für es thun! O, Stinchen, wenn Du wüßteſt, wie dumm, wie arm, wie leer und kahl, geplündert, beraubt und beſtohlen ich mir vorkomme! Ich! . . . Ich, die ich ſie alle zu kennen und zu überſehen glaubte! O, wenn Überhebung auch geſtraft werden muß, ſo hart brauchte die Strafe doch nicht auszufallen! Wir ſind in der Pfingſtnacht; aber gerade da fällt es einem erſt recht bitter auf die Seele, daß keine Zeichen und Wunder

Digitized by Google

mehr geschehen, um uns Armen im Geiste im Erdendunkel zu helfen!"

„Meinst Du?" fragte die Tante Augustine. „Wir hier in Lugau, daß heißt die Gräfin Laura und ich, sind seit ungefähr acht Tagen anderer Meinung."

Mit sehr großen Augen sah die Tante Euphrosyne die alte Klosterschwester an.

„Was redest Du da? Wen oder was könnte mir der Himmel von oben zum Trost in meinem Jammer schicken?"

„Diesmal kam er wie ihr mit Dickbrewes Fuhrwerk in Lugau an. Unsere Satzungen erlaubten es ja leider nicht, ihm hier im Kloster bei uns Nonnen ein Bett anzubieten; so hat er sich denn im Dorf einquartiert. Dort wohnt er seit einer Woche beim Förster Gipfeldürre."

„In des Himmels Namen denn: Wer? Wer?"

„Nun, wenn Du willst, Base Kleynkauer, Dein Erbe auf Kepplershöhe — der Vetter aus Schwaben! Dein Vetter aus Schwaben, Base Euphrosyne Kleynkauer! Da er den Sachsenspiegel bei euch in Wittenberg nicht gefunden hat, so ist er jetzt hier bei uns in Kloster Lugau — wie gesagt seit acht Tagen — auf der Suche danach."

„Den Sachsenspiegel — der Vetter aus Schwaben — der Erbe von Kepplershöhe? . . ."

„Ja, ja, ja! Seit acht Tagen stellt dieser Herr Doktor Meyer aus Tübingen auf der Jagd nach seinem alten Schmöker das Kloster Lugau — Subpriorin, Priorin, Domina und die gesamte Schwesternschaft, die Erzkuchelbäckerin natürlich nicht ausgeschlossen, auf den Kopf. Kannst ihm jedenfalls suchen helfen! da nimmt er jede Hilfe in dem fidelen Gefängnis, wie er sich auszudrücken beliebt, mit Dank an. Synchen, es geschehen doch noch Zeichen und Wunder und Du selber gehörst dazu. Wenn jemals wer zur richtigen Stunde vom Himmel nach Kloster Lugau geschickt worden ist, so bist Du, gelehrtes Tier, es. Wenn wer uns Nonnen von Lugau, Fräulein Seraphine von Kattelen eingeschlossen, sagen kann, was dieser — Dein Schwab gerade jetzt hier bei uns nach dem Sachsenspiegel zu suchen hat, so bist Du das!"

Die Tante Euphrosyne Kleynkauer hatte beide Ellbogen auf den Tisch gestützt und hielt den Kopf mit beiden Händen, sah aber nicht auf die Klosterbase Kleynkauer, sondern mit weitgeöffneten Augen auf die Lampenkuppel, als leuchte ihr da wirklich ein Licht aus einer anderen Welt. Und wenn Schwester Augustine gemeint hatte, auf solche Eröffnung hin werde ihr die Base aufgeregtest an die Schultern fahren und „alles aus ihr herausschütteln", so hatte sie sich geirrt.

„Du weißt, Base," sagte erst nach einer Weile Wittenberg zu Lugau, „Du weißt, ich lasse Leute, die mir wirklich etwas zu sagen haben, gern so lange als möglich ausreden. Hat sich das Kind nebenan nicht gerührt? Nein? So sprich weiter — erzähle, o, Liebste, Liebste, so rede doch endlich weiter!"

„Armes Herz!" sagte die Klostertante, der Wittenberger Base zärtlich-verständnisvoll mit sanfter Hand über den Rücken streichend. Und dann — erzählte sie weiter; so sehr als möglich der Reihe nach. Es gewährte ihr augenscheinlich selber ein Vergnügen, die Sache noch einmal zu berichten.

„Wie gesagt, er fuhr mit unserem Dickbrewe vor, ließ sich als ein Doktor Eberhard Meyer aus Tübingen bei unserer Oberin melden und wird da auch wohl die nötigen Legitimationspapiere vorgewiesen haben; denn nach einer Weile kam die ganz aufgeregt zu mir in das Waschhaus: ‚Kleynkauern, haben Sie den Schlüssel zu unserer dummen Bücherkammer, oder können Sie mir wenigstens sagen, wo ich ihn zu suchen habe? Du liebster Himmel, als wenn man nicht schon genug an dem ewigen Ärger über die Journalmappen und mit dem Wittenberger Leihbibliothekar zu thun hätte! Nun kommt mir auch dieses noch über den Hals. Haben Sie je unter den alten Scharteken in unserer — Bi—blio—thek einen Spiegel, einen sogenannten Sachsenspiegel bemerkt? Der fremde Herr, der da bei mir sitzt, ist ein Gelehrter aus Schwaben und von dem Wittenberger Bibliothekar an mich verwiesen, von wegen dieses nichtsnutzigen Sachsenspiegels, und die ganze gelehrte Welt nicht nur in Wittenberg, sondern der Welt überhaupt hat in diesem Moment die Augen und Brillen auf Lugau gerichtet, wie er sagt, der Herr Doktor. Beste Augustine, wir blamieren uns vor dem Weltall, wenn Sie mir nicht sofort den Schlüssel zu unserer Bi—blio—thek verschaffen, wenn wir für den Herrn Doktor den Schlosser kommen lassen müssen!' — ‚Beruhigen Sie sich nur, Frau Domina, so arg wird's nicht werden. Wer war denn zuletzt drin?' — ‚Ja, da fragen Sie mal, Liebste! Keine von den Damen will dort was zu suchen gehabt haben, und das mag ja auch wohl sein; aber — der Schlüssel fehlt, und der schwäbische Doktor wird bei sich zu Hause saubere Geschichten von der berühmten Lugauer Nonnenbibliothek erzählen.' — Da half nun nichts, Euphrosyne, das ganze Kloster begab sich auf die Suche; denn der Lugauer Schlosser war uns allen doch zu schenierlich, und noch dazu auch auf dem Felde oder über Land, kurz, nicht aufzufinden. — ‚O, es thut mir so unendlich leid, meine hochverehrten Damen, Ihnen solche Mühe machen zu müssen!' ruft unser gelehrter Störenfried, und jede von uns mag sich innerlich über das Vergnügen erbosen, was ihm unsere Verlegenheit augenscheinlich macht. Aber liebenswürdig blieb er. Zuerst bändelte er natürlich mit der Gräfin Laura an, zu mir kam er in die Küche, um sich wenigstens die anzusehen, da es mit der Bibliothek noch nichts sei. Auch drunten bei ihnen in Schwaben sei das in allen Klöstern doch immer mit die Hauptsache, meinte er und hatte wohl auch nicht unrecht. Die Domina lud ihn selbstverständlich zum Thee ein; Synchen, ich sage Dir, so einen fidelen Kommersch habt Ihr in Eurem Wittenberg seit lange nicht gehabt; davon ließe sich wirklich bis in die Morgenröte hinein erzählen! Zuerst erfuhren wir nun, was das eigentlich mit dem Sachsenspiegel auf sich habe, daß es ein altes Gesetzbuch sei, daß es auch einen Schwabenspiegel gebe, und daß die eine vermoderte Schwarte ohne die andere und den Doktor Meyer aus Tübingen

Digitized by Google

als Vermittler zwischen beiden gar nicht länger in der gelehrten Welt und Wissenschaft denkbar sei. Aber diese Auseinandersetzungen wurden unserm Gast gottlob bald selber langweilig und wie im Handumdrehen sind wir durch unsern Eulenspiegel in des Knaben Wunderhorn geraten. Die Frau Domina öffnete ihren Flügel und erst gegen Mitternacht brachte der Klostergärtner mit der Laterne unsern Gast nach dem Dorfkruge von Lugau. Zuletzt hatte er boshaft vorgeschlagen, ein Pfänderspiel zu spielen und zwar: Dieser Schlüssel der soll wandern, von der einen zu der andern, und dabei kam es mir plötzlich wie eine Erleuchtung: Die Kattelen hat ihn! . . . und richtig, so wies es sich am anderen Morgen denn auch aus! Fräulein von Kattelen hatte ihn und hatte in der Lugauer Klosterbibliothek ihr Pelzwerk und sonstige Wintergarderobe einer gründlichen Mottenausräucherung unterworfen: den Büchern schadete das ja nicht, und man war auch sonst mit solchem Gestank an dem Orte am ungestörtesten. Na, das mag ja denn auch wohl so sein; aber der Duft, der uns am anderen Morgen zur Visitenstunde entgegenschlug, als wir dem Fremden mit hellem Triumph auf allen Gesichtern das Lokal erschlossen, war freilich nicht übel und der Urheberin völlig angemessen. Wir Weibsleute prallten alle zurück, wer aber wie außer sich in das Gewölbe hineinsprang und hustend und prustend jauchzte:

Die Fenster auf, die Herzen auf!
Geschwinde! geschwinde!

das war unser Schwab. Gründlich hatten wir zu lüften, ehe wir, oder vielmehr er, sich auf die Suche nach der kostbaren Eselshaut, wie er sich ausdrückte, machen konnte; und dabei, ich meine bei der Suche, sind wir — ist er, meine ich, ist er denn heute noch."

„Er hat das Buch noch nicht gefunden?" rief die Tante Euphrosyne.

„Kennst Du die Klosterbibliothek zu Lugau?" fragte die Tante Augustine. „Bergehoch, bis an die Decke hinauf wie Kraut und Rüben durcheinander! Wenn der Doktor Faust darin nach dem Stein der Weisen gesucht, wieder nichts gefunden und in der Wut alles übereinander geschmissen hätte, so sieht's da aus. Unser jetziger Doktor ist in dem jauchzendsten Entzücken über die Wüstenei. Man versteht manchmal sein Schwäbisch nur halb; aber was man davon versteht, das läuft alles auf die höchsten Lob- und Ehrensprüche für uns Lugauer Nonnen hinaus!"

Trotz ihrer bedrückten Seele mußte die Tante Euphrosyne doch hell auflachen.

„Das glaube ich!" rief sie.

„Ja, glaube es nur. Er hat uns sämtlich schon so weit herangeschmeichelt, daß wir ihm mit dem besten Willen bei seinem Aufräumen und Ordnungstiften zur Hand gehen, und wird's den anderen überdrüssig: Laura Warberg und Augustine Kleynkauer halten bei ihm in Moder und Staub aus, bis er seinen Willen hat. Seife und reine Handtücher wird's freilich wohl auch zur Genüge kosten; aber es ist zu nett, ihn am Werke zu sehen und auch nach Kräften behilflich zu sein! So viel gelehrtes Blut hat man doch auch noch immer in sich, daß es einem behagt, wenn man so ein Menschenkind aus einem litterarischen, ästhetischen oder wissenschaftlichen Entzücken ins andere fallen sieht. — ‚Wissen Sie, Gnädigste, los werden Sie mich hier fürs erste nicht. Das Quartier hab i schon gewechselt und bin aus dem Krug zum Förster Gipfelbürre gezogen; der Mann könnte selbst dem Schwarzwald eine Ehre machen. Das hier in Ihrem, mit Erlaubnis zu sagen, Augiasstall wollen und müssen wir schon rein und klein kriegen. Ist die Schwarte wirklich vorhanden, so suche ich danach bis zum Schwarzwerden. Da kommt es für die Wissenschaft und die Unsterblichkeit auch auf einen schönen Tod im Schwefel- und Kampfergeruch nit an, gnädiges Fräule. Wisset Sie, die Schwabe räuchert man nit so bald aus, und wenn auch noch so viele Mittel dagegen in den Zeitungen angepriesen werden. Und wissen Sie noch, Komtesse Warberg, so 'ne verwahrloste Bücherei, wo seit tausend Jahren nur der Wurmfraß, der Schimmel, die Mäuse und die Mädle, wollt i sagen, die allergnädigsten Damen drüber und darin gewesen sind, das ist so was für unsereinen! Wisset Sie, da heißt es in Wahrheit: suchet, so werdet Ihr vielleicht finden! Was thu ich mit der besten Ordnung in Wittenberg, Tübingen, in Ihrem borussischen Nutrimentum spiritus oder britischen Museum, wenn dem Forscher so ein unabgegraset Feld blüht wie hier bei Ihnen in Lugau? Der Sachsenspiegel muß heraus! . . . Der Kanonenofen da sieht mich freilich a bisle verdächtig an; aber das kann der liebe Herrgott doch nicht zugelassen haben, daß der die sicherste Auskunft darüber abgeben könnte! Freilich, wisset Sie, gnädigste Gräfin, wo heute in Hellas ein Kalkofen steht, da weiß man ziemlich genau, daß es da mal pentheliſchen Marmor, bearbeitet von Phidias, Polyklet und Praxiteles gegeben hat; aber so schlimm kann mich hier in Lugau der Himmel doch nicht wegen der Motten in der Wintergarderobe der Damen gestraft haben. Der Sachsenspiegel von Kloster Lugau muß her! O lieber Himmel, Zeus, Pallas Athene und all ihr Unsterblichen, was haben wir denn hier? Herrgott von Blaubeuren, da haben Sie ja eine Handschrift des Waltharilieds aus dem vierzehnten Jahrhundert, die wir seit dem fünfzehnten bei uns in Tübingen vergeblich suchen. Darum sollte ja selbst der selige Uhland wieder von den Toten auferstehen.'"

„Augustine," sagte die Tante Euphrosyne, „ich habe Dich ruhig erzählen lassen — ich habe Dich nicht unterbrochen — Du weißt, wie gern ich Dir zuhöre; aber —"

„Das alles geht Dich nicht das geringste an. Nach Kepplershöhe verlangst Du. Ja, ja, ich begreife das vollkommen und bin auch gleich dort mit meinem Schwaben, mit unserem — Deinem Vetter aus Schwaben; aber sitze Du mal Dein armes, liebes Leben ab in Kloster Lugau und benutze dann nicht die Gelegenheit, für Dein altes, gelehrtes Wittenberger Professorenblut, und gehe aus Deiner Küche nicht mit solchem jungen, netten Enthusiasten hinein in alle Tiefen und auf alle Höhen seines gelehrten Bestrebens. Ja, Dich erst hätte ich mal mit dem Doktor Meyer aus Tübingen in der Lugauer Nonnen-

Digitized by Google

bücherei und Wüstenei sitzen, wühlen und schwatzen sehen und hören mögen!"

„Erzähle weiter," sagte die Tante Euphrosyne.

„Nun, verhungern und verdursten ließen wir den Mann bei seiner nüchternen und trockenen Beschäftigung auch nicht. Im Gegenteil, wir gingen ihm mit Speise und Trank fein sauber um den Bart. — ‚Kinder,' sagte nämlich die Äbtissin, ‚da wir jetzt einmal so drin sitzen mit diesem nichtsnutzigen, nicht aufzufindenden Eulen-, Sachsen- oder Schwabenspiegel, so bleibt uns nichts übrig, als uns diesem wirklich ganz netten Bücherfresser wenigstens nach einer anderen Richtung von der liebenswürdigen Seite zu zeigen. Mir wird allmählich ganz schwül bei dem Gedanken, daß die Regierung und ein hohes Kultusministerium durch ihn Wind von diesem Verluste kriegen, und uns, meine Damen, persönlich dafür verantwortlich machen. Die Herren da oben wären aus eigenem bösen Gewissen imstande und schickten uns eine Strafkommission zur endlichen Ordnung der gelehrten Dinge in Lugau über den Hals. Gräfin Warberg, fragen Sie den Doktor doch einmal bei Gelegenheit, wie er über unser Schicksal denkt.' — ‚Das habe ich schon gethan, Frau Domina, und er hat lachend gemeint: ‚Ja, wie kann man auch Frauenzimmern dergleichen Schätze zur Aufbewahrung anvertrauen? Aber machen Sie sich nur weiter keine Sorge, Gnädigste, dem Greuel hier helfe ich schon allein so in vierzehn Tagen oder drei Wochen ab; und den Lugauer Sachsenspiegel muß ich ja finden.'"

„Der Mann gefällt mir immer besser!" seufzte die Tante Euphrosyne. „Die Vetterschaft! die Vetterschaft, Augustine!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Macht des Kleinen.

Roman

von

A. von der Elbe.

(Fortsetzung.)

Es war ein sonniger Tag; leise wehten die Ranken des wilden Weins, der das alte Häuschen überspann, durch den Luftzug, der über dem Wasser schwebte, bewegt, von der offenen am Fluß liegenden Seite herein. Eben hatte die Kleine sich im stillen ihrer Ungestörtheit gefreut, als ein leichtes Geräusch sie aufblicken ließ. In der Thür stand Oskar Rosenau und trat zu Anna herein. Sie nickte ihm zu und fand, bei allem Fleiß und aller guten Absicht, die Unterbrechung doch nicht übel.

„Du sitzest hier ja wie 'ne rechte Einsiedlerin," sagte er vor ihr stehen bleibend.

„Ich arbeite eine mühsame Decke für Tante Mienchen, nachts über Matzchens Bauer zu hängen und ich muß noch schrecklich fleißig sein, wenn ich bis zum Zehnten fertig werden will.

„Pah, was das für Überflüssigkeiten sind!" Er versuchte ihr die Stickerei wegzuziehen.

„Laß! — Der Tüll zerreißt!"

„Mag er's!"

„Geh, Du bist abscheulich!"

„Nun gehe ich erst recht nicht. Wie hübsch Du geworden bist, kleine Anna! Siehst in Deinem hellen Fähnchen aus, wie aus dem Ei gepellt. Und welch rote Lippen Du hast, genau wie 'ne Maikirsche. Komm, Mäuschen, gieb mir einen Kuß."

Sie schrie halblaut auf, duckte sich unter seinem umfassenden Arm weg und versuchte den Ausgang zu gewinnen. Die sorgsam gehütete Stickerei lag auf der Erde. Er trat breit vor die Thür hin und rief ihr lachend zu: „Nur über meine Leiche! Willst Du Zoll bezahlen, lasse ich Dich durch."

Das Mädchen wies seine Zärtlichkeiten bestimmt ab. Endlich, als sie fühlen mochte, der Unbändige sei so nicht mehr zu hindern, kam's wie Schelmerei über sie. Halb lehnte sie hinter dem wackligen Tische, der ihr als Schild dienen konnte, und nagte an ihrem zernähten Zeigefinger. „Du, Ossi," hob sie schmeichelnd an, „ein Kuß ist doch ein Lohn, den mußt Du verdienen."

Seine Augen begannen zu glühen. „Sag's nur wie!"

„Ich will Dir's nicht zu schwer machen; geh, hole mir die schöne Bourbon da von dem jungen Rosenstock; Tonnemacher merkt es nicht."

Er dachte, sie kokettiere mit ihm und wolle geschickt einlenken; auflachend wandte er sich, lief hinaus zu dem Rosenfelde und brach die Bourbon.

Sowie er den Rücken wandte, fuhr sie aus ihrer Ecke hervor; knallend fiel die Thür des Lusthauses ins Schloß und kreischend ein verrosteter Riegel in die Krampe, den Alex und Richard eines Tages, in ihrem Unmut gegen Oskars Überfälle, an die Thür geschlagen hatten.

Wütend trat der Ausgesperrte mit dem Fuße gegen das Holz, es war dauerhaft gefügt und hielt; dann trommelte er mit den Fäusten daran und schalt sie eine Verräterin, eine listige Hexe.

Sie kicherte und rief ihm zu, sie habe ihm aufgegeben, daß er ihr die Rose bringe, da es nicht geschehe, sei sie frei. Er schwieg, dann hörte sie ihn gehen und Gebüsch brechen. Wachsam stand sie da. Plötzlich erschien sein Kopf vom Wasser her über dem Geländer, das den Pavillon auf der offenen Seite

Digitized by Google

schloß. Anna stieß einen kleinen Schrei aus, sie schob den Riegel zurück, riß die Thür auf und entfloh.

Als er mit triefenden Beinkleidern über das Geländer ins Lusthaus sprang, war der Raum leer. Er nahm ihre Stickerei und riß sie in Fetzen, dann stand er, keuchend vor Zorn, und überlegte.

Sein eigenwilliger Sinn, der hier endlich einmal auf bestimmten Widerstand gestoßen war, empörte sich, aber er fühlte doch, daß sie in ihrem Rechte sei und das von alters her gehegte Wohlgefallen an ihr wuchs in diesem Augenblicke zu etwas Größerem, fast zu einer Leidenschaft. Sie wurde für ihn eine Macht, ein Schicksal. Ein unausgesprochenes, aber tief empfundenes Gelübde stieg in seiner Seele empor, sie sollte, sie mußte einst sein werden!

Als Oskar nach einigen Minuten das Lusthaus verließ, fiel sein Blick auf Bärbe, die zur Seite stand und ihn mit ihren sprechenden Augen ansah. Sie hatte einen jungen Baum umfaßt und es schien, als schlinge sich ihr geschmeidiger Körper um den Stamm, in so eigentümlicher Haltung stand sie da. Sie hielt die Rose in der Hand, die er fortgeworfen hatte, als er davongeeilt war, um Anna von der Wasserseite her zu überlisten.

„Ist das eine Närrin," flüsterte Bärbe, „vor Dir wegzulaufen!"

Verletzt, daß sie gemerkt hatte wie er den kürzeren gezogen, fuhr er sie an: „Wann habe ich mit Ihnen Brüderschaft getrunken, Mamsell Tonnemacher?"

„Na, nur nicht gleich beißen! Ich dachte, wir wären von jeher gute Freunde?"

„Hat sich was mit der Freundschaft," knurrte er, aber er blieb stehen und sah sie an. Er hatte den „mageren Fuchs" lange nicht beachtet. Alle Wetter, sie konnte doch noch hübsch werden, hübsch auf ihre Art! Sie war ein paar Jahre älter als Anna, größer und schlanker gewachsen. Das kupferrote Haar flog ihr in hundert schimmernden Löckchen um das feine, weiße Gesicht, das allerdings durch viele braune Sommersprossen entstellt wurde. Wie die schmalen Lippen zu lächeln wußten und wie die spitzen Zähne blinkten! Und dann welch ein Licht in den hellbraunen, auch ins Rötliche spielenden Augen! Wie herausfordernd und verlangend! Es lohnte doch vielleicht mit ihr anzuknüpfen.

„Sie wollen also nichts mehr von mir wissen?" fragte das Mädchen mit kokettem Ausdruck, unter seinem prüfenden Anstarren errötend, und löste die Arme von dem Stamm, als wolle sie gehen.

„Entschuldige, Bärbe, aber es war nicht die rechte Zeit zum Anbandeln. Ein andermal, Schatz! In der Dämmerung sehe ich Dein kleines Fratzchen voll Pfeffer und Salz nicht so deutlich wie jetzt." Es lag mehr Hohn in seiner erregten Stimme als er wollte.

Mit einem Zorneslaut entfloh sie. Er vergaß diese Begegnung bald, dachte er doch nur an die süße, kleine Anna. Sie erfüllte seine Gedanken und erschien ihm im Wachen und Träumen, wie er sie eben in dem alten Pavillon gesehen hatte. Emsig über die Arbeit geneigt, den glatten Scheitel von flatternden Weinranken umspielt, von Sonnenschein und Himmelblau umflutet; spröde ihm abgewandt und dann mit dem Schelmenlächeln, als sie ihn gebeten hatte, die Rose zu holen.

Allein er war doch so gereizt gegen sie gestimmt, daß er manchmal meinte, er könne sie nicht ausstehen, und doch zu andern Zeiten wieder, ohne es zu wollen, ganz von ihrem Bilde erfüllt ward. Er wollte sie kränken und ärgern, wenn er sie bei seiner Schwester treffen würde. O, er wollte doch sehen, ob er ihren Starrkopf nicht zu beugen vermöge. Ihren spröden Sinn wollte er brechen um jeden Preis! Sehnte er sich doch zu sehr nach dem Augenblicke, in dem er sie in seinen Armen halten werde!

Annas Gedanken beschäftigten sich nicht minder als die seinen mit ihrer Begegnung im Lusthause. Sie war sehr stolz, ihm so geschickt entronnen zu sein, denn seine Bitte um einen Kuß war recht unverschämt und unpassend gewesen. Sie waren doch nun beide keine Kinder mehr und selbst als Kind, bei allem lustigen Spielen mit den Jungen, erinnerte sie sich nicht, einen von ihnen geküßt zu haben. Mienchen hatte es ihr oft gesagt, daß ein Mädchen zurückhaltend sein müsse. Das brauchte ihr eigentlich niemand zu sagen, das wußte und fühlte sie von selbst, daß sich keiner etwas gegen sie herausnehmen dürfe. Liesbeth dachte ebenso, die war noch viel scheuer als sie.

Als nach langem Zaudern und vielem Überlegen, und da Liesbeth des Bruders sonderbares Wesen auffiel, Anna der Freundin ihre Begegnung mit Oskar im Pavillon anvertraute, war die Schwester außer sich über seine Keckheit.

„Er ist ja ein ganz schrecklicher Mensch," sagte das zarte Kind, „ob Mama das auch entschuldigen würde? Ich kann es mir nicht denken! Armes Annchen, wie hat er Dich beleidigt. Ich würde es Dir nicht verargen, wenn Du gar nicht mehr zu uns kommen möchtest."

„Ich komme ja Deinetwegen in Euer Haus."

„O Du Treue, Du Gute, wie dankbar muß ich Dir sein!"

Eigentlich war es Anna aber doch nicht so unangenehm, wie sie sich einreden wollte, wenn sie Oskar begegnete. Sie fand sich selbst unbegreiflich und sonderbar und hätte sich gern ihre eigentlichen Empfindungen abgeleugnet, aber es ging nicht. Sie hatte ja volles Recht, ihm böse zu sein; ihre mühsame Stickerei hatte er auch zerrissen und sie mußte eine andere anfangen. Sie zeigte ihre kühlste Miene und sah schnippisch an ihm vorüber. Sie schienen sich beide nicht zu beachten, waren steif und förmlich gegeneinander und doch schlug ihnen das Herz, wenn sie sich sahen und eine verräterische Blutwelle flutete zum Kopfe empor.

Oskar war der erste gewesen, der Anna gesagt hatte, daß sie hübsch sei, der nach einer Zärtlichkeit von ihr Verlangen getragen, und das war etwas, was sie, trotz großer Unzufriedenheit mit sich, nicht vergessen konnte.

Digitized by Google

Neuntes Kapitel.

Verabredetermaßen kam Richard acht Tage vor Weihnachten nach Hause. Er war in den letzten Jahren strammer und gewandter geworden. Ein gewisses Selbstbewußtsein sprach in schlichter Weise aus seinem ganzen Wesen; das Bewußtsein des tüchtigen Menschen, der genau weiß, was er will; eine nüchtern praktische Art, die schon seit den Kinderjahren bei ihm hervorgetreten war, hatte sich noch mehr entwickelt. Seinen einmal entworfenen Lebensplan behielt er unverwandt im Auge und bezog alles, was er lernte und that, darauf, sich für die Zukunft tüchtig auszubilden.

Alexander kam nun gleichzeitig zum ersten Male aus dem landwirtschaftlichen Institut ins Elternhaus zurück. Das Wiedersehen der reifer gewordenen Jugendfreunde war ein sehr herzliches, mit dem ersten Blick war das alte Vertrauen wieder da. Bei den Eltern fand Alex wenig verändert. Die erwachsene Schwester tändelte viel umher und ging ihren eigenen Weg. Frau Tonnemacher war noch dicker und träger geworden, so daß das Hauswesen sehr vernachlässigt aussah. Dem an ein anderes Leben gewöhnten jungen Manne, der viel Sinn für angenehme Formen hatte, wurde es schwer, die häuslichen Verhältnisse zu ertragen. Er ging viel zu Richard, für den Frau Blocks Zimmer, oben im Hause, hergerichtet waren. Da saßen sie, während der Schnee herabrieselte, und sprachen von ihren Wünschen und Plänen, ihren Erfahrungen, Hoffnungen und Befürchtungen.

„Wenn ich die ärmliche Wirtschaft zu Hause sehe," sagte Alexander seufzend, „so stehe ich nur zwischen zwei Möglichkeiten, entweder bevorzugen mich die Eltern mehr, als sie's verantworten können, oder ein anderer, dem ich nicht gern etwas danken möchte, bezahlt für mich."

„Aber Du bist doch nun in Deinem zwanzigsten Jahre reif genug, Aufklärung zu verlangen."

„Die würde ich längst gefordert haben, wenn die Sache nicht so heikel wäre," erwiderte Alex düster.

„Sie können nicht verlangen, daß Du mit dem Kopf im Sacke gehst und thust, als wärst Du geistig blind geboren. Giebt es etwas, was nicht reinlich und ordnungsgemäß zugegangen ist, so bist Du doch der nächste dazu, es nachgerade zu wissen."

„Ich habe es einmal gewagt, meinem Vater eine Andeutung zu machen, da hat er sich verlegen abgewandt und etwas von meinem seligen Onkel gemurmelt, der mir ja auch die Uhr vermacht hätte."

„Ich würde mir Frau Tonnemacher kaufen und sie ordentlich ins Gebet nehmen!"

„Das sagst Du so, weil sie Dich nichts angeht. Wie kann man von seiner Mutter so etwas ausdenken? Wie kann man sie so etwas fragen?"

„Laß sie sich verteidigen! Laß sie mit der Sprache herauskommen!"

„Du thätest es auch nicht, wenn sie Deine Mutter wäre!"

Richard zuckte die Achseln, er wußte nicht, ob er so rücksichtsvoll sein würde; ungeduldig rief er: „ich hielte es nicht aus, sie müßten mir rechtschaffen Rede stehen."

„In solchen ernsten Fragen kann jeder nur auf seine Art empfinden und muß danach handeln. Ich werde noch warten."

* * *

Die Wiesen, die sich jenseits des Flüßchens erstreckten, der hinter den drei Gärten an der Burgheimer Chaussee vorbeifloß, wurden alljährlich unter Wasser gesetzt und bildeten eine, von den städtischen Schlittschuhläufern vielbesuchte, spiegelblanke Fläche. Der gewöhnliche Zugang für das Eis lag weiterhin und nahe den Anlagen der Stadt.

Die jungen Leute aus den drei Gärten waren jedoch gewöhnt, wenn irgend das Eis hielt, über den Fluß zu gehen und so die belebte, spiegelnde Wiese zu erreichen.

Richard hatte zu diesem Nachmittage eine halbe Verabredung mit seinem Alex getroffen und schlenderte, die Schlittschuhe über den Arm gehängt, in seinen Garten hinunter. Er war noch gestern über den Fluß gegangen und hielt das Eis für ganz sicher. Um nach dem Freunde auszusehen, ging Richard in seinem Garten durch die alte Schlupfe in der Hecke, blickte flüchtig ins Lusthaus, das leer war und trat auf die Treppe am Wasser, überlegend, ob er allein gehen, oder noch bleiben solle.

Als er sich umschaute, gewahrte er durch die entlaubten Bäume eine schlanke Mädchengestalt in Rosenaus Garten daherkommen. Ja, es war Liesbeth; er erkannte ihre wehenden blonden Löckchen und ihre leichten Bewegungen. Er hatte sie in dieser Besuchszeit bei seinen Eltern noch nicht gesehen, so oft er auch nach ihr ausgeschaut, und nun fing sein Herz freudig an zu schlagen, als er sie sich so nahe wußte. Er beobachtete sie genau. Sie war von jeher sein Schützling gewesen. Wie oft hatte er sie gegen ihren rohen Bruder verteidigt; wie hatte er sie bei manchem Spiel unter seine Obhut genommen und ihr durchgeholfen.

Er fühlte deutlich, daß auch sie ihm Vertrauen bewiesen und wie sie in der Kindheit zusammengehört hatten. Das war nun freilich schon seit seiner Konfirmation anders geworden. Er hatte es aber immer versucht, sie zu treffen, oder ihr zu begegnen und wenn er sich recht prüfte, erkannte er, daß es ihn manchmal nur deshalb zu den Festzeiten in die Heimat gezogen, weil er sich danach gesehnt hatte, Liesbeth Rosenau, die süße, blonde Jugendgespielin, wiederzusehen.

Je näher sie in ihrem Garten an das Wasser kam, je deutlicher erkannte er ihre Züge. Sie schien ihm ungewöhnlich hübsch geworden zu sein. Welch zarte, rosig angehauchte Färbung. Wie fein und vornehm die ganze Erscheinung. Sie trug ein Winterkleid von dunkelblauem Sammet, ein dunkles Pelzmützchen mit blauem Schleier und jetzt, da sie zaghaft prüfend den Fuß auf das Eis setzte, sah er ihren kleinen Pelzstiefel. Erst wollte er abwarten, was sie thun werde, dann aber riß ihn die Freude, sie zu

Digitized by Google

sehen, fort. Er lief auf das Eis hinaus und rief: „Guten Tag, Fräulein Rosenau! Darf ich Sie begleiten?“

„Ah, Herr Warneke!“ Er sah deutlich wie sie errötete. „Ja, gern. Eigentlich wollte Oskar mit. Ich gucke immer nach ihm aus.“

Einen Augenblick stand sie noch und schien sich zu besinnen. Dann betrat sie das Eis des Flusses und nickte ihm ein paarmal freundlich zu. Während sie sich nun wieder umsah, trippelte sie achtlos vorwärts.

Aber gewahrte sie denn nicht, daß da gerade in der Mitte, wo eine leichte Biegung die Strömung besonders stark machte, das klare Wasser hervorblinkte?

Es ist so leicht zu umgehen, sie muß ja wissen, daß die Übergangsstelle weiter rechts liegt.

Er stürzt vor, ruft, will sie hindern. Da, ein Knistern und Krachen, ein markerschütternder Schrei und die schlanke, blaue Gestalt versinkt in der aufspritzenden Flut.

Fast in demselben Augenblicke, in dem sie untertaucht, ist er schon zur Stelle. Er wirft sich auf den Leib und späht mit Todesangst in den weitausgebrochenen Spalt, in dem das Wasser noch strudelt. Das Eis unter ihm knackt und biegt sich, er achtet nicht darauf, ganz Auge trachtet er nur nach einem Schimmer von ihrem Kleide. Mit Todesangst fährt ihm in dieser bangen Sekunde die Befürchtung durch den Sinn: wird sie nicht vom Strom erfaßt und weiter unter das feste Eis geschoben — großer Gott, dann ist sie unrettbar verloren!

Da, das Aufbauschen von etwas Blauem. Mit aller Wucht packt er danach – beinah schießt er selbst kopfüber hinunter. Er hält und zerrt mit übermenschlicher Anstrengung, er nimmt die Zähne zu Hilfe und beide Hände und seine festen Muskeln spannen sich fast bis zum Zerreißen.

Endlich gelingt's. Er hebt Liesbeths bleichen Kopf aus dem Wasser hervor. Nun faßt er die schlaffe Gestalt unter den Armen. Vorsichtig richtet er sich halb empor und schiebt sich dem Ufer zu.

Das Eis knistert und splittert, aber es trägt ihn und so schleift er sie sich nach, kriecht rückwärts und sieht endlich die nassen Pelzstiefel auch aus dem abbröckelnden Loche hervorkommen. Er zieht die Ohnmächtige mit sich ans Ufer und dann kann er sie auf die Stufen von Tonnemachers Steintreppe legen.

Jetzt steht er da, keucht, schlägt die starren Arme um sich und dankt Gott und dann fällt plötzlich die Sorge auf ihn: ob sie auch noch lebt? Wie ein Dolchstoß fährt ihm der Todesschrecken durch Herz und Glieder. Welch ein fürchterlicher Gedanke! Soll er Hilfe holen? Nein — er kann sie so nicht verlassen!

Er wirft sich neben sie nieder, die Angst giebt ihm neue Kräfte, sie darf auf den vereisten, mit schmutzigem Schnee bedeckten Stufen nicht länger liegen bleiben. Er hebt sie in die Höhe, hält sie an seiner Brust und trägt sie in das Lusthaus. Hier läßt er sie sanft auf die Gartenbank gleiten, setzt sich neben sie und umfaßt sie mit seinen Armen.

„Liesbeth!“ ruft er in großer Herzensangst,“ komm zu Dir, liebe, süße Liesbeth!“ Er streichelt ihre feuchten, eiskalten Wangen, nennt sie mit Schmeichelnamen und drückt sie immer wieder an sich: „Du bist ja gerettet, mein Kleinod — o, nur ein Zeichen, daß Du lebst, Du arme, holde Taube!“

Jetzt endlich hebt ein tiefer Seufzer ihre Brust. Er jubelt laut. Nun schlägt sie matt die Augen auf und sieht ihn verständnislos an — „Richard — lieber Richard,“ flüstert sie schwach.

„Ja, Du bist bei mir, Liesbethchen! Du warst im Wasser, aber jetzt bist Du in Sicherheit. Erhole Dich nur noch etwas, dann bringe ich Dich nach Hause, sie verpflegen Dich und das kalte Bad schadet Dir gar nichts.“

Sie hatte in ihrem fast erstarrten Zustande kaum begriffen, was er sagte, allein warme Zärtlichkeit für den Freund, den Beschützer, quoll in ihrem kindlichen Gemüte auf. Wie mußte sie ihm dankbar sein! Sie schlang noch halb im Traum der Ohnmacht den Arm um seinen Hals und schmiegte sich an ihn: „Du Guter, Lieber!“

Sein Herz erbebte vor Glücksgefühl. Innig erwiderte er ihre Umarmung, fest hielt er sie umschlossen und an sich gedrückt; die beiden kalten Lippenpaare fanden sich zu einem scheuen Kuß, der ihrem tiefsten Empfinden Ausdruck gab.

Dann erschrak das Mädchen. Sie löste sich sanft aus seinen Armen und versuchte von ihm fortzurücken. Ein Zug von Beschämung und Verlegenheit zeigte sich auf ihrem blassen Gesichtchen. Ihr fiel ein, wie sie's getadelt, daß Oskar im Sommer hier hatte Anna küssen wollen. Zwischen ihr und Richard stand freilich alles ganz anders.

„Herr Warneke —“ stammelte sie, „lassen Sie uns gehen.“

Er half ihr, sich zu erheben, denn sie war steif und zitterte vor Kälte. Während er sie stützte und fast trug, flüsterte er:

„Liesbeth, es ist schrecklich, wenn Du mich — Herr Warneke — nennst.“

„Aber ich muß doch wohl?“

„Sind wir nicht Spielgefährten? Eigentlich danke ich's ja Dir, daß ich hier bin, daß es mir so gut ergangen ist.“

„Ah, ich weiß. Du bist neben meinem kleinen Wagen hergelaufen, als Du Tante Blocks Katze vor unserm abscheulichen Hektor rettetest.“

„Siehst Du, wie wir zusammengehören!“ Er legte den Arm fester um ihre im Frost bebende Gestalt und bat, sie solle Richard und Du sagen.

„Ich nenne Dich gern so; Richard ist solch ein schöner Name.“

„Und mein bester ist immer Liesbeth gewesen! Was meinst Du, wenn wir allein sind, wollen wir uns unser Leben lang so nennen?“

„Ja, das wäre hübsch. Aber mich friert furchtbar. Was wird Mama sagen?“

Ihre Zähne schlugen aufeinander. Die nassen, teilweise gefrorenen Röcke hinderten sie auch am Vorwärtskommen. Er hätte ja von Tonnemachers jemand zu Hilfe rufen und sie tragen können, aber er meinte,

Digitized by Google

es sei am besten, wenn sie sich selbst etwas bewege, und es war ja auch so schön, ihr allein beizustehen.

Von ihm geführt und gestützt, schritten sie langsam in Tonnemachers Garten hinauf und dann kamen sie endlich in der Rosenauschen Villa an.

Die Kommerzienrätin, die ihnen, zum Ausgehen angekleidet, entgegentrat, schrie laut auf beim Anblick ihres nassen, schlotternden Kindes: „Liesbeth — was hast Du gemacht? Was ist geschehen?"

„Das Fräulein ist in den Fluß gefallen —"

„O, und er hat mich gerettet, Mama!"

„Eine entsetzliche Geschichte! Rasch ins Bett! Lauf einer zum Arzt! Wo war denn Oskar?"

„Er ist nicht gekommen."

„Der Schreck — der Schreck, er wird mich krank machen! Mir auch gleich so vor die Augen zu treten! Ganz unvorbereitet! Enschuldigen Sie, Herr Warneke, wir ziehen uns zurück."

„Ich werde mir erlauben, mich nach dem Befinden des gnädigen Fräuleins zu erkundigen."

Mutter und Tochter waren hinter einer Thür verschwunden, doch nicht, ohne daß Liesbeth ihrem Freunde noch einen dankbaren Blick zugeworfen hatte.

Als Richard schwindelnd von allem Erlebten zurückeilte, um sich auch der feuchten, eisstarrenden Kleider zu entledigen, begegnete ihm Alexander, der ihn begleitete und dem er sein ganzes Abenteuer bis auf den Kuß und die Verabredung des Du — mitteilte. —

„Und die Mutter," so schloß Richard, „der ich eben ihr Kind gerettet, hatte nicht einmal ein Wort des Dankes für mich."

„Wie kannst Du anderes von der Frau erwarten?" sagte Alexander bitter. „Weißt Du nicht, daß den Rosenaus die Jugendfreundschaft ihrer Kinder mit uns schon längst ein Dorn im Auge ist? Nur ja vorbeugen, hat die Frau Kommerzienrätin gedacht, daß sich keine neuen unbequemen Beziehungen auf Grund der Rettung mit —"

„Mit dem Schusterjungen bilden," vollendete Richard lustig auflachend. „Ach, ich bin so riesig vergnügt, daß ich mir aus alledem gar nichts mache!"

So bald es Richard andern Tags an der Zeit zu sein schien, einen Besuch in der Villa Rosenau zu wagen, begab er sich klopfenden Herzens und in ernster Sorge um Liesbeth, von deren Befinden er nichts wußte, dorthin. Er wurde in das Zimmer des Kommerzienrats gewiesen.

Richard war nicht blöde. Seine untersetzte Gestalt mit der etwas breitspurigen Art des Auftretens hatte nichts Elegantes, aber eine natürliche Freiheit der Bewegung. Der offene Ausdruck seines guten Gesichts, die lebhaften Augen und eine nicht unangenehme Selbstgewißheit führten den fast ausgewachsenen Jüngling vorteilhaft ein.

Frau Elfriede hatte am Morgen zu ihrem Gatten gesagt: „Ich habe einen sehr widerwärtigen Traum gehabt, lieber Feodor; diese Schusterfamilie hängte sich an uns, weil ihr Junge der Lies einen kleinen Dienst geleistet hat. Ich sollte die dumme Warneke zum Thee einladen, und er ging Arm in Arm mit Dir in der Allee spazieren. Ich bitte Dich, bester Mann, thue doch alles, uns diese pöbelhaften Beziehungen fern zu halten!"

„Natürlich, Elfriedchen," hatte er geantwortet, „solche Leute fassen nach, wenn sie können. Die echten Emporkömmlinge, die frech werden, sobald sie etwas Geld haben, aber ich werde sie schon im Zaume zu halten wissen."

„Wir haben den Fehler begangen," seufzte die Frau, „unsere Kinder in unbegreiflicher Gutmütigkeit mit der ganzen Nachbarschaft verkehren zu lassen. Wo doch Anna Degener die einzige ist, der man diese Bevorzugung gönnen kann. Nun bildet sich die Lies ein, jede frühere Beziehung sei standesgemäß und weiter zu pflegen."

Als Richard in das Kabinett des Hausherrn trat, kam Rosenau ihm steif und förmlich entgegen. „Sie haben da gestern solch ein kleines Abenteuer mit meiner Tochter gehabt, Herr Warneke?"

„Ich komme, um mich nach Fräulein Liesbeths Befinden zu erkundigen."

„O, Fräulein Rosenau ist ganz munter. Sie hat gestern allerlei an Thee und dergleichen schlucken müssen, hat gut ausgeschlafen und eben, wie immer, mit uns gefrühstückt."

„Gott sei Dank!" rief der gespannt Zuhörende erleichtert und erhob sich.

„Die Jugend ist geneigt zu übertreiben, aufzubauschen," lächelte Rosenau. „In irgend einem Tümpel haben wir alle wohl mal gelegen; wer will gleich eine große Sache — Lebensgefahr — daraus machen!"

„Ein besonderes Glück, daß es so abgelaufen ist!"

„Ich bin nach reiflicher Überlegung der Ansicht, daß man aus einer Mücke keinen Elefanten machen soll." Eine Handbewegung des Herrn Kommerzienrat erfolgte, als ob ein Fürst seinen Untergebenen entläßt.

Richard wandte sich kühl, er ärgerte sich, behielt aber seine gute Haltung. Als er schon die Hand auf den Thürgriff gelegt hatte, wurde hastig ein Vorhang zurückgeschoben und Liesbeth eilte herein.

„Ich höre, Sie sind hier, o, da muß ich Ihnen noch einmal danken! Ich bin überzeugt, daß Sie Ihr Leben für mich gewagt haben!" Sie ergriff mit ihren beiden zarten Händen seine Rechte und sah ihn innig an.

„Sie wissen, Fräulein Rosenau, daß es mich sehr glücklich gemacht hat, Ihnen beizustehen." Richard verschwand mit diesen Worten.

„Komm mal her, Liesbeth," sagte der Vater, mit dem Versuche, streng und würdig zu sein. „Du bist doch erwachsen, nicht wahr? Na, da schickt es sich denn doch nicht mehr, daß Du so — ich will mal sagen, so kordial — auf den jungen Burschen zufährst, der ganz und gar nicht in Deinen Gesellschaftskreis gehört."

„Papa!"

„Bitte mir aus, daß Du mich zu Ende reden läßt. Was ich nach reiflicher Überlegung für gut halte, geschieht, und mein Beschluß ist, daß jeder Verkehr mit dieser Schusterfamilie aufhören muß. Hast Du mich verstanden, Fräulein Tochter?"

Digitized by Google

„Ja, Papa," flüsterte Liesbeth erblassend.

Ein paar Tage später erhielt Richard durch den Rosenauschen Bedienten ein Billet von der Frau Kommerzienrätin und ein elegantes Spazierstöckchen. Es hatte eine Krücke von Silber, die einen mit der Sohle nach oben gewandten Stiefel vorstellte.

Die Dame schrieb:

„Geehrter Herr!

Um mich für den Dienst, den Sie meiner Tochter geleistet haben, erkenntlich zu zeigen, erlaube ich mir, Ihnen das beikommende Andenken zu überreichen.

Frau Elfriede Rosenau,
geb. Freiin von Waldhausen."

Richard fühlte sich durch Ton und Gabe verletzt, der Stiefel auf dem Stöckchen enthielt eine Anspielung, die entschieden als absichtliche Nichtachtung gemeint war. Er gab dem Diener ein gutes Trinkgeld, ließ ihn warten und schrieb im ersten Unmute:

„Geehrte, gnädige Frau!

Meine Kräfte erlauben mir, ohne Stütze zu gehen und zu stehen; auch bedarf es keines äußeren Zeichens für mich, um die neuliche Begegnung mit Ihrem Fräulein Tochter nun und nie zu vergessen! Ich erlaube mir daher den gewiß sehr gütig gemeinten Beweis Ihrer Erkenntlichkeit hierbei zurückzugeben.

Hochachtungsvoll
Richard Warneke."

Zehntes Kapitel.

Es war am Morgen des 23. Dezember. Frau Tonnemacher war schon zeitig mit dem Blumenwagen und ihrem jüngsten Gehülfen zum Weihnachtsmarkt gezogen, auf dem sie hoffen durfte, heute ein gutes Geschäft zu machen. Der Mann arbeitete mit dem anderen Gehülfen im Treibhause. Bärbe trieb sich wie gewöhnlich draußen umher; vermutlich war sie schon auf dem Eise, sie lief besonders gut Schlittschuhe. Die jüngeren Geschwister waren heute früher als gewöhnlich zur Schule geeilt, denn es gab die Weihnachtszeugnisse. Die Magd stand in der Küche und wusch.

Der große Gartensaal lag leer und wüster da denn je. Bleiche Sonnenstrahlen irrten durch das weite Gemach und beleuchteten grell die allerorten herrschende Unordnung und den hochliegenden Staub. Alle Familienglieder waren, ohne an Aufräumen zu denken, davongelaufen.

Alexander hatte etwas länger als gewöhnlich geschlafen und betrat das Zimmer, nachdem eben die Seinen ausgeflogen waren.

Der kleine eiserne Ofen neben dem hohen Marmorkamine mit dem erblindeten, großen Spiegel darüber, war geheizt und auch im Kamin verglimmte etwas Buschholz. In den Kohlen stand ein Dreifuß und darauf ein schwarzer Kessel, in dem es noch leise summte, eine angerauchte blecherne Kaffeekanne war ans erloschene Feuer gerückt.

An einen sauberen Tisch, mit allem Nötigen, auf der landwirtschaftlichen Schule, von der er kam, gewöhnt, fand Alexander es hier abstoßend ungastlich. Es war doch recht lieblos von Mutter und Schwester, gar nicht für ihn zu sorgen. Aber freilich, er hatte hier nie Besseres gekannt. Sollte er zu Richard gehen und um ein wenig Kaffee bitten? Frau Warneke hielt musterhafte Ordnung.

Die Tassen auf dem Tische, zwischen den Resten der Blumenbindereien, waren alle gebraucht. Mit Widerwillen wandte sich der Hungernde von dem unschönen Wirrwarr ab.

Da öffnete sich die Thür und Anna Degener trat ein. Sie trug ein dunkles, hoch anschließendes Leinenkleid und eine blaue Latzschürze, das hellbraune Haar lag glatt und glänzend an den Schläfen. In der Hand hielt sie einen Teller mit einem durchgeschnittenen weißen Brote.

Sie nickte ihm freundlich zu: „Sie sind ganz allein, Alex?"

„Allein und verlassen und halb verhungert."

Ein schneller Blick aus ihren klaren Augen ließ sie die Lage des Unmutigen erkennen. „Ach, wie unrecht, niemand hat für Sie gesorgt! Na, das wollen wir bald gut machen. Ich bringe hier 'ne halbe Weihnachtsstolle für Ihre Mutter von Tante Mienchen. Die Stollen sind gestern abend zum Bäcker gekommen und heute morgen hat Onkel Pienemann sie in aller Frühe geholt, sehen Sie nur wie locker. Sie schmeckt prachtvoll!"

Während Anna so plauderte, hatte sie eine Tischecke frei gemacht, ihren Teller niedergesetzt und war an den Kamin geeilt. Rasch loderten die Flammen um den Kessel auf. „Kaffee ist noch darin," sagte sie, indem sie die Kanne hob. „Er wird gleich wieder warm sein."

Die gebrauchten Tassen sammelte sie in eine Schale, den Tisch kehrte sie ab, wischte und rieb die Platte, rückte ihre Stolle heran, fand Milch, Butter und Messer, wusch die Tassen und hatte es ihm in wenigen Augenblicken so behaglich gemacht, wie es unter der Ungunst dieser Verwahrlosung möglich war.

Alexander ließ sich's schmecken und meinte, er habe es hier noch nie so gut gehabt.

Das Mädchen ruhte nicht. Es versorgte das Feuer und räumte allerorten auf. Die gebrauchten Stiefel, die am Kamin standen, trug es in eine Ecke. Das lose umhergestreute Holz schichtete es auf. Die Tischschublade mit ihrem Gewirr von Draht, Garn und trocknen Blättern stürzte es um und legte nur Brauchbares hinein. Es hatte die Ärmel aufgestreift und plauderte mit dem Frühstückenden, der alle seine Bewegungen verfolgte.

„Onkel Pienemann sagt, ich habe den Kramvogel," lachte sie, „ich würde einen guten Stubenkorporal und Mannschaftsältesten abgeben mit meiner Ordnungswut —"

„Es wundert mich, Anna, daß Sie hier so gut Bescheid wissen."

„O, ich habe schon oft aufgeräumt, es geht so nett und hilft hier so schön. Frau Tonnemacher hat nichts dagegen und mag es ganz gern. Bärbe

Digitized by Google

ist immer etwas schlimm gegen mich. Ich komme nur, wenn ich weiß, daß sie fort ist. Eigentlich merken sie beide wohl nicht viel davon, wenn ich hier gewesen bin, und es sieht auch bald wieder ebenso aus wie vorher."

„Daß Sie dabei nicht die Lust verlieren!"

„Aber es macht ja Spaß! Ich habe für uns nicht viel zu thun. Onkel Postrat läßt sich lieber alles von Jakob besorgen und Tante Mienchen ist viel geschickter als ich." Sie schüttete eben eine Schürze voll dürrer Blätter ins Kaminfeuer, das hoch auflackerte und die anmutige junge Gestalt mit roter Glut übergoß.

Wie lieb sie ist, wie natürlich und behende, dachte Alexander. Er hatte sie während ihrer zusammen verlebten Kindheit immer gern gehabt, aber so warm wie jetzt hatte sein Herz ihr doch noch nie entgegengeschlagen.

Er fragte, ob er noch ein Stück von der köstlichen Stolle nehmen dürfe? Und sie antwortete, es freue sie am meisten, wenn er davon esse, sie gönne es keinem mehr und sie habe zu diesem Feste auch den Teig selbst anrühren dürfen.

Nun warf sie vorsichtig nassen Sand über das einstige schöne Getäfel des Fußbodens und dann kehrte sie, ohne Unruhe und ohne Staub aufzuwirbeln, das ganze Zimmer. Zuletzt ging sie mit einem Tuche hin und her, wischte und rückte zurecht und sah sich nun befriedigt um.

„Jetzt ist es hier so schön, wie's nur werden kann, liebes Annchen! Sie sind wirklich ein guter Hausgeist."

„Heinzelfrauchen, nicht wahr, klingt doch besser als Stubenkorporal?"

Eben hatte sie den Rest der Stolle auf einen verbogenen Blechkorb von Tonnemachers gelegt und wandte sich, mit ihrem Teller in der Hand, zum Gehen, als die in den Garten führende Thür geöffnet wurde und Bärbe hereinschlüpfte.

Sie kam erregt vom Eise, die Schlittschuhe klapperten an ihrem Arm. Auf den wilden, roten Locken trug sie ein Barett von falschem Hermelin mit einer weißen Feder. Ihr knappes Jäckchen von fuchsigem schwarzem Sammet war hermelinverbrämt und ein kurzgeschürzter, hellblauer Rock wehte um ihre Füße.

Laut auflachend rief sie: „Sieh mal einer an, unser Tugendspiegel scharmiert hier schon wieder mit 'nem andern Anbeter! Hab ich gestört? Na, ich kann gleich wieder gehen. Der Herr Bruder scheint ja wie ein Pascha bedient zu sein?"

Anna, erschreckt durch die spöttischen Worte ihrer Feindin, eilte so rasch sie konnte, ohne zu antworten, hinaus.

Alexander fuhr zornig auf: „Hüte Deine lose Zunge, Bärbe! Du läufst Deinem Vergnügen nach, ohne fürs Haus zu sorgen. Schämen solltest Du Dich, anstatt zu sticheln. Deinetwegen könnte ich hier noch jetzt ohne Frühstück in dieser Wüstenei von Schmutz und Unordnung sitzen."

„Magst Du Dir auch einbilden, daß Du mehr bist als wir, eine Magd bin ich doch nicht!"

„Ist das Fräulein Degener? Sie hat mir ausgeholfen und hat hier Ordnung gemacht."

„Geschmackssache! Der Weg zum Herzen der Männer soll ja manchmal durch den Magen gehen."

„Ach, was Du für Unsinn redest. Wie kannst Du denken, daß Fräulein Degener und ich, der arme Gärtnerssohn —" er war sehr rot geworden und kämpfte mit einer sonderbaren Verlegenheit.

Bärbe lachte wie toll. „Daß dieser Borsdorfer Apfel Euch allen so in die Augen sticht! — Ein ganz gewöhnliches, rundes Pausbäckchen!"

Dann rannte sie ebenso unbändig wieder fort wie sie gekommen war. Mochte sie doch fürchten, zu irgend einem Geschäft festgehalten zu werden, denn vermutlich hatte sie ihre Mutter noch gesehen, die, pustend und rot vom Markte kommend, in der Thür nach dem Flur erschien.

„Alles im Ramsch verkauft," sagte die Tonnemacher, „heute himmlischer Absatz! — Hat sie wieder was mit Annchen gehabt? Das liebe Kind, ich sah's, es hatte Thränen in den Augen."

„Dumme, unverschämte Neckereien. Du mußt der Bärbe durchaus den Daumen aufs Auge drücken, sie ist ganz verwildert."

„Neckereien? — Du und Anna?"

„Nun ja. Wie kann sie solche Unverschämtheit nur aussprechen! Das muß ja Fräulein Degener beleidigen."

„Pah, die arme Kirchenmaus sollte froh sein — einen Mann wie Du; aber Du wirst Dich bedanken."

„Mutter!"

„Es ist noch nicht aller Tage Abend — O, wer weiß, was in der Zeiten Hintergrunde schlummert!"

Das heiße Verlangen, mehr zu hören, wallte in ihm auf; da war ja die ersehnte Gelegenheit, eine Anspielung aus der Mutter eigenem Munde! Er ergriff ihre beiden Hände und stand vor ihr, die Farben wechselnd, mit weit geöffneten Augen, Spannung in jedem Zuge seines schönen Gesichts.

„Aber laß mich doch, Du kneifst mich ja, Alex, was willst Du denn?" Sie versuchte ihn abzuschütteln.

„Mutter, liebe Mutter — was ist's mit mir? — Das Geheimnis meiner Geburt?" — halblaut keuchte er die Fragen hervor.

Ihre dickverschwommenen Züge drückten Verlegenheit aus. „Wie kommst Du darauf? Eine Mutter darf doch eitel sein und Großes von ihrem Jungen erwarten?"

„Du sagtest: es ist noch nicht aller Tage Abend — darin lag ein — ein Geständnis, daß mir noch Besonderes bevorstehe."

„Nun ja, das hoffe ich doch auch. Ein junger Mensch, an den so viel gewandt wird: Dunkel in der Zukunft Schoße, ruhn die schwarz und weißen Lose!"

„Wer wendet etwas an mich?"

„Na, natürlich Dein Vater!"

„Und das ist —"

„Da, dreh Dich um!" sie lachte gezwungen auf. Unwillkürlich folgte Alexander ihrem Winke.

Digitized by Google

Tonnemacher, so schlumpig wie immer, mit rundherausgewölbtem Rücken und blödem Ausdruck, öffnete eben die in den Garten führende Glasthür.

„Du, Fritz," rief seine Frau ihm zu, „rein ausverkauft; gleich kommt Lude mit dem leeren Wagen, wir wollen nochmal los. Ich bin Pferdebahn gefahren, damit Du flink alles zurecht setzest. Komm ins Treibhaus!" Sie gingen miteinander hinaus.

Verstimmt blieb Alexander zurück. Sein Versuch war lachenden Mundes abgewiesen worden. Er stand zweifelnd da wie immer. Die albernen Citate seiner Mutter, so hochtrabend und romantisch sie lauteten, wurden von ihr so oft und so quer angewandt, daß man eigentlich nichts darauf geben konnte.

Er verließ das Haus und ging mit starken Schritten die Chaussee entlang, er bedurfte der Bewegung, neuer Eindrücke, um wieder mit sich ins Gleiche zu kommen. Schneeweiß lagen die Felder da, fahles, oft wechselndes Sonnenlicht glitt darüber hin, der Weg war ausgetreten, schmutzig und uneben.

Auch für mich ruht das Leben unter einem winterlichen Bann, dachte er, wird es je frühlingsmäßig darunter hervorsprießen? Werde ich je sonnige Klarheit sehen?

Ein warmer Strahl des Tagesgestirns, das sich eben durch Wolken kämpfte, traf ihn fast blendend. In demselben Augenblicke gedachte er Annas. Welch ein liebes Geschöpf sie war, so schlicht und wohlthuend. Ein scheuer Wunsch, den er sich selbst kaum eingestand, sie möchte einst die Sonne werden, die seinen Lebensweg erhelle und erwärme, erfüllte ihn mit schwindelndem Glücksgefühl. Aber wie sollte das je möglich sein?

Es stieg wieder ein bitteres Empfinden von Verstoßensein und Sehnsucht in ihm auf. Wer hatte ihn je wahrhaft geliebt? Von seinen Eltern und Geschwistern hatte er es nie empfunden, und er trug doch ein großes Verlangen danach still verborgen und ängstlich verschlossen in seiner Brust.

Was war's gewesen, wessen hatte seine Schwester das süße Kind beschuldigt? Es liebäugelte mit einem anderen. Wer konnte das sein? Oskar — der dreiste Oskar Rosenau? Hatte Bärbe vielleicht selbst ein Auge auf den flotten Gesellen geworfen?

Anna ging viel zu Rosenaus; sie war dort wie Kind im Hause, aber konnte ihr dieser oberflächliche, untüchtige Mensch gefallen? Jener junge Lebemann und dies schlichte, hausfrauliche Wesen? O, es war keine Eifersucht, aber er fühlte es so stark, daß er unter dieser Empfindung erzitterte. Oskar konnte nicht zu Anna passen!

Wenn er es versuchte, sich ihr zu nähern?

Wie sie freundlich für ihn gesorgt hatte. Wenn er ihr doch morgen zu Weihnachten eine kleine Freude bereiten könnte!

* * *

„Es ist doch zu reizend von dem guten Pienemann," sagte Fräulein Mienchen Vogelsang am Morgen des ersten Weihnachtstages zu Anna, welche eben die Tassen auf den Frühstückstisch setzte.

Mienchen kam vom Flur herein und trug ein Bouquet in der Hand, von dem sie die Reste der Papiertüte, die es wegen der Kälte einhüllte, ablöste. Es waren etwa ein Dutzend herrlicher, blaßgelber Rosen mit langen Stielen und von einer weißen Atlasbandschleife zusammengehalten. Eine Adresse, für wen die Rosen bestimmt seien, oder eine Karte, von wem sie kamen, war nicht dabei.

„Nein, solch ein alter Verschwender. Ich muß ihn aber ins Gebet nehmen!" rief Fräulein Mienchen scheinbar erzürnt! „Das Stück kostet jetzt mindestens fünfzig Pfennige. Tonnemacher hat gar keine, aber reizend ist es doch von Pienemann, ein wunderhübscher, zarter Weihnachtsmorgengruß für mich." Sie roch entzückt an den Blumen und legte sie, als sie sich setzte, dicht neben ihre Kaffeetasse.

Das kleine Fräulein war in den zehn oder elf Jahren, seit sie hier wohnten, nicht erheblich gealtert. Etwaige weiße Fäden in ihrem gelben Haar fielen wenig auf, die runden schwarzen Äuglein lagen etwas mehr in Fältchen gebettet, das ganze Gesicht erinnerte an einen Apfel im Frühlinge, aber die kurzbeinige Gestalt bewahrte noch ihre frühere Beweglichkeit.

Anna hatte mit etwas erstauntem Gesichte zugehört. Ja, Onkel Pienemann pflegte am Weihnachtsmorgen ein kleines Geschenk zu bringen, er kam aber selbst damit und ließ sie nie leer ausgehen. Vor drei Jahren hatte sie ihre letzte Puppe von ihm bekommen, vor zweien das Nähkästchen voll Bonbons und im vorigen Jahre das hübsche Gesangbuch zur Konfirmation.

Die Weihnachten verliefen eigentümlich für diese drei. Der Postrat wollte nichts davon wissen, er erklärte jedes Fest, jede Unterbrechung des gewöhnlichen Tageslaufs für eine unverkennbare Albernheit, von der er keine Notiz zu nehmen wünsche.

Anna wurde schon seit Jahren für den heiligen Abend zu Rosenaus eingeladen und war auch gestern dort gewesen. Mienchen pflegte eine verheiratete Freundin zu besuchen, so blieb für die Häuslichkeit nur der Festmorgen, an dem Pienemann gebeten ward, oben mit den beiden Kaffee zu trinken.

„Zeig mir doch einmal die Rosen, Tante Mienchen," bat Anna und streckte ihre Hand aus. „Wo hast Du sie denn gefunden?"

„Sie lagen oben auf der Treppe." Eben wollte die glückliche Besitzerin, nachdem sie noch einmal daran gerochen, den Strauß hinüberreichen, als des Korporals wuchtiges Klopfen sein Kommen ankündigte. Mit den Rosen in der Hand trat Mienchen ihm, nicht ohne etwas Koketterie, entgegen. „Das nenne ich aber einen reizenden Vorläufer, eine zarte Anmeldung!" rief sie und schwenkte die Blumen.

Das bräunliche Holzgesicht des dürren Alten sah mit dummem Ausdruck auf den Strauß.

„Was wollen Sie damit, Liebwerteste?" fragte er.

„Nun, eine kleine Überraschung von Ihnen — seien Sie nicht zu bescheiden, bekennen Sie sich nur als Geber, Herr Pienemann!"

„Unschuldig wie 'en neugeborenes Kind —

Digitized by Google

komme ja erst jetzt mit meinem kleinen Angebinde," schnarrte er.

Mienchen ließ beschämt die Rosen sinken. „Aber ich begreife nicht —"

„Ich noch weniger —"

„Und ich gar nicht," kicherte Anna.

Nun überreichte der Korporal seine Gaben. Es war für jede ein großes Marzipanherz, mit Früchten belegt, die den Anfangsbuchstaben des einen und anderen Namens bekränzten. „Und für Matz habe ich auch etwas," sagte er wichtig und zog, säuberlich in Papier gewickelt, einen Salatkopf aus der Tasche.

Mienchen versteckte die Beschämung wegen ihres verfrühten Dankes unter einer lauten Freude über den Salat. „Aber Mätzchen, was sagst du denn nun? Komm — komm, mein Piep, hier ist das Christkindchen, das denkt an dich, das ist gut! Nun singe auch und bedanke dich!"

Anna hatte, während die beiden am Vogelbauer standen, den Rosenstrauß zur Hand genommen. Ihre scharfen Augen entdeckten alsbald einen Papierstreifen, der zwischen den Stielen hervorsah. Vorsichtig zog sie das Blättchen heraus. „Fräulein Anna" stand darauf. Also doch für sie, aber von wem?

Ihre Gedanken richteten sich sogleich auf Oskar. Es herrschte ein eigentümliches Verhältnis zwischen ihnen. Anziehen und Abstoßen, Suchen und Meiden wechselten unaufhörlich.

Wie hatten sie sich gestern abend wieder gezankt! Er war auch gar zu dreist und rücksichtslos und verletzte sie oft. Als sie allein gestanden, hatte er plötzlich ihren Oberarm umfaßt und sie an sich gezogen; sie, sich losreißend, hatte „unverschämt!" gerufen und war ins andere Zimmer gelaufen, wo sie nicht von Liesbeths Seite wich. Auf ihre Bitte holte der gute Pienemann sie jetzt immer von Rosenaus ab; sie wollte nicht von Oskar begleitet sein und hatte es ihm rund heraus gesagt, daß sie nur deshalb sich Jakob bestelle.

Als sie nun auf dem Flur stand und ihr Jäckchen anzog, war Oskar wieder herangetreten, diesmal aber nicht, um sich eine Zärtlichkeit herauszunehmen. Er hatte ihr zugeflüstert: „prüder Affe," und „Dich mag der Kuckuck holen, ich lasse Dich laufen, so weit Du willst!"

Bedeutete nun diese Gabe sein Einlenken? Das war doch nett von ihm! Sie wollte ihm freundlich danken, wenn sie heute zu Tisch hinging.

Anna schmückte sich zum Mittagessen mit einigen von den schönen Rosen und flüsterte Oskar zu, neben dem sie saß: „Gut, daß Du Deinen Unsinn von gestern abend eingesehen hast."

Er blickte sie fragend an. „Wieso?"

„Leugne nur nicht; ich habe Deine Rosen bekommen, wie Du siehst."

„Aha," machte er, während es um seine Mundwinkel zuckte. Er besann sich. Sie hatte also noch einen anderen Anbeter. Wer mochte das sein? Der kleine Schuster? Geld hatte der; oder war Alex in seines Vaters Treibhaus eingebrochen, um gegen die Hausgenossin den Schwernöter zu spielen? Er wollte doch die Augen offen behalten und sich keinen von den Rüpels ins Gehege kommen lassen.

Sein Schweigen gefiel Anna; „er kann doch auch zart und bescheiden sein," dachte sie. „Ich danke Dir, Ossi," flüsterte sie wieder, „wenn Du ordentlich bist, können wir ja ganz gute Freunde bleiben."

Weshalb sollte er ihren Dank, ihre freundlichen Blicke nicht annehmen, sie sah ja wieder zum Anbeißen nett aus! Er lachte sie an: „Na gut, wenn ich's getroffen habe! Gieb mir zur Versöhnung Deine Patsche, Anneken."

Sie drückten sich unter dem Tischtuche die Hände, und er blieb heute in den Schranken, über die das junge Mädchen sich unter keiner Bedingung hinwegsetzen wollte.

Gegen Abend saßen die beiden Freundinnen allein in Liesbeths Zimmer. Stockend und errötend sprach Liesbeth von ihrem Abenteuer mit Richard. Anna hatte bisher nur das Äußerliche des Vorfalls gehört.

„Findest Du es schrecklich unrecht, daß wir uns geküßt haben?" flüsterte das blonde Kind in großer Verlegenheit und schmiegte sich an die Freundin. Das Geständnis wurde ihr schwer, aber ihr Gewissen hatte ihr keine Ruhe gelassen.

„Ja," sagte Anna erschrocken, „Ihr seid nun schon zu groß, ich möchte es nicht thun."

„Aber ich habe ihn so sehr lieb und er hatte doch auch sein Leben für mich gewagt."

„Willst Du es Deiner Mutter sagen?"

„Nein, ich bringe es nicht über die Lippen, sie sprechen immer so verächtlich von ihm."

„Ihr liefet gestern wieder ziemlich lange allein miteinander auf dem Eise."

„Wir waren sehr froh, daß Oskar nicht kam, dann wäre es kaum möglich gewesen. Richard sagte, jeder Tag sei ihm leer, wenn er mich nicht sähe und die wenigen Minuten im Lusthause, nachdem er mich aus dem Wasser gezogen hatte, seien die glücklichsten seines ganzen Lebens gewesen."

„Ach, liebes Herz!" rief Anna besorgt, „verlobe Dich nur nicht mit ihm, es gäbe ja eine unglückliche Liebe, denn ich glaube, Deine Eltern würden nie einwilligen."

„O, wir sind ja auch noch viel zu jung!"

Zum Sylvesterabend beabsichtigten Rosenaus einen Tanzstundenball zu geben.

Der Postrat hatte es anfänglich entschieden abgelehnt, seine Nichte am Tanzunterricht teilnehmen zu lassen. Nach vieler Mühe war endlich der Kommerzienrat bei seinem ihm mehr und mehr befreundeten Nachbarn mit dem Wunsche durchgedrungen, daß Anna Liesbeth begleite.

Mürrisch hatte der Postrat geäußert:

„Ich muß es als ernste Pflicht anerkennen, meine Nichte so einfach wie möglich zu erziehen und nicht ohne erhebliche Bedenken kann ich einwilligen, respektive geschehen lassen, daß das vermögenslose Mädchen durch überflüssige Vergnügungen verwöhnt wird. Ich will aber daneben konstatieren, daß ich Ihnen eine gewisse Rücksicht einräume und aus

Digitized by Google

diesem freundnachbarschaftlichen Beweggrunde, den ich als achtbaren Faktor gelten lasse, will ich meine Ansicht Ihren Wünschen opfern."

Hierauf bezahlte Rosenau die Tanzstunden für beide Mädchen, die von seiner Frau wie zwei Schwestern dazu ausgestattet wurden.

Nun war der Ball vor der Thür und freudig klopfenden Herzens erwartete die Jugend das Fest.

Elftes Kapitel.

Die Freundinnen saßen im Zimmer der Kommerzienrätin und entwarfen mit ihr die Liste der zum Tanzstundenball Einzuladenden.

„Liebe Mama," sagte Liesbeth zaghaft, „möchtest Du nicht den jungen Warneke auch bitten?"

„Der wird gar nicht tanzen können."

„Doch, ich weiß, daß er Tanzstunden gehabt hat."

„Ein sonderbarer Einfall von Dir, Lies; er und seine Eltern gehören durchaus nicht in unseren Kreis."

„Du kannst ihn ja allein einladen, es sind mehrere junge Leute ohne ihre Angehörigen hier."

Die Kommerzienrätin lachte spöttisch:

„Es wäre auch wirklich arg, wenn ich die alten Schusterleute hier sehen sollte."

„Also Richard darf kommen?" rief Anna im Sinne der Freundin beglückt.

„Ich hoffte, Du wärst vernünftig genug, Annchen, diesem Einfall meiner Tochter nicht das Wort zu reden. Seht doch endlich ein, Ihr Mädchen, daß Ihr die Kinderschuhe ausgezogen habt! Es soll und kann kein Verkehr mit den Nachbarn mehr stattfinden."

„Aber Richard hat mich doch gerettet und dafür müßten wir dankbar sein," wagte Liesbeth noch einmal zu sagen, indem sie ihre Mutter bittend umfaßte.

Die Frau lehnte ihrer Tochter Zärtlichkeit ab. „Ich bot ihm ein hübsches Geschenk, das er schroff zurückwies, damit ist die Sache erledigt."

Als die Mädchen allein waren, brach Liesbeth in Thränen aus. „O, wir haben so sehr darauf gehofft, miteinander zu tanzen! Wie soll ich ihm Nachricht schicken, daß es nichts ist? Wie soll ich ihn trösten? Das Eis, wo man sich treffen konnte, ist auch vorbei."

„Er weiß ja Bescheid, wenn er nicht geladen wird," wandte Anna ein.

„Ach der Arme, wie wird er ohne ein gutes Wort von mir unglücklich sein! Liebste Anna, könntest Du ihm nicht durch Alex, dem Du doch täglich im Hause begegnest, einen Gruß von mir sagen lassen, und wie sehr ich's bedaure, daß er nicht kommen soll?"

Nach einigen Überlegungen versprach Anna zu versuchen, ob sie Alexander treffen könne und dann wolle sie ihm alles, was Liesbeth wünsche, für den Freund ausrichten.

Es fügte sich schon am anderen Tage so günstig, daß Alex gerade aus dem Gartensaale kam, als Anna ins Haus trat, so trafen sie auf dem Flur zusammen. Sie ahnte nicht, wie lange er auf der Lauer gestanden und wie künstlich er dies Zusammentreffen herbeigeführt hatte.

Sie erröteten beide. Er aus Freude, daß ihm diese Begegnung gelungen sei, bei der er einen Dank für die Rosen zu erhalten hoffte; sie wegen der Schwierigkeit ihrer diplomatischen Sendung. Sie blieben einander gegenüber stehen und sahen sich an.

Das Mädchen, das sonst nicht blöde war, begann nun doch leise und stockend: „Ich möchte Sie etwas bitten, Alex."

Er horchte gespannt; hatte sie die Rosensendung übelgenommen? Wollte sie sagen, er dürfe dergleichen nicht wieder thun?

„Es ist nicht für mich," fuhr sie mit niedergeschlagenen Augen fort. „Liesbeth möchte gern durch Sie einen Gruß an Richard Warneke ausgerichtet haben."

Und dann redeten sie frei weg von den beiderseitigen Freunden. Wie sie sich gern hätten und wie schrecklich es sei, daß der arme Richard nicht zu Rosenaus ins Haus kommen dürfe.

Nachdem sie mehrere Minuten, ganz hingenommen von ihrer Plauderei, so gestanden hatten, ging die Thür des Gartensalons wieder auf und Bärbe fuhr heraus. Bei dem Anblick der beiden in ihr Gespräch Vertieften brach sie in ein schallendes Gelächter aus.

„Nu seh mir einer die Scheinheiligen! Thun alle beide, als wären sie unschuldig wie die Daumenlutscher und laufen doch als zwei Verliebte hintereinander her —"

Anna floh die Treppe hinauf.

„Barbara — Schwester — ich bitte mir aus!" — knirschte Alex und packte die Kecke unsanft am Arm.

„Etsch, glaubst Du, ich hätte nicht gemerkt, wie Du spekuliertest, um ihr zu begegnen?"

„Es sucht keiner einen hinterm Ofen, der nicht selber da gesessen hat!"

„Warum auch nicht, Brüderchen, wenn's mir da gefällt?"

Er stieß sie von sich und ging zum Hause hinaus.

Nun war das liebe Annchen gar nicht dazu gekommen, ihm für die Rosen zu danken. Die Bärbe war doch ein unverschämtes Geschöpf! Und Anna, wenn sie seiner Schwester anzügliche Worte noch gehört hatte, würde gewiß verletzt sein. — Aber hätte sie ihm nicht längst danken können?

Es war ihm peinlich gewesen, sich bei der Rosengabe zu nennen. Er hatte geschwankt und überlegt; war's nicht unbescheiden? Hoffend, daß Anna ihn erraten werde, wollte er das Geschenk anonym abgeben. Im letzten Augenblicke konnte er doch nicht widerstehen und legte seine Karte auf die Treppenstufe neben die Papierdüte!

Er ahnte nicht, daß Mienchen, als sie die Rosen aufgehoben, die schon aus der geplatzten Düte hervorgesehen, seine Karte mit ihrem Kleide über den unteren Rand des Treppengeländers hinabgefegt hatte,

Digitized by Google

und daß die Karte bis hinunter auf die Hausdiele geflattert war, von wo die schläfrige Magd, als sie am ersten Festtagmorgen reingemacht, das unscheinbare Blättchen mit fortgekehrt hatte.

Das Gefühl der Beschämung, sein Geschenk mißachtet zu sehen, überfiel Alex mit peinlicher Schärfe und demütigte ihn tief. Noch einmal wollte er Anna in den Weg treten, wenn sie dann wieder kein Wort sagte, hatte sie seine Gabe übelgenommen und mochte nichts von ihm wissen.

In der Woche zwischen Weihnachten und Neujahr waren Eis und Schnee geschmolzen und der Sylvesterabend brach wunderbar mild und still an. Der Mond stand rund am blaßblauen, durchleuchteten Himmel. Die immergrünen Koniferen warfen, untermischt mit dem entblätterten besenartigen Gezweig der anderen Büsche, ihre Schatten über Rasenplätze und Wege des Rosenauschen Gartens und aus der Villa tönte fröhliche Tanzmusik.

Der Ball fand in dem unteren quer durch das Haus gehenden Eßsaale statt. Heller Lichtschein, Stimmengewirr, schleifende Schritte, Lachen und Musik drangen weit in die stille Nacht hinaus.

„Fällt Dir's nicht auf, Elfriedchen," fragte die Generalin von Waldhausen ihre Tochter, die sich eben neben sie in ein Sofa setzte, „daß Oskar sich fabelhaft viel um die kleine Degener bemüht?"

„Sie ist die beste Freundin der Lies."

„Wenn auch. Er macht ganz den Eindruck eines Kavaliers, und bei seinem Vermögen, seinen Zukunftsaussichten möchte das arme Ding —"

„Wenn er nun dieser Jugendneigung treu bliebe? — Sein starkes Beteiligtsein am Leben, seine Wirbelwindnatur, bedürfen vielleicht bald eines Gegengewichts durch die Allgewalt sänftigender Liebe."

„Du denkst? —"

„Nun ja, warum nicht? Ist sie nicht die Tochter eines Offiziers wie wir?"

„Quelle idée, ma chère! Sie ist bürgerlich und ohne Vermögen!"

„Der Adel fehlt ihm ja leider auch und Vermögen — Du wirst doch nicht anfangen ebenso kleinlich zu rechnen wie Feodor?"

„Ich begreife Euch nicht! Ein Stumpfnäschen, ein bescheidenes Figürchen! Was hat sie gegen ihn in die Wage zu legen?"

„Nun, Mama, wenn er sie liebt? Und sie ist ein liebes Kind. Man kann doch einen hoffnungsvollen Menschen wie Oskar nicht an einer unglücklichen Neigung kranken lassen?"

Anna trat zu Liesbeth heran, die sich ins Nebenzimmer geflüchtet hatte und hier niedergeschlagen an einem Blumentische stand, mit dem sie sich scheinbar beschäftigte.

„Es ist so hübsch bei Euch, Liesbethchen," sagte Anna und umfaßte die Freundin. „Und doch bist Du nicht recht vergnügt?"

„Ach, Anna, er thut mir zu leid, ich muß immer an ihn denken," flüsterte das blonde Kind mit schwärmerischem Augenaufschlag.

Oskar eilte, begleitet von einem hübschen jungen Husarenlieutenant, herbei.

„Herr von Lauterbach, Schwesterchen."

„Möchte den Vorzug haben," schnarrte der Offizier, „gnädig Fräulein noch Tanz für mich?"

Sie willigte ein und verließ mit ihm das Zimmer.

„Du warst mir ganz aus den Augen gekommen, Annchen," sagte Oskar mit sprühendem Blick, „und Du weißt doch, daß ich nun 'mal nicht gut ohne Dich leben kann."

„Bitte, sei nicht wieder albern."

„Und Du stell Dich nicht an, wenn man 'en bißchen mit Dir herumulken will."

„Na, es kommt darauf an, wie Dein Ulk ausfällt."

„Dürft ich mich grenzenlos erdreisten, Allergnädigste?" spottete Oskar.

„Habe die Ehre zu diesem Tanz," mit diesen Worten trat ein anderer junger Mann dazwischen und führte Anna fort. Oskar wandte sich mit verdrießlichem Ausdruck ab und alle kehrten in den Saal zurück.

Aus dem Schatten des Bosketts im Garten traten, vorsichtig umherspähend, die schlanken Gestalten zweier Männer.

„Es kommt mir so unwürdig vor, heimlich und hier außen," flüsterte Alexander, indem er dem voraneilenden Richard seine Hand auf die Schulter legte.

„Ach, gleichviel, ich muß sie sehen," klang die ungeduldige Antwort des Kleineren. „Haben sie mich auch schnöde behandelt, Liesbeth ist dieselbe für mich!"

Der mondhelle Garten war menschenleer. Die Dienerschaft hatte innen genug zu thun.

Leise und vorsichtig schlichen sich die jungen Leute an das Haus heran. Sie erstiegen die an der Seite sich hinziehende Veranda, die im Sommer mit blühenden Topfgewächsen besetzt war. Die klaren Vorhänge gestatteten einen freien Einblick. Das Fenster gehörte zu dem Nebenzimmer, in welchem eben Liesbeth an den Blumentisch getreten war.

„O, wie reizend sie aussieht!" raunte Richard dem Freunde zu, „aber vergnügt ist sie nicht. — Wenn sie ahnte, daß ich hier bin!" Jetzt kam Anna und dann stellte Oskar den Lieutenant vor. Die beiden Beobachter konnten kein Wort der Unterhaltung verstehen, aber die Handlung ersetzte das Gespräch.

Liesbeth hatte mit ihrem Tänzer das Zimmer verlassen, Oskar neckte Anna.

„Wie schnippisch sie aussieht, wie gut ihr diese Miene steht," flüsterte Alexander und schwelgte in dem Anblick des Mädchens. „Ich fürchtete immer, sie könne Rosenau nicht abweisen."

Dann begann ein neuer Tanz, das Nebenzimmer war leer und die Freunde suchten sich ein günstiges Plätzchen, um in den Ballsaal zu schauen. Jedes Blicke verfolgten eine andere Gestalt, an der sie sich nicht satt sehen konnten. Dann bemerkten sie an gewissen Vorbereitungen, daß das Souper stattfinden solle. Die Fenster wurden hier und da geöffnet und sie hielten es sicherer, sich zurückzuziehen.

Im Gebüsch sagte Richard: „Ich möchte doch für mein Leben gern wissen, neben wem sie sitzen

Digitized by Google

wird. Der lange Husar sah sie schrecklich verliebt an."

Auch Alexander interessierte sich lebhafter, als er's sich gestand, für die Vorgänge bei Rosenaus. So schlichen sie wieder an das Haus heran.

Vorläufig hielten sie sich jetzt neben der vorderen Freitreppe, die zu dem säulengetragenen Portal emporführte. Im Schatten einiger hohen Taxusbüsche versteckt, wollten sie — wenn die Gesellschaft Platz genommen haben würde — hier vorn einen Blick in den Saal gewinnen.

In einem der Nebenzimmer trat Oskar zu Anna heran: „Es ist hier ja ein unausstehliches Gedränge," sagte er, „und ein Dunst zum Ersticken. Komm, Anneken, wir könnten, ehe wir zu Tisch gehen, noch einen Mund voll frischer Luft schnappen, laß uns nur ein paar Schritte auf die Veranda hinausthun; hier habe ich für Dich etwas umzuhängen."

Sie fand, daß dies ein guter Gedanke sei, nickte ihm zu, schlüpfte durch die Menge, in der sie stand und trat mit ihm unter die vordere Halle.

„Es ist ja eine wunderschöne Nacht, Ossi," rief sie tief aufatmend, „o, Du hast recht, hier ist's köstlich!"

„Nichtwahr? Nun siehst Du, wie kolossal gut ich's mit Dir meine." Er bot ihr den Arm, den sie annahm.

Sie gingen auf und ab und plauderten. Plötzlich blieb er stehen, umfaßte ihre Schultern, versuchte sie an sich zu ziehen und sagte: „Du bist doch eine allerliebste Krabbe, Anneken."

„Was fällt Dir ein, laß mich."

„Stell Dich nicht an, im Ballsaal umfassen sie Dich alle so."

„Das ist doch etwas anderes."

„Na, wenn's etwas anderes ist, so mag's das auch sein," und er hielt sie fest und versuchte sie zu küssen.

„Oskar — laß mich — ich schreie —"

„Macht nichts," und er küßte, während sie sich wand und wehrte, ihr Haar, ihre Stirn —

In diesem Augenblicke fühlte er sich gepackt und von starken Armen zurückgerissen. „Schämen Sie sich, Rosenau — zudringlich gegen eine Dame — wider deren Willen!" knirschte Alexander und hielt den einstigen Gespielen zornig umklammert.

„Unverschämt wie immer!" höhnte Richard.

Anna hatte mit raschem Blick ihre Helfer erkannt. Sie lief, beschämt über die peinliche Lage, in der die Freunde sie getroffen hatten, rasch ins Haus zurück.

Oskar schrie wütend: „Was thut Ihr hier in unserem Garten? Die Bedienten sollen Euch hinauswerfen!"

„O, wir gehen schon! — Wir haben ja glücklicherweise Deine Belästigungen gehindert!" riefen die Freunde.

„Kanaillen — Gesindel — Wegelagerer! Laßt Euch nie wieder auf meinem Grund und Boden sehen!"

Im Gebüsch standen Alex und Richard heftig erregt und tief atmend still. Alexanders Blut kochte. Wie hatte dieser elende Rosenau sich's unterstehen dürfen, das holde Geschöpf derartig zu überfallen? In der scheuen und bescheidenen Seele Alexanders fand sich kein Verständnis für solches Thun. Er biß die Zähne zusammen in immer neu aufflackernder Wut. Und wo gab es Schutz für Anna gegen die Zudringlichkeiten dieses gewissenlosen Menschen? „Der Oskar ist doch ein ganz infamer Bengel," murrte er keuchend.

„Ja, schade," lachte Richard, „daß wir ihn nicht wie früher ordentlich verwalkt haben!"

Beim Souper, auf das sich Anna und Oskar gefreut hatten, saßen sie verstimmt, sich halb den Rücken wendend, nebeneinander. Sie kämpften beide mit den unangenehmsten Empfindungen, schalten sich gegenseitig innerlich, sprachen aber kaum ein Wort zusammen. Sie wollten sich von nun an aus dem Wege gehen, wo sie konnten, sie wollten nichts mehr voneinander wissen, und als der Tanz nach Tische begann, klagte Anna über Müdigkeit, worauf Oskar wieder in den Garten hinauslief, um seinen noch immer in ihm wallenden Zorn abzukühlen.

Für Alexander war das Leben in seiner Familie auf die Dauer unerträglich. Seine nunmehrigen Gewohnheiten und Bedürfnisse fanden in der Tonnemacherschen Wirtschaft nicht die geringste Berücksichtigung. Wenn er sich aber auch fortsehnte aus der geschäftigen Öde seines Elternhauses, so wurde ihm doch das Scheiden schwer — unsagbar schwer. Der verwöhnte Eigenwillen seines einstigen Spielgefährten war ihm bekannt genug, Oskars Lust war's, zu unterjochen und zu gewinnen, wonach sein Sinn stand. Der Rücksichtslose würde das Mädchen, nach dessen Besitz er trachtete, das er auf seine Art lieben mochte, immer wieder umwerben. Konnte Anna dagegen standhalten? Jung, unbekannt mit der Welt, dem Gefährlichen eng befreundet und ohne sorgliche Mutter? Sollte er, Alex, es wagen, sie zu warnen?

Aber was war denn er, der arme Gärtnerssohn — oder noch Geringeres? — Sie verschmähte es, seiner Gabe zu erwähnen, wie durfte er sich's herausnehmen, ihr Berater sein zu wollen? Seine unglückliche Lage im Leben forderte von ihm, sich schweigend zurückzuhalten.

So brach er denn bald nach Neujahr auf, ohne Anna wiedergesprochen zu haben.

Alexander ging bis zum Herbst auf eine andere Ackerbauschule, um dann mit Richard zugleich im selben Regimente einer fernen Garnison zu dienen.

Vater Tonnemacher bestand darauf, daß dies bei der Kavallerie sein müsse, es sei das Beste für einen künftigen Landwirt, dem Pferdekenntnis nötig thue, und Alexander, der sich über nichts mehr wundern wollte, fand sich in diese neue, seltsame Verschwendung, der ohne Frage eine ihm unbekannte Ursache zu Grunde liegen mußte.

Für Richard kam der Kostenpunkt weniger in Betracht, er wünschte vor allem sich dem Freunde anzuschließen.

* * *

Digitized by Google

Oskar hielt diesmal seine Verstimmung gegen Anna fest und sah sich nach zerstreuenden Abenteuern um. Vielleicht würde Anna auch anderen Sinnes werden, wenn er ihre Eifersucht erregen konnte.

Er war in der letzten Zeit manchmal in zweifelhaften Tanzlokalen mit der roten Bärbe zusammengetroffen, die ihn allerdings jetzt abwies und schnippisch behandelte, ihn aber trotzdem durch ihre lebensvolle Gewandtheit mehr als sonst anzog. Warf sie ihm auch über die Achsel manch neckisches Wort, manchen herausforderden Blick aus ihren schillernden Augen zu, so hatte er doch mit der Vielumworbenen noch keine eigentliche Anknüpfung finden können.

Es war im Frühlinge und ein dämmeriger Maiabend. Laue Lüfte bewegten die zartbegrünten Zweige, weißliche Blüten schimmerten, wohin man sah. Überall ertönte das letzte Zwitschern der Vögel, die ihr Plätzchen für die Nacht suchten. Von den Wiesen am Fluß herüber klang das Quaken der Frösche; aus der Allee schallten Stimmen und Schritte der Spaziergänger, die nach der Stadt zurückkehrten.

In Rosenaus Garten war es still und leer, die Familie besuchte die Generalin in der Stadt.

Oskar hatte sich von dieser ihm lästigen Rücksicht für die Großmutter zu befreien gewußt. Er stand im Gebüsche, nahe an Tonnemachers Hecke, und spähte in den Nachbargarten hinüber.

Die Kinder kreischten und jagten sich noch in den Wegen, dann erschien Frau Tonnemacher in der Thür der Gartenstube und rief zum Abendessen. Die Lampe wurde in dem durch hohe Bäume beschatteten Gemach angezündet und warf ihren Schein durch die offene Thür ins Freie.

Oben in der Wohnung des Postrats tauchte auch eben ein Licht auf und verschwand. Ob das Anna war, die dem Onkel die Lampe ins Zimmer trug?

Die Kinder liefen ins Haus; Bärbe, an ihrer überschlanken Gestalt und ihren leichten Bewegungen aus der Ferne kenntlich, eilte den Geschwistern voran.

Der Lauscher sagte sich mit leisem Murren, daß er seine Zeit abwarten müsse. Das Mädchen werde nach dem Abendbrot schon wieder herauskommen; er hatte sie öfter noch spät abends im Garten gesehen.

Ungeduldig harrend, schlenderte Oskar in den Wegen hin und her. Ein webendes, summendes Schweigen umfing ihn, nur durch ferne Laute aus der großen Stadt — gleichsam das Atmen der Tausende — unterbrochen. Welch ein prickelndes, erregendes Schweigen! Oskar fühlte seinen Herzschlag unruhiger und härter werden, er strengte seine Augen so sehr an, die sinkende Dämmerung zu durchdringen, daß sie schmerzten.

Endlich litt es ihn nicht mehr in seinem Versteck, weshalb jetzt zaghafter sein als früher? Die Hecke hatte ja noch ihre alten Löcher und Schlupfen. Er kreuzte zwischen den Mistbeeten und Treibhäusern, er schlich zum Wohnhause und spähte ins Gartenzimmer.

Tonnemacher saß nickend im Stuhle, die kurze Pfeife hing ihm im Mundwinkel, die Zeitung lag auf seinen Knieen. Die Frau ihm gegenüber band mit müden Händen einen großen Lorbeerkranz — für den Ruhm eines Lebenden oder eines Toten? Das Ehepaar war allein.

Da öffnete sich geräuschlos drüben die Thür; ein weißes Gesicht von roten Locken umwallt, spähte herein. Die Gestalt eines schmächtigen Knaben, dazu gehörend, folgte. Bärbe in den Kleidern des Bruders! Vorsichtig huschte sie hinter den halbträumenden Eltern vorbei in den Garten.

Oskar, von Neugier ergriffen, wollte sehen, was das Mädchen beabsichtige. Er drückte sich still ins Gebüsch und verfolgte Bärbes Thun.

Ohne Zaudern rannte sie auf die alten Turngeräte zu, schwang sich mit unterdrücktem Jauchzen in einer Kniewelle um das Reck, machte höchst gewandt noch andere Übungen, schwenkte am Barren die Beine nach rechts und nach links und lief jetzt, ohne zu straucheln, auf einem schwebenden Baume entlang.

„Heda, Irrwisch — Katze —“ rief Oskar, dicht daneben stehend, unterdrückten Tones, „wenn Du fällst, so fall in meine Arme, in fange Dich auf!“

Sie erschrak nur unmerklich. „Ah, Herr Rosenau, wann hatte ich die Ehre, Brüderschaft mit Ihnen zu trinken?“

„Sieh mal — gutes Gedächtnis! Dachte, wir wollten Freunde werden?“

„Freilich können Sie jetzt meine Sommersprossen nicht sehen; ganz wie Sie's beliebten.“

„Na, na, sei zahm, Kätzchen, komm herunter, wir wollen zusammen spazieren, den schönen Abend genießen.“

Kichernd lief sie eine Strickleiter in die Höhe, schaukelte sich auf einem oberen Balken und rief herunter: „So sagte der Hund zur Katze, die er in den Baum getrieben hatte! — Miau, miau! schöner Herr Oskar!“

„Zierst Dich ja gewaltig!“

„Fast so arg wie dero Flamme damals im Lusthause?“

Er biß sich auf die Lippe und rief ärgerlich: „Ach, geh mir mit ihr! Sie ist nichts als ein wohldressierter Pinscher. Du aber bist ein höllisch schneidiges Frauenzimmer geworden. Komme ja nur, um Dich zum Sonntag zu 'ner Kahnfahrt einzuladen.“

„Einzuladen?“ Sie stieg wieder etwas herunter, um genauer zu hören.

Nachlässig sagte er: „Wenn Du vielleicht besser thun kannst — was anderes vor hast? Wenn mir einer zuvorgekommen ist?“

„Na, ich bin noch nie um meinen Sonntag in Verlegenheit gewesen, aber wir sind doch Nachbarskinder —“

„Wenn Du ganz 'runter kommst, will ich Dir sagen, wohin es geht und mit wem.“

„Der Herr Wauwau winseln ja recht artig!“ Welch lachenden, neckischen Ton sie hatte!

Frau Tonnemachers fette Stimme störte die Unterhaltung, sie rief vom Hause her: „Bärbe, schlafengehen — wo steckst Du wieder?“ Und vor sich hin murmelte sie: „Süßer Schlaf! Du kommst wie ein reines Glück ungebeten, unerfleht am willigsten. Du lösest die Knoten der strengen Gedanken —“

Digitized by Google

Es schien, als ob die müde Frau sich an dem Tonfall der Worte erquicke, unvernehmlich flüsterte sie weiter.

Währenddem war das Mädchen aus der Höhe herabgekommen, mit raschem Sprunge an Oskar, der sie greifen wollte, vorübergeeilt und stand jetzt bei der Mutter. Die Frau schalt: „Wieder in Alex Zeug, was soll das? Was denken die Leute — wenn Dich wer sieht?“

„Ach, Du weißt ja, es turnt sich so zehnmal besser.“

„Weshalb brauchst Du zu turnen — ein Unsinn —“ mit den Worten verschwanden beide im Hause.

Bärbes abweisende Art hatte auf Oskar Eindruck gemacht. Wie sie in dem einen Jahre anders, wie sie viel anziehender geworden war! Er glaubte wohl, daß sie Verehrer genug fand, die Lust hatten, sie zu Partien mitzunehmen.

An einem der nächsten Tage suchte er Gelegenheit, mit ihr über die Hecke zu sprechen, wobei sie sich auch ganz willig zeigte und traf die nähere Verabredung zu der sonntäglichen Kahnfahrt. Ein paar flotte junge Leute seiner Bekanntschaft mit ihren Schönen — Verkäuferinnen aus einem Weißwarengeschäfte — wollten daran teilnehmen. Man dachte nach einem Kaffeehause am Wasser zu rudern, wo ähnliche Gäste zusammentrafen, im Freien spielten und tanzten. Eine laute, ausgelassene Gesellschaft, in der es hoch herging und in der, wie sich's ergab, beide bekannt waren. Bärbe hatte viel Zeit übrig für ihr Vergnügen. Sie lernte jetzt, um einen feinen Dienst annehmen zu können, Schneidern, Putzmachen, Frisieren, wurde mit allem leicht fertig und kam und ging, ohne viel gefragt zu werden.

Die halb und halb heimlich betriebene Tändelei mit dem ausgelassenen Mädchen zerstreute Oskar mehr als alle seine vorhergegangenen Streiche und Liebhabereien.

Er hatte Ostern seine Berechtigung zum Einjährigendienst erhalten und befand sich jetzt in der Vorbereitung zum Fähnrichsexamen. Dem Aufenthalt in einer Presse war er ausgewichen. Er hatte seinen Eltern erklärt, daß Privatunterricht ihn viel mehr fördern werde; daß er es vorziehe, noch im Elternhause zu bleiben und daß er hoffe, er sei ihnen nicht zur Last und sie würden sich nicht nach dem ohnehin bald bevorstehenden Tage der Trennung von ihm sehnen.

Seine Mutter fiel ihm gerührt um den Hals. Der Vater wagte einige mißtrauische Einwendungen; ob er denn auch ohne stramme Führung ordentlich arbeiten werde? Es sei doch nachgerade Zeit, daß er vorwärts komme. Was aus ihm werden solle, wenn er sich jetzt nicht zusammennähme?

Oskar schien verletzt von solchen Zweifeln und wußte, unter dem Beistande der Mutter, seinen guten Willen und Eifer in das beste Licht zu setzen, so daß es ihm gelang, die Dinge nach seinem Sinne einzurichten.

Seitdem genoß er nun volle Freiheit und das Leben auf seine Art. Es war so leicht, den Eltern vorzuschwindeln, daß er zu den Privatstunden gehe; das Geld dafür konnte er besser anders verwenden.

Wenn in Oskars leichtsinnigem Gemüt im Laufe des nächsten Jahres, das seinen Vorbereitungen zum Examen gewidmet sein sollte, jemals etwas wie Bedenken aufstiegen, tröstete er sich damit, daß er im entscheidenden Augenblicke, wie so oft in der Schule, schon wissen werde, sich zu helfen, und daß es für ihn, als Sohn eines reichen Mannes, eigentlich gar nicht nötig sei, etwas zu werden und sich sonderlich anzustrengen. Zwar lockte ihn der bunte Rock, die stramme Disciplin dagegen durchaus nicht.

Das Jahr ging herum und der kecke Examinand fiel hoffnungslos durch. Seine Kenntnisse wurden in keinem einzigen Fache als ausreichend befunden.

In Villa Rosenau herrschten Verdruß und Entmutigung.

Frau Elfriede beschuldigte die Prüfungskommission einer „perfiden Parteilichkeit“. Sie rechnete aus, wie der eine der Herren bei ihnen nicht eingeladen und eines anderen Sohn neulich auf dem Balle von Liesbeth schlecht behandelt sei.

Der Vater wetterte wie schon früher und fragte in allen Tonarten: „Was nun thun?“ Und die Großmutter erklärte, sie müsse sich sehr ausbitten, daß ihr Enkel nicht zu einem Entschluß und in einen Stand hineingedrängt werde, der sich nicht mit ihrer und ihrer Tochter Vergangenheit vertrage.

Oskar regte sich anscheinend am wenigsten auf; er hatte einen Zank mit Bärbe gehabt, die sich erdreistet hatte, mit einem anderen Verehrer zum Ball zu gehen, und dieser Verdruß lag ihm näher als der ganze Prüfungsschwindel.

Um der Spannung und den täglichen Reibungen ein Ende zu machen, entschloß man sich, Oskar sein Jahr dienen zu lassen und dann seine Zukunft ernstlicher ins Auge zu fassen. So verließ denn der Unbändige das Elternhaus.

Werner war dem Bruder wieder voraus und arbeitete bereits als Kommis auf einem Comptoir, es verstand sich für den stillen, unscheinbaren Menschen alles von selbst.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Allerseelen.

Und Allerseelen kam.
Die Menschen nahmen ihre Kerzen
Und wanderten hinaus zum Friedhof.
Dort knieten sie in Andacht an den Gräbern,
Das Haupt gesenkt, die Wimpern feucht.
Sie wanden Immortellenkränze
Zum Zeichen unverwelkter Treue,
Entzündeten die Opferflammen
Und gingen heim.

Die armen Flammen!
Zitternd im kalten Windhauch standen sie,
Und neigten sich hinüber und herüber,
Ein Sinnbild jener Seelen, die im Leben
Hinschwankend zwischen gut und böse
Dem Stärkern sich ergaben.
Noch flackerte das Licht; sein Schein
Fiel auf die goldgeschriebne Marmortafel
Und ließ noch einmal ein Verdienst erglänzen,
Das längst vergessen war.
Und doch in Marmor eingegraben!
Das schwache Flämmchen brannte nieder,
Bis es des Epheus nasse Blätter deckten;
Noch einmal zuckt es bläulich auf
Und dann verlöscht's. —

Eins nach dem andern auf dem Feld der Toten
Schließt müd' die Augen;
Und die Sterne funkeln einsam herab.
Das sind die ew'gen Allerseelenflammen,
Von Schöpferhand entzündet.
Sie schwanken und verlöschen nie;
Allnächtlich brennen sie in unsre Herzen
Das Angedenken seliger Stunden,
Vergangner Jugend, toten Glücks, verratner Liebe —
Und ewig, wie ihr kalter Strahl,
Bleibt unser Schmerz um das Verlorne.

Agnes Harder.

Erste und letzte Liebe.

Von **W. Jeppe.**

Wären äußere Freuden das Glück, sie hätte es nicht gekannt. Armut und Elend waren ihre steten Begleiter gewesen durch ihre Kinder- und Mädchentage, durch ihre kurze Ehe und Witwenzeit. Aber das Glück ist im Innern. Sie hatte die Erinnerung an ein Glück, ein tiefes Glück: ihre Ehe. Darüber lag freilich der dunkle Schleier der Trauer. Aber je milder der Schmerz über das Verlorene in ihr wurde, desto süßer brach, gleich einem rosigen Morgen, ein neues Glück in ihr auf: ihr Kind.

Ihr Kind! Zu jeder Stunde des Tages bewegte sie ein Gedanke an dasselbe. Auch jetzt dachte sie wieder an ihr Kind, an alle die Tage seines Lebens. Mit dem feinen Gefühle, welches die Liebe giebt, hatte sie alle Phasen dieses keimenden, gedeihenden jungen Lebens beobachtet. Ihr Kind war ihre Welt, ihr Reichtum, ihr Alles. — Sie sah nach dem Knaben, seinem rosigen Gesicht. Ganz von Morgenlicht beglänzt war sein Bettchen. Nun würde er bald erwachen, dann hörte sie seine süße Stimme. Und eine ungeheure Zärtlichkeit kam in ihr Herz.

Sie neigte sich über die Näharbeit. Noch heute mußte das Kleid fertig sein, das Geld auf längere Tage brachte. Heller und heller flutete das Sonnenlicht durch das einzige Fenster in das Dachstübchen. Nun legte sich ein breiter, warmer Lichtstreif über das Gesicht des schlafenden Knaben. Und dieser erwachte.

„Mutter!" rief er. Sie trat an das Bett und küßte diese klaren, frisch glänzenden Augen und den roten, kleinen Mund. Sie nahm ihn, voll Seligkeit in sein Gesicht sehend, aus den Kissen. Er jubelte auf vor Wonne über ein Glück, das unsagbar einfach und doch unsagbar groß war und das er nicht verstand.

„Junge! Junge!" schüttelte sie ihn lachend, „Herzensjunge!" Da griff er mit beiden Händen in ihr Haar und zerrte den Kopf hin und her und drückte ihn nach rechts und links — und über seine Lippen kamen die süßen, süßen Herzenslaute: „Mutting, Mutting, ich hab Dich so lieb!"

— — — — — — — — — — — —

Es ist dasselbe Zimmer. Keine Morgensonne des Frühlings leuchtet durchs Fenster. Ein kattunenes Stück Zeug hängt davor. Das bewegt sich vor und zurück von dem Zugwind, der durch die Ritzen strömt. Der Wintersturm schlägt hartkörnigen Schnee prasselnd gegen die Scheiben.

Eine alternde Frau sitzt bei der matt scheinenden Lampe und näht und näht. Einzelne Silberfäden durchziehen ihre Haare. Bleich ist ihr Gesicht. Die Augen blicken trüb, und die Ränder sind gerötet vom Weinen oder von der vielen Nachtarbeit. — Alles ist wie sonst. Nur das Kinderbett steht nicht mehr da. Und noch ärmlicher sieht es umher aus.

Im Hause ist es still. Doch von der untersten Treppe tönt jetzt fern das Geräusch jemandes, der langsam heraufsteigt. Näher und näher kommt der Schritt. Die obersten Stufen knarren. Es tappt einer durch den dunklen Gang.

Sie legt die Arbeit zur Seite. Lauschend sitzt sie eine Weile. Wer könnte es sein, der so spät noch zu ihr kommt! Dann springt die Thür auf. „Mutter! Mutter!" — Noch ehe sie aufsteht, ist er bei ihr, er liegt vor ihr auf der Erde und drückt den Kopf mit dem zerzausten Haar in ihren Schoß und schluchzt dumpf in ihre Kleider hinein.

Sie kann sich kaum so schnell besinnen. Sie faßt nach seinem Haar und will seinen Kopf heraufziehen und sein Gesicht sehen. Ihre Brust wogt und die Lippen erbeben in großer, innerer Erregung.

Dann sieht sie in sein Gesicht. Da geht ein heißer, qualvoller Schmerz durch ihre Brust. Das ist ihr Kind — einst der liebliche, süße, kleine Engel, den sie geküßt und auf ihrem Schoße gewiegt! O, was hat das Leben, das Leben ihm gethan!

Digitized by Google

„Mutter, Mutter!“ schreit der kranke, verkommene Mensch auf, „Mutter, mich hungert so sehr!“

Sie hört es, aber sie kann's nicht fassen. Sie starrt zu ihm hin, in das von Not und Leidenschaft früh zerstörte Gesicht und greift dann nach seinen Ohren, wie sie dem Knaben oft gethan, sein Haupt an sich zu drücken. Sie sinkt vornüber, mit dem Gesicht in sein Haar. Sie ist wie eine Ohnmächtige, ganz betäubt von dem, was so plötzlich auf sie eingestürmt ist.

Im nächsten Augenblicke hat sie sich aber doch erhoben. Sie geht unsicher nach der Kommode. In der obersten Schublade pflegt sie ihr Brot aufzubewahren, ihr so sauer verdientes Brot. Wie im Traum ist all ihr Denken. Aber das weiß sie bestimmt: sie hat kein Brot mehr, auch kein Geld, keine Hilfe von andern mehr. Sie hat heute auch schon gehungert. Und wankend faßt sie nach dem nächsten Stuhl.

Der Sohn ist bei ihr. Er umfaßt sie und sieht mit einem Mitleid, das qualvoller noch ist als der schreckliche Hunger, in ihr bleiches, schmales, vergrämtes Gesicht. „Laß, Mutter, laß,“ preßt er, mit den Thränen kämpfend, hervor, „es ist ja meine eigene Schuld!“

Sie schüttelt den Kopf und wehrt ihm sanft ab. Sie sieht müden Auges im Zimmer umher. Ist da nicht irgend etwas noch, das sie verkaufen könnte! Da gleitet plötzlich ein Lächeln über ihre Züge.

Der kleine Wandschrank! In demselben bewahrt sie ein paar liebe, ihr wertvolle Andenken. Die hat sie gehütet wie ein Heiligtum. Auch in der größesten Not entschloß sie sich nicht, die zu veräußern. Aber wie gern giebt sie nun die Ringe fort, die einfachen, goldenen Reife, die für sie einst eine Welt, ein unermeßliches Glück umschlossen. Was sind diese Ringe ihr gar nun erst wert, da sie mit dem Erlös derselben den Hunger ihres Kindes stillen kann.

Aber auch die Reue des Unglücklichen still zu machen, dafür giebt es auf Erden keine Macht. Und die Spuren des wilden Lebens zu tilgen, dazu ist es zu spät. — Sie vergißt ihre bittere Armut, ihre Verlassenheit und ihr Elend, vergißt, daß der Sohn ihre Stütze und Hilfe im Alter hätte sein können, ja müssen, daß all ihre Vorsicht und Sorge in seinen Knabentagen vergeblich gewesen ist — sie giebt nun ihr letztes, ihr allerletztes an Besitz und auch an Kraft hin. Voll Demut und Opferfreude sitzt sie an ihrem Bette, das sie ihm gegeben, und pflegt und liebkost den großen Liebling, der so krank ist, und durchlebt, süße Gedanken spinnend, noch einmal seine Kinderzeit und ihr einstiges, von Hoffnung und Vertrauen belebtes Glück. Sie denkt nicht daran, daß das nun alles vorbei ist, auf immer. Sie freut sich so sehr, sie hat ihr Kind nun wieder bei sich, noch einmal ist es sonnig um sie geworden.

Und dann wird er schwächer und schläft so viel und ist immer länger ohne Besinnung. Sie streichelt seine Hand und sein Haar und drückt tausend heimliche Küsse darauf. Und zwischendurch muß sie nähen und arbeiten, immerfort, das Notwendigste zu verdienen. Wie gut, daß sie kein zweites Bett mehr hat. Nun kommt sie nicht in Versuchung, schlafen zu wollen. Zum Müdesein ist für sie keine Zeit.

Dann kommt ein kalter, frostiger Morgen. Aber die Eisblumen am Fenster werden heller und blendender: die Sonne scheint. Im Zimmer ist kalte, feuchte, dumpfe Luft. Wie ängstigt sie sich vor diesem Tage. — Mit keiner menschlichen Gewalt kann sie die Mittel mehr schaffen, einzuheizen. — Aber das ist auch gar nicht nötig mehr. Der Sterbende empfindet nichts von dem Ungemach. Sein erlöschendes Auge schaut nur das hereinschimmernde Licht und das Antlitz, das süße Antlitz seiner Mutter. Er tastet danach, er nimmt es in seine Hände und schaut hinein. Da geht ein ganz wunderbares Leuchten über seine Züge. Und in seinem brechenden Herzen strömt es wie tausend Feuerflammen ineinander, die letzten Tage seines Lebens berühren sich mit seiner Kindheit und voll Wonne, voll letzter, süßer, namenloser Wonne kommt es von den sterbenden Lippen: „Mutter, Mutter, wie lieb, wie lieb hab ich Dich!“

Die Wintersonne erhellt freundlich das Gemach. Friedlich schläft der Tote. Über ihn hingeneigt liegt die Mutter, die seine erste und letzte Liebe gewesen.

Vom „grauen Entlein“.

„Biſt Du's, mein Liebling?“
„„Mutter, nein, ich bin's —““
Leis ging die Thür, auf leisen Sohlen trat
Die Kleine ein, geräuschlos gleitet sie
Zum Fenstersitz, vom Vorhang halb verdeckt.
Dort sitzt sie träumend, und das dunkle Auge
Hängt scheu bewundernd an der schönen Mutter.
Die aber steht, gefeiert und umschwärmt,
Wo im Kreis der Freunde, sprühend Feuerwerk
Von Geist und Witz, herüber und hinüber,
Blitzartig leuchtend hin und wieder fliegt.

Noch einmal geht die Thür: ein schöner Knabe,
Geschmeidig die Gestalt, das Antlitz blühend,
Eilt zu der Mutter, küßt die schmale Hand,
Die sie ihm lächelnd reicht.

„Mein Ritter,“ scherzt sie
Und streichelt leicht die blonde Lockenfülle,
Die üppig diese Knabenstirne kränzt.
Mit jener Anmut, die sein ganzes Wesen
Beherrscht, die mächtig alle Herzen zwingt,
Grüßt er die Gäste, ehrfurchtsvoll, bescheiden,
Doch sicher, — und der Blick der schönen Frau
Folgt ihrem Sohn mit echtem Mutterstolz.

Ein freundlich Bild. — Allein, der Gruppe fern,
Im stillen Winkel träumt das ernste Mädchen,
Tief, tief geneigt die schmächtige Gestalt;
Ein abgegriffenes altes Märchenbuch
Hält sie auf ihren Knieen aufgeschlagen.

Was macht die bleiche Wange höher glühen,
Was giebt dem Auge jenen tiefen Glanz,
Als schaue es in fremde, schöne Weiten? —
Vom „grauen Entlein“ ist's die alte Sage,
Sie lieſt und lieſt und muß es wieder lesen —
Hört sie im Geist der Zukunft fernes Schreiten,
Hob ahnend sich der Schleier künft'ger Tage?

Anna Hinckeldeyn.

Digitized by Google

Spaziergänge in der Seele.

Von Otto von Leixner.

I.

Die Eitelkeit.

(Schluß.)

Die Regung der Eitelkeit kann sich aber auch an das Unbedeutende knüpfen. Sie ist darum oft bei Leuten in bescheidenster Stellung zu finden. Ich erinnere mich stets mit Vergnügen an den Schuldiener des Gymnasiums in M. Er war einst Feldwebel gewesen und nun herrschte er mit dem Bewußtsein seiner Würde als reinigender Geist in dem umfangreichen Gebäude. Aber das allein genügte ihm nicht. In der Einbildung wuchs er mit der Anstalt so fest zusammen, daß er sich als der fleischgewordene Geist der Schule erschien. Er sprach von sich und den Lehrern stets mit einem stolzen „Wir". „So was können wir nicht ungestraft lassen". „Wir halten heute Konferenz". Und wenn ihn irgend etwas sehr in Erregung brachte, so rief er aus: „So was ist mir noch nit passiert, seit ich beim Lehrkörper bin!"

Der einzelne hat in einem solchen Falle das Bedürfnis, vor sich selbst etwas zu gelten. Er empfindet ursprünglich, daß seine Stellung nicht so ganz den inneren Ansprüchen genügt, und diese Empfindung ist ihm unangenehm. Er legt darum seinem Thun höhere Wichtigkeit bei, bezieht alles, was dem Ganzen gilt, auf sich und gewöhnt sich allmählich so an diese Verschiebung der Vorstellungen, daß er die Wirklichkeit kaum mehr sieht. Dieser Zustand kann ganz harmlos bleiben — Hunderttausende leben in ihm — aber ebenso vermag sich von ihm aus die Wandlung zum Größenwahn zu vollziehen.

Ein anderes Beispiel war G., ein Oberschneider des Hofburgtheaters in Wien. In seiner Vorstellungswelt hatten sich die Bilder allmählich so geordnet, daß sich alles auf seine Gewänder bezog. Das Haus selbst, Darsteller, Dichter und Leiter der Anstalt waren nur da seinetwillen. Er nahm seinen Beruf sehr ernst. Wenn ein Stück in neuer Ausstattung gegeben wurde, dann ruhte er nicht eher, bis die Kleider der Hauptdarsteller im kleinsten Fältchen tadellos waren. „Heute," so sagte er dann, „blickt ganz Europa auf mich."

In dieser Art von Eitelkeit, so geringfügig auch die Veranlassung sein mag, liegt aber doch noch ein Zug von Höherem. Aber auch der kann fehlen. Die Seelenregung kann sich an ein Nichts knüpfen. So zum Beispiel, wenn ein „Gigrl" thatsächlich stundenlang herumläuft, um einen ganz verrückt gemusterten Seidenstoff für Halsbinden aufzutreiben, oder wenn er glücklich ist, ein Beinkleid zu besitzen, das keiner außer ihm haben kann, weil er den ganzen Vorrat des Stoffes aufgekauft hat. Das zweite Beispiel erscheint vielleicht manchem Leser als übertrieben, aber es ist Thatsache. In einem solchen Geist bilden die „nie dagewesenen" Beinkleider oder ein besonders hoher Hemdkragen oder Schuhe von unendlicher Länge den Mittelpunkt der Vorstellungswelt. Und das Ich empfindet alle Schauer befriedigter Eitelkeit, wenn es andere, minder großartige Hosen, minder hohe Hemdkragen und minder lange Schuhe sieht.

Wenn nun auch dieses Gigrltum zumeist nur in hohlen Köpfen sich ausbildet, so kann es doch auch zuweilen bei Männern von Geist vorkommen. Sie wissen sehr wohl, wie wertlos diese Äußerlichkeiten der Tagesmode sind, aber dennoch freut es sie, dadurch aufzufallen, trotzdem sie den Staunenden und — sich selbst innerlich belächeln.

Sehr viele wahrhaft bedeutende Männer sind oft ungemein eitel auf irgend eine Nebenbeschäftigung. Ein weltberühmter Gelehrter nahm jeden Zweifel an irgend einem seiner wissenschaftlichen Sätze liebenswürdig auf, aber wehe dem, der sein Whistspiel bemäkelt hätte. Ein anderer, ein Künstler von großem Ruf, bescheiden von sich denkend, hielt sich für einen vorzüglichen Schützen, obwohl die Hasen ungefährdet vor ihm Männchen machten. Jeden Witz über seine Fehlschüsse nahm er sehr krumm und vergaß ihn wochenlang nicht. In einem solchen Falle können die Regungen der Eitelkeit neben dem höchstausgebildeten Verstande bestehen bleiben.

Sehr stark machen sie sich oft dort bemerkbar, wo äußere Mängel vorhanden sind, bei Menschen von kleinem Wuchs, bei Verwachsenen und Häßlichen. Der Ausgangspunkt der inneren Bewegung ist zunächst die Vorstellung des Gegensatzes zu anderen, die von einem Leidgefühl begleitet ist. Dann sucht man Mittel, um die Mängel minder sichtbar zu machen. Der Kleinwüchsige trägt hohe Absätze und hohe Hüte; der Verwachsene Polster, um die Ungleichheiten auszufüllen, der Häßliche sucht irgend etwas Hübsches, was er besitzt, auffallend zu machen, um den Blick von dem Widerwärtigen abzulenken, oder, falls „er" eine „sie" ist, durch glitzernden Schmuck zu verdecken. Wenn nun die Täuschung der anderen erreicht wird oder doch erreicht scheint, schließt sich langsam daran oft die Selbsttäuschung. So kann es kommen, daß der Buckelige selber seinen Auswuchs fast vergißt und sich in die Vorstellung einlebt, eine Gestalt von durchschnittlicher Regelmäßigkeit zu besitzen; so kann es geschehen, daß der Kleine eine beleidigte Miene zeigt, wenn man ihm bei einem Aufzug Platz macht, damit er besser sehe. Sehr drollig ist's, daß Menschen sogar auf falsche Zähne oder Haare eitel werden können und Witze über schlechte Gebisse oder Glatzen anderer Leute machen.

Sehr verbreitet ist die Eitelkeit auf Kinder, Freunde von Namen, auf vornehmen Umgang oder auf Ahnen. Es giebt Eltern, besonders Mütter, die über jedes Lob, das man den Söhnen oder Töchtern anderer Leute zollt, erbittert sind. Man entschuldigt es als Liebe, und es ist nichts als Eitelkeit, als Ichsucht, die am eigenen Fleische nur Vorzüge entdeckt und selbst wirkliche Begabungen der Kinder für ihr Verdienst ansieht und durch Vergötterung der Sprossen in deren Seelen giftigen Samen streut. Diese Eitelkeit kann sich sehr merkwürdig entwickeln. Wenn später Erfolge ausbleiben, so entsteht aus ihr eine oft endlose Bitterkeit, die sich gegen das eigene Kind wendet und dadurch den Quell, die überreizte Liebe zum eigenen Ich verrät.

Unübersehbar sind die Fälle, wo Eitelkeit zur Triebfeder des Bösen wird.

Eine eitle, schöne Frau, an Huldigungen gewöhnt, beginnt zu altern. Noch deckt Kunst den beginnenden Verfall, aber das eigene Bewußtsein läßt sich nicht mehr betrügen. Jüngere, schönere Frauen machen ihr die jämmerlichen Erfolge in der Gesellschaft streitig. Während sonst in den Augen der Nebenbuhlerinnen der Funke des Neides aufzuckte, verraten die Blicke allmählich etwas anderes: leisen, ganz leisen Spott; die Frauen werden gegen sie liebenswürdig, mit jenem Anstrich von beleidigender Gönnerschaft, den das Salonweib so geschickt anzuwenden weiß. Die Zeit dieser

Digitized by Google

Demütigungen der Eitelkeit entscheidet oft über das Los eines solchen Weibes. Neid, Zorn, Haß entwickeln sich auseinander und zuletzt kann der Wunsch nach Rache das ganze Herz beherrschen und alle edleren Gefühle ersticken.

Ähnlich ergeht es Gelehrten und Künstlern, die einige Zeit in Mode waren. Der Erfolg hat die Eitelkeit genährt, aber vielleicht auch die Liebenswürdigkeit gegen Berufsgenossen. Plötzlich oder langsam ändert sich die Stimmung, eine neue Mode siegt. Und vergebens ist der Kampf um die Stellung. Da greift oft das beleidigte Ich zu unehrenhaften Mitteln, sucht die glücklicheren Bewerber um Ruhm und Gunst zu schädigen, offen oder geheim, je nach den übrigen Anlagen, greift vielleicht zur Lüge und Verleumdung.

Aus Eitelkeit hat manches Weib ihre Familie zu Grunde gerichtet, ja selbst die Frauenehre geopfert; aus Eitelkeit sind unzählige Verbrechen begangen worden. Genährt, werden die Regungen zu einer dämonischen Macht, die alles dem Ich unterwerfen möchte, um sich selbst genießen zu können, wie es bei einem Napoleon der Fall gewesen ist.

Niemals darf man jedoch übersehen, daß dieses Streben, vor sich etwas zu bedeuten, in seinen Wirkungen stets beeinflußt wird von den übrigen Eigenschaften der Seele. Die Menge der möglichen Mischungen ist unerschöpflich und man muß sich und andere sehr lange beobachten, ehe man diese Mischungen begreift.

Nehmen wir den Fall, daß ein eitles häßliches Mädchen eine schöne Freundin besitze. Die Erfahrung hat ihm gezeigt, daß es überall zurückstehen mußte.

Wie stellt sich da der Kreis der Vorstellungen und Gefühle dar?

Zunächst ist der Drang vorhanden, dem Ich der Welt gegenüber eine größere Geltung zu verschaffen, die Eitelkeit zu befriedigen. Daneben steht das mehr oder minder klare Gefühl, von der Natur weder Reize noch Anmut erhalten zu haben. Unwillkürlich stellt sich das Bild der Freundin zum Vergleich dar und in der Gesellschaft tritt der Gegensatz deutlich vor die Augen. Peiser Verdruß macht sich geltend.

Aber die Wirkung des ursprünglichen Dranges wird nicht stets die gleiche sein. Da eben stets Mischungen vor sich gehen, so hängt das Auftreten der Eitelkeit ganz von den anderen vorhandenen Regungen und Eigenschaften ab.

Die Häßliche kann leidenschaftlich und rücksichtslos sein. In diesem Falle wächst die Spannung; der Verdruß häuft sich an; der Neid mehrt sich und wandelt sich zum Haß, die Freundschaft zur offenen Feindschaft. Die Gedemütigte kämpft nun mit allen Mitteln, sie ist imstande, die Ehre der früheren Genossin zu beschimpfen, nur um ihren Rachedurst zu befriedigen und so für einige Zeit das Bewußtsein des Übergewichts zu gewinnen.

Anders wird das Bild der Seele sich darstellen, wenn die Häßliche von Natur feige ist. Auch hier wächst die Spannung, auch hier wird Verdruß zu Neid. Dieser aber wagt sich nicht hervor und so weckt er versteckte Bosheit unter der Maske der Freundschaft. Das Mädchen wird nur im geheimen zu schaden suchen, wird mit scheinbarer Gutmütigkeit die Schwächen der Freundin entschuldigen, um sie so anderen mitzuteilen.

Und wieder eine andere Mischung: Die Häßliche ist zwar eitel, aber sehr gutmütig. In Augenblicken, wo sie sich sehr zurückgesetzt fühlt, steigen Regungen des Verdrusses und des Neides auf, aber sofort auch solche der angeborenen Gutmütigkeit. Aus ihr entwickelt sich die Freude an den Erfolgen der Freundin, und siegt zuletzt das Bessere, so kann es kommen, daß sich die Eitelkeit ganz mit dem Bilde der schönen Genossin verknüpft und die Häßliche auf die Erfolge derselben eitel wird. Die anderen Regungen sterben aber deshalb noch nicht, sondern sie wenden sich gegen Nebenbuhlerinnen der Gefeierten. Diesen gegenüber schweigt die Gutmütigkeit vielleicht ganz und gegen sie wird das Mädchen boshaft.

Es kann nun aber auch sein, daß die Häßliche eine schönere, kleinere Hand besitzt als die Freundin. Das Bewußtsein dieses einzigen Vorzugs vermag der Freundin Verzeihung für ihre vielen Vorzüge zu erwirken. Die zum Teil befriedigte Eitelkeit löscht den Neid aus.

Durch eine entstellende Krankheit wird die Gefeierte ihrer Schönheit beraubt. Es ist nun offenbar, daß diese Wendung auf das Empfinden des häßlichen Mädchens wieder nach den vorhandenen Mischungen verschieden wirken muß. Der Beweggrund zum Neide ist entfernt; der Vergleich demütigt nicht mehr. Und so tritt in unseren drei Fällen offene oder geheime Schadenfreude oder Mitleid und mit ihm eine Erhöhung der Anhänglichkeit hervor.

Keine einzige Regung des Innern läßt sich in ihrem Verlaufe aus sich allein voraussagen, da in der lebendigen Einheit eben stets Verbindungen und Mischungen sich vollziehen, welche die ursprüngliche Regung verändern, ja in ihr Gegenteil umkehren können.

Ein Soldat ist feige und eitel zugleich. Folgte er dem ersten Antrieb, er flöhe beim Zischen der ersten Granate. Aber seine Eitelkeit ist noch größer als seine Furchtsamkeit. Nun aber kann er sich echten, ruhigen Mut nicht künstlich geben, aber er vermag tollkühn zu werden. So verbindet Eitelkeit zwei scheinbare Gegensätze. Ebenso kann der Geizige aus Eitelkeit zur Verschwendung gedrängt werden. Auf diese verhüllte Eitelkeit komme ich noch zurück.

Wir haben gesehen, wie Eitelkeit die Triebfeder zu Bösem werden könne. Sie vermag aber auch als Beweggrund zum Scheinguten, ja zum wirklich Guten zu wirken.

Striche man diese mächtige Regung aus dem Innern der Menschengeister, so stände die Geschichte vielleicht still.

Der Begabte, aber Träge begnügte sich mit bloßen Vorstellungen, wenn ihn Eitelkeit nicht stachelte. Der Leichtsinnige, der aber nicht die gute Meinung der Menschen verlieren will, lernt seine Triebe im Zaum zu halten; der Ichsüchtige thut Gutes in reichem Maße, um für edel zu gelten. Eine zornmütige Frau gewinnt es über sich, die Leidenschaft zu beherrschen, weil diese sie häßlich macht. Im großen und kleinen wirkt so die Regung der Eitelkeit als Unruhe in der Uhr der Geschichte: sie schafft Helden, Künstler, pflichttreue Beamte und Offiziere, arbeitsame Menschen zu Hunderttausenden, die sonst alle am liebsten dem Gesetze der Trägheit gehorchten.

Einer gilt für hilfsbereit. Innerlich ist er es nicht und er weiß, daß sein Herz kühl ist. Aber die Eitelkeit treibt ihn zur Arbeit für andere. Und wenn auch diese so keinen sittlichen Wert besitzt, so kann es doch kommen, daß der Scheinende zuletzt sich wirklich innerlich erwärmt und zuletzt aus edlen Gründen thut, was er zuerst nur aus Eitelkeit vollbracht hat.

Tugenden und Laster, Gebrechen und Vorzüge der Menschen haben zwar in der Sprache jedes ein eigenes Wort, aber in unserem Innern verbinden, erzeugen, kreuzen sie sich in wunderbarer Weise.

Digitized by Google

Besonders fesselt es, die verhüllte Eitelkeit zu verfolgen. Gewöhnlichere Fälle habe ich bereits aufgeführt; in ihnen ist nur ein leichter Schleier über die Regungen des Innern gebreitet und auch oberflächliche Beobachter können darunter die Wahrheit bemerken. Oft aber liegt sie so versteckt, daß nur lange Beobachtung sie wahrnehmen wird.

Uns tritt ein Mensch entgegen, der für eine Eigenschaft oder für eine That, ein Werk, einen Besitz anderer fast leidenschaftlich schwärmt. Sein Wesen ist im allgemeinen gutmütig, sodaß es Regungen des Neides nicht zum Siege gelangen läßt. Auch von Eitelkeit verrät sein Wesen nichts. Und doch ist sie oft vorhanden und das, wofür er schwärmt, bezeichnet uns, was bei ihm die Eitelkeit wecken könnte, wenn er es besäße oder erhielte. Eine unvermutete Ehrung oder plötzliche Änderung der Geldlage durch eine große Erbschaft läßt bei solchen Menschen die versteckte Eitelkeit über Nacht herauskommen.

Aber auch ein entgegengesetztes Auftreten kann uns die Eitelkeit verraten. Irgend jemand spottet über Orden und Titel oder trägt Verachtung aller äußeren Ehren und Besitztümer zur Schau. Zumeist liegt dieser Mißachtung gekränkte Eitelkeit zu Grunde. Käme heute ein Orden und selbst ein bescheidener, unser Cato steckte ihn sofort ins Knopfloch.

Jeder von uns hat einmal einen der Emporkömmlinge kennen gelernt, die stets von ihrer harten Jugend, von Entbehrungen und Kämpfen der Vergangenheit sprechen und zwar zumeist in derben, ungehobelten Ausdrücken. Es ist das nicht Ursprünglichkeit, sondern Eitelkeit. Es schmeichelt ihnen, dem Zuhörer die Kluft zwischen einst und jetzt zu zeigen, damit er daran ihre Thatkraft und ihr Können ermesse. Damit diese Kluft noch weiter erscheine, übertreiben solche Menschen mit Absicht die Formlosigkeit, Plumpheit. Und trotzdem beneiden sie innerlich die gewandten Weltleute und verraten es, indem sie ihnen gegenüber die Plumpheit noch mehr übertreiben als sonst.

Manche Familienväter sind gegen Frau und Kinder von hartem Wesen; sie fordern unbedingte Unterwerfung, jeder Widerspruch macht sie wütend. Und Jugendfreunde wundern sich über diese seltsame Wandlung, denn sie seien früher nichts weniger als starrköpfig gewesen, sondern nachgiebig bis zur Schwäche.

Und doch ist nichts Merkwürdiges in dem Falle vorhanden. Sie sind sehr eitel und haben von jeher ihre Schwäche schmerzlich gefühlt. In der Jugendzeit waren sie überall die Sündenböcke übermütiger Genossen. Aber sie trugen ihr Los, vielleicht knirschend, aber doch geduldig den Stärkeren unterthan. Nun aber stehen ihnen Schwächere, Frau und Kinder, gegenüber. Und die Eitelkeit, die so viel dulden mußte, genießt nun die Wonne des Herrschens. Da aber diese Männer sich echte Festigkeit und Kraft, die milde sein kann, ebensowenig zu geben vermögen, wie jener erwähnte Feigling wahrer Mut, so springen sie auf den Gegensatz, sie werden hart aus Schwäche durch die Eitelkeit.

Nicht selten findet man bei Männern von ernster Denkungsart und redlichem Streben, daß sie gegen Schmeichler grob werden, auch wenn es sonst nicht in ihrem Wesen liegt, jemand unfreundlich zu begegnen. Auch hier lautet das Urteil der meisten: der Mann ist nicht eitel, sonst träte er so nicht auf. Und doch ist er es, gerade weil er heftig wird, nur gilt die Grobheit thatsächlich mehr ihm selbst, als dem Schmeichler. Er kämpft gegen die Eitelkeit in sich, weil sie ihm unmännlich erscheint. Der Schmeichelei gegenüber wird aber doch zunächst eine leise Regung der befriedigten Eitelkeit sich kundgeben wollen. Aber indem sie in das Bewußtsein tritt, wird der Zorn darüber aufwallen, daß sie noch immer nicht beseitigt sei, und mit ihm sich Scham vermischen. Aus diesen gemischten Gefühlen geht die Grobheit hervor, die mehr dem schwachen Ich als dem Schmeichler gilt.

Bei ausdauerndem Kampfe gegen die Eitelkeit scheint der Sieg endlich erreicht. Das Gute, was wir besitzen, reizt nicht mehr zu Selbstgefälligkeit; wir wollen nicht beneidet, nicht bewundert sein. Und da wird das Ich sich aufrichten und sprechen: „Nun bin ich nicht mehr eitel!“ Und in dem gleichen Augenblick kichert es aus einem Winkel heraus und eine Stimme spricht: „Betrachte nur einige Zeit mit Genugthuung Deine Nicht-Eitelkeit, und Du wirst plötzlich auf sie eitel sein.“ — —

Die letzten Beispiele beweisen, in welchen Verkleidungen sich die Regung der Eitelkeit verbergen kann. Aber wie immer sie erscheinen möge, ihr Ziel ist stets das Ich, das in diesen Regungen sich selber genießt oder doch zu genießen begehrt.

Die junge Nonne.

Still liegt der See. Die Glut des Abendrots
Verglimmt in goldenen Farben überm Wald;
Des Windes Rauschen ist verstummt. Noch küßt
Der letzte Hauch die bleiche Wasserrose,
Die auf der ruhigen Flut sich wiegt.
Nur dort,
Wo sich des Frauenklosters stille Hallen
Am See erheben, klingt das Abendglöcklein.
Am Ufer bei dem alten Weidenbaume
Steht, schon ergraut, ein gothischer Fensterbogen,
Vom grünen Epheu ganz umrankt.
An ihn
Lehnt eine junge Nonne. Mildes Lächeln
Liegt auf den Zügen, wie sie träumerisch
Die dunklen Augen aufschlägt und das Abendrot
Wie mit Verklärung ihren Scheitel küßt. —
Dann neigt sie leise sich und hält die Hand
Vor ihre Augen, wie von Leid bewegt,
Als ob sie eine Thräne bergen wollte —
— — — — — — — — — — — — —
Schon sieht sie wieder träumend in die Flut
Und flüstert leise: „Ich vergebe Dir!“ — —

Wilhelm von Scholz.

Die Zeit.

Von **Leistner-Beckendorf.**

An einem frisch aufgeworfenen Grabe, in dem sein Liebstes gebettet lag, kniete ein verzweifelter Mensch vor dem großen Mysterium des Todes. Da schwebten herbei alle Genien, welche Segen und Verheißung spendend einst die Wiege des Neugebornen umstanden hatten, um ihm nun die dunkle Stunde mit ihrem Troste zu erhellen.

Zuerst kam die Freude und wies lächelnd auf ihre Rosenkränze, doch er schlug die Hände vors Gesicht, weil

Digitized by Google

ihr Anblick ihm weh that. Die Liebe schlang um ihn den weichen Arm, aber fast unwillig wehrte er sie von sich ab. Der Glaube deutete mit seinem Strahlenkreuze gen Himmel, der Ruhm zeigte ihm den ersehnten Lorbeer, die Hoffnung ließ ein blumengeschmücktes Eiland und funkelnde Zinnen vor ihm aufsteigen — seine von Thränen umflorten Blicke sahen nichts von alledem. Die Kunst zog um ihn ihre magischen Kreise — er ward es nicht gewahr. Freundschaft und Mitgefühl wollten ihn umfangen, die Arbeit bot ihm die harte Hand, aber er wandte sich ab und schluchzte: „Geht alle und laßt mich sterben."

Abseits stand eine hohe, verhüllte Gestalt, die Zeit, und sie sah lächelnd das fruchtlose Bemühen der ungeschickten Tröster. Nun näherte sie sich dem Trauernden.

„Komm," sagte sie, „ich führe Dich sicher zum Tode, nach dem Du verlangst."

Leis nun entfaltete sie ihren grauen Schleier und breitete ihn über den Grabhügel, dann legte sie ihre kühle Hand auf die weinenden Augen und auf das zuckende Herz und zog mit sanfter aber unwiderstehlicher Gewalt den Knieenden empor. Sie zog ihn mit sich fort, sie trug ihn schwebend von hinnen, langsam, unmerklich fast, aber sicher, unaufhaltsam — ein Tag folgte dem andern.

Allmählich versiegten die Thränen, und das Herz begann ruhiger zu pochen. Lebens- und Schaffenslust zog aufs neue darin ein, und die nicht mehr von heißen Tropfen verdunkelten Augen gewahrten wieder klar und scharf, was um sie her vorging. Und als jetzt die hilfreichen Genien nochmals nahten, wurde ihr Trost nicht mehr verschmäht.

Aus den Tagen waren Monde geworden und die Monde vereinigten sich zu Jahren, eine lange, lange Reihe. Das Haupt, welches einst der Schmerz so tief gebeugt, war vor der Zeit ergraut, aber es bot mutig allen Stürmen Trotz. Das einst in heißem Weh erzitternde Herz war einsam geblieben, aber es schlug wieder ruhig und fest und war allezeit geöffnet als eine Zufluchtsstätte der Weinenden und Verlassenen. Die Augen klar und unverwandt auf die höchsten Ziele menschlichen Strebens gerichtet — so zog er dahin mit der Zeit, für die Zeit, ihr treuer, fleißiger Genosse.

Und als endlich die Stunde gekommen war, die er inmitten rastlosen Strebens, in Kampf und Sieg doch heimlich immer ersehnt, sein Feierabend — wie trug nun seine alte Freundin, die Zeit, den Müden so sanft heimwärts zu dem Ziele, dahin ihn zu führen sie ja einst versprochen. Treulich hatte sie ihr Wort gehalten, aber den Weg hatte er selber mit Rosen bepflanzt, und sein Leben war nicht unnütz gewesen.

Zum Frieden.

Von **Viktor von Kohlenegg.**

Vom Sturme des Werdens umbraust,
Sucht' angstvoll außer mir
Ich sicheren Halt.
Was andere gedacht und gefühlt,
Dachte und fühlt' ich nach —
Und jauchzte heut' und weinte morgen,
Und der Verzweiflung Glutenhauch
Fühlt' meine Seele ich umweh'n . . .
Und müde ward ich,
Müde der Unrast . . .
Und in der Ruhe, die mein sturmgebeugtes
Sieches Herze hielt,
Sah wie von ungefähr
Ich einst in mich . . .
Und Wonneschauer küßten meine Seele, —
Und tiefer, tiefer schaute, lauschte ich . . .
Wie ein Krystall,
Das still aus sich heraus
Nach eigenem Gesetz
Zur edlen Einheit
Seiner Formen wächst,
Sah ich mein Selbst
Sich selbst gebären und wachsen . . .
Und wie ein Ton dem Schöpfergeist entquillt
Und neue Töne zeugt,
Bis eine Melodie zum Himmel klingt —
So hört' ich Stimmen leis' in mir
Fortzeugend sich
Zur Sprache meines Selbst sich weben . . .
Und Kraft und Frieden tauten auf mich nieder . . .
O süßer Frieden,
Tiefbeglückender,
Wie hab' ich lechzend dich gesucht!
Und fand dich endlich,
Süßer Frieden,
Quelle der Kraft,
Im geheimnisumhüllten
Schachte des Selbst.

Einiges aus Welt- und Afterweisheit.

Von **Dr. Paul Mahn.**

(Fortsetzung.)

Wir sind somit objektiv, das heißt von außen her, auf dasselbe zurückgekommen, auf welches wir auch subjektiv, das heißt durch Selbstbesinnung, gelangen: auf unsern Organismus des Erkennens selbst. Schon bei dem ersten Schritt, den unser Erkennen in die Welt hinausmacht, ist das Subjekt des Erkennens die Voraussetzung. Der Materialismus beginnt mit der Materie, läßt das Bewußtsein auf großem Umwege und mühsam aus ihr entstehen, während er doch schon bei seinem anfangs gesetzten Begriff der Materie jenes hatte gebrauchen müssen. Gerade in diesem Überspringen der ersten Bedingung alles Erkennens liegt die große Einfalt des Materialismus, den man nicht besser widerlegen kann, als wenn man ihn durch konsequente Durchführung an sich selbst zum Unsinn werden läßt. —

Mit der Anschauung des Materialismus, daß alles Geistige nur eine Besonderheit des Körperlichen sei, steht aufs engste im Zusammenhang die andere, daß die Welt keinen Zweck habe. Das Weltprinzip ist der materielle Anstoß, sein Substrat die Materie. Diese besteht aus Atomen. Durch zufällige Durcheinanderwürfelung derselben wurde die Welt; Zufall ist es, der sie regiert oder besser nicht regiert, ihre so oft behauptete Zweckmäßigkeit, die Teleologie, an sich schon unmöglich, widerspricht den Thatsachen des Lebens und der Wissenschaft. Gerecke kommt nur einige Male ganz kurz auf diese Anschauung; er scheint sie mehr als selbstverständlich vorauszusetzen, wiewohl für einen Verfechter der „Aussichts-

Digitized by Google

losigkeit des Moralismus" eine eingehende Darlegung hierüber gerade den Ausgangspunkt hätte bilden müssen. Strecker aber, als der im einzelnen weitaus klarere, läßt es sich einen freilich schon bis zum Überdruß oft gehörten Beweis kosten, um daraus, daß sich in der Welt, wie sie jetzt beschaffen, manches Unzweckmäßige, ja Zweckwidrige befinde, zu erweisen, daß sie überhaupt keinen Zweck habe.

Man könnte zunächst gegen jede Aufführung von Einzelbeispielen einwenden, daß die Unzweckmäßigkeit einzelner Erscheinungen immer nur für uns eine solche sei, daß nur die Beschränktheit unseres Erkenntnisvermögens, seine Unfähigkeit, anderes als das Nächste zu begreifen, daran schuld sei, wenn wir manches für unzweckmäßig halten, das sich vielleicht im großen Ganzen des Weltalls zur Einheit zusammenschließt.

Aber verlassen wir diesen Standpunkt. Was beweist die jetzige Unvollkommenheit der Welt gegen ihre Zweckmäßigkeit überhaupt? Wäre sie schon jetzt in jedem Teile zweckvoll angelegt, wodurch würde sich ein solcher Zustand von dem der Vollkommenheit unterscheiden? Gerade wenn die Welt gewissen Zielen zustrebt, so wird dadurch gefordert, daß sie jetzt noch nicht durchaus zweckmäßig sei.

Nicht als eine gegenwärtig schon bestehende, sondern als eine immer mehr zu erreichende wird die Zweckmäßigkeit von allen ernst zu nehmenden Teleologen gedacht. Nur die Anlage zu ihr, als ein immanenter Entwicklungstrieb, ist schon in der jetzigen Verfassung der Welt zu erkennen. Unbegreiflich ist es, wie die Darwinsche Lehre für die materialistische Anschauung „ein wertvoller Beistand" sein soll, da doch gerade sie die Herausbildung des unter den jeweiligen Umständen Zweckmäßigen als Naturprinzip hinstellt.

Freilich einen *bestimmten* Zweckbegriff zu konstruieren, heißt den Boden gesunder Philosophie verlassen. Wenn es, wie Strecker behauptet, wirklich „die allgemeine Ansicht der Teleologen" wäre, daß „der Mensch das Endziel der Schöpfung" sei, so wäre damit allerdings der Teleologie ihr Urteil gesprochen. Aber es ist einfach nicht so, wie Herr Strecker sagt. Er nenne einen einzigen der modernen *philosophischen* Teleologen, der eine solche Lächerlichkeit behauptet. Wer redet überhaupt von *bestimmten* Zielen? Wer sagt, daß er *wüßte*, wohin die Welt treibt? Wir schließen nur aus gewissen Thatsachen, daß es ein Gesetz der Entwicklung giebt. Der bisherige Gang der Kultur kann vielleicht einige Daten dazu liefern. Aber das ist ein äußerst unsicheres Gebiet und bei weitem nicht das Wichtigste. Worauf es ankommt, sind Thatsachen unseres Selbstbewußtseins, vor allem der unzerstörbare Trieb der Menschenbrust zu arbeiten, zu streben, zu schaffen, der unausrottbare Drang zum Sittlichen, zu völliger Reinheit, sowie all das dunkle Ahnen und Sehnen unseres Gemüts- und Gefühlslebens, das auf geheimnisvolle Wurzeln unseres Daseins hinweist, von denen nur so weit den Schleier zu lüften uns vergönnt ist, daß wir sagen können: Es geht mit uns etwas vor, das für unsere Erkenntnis mit nichts anderem als einem Streben nach Zielen zu vergleichen ist.

Das ungefähr würde diejenige Fassung der modernen teleologischen Anschauung sein, gegen welche ein auf der Höhe seiner Aufgabe stehender Gegner vorzugehen hätte. Aber der Materialismus steht nicht auf der Höhe. Statt eine Anschauung konsequent und nach der wahrscheinlichen Meinung ihres Urhebers durchzudenken, nimmt er sich gewöhnlich die allerdümmste und widerspruchsvollste Fassung derselben vor und zieht nun mit großem Aufwand von Ernst und „Wissenschaft" gegen diesen Strohmann zu Felde. Es fehlt ihm gemeinhin an der scharfen Umrissenheit philosophischer Begriffe. Wenn er von Idealisten redet, so kann man sicher sein, entweder einen himmelblauen Metaphysiker Hegelscher Richtung vor sich zu haben, oder einen spintisierenden Theologen, der nie über die vier Pfähle seines Katechismus hinausgesehen hat. Und spricht er von Philosophie, so meint er sicherlich nicht die moderne, sondern irgend eine Konstruktion scholastischer Scharteken.

Denn was wissen die meisten der Materialisten von moderner Philosophie? Sie haben Frösche unter dem Mikroskop gesehen, Chemikalien zusammengerührt und glauben sich aus allen diesen Gründen berechtigt, über den Urzusammenhang der Dinge zu reden. Gewiß kann heute keiner ein Philosoph sein, der sich nicht mit heißem Bemühen in den Einzelwissenschaften umgetrieben hat, aber ganz gewiß auch keiner, der nichts weiter als dieses gethan.

Im Grunde ist der Materialismus seit seinem ersten Auftreten in Griechenland bis heute nicht klüger geworden. Er steht prinzipiell auf demselben Standpunkte, wie die alte metaphysische Schule — nur daß an Stelle der Position die Negation, an Stelle von sehr viel Geist, Gemüt und tiefsinnigen Ahnungen ... Flachheit, Gefühlsrohheit und seichtes Geschwätz getreten sind. Seine Atome, sein Druck und Stoß, sein Weltäther sind die Fermente, aus denen er seine Metaphysik zusammenbraut. Die Alten wußten den Zweck der Welt — der Materialismus weiß, daß es dergleichen nicht giebt; die Alten behaupteten eine Unsterblichkeit, der Materialismus behauptet, daß sie nicht sei, wiewohl auf seinem eigensten Gebiet das Gesetz von der Erhaltung der Kraft ein vollgültiger Beweis gegen die „Vernichtung der Seele" wäre. Die neuere Philosophie hingegen würde, um auch hier ihren Standpunkt darzulegen, über die Unsterblichkeit etwa folgendes zu sagen haben: Ganz gewiß wird sie nicht das sein, wofür die Theologen sie ausgeben, sicher aber auch nicht das, was jemals der Materialismus über sie gesagt hat; sie wird nicht Etwas sein, nicht Nichts, sondern —, worüber wir mit Worten ewig zu schweigen haben, dem nur die ahnende Seele in stillen Stunden nachhängen darf. —

In den bisher dargelegten Hauptpunkten gehen beide vorliegenden Schriften ungefähr zusammen; im übrigen aber scheiden sie sich nach Inhalt und Geist der Behandlung.

(Schluß folgt.)

Friedenslust.

Von **Adolf Wilhelm Ernst.**

Endlos liegt vor mir, sanft geglättet,
In sel'ger Ruhe hingebettet,
Das Meer tiefdunkelblau;
Ein Schleier, zart aus Duft gewoben,
Schwebt zitternd ob der Flut nach oben
Zur lichten Himmelsau.

Kein Segel schimmert in der Runde,
Kein Laut stört diese Feierstunde,
Die Welt schweigt ernst und hehr.
Nur selten zittert eine Welle,
Als ob ein Seufzerhauch sie schwelle,
Ein Seufzer tief und schwer.

Digitized by Google

Jetzt endlich will der Gram sich dämpfen,
Der in den wirren Lebenskämpfen
Die Seele mir durchbebt;
Daß ich für Wahrheit, Recht gestritten,
Daß ich geirrt und schwer gelitten —
Es ist traumhaft entschwebt.

Jetzt fühl' mich selbst ich wiederfinden,
Und sattes, reines Selbstempfinden
Sich mir ins Herz ergießt;
Mein Kampfestrotz, mein heißer Wille,
Versinkt in diese Weltallsstille,
Die durch mein Leben fließt.

Ein Schauern geht durch meine Seele . . .
Mir ist, als ob sie sich vermähle
Mit dieser Friedenslust,
Als ob die Ewigkeit sie küsse,
Als ob sie süß vergehen müsse
Vor Wonne, nie gewußt.

Gedanken.

Von **Elisabeth Heinrich.**

Blickt nicht so viel rückwärts! Die Natur gab uns die Augen, zu sehen, was vor uns liegt.

*

Beinah jedemann spricht vernünftiger als er handelt und denkt vernünftiger als er spricht. Das Temperament ist es, was durch sein Dreinreden das Handeln und Denken nicht in seiner Ursprünglichkeit zu Worte kommen läßt.

*

Wer lügt, ist immer beschränkt.

*

Was ist schrecklicher: Blaustrumpf oder Küchenbesen? — Es ist wie beim Heringe Kopf und Schwanz — die Mittelstücke sind vorzuziehen.

*

Ein guter Gedanke ist wie ein zugeflogener Vogel, man muß ihn gleich niederschreiben, in den Käfig sperren, wenn man ihn vorm Untergange bewahren will. Sonst kommt das Alltagsleben, die Katze mit den mörderischen Krallen, und zerpflückt unser Vögelchen.

*

Der Schlaf ist ein Opiat, das uns die Natur gegen den Schmerz eingiebt.

*

Wenn es eine Ewigkeit giebt, kann es keinen Anfang gegeben haben. Die Zeit ist eine Kugel — und Gott der Mittelpunkt.

*

Viel Geist besitzen schließt nicht aus, ein Lump zu sein.

*

Viele Menschen muß man, wie manche Medikamente vor dem Gebrauche, erst tüchtig rütteln und schütteln, wenn sie etwas leisten sollen, sonst bleiben ihre guten Kräfte ungenutzt auf dem Grunde liegen.

*

Um was Gescheites zu sagen, muß man auch den Mut haben, mal was Dummes zu sagen.

*

Er redet laut mit sich selbst! Dann ist keine Hinterlist von ihm zu befürchten. Wer seine Gedanken zu verbergen hat, wird dieselben auch selbst vor sich nicht laut werden lassen.

*

Wie jemand die Thür hinter sich zumacht, verrät uns viel von seinem Charakter.

*

Wer sehr viel lächerlich findet, weiß sehr wenig.

*

Die beste Diplomatie ist, wenn man nicht schweigen kann, die Wahrheit zu sagen.

*

Leute, die viel von Dankbarkeit sprechen, zeigen niemals welche, wenn es drum und dran kommt. Sie haben sie sich aus dem Herzen weggeredet.

Vermischtes.

Zu einer Dame, die über alles klatscht, sagte ihr alter Onkel: „Liebe Therese, zähl erst die Blumen auf Deinem Hut, ehe Du die Deiner Nachbarin mit Worten zerfetzt." W. K.

*

Über eine klatschsüchtige Dame in der Stadt D. erzählt man, sie habe eifrig eine Geschichte, die über sie selbst umging, weiter verbreitet, nicht denkend, daß sie selbst die unliebsame Heldin derselben war. Sie begann die Erzählung wie folgt: „Es ist schrecklich, daß so etwas in der guten Gesellschaft passieren kann!" W. K.

Briefkasten.

Frl. R. Sch. in Cz. Auch Ihnen gilt die vorhergehende Antwort. Es ist ein ungesunder Drang, der heute so viele Mädchen beherrscht: durchaus in die Öffentlichkeit treten, eine Rolle spielen zu wollen, weil sie zufälligerweise reimen können. Alle Ihre Gedanken und Bilder, ja, ganze Zeilen, sind fremden Vorbildern entnommen, Lenau, Heine, Geibel, Goethe sind geplündert. Das ist schädliche Kraftvergeudung, die den Menschen zur Lüge erzieht.

Inhalt der Nr. 3.

Kloster Lugau. Roman von Wilh. Raabe. Forts. — Die Macht des Kleinen. Roman von A. von der Elbe. Forts. — **Beiblatt:** Allerseelen. Von Agnes Harder. — Erste und letzte Liebe. Von W. Jeppe. — Vom grauen Entlein. Von Anna Hinckeldeyn. — Spaziergänge in der Seele. Von Otto von Leixner. — Die junge Nonne. Von Wilhelm von Scholz. — Die Zeit. Von Leistner-Beckendorf. — Zum Frieden. Von Viktor von Kohlenegg. — Einiges aus Welt- und Afterweisheit. Von Dr. Paul Mahn. Forts. — Friedenslust. Von Adolf Wilhelm Ernst. — Gedanken. Von Elisabeth Heinrich. — Vermischtes. — Briefkasten.

Verantwortlicher Leiter Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Digitized by Google

Deutsche Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 4.

Kloster Lugau.

Roman

von

Wilhelm Raabe.

(Fortsetzung.)

Neunzehntes Kapitel.

„Ja, mit der Vetternschaft machte sich das auf die natürlichste, einfachste Weise. Wir hockten wieder in der Bücherei auf der Suche nach dem Lugauschen Sachsenspiegel, wir drei: der Schwab, die Gräfin Laura und ich. Rund um uns bergehoch das gelahrte Kraut und Rüben unseres hiesigen Jahrtausends, in Folio, in Quart und Duodez, wie Du willst, in Rollen, geschrieben, gedruckt und gemalt. Daß die Regierung da nicht längst einmal ein Einsehen gethan hatte, war freilich eine Merkwürdigkeit. Selbst einem Laien mußte es klar werden, daß jetzt, nach Sechsundsechzig, von Berlin aus wohl eine Kommission mit voller Verfügung über die Nonnen von Lugau eintreffen und besser als wir nach der Ordnung sehen und den Schlüssel, das Reinmachen, die Motten und die Spinnen in ihre uniformierte Verwaltung nehmen könne. Die bösen Ahnungen unserer Frau Domina könnten da recht gut zur Wahrheit werden und zwar nicht zu unserem ferneren stillen Klosterfrieden und Behagen. — ‚Schauen Sie, meine Damen,‘ sagt plötzlich unser Schwab, auf einen würdigen Perückenkopf aus dem Anfang des vorigen Säkulums in einem Quartanten deutend, ‚da haben wir wieder einen aus der großen Familie der Meyer, in dem ich in Ihrem edlen Wittenberg die Verwandtschaft hätte begrüßen dürfen, wenn er heute dort noch das Katheder paukte. Da hat ein schwäbisch Magistergewächs vor anderthalbhundert Jahren eine Quecke von Maulbronn nach dem Norden zugetrieben, Knollen angesetzt und einen neuen Busch aufgetrieben, der sich wie Ihres verehrten Freiherrn von Münchhausen türkische Bohne bis zum Monde aufrankte und von dort bei zu- oder abnehmenden vom untersten Horn in die Wissenschaft des gegenwärtigen Tages herniederbammelt.‘ — ‚Was Sie sagen!‘ rufe ich, mit beiden Händen nach dem Tröster greifend. ‚Wie kommt denn dies Buch aus der Kleynkauerschen Bibliothek in die Lugauer? Da sehen Sie das Bücherzeichen, Doktor, Sie können das hundertfach in den Schränken meiner Base Euphrosyne antreffen. Und nun sagen Sie mal, süddeutsches Menschenkind, da haben Sie bei Ihrer neulichen Durchreise durch Wittenberg nicht den kleinsten Versuch gemacht, eine noch möglicherweise dort vorhandene Verwandtschaft wieder aufzufinden?‘ — ‚Hm, gnädiges Fräulein, zwischen dem alten Herrn hier auf dem Titelblatt und den heutigen im Schwabenlande verbliebenen schönen Resten der Familie Meyer liegt nicht nur der siebenjährige Krieg, sondern auch die französische Revolution, der Kaiser Napoleon, der Überfall bei Kitzen, die Schlacht bei Leipzig und neulich haben sich auch noch die Schlachten bei Königgrätz und Tauberbischofsheim dazwischengelegt. Dergleichen verwischt die zärtlichsten früheren Bezüge und Verbindungen im unruhigen Erdenleben. Dazu suchte ich auch wirklich für diesmal nichts weiter bei den Borussen und Neoborussen als — was wir drei hier eben auch mit allem Eifer suchen, meinen, meinen, meinen Sachsenspiegel! Zeigen Sie doch noch mal die Schwarte her! Ein feines Exlibris-Zeichen! Was ist das für ein Turmgebäude zwischen den Posaunenengeln und Rokokoschnörkeln?‘ — ‚Kepplershöhe ist das, Schwabenmensch!‘ schreie ich. ‚Kepplershöhe wie sie Ihr Ahnherr vor anderthalbhundert Jahren aufgerichtet hat! Und auf Kepplershöhe sitzt meine Base und Ihre Tante Euphrosyne Kleynkauer, in völliger Gesundheit, den besten Lebensjahren und verteidigt den Familienturm gegen den Stadterweiterungsplan und hält auch für Sie undankbaren Spiegelschwaben die alten glorreichen Familienerinnerungen und Andenken fest und bei einander!‘ — Euphrosyne, jetzt hättest von rechtswegen Du und nicht wir zwei anderen die Augen des jungen Mannes sehen müssen. — ‚Nun, vielleicht

Digitized by Google

läßt sich das in Wittenberg an verwandtschaftlichem Gefühlsaustausch Verabsäumte hier im Kloster Lugau noch nachholen,' mischt sich jetzt Gräfin Laura nach ihrer guten Weise behaglich in die Auseinandersetzung. ‚Zu Pfingsten kommt sie ja nach Lugau, die Tante Euphrosyne. Franz — der Herr Doktor Herberger hat es mir auch geschrieben!' — Und dann fügt sie lachend was Italienisches an, was auf Deutsch heißen sollte: an diesem Tage lasen wir nicht weiter; — und da hatte sie recht: für diesen Tag war's vorbei mit dem Suchen nach dem Sachsenspiegel bei den Nonnen von Lugau."

„Welch ein merkwürdiges Zusammentreffen!" murmelte Euphrosyne Kleynkauer.

„Nicht wahr? Ja, es passiert dann und wann doch noch etwas auf Erden, was einen gewissermaßen in Verwunderung setzen kann. Das ganze Kloster kam in Aufregung über den Fall. Die weiteren Verhandlungen darüber verlegten wir natürlich ins Freie, in den Garten, unter die grünen Bäume. Nun, was Deinen Herrn Vetter aus Schwaben und mich anbetrifft, so wissen wir jetzt so ziemlich um einander Bescheid. Das weitere ist nun Deine Sache, Synchen. Meiner Meinung nach ist dieser Schwabenspiegel oder Spiegelschwab ein Menschenkind, das man Herr Vetter, Herr Bruder oder Herr Neffe nennen kann, ohne sich vor der Welt mit ihm zu blamieren. Bis auf Fräulein von Kattelen sind wir hier auch sämtlich dahin über ihn einig, daß es, wenn kein Prachtmensch, so doch ein braver Gesell ist, und daß wir seit Jahren keine vergnügtere Unterbrechung unserer, offen gesagt, oft etwas recht langweiligen Klosterstille gehabt haben als wie jetzt durch ihn. Und auch er scheint mit uns zufrieden zu sein, und ehrlich ist er auch: ‚Dees hätt i mir nimmer gedacht,' hat er in seinem allerliebsten Dialekt gesagt, ‚daß man das Fest der Freuden in einem neupreußischen Nonnenkloster angenehmer begehen könne als wie daheim, wo es wahrlich keinen Anstand hat, daß sie gerade zu Pfingsten auf den sonnigsten Bergeshöhen, den romantischsten Burgtrümmern, in den elegischsten Klosterruinen einem die Bowle mit Politikgift, Pfaffengalle, allgemeiner Dummheit und persönlichster Ausverschämtheit vergifte.' — Allmächtiger, da schlägt es ja schon Mitternacht und morgen müssen wir beizeiten in die Kirche, wie Du weißt, Kleynkauern. Komm zu Bett, alte, liebe Seele, und denke, daß man gottlob im schlimmen Leben auch die Zeit zu allem Guten immer noch vor sich haben kann!"

Ehe die beiden „Alten" selber zu Bette gingen, standen sie in Strümpfen noch eine ziemliche Weile vor dem Bettchen des „Kindes". Das schlief einen ruhigen Kinderschlaf und hatte von ihrer Unterhaltung in seine süße Bewußtlosigkeit hinein nicht das mindeste vernommen.

Zwanzigstes Kapitel.

„Das will ich schon vor dem lieben Gott verantworten," hatte die Tante Augustine gesagt, und die Tante Euphrosyne hatte die Verantwortlichkeit, ohne etwas zu sagen, auf sich genommen: sie hatten beide, aus gleich sorgenvollem Herzen heraus, die Kleine auch die Kirche verschlafen lassen. Und das so jung schon vom heißen Lebenstage ermüdete Menschenkind lag so totenähnlich im Arm der guten Mutter Natur, daß weder die Glocken noch der Gesang der Nonnen von Lugau es in seinem Schlafe störten, und daß es erst durch die letzten aushallenden Orgelklänge nach beendigtem Gottesdienst erweckt wurde.

Da richtete sich freilich Evchen Kleynkauer fast erschrocken im Bette auf und hatte sich erst eine geraume Weile zu besinnen, ehe es ihr wieder klar war, wo sie sich befand und was das für schöne Klänge seien, und daß das Grün vor dem Fenster zu den alten Linden im Klosterhofe von Lugau gehöre, und daß die Sonne, die so hell durch den Vorhang schien, nicht Wittenberger, sondern Lugauer Sonne sei.

Sie sank wie in neuer Betäubung zurück, als wie auch durch diese lieblichen, beruhigenden Klänge, Lichter und Farben neu und schwer belastet auf dem Herzen — auf dem Gewissen. Wieder ein Versäumnis! Wieder die bittere Gewißheit, mit der schönen, treuen, wohlmeinenden Welt nicht mitgehen zu können — zu kindisch, zu dumm, zu schwach, zu willenlos auch hier, selbst hier in Lugau, für Liebe, Pflicht und Werkthätigkeit zu sein!

Sie versuchte es, sich zu erheben, und sie blieb liegen — matt, todmüde trotz des guten, langen Schlafs im Klosterfrieden von Lugau, nicht weinend, aber mit den Händen über den Augen, um die Thränen zurückzudrücken, um Licht, Farben, Töne — alles, alles auszulöschen und in die Stille und Dunkelheit der Ewigkeit mit ganzer Seele sich hinuntersehnend aus Angst vor der Welt nach Merkators Projektion.

„Aber was soll denn dies bedeuten? Wach und noch in den Federn, faules Frauenzimmer? Willst wohl die Pfingsten und die schöne Welt da draußen ganz den anderen lassen?" rief die Tante Euphrosyne, in voller Fülle Lugauer Pfingstluft, -Licht und -Leben aus Kirche, Klosterhof und Klostergarten in der Tante Augustine Gastzelle tragend und ihr Kind mit beiden Armen umfassend, es erhebend und zärtlich abküssend. „Aber das hast Du gut gemacht, mein Herz, und an der Predigt hast Du wenig verschlafen — nun aber heraus, an den Kaffeetisch zu der Tante Stine glorreichen Festkuchen und dann in den Garten, den Wald, auf die Berge. Ist es der schändliche Wittenberger Winter gewesen: so hat mir die Welt ja noch nie gegrünt und geblüht wie in diesem gottgesegneten Frühsommer!"

„Ja, Püppchen, das ist so, wie die Tante Synchen sagt," rief die Klostertante. „Nun thu aber das Deinige dazu, daß die liebe Pracht hier nicht ungenossen dahingeht. Hör die Lugauer Schwalben und Spatzen, wie sie sich schon mokieren. Das bitt ich mir aus, daß Du den Kuchen nicht alt und den Kaffee nicht kalt werden läßt. Singt die Welt, so sing mit! Springt die Welt, so spring mit, so kommt man auch über Stock, Stein, Sumpf und Moor weg,

Digitized by Google

wenn man sein ganzes junges, liebes, langes Leben noch so vor sich hat wie Du, mein armes, liebes Herzchen. Pfingsten, Pfingsten — und guten Rat und Treue und Trost von allen Seiten für Dich!"

Jetzt kamen die Thränen — in Hülle und Fülle. Und Eve faßte die beiden guten Weiber, die zwei mitleidigen, braven Seelen auf einmal in die Arme und hielt sie und herzte und küßte sie wechselweise und schluchzte:

„Ja, ja, ja, Ihr habt recht, und die Undankbare, Böse bin ich allein. Ihr seid so gut — alle sind so gut, und die Welt ist schön. Ich will mich auch bessern und zusammennehmen und keinem, keinem mehr Sorgen und Verdruß machen. Keinem, keinem! . . . behaltet Ihr mich nur lieb und helft mir, so geht ja vielleicht noch alles gut und auch ich werde auf Erden noch zu etwas nützlich. Ich will mir gewiß alle Mühe geben, die Welt zu erkennen und zu verbessern; aber helft mir — Du, Tante Euphrosyne — bleibt bei mir, haltet Wort: immer, immer helft mir mit Eurem Rat und Trost und Eurer Treue!"

„Dann vor allen Dingen erst mal in die Kledagen, Mädchen!" rief die Tante Euphrosyne, nach Möglichkeit ihre Sorgen, ihre Angst und auch ihren Verdruß, Ärger und Ekel verbeißend. „Und laß Dir sagen, während Du schliefst in der Nacht hat mir die Tante Stine noch eine Überraschung bereitet und die kann ich jetzt drunten im Garten an Dich weitergeben. Ein sauberer Zeisig ist den Lugauer Nonnen hier neulich zugeflattert und wünscht auch Deine Bekanntschaft zu machen. Kepplershöhe kennst Du doch?"

„Aber ich bitte Dich, Tante Euphrosyne?!" lächelte Evchen.

„Nun, er behauptet, wie er mich jetzt — das heißt heute morgen, während Du die Morgenfrische verschliefst, kennen gelernt habe, müsse das ein Käfig nach seinem Geschmack sein und er werde auch da demnächst mit unserer Erlaubnis zufliegen, zumal da er schon seit länger als anderthalb Jahrhunderten ein Anrecht auf Busch, Baum, Strauch, Licht, Luft und — freundlichste, gelehrte, wissenschaftliche, Wittenberger Aufnahme habe. Drunten im Garten sitzt er zwischen Fräulein Laura und Fräulein von Kattelen und macht sich beiden liebenswürdig. Hab ich mein Wunder an ihm gehabt, so sollst Du es jetzt gleichfalls haben. Er ist auf Deine nähere Bekanntschaft jetzt fast noch gespannter als wie er's vorhin auf die meinige war. Nicht wahr, Tante Stinchen?"

„Daß er heute morgen noch viel an seinen Sachsenspiegel denkt, unser Lugauer Spiegelschwab, glaube ich gerade nicht!" lachte des fröhlichen Klosters verständige Erzkuchelbäckerin. Ein Stündlein später machte dann freilich Fräulein Eva Kleynkauer aus Wittenberg im Klostergarten große Augen, als Fräulein Euphrosyne Kleynkauer vorstellte:

„Dein Vetter, Herr Doktor Eberhard Meyer aus Tübingen! — Ihr Bäschen, mein Pflegekind auf Kepplershöhe, Fräulein Evchen Kleynkauer, Herr Vetter aus Schwaben."

Da jetzt außer Gräfin Laura und Fräulein von Kattelen die halbe Schwesternschaft von Lugau sich vor dem Mittagsessen und der Nachmittagskirche noch für einige wohlige Augenblicke aus den Zellen in das Blühen und Grünen, das Bienensummen und Schmetterlingsgeflatter ihres Gartens heruntergezogen hatte und natürlich bei der Vorstellung gegenwärtig war, so war für das, was Herr Eberhard Meyer hierzu zu sagen hatte, eigentlich kaum die rechte Zeit. Auch er hatte sich fürs erste bei Kundgebung seiner Gefühle darauf zu beschränken, daß er gleichfalls die größten, die verwundertsten, die glänzendsten Augen zu dem Segen machte, der ihm da wiederfuhr. Aber innerlich machte er schon seiner Seele Luft, und innerlich läßt sich in den kürzesten Moment im Vergnügen und Verdruß, in Freude und Leid, in Liebe und Haß viel Wortwerk zusammenpressen.

„Verzaubert! Verzaubert!" rief er da im besten Hochdeutsch. „Bin ich in der wirklichen Welt bei den Preußen und Mußpreußen oder nicht? Liege ich unter der Klosterlinde zu Hirsau mit der Nase im Ludwig Uhland, oder giebt es das hier auch? . . . In einem Klostergarten eine bleiche Jungfrau ging! Ich träume das! Nein, ich träume das nicht! Dazu sind diese alten lieben Tanten zu real und diese Tante — meine Tante — die Tante Euphrosyne vor allen! . . . Euphrosyne! . . . Eva! Augustine! Laura! . . . Herrgott, wenn mich nur eine von den Damen, wenn mich nur das Fräulein von Kattelen da an der Nase zupfen wollte, um mir die völlige Sicherheit zu geben, daß ich dieses nicht träume! Nein, nein, das ist nicht aus alten Schmökern und neuer Romantik und Lyrik! Das ist richtiges Himmelblau mir überm Kopfe, das sind wirkliche blaue Berge dort über der Mauer, das ist lebendiges Grün — das ist die Tante Euphrosyne und das — liebe Mädle, meine norddeutsche, preußische Base, das Evle Kleynkauer. Es ist wirklicher, lichter, verständiger wonniglicher deutscher Lebenstag, — vivat, Herr Eike von Repkow!"

„Sie sind heute natürlich zu Tische mein Gast, Herr Dok — lieber Herr Vetter Meyer," sagte die Tante Augustine. „Und für die Folgezeit während Ihres Aufenthalts bei uns in Lugau werden Sie mit Förster Gipfeldürre wohl auch einige andere Verabredungen treffen müssen, bis wir — Ihren Sachsenspiegel gefunden haben. Meinen Sie nicht, Vetter?"

„I lasse mir jetscht alles gefalle in Kloschter Lugau! Weisch i denn, ob i auf'm Kopfe schteh, oder auf dene Füße? O, Bäsle Eva, gebe Sie mir wenigstens erst mal Ihre Hand! An der Nase faßt mi ja doch niemand; keine von dene Dame kann's übers Herz bringe, mich aus dem unverdiente Glückstraum zu erwecke."

„Meine Damen," lächelte, nach der Uhr sehend, die Frau Oberin von Lugau, „Fräulein Augustine hat recht; es wird wirklich Zeit zu Tische und zur Kirche. Aber nachher haben wir alle ja den schönen Tag noch vor uns. Kommen Sie, Laura. Wo waren Sie denn eben mit Ihren Gedanken? Sicherlich nicht bei uns hier. Sie haben es natürlich vollständig vergessen, daß Sie heute mein Gast sind."

Laura Warberg wachte in der That auf der Gartenbank wie aus einem süßen, behaglichen Traum auf, erhob sich langsam in all ihrer stattlichen, be-

Digitized by Google

haglichen Fülle und nahm zuerst das Evchen gut und zärtlich in die Arme.

„Du arm, klein gejagt Vögelchen! . . . Ja, kommen Sie, liebe Frau Domina. Meine Damen — liebe Tante Kennsiealle, Herr Doktor, wünsche wohl zu speisen."

Sie ließ das Kind aus den Armen los, nahm den Arm der Frau Oberin und ging mit ihr zu Tische. Da es wirklich Zeit dazu war, folgte ihrem Beispiel ganz Lugau; aber in allen Zellen war heute nur von einem Ereignis die Rede, und in der Pfingstnachmittagskirche predigte der Pastor von Kloster und Dorf Lugau zu Ohren, die eigentlich nicht recht bei der Sache waren.

Nachher benutzten sie dann natürlich den Rest des schönen Tages, um das wunderbare Ereignis nach allen Seiten hin zu vertiefen. Das ist leicht gesagt: Wittenberg und Tübingen hatten sich wieder; aber die Sache sich selber und den anderen ganz klar zu machen und bis ins kleine auseinanderzusetzen, das war nicht so rasch besorgt. Welche Familientraditionen und persönliche Erinnerungen hatte da die Tante Euphrosyne Kleynkauer wach zu rufen — was alles hatte die Base Augustine ihrerseits dazuzugeben! Und erst der Vetter Meyer aus Schwaben! Wie hatte der den drei gegenwärtigen Vertreterinnen des Hauses Kleynkauer Bericht zu thun über sein berühmtes Haus! Als richtiger Vetterlesschwab hatte er jedoch seine Geschlechtsregister so gut am Bande wie das Buch der Genesis: „Dies ist das Geschlecht Noah: Sem, Ham, Japheth; und sie zeugeten Kinder nach der Sündflut;" und ohne weitere Hilfsmittel brachte er den zwei alten Tanten und dem jungen Bäsle die beiderseitigen Stammbäume mit allen Verästelungen und Verzweigungen derartig vom Jahre 1750 an zu Papier, und mit solchem Eifer, daß Gräfin Laura Warberg, die von der Nonnenschaft im Garten abgesendet, dazukam, rief:

„Na, Kinder, ganz solltet Ihr den wundervollen Abend doch nicht darüber versäumen! Und dann rate ich, beschwört da nicht Geister, die nachher nur mit Verdruß, Ekel und unter Gezerr und Gekläff aller Art zu bannen sind. Wir haben auch unsere Erfahrungen darüber. Komm, Evchen; die Verwandtschaft ist richtig, das leuchtet ja der Tante Euphrosyne zehntausendmal klarer aus dem vergnügten Gesichte hervor, als wie aus all dem Krickelkrackel des Herrn Doktor hier. Die Frau Domina giebt einen großen Thee des Lugauer Pfingstwunders wegen, die Damen kommen schon lange vor Ungeduld um unter den Linden und nur Fräulein Seraphine von Kattelen sitzt still und geduldig und macht das zur Sache gehörige Gesicht. Es ist meine feste Überzeugung, sie kann es wiedermal nicht fassen, daß auch bei dieser Angelegenheit das Schicksal sie nicht vorher um ihren Rat gefragt hat."

„Großer Gott, Euphrosyne," rief die Tante Stinchen, „und sie sitzt auch nicht bloß drunten im Klostergarten, sondern auch schon oben in ihrem Zimmer bei ihrem Tintenfaß! Was wird die noch in dieser Nacht nach Wittenberg und sonst in die Welt hinein schreiben!"

„Hm," sagte nach einigen Augenblicken ärgerlichen Nachdenkens, mit einem klugen Blick in die Ferne, die Tante Kennsiealle, „weißt Du, Augustine, mir soll es schon recht sein, wenn das liebe Herz mir fürs erste die Korrespondenz mit dem Säkulum über den Fall abnehmen will. Ich habe für jetzt nichts schriftlich darüber abzugeben und Du auch nicht, kleine Eve. Übrigens hat die Gräfin recht: wir wollen die Damen im Garten nicht warten lassen. Geben Sie Ihrem Bäschen den Arm, Vetter Eberhard. Seht nur, wie schön die Sonne untergeht! Mir ist seit einem Jahre nicht so leicht zu Mute gewesen wie an diesem holdseligen Abend."

Einundzwanzigstes Kapitel.

Der Mond war im Zunehmen an den Pfingsten Achtzehnhundertundsiebzig und leuchtete auch lieblich vom frühen Nachmittag an in den Abend hinein; aber von den Nonnen im Klostergarten zu Lugau hatte nicht eine ein Auge für ihn. Und seinen Untergang beim Gesang der Nachtigallen warteten sie auch nicht ab, die Nonnen im Klostergarten zu Lugau; denn dazu waren sie alle zu verständig, und meistens auch wohl zu sehr bei Jahren und wußten, wie leicht man sich den schlimmsten Rheumatismus aus dem schönsten Sommerabend holt. Aber was die guten Seelen an Gefühl und Verständnis für der Erde Lieblichkeiten in sich hatten, das kam doch heraus beim großen Thee der Frau Oberin unter den alten Linden des Klostergartens von Lugau. Sie hatten alle, wie Kinder an einem neuen Spielzeug, ihr Seelenvergnügen am Evchen Kleynkauer; und daß der Doktor Eberhard Meyer aus dem romantischen Schwabenland heute abend Hahn im Korbe war, das verstand sich ja wohl von selber.

„I träum das! i träum das!" sagte er innerlich mehr als einmal, und seltsamerweise war er doch selten so hell und wach gewesen wie gerade an diesem rechtsmainischen Pfingstfestabend unter den Nonnen im Garten von Kloster Lugau. Auch hatte er nie in seinem Leben so viel Thee getrunken wie an diesem Abend, und die Tante Euphrosyne mußte wahrhaftig ihm zu Hilfe kommen gegen des Klosters Erzkuchelbäckerin.

„Aber nein, Augustine, wenn der Vetter wirklich nicht mehr kann, so kann er nicht! Endlich muß man auch hierin einem Menschen auf sein Wort glauben."

Da bei der Hauptsache nicht das geringste Geheimnis war, und nach allen Seiten hin frei und offen darüber geredet werden konnte, so blieb es selbstverständlich auch die Hauptsache und wurde demgemäß besprochen im Klostergarten von Lugau. Alle nahmen sie Anteil in Lugau an der Tante Euphrosyne und ihren Wittenberger Verhältnissen und Zuständen, Leiden und Freuden, und da war auch Fräulein Seraphine von Kattelen nicht ausgeschlossen. Alle wußten sie Bescheid, und manche sogar ziemlich genau, um den Doktor Eckbert Scriewer, und sehr viele von

Digitized by Google

ihnen waren auch schon auf Kepplershöhe zu Gast gewesen und dort ebenso gastfreundlich aufgenommen worden wie Fräulein Euphrosyne in Kloster Lugau.

Und das Kind! Wie gesagt, und um es noch einmal hübsch auszudrücken: das ganze Kloster (Ausnahmen ändern auch hier nichts an der Regel) hatte das Kind eben wie ein Ki..d auf dem Schoße, wischte ihm die Thränen aus den Augen, ließ es auf das Picken der Uhr hören, kramte Kisten, Kasten und Schubladen zu seinem Ergötzen aus, und die ältesten der guten Schwestern trugen dann und wann sogar das trostreichste Spielzeug des Lebens ihm aus ihren Zellen und ihren von den Jahren verschütteten Erinnerungen herzu.

Und der Doktor Meyer! Horatios Zurückkunft nach Wittenberg hatte die dortige Welt in Aufregung gesetzt, wie wir wissen und beschrieben haben. — Ophelias Eintritt ins Kloster, das heißt Gräfin Laura Warbergs unbefangene, heitere, zuversichtliche Ankunft in Lugau, hatte den dortigen geistigen Frieden nicht wenig gestört; aber der Sachsenspiegelschwab hielt als ausgiebiger Unterhaltungsstoff allem die Wage: heute hier in Lugau, aber in den allernächsten Tagen schon auch in Wittenberg.

„Meine Damen, jetzt wird es aber wirklich Zeit, daß ich ein Machtwort rede," sagte die Frau Oberin, „an einem Abend reden wir die Sache, ich meine dieses hocherfreuliche, ja eigentlich rührende Familienwiederfinden, nicht aus. Es wird wahrhaftig zu feucht und zu kühl im Garten; die Tage haben wir ja noch vor uns, und morgen, am zweiten Pfingsttage, möchte ich doch nicht gern ganz Lugau mit verbundenen Köpfen in der Kirche, oder mit dem Hexenschuß behaftet auf den Stuben hockend haben. Fräulein Euphrosyne, nochmals meinen herzlichen Glückwunsch, und möge der liebe Gott fernerhin alles zum Guten wenden. Herr Doktor, daß der liebe Gott alle menschlichen Schwachheiten zum Besten wenden kann, das haben Sie einmal recht deutlich in der Nonnenbibliothek von Lugau erfahren. Nicht wahr, Sie wünschten jetzt kaum noch, sie in besserer Ordnung und Ihren Spiegel sofort richtig an Ort und Stelle gefunden zu haben? Nun machen Sie aber auch, daß Sie zu Ihrem Förster Gipfeldürre ins Quartier kommen. — Die Klosterordnung haben wir Ihretwegen eigentlich doch bereits ein wenig überschritten. Und nun Du, Evchen, mein Herzenskind, gieb mir noch einen Gutenachtkuß, und Gott — nun, gesegnet sei auch diesmal Dein Eingang und Ausgang in Kloster Lugau! . . . Geben Sie mir Ihren Arm, liebe Laura — gute Nacht, gute Nacht, meine Damen! Beste Kattelen, den Präsentierteller mit den Kloster-Tassen und Gläsern, der vorhin dem armen Hannchen Busse aus dem Dorfe verunglückte, nehme ich auf meine Privatrechnung. Auch das soll uns nicht die Pfingstfeststimmung verderben." — —

Der Lugauer Klostergarten gehörte wieder den nächtlichen Singvögeln, aber auch den Eulen und Fledermäusen. In den Gemächern der Nonnen leuchteten die Lampen auf, um früher oder später wieder zu erlöschen. Anfangs huschten noch allerlei Schatten hinter den Vorhängen der Damen hin und her, aber auch das hörte früher oder später auf. Nach Mitternacht hatten wiederum nur Fräulein Euphrosyne und Augustine Kleynkauer noch Licht im Kloster; bei Förster Gipfeldürre im Dorf freilich Doktor Eberhard Meyer auch noch. Ob die übrigen alle schliefen, können wir nicht sagen; Fräulein Eva Kleynkauer im Gastbett der Tante Augustine schlief noch nicht. Von ihr wissen wir es.

Sie hatte sich wie ein braves Kind vernünftigem Zureden gefügt und war zu Bett gegangen, aber diesmal lag sie nicht, ohne von sich und der Welt nach Merkators Projektion zu wissen; sie lag wach und horchte nicht bloß auf die Lugauer Nachtigallen aus dem Klostergarten und das Käutzchen vom Kirchturm her und auf die schöne alte Turmuhr, die ihr die Stunden zuzählte, sondern auch auf die zwei guten alten Seelen in der Zelle der Tante Augustine. Sie hatte eigentlich Gewissensbisse dabei, obgleich von ihr selber wenig oder gar nicht die Rede war, sondern meistens nur von Kepplershöhe und merkwürdigerweise sehr eingehend von Geldangelegenheiten und solchen Geschäften. Das meiste verstand sie durch die Thürritze auch nur halb oder gar nicht; und als einmal der Name ihres Verlobten in Verbindung mit Kepplershöhe vorkam in der Unterhaltung nebenan, fuhr sie mit dem Kopf angstvoll so tief in die Kissen, daß auch dabei kein Verständnis für sie herauskommen konnte. Daß die Tante Euphrosyne eine reiche Dame war, hatte sie wohl schon beiläufig gehört; aber daß sie so wohlhabend war, daß sie ganz Wittenberg im Sack haben konnte, wenn sie wollte, das erfuhr sie doch erst in dieser Nacht durch die Tante Augustine.

„Wie sich dieser Vetter aus Schwaben im weiteren auswachsen wird," sagte nämlich die Tante Augustine, „das weiß man bei der kurzen Bekanntschaft doch wohl noch nicht ganz genau; da muß man ihn vorsichtig noch länger etwas genauer studieren. Aber daß wir ihn haben, daß Du ihn hast, daß er uns wie von oben her gerade jetzt nach Lugau und in Dein Elend hineingefallen ist, das ist schon an und für sich ein so großer Segen, daß ich bloß an die dadurch möglichen Gesichter in Wittenberg zu denken und sie mir zu malen brauche, um ihn in seiner ganzen Fülle für Dich zu erkennen. Ich will nicht sagen, daß Du jetzt: Gewonnen Spiel! rufen kannst. Beileibe nicht! Aber daß der Herrgott Dir da einen guten Trumpf in die Hand gegeben hat, das ist auch sicher, so weit ich die Welt kenne; und daß man sie auch von Kloster Lugau aus ziemlich genau kennen lernen kann, das wirst Du mir auf mein Wort glauben. Wie viele Advokaten von diesem unserm stillen Gottesfrieden aus mit Vermögens- und Erbschaftsangelegenheiten zu thun haben, davon ist ganz das Ende weg, und man muß gerade so ein arm hier zu Schauer gekrochen Huhn wie ich sein, um darüber unbeteiligt mit Gelassenheit nötigenfalls ein Buch für unsere, wie es scheint, recht berühmte Bibliothek schreiben zu können. Weißt Du, Synchen, wir sind wieder in der stillen Nacht und das Kind schläft gottlob wieder ganz ruhig; — Du hast leider wohl recht mit Deinen Sorgen um es. Es ist in der That recht herunter gebracht worden durch sein überschwenglich junges

Digitized by Google

Lebens- und Liebesglück! Da sage ich nun, wie der greulige Mensch in dem gruseligen Shakespearestück: Halt den Knopf auf dem Beutel! Halt den Knopf auf dem Beutel, Base Kleynkauer! Daß sie bei der Hochzeitausrichtung auf Deine intimste Mitwirkung rechnen, das ist meine feste Überzeugung; den Haushalt der Cousine Blandine kenne ich schon lange und habe ihn auch von Lugau aus immer im Auge behalten; wie es mit den Vermögensverhältnissen des armen Vetters Professor steht, ist mir auch kein Buch mit sieben Siegeln; — sie rechnen auf Dich, Euphrosyne, sie rechnen auf Kepplershöhe und nicht bloß bei der Aussteuer der armen Kleinen; und wer vor allen auf Dich rechnet, das ist der liebe blonde Eckbert, der Herr Doktor Scriewer. Man muß ein halbes Menschenalter im Kloster Lugau gelebt haben und hier in allerlei Privatsachen der Schwestern hineingeguckt und auch zu Rate gezogen sein, um da in dem Himmelreich auf Erden Bescheid zu wissen. Es kommt mir fast wie eine Sünde vor, hier heute in der zweiten Pfingstnacht so sprechen zu müssen; aber der heilige Geist ist doch seiner Zeit auch nicht herniedergeschickt worden, um noch mehr Lügen und Heucheleien in der Welt zu verbreiten! Also halt den Beutel zu, das ist auch aus meiner Klostererbtantenerfahrungsweisheit mein Rat. Glaub mir auf mein Wort: es dauert nicht lange, so haben wir die gesamte Familie aus Wittenberg, den lieben Vetter Scriewer natürlich eingeschlossen, hier, um gleichfalls so rasch als möglich das Glück zu haben, die Bekanntschaft Deines neuen Herrn Vetters aus Schwaben zu machen. Wenn Du dann nicht diesen Deinen sichern Meyer als Spatzenscheuche in Dein Erbsenfeld stellst, dann bist Du nicht die, für die ich Dich bis jetzt taxiert habe! Und wenn wir fürs erste weiter nichts erreichen, als daß sie uns das arme kranke Herz hier im Lugauer Frieden lassen, so lange Du es für wünschenswert hältst, so ist das schon viel gewonnen. Alte, Alte, hast Du in Deinem Jammer nur noch auf den Zufall gerechnet, so solltest Du jetzt doch wieder anfangen, auf des lieben Gottes Vorsehung zu zählen. Er hat viele Wege, auf welchen er uns unglückselige Kreaturen aus dieser Erde Elend und Wirrwarr in seine rechte Ruhe führen kann. Krämers Rechnung reicht da freilich nicht hin." . . .

. . . . . .

Wo von dem Gebirge her der Buchenwald sich am weitesten in die Niederung hinabzog und fast mit den letzten Gärten von Dorf Lugau verwuchs, dort unter den letzten stattlichsten dunklen Waldbäumen lag die Försterei, allwo beim Förster Gipfeldürre Herr Eberhard Meyer aus Schwaben auf seiner Jagd nach dem Sachsenspiegel und „wege der bodenlose Liederlichkeit der prachtvolle Kloster-Frauenzimmerle im verwilderte Preuße- und Neupreußelande" hatte Quartier nehmen müssen.

Auch da hatte jemand weit nach Mitternacht noch Licht; Doktor Meyer aus Tübingen nämlich und zwar bei weit aufgesperrten Fenstern. Er konnte wahrlich der frischesten norddeutschen Wald- und Bergluft nicht genug bekommen, und ein Wunder war das bei seinem gegenwärtigen Körper- und Seelenzustande nicht.

In Hemdärmeln lag er im geöffneten Fenster und atmete, träumte, dachte, phantasierte und redete in die dämmerige Frühsommernacht hinein. Es war eigentlich schade, daß Förster Gipfeldürre mit seiner gesamten Familie im tiefen Schlaf auf dem Ohr lag. Die würden zu ihrer guten Meinung von ihrem jetzigen jungen Gast noch eine sehr schöne hinzugewonnen haben, wenn sie hätten mit anhören können, wie er dann und wann seinen Gefühlen Laut gab.

„Für tot verbellt der seinen heutigen Lugauer-Kloster-Pfingsttag noch lange nicht!" würde sicherlich der fröhliche Graukopf und grüne Jägersmann, Förster Gipfeldürre, gebrummt haben. „Lottchen, den müssen sie gut mit ihren Traktamenten, trocken und naß, aufgewartet haben, unsere lieben Damen!" —

„I träum das! i träum das!" wiederholte immer noch der Vetter aus Schwaben, Kloster Lugaus Spiegelschwab, alle fünf Minuten auch den Versuch wiederholend, durch ein neues Zündholz seinen Ulmer Maserkopf im Brand zu erhalten. „Und wenn Tübinge, Heidelberg und Freiburg — alle vier Fakultäte zugleich an meiner Begriffsfähigkeit schüttele und mich meinetwege auch dabei auf den Kopf schtelle, sie schütteln nichts heraus, als die feste, dauerhafte Überzeugung, daß in dieses traumselige Chaos fürs erste noch keine Ordnung zu bringe ist. Herrgottsakrament, will i's denn auch anders? Was kann der Mensch vom arme Erdedasein denn noch Besseres verlange als solch einen Zufallglückstraum? Wir möge es anschtelle wie wir wolle, wir treibe die Wunder nit heraus aus der Welt —

Und leis wie aus himmlische Höhe
Die Schtunde des Glückes erscheint,
So war sie genaht, ungesehe,
Und —

man weiß gar nit, wonach ma zuerst greife soll auf diesem grünende, blühende Weihnachtstisch zu Pfingste. Geschtern noch Schnee und Eis am Neckar, alte Schwarten, Speculum saxonicum et suevicum, Waffenverbot und Reichsacht, eheliches Güterrecht, Erb- und Vorstimmrecht in Schwaben und Sachsen; und heute das ganze Füllhorn der Romantik über einen ausgeschüttet bei dene Borusse! Glockenklang und Chorgesang, Lindenblüte, Klosternonnen — die Tante Euphrosyne — des Knaben Wunderhorn von Kepplershöhe her und auf Düfte und Klänge aus Himmelsblau und Sonnenäther herniedergleitend der Welt Lieblichkeit in Person, dies herrliche Mädle, dies himmlische, entzückende, kleine, wittenberger Bäsle — mein, mein Bäsle! Dein Vetter aus Schwabe, Eva — Herr Vetter Meyer, Ihre Cousine, Fräulein Eva Kleynkauer aus Wittenberg! . . . Meyer, Meyer, Meyer, halt Deine fünf Sinne bei einander! Du träumst dies, Du träumst dies, und morgen wachst Du doch wieder auf bei dene Herre Zobel, Weiske, Laßberg, Wackernagel und Laband, bist in Kloster Lugau bloß wege der närrische Jagd nach Deinem verruchte alte Schmöker, und hoffentlich geschtehe sie es wenigstens dann endlich, die Lugauer Nonne, daß

Digitized by Google

sie ihn längst unter dem Küchenherd verfeuert habe. Sie habe Dich hier rechts vom Main bloß zu ihrem Pfingstspaß mal so verzaubert. Morge früh hat sich natürlich ein preußischer Meyer für Kepplershöhe gefunden, und es war nur ein Irrtum; — morgen früh setzt Dir selbstverständlich das herzige Weible, die Tante Euphrosyne, einen bedauernden Knix hin, und es war nur ein Irrtum! Daß das wonnigliche Jungfräule seit länger als einem Jahr glückliche Braut und mit ihrem gottseligen, neupreußischen Kandidaten der Theologie oder so was in Wittenberg verlobt ischt, weischt Du ja schon vorhin im Klostergarte Schwester Seraphine mit alle Umstände zu wisse gegebe! Himmelherrgott, Meyer, Eberhard Meyer, so bis zum Lautherausheule vor Verblüfftheit, Ratlosigkeit, Wonne und Wehmut wie in dieser Wundernacht bischt Du doch nimmer gebracht worde, seit sie Dich aus dem Schtift heraus und in das deutsche Recht hineinwarfe! Herrgott, wer in Tübinge will Prügel dafür haben, daß er mir aus diesem himmlischen, nordischen Durcheinander wieder zu meine erbeigentümlichberechtigte helle, klare, vernünftige fünf Sinne verhilft?"

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Ältere Leser und Leserinnen erinnern sich wohl noch, wie der Frühling und noch heftiger der Sommer des Jahres Achtzehnhundertneunundsechzig von den wirklichen, das heißt in diesem Falle wahren, das heißt aufrichtigen deutschen Dichtern und Dichterinnen besungen wurden. Mehr oder weniger katarrhalisch verstimmt schlugen sie alle zugleich verstimmte Harfen, Lauten, Leiern und Guitarren. Einen so regenverschleierten, umwölkten lyrischen Helikon hatte der vernünftige Mensch noch niemals gesehen: auf und um den Gipfel roch es diesmal auch dort nach Kamillenthee und am Fuße nach Opodeldok; die geweihtesten, das heißt hartnäckigsten Sänger und Sängerinnen oben husteten und prusteten und litten unten am Rheumatismus, und — der Regen regnete jeglichen Tag.

Wie anders im Lenz und nachher auch im Sommer des Jahres Achtzehnhundertsiebenzig! Die ältesten Jungfrauen in Lugau erinnerten sich nicht eines solchen immer reinen himmlischen Blaus über ihrer stillen, friedlichen, weltverlorenen, frommen Heimstätte, nicht einer solchen Lieblichkeit, Pracht und Fülle ihres Klostergartens. Die Erde wurde von Pfingsten an schöner mit jedem Tag, das Blühen wollte nicht enden: wir müssen hier wirklich zu einem der älteren deutschen Dichter zurückgreifen, um den richtigen Ton für die allgemeine Stimmung der Nonnen von Kloster Lugau zu finden —

„Es blüht das fernste, tiefste Thal,
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich alles, alles wenden."

Und die Welt im Kloster Lugau wurde auch jünger mit jedem Tag. Die ältesten Jungfrauen lernten es noch einmal, sich mit der Jahres Jugendschönheit auf den vertrauten Fuß der eigenen Jugendjahre zu stellen. Im Garten kramten sie mit frischen Blumen und in ihren Zellen kramten sie in alten Kommoden und in den verborgensten Schubladen ihrer Schreib- und Nähtische und brachten aus alten Stammbüchern, Albums und Liederbüchern alle vertrockneten Blumen, Verse und Denksprüche zu Tage, und manch ein graues Haupt beugte sich auch wohl tiefer über ein dunkles Bildchen aus jener Zeit, wo die Photographie noch nicht erfunden war: Schattenbilder damals wie heute; aber heute wie damals welch liebe, süße, wehmütige oder auch leider schlimme Schattenbilder! . . .

Er konnte es eigentlich nicht verantworten, dieser Doktor Meyer aus Schwaben, daß er den Nonnen von Lugau gerade in diesem Frühling den ganzen Ludwig Uhland, den Justinus Kerner, den Eduard Möricke und was er sonst in der Art (nicht in Büchern gedruckt!) von Hause auf seiner Jagd nach dem Sachsenspiegel mitgenommen hatte, in ihren Klostergarten hineintrug! Hatte ihn aber dieser norddeutsche, dieser preußische Frühsommer nicht auch gefangen, ihn etwa nicht wie am Kragen genommen, um ihn in diesen Lugauer Klostergarten zu führen und ihn mit der Nase in den nächsten besten Blütenbusch zu stoßen; Da riech drauf, aber mit Verständnis, wenn Du des Reiches Sturmfahne fernerhin weiter zu tragen wünschest, Du närrischer Sachsenspiegelschwabe!?" —

Die Tante Euphrosyne hatte natürlich, nachdem sich ihre ersten Gefühle über den neuentdeckten Herrn Vetter wieder etwas beruhigt hatten, von neuem, ja noch im verstärkten Maße ihr Pflegekind im Auge; und was die Natur thun konnte, es in Sonnenschein zu tauchen, mit Tau zu waschen und ihm in Garten, Feld, Wiese und Wald immer bunteres, immer hübscheres Spielzeug in die Hände zu geben: der Tante Euphrosyne genügte es noch lange nicht.

„Wie melancholisch guckst denn Du nun wieder in die Welt, Alte?" pflegte die Tante Augustine wohl zu fragen. „So hör doch nur Deinen Doktor da hinter dem Busch, wie gut er mit den Lugauer Nonnen umzugehen weiß und wie angenehm er vor allem unser Eychen zu unterhalten weiß. Den lustigen Gesellen hat Dir der Herrgott doch noch als seine besondere Zuthat ins Rezept für Euer armes, kleines, verstörtes Wittenberger Hühnchen gethan. Das war das Kind, welches eben lachte! und so hab ich es seit Eurer Ankunft hier noch nicht lachen hören. Thu mir den Gefallen, Synchen, und verdirb nicht Du jetzt durch Deine Gesichter dem großen Doktor da oben die Wirkung Eurer Lugauer Frühlingskur! Wie voll aller Schnurren und Schwänke der Bursch sitzt! Und dann ist er auch wieder imstande und bringt die Gräfin Laura zu Rührungsseufzern, was wahrhaftig bei der lieben, behaglichen Seele so leicht nicht ist! Daß der Mensch nach Lugau gekommen sei, um da in der Bibliothek wissenschaftliche Studien zu treiben, glaubt ihm weder sein Tübingen, noch unser Wittenberg. Wer aber gestern zu mir in die Küche gekommen ist und gesagt hat: ‚Hören Sie, Augustine, thun Sie mir die Liebe an und sehen Sie in Ihrem

Digitized by Google

Kochbuch nach, was eigentlich Leberspätzle sind, nächsten Sonntag hab ich Ihren Herrn Vetter zu Tisch und die Familie Kleynkauer ist geladen,' das ist die Frau Domina gewesen! . . . Bitt ich Dich, ich habe jetzt alle seine schwäbischen Leibgerichte herauszusuchen, ehe der hier seinen Sachsenspiegel gefunden, oder vielmehr bei uns sämtlichen Lugauer Nonnen sich herumgegessen hat. Was singt er ihnen denn da nun jetzt wieder? Ne, nächstens schicken sie uns nicht nur von wegen unserer Büchereiverwaltung eine Kommission, sondern auch ein hochehrwürdiges Konsistorium mischt sich ein und revidiert die Klosterordnung von Lugau. Ist das nicht da die Kattelen an ihrem Fenster, die sich schon ihre Notizen macht?"

Es war Fräulein von Kattelen, die, anscheinend nur mit ihrem Strickstrumpf beschäftigt, an ihrem Fenster saß, aber sicherlich den Klostergarten von Lugau scharf im Auge behielt. Ob das Volkslied, das der Doktor Meyer aus Tübingen eben zum Besten gab, zu dem Lugauer Klostergarten und den Nonnen drinn paßte, werden wir freilich einem hochehrwürdigen Konsistorium zur Begutachtung nicht anheimstellen; darüber haben wir selber einzig und allein zu urteilen!

„Wer bekümmert sich, und wenn ich wandre
Hier aus dieser Kompagnie?
Ist's die eine nicht, so ist's die andre,
Wer bekümmert sich, und wenn ich wandre?
Morgen geht's in aller Früh."

„Nun höre einer den Schelm," lachte die Tante Augustine. „Als ob der jetzt sein Quartier beim Förster Gipfeldürre aufgäbe! Als ob der jetzt seinen Sachsenspiegel wirklich fürs erste fände, selbst wenn er ihn heute noch aus irgend einem alten Spinnenwinkel zu Tage förderte!? Was aber die Warberg für eine wundervolle Altstimme hat!" —

„Nun höre sie einer!" sagte aber auch Schwester Seraphine am Fenster ihrer Zelle mit einem Blick auf einen großen Kupferstich, eine Kreuztragung Christi, an ihrer Wand, der nur bedeuten konnte: „Herr, was müssen die Gerechten ausstehen in dieser argen Welt!" Daß sie aber, um von dieser argen Welt nichts mehr zu sehen und zu hören, das Fenster schließen, die Vorhänge herablassen und doppelte Gesundheitswatte in die Ohren stopfen konnte, fiel ihr sonderbarerweise nicht ein. Im Gegenteil, sie behielt den Klostergarten von Lugau sehr im Auge und Ohr und sie hatte, dem lieben Gott sei Dank, für ihr Alter noch immer ganz gute Augen und ein recht feines Gehör. So leicht entging ihren Sinnesorganen innerhalb der Lugauer Klostermauern nichts von dem, was dermaleinst sicherlich beim jüngsten Gericht gerochen wurde; und wenn dann der Himmel in Sachen Kloster Lugau doch einer Kronzeugin benötigt sein sollte, so war Fräulein von Kattelen jedenfalls dafür da und konnte genaueste Auskunft geben über alles, was an Ärgernis während ihres Aufenthalts dorten vorgekommen war. Und da die frommen Schwestern das sämtlich wußten, so hätten sie sich wirklich ein bißchen besser in acht nehmen sollen — die gute Seele, „unsere Kattelen" mußte wahrlich bald zusammenbrechen unter der Last der Verantwortlichkeit vor dem Weltenrichter, die auf ihr ruhte.

Thaten sie das? Wie es der Schwester Seraphine vorkam, von Jahr zu Jahr, von Tag zu Tag weniger.

Die Welt ward schlimmer mit jedem Tag; und wenn der heilige Stifter diesen heutigen Nachmittag vor tausend Jahren hätte voraussehen können, so würde er nach Fräulein von Kattelens festester Überzeugung seine Gründung mit vollstem Recht unterlassen haben; die Nonnen von Lugau und ihre zugereisten Sommergäste trieben es doch fast zu arg!

„Höre sie, höre sie einer! Sollte man es glauben? Sollte man es für möglich halten?" ächzte die Kronzeugin an ihrem Fenster. „Das geht doch noch über ihr Eiersuchen am letzten heiligen Ostertage! Der Kleynkauern und der albernen Warberg kommt das aber auch noch mal zu Buche, was sie mich damals haben finden lassen; und der Gnädigsten — der Frau Oberin vergesse ich es auch nicht, daß sie zu der Schändlichkeit nur lachte und meinte: ‚Beste Kattelen, Sie müssen das den Damen nicht so übel nehmen; so böse wie Sie es auffassen, war die Devise nicht gemeint; und ich habe über die Sottise, die der Osterhase mir, wahrscheinlich durch Vermittelung der lieben Laura, ins Nest gelegt hat, auch nur gelacht; — wenn Sie wollen, lassen Sie uns tauschen — Anzüglichkeit gegen Anzüglichkeit — mehr oder weniger unsere Fehler haben wir alle, und der Scherz bleibt doch immer innerhalb unserer Gartenmauer.' — Gehorsamste Dienerin, Frau Domina, daß nicht alles innerhalb unserer Gartenmauer bleibt, dafür werde ich denn doch auch ein wenig sorgen; höre, höre sie einer! Wenn sie nächstens Blindekuh in der Kirche spielen, soll es mich gar nicht wundern. Seit dieser ausländische, junge Mensch und diese alte, widerwärtige Studententante mit ihrem kranken Hühnchen eingerückt sind, sind sie zu allem fähig. Aber da da, hier hier werde ich der Frau Oberin doch beweisen, daß nicht alles hinter der Lugauer Klostermauer mit dem Mantel der christlichen Liebe zugedeckt wird. Allmählich wird es wahrhaftig hier Zeit und Christenpflicht, daß ich meiner guten Scriewer doch einen Wink zukommen lasse!" —

Acht Tage lang sah es die Gute noch mit an, mit den Gefühlen und in der Stimmung der Familie Zudecker (auf hebräisch Lot) in Sodom; dann aber trug sie es nicht länger mehr, sondern benutzte um die Mitte des Brachmonats eine der stillsten, schönsten Mondscheinnächte dazu, um der Welt aufzudecken, wie es in Sodom und Gomor — nein, in Kloster Lugau herging. Das heißt, sie schrieb an eine ihrer besten Freundinnen draußen im Säkulum, die Frau Kirchenrätin Scriewer, die Mama eines unserer besten Freunde, ebenfalls draußen in der Zeitlichkeit, an die Frau Mutter des Herrn Doktor Scriewer in Wittenberg.

„Liebe Malwine!

Verdient hast Du ihn eigentlich nicht, diesen Brief nämlich, denn seit meinem herzlichen, innigen Glückwünsch zu der Verlobung Deines lieben Sohnes habe ich nichts wieder von Dir gehört und vergeblich auf eine Rückantwort auf so manche

Digitized by Google

mich interessierende Frage gewartet. War das recht von Dir? Aber freilich, Du lebst in Deiner bewegten, Dir jeden Augenblick wohlthuend ausfüllenden Welt weiter und hast für die arme Lugauer Einsiedlerin von Deinem lieben, schönen, segensreichen Leben nicht das Geringste übrig. So sind wir armen Menschen, und wie der liebe Gott mit uns, so müssen wir schon miteinander Geduld haben. Ich halte es eigentlich auch für ein Unrecht, Dich heute wieder einmal an mich zu erinnern und Dich so in meine Einsamkeit, in die Verödung, die Verlassenheit meiner hiesigen alten Tage herunterzuziehen. Aber wessen das Herz voll ist, dessen geht auch die Feder über, und so in dulci jubilo wie jetzt, und zwar in einem auch Dich vielleicht interessierenden Jubiläum, haben wir hier in Lugau seit lange nicht gelebt. Dein Herr Sohn wird Dir sicherlich wohl schon Bericht darüber gegeben haben, daß wir jetzt Dein Schwiegertöchterchen, natürlich in Begleitung der Wittenberger Kleynkauern (als ob wir an unserer hiesigen nicht schon genug hätten!), zur Stärkung ihrer Gesundheit hier haben. Wie Blandine dazu gekommen ist, dies zuzugeben, begreife ich eigentlich nicht. Nun, aber darüber müßt Ihr beiden guten Mütter freilich wohl besser urteilen können als ich; — in einer guten Haut scheint mir Deine liebe kleine Eva, Dein zukünftiges Töchterchen, leider nicht zu stecken. Sie macht auch mir in der That einige Sorge, und in der Hinsicht wäre es wirklich recht wünschenswert, daß die Lugauer Luft von recht wohlthätigem Einfluß wäre.

Aber die Lugauer Luft! Beste, Teuerste, ich bin überzeugt, wenn Du sie so wie ich Tag für Tag und vorzüglich in der letzten Zeit bei Tage und bei Nacht zu atmen hättest, würde sie doch auch Dir wohl ein wenig schwer auf die Brust fallen. O, hätte ich sie Dir doch nur einen einzigen dieser jetzigen angenehmen Sommertage durch, und wenn auch nur von meinem Fenster aus, zu kosten geben können, natürlich mit allen Ingredienzien! Sind wir in Kloster Lugau oder in der Arche Noah? In der letzteren, wenn es nach dem Lärm geht; aber ich hoffe fest, daß Du diesen Brief sofort nach dem Lesen verbrennst; und mit dieser dringenden Bitte nun zu der Dich wahrscheinlich später noch mehr berührenden Hauptsache meines heutigen Briefes: ich glaube nicht, daß Deine zukünftige Frau Schwägerin in Wittenberg, die Frau Oberkonsistorialrätin Kleynkauer mit der Wendung, die der diesmalige Aufenthalt ihrer Cousine, der alten Studentin, der sogenannten Tante Euphrosyne, hier bei uns genommen hat, ganz freien Herzens einverstanden sein kann. Wenn ich an die Vermögens- und Geisteszustände der Besagten, die meiner Meinung nach schon längst unter Kuratel stehen sollte, denke und dabei an die Gefühle unserer guten Professorin, so wird es mir oft ganz bänglich ums Herz. Als ob wir hier mit Närrinnen noch nicht übergenug gesegnet wären, hat uns das Schicksal auch noch einen Narren dazu über den Hals geschickt, aber einen, wie ich meine, recht gefährlichen Narren, den Herrn Doktor Meyer aus Tübingen! Liebste, beste Scriewern, wenn Ihr nicht sehr auf Eurer Hut seid, den sehr möglichen Erben von Kepplershöhe!! — — Unter dem Vorgeben, hier nur in unserer Rumpelkammer ein wissenschaftliches Manuskript aus dem vorigen Jahrhundert suchen zu müssen, hält sich dieser junge Mensch seit vorigem Monat hier in Lugau auf, hat sich bei dem Förster im Dorf eingemietet und — Eure Wittenberger halbverrückte Studententante, die Base unserer hiesigen albernen Schwester Augustine Kleynkauer, hat in ihm ihren schwäbischen rechten Vetter, den richtigen Abkömmling des Gründers von ihrer Kepplershöhe entdeckt, und, wie ich das Ding leider Tag für Tag besser von meinem Fenster und auch sonst einsehe, ist sie imstande, Euch Armen, Euch nichtsahnenden, teuren Menschenkindern, Dir, dem Herrn und der Frau Professor in Wittenberg und Deinem lieben, trefflichen Herrn Sohn einen Streich zu spielen, der dann freilich an Bosheit, Heimtücke, Rachgier und Rücksichtslosigkeit nichts zu wünschen übrig lassen wird. Daß sie mit dem Herzensbündnis Deines Sohnes und ihres langjährigen, lieblichen Spielpüppchens, Deiner zukünftigen Schwiegertochter, der kleinen, wirklich auch mir täglich mehr ans Herz wachsenden Eva Kleynkauer nicht einverstanden ist, wissen wir ja wohl alle und machen uns keine Illusionen darüber. Mich wenigstens hat unsere hiesige Kleynkauer, die ahnungslose, dumme Gans, die Augustine, von Anfang an nicht in dem mindesten Zweifel darüber gelassen; und mit dieser Kenntnis der Sachlage sitze ich nun hier am Fenster, sehe in das Wesen und Treiben im Lugauer Klostergarten hinab, höre auch dann und wann, hier und da, ein Wörtchen, das nicht für mich berechnet war, sowohl von den zwei Kleynkauern wie von den übrigen Damen. O, wärst Du arme, liebe, beste der Mütter doch nur zur richtigen Zeit, im rechten Augenblick hier an meiner Stelle, oder neben mir, um selber zu sehen, selber zu hören und dann Dir und all den teuern anderen selber das Beste zu raten!! . . .

Ich kann das letztere nicht. In meiner langjährigen Einsamkeit und Stille habe ich dermaßen jeden Zusammenhang mit Eurer rauschenden Welt verloren, daß ich auch zu diesem Briefe an Dich (den Du jedenfalls sofort verbrennen wirst!) mich nur mit Mühe und in völliger Zerschlagenheit an Leib und Seele habe aufraffen können. Aber ich trug es nicht länger! Keine Seele zu haben, der man in der Schlechtigkeit und Gewissenlosigkeit rundum sein Herz ausschütten kann, das bringt den Geduldigsten endlich zu einem bitteren Aufschrei! Wie glücklich wäre ich, liebste Malwine, wenn Du mir zurückschreiben würdest: ‚Du siehst doch wohl zu schwarz, Seraphine! In Wittenberg und hier bei uns sieht man dieses alles doch ein wenig ruhiger an.‘ — — Nun, ich muß Dir denn das überlassen. Irrte ich mich in meinen Befürchtungen, so will ich mich gern, gern geirrt haben! Leider glaube ich aber nicht an eine solche

Digitized by Google

Rückantwort Deinerseits. Jedes Kinderauge muß das hier in Lugau sehen, so wie ich es sehe! Und sollte Dein lieber Herr Sohn nicht auch sich doch recht bald einmal nach seinem herzigen Bräutchen hier bei uns in Kloster Lugau umschauen? Das liebe Kind fängt gottlob an, wieder aufzublühen und der hiesige Aufenthalt bekommt ihr, dem Himmel sei Dank, vortrefflich.

Was würde ich darum geben, wenn ich auch Dich einmal wieder in meine Arme schließen könnte, meine gute Malwine! Der liebe Gott behüte Dich und alle die Deinigen und führe alles zu Eurem Besten aufs beste hinaus, das ist der herzliche Wunsch Deiner getreuen Freundin

Seraphine von Kattelen."

Sie wußte jedenfalls mit der Feder umzugehen, Fräulein Seraphine von Kattelen in Kloster Lugau. Ihre besten Freundinnen und ihre schlimmsten Feindinnen mußten ihr das lassen zu allen ihren sonstigen guten Eigenschaften. Für die Feindinnen war es fast zuviel des Guten.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Schrecklich aber wahr — in dem eben mitgeteilten Brief kam jedes Wort aus dem Herzen und entsprach auch durchaus, wie die Schreiberin die Welt sah, der Wahrheit. Daß wir in einer Welt leben, die jeder auf eine andere Weise sieht, dafür konnte sie, die Briefstellerin, nichts. —

Es herrschte augenblicklich ein vergnügtes Leben in Kloster Lugau, und daß Schwester Seraphine von Kattelen sich einsam und verlassen in ihm fühlte, das war vollkommen begründet. Schwester Augustine verbrauchte darin und zu den allgemeinen Festtagskuchen zu viel Zucker, und die Frau Domina konnte häufig zu stillen aber bitteren Betrachtungen Anlaß geben. Mit einem: „Liebe Kattelen, Sie müssen das nicht so scharf ansehen!" war doch manchmal manches nicht abgethan. Ein wenig ermahnendes Zureden, Abwehren, kurz eine etwas schärfere Zucht wäre in Küche, Kirche, Keller, im Salon und in den Privatgemächern der Nonnen von Lugau dann und wann wohl an Ort und Stelle gewesen. Wenn der gütige Herrgott der freilich etwas noch nach irdischem Behagen trachtenden Lebensführung seiner frommen Lugauer Damen mit eigenem Behagen zuzusehen schien, durchaus nicht Pech und Schwefel auf sie regnen ließ, ja ihnen zu ihrer diesjährigen Sommerfreude sogar das allerschönste Wetter schickte und ihnen nur selten einen großen Thee oder Kaffee im Klostergarten, oder einen Ausflug zu Berg und Wald durch schlechtes Wetter verdarb: so lag das eben in seiner Allgüte. Anspruch hatte Lugau, der Weltanschauung der Schwester Seraphine gemäß, nicht darauf.

Und nun zu der Hauptsache des schwarzgalligen Tintenergusses! Wenn die Briefschreiberin in betreff des Allgemeinen bei der Dinge Wahrheit geblieben war, so war es geradezu entsetzenerregend, wie gut, wie treu, richtig sie gesehen, gefühlt, empfunden hatte in allem, was sich auf das Besondere bezog.

Ja! Die Tante Euphrosyne war eine zwar halbnärrische, doch sehr energische, schlaue Heimtückerin, und der Zufall — das Schicksal hatte ihr den schwäbischen Vetter nicht zum zeitlichen Besten der Familien Scriewer und Kleynkauer geschickt, gerade in diesem Sommer seinen dummen Kodex in Kloster Lugau zu suchen.

Ja! Dieser fabelhafte Verwandte aus dem Königreich Württemberg war zu einer unheimlich drohenden Gewißheit geworden. Dieser Herr Doktor Eberhard Meyer stellte augenblicklich nicht bloß Lugau auf den Kopf auf seiner Suche nach dem Sachsenspiegel, sondern er war imstande, sich auch auf Kepplershöhe festzusetzen und von dort aus sich recht unangenehm zu machen und Verhältnisse in Verwirrung zu bringen und tröstliche Aussichten zu verbauen, die nach den „Gefühlen" der Frau Blandine Kleynkauer und der Frau Malwine Scriewer sowohl nach menschlichene wie nach göttlichem Recht bis jetzt unanrührbar sicher gestanden hatten.

Ja! Leider ja! Mamsell Euphrosyne Kleynkauer, die Tante Kennstealle, war fähig — ihr Testament zu ändern, aus reinem Eigensinn, purer Bosheit und auf die Gefahr hin, das künftige Lebensbehagen des armen, blassen, schon so zarten Gänschens, der kleinen Eve Kleynkauer und ihres trefflichen zu so schönen Hoffnungen berechtigenden Verlobten recht sehr zu stören. Daß die Lugauer Luft dem lieben, willenlosen Kinde augenblicklich wirklich recht gut zu bekommen schien, änderte somit gar nichts an den trübsten Befürchtungen für die Zukunft.

Wahr, wahr, wahr! Alles wahr in dem Briefe der Schwester Seraphine von Kattelen, und der einzige Mangel daran, daß nicht mit einem einzigen Wort die Rede in ihm war von Gräfin Laura Warberg. Die „ewig lächelnde, maulfaule, boshafte Trine" hätte unbedingt auch noch hineingehört in ihrem Freundschaftsverhältnis zu den zwei Kleynkauerschen Hexen, der jungen Kleynkauer und dem fremden Lümmel, dem Doktor Meyer aus dem Schwabenlande. Vorsicht nach oben hin ziert aber nicht bloß den strebenden Mann im Weltgetümmel, sondern auch die der Welt entfremdete Lugauer Klosternonne in ihrer stillen Klause.

— — — — — — — — — — —

„He, Doktor, wo stecken Sie denn?" rief Gräfin Laura tief aus dem Busch heraus. „Ich für mein Teil stecke hier gründlich fest und komme ohne Hilfe nie wieder ans Licht und noch weniger nach oben! Nennt das Menschenkind dies einen auch Weibsleuten zugänglichen Pfad! O, hätte ich mich doch mehr auf Förster Gipfeldürres Grinsen, als auf seine Zustimmung verlassen! Doktor Meyer, Sie können dies nicht verantworten! . . . Evchen, Evchen, wenn dies Deine Tante wüßte?"

„Aber meine Damen," klang es von der Höhe aus dem Buschwald herunter, „ i bitt Sie, nur noch fünf Minute mit zugeklappte Sonneschirme und die Krinoline a bisle z'samme genomme und — venit ad occasus mundique extrema Sesostris."

Digitized by Google

„Jetzt spricht das Ungeheuer gar noch griechisch, Eve; und natürlich nur, um sich durch einen Gemeinplatz aus der Verlegenheit zu helfen. Kennen wir, bester Herr, aus eigener anderer Erfahrung! — Kommen Sie lieber zurück und helfen mir in der Bedrängnis. Das Wieselchen hier neben mir windet sich schon eher allein durch!"

„Einen Sonnenuntergang werde wir habe, wie ihn der selige König Sesostris nimmer erlebt hat, und der Tante Augustine Kaffeeküche rieche ich auch schon von der Welt Ende, das heißt der Schutzhütte her," klang es zurück und der Gerufene stieg wirklich zu galanter Hilfleistung wieder hernieder und sagte: „Da, Gnädigste, greife Sie mutig jetzt noch mal in den Griff meines Hakenstocks; i ziehe, Bäsle Evele schiebt, und hernach bei dene Kuchekörbe besinge i Ihne unsere Heldenthat besser als der Marcus Annäus Lucanus die pharsalische Schlacht."

Ehe Gräfin Laura sich auf den ritterlich hergehaltenen Stockgriff ihres Führers einließ, that sie die im Grunde nicht unberechtigte Frage:

„Also aus dem alten Tröster sind alle die gräßlichen Citate, mit denen Sie uns Ihren so äußerst bequemen Gemsenstieg zu allem übrigen verschönert haben? Haben wir etwa den auch da unten in unserer famosen Nonnenbibliothek?"

„Freili habe Sie ihn! Auch durch eine unversorgte Wittenberger Professortochter eingeschleppt. Alles habe Sie, was nit dahin gehört und jedenfalls anderswo besser aufgehobe wäre. Leydener Ausgabe von Oudendorp! und i habe den halben Nachmittag mit ihm im Klostergarte auf der Bank liege müsse, weil die verehrte Schwesterschaft in Christo mit ihrer Toilette nit zu Ende komme konnte. Nu, zu hübsch konnte sich g'wiß keine für den lieben Gastfreund mache."

„Was sagst Du dazu, Evchen?" lachte die Gräfin. „Ist Dir in Wittenberg in Deinen Lebenskreisen je eine solche Unverschämtheit vorgekommen? Mir in den meinigen wohl — aber jedenfalls doch in etwas anderer Form. Na, dann spannen Sie sich wieder vor, Sie Schwabenspiegler, und Du faß meinen Rock, Kind; aber reiß mir die Krausen nicht aus, sonst schelten sämtliche ehrwürdige Tanten da oben auf dem Bergesgipfel. So! uf! Langsam, Doktor! Bedenken Sie, daß Sie heute nicht mit Ihren Sechsen am Spieß aufs Abenteuer ausziehen! . . . Gott sei Lob und Preis, da sehe auch ich noch mal Licht zwischen den Bäumen und rieche der Tante Augustine Kaffeeküche!" —

Daß die „zu einander passenden Elemente" des Klosters Lugau sich wieder einmal zu einem Ausflug auf einen der ihrer Stiftung zunächstliegenden schönen Berge zusammengethan hatten, werden wir keinem mehr zu sagen brauchen. Von den hohen Würdenträgerinnen der geistlichen Gemeinschaft war diesmal keine bei diesem unschuldigen Sommervergnügen zugegen. Der Frau Oberin war's zu heiß gewesen, und die Frau Priorin fand überhaupt nie ihre Rechnung bei derartigen Thorheiten, wo alles zuletzt doch nur auf Ärger, Verdruß, zerrissene Kleider, zerschlagene Gliedmaßen und gewöhnlich auch zum Beschluß auf einfallende Gewitterangst, richtigen Landregen, aufgespannte Regenschirme und durchgeweichtes Schuhwerk hinauslief. Vermißt wurde die Gute kaum.

Die älteren Damen hatten den hübschen Aussichtspunkt und die Schutzhütte natürlich zu Wagen erreicht; die Jugend bis an den Fuß des Berges auch, war dann aber, wie Gräfin Laura sich ausdrückte, wieder mal so dumm gewesen, das Gute für das Bessere hinzugeben. Wir haben die drei jungen Leute auf des schwäbischen Vetters lieblichem, angenehmem und äußerst bequemem Richtewege angetroffen.

„Wenn Sie wieder einmal des Reiches Sturmfahne bei solchem Plästrvergnügen voranzutragen wünschen, so suchen Sie sich doch lieber ein ander Heergeleit dazu aus, mein Herr. Ich bin eigentlich a bisle zu schwer dazu!" seufzte — aber im vollsten Sommerbehagen — Laura, unter dem allerletzten Aufstieg noch einmal auf einen bemoosten Stein sinkend und sich so viel Luft als möglich mit dem Taschentuch zufächelnd. „Und wenn das Deine Tante Euphrosyne geahnt hätte, so weiß ich doch nicht, ob sie Dir, Kleine, die Erlaubnis gegeben haben würde, Dich hier so an meine Courschleppe zu hängen! Laß Dich doch mal besehen, wie siehst Du denn eigentlich aus auf die Strapazen?"

O, es war ein Wunder, wie gut das Kind aussah, wie gut ihm die kurzen Wochen seines Aufenthalts in der Lugauer Luft und dem Lugauer Leben bekommen waren! Ganz Wittenberg hätte man dreist herzurufen können, und hätte nichts von ihm gehört als: „Aber nein, Fräulein, welch eine Veränderung? und in der kurzen Zeit!"

„Eine Bitte habe ich, Herr Doktor Meyer," sagte Gräfin Laura.

„Die wäre?" rief der schwäbische Gelehrte, von seinem Steinblock am letzten Ruhepunkte unter der Bergeskuppe mit der schönen Aussicht in dem hellsten Eifer aufspringend.

„Bitte, bleiben Sie sitzen," lachte Wittenbergs „Ophelia", mit beiden Händen abwinkend. „Es würde mir nur sehr angenehm sein, wenn Sie es uns vorher wissen lassen wollten, wen von uns beiden, das Evchen oder mich, Sie zuerst zu verschlingen wünschen."

Den Mund öffnete der Vetter aus Schwaben weit genug hierauf, aber nachher doch nur zu dem abgebrochenen Ausruf:

„Ja, aber um Gottes wille —"

„Nämlich in unserem ganzen Leben sind wir nicht so unheimlich angestiert worden wie jetzt eben von Ihnen. Bitte, bitte, sagen Sie es uns, ehe Sie zuschnappen, daß wir wenigstens unsere Sonnenschirme in der letzten Not aufspannen können."

„Das Märchen! Das Märchen!" rief der Schwab im reinsten Hochdeutsch; seinerseits beide Hände zum lachenden blauen Himmel erhebend. „Fräulein — Gnädigste, der Traum! der Traum! Haben Sie Erbarmen, haben Sie Mitleid mit meiner äußerlichen Hülle! Weiß denn meine unsterbliche Seele selber von der noch Bescheid, und wie sie sich in der Erdenwelt aufführt? Hab ich die Damen mal wieder angestiert? . . . Komtesse Warberg, wenn mir mein

Digitized by Google

preußisches Bäsle nicht zu Hilfe kommt, so hab ich keine Waffe mehr gegen Sie; — der Traumwandler ergiebt sich auf Gnade und Ungnade in alles, was Sie über ihn verhängen. Gestern noch Winter, Tübingen, Wittenberg, Eike von Repgow; heute die Tante Euphrosyne, Kloster Lugau, Gräfin Laura Warberg, Förster Gipfeldürre — Kepplershöhe, — die Höhe da über uns und der Sonnenuntergang nachher vor uns: wer soll da nicht Augen zum Verschlingen machen? Wer soll nicht große Augen machen, Bäsle Evele, wenn er Sie damit ansehen darf?"

„Liebe Eve, ich glaube, wir haben uns jetzt wohl so weit erholt, daß wir weiter klettern können. Ich meine, allmählich müssen die guten Tanten da oben mit einiger Unruhe nach Dir ausschauen."

Es war etwas wie eine leise, trübe Warnung in dem Ton, mit welchem „Ophelia" die letzten Worte sagte; aber der Himmel blieb lichtblau und wolkenlos, das junge Waldgrün leuchtend wie vorher. —

„Sie lesen auch den Shakespeare, Herr Doktor?" fragte sonderbarerweise die Gräfin, zum Weiterklimmen sich von ihrem Sitze erhebend. Und verwundert sah der schwäbische Gelehrte sie an.

„Was soll nun das wieder, Gnädigste? Jawohl, ein wenig — von Zeit zu Zeit — in verlorenen Augenblicken. Aber mit gütigster Erlaubnis, weshalb fragen Sie danach gerade jetzt?"

„Nun, haben Sie ihn denn nicht eben citiert? My bosom's lord sits lightly in his throne — leicht auf dem Thron sitzt meiner Brust Gebieter! Hat Sie Kloster Lugau wirklich so selbst- und weltvergessen gemacht, daß Sie gar nicht mehr wissen, was für Augen Sie machen und was für Reden Sie führen?"

Herr Eberhard faßte sich mit beiden Händen an den Kopf und rief lachend:

„Ja, ja, es ist so! Aber wie kann ein Mensch, der so wie ich im Glückstraum schwimmt, alle seine fünf Sinne und seinen kompletten Intellekt gesund bei einander behalten? Da schwätzt man denn so vor sich hin und weiß selber nit was."

„Komm, mein Herz," seufzte Gräfin Warberg, „jetzt nimm Du meinen Arm und laß Dich von mir führen, laß auch mal Deinen Puls fühlen. Nun, das geht ja! . . . Gottlob, da sind wir auf der Höhe! — Das war ein Ritt, Evchen, für den ich die Verantwortung nicht wieder mit übernehme. Da wedelt die Tante Euphrosyne uns ihre Sorgen, aber auch ihr Vergnügen schon mit dem Taschentuche zu. Dem Himmel sei Dank, diesen angenehmen Nachmittag scheint uns hier in Mantua, das heißt da oben in der Schutzhütte noch kein Bote, kein Signor Balthasar durch die neuesten Nachrichten aus Verona verdorben zu haben!"

Dem letzten Stoßseufzer hatte das kluge, behagliche, gute Mädchen keine lauten Worte gegeben. Dazu verdarb es sich von Natur aus und durch Erfahrung zu ungern selber irgend eine helle, ruhige, freundliche Stunde im wirren, unruhvollen Erdenwesen.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

„Die güldne Sonne, voll Freud und Wonne,
Bringt unsern Grenzen mit ihrem Glänzen
Ein herzerquickendes, liebliches Licht —"

Sie waren mit ihrem Kuchen und Kaffee in der Schutzhütte fertig und hatten sich mit ihrem Paul Gerhard noch ein wenig höher, auf den eigentlichen Berggipfel und Aussichtspunkt gezogen. Da saßen sie, die Nonnen von Lugau, unter einigen Schattenbäumen im Kreis mit ihren Strickzeugen und Liederbüchern, und der Spiegelschwab lag ein wenig abseits unter einem Busch, über seinem Kopfe die leichten Sommerwölkchen, hinter sich das höhere Gebirge und vor sich, weit ausgebreitet die norddeutsche Ebene, wahrlich im güldnen Sonnenglänzen.

Es waren meistens recht dünne Alte-Jungfern-Stimmen, die den lieben Gott da lobten; aber seine Freude konnte er doch daran haben, und der Warberg „wundervoller Alt" hielt auch einem Erdenkenner den Chorgesang beisammen und trug ihn herrlich nach oben:

„Mein Auge schauet, was Gott gebauet
Zu seinen Ehren und uns zu lehren:
Wie sein Vermögen sei mächtig und groß;
Und wo die Frommen dann sollen hinkommen,
Wann sie in Frieden von hinnen geschieden
Aus dieser Erde vergänglichem Schoß."

Er hätte mitsingen können, der Herr Doktor Meyer aus Tübingen; die Tante Euphrosyne hatte ihn an ihre Seite herangewinkt; er hätte mit in des kleinen Bäsles, der Eva, Büchlein gucken können; aber er hatte trotz mehr als eines unwillig erhobenen Fingers abgewehrt und war abseits „in Gras und Blumen" liegen geblieben wie er lag. Es war ihm zu sehr, als breche er durch eigenes Mitthun den schönen Zauber der Stunde, als müsse er beim ersten Laut der eigenen Stimme mit dem sofort aufgefundenen Lugauer Kodex des Sachsenspiegels in der Tübinger Universitätsbibliothek sitzen und ihn sein ganzes ferneres Leben lang mit anderen gleichen alten Schwarten vergleichen.

Gräfin Laura hatte einen wundervollen Alt, aber im Chor der Schwestern von Lugau sang noch ein jüngstes Stimmchen schön mit, und der Vetter aus Schwaben sah auf das liebliche, sich über das Gesangbuch der Erzkuchelbäckerin beugende Köpfchen und griff in das Gras zur Seite, wie um nach einem Halt zu suchen, und griff in den dichten Haarbusch, und griff in die Weste und stierte, daß die Warberg wohl wieder vor zu großem Appetit nach Lugauer Klosternonnen hätte warnen dürfen.

„Daß mir dees wonnigste Wunder auch zu allem übrigen Segen begegnen mußte! I träum das! i träum das und im nächsten Moment wach i mit einem Schrei auf und spreng den Zauber in den gewohnten gewöhnlichen Lebensregentag 'nei und auseinander!" . . .

Sah nicht die Gräfin Laura Warberg aus ihren großen ruhigen Augen über ihr Liederheft zu ihm herüber, als jetzt Kloster Lugau sang:

Digitized by Google

„Laß mich mit Freuden, ohn alles Neiden
Sehen den Segen, den Du wirst legen
In meines Bruders Hand — Güter und Haus.
Geiziges Brennen, unchristliches Rennen
Nach Gut mit Sünde, das tilge geschwinde
Aus meinem Herzen und wirf es hinaus!"

Und nun war's, als bleibe zwar die Sonne, wenn auch schon zum Untergehen sich neigend, am Himmel, als ziehe sich aber über diesen anfangs leise und die Welt nur noch verschönernd ein Schleier, der jedoch immer dichter werde und ohne Windhauch eine Kühle mitbringe, die zur Kälte werde, ein Etwas mit sich bringe, das nicht in die Sommerluft, in keine Erdenlust hineingehöre, sich nicht atmen lasse und auch einen starken, sicheren Mann, einen Tübinger Doktor beider Rechte dahin bringen könne, in Atemnot, Herzspann und Weltuntergangsangst durch einen lauten Schrei die Gesellschaft und Gemütlichkeit zu verstören . . .

„Trübsal und Zähren nicht ewig währen;
Nach Meeresbrausen und Windessausen
Leuchtet der Sonne erwünschtes Gesicht.
Freude die Fülle und selige Stille
Darf ich erwarten im himmlischen Garten;
Dahin sind meine Gedanken gericht't!"

sangen aber die Nonnen von Lugau, und das war der Schlußvers ihres heutigen Lobgesanges zu Ehren des höchsten Herrn über Himmel und Erde, Glück und Unglück, Leben und Tod, und das war in Anbetracht des Entsetzens, das ein Aufschrei des Spiegelschwaben in den vergnüglichen Tag gebracht haben würde, auch ein Glück.

„Nun, Leute, wer noch eine warme Tasse Kaffee will, der melde sich; es wird Zeit!" rief die Tante Augustine. „Kalter Kaffee soll ja wohl schön machen; aber das hat ja gottlob von uns keine nötig. Schöner als jede von uns ist, kann keine werden; — nicht wahr, Vetter Eberhard?

„Bei Venus Urania, bei den neun Musen, dene drei Grazien, sämtlichen Horen und was sonst von heidnische himmlische Dame um den Olymp wimmelt: i will keine von Euch anders, Tante Stinele. Den Buckel könne se mir 'naufsteige!" rief der Vetter aus Schwaben, aus Gras und Blumen, aus Seligkeit, Wonne, Traum, Seelenangst und Herzensbangen aufspringend und den Hut zum blauen Äther hinaufschleudernd.

„Sehen Sie, Vetter, und für das liebe Wort blüht Ihnen auch sofort die Belohnung; in die letzten Wittenberger Zeitungen gewickelt mehr als ein Butterbrot mit gekochtem Schinken und dergleichen, da Sie doch meinen Kuchen nur aus verwandtschaftlicher Höflichkeit loben. Und dann, Vetter, hab ich da noch im Wagen eine oder ein paar Flaschen von einer Sorte, mit der mich neulich einer aus Ihrer Gegend oder vom grünen, deutschen Rhein oder sonst daher, wahrscheinlich recht angemogelt hat. Mir, der Tante Euphrosyne und der Frau Domina kommt er entsetzlich sauer vor; aber Fräulein von Kattelen meinte, mit viel Zucker lasse er sich trinken; glücklicherweise sei das aber meine Privatsache und Kloster Lugau habe für die Versüßung nicht aufzukommen. Nun, da ist es mir denn wirklich ein Trost, daß man endlich mal einen Sachkenner aus dem richtigen Reben-, Wein- und Essiglande zur aufrichtigen Begutachtung hier hat."

Nun saßen sie mit ihren letzten Kuchenresten und ihren Butterbrötten und auch mit der Tante Augustine lieblichem „Frauenberger" aus dem schönen, aber freilich etwas sauren Moselthal und sahen in ihrem Thal in der Tiefe die Fenster von Kloster Lugau im feurigen Widerschein der untergehenden Sonne blitzen und darüber hinaus die Ebene mehr und mehr im Dunst und Duft des Abends sich verschleiern. Der Friede Gottes lag auf der Welt, als ob aller Streit, alle Zwietracht, alles Ärgerliche, Böse, Schlimme, alles Bangen und Sorgen, Hassen und Neiden für alle Zeit ausgelöscht sei. Die Lugauer Damen hatten nicht mehr zu ihren Strickzeugen und Häkelarbeiten gegriffen, sondern hielten ihre Hände meistens fromm und vergnügt gefaltet im Schoß; der Vetter Meyer aus Schwaben aber drehte zwischen den seinigen, weltverloren wie die anderen, das zerknitterte Wittenberger Zeitungsblatt, in welchem ihm eben die Tante Augustine sein Teil von den Klostererfrischungen hatte zukommen lassen. Auch er hatte in diesem Augenblick keine Ahnung mehr davon, daß er doch eigentlich hierher ins Land gekommen sei, um die tausendjährige Kulturstätte da unten im Thale eines gelehrten Zweckes wegen, vom Keller bis zum Dache, bis in die höchste Turmspitze hinauf umzustören. Was Sachsenspiegel? Was Schwabenspiegel? Ein Gott hatte ihn ergriffen in seinen Neckarbergen und ihn wie ein Vogel Roch auf diesem Berge abgesetzt, wahrlich nicht jener vergilbten, muffigen Urväter-Schwarten wegen, sondern um ihn auf die lebendige Blutverwandtschaft im ganzen deutschen Volke, auf Kepplershöhe, die Tanten Euphrosyne und Augustine Kleynkauer und zwei blaue Augen, die schönsten Spiegel — „nit bloß in Sachse und Schwabe, sondern auch in Franke, Bayern und bei dene Alemanne rechts und links vom Rhein" aufmerksam zu machen!

„I träum das nit; i erlebe es, und wenn ich's vermöcht, würd ich zum Nutze meiner späteste Enkel davon singe und sage; aber — zu Papier und in Bücher läßts sich's ebe nit bringe."

Ja, er träumte es nicht, daß er vor kurzen vier Jahren die Stuttgarter Bäcker auf ihrer Fahrt nach Mergentheim begleitet hatte, um ihnen dort im Deutschordenhaus zu helfen, ihre heimatliche Weckensuppe an die Tauberbischofsheimer Verwundeten, Kranken und Sterbenden als Trost und letzten Trost auszuteilen; und daß er jetzt hier saß, um mit den Lugauer Klosternonnen, dem Paul Gerhard, dem Gerhard Tersteegen, dem alten Herrn von Canitz und dem Johannes Rist unseres Herrn Gottes Lob vor Preußen und Neupreußen, Sachsen, Schwaben, Franken, Friesen, Bayern und Alemannen zu verkünden und seine Vorsehung zu preisen!

Für einen Mann, und noch dazu württembergischen Parteimann, der seit Wochen keine Zeitung angesehen hatte, hatte er in der Tante Augustine Kuchen- oder Wurstpapier nur wenige Blicke geworfen, und die hatten, wie er meinte, überflüssig genügt, ihn in

Digitized by Google

dieser Hinsicht für neun längere Wochen aufs Laufende zu bringen und dabei zu erhalten.

Paris: Die kaiserliche Regierung verfolgt mit gespannter Aufmerksamkeit die Entwickelung der Dinge in Spanien —

„Dees glaub i dem Louis schon. Was sich aber da für den Lump ent- und verwickelt, kann mir doch höchst gleichgültig sein."

Ems: Seine Majestät der König setzt in unserem weltberühmten Badeort seine Kur mit erwünschtestem Erfolg fort. Das Wetter fährt fort, herrlich zu sein, und das Behagen, mit welchem der hohe Herr sich seiner täglichen Brunnenpromenade hingiebt, läßt darauf schließen, daß auch das politische schöne Wetter fürs erste sich nicht ändern werde. Die Liebenswürdigkeit, mit der König Wilhelm —

„Vor vier kurze Jahre, Anno Sechsundsechzig, mir den Spaß an der Weltgeschichte und der Geschichte der hehren Mutter Germania verdarb, soll mich nit verhindern, ihm auch meinerseits den besten Kurerfolg zu wünschen; — auch schon der Tante Euphrosynele wegen; — aber — wasch kümmert's mich sonst?"

Madrid: Das Pariser Telegramm, welches die Proklamation der Exkönigin Isabella betreffs ihrer Abdankung zu Gunsten ihres Sohnes Don Alfonso brachte, hat hier nur ein allgemeines Lächeln hervorgerufen. Der Regent Serrano, sowie der Marschall Prim —

„Habe wohl die Güte, mir fortdauernd gewogen zu bleibe, aber wozu das Wittenberger Wurschtblatt uns aus Lugau gerade heute abend hier mit ihre ewige dumme spanische Angelegenheiten behellige will, davon sehe i ums Verrecke den Grund nit ein. O, wie schade! da fange sie an, ihr G'schirr zusammezusuche, ihre liebe gastfreundliche Körbe und Tasche zu packe und die übriggebliebene Brocke zu sammeln, die liebe gute Seele. War dees a angenehmer Tag! War dees a herzige Hahnenfahrt mit diese wundervolle Lugauer Klosternonnen! Die hätten der Uhland, der Kerner, der Schwab und der Mörike mitmachen müssen und sie riefen auch eher nach ihrem Pegasus, als jetzt schon an diesem himmlischen Abend nach den Kutschern. Alles und alles wie auf Goldgrund — das Evele, mein süßes Bäsle — die Euphrosyne, die Augustine, die Laura und alle, alle —

Im Walde däucht mir alles miteinander schön,
Und nichts Mißliebiges darin, so vielerlei
Er hegen mag —

da hebt die prachtvolle fromme Walküre, die Gräfin Warberg, das Kind vom Boden und trägt es und hält es wie ein Kind! Den möcht i sehen, der mir jetzt glaubhaft machen wollte, daß i hierher zugereist sei, um aus der Lugauer Nonnen Sachsenspiegel den Schwabenspiegel zu emendieren! Zum Henker mit dem Schwaben- und dem Sachsenspiegel! Steige nieder Regnum coelorum, versinke Zeitlichkeit — da!" . . . .

Er hatte bis jetzt das Wittenberger Tageblatt noch immer in der Faust behalten, nun aber zerknitterte er es, ballt es zu einer Kugel zusammen und schleuderte diese den Berg hinunter in das Waldgebüsch hinein, und — er hätte das lieber nicht thun sollen.

Ob ihn Paris, Ems und Madrid viel angingen, mochte die Zukunft erweisen; aber für seine allernächste Gegenwart enthielt das Zeitungsblatt eine Spalte mit der Überschrift: Lokales — und da stand doch noch etwas zu lesen, was ihn persönlich sehr, sehr nahe betraf.

Nämlich:

Wittenberg: Wie wir vernehmen, ist betreffenden höhern Orts einer der jüngeren Dozenten unserer hiesigen weltberühmten Alma mater, der auch in diesem Fach durch verschiedene Arbeiten rühmlich bekannte Herr Doktor Eckbert Scriewer, dessen Ernennung zum außerordentlichen Professor nur noch eine Frage der Zeit ist, damit beauftragt worden, in Kloster Lugau die dortige merkwürdige, doch der gelehrten Welt seit lange fast ganz aus dem Gedächtnis entschwundene Klosterbibliothek einer Revision zu unterziehen. Wie man jetzt erfährt, birgt diese im Laufe der Jahrhunderte auf ziemlich seltsame Weise von den frommen Damen zusammengetragene und, wie gesagt, beinahe vollständig verschollene Bücherei unter ihren Schätzen einige Unica, die wirklich wohl verdienen, endlich von neuem ans Licht gezogen zu werden. Man spricht in hiesigen Kreisen davon, daß es wohl das Richtige sein werde, wenigstens die dortigen wertvollen Manuskripte, Inkunabeln und so weiter mit der hiesigen Universitätsbibliothek zu vereinigen, sie somit der Gefahr, nach jahrhundertelanger Vernachlässigung durch gänzliche Verwahrlosung zu Grunde zu gehen, zu entreißen und sie endlich ihrem Zwecke entgegenzuführen. Herr Doktor Scriewer ist in betreff der Verhandlungen in dieser Angelegenheit mit den nötigen Vollmachten versehen worden, und können wir ihm bei seinem vielleicht notwendigen diplomatischen Feldzuge gegen die verehrten geistlichen Damen von Lugau scherzhaft, doch auch im Ernst, nur das beste Glück wünschen. Hoffentlich bald etwas Näheres und recht Günstiges über diesen jetzt entbrennenden Kampf um die — Bücherei der Nonnen von Kloster Lugau! . . . .

Für den Heimweg vertraute die Tante Euphrosyne nicht wieder dem Vetter aus Schwaben und seinem schönen Richtewege ihr Pflegekind an, und auch Gräfin Laura zog diesmal einen Platz in einem der Wagen, in denen die älteren Damen die Höhe erreicht hatten, vor. Ihren Doktor Meyer setzten sie neben einen der Kutscher auf den Bock, und so fuhren sie alle zu Thal, und es wies sich aus, daß der Fußweg doch ein Richteweg gewesen war, und daß die Wagen einen weiten Umweg durch das Gebirge zu machen hatten, ehe sie Kloster Lugau erreichten.

Anfangs war die Unterhaltung noch recht lebendig; aber im Hochwald wurde es allgemach dunkler und dunkler, und das laute Lob des schönen Tages verstummte mehr und mehr.

Noch einmal begann mit ihrem wundervollen Alt die Gräfin Warberg:

„Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sternlein prangen
Am Himmel hell und klar —"

Digitized by Google

aber nur wenige müde Stimmen und ein helles Stimmchen fielen ein, doch auch die verstummten bald wieder, und auch Laura gab's auf, wie sie sich ausdrückte, „den letzten Saft aus der Citrone herauszuquetschen". Übrigens schrieb man ja auch Dienstag den 28. Juni 1870 und da fiel Neumond ein und das liebe Abendlied paßte in der Hinsicht heute durchaus nicht.

Dagegen aber lag freilich, als man in der letzten Dämmerung aus den Bergen in die Ebene gelangte, auf den Lugauer Dorf-Klosterwiesen freilich der „weiße Nebel wunderbar". Stille, traulich und hold war die Welt auch, und über die Klostermauer leuchtete der Lampenschein des tausend Jahre alten Zufluchtsorts im Jammer der Welt; und bei einer dieser traulichen Lampen saß Doktor E. Scriewer, der blonde Eckbert, dem Fräulein von Kattelen gegenüber in vertrautester Unterhaltung. Dabei horchten beide von Zeit zu Zeit mit gespanntester Aufmerksamkeit nach der Landstraße hin.

„Das wird wieder mal ein recht lustiger Tag gewesen sein," sagte Schwester Seraphine. „Ganz wie ich Ihrer teuren Mama und eben Ihnen, lieber junger Freund, unser jetziges, hiesiges, tagtägliches Leben geschildert habe! Nun, Eckbert, Sie sind zum vollen Mitgenuß jedenfalls freundlich eingeladen. Aber, horch, sind das nicht die Wagen am Thor?" . . .

Sie waren es, und am Lugauer Klosterthor streckte Doktor E. Scriewer, Wittenbergs blonder Eckbert, der Tante Euphrosyne die Arme entgegen und irrte sich also bei vollständigem Abenddunkel verzeihlicherweise ein wenig in der Person. Er faßte auch sofort sein richtiges Eigentum im Säkulum in dieselben Arme.

„Mein herziges Bräutchen! Endlich, endlich! Aber Du Böse, wie konntest Du so grausam sein, mich drei Wochen lang ohne jede Antwort, ohne jede Nachricht von Dir bangen und sorgen zu lassen?"

Bei dem vollkommenen Abenddunkel war keines der Gesichter unter dem Lugauer Klosterthor mehr deutlich zu erkennen. Auch das der Tante Euphrosyne Kleynkauer nicht.

„News from Verona! Neuigkeiten aus Verona, wie ich sie nicht geahnt, sondern vorausgesehen habe," murmelte Gräfin Laura, auch an diesem Abend im Lebensdunkel ihre Augen ruhig offen behaltend. —

(Fortsetzung folgt.)

Die Macht des Kleinen.

Roman

von

A. von der Elbe.

(Fortsetzung.)

Zwölftes Kapitel.

Alexander kam mit seinem Freunde Richard nach Beendigung der Dienstzeit ins Elternhaus zurück. Richard wollte jetzt reisen, Fabriken ansehen und Beziehungen anknüpfen. Alex, der sich, ohne Tonnemacher zu fragen, eine Verwalterstelle gesucht hatte, wollte auch nur für wenige Tage heimkehren, um etwas, das ihn mehr und mehr bedrängte, mit den Eltern zu besprechen.

Es war ihm zur Überzeugung geworden, daß sein Verhältnis zu den Tonnemachers ein unwahres sei. Ein Gefühl der Heimatlosigkeit war mit ihm aufgewachsen. Das schwermütige Bewußtsein der Ausnahmeexistenz, des Ausgestoßenseins, beherrschte ihn ganz. Wenn ihn auch der erwählte Beruf interessierte, so ging er doch seiner Zukunft, in der er kein Licht, keine Liebe, keine Wirklichkeit sah, unfreudig entgegen. Alles um ihn erschien ihm schemenhaft und haltlos. Wer war er, wohin gehörte er, wer hatte bisher so verschwenderisch für ihn gesorgt? Und was sollte aus ihm werden? Besaß er Vermögen und Aussichten oder nichts von alledem?

Er stand jetzt als fertiger Mann da, er brauchte keine Hilfe und wollte auf jeden ferneren Zuschuß gern verzichten, aber ihn dürstete danach, daß man ihm endlich Klarheit gebe! Er mußte seine Mutter bewegen, ihm zu sagen, wer sein Vater sei.

Nur ein einziger Lichtpunkt erglänzte ihm in der düsteren Gewitterstimmung seiner Seele. Es war das süße Bild eines schlichten Mädchens, das immer wieder in seinem vereinsamten Herzen auftauchte. Er wagte nicht zu hoffen wie Richard, er sprach kein Wort von Anna zu dem Freunde, aber die Sehnsucht und das Bewußtsein: dort ist Glück! blieben ihm beständig gegenwärtig.

Entschlossen, Offenheit zu fordern, kam er nach Hause zurück; allein, so nötig ihm jene schien, fand er doch immer noch die Aufgabe, sie zu verlangen, schwer.

Er wußte, daß er wenig im Elternhause verändert finden werde. Nur Bärbe war nicht mehr da.

Sie hatte erklärt, sie könne was sie brauche, um eine feine Kammerjungfer und Reisebegleiterin zu werden und hatte sich um einen ihr zusagenden Platz bemüht.

Da war ihr denn die Mutter mit gewissen alten Beziehungen aus der Vergangenheit zu Hilfe gekommen. Und im Umsehen fand sich etwas Passendes. Eine kränkliche Dame, vornehm und reich, die im Sommer auf einem Gute und im Winter in Italien

Digitized by Google

lebte, hatte Bärbe als Begleiterin und Pflegerin zu sich genommen und unerwartetetweise gefiel sie ihrer Herrin, so daß sie vermutlich für längere Zeit bei der Gräfin bleiben würde.

Es war Herbst, die Beurlaubung hatte nach dem Manöver stattgefunden. Tonnemachers Garten prangte im bunten Laube und mit reifen Früchten; viele Felder waren abgeerntet. Es herrschte dieselbe durch Geschäftigkeit hervorgerufene Unordnung wie immer. Haufen welken Laubes, hochaufgeschossenes Unkraut, leere Blumentöpfe, Gießkannen, anderes Gerät am unrechten Platze, wohin man sah.

Alexander stand in der Thür der Gartenstube und blickte auf den durchsonnten Schauplatz seiner Kindheit hinaus. Er trug noch die kleidsame Ulanenuniform, seine frühere schlaffe Haltung war stramm geworden, sein schwarzer Bart voller, die Farben des edel geschnittenen Gesichtes tiefer und wärmer. Nur aus dem großen dunklen Auge war der düster sinnende Ausdruck nicht gewichen; dieser schwermütige Ausdruck, der seiner ungewöhnlichen Männerschönheit aber keinen Abbruch that, sondern sie vielleicht erhöhte. Sein Herz war voll von wechselnden Empfindungen.

Da sah er seine Mutter vom untern Garten heraufkommen. Sie trug einen Korb und etwas in der Schürze.

Was war aus der schönen Heroine geworden, als welche sie sich selbst zu schildern liebte? Zwischen Busen und Leib fand nur eben das Schürzenband Platz. Ihr spärliches Haar flog um das stark gerötete Gesicht mit den hängenden Backen. Sie sah, wie man es bei ihr gewöhnt war, schmutzig und schlumpig aus.

Zum ersten Male fuhr Alexander der Gedanke durch den Sinn: wie, wenn auch sie nicht meine Mutter wäre? Es regte sich wenig für sie in seinem Herzen; so wenig, daß er sich nicht einmal entschließen konnte, der vernachlässigten Gestalt entgegenzugehen. Oder hemmte der Argwohn gegen ihre Vergangenheit seine Kindesliebe? Wankte seine Achtung? Sah er sie in ihrer Bildung und ihrer äußeren Form zu sehr unter sich? Er litt tief unter diesen Zweifeln und Mißempfindungen.

Das stark ausschreitende Weib kam den Gartenweg entlang und auf ihn zu. Aber was war das? Frau Hilda verlegen? Fast erschrocken stutzend?

Sie wollte ihm die Hand reichen, ließ den Schürzenzipfel los und eine Menge gelber Birnen rollte auf die Erde. Er bückte sich und half ihr aufsammeln.

„Willkommen in der Heimat süßem Frieden!“ sagte sie pathetisch. „Du hast aber gewiß noch nicht zu Mittag gegessen, ich will Dir rasch einen Pfannekuchen backen.“

Ihn hungerte in der That und er nahm ihr Erbieten an. Im Abgehen sagte sie: „Annchen — das gute Kind — ist unter dem großen Birnbaum und hilft mir auflesen, Vater hat vorhin geschüttelt; Du kannst Dich mit ihr unterhalten:

Wo Jugend sich zu Jugend findet,
Des Lebens Mai Euch Kränze windet!“

Erfreut nickte er, und sie fügte hinzu:

„Seit Bärbe fort ist, hilft mir Anna wie eine Tochter.“

Während sie in die Küche ging, dachte sie: Wie sieht er ihm ähnlich, es ist zum Erschrecken. Ebenso stattlich und schön wie er damals war. Ja, fast noch schöner ist der Junge geworden!

Er eilte den Gartenweg hinunter. Von einer Begrüßung des Vaters war zwischen Mutter und Sohn nicht die Rede gewesen.

Bald sah er die Gestalt des geliebten Mädchens auf dem zertretenen Felde, unter dem großen Baume hin und her gehen, sich bücken und sammeln in ihrer emsigen Weise. Sein Herz klopfte laut vor Spannung und Freude.

Er war schon ganz nahe, als sie aufblickte. Sie trug einen schneeweißen runden Musselinhut und sah lieblich und rosig darunter hervor. Ihre Augen weiteten sich erstaunt und sie sprang wie in der Kinderzeit auf ihn zu.

„O, Alex, das sind Sie! Ich wußte erst gar nicht, welch Offizier auf mich zukäme.“ Sie reichte ihm zutraulich ihre kleine, feste Hand.

„Ein Offizier bin ich nicht, liebe Anna, dagegen ein Mann, der sich unsäglich freut, Sie wiederzusehen.“

Sie wurde etwas rot, als er ihre Hand einen Augenblick festhielt. Er that, als bemerke er ihre Verlegenheit nicht, ließ sie los und sagte, er komme besonders, um ihr, während seine Mutter ihm Essen bereite, zu helfen.

Sie nahm sein Anerbieten wie etwas ganz Natürliches an. Sie nötigte ihn, zu essen, er wisse ja von früher, wie saftig diese Birnen seien; er war aber augenblicklich vor innerer Bewegung außer stande dazu.

Es tauchten allerlei Erinnerungen zwischen ihnen auf, die sich an den Birnbaum knüpften; wie Bärbe, die in den Baum gestiegen, mit einem großen Ast heruntergebrochen sei. Wie Oskar, der einen Knüppel hinaufgeworfen, Anna getroffen habe, die neben ihm gestanden, und wie er von Alex für seine Unvorsichtigkeit durchgeprügelt worden sei. Dabei lachten sie herzlich und die Zeit verging ihnen so rasch, daß Alex sich wunderte, als seine Mutter ihn schon zum Essen rief.

Am andern Morgen bemühte Alexander sich vergebens, seine Mutter allein zu treffen. Er konnte nicht mit Bestimmtheit sagen, ob sie ihm auswich, oder ob in der beständigen Unruhe des ganzen Hauswesens wirkliche Hinderungsgründe lagen. Bald waren die Kinder abzuschütteln, bald kamen Käufer, mit denen die Frau ins Treibhaus lief, dann war sie bei dem Mädchen in der Küche beschäftigt oder in die Stadt gegangen.

Alexander teilte im Familienkreise mit, daß er eine Verwalterstelle angenommen habe und übermorgen abreisen müsse. Er fügte hinzu, daß er nun ohne Zuschuß auszukommen denke.

Seine Mutter sah bei seiner Erzählung mit einem Gemisch von Befriedigung und Schreck in die Höhe. „Du kannst aber doch jederzeit loskommen?“

„Wenn nichts Besonderes vorliegt, nach vierteljähriger Kündigung.“

Digitized by Google

Sie nickte. Bei den übrigen machte seine Mitteilung wenig Eindruck.

Es war am Abend vor Alexanders Abreise, ein milder, schöner Herbsttag ging zur Neige. Die Tagesgeschäfte ruhten, Frau Tonnemacher hatte sich, wie sie es liebte, auf die Bank vor die Thür des Gartenzimmers gesetzt. Der Mann stand an der Hecke des Nachbargartens und plauderte mit Schuster Warneke.

Fritz, der nächste nach Bärbe, der bei einem Tischler in der Lehre war, sagte seiner Mutter gute Nacht und ging nach dem Hause seines Meisters. Die zwölfjährige Lotte brachte ihre drei kleinen Geschwister zu Bett.

Alexander lehnte in der Thür, klopfenden Herzens wartete er auf den Augenblick, wo die Mutter allein sein werde. Es war dies nach mehrfachen Enttäuschungen seine letzte Hoffnung, sie noch ungestört zu sprechen.

Endlich — nun saß er neben ihr auf der Bank; unruhig rückte sie hin und her. Sie durfte nicht aufstehen — durfte ihn nicht verlassen!

„Mutter," sagte er dringend, „schenke mir doch diese eine kurze halbe Stunde, bis zu Deinem Schlafengehen. Hast Du es denn wirklich nicht bemerkt, wie mich danach verlangt?"

„Nun ja — ich will — will hier bleiben, Alex."

„Sieh, ich gehe morgen früh und vielleicht auf Jahre von Dir. Du weißt, was mich bedrückt. Hältst Du es denn noch immer nicht an der Zeit, mir zu sagen, was ich wissen möchte?"

Sie murmelte etwas, das er nicht verstand, aber es kam ihm vor, als rede sie von: nicht dürfen.

Lebhaft fuhr er fort: „Ich sagte Dir's ja längst, ich fühle und weiß, daß ich kein rechter Bruder meiner Geschwister bin — daß ich nur halb dazu gehöre. Dunkel habe ich dies Verhältnis schon als Kind empfunden. Dem Manne ist es zur Gewißheit geworden." Er faßte ihre Hand, er sprach eindringlich und mit bebender Stimme: „Mutter, gestehe es mir, lebt einer, der mir der Nächste — der für mich zu sorgen berechtigt und verpflichtet ist?"

„Welche Fragen? Wenn's wäre — wenn's anginge — hätte ich's Dir ja längst gesagt."

Aber er ließ sich so nicht abweisen; er drang in sie; er war von einem Eifer beseelt, die Wahrheit zu erfahren, daß selbst sein Mitleid und seine Rücksichtnahme für die Mutter schweigen mußten.

Endlich glaubte er aus ihren abgebrochenen und verworrenen Antworten so viel wie eine Bejahung seiner Mutmaßungen zu entnehmen. Es gab einen Mann, der die Absicht hatte, seine Zukunft angenehm zu gestalten, augenblicklich aber sich noch in Verhältnissen befand, die eine Annäherung ausschlossen.

„Nur geduldig — sein geduldig," hauchte sie an seinem Ohr, als Tonnemacher auf die Bank zukam, „es wird sich alles, alles wenden!"

Alexander sagte sich, daß ihm nichts anderes übrigbleibe, als zu warten. Daneben aber ließ es ihn nicht los, er mußte grübeln und sinnen wie sein Schicksal sich noch gestalten möge.

Er hatte nun doch einen späteren Zug gewählt, als er anfänglich gewollt, um noch einmal zu Fräulein Vogelsang hinaufgehen und dort Lebewohl sagen zu können. War vielleicht im stillen ein leises Hoffen in ihm gewesen, daß er noch etwas Ermutigendes erfahre? Er kannte ja die häuslichen Gewohnheiten der beiden ganz genau und kam, als eben ihr Frühstück beendet war und die kleine Putzmacherin sich rüstete, ihren Berufsgeschäften nachzugehen.

Wie sauber und freundlich das Zimmer aussah. Anna stand neben dem Vogelbauer und gab Futter ein, Mienchen setzte sich den Hut auf und beobachtete mit eifersüchtigen Blicken, ob ihr Liebling auch richtig versorgt werde; nur ausnahmsweise überließ sie Anna dies Geschäft.

„Ah, Herr Tonnemacher, wie freundlich, daß Sie noch heraufkommen," bewillkommte ihn Mienchen, „nun soll es wohl wieder fortgehen? Ich hörte, Sie würden schon um sechs Uhr reisen."

Alexander war betrübt und verwirrt. Während er mit der Vogelsang oberflächliche Reden wechselte, sah er verstohlen auf Anna, die ihm etwas blasser als gewöhnlich und niedergeschlagen vorkam. Er wußte, daß die Putzmacherin eilig sei, daher wagte er nicht, sie lange aufzuhalten.

Der Abschied war flüchtig, von kühl höflicher Form; Alexander konnte nur so seine Bewegung verbergen.

Außen, vor der Thür, zögerte er und seufzte tief, wie gern wäre er wieder umgekehrt. Er schied von hier mit einem heißen Schmerz in der Seele; hatte er es doch nicht wagen dürfen, ein zärtliches oder beziehungsreiches Wort gegen Anna zu äußern. Seine Zukunft war zu dunkel, er hatte noch gar nichts zu bieten, als sich selbst, und schätzte sein armes verlassenes Ich nicht hoch. So mußte er schweigend dem liebsten Wesen, das er kannte, den Rücken wenden.

Als er gegangen war, sagte Mienchen: „der Alex ist doch ein bildhübscher Mensch geworden. Etwas düster, aber eine romantische, vornehme Erscheinung. Findest Du das nicht auch, Kind?"

Anna nickte, sie konnte nicht sprechen und wandte sich ab, um ihr Erröten zu verbergen. Weshalb sie nur so traurig sein mochte, Alex war in den letzten Jahren ja fast immer fortgewesen.

Dreizehntes Kapitel.

Wieder kam der Frühling und mit ihm Oskar nach Jahresfrist ins Elternhaus zurück. Da war denn doch, trotz allem Vorhergegangenen, die Freude groß.

Der junge Mann war jetzt zweiundzwanzig Jahre alt und hatte sich in der strammen Zucht, unter der er gestanden, günstig entwickelt. Zum ersten Male im Leben war ihm klar geworden, was gehorchen und sich fügen heißt, und das war eine herrliche Lehre für den Ungebändigten. Er wußte jetzt, daß er nicht mit dem Kopfe durch die Wand komme

Digitized by Google

und daß Unterordnung ein notwendiger Begriff sei. Auch über einen neuen Lebensplan hatte er nachgedacht und wollte versuchen, dafür im Elternhause Stimmung zu machen.

Daheim, bei den Anwohnern der Burgheimer Chaussee, fand er mancherlei verändert. In Schuster Warnekes Garten wuchsen die Mauern eines großen Gebäudes empor. Es lag am Wasser. Neben dem Garten zur Rechten, wo sich Feldland befand, war ein Streifen zum Weg erworben worden, auf dem Arbeiter verkehrten und Material für den Bau herbeigeschafft wurde, so daß Tante Blocks Grundstücks in seiner vordern Hälfte ziemlich unberührt blieb.

Während der Vater in alter Weise beharrlich fortarbeitete — er liebte die Schusterei und wollte nicht vom Sohn, der jetzt sein Vermögen selbst verwaltete, abhängen — beaufsichtigte Richard den Bau seiner Fabrik. Er verkehrte mit Ingenieuren und Maschinisten und bereitete das Inbetriebsetzen seines Unternehmens vor.

Er war ganz das geworden, was er immer versprochen hatte zu werden: ein gesetzter, lebenskluger, praktischer Mensch; gutmütig bis zu dem Punkte, wo sein kaufmännisches Interesse in Frage kam und weder empfindsam noch opferwillig geartet. Ein gehorsamer Sohn, in bestimmten Grenzen, und gesellig gewandt, so weit, wie die Erziehung der alten Justizrätin seine resolute Eigenart und die ersten Eindrücke, die ihm zu teil geworden waren, noch hatte verfeinern können. Eine nüchterne Auffassung aller Verhältnisse blieb der Grundzug seines Wesens. Nur die unwandelbare Neigung zu der lieblichen Jugendgespielin und die treue Freundschaft für Alexander hatten nichts mit Rechenexempeln gemein und vermochten den eifrig Strebenden über seine Tagesaufgaben hinauszuheben.

Die vor Jahren angeknüpften zärtlichen Beziehungen zu Liesbeth Rosenau waren leise und vorsichtig gepflegt und nie abgebrochen worden. Eine scheinbar zufällige Begegnung, ein ausdrucksvoller Gruß, ein halblautes Wort, eine hübsche Karte zu Weihnachten oder zum neuen Jahre vermittelten unbemerkt zwischen beiden, und die Art, wie Liesbeth des Jugendfreundes Annäherungen aufnahm, bewiesen ihm, daß auch sie ihn im Herzen nicht loslasse und wie er auf die Gunst der Zeiten und Umstände hoffe.

Oskar war nach seiner Rückkehr wieder die Hauptperson im Hause und nahm für sich und sein liebes Ich den breitesten Raum in Anspruch.

Der Vater fing an von der Zukunft zu sprechen: was Oskar nun beginnen wolle? Er müsse doch endlich in irgend eine bestimmte Laufbahn einlenken.

Frau Elfriede aber fand dies unzart. „Kaum betritt unser Sohn das Haus," sagte sie unmutig, „so fragst Du ihn, wann er zu gehen denkt? Wo bleibt da die Elternliebe? — Die nimmer müde, treu sorgende Zärtlichkeit der Mutter zittert vor der neuen Trennungsstunde."

Oskar wußte ganz genau, was er wollte, er war nur noch zweifelhaft, welchen Weg er zur Verwirklichung seiner Pläne einschlagen solle. Endlich erschien es ihm doch am klügsten, mit der Mutter zu sprechen, und sie zuerst seinen Wünschen geneigt zu machen.

Diese gütige Mutter that ja ohnehin alles, was ihn erfreuen und an das Haus fesseln konnte. Gleich am ersten Sonntage nach seiner Heimkehr lud sie den Postrat mit seiner Nichte zu Tisch ein. Die Kommerzienrätin wußte, daß ihr Sohn und Anna im vorigen Jahre unter beiderseitiger Verstimmung voneinander gegangen waren. Infolge langjähriger Beobachtungen und eines gewissen mütterlichen Instinktes wußte sie ferner, daß Annas schlichtes, herzliches Wesen von ungewöhnlichem Einfluß auf Oskar sei. So erwartete sie Gutes für ihren Sohn von einer Wiederannäherung zwischen den beiden und wollte diese je eher je lieber herbeiführen.

Der Postrat Degener war in den letzten Jahren merklich gealtert; seine langsame, schwerlebige Natur drückte sich immer augenfälliger in seinem ganzen Wesen aus. Sein dünnes, ergrautes Haar, zu einer altfränkischen Tolle aufgestrichen, trug diese Form, als könne es gar nicht anders fallen. Die Brillengläser waren für seine immer empfindlicheren Augen dunkler gewählt und die Linien um seinen Mund erschienen wie eingemeißelt. Seine breite, umständliche Sprechweise ermüdete den Hörer.

Trotzdem hielt der Kommerzienrat einen lebhaften Verkehr aufrecht, ja er lauschte der breitspurigen Redeweise des alten Freundes mit steter Anerkennung.

Es war immer noch zwischen den beiden Herren das Verhältnis des eifrigen Dilettanten zu dem gewiegten Kenner. Rosenau zog Nutzen für seine Sammlungen von dem sorgfältigen Studium des Postrats. Ja, der Kommerzienrat verschmähte es nicht, im Kreise anderer Sammler, Degeners Aussprüche als die seinen hinzustellen und dadurch Ansehen zu erlangen. So war und blieb ihm der Verkehr wichtig. Allein, er mußte auf der Hut sein, damit der Postrat, der sehr leicht glaubte, übervorteilt zu werden, oder für andere zu viel zu thun, sich nicht verletzt und unzugänglich zurückziehe.

In seiner steifen Würde trat am Sonntag Mittag der Postrat, seiner Nichte voranschreitend, bei Rosenaus ein.

Anna war es schon lange in Gedanken peinlich gewesen, Oskar wieder begegnen zu müssen. Im Unfrieden hatten sie sich getrennt. Sie empfand noch heute bittere Verstimmung gegen ihn, wegen seines offenkundigen Verhältnisses zu der leichtfertigen Bärbe, das er manchmal — so keck und absichtlich wie nur er sein konnte — vor ihren Augen hatte spielen lassen. Aber sie wußte, daß sie es nicht vermeiden könne, ihm zu begegnen, und suchte ihre mißmutige Bewegung zu beherrschen, als sie mit dem Onkel der Einladung folgte.

Die Mutter hatte sich nicht getäuscht; der selbstgewisse, trotzige Oskar fühlt sich von dem Wiedersehen mit seiner Jugendliebe ergriffen. Es wurde eine Saite seines Gemüts berührt, deren Klang ihm fast fremd geworden war.

Die Erscheinung des schlichten, bescheidenen Mädchens wirkte ganz eigenartig auf ihn. Er ward

Digitized by Google

gegen seinen Willen beeinflußt, fühlte sich vor diesen niedergeschlagenen Augen verlegen und schämte sich jetzt plötzlich seines Verhältnisses zu Bärbe und seiner andern Don Juanstreiche. Wie hatte er nur so thöricht sein können, damals gegen Anna mit dieser Verirrung des Geschmacks zu prahlen? Er vergaß, daß er auf ihre Eifersucht gerechnet, daß er sie nach sich beurteilt und unterschätzt hatte.

Sie war noch viel hübscher und etwas größer geworden; die alte Neigung wallte heiß in ihm auf und er näherte sich ihr sofort. Sie nannte ihn jetzt „Sie" und „Herr Rosenau" und er konnte nicht umhin, den angeschlagenen Ton berechtigt zu finden und darauf einzugehen. Nach einigen oberflächlichen, stockenden Redensarten hin und her durfte er sie zu Tisch führen.

Es war nur, wie allsonntäglich, die Generalin von Waldhausen zugegen und ein Verehrer Liesbeths, der hübsche Husarenlieutenant von Lauterbach.

Die alten Herren vertieften sich in Gespräche über ihre Liebhabereien; beim Postrat dauerte es immer lange, bis er ein Thema erledigt hatte. Der Lieutenant, wenig ermutigt durch die schweigsame Liesbeth, die zart wie eine Mimose sich bei jeder Berührung in sich selbst zurückzog, redete formgewandt mit den beiden älteren Damen. Oskar und Anna blieben wie auf Verabredung, oder infolge einer geschickten Anordnung der Mutter, sich selbst überlassen.

Oskar drängte es die gute Gelegenheit wahrzunehmen und mit dem Mädchen wieder auf einen freundlichen Fuß zu kommen. Anna dagegen fühlte sich in ihrer Verletztheit so sicher, daß sie unbefangener war als er.

Ganz erfüllt von diesem ersten Wiedersehen lief Oskar nachdenklich in dem noch kaum frühlingsgrünen Garten auf und ab. Anna — wie hatte er einen Zukunftsplan fassen können ohne sie? — Wie seine übrigen Wünsche und Neigungen neben der einzigen, großen Empfindung für sie verblaßten! Ja, sein Leben war, so weit er zurückdenken konnte, von ihrem Bilde erfüllt gewesen! Er konnte und wollte sie nicht loslassen. Sie war das einzige Wesen, das Einfluß auf ihn besaß, einen beruhigenden, erhebenden Einfluß.

Am andern Tage besuchte Oskar den Postrat. Der sonst so spöttische und ungeduldige junge Mann ließ sich's nicht verdrießen, eine für ihn ganz interesselose Auseinandersetzung über Wert und Seltenheit einer Stadtpostadresse für Hannover „Bestellgeld bezahlt", in blauem Druck auf grünlichem Umschlag, geduldig anzuhören. Von Anna sah er nichts.

Dagegen traf er sie später mit Liesbeth auf dem Spaziergange; er that sein möglichstes, sich ihr angenehm zu machen und glaubte, daß es ihm gelinge, sie etwas wieder zu gewinnen.

Am nächsten Morgen sprach Oskar allein mit der Mutter über seine Zukunft. Sie saß mit gespannten Mienen vorgeneigt im Sofa, er hatte sich ihr gegenüber in einen der kleinen Lehnstühle geworfen, sprang aber, sobald er lebhaft wurde, daraus empor. Mit einem Preise des Landlebens begann er.

„Ach, liebe Mutter!" rief er begeistert, „wenn Du wüßtest, wie sehr mich die Natur entzückt! Unser Wohnen hier vor der großen Stadt ist nur ein schwaches Ersatzmittel für das, was wir entbehren. Ich habe eine Leidenschaft für landwirtschaftliche Dinge in mir entdeckt. Es ist ja die größte Hauptsache, daß man sich selbst, seine Neigungen und Anlagen, richtig erkennt, und wenn man hierin anfänglich fehlgreift, so kann man froh sein, noch rechtzeitig wieder umzukehren."

„Du möchtest also, mein lieber Sohn?" fragte sie gespannt. Er unterbrach sie:

„Dein mütterliches Ahnungsvermögen hat mich bereits erraten. Ja, um meine Gedanken mit einem Male auszusprechen: ich möchte Landwirt werden, aber kein jämmerlicher, kleiner Pächter, sondern etwas Größeres. Laß uns Vater vorschlagen, die Villa zu verkaufen und ein herrliches Rittergut, eine Herrschaft mit Schloß, Park, guter Jagd, zu erwerben. Ich ordne an, bewirtschafte mit einem Administrator die Felder, Ihr zieht mit auf unsere Besitzung hinaus und lebt im Schlosse, das nicht klein sein darf, wie es reichen Leuten zukommt."

Die Frau war überwältigt von der Kühnheit dieses Plans. Sie schreckte nicht vor Luftschlössern und großen Ansprüchen zurück, aber als Schloßherrin hatte sie sich doch noch nie gesehen. Es währte nicht lange, so hatte der Sohn sie fast gewonnen.

„Wirst Du aber auch solide sein, Oskar? Vernünftig und solide, wie es einem Manne zukommt, der eine große Verantwortung übernimmt?"

Er zauderte mit der Antwort: „Willst Du eine Garantie für alle Zeit, liebe Mutter?"

„Ob ich die will? Natürlich würde mich nichts mehr beglücken."

„Nun, so verheiratet mich, ehe wir hinausziehen."

„Verheiraten?" Sie sah ihn verstummend vor Erstaunen an, er überschüttete sie ja förmlich mit außerordentlichen Vorschlägen.

Dunkel erglühend sprach er von Anna; wie er sich bewußt geworden sei, daß er nur diese eine und keine andere liebe. Wie sie es sei, die unbegrenzte Macht über ihn ausübe, die ihn zu einem häuslichen, fleißigen und pflichttreuen Menschen gewöhnen werde. An ihrer Seite und wenn auch seine geliebte Mutter nicht fehle, solle ihm das einsamste Landleben genügen.

Die Kommerzienrätin war tief gerührt von dieser zärtlichen Sprache. Mutter und Sohn lagen sich, erfüllt von rosigen Plänen, in den Armen. Ruhiger geworden, begannen sie alles näher ins Auge zu fassen.

Liesbeth würde sich ohne Zweifel bald verheiraten, dann sollte Anna der Mutter die Tochter ersetzen. Die Kommerzienrätin hatte Anna immer wie eine Tochter geliebt und sie mit derselben Güte behandelt wie das eigene Kind. Es war eine reizende Aussicht, sie sich als ihres Oskars Gattin zu denken.

„Liebt Dich Annchen, bist Du mit ihr einig?" fragte die Mutter endlich, in Gegenwart und Wirklichkeit zurückkehrend.

Der Sohn zauderte mit seiner Antwort: „Sie

Digitized by Google

hat mich früher immer gern gehabt, jetzt fürchte ich — liegt etwas zwischen uns. Anna scheint furchtbar empfindlich — Mädchenart — wissen nichts von der Welt!"

„Deine Persönlichkeit wird sie bald bezwingen, wird sie Dir zu eigen geben! Darf ich Lies ins Vertrauen ziehen? Sie hat Einfluß auf die Freundin."

„Ich fürchte, Liesbeth ist riesig sentimental und mondscheinhaftig!"

Von nun an betrachteten sich Mutter und Sohn als Verbündete für ihren herrlichen Zukunftsplan; doch wußte die Kommerzienrätin, daß sie noch einen schweren Stand haben werde, ihren Mann dafür zu gewinnen. Ihr guter Feodor konnte oft recht hartnäckig sein; nun, sie hatte noch immer ihre Meinung durchgesetzt!

Oskars Idee gefiel ihr immer besser. Was gab sie hier auf? Sie glaubte, daß sie gesellschaftlich lange nicht so angesehen sei, wie es ihr, einer adligen Generalstochter, eigentlich zukomme. Erwarb ihr Mann eine Herrschaft, so konnte er den Namen derselben dem seinen hinzufügen und dann fand sich das „Von" leicht von selbst dazu. Ihre Mutter würde entweder ganz mit ins „Schloß" ziehen oder sich so einrichten, daß die Familie Rosenau einige Wintermonate hier in der Stadt, bei ihr, zubringen konnte, während die Generalin im Sommer mit auf dem Gute lebte. Sie durfte aber nicht zögern, ihren Mann zu bearbeiten; er unterdrückte ja kaum seine Ungeduld, Oskar, der ihm erklärt hatte, er entscheide sich für die Landwirtschaft, abreisen und für seinen neuen Beruf studieren zu sehen.

Frau Elfriede litt wieder an bedeutungsvollen Träumen. Sie ließ von nun an keinen Tag vergehen, ohne merkwürdige Dinge zu berichten. Bald hatte sie auf hohem Söller gestanden und auf fruchtbare Felder hinabgeschaut, die ihr gehörten; bald war sie im brausenden Viergespann vor das Portal eines Schlosses gefahren, in dem Mann und Sohn sie als die Eigentümer empfingen.

Rosenau that, als nehme er diese Traumberichte leicht, überhöre sie wohl gar, aber im stillen wurde ihm himmelangst dabei. Was hatte seine Frau wieder im Sinne? Was wollte sie von ihm? Er kannte sie genug, um zu wissen, daß sie etwas im Schilde führe, auf etwas hinarbeite, aber was mochte es sein? Er versuchte sich innerlich zu stählen, auf etwas ganz Unerhörtes vorzubereiten; er wollte nicht der Narr sein, sich für irgend eine Thorheit einfangen zu lassen. Er wurde grämlich und abweisend, warf Oskar bittere Worte hin, weshalb er hier noch immer umherlungere und sah seine Frau mißtrauisch an.

Die Kommerzienrätin erkannte, daß ihre Vorbereitungen gewirkt hatten und daß sie nun gut thun würde, zum direkten Angriff überzugehen.

Als Frau Elfriede sich zuerst mit ihrem Vorschlage herauswagte, gab es eine harte Scene zwischen dem Ehepaare. Der Mann schalt sie eine unpraktische Thörin, vom Hochmutsteufel besessen, eine Verrückte, die ihn noch an den Bettelstab bringen werde, und stürzte wütend davon. Die Kommerzienrätin schloß sich ein und ließ ihrem Gatten sagen, daß sie sehr leidend sei und ihn bitte, sie nicht zu stören.

Oskar, der sich, wo er konnte, um Anna bemühte, hatte eine Landpartie zu stande gebracht und verlebte diesen Tag, an dem das große Gewitter hinter ihm grollte, im Kreise einer vergnügten Gesellschaft, mit Anna und Liesbeth, höchst angenehm. Vielleicht geschah es unter Berücksichtigung seiner Abwesenheit, daß Frau Elfriede gerade heute den Sturm heraufbeschworen hatte. Blieb doch der geliebte Sohn nun vorläufig vom Toben des Orkans verschont. Ersparen konnte sie ihm die Darlegung und Vertretung seiner Ansicht dem Vater gegenüber natürlich nicht.

Am nächsten Morgen ließ der Kommerzienrat seinen Sohn zu sich rufen.

Oskar hatte jetzt gelernt, daß es meistens klüger sei, sich dem Menschen anzupassen, als sie von oben herunter zu behandeln.

Die plumpe jungenshafte Art, in der er sonst seine Sache ausgefochten hatte, war besseren Formen gewichen. Er war zahm geworden, sah ein, daß er den Vater schonen, ihn allmählich auf seine Seite ziehen und dann nach seinem Sinne lenken müsse.

Mit finsterer Stirn und grollendem Ton redete Rosenau den eintretenden Sohn an: „Was ihm einfalle, ohne etwas leisten zu können, großartige Unternehmungen zu planen, über seines Vaters Kasse zu verfügen und den Vorschlag zu wagen, die ganze Familie solle mit ihm ziehen und ihr angenehmes Heimwesen seinetwegen aufgeben. Es sei das eine Frechheit, die er sich entschieden verbitte, besonders auch, da Oskar seine Mutter mit diesen unsinnigen Plänen derartig aufgeregt habe, daß sie krank daniederliege."

Sehr fest und entschieden schloß der Mann, indem er dicht vor seinen Sohn hintrat: „Ich verlange, daß Du Dich endlich zur Abreise rüstest und mit der nächsten Woche Dein landwirtschaftliches Studium beginnst."

Anscheinend ruhig und bescheiden hatte Oskar alles über sich ergehen lassen. Nur manchmal huschte der alte dreiste Ausdruck über seine Züge, während es zugleich in den hellen Augen aufblitzte. Jetzt bat er, seine Ansicht aussprechen zu dürfen, die von der lieben Mama doch wohl hier und da nicht ganz richtig aufgefaßt sei.

Rosenau nickte besänftigt, murmelte: „ich will Dich ja nicht ungehört verdammen," ließ sich in einen Sessel fallen und winkte Oskar, er möge sich setzen. Höflich nahm dieser das Erbieten an, und nun blickte der Vater gespannt auf den Sohn.

„Du darfst mich nicht für einen so unpraktischen Phantasten halten, lieber Vater, als welcher ich Dir nach jenem vorläufigen Bericht der guten Mutter erschienen sein mag. Ich weiß, daß es darauf ankommt, Dein Geld sicher und möglichst hoch rentierend anzulegen und würde nie ein Unternehmen in Vorschlag bringen, das nicht nach beiden Seiten die größtmöglichen Garantien bietet. Weshalb Du Dich aber mit den mageren drei bis vier Prozent begnügen sollst, die hier Deine Hypothekengelder eintragen,

Digitized by Google

wenn man eine viel höhere Rente bei vollster Sicherheit erzielen kann, weiß ich in der That nicht. Es giebt ganz bedeutend rentablere Unternehmungen, und ich, als Dein erwachsener Sohn, bei dem sich Dein kaufmännisches Genie regt, halte mich für nicht ganz unberechtigt, Dir gewisse Vorschläge zu unterbreiten."

Rosenau schmunzelte. Eine so vernünftige, geschäftsmäßige Sprache hatte er ja dem Windhunde gar nicht zugetraut. Na, ein Glück, wenn er auch endlich zur Überlegung kam! Immerhin noch mißtrauisch sagte er: „Und Dein Schloßprojekt, Dein Heiratsschwindel sollte zu den praktischen und einträglichen Unternehmungen gehören?"

„In gewisser Weise ja. Schon seit längerer Zeit habe ich mich mit einem gewiegten Gütermakler in Berlin in Verbindung gesetzt und sehr beachtenswerte Vorschläge erhalten. Zugleich inserierte ich Kaufgesuche in den gelesensten Zeitungen und kann Dir schon heute allerlei vorlegen, was Dich ohne Frage interessieren wird, und woraus Du siehst, daß Du mir doch in mancher Hinsicht unrecht thatest."

Bei diesen Worten zog Oskar ein Päckchen Papiere aus der Tasche und breitete sie auf dem Tische zwischen ihnen aus. Da kamen denn allerdings verlockende Dinge zum Vorschein. Rittergüter mit beglaubigter Berechnung der Ertragfähigkeit, herrschaftlich bebaut in schönster Lage, zufällig und besonderer Umstände halber, zu einem Spottpreise zu verkaufen. Bei sofortiger Auszahlung noch zehn Prozent billiger. Güter mit gewerblichen Anlagen, einer Zuckerfabrik, Bergwerksanteilen, einer Brennerei und Hefenfabrik von großer Leistungs- und Ertragsfähigkeit.

Der Kommerzienrat sah sich gefesselt und wurde, je mehr er sich in die eine oder andere Schilderung und Berechnung vertiefte, um so eifriger. Er studierte die beigelegten Bilder und Situationspläne, die Oskar, der sich in alles schon hineingedacht hatte, ihm erklärte. Stundenlang saßen sie so, ohne Ermüdung zu spüren, über den anziehenden Schriftstücken, und immer mehr wurde der alte Herr von dem hingenommen, was sein Sohn ihm so verlockend schilderte.

Da es dem Leben Rosenaus an einer bestimmten Beschäftigung und einem ausfüllenden Interesse gebrach, ergriff er, was sich ihm hier bot, mit dem Eifer des beständig nach Abwechslung suchenden, gelangweilten Menschen. Er wollte vorläufig noch nicht an die Möglichkeit denken, Oskars Vorschläge anzunehmen, aber er begann doch bald mit dem Gedanken zu spielen, die Ausführbarkeit zu erwägen.

Der Versucher war klug genug, die Sache nicht zu überstürzen, aber er benutzte jeden Augenblick, mit dem Vater Einzelheiten zu besprechen und die Phantasie des Unbeschäftigten mit reizvollen Zukunftsbildern zu füllen.

Mehr als einmal sagte sich der Kommerzienrat, indem er die ihm vorgelegten Berechnungen studierte: Hier muß wirklich ein brillantes Geschäft zu machen sein! Oskar hat recht, man ist ein Narr, mit den schmalen Zinsen einer ersten Hypothek fürlieb zu nehmen. Welch anderes Leben als Großgrundbesitzer! Wie sieht man da! Welche Möglichkeiten knüpfen sich daran! Man darf wirklich kein Thor sein und alle diese Vorschläge unbesehen verwerfen. Wer nicht wagt, gewinnt nicht und zu den ganz Dummen mag man doch auch nicht gehören!

Rosenau versöhnte sich mit seiner Frau und gestand ihr zu, daß Oskar nicht so unpraktisch sei wie er ihn gehalten habe. Von nun an nahm auch Frau Elfriede an mancher Beratung teil, und wenn sie auch die vielen Berechnungen äußerst prosaisch und interesselos fand, so staunte sie doch den Sohn an, der sich in diesen Dingen zurechtfinden konnte. Nach einer solchen eingehenden Auseinandersetzung, die der junge Mann allerdings meistens aus einem Bericht des Kommissionärs abgelesen hatte, rief der Vater befriedigt:

„Ein Tausendsassa, unser Junge! Was meinst Du, Elfriedchen?"

„Ich wußte es lange, mein Mutterherz konnte mich nicht täuschen!"

„Freut Euch wenigstens," sagte der Gelobte selbstbewußt, „daß nicht Eure beiden Söhne Schlafmützen und subalterne Naturen sind. Ich liebe Veränderung, Bewegung, Neugestaltung! Aus solchem Stoff wie der, aus dem ich gebildet bin, wurden von jeher Entdecker, Reformatoren, maßgebende Führer. Ihr dürft Euch also getrost meiner Leitung anvertrauen."

„Wenn ich nun," sagte der Vater bedächtig, „nach nochmaliger sorgfältiger Prüfung aller Verhältnisse, die vorgeschlagene große Veränderung näher ins Auge fassen sollte, so weiß ich doch noch immer nicht, wie Du zu der Anmaßung kommst, Dich nach kurzer Frist mit einem Mädchen ohne Vermögen verheiraten zu wollen."

„Ich habe Euch eben, ohne mit Bescheidenheit zu kokettieren, offen und wahr die Vorzüge meiner Begabung geschildert. Ich weiß, daß ich unruhig, unternehmend, kurz, souverän — eine Herrennatur bin. Eine solche hat selbstverständlich auch ihre Schattenseiten und mit Versuchungen zu kämpfen. Für unser beabsichtigtes Vorhaben braucht Ihr mich unbedingt. Ich besitze den angeborenen Blick für dergleichen, die Übersicht, das Talent anzuordnen, zu befehlen. Da Ihr mich braucht, liegt es in Eurem eigenen Interesse mich zu fesseln. Der Ballon captiv geht nicht in die Lüfte. Vermählt Ihr mich, gebt Ihr mir das Mädchen, das ich von Jugend auf geliebt habe, so erzeigt Ihr Euch einen ebenso großen Dienst wie mir. Ich werde bei Euch aushalten und ein Euch sehr nützlicher, gehorsamer Sohn bleiben."

Der Vater wandte noch ein, daß Oskar ja keine Erfahrung besitze, von dem neuen Berufe nichts verstehe, wie er dann anordnen könne?

„Ein Großgrundbesitzer hat seine Unterbeamten," erwiderte der Sohn, „unser Geld arbeitet für uns dort wie hier, aber in größerem und vorteilhafterem Maßstabe. Es kommt nur darauf an, daß wir die Leute beaufsichtigen und die Angelegenheiten der Wirtschaft in großen Zügen ordnen. Dinge, die jeder Bauer versteht, werden sich doch leicht übersehen lassen? Und dann giebt es ja Bücher, in denen man

Digitized by Google

alles nachschlagen kann und mancherlei Hilfsmaschinen! Das Rechnungswesen, der Überblick über das Ganze müssen selbstverständlich auch in unseren Händen bleiben."

Die angeregten Gedanken, von Gattin und Sohn unausgesetzt weiter verfolgt, ließen dem Kommerzienrat keine Ruhe. Er willigte endlich ein, mit Oskar zu reisen und sich einige der angebotenen Besitzungen anzusehen. Es sollte indes gegen keinen Menschen von den neuen Plänen die Rede sein, und Rosenau behielt sich immer noch vor, ungebunden zu bleiben. Er erkannte als alter Geschäftsmann, daß er etwas wage, aber die Sache gewann doch eine nicht mehr zu bannende Macht über ihn.

Der Kommerzienrat konnte nicht umhin, seinem Sohne, mit dem er jetzt, in eigener Unselbständigkeit, alles wie mit einem Gleichbeteiligten beriet, vollen Einblick in seine Finanzverhältnisse zu geben.

„Und mehr ist also wirklich nicht da?" fragte Oskar, nach des Vaters erster Darlegung etwas enttäuscht.

„Es sind immer die weitgehendsten Anforderungen an mich gemacht worden," erwiderte Rosenau unmutig. „Deine Mutter hat große Ansprüche an meine Kasse erhoben, nicht allein für sich, sondern auch für die Ihrigen. Und dann, was hast Du schon gekostet!"

„Deine Liebhabereien sind auch nicht ohne. Ein Steckenpferd frißt mehr als hundert Ackergäule! Aber wie steht es mit den amerikanischen Eisenbahnaktien? Hast Du die hunderttausend Mark auch nicht mehr?"

„Ja, leider habe ich sie noch; in den Schwindel hast Du mich damals gestürzt. Ich wollte immer verkaufen, aber das Papier fiel, ich scheute, wenn ich es zu geringerem Preise hingab, den Zinsverlust und behielt es bis jetzt, wo es so niedrig steht, daß ich's gar nicht fortgeben kann."

„Man muß, wenn man spekulieren will, seine Sache im Auge behalten und rechtzeitig handeln," meinte Oskar überlegen. „Wie ich sehe, werden die Zinsen noch bezahlt, also scheint ja nichts endgültig verloren zu sein."

Nach verschiedenen Reisen und fortgesetzten Erwägungen kamen Vater und Sohn inmitten des Sommers zur endgültigen Wahl.

Eine Herrschaft an der polnischen Grenze, Rabinsko, mit bedeutendem Getreidebau, Wiesen, Weiden, Pferde- und Viehzucht, Forsten mit Hochwildjagd, einem alten malerischen Schlosse und großartigem Park, hatte es den Käufern derartig angethan, daß sie nicht mehr davon los konnten. Der bedeutende Umfang dieser Besitzung versprach Erträge, die zu dem Kaufpreise nicht im Verhältnis standen, und ließen die Erwerbung als ein glänzendes Geschäft erscheinen. Ein gewiegter Administrator, der den Herren alle Verhältnisse erklärt hatte, wurde gleich beibehalten und die Übersiedelung zum kommenden Frühjahre beschlossen.

Auf Oskars Wunsch, die Villa an der Burgheimer Chaussee zu verkaufen, wollte der Vater indes unter keiner Bedingung eingehen. Er gab zu, daß der Besitz, um die nötige Summe baren Geldes in die Hand zu bekommen, so hoch wie möglich mit Hypotheken belastet werde, aber weggeben: nein! Er wollte, wenn man fortzog, das Haus vermieten; erschien es ihm doch wie ein Zugestehen, daß er mit beschränkten Mitteln arbeite; wie ein sich selbst auf alle Zeit des Landes verweisen, wenn er hier gar keinen Besitz mehr sein nannte. Vielleicht dachte er auch daran, wenn er auf Rabinsko sein Vermögen verdoppelt haben werde, hierher zurückzukehren! Ja, die Überzeugung, es lasse sich ein gutes Geschäft machen, er könne die Vermögensverluste der letzten Jahre nur durch ein kühnes Unternehmen ausgleichen, war der eigentliche und letzte Grund seiner Einwilligung gewesen.

Bis jetzt war die ganze Angelegenheit geheimnisvoll betrieben und nur zwischen den drei Nächstbeteiligten verhandelt worden.

Die Kommerzienrätin war sehr zufrieden und schwelgte in den malerischen Photographien des Schlosses. Sie ließ sich heimlich Visitenkarten stechen: „Frau Elfriede Rosenau von Rabinsko geb. von Waldhausen," und nahm sich vor, die nächsten sollten lauten: „von Rosenau-Rabinsko". Vor Abschluß des Kaufs wollte sie aber mit ihrer Mutter nicht von der Sache sprechen. Die Entfernung bis zu der neuen Herrschaft war leider größer als der bejahrten Generalin angenehm sein mochte, aber ihres Mannes Wünsche und Oskars Lebensglück mußten Frau Elfrieden doch maßgebend sein.

Vierzehntes Kapitel.

Nach Abschluß des Kaufvertrags und Erledigung der notwendigen Geschäfte wurde die fertige Thatsache des Gutskaufs den Verwandten und Bekannten mitgeteilt und rief bei den Nächstbeteiligten die größte Erregung hervor.

Liesbeth war außer sich vor Bestürzung. Sie sollte sich hier trennen, sollte von ihrer Anna gehen? Ach, und wenn die ihr auch vielleicht nachkommen würde — sie sah ja Oskars mühsam zurückgehaltene Leidenschaft für die Jugendgespielin — so war sie doch mit noch ganz andern Fäden hier gefesselt. Mit Fäden, die nie zerreißen konnten, die ihr Herz umspannten, an denen ihr Lebensglück hing. Was sollte aus ihr werden, wenn sie die Villa auf der Burgheimer Chaussee, wenn sie die ihr über alles teure Nachbarschaft verlassen mußte?

Der innere Zusammenhang zwischen Richard und ihr war ja immer sicherer und schöner geworden. Unausgesprochen blieb es beiden eine herrliche Zuversicht, daß sie ohne Wahl und Frage dereinst zusammengehören würden. Ebenso genau wußten sie aber auch, daß Richard jetzt noch nicht um sie werben könne. Sein Unternehmen befand sich noch in den Anfängen und die Rosenaus erhoben sich weit über ihn und seine Lebenslage.

Liesbeth hatte lange durchgefühlt, daß sich in ihrer Familie etwas Besonderes vorbereite, etwas, das alle mit stolzen Hoffnungen erfüllte. Da blieb

Digitized by Google

ihr jetzt mehr denn je nichts übrig, als zu schweigen und zu warten.

Nun war plötzlich der Schleier gelüftet, die neue blendende Schicksalswendung stand vor ihr und all der Glanz des fernen Polenschlosses, der die Ihrigen entzückte, that ihren Augen so weh, daß Thränen sie verdunkelten.

Sie eilte zu Anna, um ihr Herz auszuschütten.

Hand in Hand saßen die Freundinnen in einer versteckten Weinlaube des Tonnemacherschen Gartens, die einst von Alex und Richard angelegt worden war.

Liesbeth hatte eben mit bebender Stimme ihre große Kunde mitgeteilt und brach jetzt, bei dem Gedanken an die im Frühjahre bevorstehende Trennung, in bitterliches Weinen aus.

Anna war im höchsten Grade bestürzt. Einmal über das andere rief sie: „Aber das ist ja nicht möglich, ist gar nicht zu denken! Ihr geht alle von hier fort? Ja, weshalb denn?“

„Papa und Oskar sagen, es sei ein brillantes Geschäft und sie würden einen sehr interessanten Wirkungskreis finden. Und Mama ist entzückt von dem herrlichen Schlosse, in dem einige Säle die alte kostbare Einrichtung mit Gobelins und Familienporträts der ausgestorbenen polnischen Grafenfamilie behalten sollen. Ich finde, diese fremden, toten Leute gehen uns nichts an, und ich werde mich gewiß schrecklich vor ihnen fürchten.“

„Arme Lies! Das ist ja ein rechtes Unglück für uns.“

Die Freundinnen hielten sich umfaßt und Liesbeth schluchzte am Halse Annas, die bemüht war, sie zu beruhigen.

„Was giebt es denn, Fräulein Liesbeth?“ sagte eine freundliche Stimme in ihrer Nähe, sie blickten auf und gewahrten Richard, der im Eingange der Laube vor ihnen stand. „Ich sah Sie so furchtbar weinen, mir wurde ganz himmelangst dabei. Um Gottes willen, was fehlt Ihnen?“

Sie schlug ihre sanften, in Thränen gebadeten Augen zu ihm auf; aus jedem Zuge ihres lieblichen Gesichts sprach tiefer Kummer: „Wir müssen scheiden, lieber Richard,“ seufzte sie.

Er erschrak und bat um Aufklärung. Beide Mädchen gaben ihm diese ohne Zögern und ergänzten sich einander mit ihren Ausrufungen.

Richard stand wie erstarrt; er war blaß geworden und nagte an seiner Unterlippe. Seltsamerweise bedrängte ihn der Gedanke zuerst, daß die Rosenaus einen dummen Streich gemacht haben müßten, daß sie wahrscheinlich irgend einem Schwindel zum Opfer gefallen sein würden. Sein klar blickender, praktischer Sinn, auf den ein Grafenschloß mit Ahnenbildern keinen Einfluß ausübte, wehrte sich gegen jedes Unternehmen, das nicht als beweisbares Rechenexempel vor ihm dastand. Sehr bald drängte, sich ihm der wahrscheinliche Hergang des Vorgefallenen auf. Die ganze Sache mußte von Oskar eingefädelt sein, der, zu hochmütig, um sich unterzuordnen, zu träge, um einen Beruf mit Eifer zu ergreifen, glaubte, in den von ihm neu geschaffenen Verhältnissen als großer Herr leben und seinen Neigungen nachgehen zu können. In seiner bekannten Selbstsucht riß der Rücksichtslose Vater, Mutter und Schwester mit sich in fremde, vielleicht unhaltbare Verhältnisse!

„O, Oskar, Oskar!“ rief Richard bitter, „das muß von ihm ausgegangen sein!“

„Nein, nein, meine Eltern sind mehr dafür als er,“ sagte Liesbeth niedergeschlagen.

„Wie schroff Sie urteilen, Herr Warneke,“ meinte Anna, „Oskar hat sich immer um die Stelle eines Volontärs bemüht. Nun sein Vater selbst ein Gut kauft, wird er sich freilich am besten da nützlich machen können.“

Richard zuckte die Achseln. Er wußte längst, wie verliebt Oskar in die kleine, frische Anna war, natürlich hatte der Schlaue ihr eingeredet, was ihm paßte und das Mädchen für sich eingenommen — schade! Allein er mußte schweigen. Wie durfte er auch seine geliebte Liesbeth kränken, indem er ihren Bruder noch weiter herabsetzte?

Liesbeth rückte mit Anna auf dem Bänkchen zur Seite und lud Richard ein, sich zu ihnen zu setzen. Es fand sich nicht so leicht eine Gelegenheit, unbemerkt miteinander zu verkehren, daher faßte sie den Mut, ihn zu bitten, daß er noch bleiben möge. Anna war ihre Vertraute, die konnte jede Besprechung mitanhören und Liesbeth verlangte so sehr nach einem Worte des Trostes von ihrem Freunde.

Richard saß neben der Geliebten und hielt ihre kleine Hand in der seinen. „Liesbeth,“ flüsterte er, „wenn Du nur treu zu mir halten willst, wenn Du Dich durch die Trennung mir nicht abwendig machen läßt, so kann noch alles gut werden.“

„O, Richard, wie kannst Du glauben, ich würde Dir jemals treulos werden?“

„Deine Angehörigen setzen sich nun mehr als je aufs hohe Pferd!“

„Aber ich nicht, denke das nie!“

„Es ist ja auch noch nicht aller Tage Abend. Wenn es mir mit meiner Fabrik glückt, was ich immer sicherer hoffe, kann ich dereinst mein Vermögen gegen das Deine in die Wage legen.“

„Ach sie sind doch gegen Dich eingenommen,“ seufzte Liesbeth.

„Dein Vater handelte mit Kohlen,“ sagte Richard lächelnd, „ich werde mit Schuhen handeln; es ist schwer zu sagen, wo dabei ein Unterschied für die Vornehmheit herauskommt.“

Die Generalin von Waldhausen widmete — nach dem ersten Schreck über das beabsichtigte Fortziehen ihrer Kinder — den sorglich vergrößerten Photographien des alten Piastenschlosses ihre lebhafteste Aufmerksamkeit. Nachdem sie sich mit der Thatsache abgefunden hatte, erklärte sie, sie habe ihrem Schwiegersohn nie einen so guten Geschmack und ein so lebhaftes Gefühl für das Schickliche zugetraut, wie er hier bekunde.

Später schlug sie vor — da Rosenau die Villa nicht verkaufen wolle, worin er recht habe — hier wohnen und das Anwesen derart in Ordnung halten zu wollen, daß ihre lieben Kinder, wenn sie einmal die alte Heimat besuchen möchten, hier ihr bequemes Absteigequartier finden könnten.

Digitized by Google

Der Kommerzienrat hatte auf einen guten Mietertrag gerechnet, um etwas von den Abgaben, den Reparaturen und der Verzinsung der für den Gutskauf auf die Villa eingeschriebenen Hypotheken damit zu decken; er war also durch den gütigen Vorschlag seiner Schwiegermutter, die obendrein von einem Opfer ihrer Bequemlichkeit sprach, durchaus nicht erfreut. So zart er konnte, lehnte er ab, wollte die verehrte Frau nicht bemühen, hatte die Villa schon halb und halb versagt — es half ihm aber nichts. Die beiden Damen waren einig geworden; die Wohnung der Generalin in der Stadt wurde zum Frühjahre gekündigt und die neue Einrichtung vorbereitet.

Oskar war viel auf Reisen gewesen, hatte dazwischen aber immer versucht, Anna zu treffen und sich ihr in das beste Licht zu setzen. Er hatte ihr sogar einmal vertraulich über seinen Verkehr mit Bärbe geredet, die Sache eine Verirrung, eine Thorheit genannt und sich wie ein reuiger Sünder gebärdet.

Wenn Anna auch mit niedergeschlagenen Augen zugehört und nichts dazu gesagt hatte, so schien doch von dieser Stunde an ein freundliches Verhältnis zwischen ihnen hergestellt zu sein. Anna dachte allerdings doch etwas weniger günstig als er meinte. Sie verglich ihn im stillen mit Alexander und glaubte zu wissen, daß dieser anders sei. Trotzdem fühlte Oskar, daß er wieder zu Gnaden angenommen worden sei, und daß er von dem nun gewonnenen Standpunkte aus schon etwas wagen dürfe.

Oskar kam erst acht Tage nach Abschluß des Kaufvertrages, der in Thorn stattgefunden hatte, wieder ins elterliche Haus zurück; nun, nachdem in längeren Auseinandersetzungen das Geschäftliche mit dem Vater geregelt war, wollte er endlich auch den Hauptlohn seiner Mühe genießen, wollte sich durch nichts mehr zurückhalten lassen, und sobald er Anna allein sehen würde, sich ihres Jaworts versichern.

Er zog die Schwester ins Vertrauen, die wenig überrascht war. Sie hatte ja immer gesehen, wie Oskar ihre Freundin umschwärmte, und was konnte sie selbst sich besseres wünschen, als daß diese Verbindung zu stande komme?

Zufolge einer Abrede lud sie Anna zum Nachmittage zu sich ein.

Es war ein freundlich ausgestattetes Stübchen, das Liesbeth in der Villa bewohnte. Ein kleiner, grünumrankter Balkon zog sich davor hin, auf dem die Mädchen plaudernd saßen. Viele Jahre hatten sie hier schon wie Schwestern zusammen gehaust, ihre Puppen und Schulgeheimnisse ausgetauscht und sich die leisesten Regungen ihrer Seelen anvertraut!

Liesbeth klagte eben der Freundin, daß die Großmutter von ihr verlange, sie solle Leder punzen, Holz brennen oder nageln und Arbeiten von Eisendraht machen, wobei die Hände ihr weh thäten und wozu sie gar keine Lust habe; die Großmutter finde es aber „chic“ und durchaus passend für den Stil des Polenschlosses, so müsse sie denn gehorchen.

Während sie davon sprach, trat Oskar mit einer Mappe unter dem Arm ins Zimmer. Er sagte, nachdem er Anna freudig begrüßt hatte, daß er hier noch neue Bilder von Rabinsko mitgebracht habe, die er vorlegen wolle.

Die Mädchen verließen den Balkon und traten an den Tisch, auf welchem Oskar die Mappe öffnete und die Photographien ausbreitete. Der umfangreiche Schloßbau zeigte sich von verschiedenen Seiten, er war mit Türmen gekrönt, mit Söllern und Erkern geschmückt, eine Brücke führte über den breiten Graben, der es umgab, und zur Seite lagen Ökonomiegebäude. Die Mädchen fragten allerlei, wußten sich aber nicht eben freudig zu äußern; es kam ihnen alles gar zu fremd und unheimlich vor.

Liesbeth sagte, nach einem befehlenden Wink Oskars: „Ich will Dir die Proben für das Lederpunzen holen, Anna, sie sind unten bei Mama,“ und lief davon.

Oskar näherte sich Anna, die in einem der kleinen Lehnstühle saß und die größte Photographie aufmerksam betrachtete. Er setzte sich gleichfalls und rollte seinen Stuhl dicht zu ihr hin.

Seit der Wandlung, die das Leben unter strammerer Zucht in ihm hervorgebracht hatte, war er sich bewußt geworden, daß es sehr ungeschickt sein würde, eine so schlichte und reine Natur wie die Annas durch Überrumpelung gewinnen zu wollen. Das hatte er in den Flegeljahren wagen können, jetzt, da er Ernstes und Entscheidendes beabsichtigte, mußte er vorsichtiger verfahren.

„Liebe Anna,“ begann er jetzt beklommener als er sich selbst zugetraut hatte, „wie mutet Sie das Bild Rabinskos an? Haben Sie nicht die Empfindung, als werde sich's dort gut leben lassen?“

Sie ließ das Blatt sinken. „Offen gestanden, nein. Das Schloß sieht unfreundlich, altertümlich und langweilig aus.“

„O, das ist es gar nicht! Es hat eine interessante Geschichte, hat Belagerungen und Wandlungen aller Art durchgemacht. Herr Kruschkinski, der Administrator, weiß famos davon zu erzählen. Im Grunde ist das Äußere aber auch gleichgültig, es kommt doch auf die Menschen an, die innen wohnen.“

„Gewiß; hoffentlich können Sie sich recht behaglich einrichten.“

„Anna, nicht ohne Sie!“ Er ergriff ihr Hand, sie erschrak und suchte sich zurückzuziehen. „Ja, geliebte Anna,“ fuhr er aufrichtig bewegt fort, „ich finde weder dort, noch sonst wo Freude und Genügen ohne Dich. Du weißt es ja lange, daß ich Dich liebe. Durch unsern Kauf habe ich Dir eine Heimat und ein angenehmes Leben zu bieten. Wir wollen heiraten und im Frühjahre mit den Eltern nach Rabinsko ziehen.“

„O, Oskar — so ganz fertig haben Sie alles — wie Sie mich erschrecken!“

„Also mein — mein — süßes Annchen!“ Er war von seinem Sessel herabgeglitten und suchte sie zu umfassen.

„Oskar, ich kann Ihnen nicht trauen!“

„Du, Du allein kannst es. Ich weiß, daß ich Fehler habe, daß ich leichtsinnig bin, daß man mich rücksichtslos nennt; gegen Dich werde ich es nicht sein. Ich liebe Dich wie mich selbst. Dein Einfluß

Digitized by Google

bessert mich; auf Dich höre ich; Du wirst mich gut und tüchtig machen, denn Du selbst bist es und weißt, wie ich sein muß und hilfst mir dazu."

So sprach er noch eine Weile auf sie ein, offen, leidenschaftlich, hinreißend. Er glaubte in dieser Stunde alles Gute, was er ihr gelobte, er war zu allem bereit, was sie fordern konnte, er wollte und mußte sie unter jeder Bedingung besitzen!

Je mehr sie sich zurückhielt, sich ihm versagte, je glühender warb er um sie. Ihn lockte nur, was errungen und besiegt werden mußte. Er hatte immer unterworfen, was sich ihm entgegengestellt, und ihr Hauptreiz mochte in seinen Augen sein, daß sie so leidenschaftslos blieb. Wie Sie als vierjähriges Kind dem anspringenden Hektor gegenüber gestanden hatte, so verhielt sie sich jetzt gegen ihn, ruhig und unbeirrt. Da war endlich ein Mensch im Leben, der sich nicht durch ihn und sein Herrenwesen unterjochen ließ! Sie war zwar nicht schroff, das würde seinem Wesen zu ähnlich gewesen sein, sie war nur unangefochten, unbewußt und immer sie selbst.

Anna war sich bis jetzt nie ganz darüber klar geworden, wie sie für ihn empfinde. Sie wußte lange, daß er sie liebe, und so harmlos sie war, die Macht, die sie über den schwer zu Bändigenden besaß, gefiel ihr. Er hatte ihrer kleinen Person immer Wert und Wichtigkeit beigelegt, hatte sie als Knabe hundertmal in sein schönes, reiches Elternhaus geholt, lauter Lichtpunkte in Annas bescheidener Lage, und war der Erste, der ihr von Liebe sprach. Jetzt kam sein Bekenntnis dazu: nur sie könne ihn beeinflussen und bessern; wie durfte sie diese erhabene Aufgabe ablehnen? Wie konnte sie einem, der sie bat, ihm zum Guten zu helfen, die rettende Hand verweigern? O, es war eine hohe Forderung, der sie sich nicht entziehen wollte. Sie, die so allein stand, so unbegehrt, die von den Seinen alles empfangen, was ihr Leben geschmückt hatte.

Nun lag er da, hielt sie halb umschlungen, versuchte mit sanftem Druck sie an sich zu ziehen und sah glühend vor Erregung, wirre blonde Locken auf der heißen Stirn, Flehen in den blitzenden Augen und Verlangen in dem Zucken der vollen, roten Lippen, zu ihr auf.

„Laß mich, Ossi, lieber Ossi," stammelte sie, „wir müssen doch erst Onkel Postrat fragen."

Mit einem Laut wie Jauchzen riß er sie an sich und bedeckte ihr Gesicht mit Küssen. „Nun hab ich Dich — der alte Philister soll Dich mir nicht nehmen! Mein bist Du — mein bleibst Du!"

„Oskar, ich bitte Dich, sei vernünftig," flehte sie, sobald sie zu Atem kommen konnte. „Du weißt ja, daß ich Deine Wildheit nicht leiden kann."

Er würde sie doch noch nicht losgelassen haben, wenn nicht eben Frau Elfriede — von Ungeduld hergetrieben — mit Liesbeth hinter sich, die Thür vorsichtig öffnend, eingetreten wäre.

„Ah, ich sehe schon, Ihr seid einig, meine geliebten Kinder!" rief die Kommerzienrätin und schloß erst die errötende Anna, die plötzlich in Thränen ausbrach, dann ihren Sohn in die Arme, der seine Mutter weit weg wünschte.

Frau Elfriede erklärte, daß sie sich kein lieberes Töchterchen denken könne und daß ihr Mann mit Oskar zum Onkel Degener gehen solle, um in bester Form für seinen Sohn die liebe, kleine Hand ihres Mäuschens zu erbitten.

Zu Annas Beruhigung, die sich noch immer nicht als Braut betrachten wollte, gingen die beiden Herren nach kurzer Frist mit ihr ins Nachbarhaus hinüber.

Anna schlüpfte zu Mienchen hinauf, um hier das Geschehene zu berichten und durch Aussprache klarer und freier zu werden. Die beiden Herren, die den heutigen Besuch feierlich nahmen, ließen sich durch Jakob, der eben nach Hause kam, beim Postrat anmelden.

Etwas erstaunt und mißtrauisch mit den blöden Augen blinzelnd, kam der alte Herr den Eintretenden entgegen. „Was verschafft mir so spät noch die Ehre?" fragte er.

„Es ist allerdings ein besonderer, ein wichtiger Anlaß, mein werter, alter Freund," hob Rosenau an, „der uns zu Ihnen führt. Ich werbe für meinen Sohn um die Hand Ihrer Fräulein Nichte."

„Ich liebe Anna," fuhr Oskar ungeduldig auf, „sie liebt mich und so wird wohl nichts gegen unser Verlöbnis einzuwenden sein?"

„Hm — eine ernste Sache, wesentlich dazu angethan, in gründliche Erwägung gezogen zu werden," erwiderte der Gefragte, dem es gegen die Natur ging, irgend etwas ohne Bedenklichkeit zu erledigen.

„Bitte weshalb?" rief der erregte Bräutigam.

Bevor Degener sich zu einer Antwort sammeln konnte, sagte der Kommerzienrat lächelnd: „Entschuldigen Sie das feurige Temperament der Jugend. Ich bin durchaus bereit, die Angelegenheit ganz nach Ihrem Sinne zu behandeln." Dabei warf er seinem Sohne einen warnenden Blick zu, der heißen sollte: schweig, verdirb Dir nichts, ich weiß besser mit dem Sonderling umzugehen als Du! Oskar seufzte verdrießlich, rückte auf dem Stuhle zurück und sah den Postrat gespannt an. Dieser begann:

„Ad I muß ich mir zu konstatieren erlauben, daß die nachgelassene Waise meines verstorbenen Bruders eines Vermögens durchaus ermangelt. Mein geringer Besitz darf als Faktor gleichfalls nicht in Rechnung gezogen werden. Die junge Person selbst befindet sich ihrerseits auch noch nicht in der Lage, über irgend welche erwerbende Fähigkeiten zu gebieten."

„Aber das verlangt ja auch niemand," brummte Oskar halblaut.

Der Postrat fuhr unbeirrt wie eine aufgezogene Uhr fort: „Was ad II die andere Partei betrifft, so halte ich mich unter den vorliegenden Umständen nicht unberechtigt zu der Frage: welchem Berufe der Herr Bewerber obliegt?"

„Ich bin Landwirt!" stieß Oskar hastig hervor.

„Sie wissen, Verehrtester," mischte sich der Vater wieder ein, „daß ich nach reiflicher Überlegung für gut befunden habe, eine bedeutende Besitzung zu erwerben. Die soll mir mein Sohn verwalten helfen."

„Hm — hm — meine unmaßgeblichen Ansichten werden sich nie Ihren Entschließungen entgegenstellen.

Digitized by Google

Indes möchte ich ganz im allgemeinen den Grundsatz auszusprechen mir erlauben: daß jeder ein zu übernehmendes Amt mit gewissenhaftem Fleiß studiert haben sollte."

Oskar biß sich auf die Lippe und hielt mühsam an sich; der Vater antwortete rasch: „Wir behalten einen ganz famos eingearbeiteten Verwalter auf Rabinsko, mit dem die Geschichte schon gehen wird; darüber brauchen Sie sich keine Sorgen zu machen."

„Möglich, daß die Talente des jungen Herrn überwiegend genug sind, um alles Studium überflüssig erscheinen zu lassen. Eine derartig günstige Meinung kann ich von meiner Nichte und Mündel nicht gewinnen, beziehungsweise aussprechen. Sie ist achtzehn Jahre alt und noch durchaus unbefähigt, einer größeren Landwirtschaft vorzustehen."

„Aber das ist ja auch nicht nötig!" riefen die Rosenaus wie aus einem Munde. „Wir behalten die Wirtschafterin, die Meierin und Mägde genug!"

„Es ist in der dortigen Gegend gar nicht üblich," fügte der Kommerzienrat hinzu, „daß die Damen des Hauses sich um den Wirtschaftsbetrieb bekümmern."

„Üblich oder nicht!" rief Degener, zum ersten Male warm werdend, „ich habe Ihnen meinen Grundsatz ausgesprochen, daß jeder, der ein Amt antritt, verstehen muß, es zu verwalten. Nicht ohne erhebliche Bedenken würde ich von dieser meiner wohlbegründeten Ansicht abweichen. Wenn Anna geneigt ist, auf Ihre gefällige Offerte einzugehen, so werde ich, kraft meiner vormundschaftlichen Autorität, darauf bestehen, daß sie die nächsten Jahre dazu anwendet, sich auf den ihrer harrenden Beruf vorzubereiten."

Die Rosenaus waren außer sich über diese pedantische Auffassung. Oskar sprang empor und rannte wie toll auf dem kleinen Flecke, der ihm als Spielraum blieb, hin und her. Der Vater bemühte sich, dem alten Freunde in möglichst beherrschten Ausdrücken klar zu machen, daß von ihrer Seite ganz anders gerechnet worden wäre.

Plötzlich trat Oskar vor den Postrat hin und sagte entschieden: „Wollen Sie mir um Ostern, vor unserem Wegziehen von hier, Anna zur Frau geben oder nicht?"

„Auf Ihre kurze Frage, junger Mann, gestatte ich mir ein kurzes: Nein! zu erwidern."

„Können Sie es verantworten, alter Herr, Ihrer vermögenslosen Nichte die gute und sichere Versorgung für das Leben zu weigern?"

„Ich habe mir immer erlaubt, meine Grundsätze über den materiellen Vorteil zu stellen."

Nun legte sich wieder der Kommerzienrat ins Mittel. „Bester Freund, nur nichts auf die Spitze getrieben; haben Sie Nachsicht mit einem ungeduldigen Verliebten! Genehmigen Sie die Verlobung, so wird sich das weitere schon finden. Es läßt sich ja darüber reden, man gönnt ja dem jungen Völkchen sein Glück! Wir sind so lange gute Freunde gewesen, daß dieser Anlaß unser Verhältnis eher stärken als erschüttern sollte."

Der Postrat schien etwas besänftigt; er sagte, daß die aufrichtige Hochschätzung für seinen Herrn Nachbarn, dem er die Gefühle der Anerkennung bezüglich seiner Ehrenhaftigkeit nicht weigere, im wesentlichen dazu beitrage, ihn der vorgeschlagenen Verbindung geneigt zu machen.

„Ich bin und bleibe indes durchaus der wohlerwogenen Meinung, daß die Frau nicht allein als Zierstück in den neuen Haushalt überzugehen haben sollte, sondern, daß sie erhaltend, eventuell erwerbend, sich zu bethätigen haben müßte. Jedoch hierzu, ebenso wie der Mann, einer beruflichen Vorbildung benötigt sein dürfte und daß man beide Teile der Ehekontrahenten beeinträchtigen würde, falls man diesen Punkt nicht in Betracht ziehen wollte."

Endlich ließ er, nachdem die Rosenaus widerwillig zugestimmt hatten und von allen Seiten noch weitere Versicherungen der Wertschätzung ausgetauscht worden waren, durch Jakob Anna herbeiholen.

Als diese niedergeschlagenen Auges und blaß vor innerer Beklemmung im Zimmer erschien, willigte Degener in den Abschluß der Verlobung und vollzog diese in seiner förmlichen Weise, jedoch betonte er dabei, daß er als Vormund und nächster Verwandter den Hochzeitstag zu bestimmen wünsche.

Die Schwierigkeiten, die Albert Degener der Verlobung seiner Nichte entgegengesetzt hatte, entsprangen nicht allein seiner grilligen und schwerlebigen Natur. Der polnische Gutskauf und des Bräutigams Wesen flößten ihm Mißtrauen ein. Er erkannte wohl, daß, da auch Annas Neigung für die Heirat zu sprechen schien, er kaum berechtigt sei, dem Sohne des reichen Rosenau die Hand seines armen Mündels zu weigern, aber ohne weiteres sollte es nicht geschehen. Vielleicht machte es ihm auch ein kleines boshaftes Vergnügen, dem zuversichtlichen jungen Manne seinen Willen entgegenzusetzen und ihm, der einen Beruf ergriff, von dem er nichts verstand, eine Frau zu geben, die besser Bescheid wußte und ihre Pflichten mit Sachkenntnis erfüllen konnte. Übrigens erkannte der Postrat, ehrlich und gerecht wie er war, vollauf an, wie gütig Rosenaus von jeher ihn selbst und Anna behandelt hatten und wollte durchaus nicht, daß die freundschaftlichen Beziehungen Abbruch erleiden sollten.

Fünfzehntes Kapitel.

Anna war keine glückliche Braut; Oskars stürmisches Wesen beunruhigte sie und die Mitteilung des Onkels, er werde sie in nächster Zeit aufs Land schicken, damit sie ihren künftigen Beruf studiere, kam ihr gar nicht ungelegen. Das neue Verhältnis lastete schwer auf ihr. Wie war sie so rasch zu dieser Verlobung gekommen? Was hatte sie gethan?

Auch die Art, wie Rosenaus die Verlobung feierten, quälte Anna. Sie war viel zu schlicht geartet, um an üppigen Diners und großartigen Gesellschaften im Bekanntenkreise mit schwulstigen Gesundheiten Gefallen zu finden. Die reichen Geschenke, mit denen Oskar und die Schwiegermama sie überschütteten, setzten sie in Verlegenheit, sie kleidete sich lieber einfach als geputzt und konnte doch nicht umhin, neuen

Digitized by Google

Schmuck, Seide und Spitzen anzulegen, in denen sie sich unbehaglich fühlte.

Die längst erwartete Bewerbung des hübschen Husarenlieutenants Max von Lauterbach um die Hand Liesbeths, trug auch dazu bei, Anna mit den Schwiegereltern und selbst mit Oskar in peinliche Meinungsverschiedenheit zu bringen und somit ihren Brautstand zu trüben.

Der junge Offizier, seit langem in das blonde Kind verliebt, wurde durch den glänzenden, vielbesprochenen Gutskauf in seiner hohen Meinung von des Kommerzienrats Finanzlage bestärkt und durch die drohende Trennung zu einem Entschluß getrieben. Wenn er auch von der Tochter keine Aufmunterung erhalten hatte, so war ihm doch die Mutter in nicht mißzuverstehender Weise entgegengekommen.

Es paßte der Familie und gehörte mit zu ihrem neuen Lebensplan, daß Liesbeth sich noch hier in den alten Verhältnissen verheiraten möge, so befürworteten Eltern, Großmutter und Bruder auf das lebhafteste die Bewerbung des Lieutenants, dessen Stellung und Familie ihnen gefiel.

Der Kommerzienrat sagte freilich mit bewölkter Stirn zu Oskar: „Natürlich macht Lauterbach große Ansprüche an meine Kasse, aber es ist doch eine sehr annehmbare Partie. Was meinst Du, wie hoch wir den Zuschuß bemessen sollen?“

Worauf der Sohn erwiderte: „Für Liesbeth müßten wir immer eine anständige Summe auswerfen. Es sind nicht viele junge Leute in der angenehmen Lage wie ich, eine Braut ohne Vermögen wählen zu können.“

Der Vater seufzte, wagte aber nicht mehr, seine andere Meinung auszusprechen.

Nun gab es einen wahren Aufruhr an Entrüstung und Erstaunen in der Familie, als die zaghafte Liesbeth, freilich unter strömenden Thränen, aber doch mit aller Bestimmtheit erklärte, daß sie die Bewerbung des Herrn von Lauterbach nicht annehmen könne. Sie liebe ihn nicht, sei ihm stets ausgewichen und werde ihn unter keiner Bedingung heiraten.

Anna war jetzt die einzige, die zu der Bedrängten hielt und in ihrer ruhigen Weise für das Recht der Freundin, nach ihrem Herzen zu wählen, kämpfte.

„Du weisest Dein Lebensglück aus irgend einer thörichten Grille schnöde von Dir, Kind!“ rief die Kommerzienrätin entrüstet aus. „Der hübsche und liebenswürdige Lauterbach bietet Dir alles, was Du billigerweise verlangen kannst. Auf Rabinsko findest Du vielleicht keine Gelegenheit zu passenden Anknüpfungen, dann kömmt die Reue mit düsterem Fittich riesengroß über Dich!“

Man hatte dem Bewerber einen höflichen unbestimmten Bescheid gegeben und im Namen der überraschten jungen Dame um einige Wochen Bedenkzeit gebeten. Nun bearbeitete man die schwache Liesbeth von allen Seiten, in die Verlobung zu willigen. Es waren schwere Tage für das weiche Geschöpf, das kaum noch aus und ein wußte. Sie wurde nicht aus den Augen gelassen, mit Zureden und Sticheleien gequält und fand nur bei Anna Trost.

„Ich schreibe an Richard, Annchen,“ sagte Liesbeth endlich in voller Verzweiflung. „Ich finde keinen Mut, den Meinigen gegenüber offen zu bekennen, daß ich ihn liebe, will er mir aber zu Hilfe kommen, will er um mich bei Vater werben, so wird mir dies neue Widerstandskraft geben, dann weiß ich, worauf ich mich stützen kann.“

„Sie werden ihn schlecht empfangen und furchtbar ablaufen lassen,“ erwiderte Anna traurig, „aber Du hast doch recht, seine Hilfe zu suchen, und,“ fügte sie lächelnd hinzu, „ich glaube, er ist ganz der Mann, den Unfreundlichkeiten der Deinen ein Schnippchen zu schlagen.“

Am andern Tage schickte Richard Warneke seine Karte zum Kommerzienrat Rosenau hinein und ließ um eine Unterredung bitten.

Der Kommerzienrat saß mit Oskar über Berechnungen für die Gutsannahme. „Was mag er wollen?“ fragte Rosenau und warf die Karte hin.

„Ich drücke mich,“ sagte der Sohn und stand auf, „der kleine Schuster ist mir mit seiner großartigen Fabrikbauerei langweiliger denn je.“ Indem er die Thür des Nebenzimmers hinter sich anzog, fügte er hinzu: „Ich bleibe so lange hier, bis Du ihn los bist, dann rechnen wir weiter.“

Richard trat ein, er war sorgfältig, ja feierlich gekleidet und wurde von Rosenau mit der Frage: „Was führt Sie zu mir? Womit kann ich dienen?“ ziemlich höflich empfangen.

„Ich komme in einer großen und ernsten Angelegenheit, Herr Kommerzienrat,“ begann Richard, etwas blasser und gesammelter als sonst, aber ohne merkliche Verlegenheit. „Seit unseren Kinderjahren liebe ich Ihre Tochter Liesbeth und bin so glücklich, Gegenliebe zu finden —“

„Allewetter — Sie! — Was fällt Ihnen ein?“ Der Kommerzienrat war so überrascht, daß er vor Staunen schwieg und dem andern Raum gab, weiter zu reden.

„Meine Verhältnisse sind derart, daß ich schon jetzt in der Lage wäre, eine Frau mit bescheidenen Ansprüchen zu ernähren. Wenn die Fabrik in Betrieb ist und nur einigermaßen meinen Erwartungen entspricht, verbessern sich natürlich meine Verhältnisse unberechenbar. Sie wissen, daß meine Erziehung der Ihrer Herren Söhne gleich war, ich erlaube mir daher, um die Hand Ihrer Fräulein Tochter zu bitten.“

„Sie, Sie meine Liesbeth heiraten!“ schrie jetzt Rosenau mit entfesseltem Zorn. „Herr, woher nehmen Sie solche Frechheit? Sie sollten doch aus unserem ganzen Verhalten gegen Sie wissen, daß davon keine Rede sein kann. Das Mädchen ist so gut wie verlobt mit einem adeligen Offizier, einem jungen Baron, und denkt nicht an Sie!“

Aufrecht, unbewegt stand Richard da; er hatte ja nichts anderes erwartet, als was er fand: verächtliche Ablehnung; er wollte ja auch nur, da Liesbeth es ihm gestattete, sein Recht an ihr darthun, deshalb sagte er: „Hier muß ein Irrtum vorliegen, Herr Kommerzienrat, Fräulein Rosenau hat mir schon lange die Gewißheit ihrer Liebe gegeben. Aber ich

Digitized by Google

gehe und bescheide mich, wir warten und wollen unser Glück nicht ohne der Eltern Segen genießen."

Indem er sich der Thür zum Flur zuwandte, wurde die in das Nebenzimmer führende Thür aufgestoßen; sie war nicht fest geschlossen gewesen und Oskar hatte die Unterredung angehört. Gerötet, geblähet von Überhebung, trat er dem Jugendgenossen entgegen.

„Sie haben sich kolossal verstiegen, Warneke," lachte er spöttisch, „denken Sie doch an das bekannte Sprichwort: Schuster bleib bei Deinem Leisten!"

Richard sah ihn fest an: „Daran denke ich immer, Rosenau, und ich hoffe, daß ich mich gut dabei stehe," mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

Vater und Sohn blickten sich verblüfft an, dann brach Oskar in ein höhnisches Gelächter aus: „Den hätten wir an die Luft gesetzt! Aber Liesbeth ist doch ein zu verschrobenes Frauenzimmer; nun dürfen wir erst recht nicht ruhen, bis sie Lauterbach nimmt!"

Richard schrieb durch Annas Vermittelung noch am selben Abend an Liesbeth:

„Ich bin, wie wir vorausgesehen haben, mit Hohn abgewiesen worden, mein süßes Lieb; aber ich habe doch einmal hintreten und mich zu Dir, zu unserer Gemeinschaft bekennen dürfen. Ich danke Dir, daß Du mir dies erlaubt hast! Nun, sei stark und geduldig; wir müssen unsere Zeit abwarten und wir wollen es. Bleiben wir uns treu — und für mich schwöre ich es Dir — so werden wir alle kleinlichen Vorurteile besiegen, dereinst zu einander gehören und zusammen glücklich sein."

Liesbeth entnahm eine wunderbare Stärkung aus diesen Zeilen. Ihr Verhältnis zu Richard war zwar ein innerlich zuversichtliches, aber doch noch nicht vor den Ihrigen ausgesprochenes gewesen. Jetzt schien es dem liebenden Mädchen, als sei alles gut und sicher und als könne sie jedem Ansturm von außen widerstehen.

Sie sollte auch noch ernstlich auf die Probe gestellt werden. Besonders durch Oskar, der sie in derber Weise mit ihrer Geschmacksverirrung, ihrer plebejischen Richtung neckte und ihr, scheinbar brüderlich wohlmeinend, riet, sich doch nicht selbst aus der guten Gesellschaft zu verbannen.

Anna trat für die verschüchterte Liesbeth ein, sie tadelte ihren Verlobten wegen seiner Vorurteile, seiner Unzartheit und Unfreundlichkeit. Er verteidigte seine Ansicht mit der Dreistigkeit, die ihm eigen war, und es gab ein erstes, ernstliches Zerwürfnis zwischen den Brautleuten.

Verstört und mit Thränen kämpfend kam Anna, nach diesem Zusammenstoß mit Oskar, in ihrer traulichen Mansarde bei Mienchen Vogelsang an.

Das gute alte Mädchen tröstete ihren Liebling. Es gäbe oftmals Streit zwischen Brautleuten, das habe sie allerorten gesehen.

Unwillkürlich verglich Anna im Geiste ihren Verlobten mit Alexander. Wie würde der ganz anders sein! Wie viel milder und edler war er immer gewesen, als der rabiate Oskar! Aber es war gewiß jetzt recht schlecht von ihr, so viel an Alexander zu denken. Es hatte freilich nie eine Annäherung zwischen ihnen stattgefunden, er war ihr nie entgegengekommen, hatte nicht daran gedacht, ihr die Cour zu machen, wie Oskar es von jeher gethan. Aber sie ertappte sich doch oft darauf, daß sie Alexanders schönes Gesicht im Geiste vor sich sah und daß sie sich mit ihm beschäftigte.

Anna wurde sehr kühl und spröde nach der Verletzung ihres Gefühls durch den hochmütigen und rücksichtslosen Verlobten. Der stürmische Oskar hielt die Verstimmung zwischen ihnen aber nicht lange aus; er schwor ihr, daß er sie übermenschlich liebe, nicht ohne sie leben könne und versicherte sogar, wenn sie ihm nur wieder gut sein wolle, so möge Liesbeth den ersten besten Straßenfeger heiraten, er werde sich nicht darum kümmern. So kam nach und nach die Versöhnung zu stande.

Erleichtert wurde dieselbe durch einen selbständigen Schritt Liesbeths, den ihr niemand zugetraut haben würde.

Sie schrieb, ohne jemand um Rat zu fragen, einen Brief an den Lieutenant von Lauterbach und dankte ihm, in höflichen Ausdrücken, für seine gute Meinung und seine Absicht, auf die sie aber leider nicht eingehen könne. Eine Abschrift dieses Briefes händigte sie stillschweigend ihrem Vater ein.

Der alte Herr war sehr bestürzt, noch mehr aber die Mutter, die versicherte, sie werde ganz irre an ihrem Kinde und an allen Dingen um sie her. Sie habe im Traume Liesbeth als Braut mit Kranz und Schleier neben Lauterbach gesehen und es sei gegen den Willen der Vorsehung, gegen die Natur der Dinge, daß ihre Tochter sich einer so glücklichen Fügung widersetze.

Eltern, Großmutter und Bruder blieben verstimmt gegen die Widerspenstige, so daß Liesbeth sich sehr unbehaglich zwischen den Ihren fühlte, sich nur durch Annas Zuspruch sowie durch die Liebeszeichen, die heimlich zwischen ihr und Richard gewechselt wurden, einigermaßen getröstet fühlte.

Das Zusammensein der Freundinnen sollte nur noch wenige Wochen dauern. Der Postrat war nicht der Mann, seine einmal ausgesprochene Absicht zu vertagen oder gar aufzugeben. Er hatte alsbald eine Landwirtschaft ausfindig gemacht, wo junge Mädchen in allem Nötigen unterwiesen wurden und teilte seiner Nichte mit, daß er ihre Abreise auf den letzten September festgesetzt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Morgenpsalm.

Wie zackig kühn die Felsen ragen,
Wie grün der Wald zu Thale schaut,
Daraus der Vögel ersten Laut
Zum Ohr mir Morgenlüfte tragen!
Noch weben auf des Thales Wiesen
Die Elfen ihrer Schleier Zier,
Und aus dem Walde schwebt herfür
Zum Scheitel jener grauen Riesen
Ein spinnwebzartes Dunstgebild.
Noch haftet's an dem letzten Ast
Des höchsten Baumes, wie am Mast
Im Wind die leichte Wimpel schwillt.

Fernher vom Osten glüht's heran,
Und wo der Felsen, zackenvoll,
Am höchsten ragt ins Ätherall,
Ein Glutenstrom herniederrann.
Er fällt und fällt, schon brennen rot
Die höchsten Wipfel dort im Tann.
Und nun, wie's Wald und Fels durchloht!
In Glut getaucht der Riesenwall,
Als räng' er aus dem Feuerschoß
Der jugendstarken Mutter Erde
Auf des Allmächtigen Wink und Werde
Sich wie vor Zeiten glühend los.
Heil, Königin, Du nahst dem All!
Sei mir gegrüßt, Du Erdenwonne,
Du hohe Herrin, junge Sonne,
Der jedes Erdenlos entquillt,
Du, Deines Schöpfers reinstes Bild!

Und wie mit jauchzend hellem Hall
Dich grüßt der Vogelstimmen Schall,
So mit der Freude raschen Schlägen
Hebt auch mein Herz sich Dir entgegen
Und ihm, daß mächtiger Werberuf
Dich und das All und mich erschuf.

Nun schwillt's daher wie Orgelton,
Die Bäume neigen ihren Gipfel
Und schütteln die betauten Wipfel.
Der Morgenwind, des Frühlichts Sohn
Läßt rauschend Lobespsalmen klingen,
Die sich zum Himmel aufwärts schwingen,
Von Fels zu Felsen hallend dringen,
Dem Herrn zum Preise, der da spricht:
Es werde Licht.

E. W.

Ein Unglücksmensch.

Von **Georg A. Albert.**

I.

Ebenso plötzlich, wie er verschwand, tauchte er wieder auf. Lange Zeit hatte ich nichts von ihm gehört — jedoch oft an ihn gedacht. Ja, ich bekümmerte mich ernstlich um sein Los, denn er war mir ein lieber Freund und ehemaliger Schulgenosse, dessen aufrichtige Zuneigung in dieser Welt von Gleichgültigkeit und Nichtbeachtung seines Nächsten mir herzlich wohl that. Er war der einzige Mensch auf dieser Erde, dem ich mich rückhaltslos und ohne Mißtrauen anvertrauen konnte, freilich nur in Dingen von geringer Wichtigkeit, von denen ich wußte, daß sie harmlos genug waren, um von meinem Freunde unabsichtlich mir nicht zum Schaden gewendet zu werden. Unabsichtlich — denn eher hätte mein Freund sich in Stücke reißen lassen, als daß er mit Absicht und Willen etwas gethan hätte, was mir oder irgend einem andern Menschen hätte zum Nachteil gereichen können. Er war die Gutmütigkeit und zugleich die Unüberlegtheit selbst. Durchaus nicht fähig, über irgend eine Handlung sich Rechenschaft abzulegen oder die möglichen und gewissen Folgen einer solchen sich klar zu machen, gab er nur der momentanen Eingebung nach und hielt diese für so unfehlbar, daß selbst bei genügender Zeit zur Vorbereitung die eingehende Erwägung ihm nicht beifiel. Kein Wunder, wenn ihm alles fehl ging, oder besser gesagt, keine seiner Handlungen geeignet war, seiner Existenz eine Dauerhaftigkeit und Solidität zu geben. Mit einem Worte: Er war ein Unglücksmensch! Niemand aber wollte das weniger einsehen als er. Stets von dem besten Vertrauen zu sich selbst getragen, waren seine Hoffnungen und Aussichten schier unbegrenzt, wo meine freundschaftliche ernste Teilnahme nur eine trostlose, schreckenvolle Zukunft für ihn erblickte. In solchen Augenblicken des Gespräches, die während unseres jahrelangen Beisammenseins ziemlich oft eintraten, weil seine Sorglosigkeit und sein Gleichmut mich nahezu in Verzweiflung brachten, sah er mich verwundert an, entnahm meiner Cigarettentasche ein ägyptisches Kraut, und den Dampf desselben behaglich einatmend, begann er — wie auch jetzt — etwa folgendermaßen mir zu widerlegen:

„Ich weiß in der That nicht, was Du willst! Aber da es Dir nun wieder einmal gefällt, Dich um mich zu grämen, wofür ich Dir sehr dankbar bin" — er ergriff meine Hand und drückte sie warm — „so laß uns in Ruhe darüber reden. Wozu sollen wir uns aufregen? Wenn irgend jemand, so müßte ich der erste sein, der sich der unnötigen Reflexion über ‚Sein und Nichtsein' hingiebt, denn mich geht es zuerst an. Du siehst jedoch, ich bin ganz ruhig, also steht es mit mir nicht so schlimm, wie Deine freundschaftliche Teilnahme von mir annimmt. Denn gesetzt, lieber Hans, ich wäre in Gefahr, so müßte ich diese Gefahr doch zuerst sehen und fürchten. Das ist aber nicht der Fall, folglich ist eine solche auch nicht vorhanden. — Diese Logik macht Dich unwillig? Mag sein, ich bin nicht stark darin, aber ich meine das ist doch klar wie die Sonne! Und zudem — es soll dies kein Vorwurf für Dich sein — wenn man einem Menschen immer zuruft: ‚Du! Sieh Dich vor! Dort ist ein Abgrund! Du fällst!' Glaube mir, der Sicherste wird schließlich unsicher und der Kühnste furchtsam. — Glücklicherweise ficht mich das nicht an," fuhr er, von schwachem Ernst zur Heiterkeit übergehend, fort. „Meine Natur ist anders geartet. Ich liebe das pulsierende Leben und hasse alle Theorie, die ‚grau' ist, wie Goethe sagt. Bei der Philosophie geht aller praktischer

Digitized by Google

Untergrund verloren. Praxis aber ist die erste Lebensbedingung in dieser praktischen Welt Darum laß uns kühl überlegen, wie Dir geholfen werden kann. Denn um einen Trost für Deine Bekümmernis um mein ferneres Geschick handelt es sich doch vornehmlich. Was mich selbst betrifft, so bin ich, wie bemerkt, sehr ruhig darüber. Ich habe ja alle Chancen für mich! Ich bin meistens gesund — was Du und viele andere Menschen nicht von sich sagen können; ich habe kein Geld — dieses Schicksal teile ich mit der Masse; ich bin jung, noch nicht siebenundzwanzig Jahre — und damit ist alles gewonnen. Was willst Du nun, lieber Junge?"

„Entweder bist Du ein Weiser oder ein Narr!"

„Vielleicht beides?" lächelte er übermütig. „Jedenfalls — sagt man — ist es schwer zu erkennen, wo der eine aufhört und der andere anfängt."

Unwillig wandte ich mich ab und nahm die zweite Sofaecke ein. Er streckte sich behaglich und warf mir einen bedauernden Seitenblick zu.

„Sieh," fuhr er, den blauen aromatischen Dampf weit von sich blasend, fort: „Du regst Dich wieder unnütz auf. Thäte ich nun desgleichen, so wären die Ideenverwirrung und der Irrtum fertig. Laß uns doch vernünftig miteinander reden. Ich hatte mich auf das Wiedersehen so gefreut."

„Wirklich?" forschend betrachtete ich sein hübsches Profil. Ich hatte ihn lieb, diesen großen, unüberlegten Bengel. Was mochte er in den beiden Jahren, da wir uns nicht sahen, gethan haben?

„Verlaß Dich darauf!" beteuerte er herzlich und drückte wiederum meine Hand.

„Und warum gabst Du kein Lebenszeichen von Dir?"

„Ich hatte Dir nichts Besonderes zu melden. Und dann — —" warf er etwas schüchtern ein, „dann fürchtete ich Deine Vorwürfe, Hans, — denn ich habe nach Deiner Auffassung viele Dummheiten begangen."

„Selbstverständlich! Also nur nach meiner Auffassung hast Du — —"

„Ja. Denn sieh," lachte der Unverbesserliche, „ich habe doch die beste Meinung von mir."

„Richtig! Das vergaß ich. Aber das war doch kein Hindernis; Du hättest die Dummheiten mir ja verschweigen können."

„Das ging nicht," sagte er aufrichtig. „Sollte ich Dir die Wahrheit verheimlichen? Du hast doch ein Recht darauf."

„Und darum schwiegst Du lieber ganz?"

„Das andere hätte Dich gelangweilt."

Es trat eine Pause ein.

„Ein netter Freund!" sagte ich dann bitter.

„Wieso?"

„Vielleicht hättest Du meine Asche in Gotha suchen können. Ich war sehr krank."

„In der That?" Er sprang lebhaft auf. „Aber Du scherzest nur, Hans!"

„Meinetwegen."

„Das ist ja unmöglich!"

„Daß ich sterben konnte, Narr?"

„Das nicht. Aber — —" Er schwieg erregt und trat dann gerührt auf mich zu. „Vergieb mir, Hans!" sagte er sanft. „Daran habe ich, beim Himmel, nicht gedacht, sonst hätte ich Dir wahrhaftig alle meine Dummheiten mitgeteilt."

Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten. Er aber blieb ernst.

„Genug, genug!" wehrte ich ab. „Noch bin ich weder tot, noch verbrannt. Den Brief bleibst Du mir schuldig."

„Mit Vergnügen — Aber ich sehe ein, ich that unrecht."

„Schon gut."

„Wir trennen uns nun nicht mehr. Ich kann ja ebenso gut hier bleiben. Geld giebt es überall zu verdienen. In der That, Hans, es kommt auch nichts dabei heraus, in der Fremde zu leben. Man vermißt den Anhang — es fehlt einem was. Und wozu dient schließlich die Freundschaft, wenn man sie nicht pflegt? Ich habe das sehr lebhaft empfunden. — Also Du warst krank — —"

„Reden wir nicht mehr davon. — Es genügt, daß Du ‚meistens' gesund bist, meistens kein Geld hast und daß Du vermöge Deiner siebenundzwanzig Jahre Dich zu den besten Hoffnungen berechtigt fühlst."

„Spottest Du, Hans?"

„Bewahre! Du hast es ja selbst gesagt."

„Dennoch spottest Du. Aber ich habe recht, mit dem Rechte der eigenen vorzüglichen Meinung, die ein jeder von sich hat."

„Die soll Dir unbenommen bleiben. — Um Dir jedoch eine einfache Frage vorzulegen: Was gedenkst Du mit Deiner Gesundheit, Deiner Geldlosigkeit, Deinen guten Hoffnungen für die Zukunft, Deinen siebenundzwanzig Jahren und endlich mit Deiner vorzüglichen Meinung von Dir selbst anzufangen?"

Er lachte wie ein rechter Leichtsinn, diese hübsche große Eintagsfliege!

„Wie komisch Du bist! Ich werde mir eine Stellung suchen."

„Hm! — Und wenn Du in der Eile — denn es hat, glaube ich, Eile — keine bekommst?"

„Dann werde ich warten."

„Aber Mensch! Wovon willst Du inzwischen leben?" rief ich, durch seinen Gleichmut ganz außer Fassung. — Er zupfte sich an der Nase.

„Allerdings —" meinte er mit komischer Bedenklichkeit. Dann richtete er sich heiter auf und, eine neue Cigarette in Brand setzend, sagte er: „Heute bin ich Dein Gast, morgen bin ich bei Freund Emil, der sich freuen wird, mich wiederzusehen, und übermorgen — übermorgen — — hilft Gott weiter! Denn nur nichts überstürzen, Hans!" meinte er mir einem Anflug von Ernst und drolliger Überredung. „Ich habe fast stets die Erfahrung gemacht, daß mit dem Hasten und Jagen nichts gewonnen ist. Wie erging mir's die beiden letzten Jahre? Immer die Befriedigung der elenden Bedürfnisse des Augenblicks und nirgends Ruhe, die einen wirklichen Lebensgenuß zuläßt. Ich glaubte schließlich, Du und die andern Ihr hättet recht — ich wäre ein Unglücksmensch! Mit Gewalt wollte ich das feindliche Schicksal zwingen, mir wohlmeinend zu werden. Was habe ich nicht alles begonnen! Sekretär, Inspektor, Schauspieler, Direktor, Improvisator, Gerichtsschreiber, Pferdehändler — und was weiß ich, was ich noch alles gewesen bin! Nichts habe ich unversucht gelassen, und wie habe ich im Schweiße meines Angesichts gearbeitet — ehrlich — ehrlich, Hans! Und nun siehst Du mich hier — allerdings etwas defekt und unmodern — — aber Geld, viel Geld ist durch meine Finger gegangen, Hans. Ich hab's leider nicht festhalten können. Doch ein Unglück, Freund? Ich kann's nicht finden. Wer hätte an meiner Stelle gleich viele verschiedene Posten bekleiden können? Nur ein praktischer Mensch wie ich — ein Universalmensch — kein Unglücksmensch! Die Schuld lag nur an meiner Übereilung; ich wollte zu Geld kommen, um Euch

Digitized by Google

endlich den Beweis beizubringen, daß auch ich eine jener modernen Leimruten bin, an denen es kleben bleibt. Aber ich brauchte Gewalt — und das war der Fehler. Gebranntes Kind scheut das Feuer. Das ist das große Resultat meiner Erfahrungen — — Sagtest Du was?"

Ich schüttelte, dieser Philosophie und Lebensauffassung gegenüber nur mit Mühe meine Heiterkeit und mein Mitleid verbergend, den Kopf. Die näheren Umstände dieser „Erfahrungen" brauchte ich gar nicht zu wissen. Hatte ich doch die personifizierte Unüberlegtheit, den Sanguismus in stärkster Form vor mir. — Ich erhob mich.

„Laß uns frühstücken, Franz. Deine Lebensweisheit hat mir Hunger gemacht."

Sogleich war er dazu bereit. Er lachte, der Unglücksmensch, er rieb sich die Hände, als er des gefüllten Schinkens, der Eier, des Caviars und des Weines ansichtig wurde, den die Aufwärterin hereintrug. Wie lange mochte sein Gaumen solche Annehmlichkeiten entbehrt haben? Das Mitleid behielt bei mir die Oberhand.

„Diese netten Beigaben zum Leben würden Dir niemals fehlen, wenn Du Deine unleugbar mannigfachen Fähigkeiten richtig gebrauchen würdest," sagte ich ernst und eindringlich. „Nur ein wenig mehr logisches Denken und Handeln, und ich, als Dein aufrichtigster Freund und Bruder, hätte die Freude und Beruhigung, Dich für Dein ganzes zukünftiges Dasein wohl geborgen zu wissen. Aber ich verzweifele wirklich bereits!"

(Schluß folgt)

Wüstensphinxe.

All des Lebens ewige Rätselfragen
Halten immerdar den Geist in Bann,
Daß er ruhlos, daß er nimmermüde
Nur auf sie voll Sehnsucht schauen kann.

Schreckhaft, gleich der Wüste grauen Sphinxen,
Stehn sie schweigsam starr im Tageslicht:
Selig, wen der Liebe Zauberschleier
Weich umblendet — er nur sieht sie nicht.

Oskar Linke.

Die deutsche Geldnot in der Kipper- und Wipperzeit

Kulturgeschichtliche Skizze von **Karl Gander.**

I.

Schon unter keltischen Münzen, die vor 2000 Jahren im Umlauf waren, hat man unechte Stücke entdeckt. Daraus geht hervor, daß Münzfälscher seit Benutzung des Geldes wohl zu allen Zeiten vorhanden gewesen sind. Doch nie hat ihr betrügerisches Gewerbe einen so großen Umfang angenommen wie während der sogenannten Kipper- und Wipperzeit bei Beginn des dreißigjährigen Krieges. Denn damals waren in Deutschland beinahe alle Münzmeister zugleich Münzfälscher und übten ihr verbrecherisches Handwerk sogar mit hoher obrigkeitlicher Genehmigung. Es gab in diesen Jahren in unserm Vaterlande fast nur noch minderwertiges Geld, wodurch allerlei Unordnung erzeugt und der Nationalwohlstand aufs schwerste geschädigt wurde.

Schon lange vor dem großen Kriege drohte in Deutschland eine Münzverwirrung einzureißen, weil bei der ungeheuren Zerrissenheit des Reiches und infolge Mangels einer starken Kaisergewalt eine Vielfältigkeit von Geprägen vorhanden war, daß es dem gemeinen Manne schwer werden mußte, sich zurechtzufinden. Denn nicht bloß die damals so zahlreichen reichsfreien Fürsten und Grafen, sondern auch viele Städte und Klöster hatten sich das Münzrecht angeeignet; ja, es lief außerdem noch ausländisches Geld um.

Kaiser Ferdinand I. hatte daher schon 1559 versucht, mehr Einheit im Münzwesen des Reiches zu schaffen, indem er eine neue Münzordnung erließ und bestimmte, daß aus der kölnischen Mark Silber (14 Lot 16 Gran fein) 9½ Reichsgulden, der Gulden zu 60 Kreuzern, geprägt werden sollten. Die unbeschränkte Ausübung des Münzrechtes wurde nur den Reichsfürsten gelassen, die in ihrem Gebiete Bergwerke besaßen; allen übrigen Ständen blieb bloß gestattet, Scheidemünzen mit vorgeschriebenem Feingehalte zu prägen, aber nicht einmal in eigenen, sondern in den Kreismünzstätten des Reiches. Zweimal im Jahre sollten in jedem Kreise die geschlagenen Geldstücke einer Probe unterzogen werden.

In Norddeutschland fand die neue Münzordnung schwer Eingang, weil darin auch der hier beliebte Thaler verboten wurde. Erst als der Kaiser diese Münze neben dem Gulden bestehen ließ, fügte man sich allgemeiner seinen Vorschriften.

Trotzdem beseitigte die Neuordnung die bestehende Münzverwirrung nicht. Zwar prägte man Gulden und Thaler bis zum Beginn des dreißigjährigen Krieges bestimmungsgemäß; aber ihre Herstellung blieb nicht ein Vorrecht der Erzgrubenbesitzer unter den Reichsständen, und das Ausbringen der silbernen Scheidemünzen gab man wieder ganz dem Gutdünken der Münzberechtigten anheim.

Da zeigte es sich denn, daß zu Anfang des 17. Jahrhunderts in vielen deutschen Staaten der Feingehalt des Kleingeldes um 6 bis 7 Prozent zu gering war. In Württemberg erreichte der Minderwert bei Groschen und Halbbatzen 19, bei Pfennigen selbst 35 Prozent. Ein schlesischer Münzmeister schrieb 1607 an Kaiser Rudolph II., daß kleinere, namentlich ausländische Münzen umliefen, die 10, 20, 50 ja 60 und 70 Prozent zu gering geprägt seien.

Es wäre nun wohl Pflicht der Regierenden gewesen, der drohenden Münzverschlechterung kräftig entgegenzuwirken. Aber dem Kaiser fehlte dazu, weil Deutschland infolge der Religionswirren in zwei feindliche Lager gespalten war, vor allem die Macht und den Fürsten vielfach auch der gute Wille.

Nach dem Regierungsantritt Karls V. hatte der Luxus unter den deutschen Regenten erstaunlich zugenommen und zugleich bewirkt, daß in ihren Kassen beständige Ebbe war. Da damals aber ein Herrscher zwischen seinem Privatvermögen und den Steuern und Zöllen des Landes fast keinen Unterschied machte und die letzteren einfach mitverbrauchte, so zeigten sich die Stände gewöhnlich wenig geneigt, ihrem Fürsten in seiner Geldnot beizuspringen.

Kein Wunder, daß da Landesherren auf den Gedanken kamen, die Münzverschlechterung mitzumachen und durch den Gewinn ihre leeren Kassen wieder zu füllen. Was einer begann, befolgten drei andere, um keinen Schaden zu erleiden und überdies die eigenen Einkünfte zu vermehren, und schließlich gab es in Deutschland fast keinen Staat mehr, in dem die Münze nicht gegen den Reichsfuß zu gering war.

Schon längst übten die Fürsten das Münzrecht in alter

Digitized by Google

Freiheit wieder aus; sie kehrten sich so wenig an die Ordnung von 1559, daß nicht bloß der Reichsadler, sondern sogar der Name des Kaisers von den Geldstücken verschwand. Gegen viele erhob man schon vor dem dreißigjährigen Krieg Klage, daß sie die Zahl ihrer Münzstätten in ungesetzlicher Weise vermehrten.

Auch das geschah aus Eigennutz. Dieselben wurden nämlich an einen Münzmeister gegen eine hohe Summe verpachtet, die unter dem Namen des Schlagschatzes in die landesherrliche Kasse floß. Je mehr der Mann nun zu zahlen hatte, desto eher mußte er in Versuchung kommen, den Feingehalt des Geldes zu verringern. So wurden schon 1617 auf dem Probationstage des niedersächsischen Kreises zwölf Münzmeister dieses Vergehens für schuldig befunden.

Anfänglich hatte man den Betrug noch heimlich und hauptsächlich an Scheidemünzen vorgenommen. Nach Ausbruch der böhmischen Unruhen schienen aber die verschiedensten Reichsstände in der Münzverschlechterung geradezu das Mittel gefunden zu haben, sich mühelos das etwa zum Kriegführen nötige Geld zu verschaffen. Man ging nun auch an das Fälschen der groben Münze. Bald machte sich eine Wertsteigerung der nach reichsgesetzlichen Vorschriften geprägten Geldstücke, namentlich der Gulden und Thaler, bemerkbar. Händler strichen auf den Dörfern umher, die vollwichtigen Geldsorten aufzukaufen und sie mit Gewinn an die Wechsler oder Münzmeister abzusetzen. Weil dabei alle Beteiligten ein schönes Stück Geld verdienten, so ergriff das Volk bald ein wahres Goldfieber. Jeder wollte auf demselben Wege schnell reich werden. Da ließen in den Städten selbst Ratsherren und Richter, auf den Dörfern Vögte und Schöffen ihre Amtspflichten im Stich; Ärzte und Rechtsgelehrte stellten ihre Beschäftigungen ein, um „auf Wechsel zu reiten", sogar Geistliche trieben sich als Geldaufkäufer umher. Denn für 7 Gulden schwerer Münze wurden jetzt bis 4 Gulden Aufgeld gegeben; das machte bei 100 Gulden einen Gewinn von 57 Gulden nach dem Nennwerte. Manche der Händler fuhren mit bewaffneten Knechten durchs Land, um ihre Beute auch sicher heimzubringen, und arme Edelleute verschmähten es nicht, die Geldwagen der Juden gegen Bezahlung mit „reisigem Zug" zu begleiten oder gar selbst dem wucherischen Gewerbe nachzugehen. Bald hatten die Freibeuter auch einen besonderen Namen; sie hießen allgemein „Kipper und Wipper". Von ihnen wurden schließlich die alten Reichsthaler, die man bei der Hochzeit als Mahlschatz oder bei der Taufe als Patengeld erhalten und ehrfurchtsvoll verwahrt hatte, aufgestöbert und in die Münzen geschleppt, in denen jetzt eine fieberhafte Thätigkeit herrschte. Hier schickte man nun „Roß und Mann, Löwen, Schaf und Bär ins Feuer", verschonte selbst die heilige Jungfrau nicht; „Lutherus mußte als ein Ketzer mit zum Feuer gehen — kurz! es war kein Erbarmen, ja ganze Städte mußten in den Tiegel kriechen." Aber auch viel nicht gemünztes Silber wanderte in diesen hinein. Im Kurfürstentum Brandenburg waren 1620 fast keine Pfennige, Dreier und Groschen von altem Gepräge mehr aufzutreiben. Unter dem Vorgeben, Waren bezahlen zu müssen, schleppten die Händler das gute Geld auf die Messen von Leipzig, Naumburg, Frankfurt, wechselten es um und brachten schlechtes dafür zurück.

Gewiß konnte es den Fürsten und Reichsständen nicht gleichgültig sein, wenn ihre vollwichtigen Münzen aus dem Lande abflossen. Viele erließen daher auch Verordnungen, die den Geldhandel aufs strengste untersagten, den manche als ärger denn Raub und Diebstahl bezeichneten. Es war aber jedenfalls ein Fehler, daß sie die schlechten Münzen nicht einfach verboten, sondern nur in ihrem Wert herabsetzten. Die Stadt Nürnberg, die neben Augsburg in Süddeutschland am meisten litt, suchte anfangs ihren Handel mit allen Mitteln vor Schaden zu bewahren. Der Rat ließ die von den Messen kommenden Warenballen untersuchen, um zu erfahren, wer die gefälschten Münzen einführe; er stellte ferner Geldzähler an, welche die Zahlungen vermitteln und die minderwertigen Münzsorten zurückweisen sollten, ja, er errichtete zu demselben Zwecke sogar eine Bank. Alles vergeblich. Das gute Geld verschwand aus dem Verkehr und schließlich blieb dem Rate nichts übrig, als mit den Wölfen zu heulen und seine eigenen Münzen zu verschlechtern. Als die übrigen Reichsstände sahen, daß selbst harte Strafen gegen die Kipper und Wipper nichts fruchteten, machten es nicht anders. So ließ der Kurfürst ganz offen geringwertige, sogenannte Interimsmünzen schlagen. Am besten erwehrten sich der Münznot die Hansastädte. Lübeck und Hamburg einigten sich schon 1619 über gemeinsame Maßregeln, und im nächsten Jahre traten auch Bremen und die mecklenburgischen Fürsten den Abmachungen bei.

(Schluß folgt.)

„Als sie Hochzeit hielt".

Lieder von **Hans Gabriel.**

1.

Durch die grüne Fichtenhecke
Schritten wir zum letzten Mal,
Auf der frischen Waldesdecke
Flimmerte ein Sonnenstrahl!

Leise küßte er das nasse,
Überblühte Heideland,
Leise auch das schöne, blasse
Weib, das scheidend vor mir stand. —

2.

Ich geh' vorbei im Alltagskleid
An meiner Liebsten Haus —
Sie trägt das reiche Brautgeschmeid,
Die Myrte und den Strauß.

Doch blinkt's ihr nicht am Auge feucht,
Und zuckt um ihren Mund?
Gleich roten Perlen, wie mir däucht,
Quillt's aus des Herzens Grund.

3.

Den Wagen hör' ich rollen
Heran — vorbei!
Er fährt mit eisernem Rade
Mein Glück entzwei!

Aufschreit's zu meinen Füßen
Noch einmal schrill —
Dann sieht's mich an und lächelt
Sterbend und — still!

Digitized by Google

4.

Ich ging auf unsre Heide hinaus
Heut' in der Früh',
Ich pflückte ihr einen letzten Strauß,
Mit Not und Müh'.

Denn jede Blume, die ich ihr brach,
Schaute mich an,
Wie ein scheidender Sommertag,
Der früh verrann!

5.

Du stiller Gedanke in meiner Brust,
Was glühst Du heiß?
Was blühst Du immer von neuem auf,
Du dürres Reis?

Du süßes Glück, das zitternd erlosch
Im Abendschein —
Was winkst Du mir noch, und bist doch lang',
Lang' nicht mehr mein?!

Einiges aus Welt- und Afterweisheit.

Von **Dr. Paul Mahn.**

(Schluß.)

Gerecke versucht alle bisherigen Philosopheme, auch den „sogenannten Materialismus", als dualistische zu erweisen, das heißt, auf das sittliche Gebiet angewendet, als solche, die dem Geiste eine Herrschaft über den Körper, der Vernunft über die Begierden zuschreiben, um dann als „konsequenter Materialist" seine Verwerfung jeglichen „Moralkodexes" dadurch zu begründen, daß wir keine adäquaten Vorstellungen von unsern Begierden erlangen könnten, mithin unfähig seien, vermöge der Erkenntnis auf den Willen zu wirken. Den Begierden mit Klugheit ihren Lauf zu lassen, ist die Ethik des konsequenten Materialisten. — Übrigens ist die Beweisführung wenig klar und unter einem Wust von allerlei Abschweifungen zerfasert.

Was zunächst den Vorwurf des Dualismus angeht, so liegt hier ohne Zweifel eine einfache Begriffsverwirrung des Verfassers vor. Er bemerkt nicht, daß sein Vorwurf sich im Grunde gegen das Disponieren überhaupt richtet. Auch der durchgeführteste Monismus wird in der Darlegung seines Systems zunächst meistens zu einer Zweiteilung und weiterhin zu immer mehr Teilungen gezwungen sein, um eben den mannigfachen Seiten des Daseins, das er gleichwohl aus einer Wurzel entspringen läßt, gerecht zu werden. Nach seiner eigenen Betrachtungsweise müßte Gerecke sich selbst für einen Dualisten halten, da doch auch bei ihm neben der Materie der materielle Anstoß besteht.

Die ethischen Folgerungen sind weniger an sich, als vielmehr dadurch von Wichtigkeit, daß sie zeigen, wohin der Materialismus, folgerichtig durchgedacht, führen muß: zur Anarchie. Hierauf ist mit unsern obigen Ausführungen über Zweckmäßigkeit schon geantwortet. — Was die Begründung angeht, so ist gewiß gerade vom Standpunkte des Idealismus zuzugeben, daß wir nicht imstande sind, einen Affekt, eine Begierde „adäquat" zu erkennen, noch überhaupt ihr Aufkommen zu verhindern, wenn einmal die Bedingungen zu ihrem Zustandekommen gegeben sind. Zu dieser Einsicht bedarf es nicht erst eines immer wiederholten Geredes von Ätherschwingungen, Druck und Stoß. Das ist es aber auch gar nicht, um was es sich handelt, wenn es gilt, die Bedeutung der Erkenntnis für die Sittlichkeit festzustellen. Vielmehr kommt diese insofern in Betracht, als einerseits durch Berichtigung unseres Weltbildes, andererseits durch ein klares Erfassen des gefühlsmäßig gegebenen Inhalts unseres Daseins dem Willen neue und, wie wir jedesmal glauben werden, bessere Motive dargeboten werden, sein Handeln danach zu bestimmen.

Im allgemeinen ist über das Gereckesche Buch noch zu bemerken, daß die Verworrenheit des Verfassers sich auch in einem durchgehenden Mißverstehen der „bisherigen Philosophie" zeigt. Geradezu als eine Frechheit ist es aber zu bezeichnen, wenn er, der durch seine eigenen Leistungen so wenig die Berechtigung zum Urteilen erweist, in spöttisch-überlegenem Ton von tiefsinnigen Theorien älterer Denker spricht, wenn er z. B. die Annahme von Erkenntnissen a priori aus einer einfachen Verwechslung mit unbewußter Erinnerung erklären will. Durch das ganze Buch geht ein Ton frivoler Unverschämtheit — bei ernsten Dingen werden sogar Kalauer nicht verschmäht. Wenn er von Lustempfindungen spricht, so hat man den Eindruck, als ob alles dem Gebiet des Geschlechtlichen entnommen sei — will er doch zwischen Wollüstling und Farben-, Töne-, Gefühlslüstling, das heißt Künstler, keinen Unterschied anerkennen. Redet er von dem werkthätigen Mitleid der „Damen besserer Stände", so ist ihm das ausschließlich die Begierde „nach jener geheimnisvollen, nervösen Erzitterung der Haut, die wir gewöhnlich mit Gänsehaut zu bezeichnen pflegen." Fügen wir noch hinzu, das der heilige Augustin geradezu den „gemeinsten Kreaturen, welche aus der Menschheit hervorgingen", zugezählt wird, so darf man vielleicht zweifeln, ob der Verfasser immer über dasjenige Maß von Bewußtsein seiner Worte verfügt, welches allein einen Anspruch auf Zurechnungsfähigkeit rechtfertigen könnte. —

In würdigem Tone geschrieben, zugleich auf eine weitaus bedeutendere Persönlichkeit hinweisend, ist das Buch von Strecker.

Der Verfasser bekämpft die Anschauung, daß Materialisten keine Sittlichkeit haben könnten. Ohne Zweifel mit Recht. Aber ein ehrlicher Gegner wird das auch nicht behaupten. Er wird nur sagen, daß ein konsequent durchgeführter Materialismus wie bei Gerecke, zur Leugnung des Sittlichen gelangen müsse. Konsequenz aber ist nicht jedermanns Sache. Vor allem nicht Herrn Streckers. Ihm ist es nur dadurch möglich, seinen sittlichen Standpunkt mit dem des Materialismus zu vereinigen, daß er sich die ungeheuerlichsten Widersprüche und Halbheiten gestattet, daß trotz großer Klarheit in Einzelfragen, trotz der leicht verständlichen und oft schönen Darstellung, doch in den Grundbegriffen eine heillose Verwirrung herrscht.

„Das Zeugnis der Sinne ist vielleicht nur Schein", die Kräfte sind „eigentlich nur eine Beziehungsform unseres Denkens", und doch hält er „die sinnliche Welt für die wirkliche, wenn auch in eigentümlicher Weise empfunden" und anerkennt „neben dieser keine geheimnisvolle, zweite". Die Welt ist ihm zwecklos, „Kälte und Stillstand aller Bewegung scheint das endliche Schicksal aller Welt zu werden", und doch wird eine stufenweise Entwicklung zu höheren Daseinsformen anerkannt, und doch hat der Verfasser Vertrauen zu dem „geistigen Fortschritt des Menschengeschlechts".

Digitized by Google

Was heißt es eigentlich: das Angeborensein des Sittengesetzes ohne jede Einschränkung leugnen und es doch in „angeborenen Trieben“ seinen Ursprung haben lassen? Was heißt es: Aus jedem Menschen kann je nach äußeren Umständen alles werden, wenn doch auf Hinterthüren Mitleid, Tugend, leidenschaftliche Zuneigung, Liebe zur Menschheit und zur Gattung als Angeborenes wieder hereinkommen?

Hinzu tritt eine eigentümliche Schiefheit und Verkehrtheit schon in der Art der Fragestellung selbst, die schon in dem Angeführten aufgefallen sein wird. Die Probleme liegen gar nicht da, wo Herr Strecker sie sucht. Um nur eins zu erwähnen: Durch das ganze Buch geht das Gerede, daß alles ohne eine „fremde Macht“ erklärt werden solle, daß „alle Vorgänge in natürlicher Weise“ geschehen und dergleichen. Als ob nicht gerade das Natürliche auch das Geheimnisvolle wäre und insofern sogar „eine fremde Macht“; und als ob die meisten Menschen, wenn sie von „übernatürlichen“ Ursachen reden, etwas anderes meinten, als übermenschliche.

Man sieht, mit einem Philosophen haben wir es nicht zu thun — aber auch nicht mit einem Materialisten. Er gehört zu denjenigen, die es nur mit dem Kopfe sind, gemütlich auf ganz anderem Standpunkte stehen. Es zeigt sich das vor allem an den praktischen, sittlichen Forderungen, die er aufstellt. Wir können absehen von der platt-utilitaristisch-hedonistischen Begründung seiner Ethik — sie ist von geradezu langweiliger Oberflächlichkeit und führt nur längst und besser Gesagtes von neuem aus — die Hauptsache ist die ehrliche Begeisterung für sittliche Aufgaben, das warme Eintreten für die notleidenden Klassen, das uns unter all dem theoretisch-oberflächlichen Gerede einen edlen, sympathischen Menschen erkennen läßt. Kapitel 15 und 16 bezeichnen geistig den Höhepunkt des Werks. Sie geben eine im ganzen besonnene Würdigung unserer Zustände und der sozialistischen Ideen sowie eine anziehende Darlegung der möglichen Daseinsveränderungen, denen die Menschheit entgegengeht.

Fast möchte man sich nach Lesung des Buches vermessen, dem Verfasser, wenn er noch jung genug dazu sein sollte, einen Tag der Rückkehr zu seines Vaters Hause zu prophezeien. Sicherlich aber wird es vielen so gehen, die heute noch im Materialismus befangen sind. Ludwig Büchner hat recht, wenn er in der Einführung zu dem Streckerschen Werke sagt, es gehöre Mut dazu, sich in unsern Tagen zum Materialismus zu bekennen. Ja, wir sind so weit. Er beginnt allmählich um jeden Kredit zu kommen. Im jüngeren Geschlecht, vor allem der Künstler und Schriftsteller, lebt ein Geist, der sich abwendet nicht minder von den Seichtheiten materialistischen Philistertums, als vom Schattenleben eines einseitigen Idealismus. Der Glaube an die Allwissenheit der Naturwissenschaften, der um die Mitte des Jahrhunderts den Materialismus von neuem erstehen ließ, ist infolge gründlicherer Beschäftigung mit jenen ins Wanken gekommen, und ein neuer beginnt an seine Stelle zu treten: der Glaube an einen tieferen Sinn der Welt, von dem wir zwar nichts wissen, den aber als immanente Macht wir an jedem Tage, in jeder Stunde empfinden. Und mit ihm der Glaube an einen über jeden Lohn hinausliegenden Zweck der Arbeit, der Glaube an das fröhliche Schaffen. Auch das ist Idealismus. Freilich keiner, der in schmachtlappiger Vergessenheit seine Tage zu verdämmern denkt, sondern der gesonnen ist, in Thaten zu reden, in Thaten zu denken.

Neue Bücher.

Angezeigt von **Friedr. Kummer.**

Der Bankdirektor. Schauspiel in vier Aufzügen von W. Schäfer. (Hannover, Göhmann.)

Wer entsinnt sich nicht, einmal von einer großen holländischen Erbschaft gehört zu haben, die vor Jahren irgend ein reicher Sonderling oder ein junger Mann, der sich mit der Familie nicht vertragen konnte, aber die Reichtümer eines Nabob erwarb, seinen armen Verwandten hinterlassen hat? Die holländische Erbschaft ist schon lange ein Stück Volkssage geworden, die in manchen Gegenden geradezu unausrottbar von Geschlecht zu Geschlecht sich vererbt. Litteraturfähig ist sie freilich nur bei denen, die ihre Kolportageromane zur Litteratur gezählt wissen möchten. Aber im Auswärtigen Amt kennt man auch gar zu gut die fast wöchentlich eingehenden Anfragen wegen der „holländischen“ Erbschaft. Man hat dort in der Wilhelmstraße stereotype Formulare, die in trockenem Ton die Antragsteller von der Thatsache belehren, daß sie sich vergeblichen Hoffnungen hingegeben haben. Ein solches Stereotyp möchte man besitzen, wenn man ein Drama wie das vorliegende ablehnt, in welchem sich unter anderen sehr glaublichen und sehr geistreichen Requisiten auch die „holländische“ Erbschaft befindet. Reichlich zwei Dutzend Narren, Dummköpfe und Schmarotzer, teils handelnd, teils als Chorus, um sich zu sammeln, ist ein Vorrecht, das der Posse gewahrt bleiben sollte. Einige wenige Züge, die in der That satirisch geschaut sind, verschwinden gegen die Fülle der allerthörichsten Übertreibungen, und in einem beispiellosen dritten Akt, wo die Etymologie von Kracht und Kraft zur Sprache kommt und infolgedessen Herr Kraft in Fräulein Kracht seine Schwester erkennt, verschwindet auch die letzte Möglichkeit, den Autor litterarisch ernst zu nehmen. Ihm gebührt nicht mehr als ein Stereotyp, das sein Drama ablehnt. Ein solches sei ihm hier gegeben.

Dilettantentheater für Damen. Eine Originalsammlung von heiteren und ernsten Vorträgen, Solo- und Duoscenen, Lustspielen, lebenden Bildern und Gelegenheitsaufführungen aller Art. Der Herausgeber ist der Schauspieler Paul Rüthling, ein Mann also, der immerhin etwas mehr vom praktischen Theaterwesen versteht, als die Pensionatsvorsteherinnen, die gewöhnlich solche Sammlungen für Dilettantenbühnen herauszugeben pflegen. Die Ansprüche des Büchleins sind mit Recht nur bescheidene und daher mit gefälligem Lobe willig anzuerkennen. Ein Gesellschafter, ein freundlicher Ratgeber will das Buch sein, um den jungen Damen bei den verschiedensten Gelegenheiten an die Hand zu gehen. Freilich wird sich wohl auch bei dieser Sammlung herausstellen, daß gerade für die Gelegenheit, für die man etwas Theatralisches sucht, sich nicht das Passende vorfindet. Das ist die Gebrechlichkeit dieser Welt. Selbst ein Dilettantentheater empfindet das.

Familienfestspiele von Sophie Gubden. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.)

Ein anspruchsloses Festspielsträußchen für alle möglichen Gelegenheiten, wie Hochzeit, Polterabend, Geburtstag, Maifest u. s. w. Georg Ebers hat einige einführende Worte dazu geschrieben. Um der Person der Verfasserin willen wird wohl der Blick mancher eiligen Leser auf dem Buche haften. Sie ist die Tochter eines der tiefsten

Digitized by Google

Seelenkenner Deutschlands, eines Mannes, dessen tragisches Ende bei der Erfüllung einer schweren Pflicht die lebendigste Teilnahme in allen fühlenden Herzen wachrief. Sophie Guddens Festspiele sind frisch, heiter, sinnig und zur Aufführung im Familienkreise wohl geeignet.

Schloß Kruheim. Tragödie im Spiegelbilde der Vergangenheit dem Pseudo-Naturalismus unserer Tage gegenüber von E. Stella.

Ein fürchterliches Stück, mit dem einen Leser bekannt zu machen, zu den verantwortungsvollsten Aufgaben eines Kritikers gehört. Von dem Ton des Ganzen sei hier eine kleine Probe herausgehoben, die sehr gut das Motto illustriert, das dem Drama vorangesetzt ist — „Natur! will dir ans Herz mich legen!“ — Aber nicht unvorbereitet bitte ich die folgenden Zeilen zu lesen. „Was nun seit Deines Vaters Tode uns die Jahre her an ferner Kunde und Gerüchten über jenen Auswandererzug zugekommen — Dank der Vermittelung dabei durch überseeische Beziehungen namhafter Patrizierhäuser der nahen Reichsstadt — also: Anzeigen und Nachrichten von transatlantischen See-Kompagnien, Schiffs-Kapitänen, Agenten, Farmern, Faktoreien; dazu auch Auskünfte hier zu Lande darüber, fortgesetzt bis in die jüngste Zeit herein, insbesonders noch aus dem Dasein jener Unglücklichen, die, in Kürze sei's nur gesagt: ob ihrer hohen Schönheit noch heute im Volksmunde lebend, in Liedern allenthalben gefeiert ward, genannt: ‚Die Blume des Thales‘ — sie, verarmter, zu Grunde gegangener Pächterleute Kind — ach, mit auch von Haus und Hof vertrieben! Nicht das Gut so der Waise geschont! Ja, sie vor ihrem schrecklich grausamen Ende, wie wir erst späterhin erfuhren, eine Waise bereits, die Mutter eines Knäbleins! — Daß Gott! O genug!“ — — O genug! Wer aber noch nicht genug davon haben sollte, dem will ich nicht verfehlen mitzuteilen, wo Stellas Werk erschienen ist. (Leipzig, 1893, August Schulze.) Cavete! —

Der neue Diener. Lustspiel von Franz Traundahl. (Braunschweig, Joh. Heinr. Meyer.)

Das Stück ist eine vollendete Unbedeutendheit. Jedes Wort der Kritik an eine derartige Leistung ist ein Unrecht, das den übrigen hier besprochenen Büchern zugefügt wird. Ein solches Unrecht sei ferne von uns. Wer als Leser Gefallen an dem Lustspiel des Herrn Traundahl findet, der bewegt sich eben auf der Höhe des Verfassers solcher Nichtigkeiten. Es giebt viele Stufen des litterarischen Geschmackes.

Kraka. Ein Lustspiel von Richard Kralik. (Leipzig, Litterarische Anstalt.)

Mit ansehnlichem poetischem Vermögen ist hier ein frei erfundener nordischer Stoff behandelt worden. Was besonders erfreulich wirkt, das ist das Fehlen jeder Schablone. Mit jugendlichem Schwung und selbstherrlichem Behagen wird Aslaug, die Tochter Siegfrieds und Brunhilds, geschildert, wie sie bei neidischem, häßlichem Bauernvolk die Ziegen auf den Bergen hüten muß. Auf einer Wikingsfahrt kommt der Dänenkönig Raquar Lodbrok in den Fjord, an dessen Strand die junge Aslaug lebt, ihrer selbst, ihrer Schöne und ihrer edlen Geburt unkundig. Da, in der Begegnung mit dem ritterlichen Heerkönig, kommt sie zur Erkenntnis all der Eigenschaften, die sie auszeichnen, und zugleich zur Liebe zu dem heldenhaften Mann. Höchstens das ist nicht glücklich erfunden, den Wasserzwerg als Deus ex aqua eine Aufklärung über Aslaugs Stammbaum geben zu lassen. Die Sprache ist geschmeidig, klar, eindrucksvoll, ein würdiges Werkzeug für die Zwecke des Dichters.

Ich hab's gewagt! Ein deutsches Drama von Marschner. (Berlin, Rentzel.)

Das Stück ist dem deutschen Kaiser Wilhelm II. gewidmet, aber dieser bedeutsamen Widmung ist es in keiner Beziehung würdig. Der deutsche Gedanke, der das Drama ja durchzieht, ist in der üblichen Durchschnittsweise behandelt, die weder die Freunde erwärmt, noch die Feinde erschreckt. Das oft Gehörte ohne individuelle Färbung zu wiederholen, ist meines Erachtens kein Verdienst und kann auf die Dauer nicht stillschweigend ertragen werden. Überall ist der Verfasser im Stofflichen stecken geblieben, bald im rein Historienhaften, bald in der recht philiströs behandelten Privatgeschichte Huttens. Von Schillers polnischem Reichstag im Demetrius hat Herr Marschner die Art der Wechselrede übernommen, auch der Krongroßmarschall mit seinem Stabe figuriert im deutschen Reichstage wie bei Schiller: eine sehr jugendliche Art der Entlehnung. Frisches feuriges Talent spürt man nirgends. Der Verfasser steht, natürlich ohne daß er es fühlt, ganz unter dem Bann der Jambenstücke. Die eigene Individualität, falls sie es hergeben sollte, kräftig zu entwickeln, sollte die erste Aufgabe des Autors sein.

Die Tonkünstler. Lustspiel von Richard von Wilpert. (Leipzig, Mutze.)

In holder Verworrenheit richtet sich dieses sogenannte Lustspiel gegen die Vereinswut. Die Stoffwahl ist gewiß eine glückliche und zeitgemäße. Nur wird die Verspottung unserer deutschen Vereinsmeier demjenigen sicher nicht gelingen, der eine so verwirrte und so schwach motivierte Handlung erfindet, wie die in dem vorliegenden Stück. Auf solchem Untergrund würde selbst eine stärkere Satire hinfällig, als wie sie hier hervorgetreten ist. Mit Ausnahme der Stoffwahl wäre kaum etwas lobend hervorzuheben. Es thut uns leid, über einen Mitarbeiter unseres Blattes ein solches Urteil fällen zu müssen, aber die Gerechtigkeit fordert, auch Freunden die Wahrheit zu sagen.

Beiträge zur Geschichte des Karlsruher Hoftheaters unter Eduard Devrient. Statistik des Repertoires nebst einem Auszug aus Ed. Devrients handschriftlichen Aufzeichnungen, herausgegeben von Eugen Kilian. (Karlsruhe, Braun.)

Dem Herausgeber verdanken wir schon eine Reihe von tüchtigen und sachkundigen Studien zur Geschichte des deutschen Theaters. Ihnen reiht sich auch das vorliegende Buch an. An der Hand des reichen und sehr glücklich beherrschten statistischen Materiales wird nachgewiesen, wie sich unter Devrients Leitung das Karlsruher Hoftheater aus der Versumpfung erhob, in die es durch eine Verwaltung geraten war, die wohl im Höfisch-Ceremoniellen, nicht aber im Künstlerischen Bescheid wußte. Das alte Elend! Es verdient hervorgehoben zu werden, wie klug und zielbewußt Ed. Devrient vor nunmehr dreißig Jahren die entgegenstehenden Hindernisse überwunden hat. Auch der regierende Großherzog, damals noch Prinzregent von Baden, hat sich um die Neuschaffung seines Hoftheaters Verdienste erworben, die hier an der Hand aktenmäßiger und statistischer Nachweise unumstößlich dargethan werden.

Heinrich der Löwe. Ein Volksmärchen von C. Förstner. (Braunschweig, Limbach.)

Nach alter schlechter Gewohnheit, die von den Epikern unserer Zeit doch endlich gemieden werden sollte, wird die Geisterwelt in Beziehung zu den Handlungen der Menschen gebracht. Freund Satan spielt eine große Rolle in dem Leben Heinrichs des Löwen. Daß diese steifleinene Auf-

Digitized by Google

fassung heute volkstümlich ist, wird wohl niemand behaupten. Daß sie unmodern ist, weil dem Zuge der Zeit nach Wahrheit zuwider, soll hier auch nicht gerügt werden. Aber daß der Verfasser der modrigen Krücken der Satansvorstellung bedarf, um sein müde dahinschleichendes Werklein zu fördern, statt von innen heraus, durch die Wechselwirkung von Welt und Außenwelt seinen Helden interessant zu gestalten, ist ein arges Zeugnis für seine produktive Schwäche und seinen wenig wählerischen Geschmack.

Wittekind, der Sachsenherzog. Vaterländische Dichtung von W. Rudow. (Leipzig, Opetz.)

Um des vaterländischen Zweckes willen sei dem Verfasser viel vergeben. Er hat uns ein wenig fesselndes Epos geschrieben. In unserer Zeit, da wir bei aller scheinbaren Regel- und Formlosigkeit doch mitten in einer neuen Periode der Schablone und der naturalistischen Pedanterie stehen, thut es wohl, eine ernste deutsche Gesinnung, einen heiligen Zorn gegen alle Feinde des Glaubens an Ideale bei einem Autor zu finden. Aber nur bei Anfängern vermag der Wille die fehlende Kunst zu verdecken, zu entschuldigen. Hier ist jedoch kein Neuling vor uns. Wer schon so oft sich gedruckt gefunden hat, kann das strenge, aber große Wort vernehmen: Dein Wille ist gut, Deine Gesinnung tüchtig — zum Künstler mangelt Dir die Kraft und das Vermögen, für Deine Ideen den bezwingenden Ausdruck zu finden.

Von der Mark zum Sachsenwalde. Eine deutsche Heldenmär von C. Glück. (Berlin, Mödebeck.)

„Es war in einer mondhellen Nacht, da kniete Held Bismarck nieder am Rheine im Dankgebet. Der heilige Krieg war zu Ende geführt, den gerechten Streitern der Sieg verliehen und der ihnen die Wege gebahnt, die Waffen geschliffen und den Kampfpreis erkürt, der dankte nun in Demut Gott für seine Gnade. Eine Freudenthräne rann über die Wangen des einsamen Beters und fiel wie ein Diamant vom reinsten Wasser in die Wellen. Das war die Perle des „Wassermannes". Sie wog so schwer, daß sie untersank bis zum Grunde. Da rauschte das Wasser und schwoll und den schaumgekrönten Wogen entstieg ein kraftvoller, kühnblickender Greis: der Vater Rhein.

„Jahrhunderte," hub er an, „haben wir sehnsüchtig gewartet, daß uns jemand des Hüteramtes bei dem Nibelungenhort enthebe; aber immer war die schnöde Gewinnsucht, die den Frieden an meinen Ufern störte, zum Siege gelangt und daher wirkte der Fluch, der auf dem Rheingold lag, seit um seinetwillen Kriege und namenlos Unheil entstanden war, fort und fort, es blieb unten in der Tiefe ruhen. Da endlich, nach dem Sieg des Rechtes, der den deutschen Ganges dem Vaterlande neu geschenkt, fiel Deine reine Thräne nieder mitten auf das Kleinod" — und so weiter! Mit dergleichen phrasenhaften und nichtssagenden Allegorien kann man doch nicht an eine so moderne Gestalt wie Bismarck dichterisch herantreten! Steinbock, Widder, Krebs, Fische, Stier und all die anderen mehr oder minder eßbaren Himmelsbilder schenken dem Junker Otto ihre Gaben, die natürlich alle zur rechten Zeit gebraucht werden, zum Beispiel die Thränenperle des Wassermannes. Ein kindisches Sinnbildern! Der Moderduft von Vorstellungen, die der Kindheit des dichtenden Menschengeistes angehören, soll Deutschlands größten Thatmenschen nicht umwittern. Festspielereien passen sich nicht gegenüber gewissen Menschen und Ideen. Ehrlich ist es ja zum Glück gemeint, aber ungewöhnlich geschmacklos und ohne Stil.

Briefkasten.

B. R. aus Z. in S. Nein, Ihre Episteln sind nicht geeignet, veröffentlicht zu werden. Der Inhalt ist unbedeutend, die Form konventionell. — Herrn A. R. in P. Besten Dank für die Zusendung des „Westf. Volksblatts". In diesem findet sich folgende unsere Zeitung angehende Bemerkung: „Wir müssen unsere Leser davor warnen, das Blatt in der Familie aufzunehmen, es paßt ganz und gar nicht dahin. In seinem 1. Heft — — — kann es z. B. nicht umhin, in einem niederträchtigen Gedicht von Schmi(er)linski das heilige Sakrament der Buße und die Klöster lächerlich zu machen. Fort mit solchem Zeug aus katholischen Häusern." Der Verfasser dieser Empfehlung muß ein sehr gebildeter Mann sein. Er weiß jedenfalls nichts davon, welche Schwänke im Mittelalter und der neueren Zeit von katholischen Geistlichen geschrieben worden sind; er weiß nichts von den „Kinderfesten", die unter Teilnahme der Kirche in Kirchen gefeiert worden sind, wo man sich harmlos über kirchliche Gebräuche lustig machte, ohne daß die Heiligkeit der Sakramente darunter gelitten hätte. Das Gedicht, das von einem katholischen Spanier herrührt und von Dr. Schmilinski nur übersetzt ist, ist so harmlos, daß nur ein Fanatiker darüber empört sein kann. Zu seinem Schmerze müssen wir ihm mitteilen, daß unser Blatt auch in katholischen Häusern viel gelesen wird, sogar von Pfarrern und daß dem Leiter wegen des sittlich-religiösen Geistes, der das Blatt durchweht, sogar aus katholischen Kreisen Dankbriefe zugekommen sind. Niemandem liegt es ferner, echt religiöses Empfinden verletzen zu wollen, als dem Leiter der Roman-Ztg., da sein Streben seit fast zwei Jahrzehnten dahin geht, die Notwendigkeit, es zu beleben, nachzuweisen. Das aber schließt nicht aus, einmal einem harmlosen, humoristischen Gedichte Raum zu gönnen. Jedenfalls aber beweist es wenig Ehrlichkeit, den Übersetzer zu beschimpfen, als wäre er der Verfasser, und ihm einen ebenso billigen, als geschmacklosen Witz an den Kopf zu werfen. Vielleicht gestattet uns der Herr, ihm Poggio's, des päpstlichen Sekretärs Facetiae zur Lesung zu empfehlen. Sie finden sich in jeder größeren Klosterbücherei — zuweilen sehr zerlesen. — Fr. v. H. in D. Wann die „Laienpredigten" erscheinen, kann ich leider nicht bestimmen. Besten Dank für die freundliche Gesinnung. —

Druckfehlerberichtigung.

In Heft 2, Seite 96, Zeile 12 von oben ist zu lesen „Dintenraufboldgesicht" statt „Diebesraufboldgesicht".

Inhalt der No. 4.

Kloster Lugau. Roman von Wilh. Raabe. Forts. — Die Macht des Kleinen. Roman von A. von der Elbe. Forts. — **Beiblatt**: Morgenpsalm. Von E. W. — Ein Unglücksmensch. Von Georg A. Albert. I. — Wüstensphinxe. Von Oskar Linke. — Die deutsche Geldnot in der Kipper- und Wipperzeit. Kulturgeschichtliche Skizze von Karl Gander. I. — Als sie Hochzeit hielt. Lieder von Hans Gabriel. — Einiges aus Welt- und Afterweisheit. Von Dr. Paul Mahn. Schluß. — Neue Bücher. Angezeigt von Friedr. Kummer. — Briefkasten.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Digitized by Google

Deutsche Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 5.

Kloster Lugau.

Roman

von

Wilhelm Raabe.

(Fortsetzung.)

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Als sie am andern Morgen erwachten in Lugau, aus tiefem Schlaf, aus unruhigen, aus angenehmen und unangenehmen Träumen (einige leider aus häßlichen), blieb ihnen eine feste Gewißheit, nämlich, daß er kein nächtliches Traumbild war, daß er auch dem hellen, verständigen vernünftigen Tage standhielt, daß sie ihn in Fleisch und Blut, nach seinem Recht nach jeder Richtung hin, bei sich, unter sich hatten in Kloster Lugau: den blonden Eckbert aus Wittenberg.

Der blonde Eckbert war gekommen wie der Mehltau über Nacht (das Gleichnis stammt von der Tante Euphrosyne), und (wie die Frau Oberin seufzend derselben im Vertrauen mitteilte) hatte die Absicht, sich dauernd aufzuhalten, jedenfalls fürs erste noch nicht wieder zu gehen.

„Was konnte ich dagegen einwenden, liebe Seele? Nach dem ersten Blick gestern nachmittag in unsere Bücherkammer, während Eurer Abwesenheit, hat er sich wie melancholisch, aber doch im Innersten entzückt, die Hände gerieben. Und wenn er auch nichts sagte, als: Ja, ja, ja! nun, nun, nun! so sprach gerade das ganze Bände und wohlgeordnete Bibliotheken. Liebste, mir ist es ja im Grunde einerlei; aber Ihretwegen bedaure ich es doch, daß wir durch die Jahrhunderte nicht bessere Ordnung unter den alten Papieren gehalten haben, oder noch besser, längst den ganzen Wust in den Ofen gesteckt haben. Sie und Ihre liebe Kleine müssen nun freilich Ihr Glück zu tragen suchen; o, und nach seinen Instruktionen habe ich ihm auch ein Quartier innerhalb unserer Mauern einräumen müssen, während ich Ihren Herrn Vetter Meyer sein Behagen und Unbehagen draußen beim Förster Gipfeldürre suchen lassen mußte."

Ja, es ließ sich nicht ändern: sie hatten ihn, und er hatte sie. Das Bild von dem Mehltau war nicht hübsch, aber doch sehr passend von der Tante Euphrosyne ausgewählt worden. Der blonde Eckbert legte sich wie Mehltau über Kloster Lugau. Obgleich das Wetter andauernd schön blieb und der Gast ebenso stetig lieb, liebenswürdig, lächelnd und mit zartester Empfindung auf die Gefühle und Stimmungen aller eingehend, hatte sich die Sommerwelt doch vom achtundzwanzigsten Juni sehr zu ihrem Nachteil verändert. Der Mehltau war auf Kloster Lugau gefallen, und nicht allein auf den Klostergarten und die schöne Landschaft um die alten Ringmauern her, nein, man merkte ihn auch innerhalb der Stiftung überall: im Betsaal, in der Kirche, in dem Salon der Frau Domina wie in den Gemächern der Schwestern: legen wir uns noch ein Weilchen mit ihm — nicht dem Mehltau, sondern dem blonden Eckbert — ins Fenster und zwar an dem Abend, an welchem Dickdrewe dem Kloster den Doktor Scriewer aus Wittenberg brachte, wie er ihm früher den Doktor Meyer aus Tübingen, die Tante Euphrosyne Kleynkauer und Fräulein Eva Kleynkauer ebenfalls aus Wittenberg, und noch früher Gräfin Laura Warberg aus — nun sagen wir diesmal von der Insel Seeland — zugeführt hatte.

Noch hatte er, der jüngste liebe Gast von Lugau im Betsaal Kaspar Neumanns Abendlied und zwar aus Fräulein von Kattelens Gesangbuch mitgesungen:

Herr! es ist von meinem Leben abermal ein Tag dahin;
Lehre mich nun Achtung geben, ob ich fromm geworden bin?
Zeige mir auch ferner an, so ich was nicht recht gethan,
Und hilf mir in allen Sachen, guten Feierabend machen.

Zärtlich hatte er dann allen Damen eine gute Nacht gewünscht, der Frau Oberin die Hand und seiner Braut die Stirn geküßt und sich, unter Führung von Fräulein Seraphine von Kattelen, nach dem ihm in einem äußersten Flügel der Kloster-

Digitized by Google

gebäude angewiesenen Gemach zurückgezogen. Jetzt war er allein mit sich in seiner Welt. Die fromme Lampe auf seinem Tische beleuchtete ihn nur von hinten; es war Neumond und die Nacht dunkel. Die andere Welt, die Welt da draußen verlor nichts an dem Gesicht, welches er ihr aus dem offenen Fenster zuwandte. Nur ein Käuzchen, das auf weichen Schwingen den Kirchturm und die hohen schwarzen Dachgiebel umflog, ließ sich auf einen Augenblick auf einen Baumast des Gartens dicht vor ihm nieder, betrachtete ihn genau und entfernte sich sofort wieder mit einem Schrei, der alles bedeuten konnte, nur kein Wohlgefallen an dem neuen Mit-Jäger in seinem Jagdgebiete. —

„Im Herzen der Romantik!" seufzte der blonde Eckbert. „Ich träume das! ich träume das! Welch ein wundervoller Traum! Heute morgen noch Wittenberg — Schwiegermama und Schwiegerpapa in kindischer Ratlosigkeit und Zerfahrenheit; — amplissimi ordinis philosophorum Decanus, clarissimi Seniores, Assessores celeberrimi am Bahnhof: ‚Scriewer, daß Sie sich nicht von den Lugauer Frauenzimmern an der Nase ziehen lassen, daß Sie uns ja den Haken dort einschlagen, an welchem wir das, was da noch zu retten ist, endlich uns sicher holen können!' . . . und jetzt: Kloster Lugau mit dem Gefühl eines künftigen Rector magnificentissimus von Wittenberg da um mich, vor mir — unter mir! Und alles durch die Tante Seraphine! Da komme mir noch einer und rede was gegen die Weiber am Webstuhl der Zeit! . . . Aber wie sehr Zeit war es, daß sich die herzige, liebe alte Seele, dies Fräulein von Kattelen in Lugau, auf ihre intime Freundschaft mit Mama besann! Wie so was alles in der Welt-Staaten-Volks- und Privaten-Geschichte doch zusammenhängt! Hier zweifle mir noch einer an der Vorsehung!"

Da hierüber dem blonden Träumer die Cigarre erloschen war, trat er einen Augenblick in die Zelle zurück, um sie von neuem anzuzünden.

Wieder im Fenster liegend, seufzte er von neuem, doch mit noch etwas schärferem Anhauch aus der Zeitlichkeit:

„So wären wir denn hier, um im letzten, aber vielleicht auch günstigsten Augenblick mit eigenen Augen zu sehen und unsere Maßregeln nachher zu treffen. Welch eine himmlische Nacht nach dem widerwärtigen Reisetage, und — diese Überraschung für die herzige Welt hier! Diese alte Kattelen ist doch nicht mit Gold zu bezahlen; aber ein wenig hat sie sich heute schon durch ihr Vergnügen an den Gesichtern von Kloster Lugau und um sie her, selber bezahlt gemacht für ihren Brief zur rechten Zeit an Mama. Welch ein Spaß die Visage der alten Kleynkauern! Ja, wenn man nur selber so ganz und gar genußfähig für die ganze Komödie wäre und seine eigene Rolle drin mit völlig freier Seele spielen könnte! Ja, ein Trost ist es wohl, sich einmal unter den laufenden Umständen in die Seele der Tante Kennsiealle zu versetzen und von da aus seinen Nächsten, hier den Herrn Eckbert Scriewer, wie sich selber zu lieben. Aber nicht andauernd und stichhaltend! Ist man nicht nach Herz und Hirn hin intelligent genug, um auch aus dem verblüfftesten Gesicht dieser — grauen Lemure die Frage heraus zu lesen: ‚Nun, lieber Scriewer, teurer Eckbert, glauben Sie wirklich, daß ich an ein wirkliches Behagen Ihrerseits, über Ihre Situation zwischen Ihrem Bräutchen und meiner Kepplershöhe glaube?' . . . Hm, wenn man so ein gewöhnliches, alltägliches, seinen Stimmungen folgendes Menschenkind wäre, könnte man im Verdruß der Stunde und um die alte Person zu ärgern, sein junges, süßes, kindliches zimperliches Liebchen sofort am Arm nehmen und es sich als Lebensgepäck am Altar der Lugauer Klosterkirche auf den Buckel laden; also — Ruhe, mein Sohn Eckbert, Ruhe, Überlegung, Leidenschaftslosigkeit! Welch ein wonniges Atemholen in diesen Berg-, Wald-, Wiesen- und Klostergartenbüsten und -Lüften. Nur für die Nachtigallen scheinen wir etwas zu spät im Jahre von der Tante Seraphine hierher citiert worden zu sein. Sonst sollen ja wohl alle Büsche hier in Kloster Lugau voll von ihnen stecken. Mein Evchen hat mir wenigstens öfter von ihnen vorgeschwärmt" . . .

Von den Lugauer Nachtigallen zu dem Tübinger Doktor Meyer war natürlich auch nur ein Schritt.

„Wie mir der Bursch morgen bei Tageshelle erscheinen wird, soll mich auch wundern," lächelte Doktor Scriewer giftig in die Sommernacht hinein. „Hm, scherzhaft bliebe mir der Bengel freilich nur so lange als — nun, hätte sich so etwas bereits angesponnen, so wäre das Kind dumm, ängstlich und unschuldig genug, um mir selber zu kommen und vor mir sein volles Herzchen auf den Knieen auszuschütten. Da mag die Tante Seraphine gesehen haben, was sie will: Ich wüßte nichts, was mir gleichgültiger wäre; — in dieser Beziehung halten wir fest, was wir haben, und können im Notfall auch den Sentimentalen agieren, das treue deutsche Herz herauskehren und den schwäbischen Tölpel auf einer Wehmutsflut zum Lande hinausspülen. Hm, denken wir nur nicht zu tief über Gefühle nach, die wir haben — können; — dafür finden sich im rechten Moment immer schon die rechten Worte. Denken wir lieber an Kepplershöhe. Das wäre freilich der Gipfel des Vergnügens, vom Herrn Vetter Meyer von dort aus am Hochzeitstage die herzlichsten Glückwünsche in Empfang zu nehmen. Beim Acheron, da hörte freilich der Spaß auf; und wer den Hohn, das herzlichste Bedauern, die innige Schadenfreude, die treuherzige Teilnahme an dieser Wendung der Dinge von ganz Wittenberg mit in sein junges Eheglück hineinzunehmen hätte, das würde der Herr Doktor Eckbert Scriewer sein. Diese alte Bestie! diese alte Kleynkauern! . . . in dieser Beziehung hat die treue gute Seele, die andere alte Giftschachtel, Mamas beste Freundin und — auch die meinige — da hat Fräulein von Kattelen vollkommen richtig gesehen. Urväterweisheit drängt sich wieder einmal dem Tage mit verruchtester Nachdrücklichkeit auf. Das sinnige Gleichnis vom Esel zwischen den zwei Heubündeln hat wieder mal Fleisch und Blut gewonnen, liegt hier im Fenster, nennt sich Eckbert Scriewer, Doktor der Weltweisheit, demnächstiger außerordentlicher Professor in Wittenberg,

Digitized by Google

ordentlicher Professor in Göttingen, Jena, Halle, Leipzig oder Berlin, möglicher zukünftiger Rector magnificentissimus von Berlin, Leipzig, Halle, Jena Göttingen oder Wittenberg und weiß nur eines absolut; nämlich daß es absolut nicht weiß, was aus der verdammten Geschichte eigentlich werden soll?! Es! Bringe ich hier etwa nicht das ganze Es, sonst auch Menschendasein genannt, den Worten: Schicksal, Vorsehung, Zufall gegenüber in mir zur Darstellung? Welch eine Welt, um darin bei Vernunft zu bleiben! also — wenigstens so lange wie möglich ruhig Blut, Menschenkind! Freien oder nicht freien, das ist jetzt die Frage. Das Geld der Familie Kleynkauer hat einzig und allein die alte Hexe vom Universitätsplatz; mein Herr Schwiegervater in spe nur seine Schulden und seine Hoffnungen auf — mich. Hätte sich Mama daheim in dieser Beziehung von ihren Referenzen nicht zu sehr täuschen und von ihren Illusionen nicht so rasch hinreißen lassen, wäre es mir heute auch lieber. Aber da sind alle Weiber gleich dumm und unzurechnungsfähig, und wir auf ihrer Fährte selbstverständlich nicht klüger. Wie nennt doch Excellenz der römische Feldmarschall Cajus Marcius seine Virgilia? Mein lieblich Schweigen! . . . Jawohl, meine, meine liebliche Dummheit, meine reizende Bleichsucht! Das in einen leeren Sack gestopft sein Lebelang bergan schleppen zu müssen, das wäre freilich eine zu süße Last! Bliebe also der Einfluß des alten Herrn, meines Herrn Schwiegervaters in spe nach oben zu bedenken. Nun, daß das ein Stern in cadente domo ist, und nicht bloß in der Wissenschaft (da hat er nie viel eigenes Licht von sich gegeben!), sondern auch in anderen, mir augenblicklich wichtigeren Sphären: wer braucht da noch zu kommen, um mir deutlicher zu machen, was ich schon sehr genau weiß? Soll ich etwa gar des würdigen alten Esels Schulden bezahlen? Teuerste Schwiegermama, da könnten Sie, die es so gut verstanden haben, den Glanz des Hauses Kleynkauer nach außen leuchten zu lassen, sich doch recht böse schneiden! Mit der holden Kleinen bloß die Verpflichtung mitzubekommen, die werten Eltern im Alter zu stützen, zu unterstützen? Ich danke! Und übrigens weiß ich es ja nur zu gut, was Bruder Johannes und Schwester Christine daheim in ihrer Kinderfreundsgutmütigkeit für das Wohlbehagen meiner eigenen Eltern sich an ihrem eigenen Wohlbefinden in ihren neugegründeten Familien abzuzwacken haben. Was schlägt's denn da? Beim allmächtigen Gott, Mitternacht! Welch eine herrliche Glocke die lieben Damen, diese tausendjährigen Nonnen von Lugau doch haben. Wie aus dem Herzen der Romantik heraus! Kloster Lugau — wie feierlich das Wort dann und wann zu uns hinüber ins Säkulum klingt! Einer von dieses verruchten hergelaufenen Schwaben Erzpoeten hat ja wohl davon gesungen:

Man höret oft im fernen Wald
Von oben her ein dumpfes Läuten,
Doch niemand weiß, von wann es hallt,
Und kaum die Sage kann es deuten!?

Welch ein Glück aber und welch eine unbezahlbare Helferin in dieser leider augenblicklich nicht mondbeglänzten Zaubernacht, diese brave alte Kattelen! Wie das Frauenzimmervolk durch die Jahrhunderte sich auch hier liebt und haßt! Es ist einfach zum Wälzen. Mama — Schwiegermama — Fräulein von Kattelen — Fräulein Euphrosyne Kleynkauer: überall ganz und gar das Weib, das Weib — der Trost des Mannes im Leben und im Sterben! Na ja, was auch daraus werden mag, recht amüsante Tage werden wir jedenfalls vor uns haben. Na, sehen wir vor allen Dingen morgen früh mal zu, wie Kloster Lugau seine bibliographischen Schätze verwaltet hat. Kühle Stirn, offene Augen und alle Trümpfe bis jetzt noch in der Hand: liebendes, strebendes, webendes, hangendes, langendes, bangendes Herz, was willst Du mehr?"

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Am Hause des Ortsvorstehers von Dorf Lugau trat dem Bewohner Deutschlands wie dem Ausländer auch eine der Errungenschaften des Jahres Achtzehnhundertsechsundsechzig deutlich vor die Augen. Dort befand sich nämlich ein Briefkasten des norddeutschen Bundes und vermittelte auch den schriftlichen Verkehr von Kloster Lugau mit der Außenwelt, mit dem Säkulum.

Als nun der wandernde Bote des norddeutschen Reichspostamts am Abend des 5. Juli 1870 den Inhalt dieses Kastens in seine Ledertasche ausleerte, um ihm dem nächsten „Filial" zur Weiterbeförderung zuzutragen, brummte er sehr verwundert:

„Nanu!" und fügte kopfschüttelnd die Frage an: „Donner und Hagel, was mag denn da bei unsere Damens passieret sein? Das geht doch noch übers Bohnenstroh! Wenn dies in einem Hühnerstall zu Tage gekommen wäre als ein Eiersegen, dann könnte man schon seinen eigenen Segen dazu geben. Ein viertel Hundert haben wir ja wohl da auf'm geistlichen Hofe und — alle haben sie diesmal gelegt. Alle Hagel, alle Hagel! Und Ihrer soll auch noch mit, Herr Doktor? Na, dann geben Sie man her, in angenehmer Gesellschaft reist er; aber der letzte Droppen in den Eimer ist's auch beinahe."

Es war Doktor Meyer, der seinen Beitrag zur heutigen Korrespondenz von Kloster und Dorf Lugau vom Förster Gipfeldürre im letzten Augenblick auch noch herbeitrug.

„Verlieret Sie ihn mir nit, Alterle; ja, aber freili, kommt das alles aus Kloster Lugau?"

„Kömmt mir beinah so vor. Ein recht schöner Abend, Herr Doktor! Übrigens schwört ein königlich preußischer Unteroffizier nicht bloß bei's Militär, sondern auch im Civilversorgungszustande seinem König Eid und Treue, und verliert weder 'nen Brief, noch schädigt das Briefgeheimnis. Recht guten Abend."

Der Vetter aus Schwaben sah dem Veteranen von den Düppeler Schanzen mit Wohlgefallen nach, dann mit einem schweren Seufzer nach den Linden des Klosters im Abendsonnenglanz hinüber, und

Digitized by Google

dann — ging er nicht wie sonst den Nonnen einen Abendbesuch abzustatten, sondern verzog sich einsam in den Wald. Auch hinter ihm schlugen die Sträuche zusammen, das Gras stand wieder auf; aber mitten in der Öde legte er sich in es hinein und grübelte bis zum Dunkelwerden seinem vorhin nach Stuttgart abgesendeten Brief weiter nach.

Mehltau über Kloster Lugau! — Wie es uns in allen zehn Fingern juckte, dem alten, braven Unteroffizier und Landbriefträger auf seinem Wege zur nächsten Postanstalt aus dem Busch über den Hals zu springen, ihm seinen Sack abzunehmen und den ganzen Inhalt vor unsern Lesern auszuschütten! O, Reichtum des Lebens, alle hatten sie geschrieben — alle in Lugau hatten sie ihrem Herzen Luft machen müssen, und alle, Homer, Shakespeare, Milton, so wie auch Schiller und Goethe würden diesem Reichtum gegenüber die Feder haben sinken lassen müssen: welch ein Glück, daß wir den Sack und seinen Träger haben laufen lassen! Das, was wir jetzt niederschreiben, schreiben wir nur ab. Es hat uns im Original vorgelegen; wir haben nichts von dem Unserigen hinzugethan und also auch weder der Poesie noch der Philosophie gegenüber irgend eine Verantwortlichkeit dafür auf uns geladen. So können wir, so wenig wir den Mehltau in die Welt hineingebracht haben, irgend etwas dafür, daß auch diesmal nur eine alte, alte, ganz alte Geschichte von neuem zu Tage kommt. —

„Herrn med. Dr. Ulrich Nädelin, Stuttgart.

Lieber Alter!

C. C. Taciti Jahrbücher vom Ausgang des göttlichen Augustus an — sechstes Buch, sechstes Kapitel: Was ich Dir jetzt schreiben werde, wie ich es Dir schreiben werde, und was ich Dir alles lieber nicht schreiben werde — alle Götter und Göttinnen mögen mich strafen, wenn ich es jetzt, in diesem Augenblick, wo ich die Feder aufnehme, weiß! Ich ging aus, eine Eselshaut zu suchen, und siehe, auch mir ward ein Büchlein dargereicht und ich hörete eine Stimme: ‚Nimm hin und verschlinge es; es wird Dich im Bauch grimmen, aber in Deinem Munde wird es süß sein wie Honig.‘ Offenbarung St. Johannes, des Theologen, zehntes Kapitel, Vers neun. Und so ist es geschehen. Ich sitze noch immer bei den Nonnen von Lugau, meinen Kodex des Sachsenspiegels habe ich noch immer nicht gefunden, und es grimmet mich eklig; aber das Büchlein, geschrieben in Gold und Silber, mit buntesten Wunderbildern der Welt ausgezieret, so mir gegeben wurde zum Verschlingen, das habe ich verschlungen, und es grimmet mich sehr im Bauche, und das ist lange nicht so schlimm als daß es mir sehr süß, viel süßer denn Honig in meinem Munde ist! Menschenkind, was hat die Poesie des Lebens im Monat Juni dieses Jahres der Gnade 1870 für Ansprüche an mich gemacht; wie hat mich nach Deiner Versfertigkeit und Reimkunst gelüstet, und wie hab ich Dich beneiden müssen um Deine immer bereite Leier! Sie sind nämlich hier der festen Überzeugung, jedem von uns da bei Euch fließe das nur so heraus in harmonischen Wellen, was ihm das Zwerchfell spanne, und jeder schlage die Laute zu seiner Daseinsangst und -Wonne und schlage nachher Kapital aus seinem Pumpwerk, das heißt beschwindele den Freiherrn Cotta von Cottendorf um die Druckkosten. ‚Den Nädele sollten Sie kennen, meine Damen,‘ hab ich gesagt, ‚der kann's; aber der Meyer kann nur den Schwabenspiegel emendieren und, wenn ihm hier die Geschichte zu arg und das Herz zu voll und ihm sein ganzes Dasein selbst zum Gedicht wird, stumm in Ihrem Zauberwalde verloren gehen, aber der Satan soll den holen, der ihn im schwäbischen Merkur als Verschollenen ausschreibt und in Ihrer himmlischen Wildnis nach ihm suchen läßt.‘

So hab ich mir denn, so gut es ging, durch den Ludwig Uhland geholfen, und an den Nädele schreibe ich heut und hör ihn sagen: ‚Spinnen that der Kerl schon immer, aber jetzt ist's aus und er reif für Winnenthal. Natürlich haben sie ihn mir dort verrückt gemacht bei den Borussen und Borussinnen.‘

Ja und nein, lieber Bruder! Entrückt wäre wohl das rechte Wort. In Banausien aufgehoben, entrückt in das Preußen-, Muß- und Bettelpreußen-Land und abgesetzt — niedergesetzt auf Kepplershöhe, in Kloster Lugau, das deutsche Vaterland mit allen Mistbeeten, aber auch allen Melonen drauf — rund um sich her.

Nach Wittenberg vom Schicksal verschickt zu werden, um in Kloster Lugau die Tante Euphrosyne und Kepplershöhe zu finden! Und mit der Tante Euphrosyne Kleynkauer die, von der schon vor einem halben Jahrtausend von einem andern geschrieben worden ist:

‚Da ist ein Gott, stärker denn ich; er kommt und wird über mich herrschen.‘

Und weiter:

‚Weh mir Armen, denn von nun an werde ich häufig gehemmt sein!‘

O Dante Aldighiero, o Beatrice Portinari! O Eberhard Meyer, o Eva Kleynkauer! O holder Maientag 1274! O erster Pfingsttag 1870! . . .

‚Da er sich im Kartoffelschnapslande aufhält und wir noch im Juli dieses Jahres sind, kann ich's nicht auf den Neunundsechziger Neuen schieben, also bleibt es bei Winnenthal! Demnächst schicken sie ihn uns unter ärztlicher Aufsicht, oder schreiben, daß wir ihn uns in der Zwangsjacke holen,‘ wird der Nädele sagen. ‚Es ist kein Zweifel!‘ wird er mit einem Faustschlag auf den Tisch hinzufügen.

Nein, Ulrich, es ist kein Zweifel! Stelle Dir einen Menschen vor, der Durst hatte und den man unter den Rheinfall von Schaffhausen stellte: nachher hast Du Deinen Freund in seiner Betäubung durch alle die Wunder, so er in Wittenberg auf der Jagd nach dem Sachsenspiegel und hiesigen Orts in der Bücherei der Nonnen von Lugau, ihrer Kirche, ihrem Klostergarten, in ihren Wäldern und auf ihren Bergen erleben sollte. In der Bücherei habe ich statt des Eike von Repkow meine Tante Euphrosyne, meine wirkliche, wahrhaftige,

Digitized by Google

seit hundertundfünfzig Jahren mir zueignende Tante Euphrosyne Kleynkauer, gefunden. Von Kepplershöhe, der Gründung meines großen Ahnherrn in Wittenberg, ist sie niedergestiegen, ihr Testament unter dem Arm und meine ewige Seligkeit, mein zeitliches und ewiges Verderben an der Hand. Eva heißt sie, die vor fünfhundert Jahren Beatrice Portinari hieß, und verlobt ist sie natürlich auch mit Signor Simone de Bardi: Doktor Eckbert Scriewer heißt heute der Lausbub, und in Wittenberg nennen sie ihn den blonden Eckbert, und wir haben ihn seit acht Tagen auch hier in unserem Kloster; er soll mir helfen (er, er, er!), den Wittenberger Kodex des Sachsenspiegels wiederzufinden und den Tübinger Schwabenspiegel zu emendieren. — Mir, mir, mir helfen, Ordnung hier bei den Nonnen von Lugau zu stiften! Herrgott, Dir mein Verlangen brieflich deutlich zu machen, ihn — ihn — vor die Klinge zu nehmen und ihn nicht bloß zu emendieren, sondern ihn ganz durch und aus der Gelehrtengeschichte herauszustreichen, das wäre freilich eine Kunst! Wenn das Mädle nicht wäre und die Tante Augustine und die Gräfin Laura und die Frau Oberin, die Frau Domina, und alle die Verhältnisse, die Verhältnisse — ja die Verhältnisse; so hätt' ich ihn auch schon verhauen und die göttliche Komödie wäre wieder mal fertig, Hölle und Fegefeuer hätten wir hinter uns und von Kepplershöhe aus könnte ich Dir — einen verständlichen Brief schreiben aus dem Paradiese, aus meinem Paradiese, aus einer Welt des Segens und der Fülle, von der ich wahrlich keine Ahnung und keinen Begriff hatte, da ich mich aufhub aus Tübingen, das deutsche Landrechtsbuch auch nach Sechsundsechzig noch einmal rechts und links vom Main wenigstens fürs liebe Mittelalter zurechtzurücken.

Ach wehe, das andere Büchlein, das mir zum Verschlingen dargereichet wurde, ist mir freilich süß auf der Zunge, aber es grimmet mich im Bauche! Nach Kepplershöhe in Wittenberg brauche ich nur die Hand auszustrecken und meine Tante Euphrosyne legt mir die Verschreibung hinein, die mir ihren Besitz mit allem, was dazu gehört, für Kinder und Kindeskinder in saecula saeculorum verbürgt. Aber mit meinem Herzblut würde ich wohl das Pergament gegenzeichnen müssen. Die bleiche Jungfrau im Klostergarten hat dem blonden Eckbert ihre Hand verpfändet und ihren Hochzeitsglocken vom Turm des Ahnherrn aus, mit der Tante Kleynkauer am Arm, zuhören zu müssen, das bringe ich nicht fertig, und wenn mir unser Herrgott den ganzen norddeutschen Bund mit auf den Teller legt.

Wehe mir Armen, denn von nun an werde ich häufig gehemmt sein! Was hülfe es mir, wenn ich heute abend bei Nacht und Nebel von hier wieder durchginge und es versuchte, die letzten Wochen meines Lebens für einen Traum zu nehmen und bei Euch Philistern in Gad, Gaza oder Askalon, in Stuttgart, Tübingen oder Heilbronn als namenloser königlich württembergischer Rechtskonsulent vor dem nordischen Zauber unterzukriechen, mich zu verkriechen? Kerle, liebster bester Freund! Ja, Nädele, wie bald brächtest auch Du mich da mit Deinen dummen Fragen: was mir denn dort eigentlich bei den Preußen passiert sei? zur Verzweiflung und mit dem Strick um den Hals an den nächsten besten Nagel an der Wand!

Zu spät gekommen! O und was für einem öden, nichtigen, gescheuten Burschen gegenüber mit seinem Lebensglück zu spät gekommen zu sein! Den ganzen Morgen durch habe ich den Gesellen mir wieder in der Bibliothek der Nonnen von Lugau zur Hand gehen lassen müssen bei der Suche nach meinem Kodex und seinem Lächeln gegenüber nichts im Kopfe — im Kopfe und Herzen umwenden können, als den Wunsch nach einem Universalbrechmittel, nicht bloß mir, sondern der ganzen Menschheit diesen Bandwurm abzutreiben.

Schriftlich kann ich heute nichts weiter hierüber abgeben; also demnächst in Stuttgart in Deiner Zelle oder in Winnenthal in der meinigen das Weitere mündlich.

Dein Freund Eberhard Meyer.

Kloster Lugau, 5. Juli 1870."

* * *

„An die Frau Kirchenrätin Scriewer in XXX.

Kloster Lugau, 5. Juli 1870.

Liebe Mutter!

So nüchtern als möglich zur Sache und bei der Sache. — Deine Freundin, Fräulein von Kattelen (Gott segne ihr liebes Herz!), hatte ganz richtig gesehen: es war notwendig, daß ich hierher kam, um selber zu sehen und nachher vor allen Dingen mit Dir zu überlegen. Ich bin gekommen, habe gesehen und das volle Bewußtsein gewonnen, für das ganze Nest sehr überflüssig zu sein, und doch zugleich für alle mehr oder weniger eine Hauptperson in hiesiger klösterlicher Tragikomödie darzustellen. Mir kann ich auch diesmal nur das Zeugnis geben, daß ich vollkommen unbefangen über den Dingen stehe. —

Meine arme Kleine habe ich gottlob recht wohl gefunden. Die Lugauer Luft ist ihr bekommen, wenigstens bis zu meiner Ankunft. Das liebe Gesichtchen. Leider hat sich wieder so etwas, wie man hier sagt, so etwas wie ein melancholischer Schleier darüber gelegt, seit — meiner Ankunft! Beiläufig, beträfe mich das Ding nicht so sehr persönlich, so könnten alle die verstimmten Gesichter um mich her mir im höchsten Grade scherzhaft erscheinen. Nun, zu ernsthaft wollen wir die Sache unter keinen Umständen auffassen. Daß mein Bräutchen einen unausgesprochenen, aber desto tieferen, wenn nicht gefühlten, so doch geahnten Widerwillen gegen ihr Glück hat, dafür kann ich für mein armes Teil nichts; aber darüber bleibt mir leider kein Zweifel, mein kluges Mamachen, daß es sehr Zeit wird, unter den jetzt obwaltenden

Digitized by Google

Umständen zu überlegen. So weit bleibe ich gewöhnlicher Alltagsmensch, daß ich allgemach anfange, mich zu ärgern. Nicht über mein süßes, armes Liebchen, nicht über die impertinente boshafte Bestie, die gute Tante Euphrosyne, nicht über das über Kloster Lugau und auf Kepplershöhe heruntergefallene Mondkalb, den Herrn Vetter Meyer aus Schwaben, sondern über mich, über mich selbst und ein wenig über Dich mit, mein fürsorgliches, schlaues Herzensmütterchen!

Sollten wir uns nicht doch ein wenig übereilt haben? Sollte nicht, nachdem das Herz sich zur Genüge ausgesprochen hat, jetzt, so lange es noch Zeit ist, auch der Kopf ein wenig mitreden dürfen? Und in diesem Falle, sollte mir da nicht dieser sentimentale schwäbische Sachsenspiegelflegel gerade zu unserem Besten mit seinen konfusen Gefühlen nnd — seinen nichtsnutzigen Aussichten auf Kepplershöhe vom Schicksal hierher nach Lugau geschickt worden sein?

Mit einem insolventen Schwiegervater, einer Närrin von Schwiegermutter und einem kränklichen, kindischen Weibe auf dem Nacken, Wittenberg unter sich, aber die Tante Euphrosyne Kleynkauer über sich auf ihrer Kepplershöhe, sich an einer deutschen Professorenherrlichkeit im dritten Stock, mit dem Fenster der Studierstube nach hinten hinaus genügen zu lassen und zwar für unabsehbare Zeit. Wäre das die ganze Herrlichkeit, für welche Du Dein armes Kind auf alle vier Wege der Welt gestellt hast und für welche der Doktor der Weltweisheit, Eckbert Scriewer, seinen Weg durch eben diese wundervolle Welt angetreten hat?

Und gerade jetzt? — Welch eine Zeit jetzt für einen klaren Kopf und ein ruhiges Herz! ... Liebe Mutter, wenn ich Wittenberg abschüttelte und nach Wien ginge? Ist es der Gipfel des Lebens, sich gleich meinem Exgönner, dem Dummkopf Franz Herberger, von Wittenberg einen Spitznamen aufhängen zu lassen, und daselbst als ‚Horatio' gewohnterweise recht bescheidenen wissenschaftlichen Privatliebhabereien nachzugehen? Daß ich schon jetzt, ohne meines Wissens etwas dafür zu können, dort als ‚blonder Eckbert', aus dem nur der Tante Euphrosyne noch persönlich und aus seinen Büchern bekannten Hofrat Ludwig Tieck (und also wahrscheinlich auch nur durch ihre Güte) herumzulaufen habe, genügt mir selbst episodisch vollkommen.

Gegen einen Bruch mit Eklat bin ich durchaus. Dazu ist meine Position auch jetzt noch immer zu gut, nach allen Richtungen, Interessen, Gefühlen und Stimmungen hin. Ein ruhiges Sichversumpfenlassen der ganzen Angelegenheit wäre dem, fürs erste wenigstens, bei weitem vorzuziehen. Haben wir nicht die Welt im Frieden vor uns? Welch ein halcyonisches Blau über Kloster Lugau, wie grün die Gärten und Wälder und wie grün die Lugauschen und Wittenbergschen Herrschaften, die da meinen, dem blonden Eckbert, das heißt dem Doktor Eckbert Scriewer so leicht sein Lebenskonzept in Verwirrung bringen zu können! Lassen wir uns also Zeit! Mir eilt es durchaus nicht, den Codex Lugaviensis des Sachsenspiegels für den Herrn Vetter aus Schwaben zu finden, diesem Kepplershöhe zu überweisen und bloß um die Tante Euphrosyne weiter zu ärgern, Fräulein Eva Kleynkauer für ferneres Gut und Böse sofort vor den Altar, sei es in der Klosterkirche zu Lugau, sei es in der Universitätskirche zu Wittenberg zum Ringwechseln zu führen. Übrigens liegt mir die verruchte alte Schwarte sicher und handgerecht genug; aber freilich nicht in der Bücherei der Nonnen von Lugau. Glück müssen die Götter dem Menschen geben, sagte nicht bloß der scheußliche römische Diktator Sulla, sondern auch unser herrlicher Friedrich von Schiller. Eigenes Verdienst war auch diesmal nicht dabei, sondern nur der Segen von oben, der uns überall, im Großen und Kleinen, wo es sein soll, das Siegel der Macht auf die Stirn drückt. Ja, solche Scherze erlaubt sich das Schicksal, um seine Lieblinge in den Natlosigkeiten des Erdendaseins bei gutem Humor zu erhalten! Einem wackelnden Kleiderschrank, in dem mir hier angewiesenen Schlafgemach, haben die Nonnen von Lugau ihr Cimelium anstatt des mangelnden linken Vorderfußes untergeschoben. Da kann der Herr Vetter aus Schwaben lange danach suchen. Ungestraft wird er sicherlich nicht Erbe von Kepplershöhe! Imponiert hat mir bis jetzt im Kloster Lugau nur die jüngste der Schwestern, draußen im Säkulum, das heißt unter den Narren in Wittenberg als ‚Ophelia' umgehend — Gräfin Laura Warberg. Das Mädchen gefällt mir und hält jedenfalls noch mehr Fäden in ihrer Hand zusammen, als die Leute glauben. Ich kann es nicht leugnen, daß mir diese hübsche, feiste, blonde, maulträge Person mit ihren Pallas-Athene-, das heißt Eulenaugen schon mehr als einmal den harmlosen Verkehr mit den anderen alten, jüngeren und jungen Kindern recht unheimlich gestört hat. Demnächst mehr und hoffentlich Erfreuliches auch hierüber. Beste Grüße an Papa und die Brüder und Schwestern. Ich habe wohl nicht nötig, Dir, Mama, noch einmal ans Herz zu legen, daß diese Mitteilungen nur für Dich sind und keinem anderen vor Augen kommen dürfen.

Dein treuer Sohn Eckbert."

* * *

„An die Frau Oberkonsistorialrätin Kleynkauer
in Wittenberg.

Liebe, liebe Mama!

Meine liebe, liebe Mama, hilf mir! Ich schreibe ja nur in so großer Angst an Dich, und verzeihe mir, daß ich diesen Brief an Dich schreibe, und Dir vielleicht noch mehr Kummer mache. Aber ich kann mir ja nicht selbst und allein helfen in meiner Angst. Habt mich lieb, behaltet mich lieb, Mama! Du und der liebe, gute Papa; laßt mich Euer Kind bleiben, trotz des großen Kummers, den ich Euch machen muß! Laßt mich bei Euch

Digitized by Google

bleiben, wie als Euer armes kleines Kind. Holt mich wieder zu Euch und helft mir in meiner Angst und Not. Ich kann mir in dieser Welt nicht mehr helfen, und wie ich das recht an Euch schreiben soll, weiß ich auch nicht. Ach, was soll aus mir werden, wenn Ihr mich nicht Euer Kind bleiben laßt? Die Welt ist zu groß und weit und, ja, auch zu schön für mich; o, laßt mich zu Euch zurückkommen! Ich möchte ja keinem im Wege stehen, und Dir, liebe, liebe Mama, ganz gewiß am wenigsten. Ach, wenn Ihr doch wieder ein dunkles Winkelchen für mich hättet in Eurem, unserem guten alten Hause, in welchem sich keiner um mich kümmerte, als nur der Papa und Du, liebe, liebe Mama! Auch an diesem Briefe seht Ihr, und weil ich auch sonst in der Schule nie weiter gekommen bin, daß ich in das schöne, große Leben nicht passe; ich weiß ja auch heute, wo ich dies schreibe, nicht, wie ich es ausdrücken und schreiben soll, wie mir in meiner Angst ums Herz zu Mute ist; auch hier in dem schönen, lieben Lugau, wo sie wieder alle, alle zu gut mit mir sind und vor allen jetzt auch Eckbert. Ihr wißt ja wohl besser als ich, daß er hier auch die Bibliothek ordnen soll, die sehr in Unordnung ist und worin das große Wunder passiert ist, daß die Tante Euphrosyne darin in einem fremden gelehrten Herrn ihren Herrn Vetter entdeckt hat, der auch ein altes Manuskript darin suchte und es nicht finden kann. Der Herr Doktor Meyer wohnt im Dorf beim Förster Gipfeldürre; aber Eckbert wohnt im Kloster selbst, und er ist auch so sehr freundlich und besorgt um mich; ach, wenn ich seiner nur wert wäre! Er steht ja so hoch über mir mit seinen edlen, schönen Gedanken und Plänen und Aussichten für das Beste aller Menschen auf Erden, und Fräulein von Kattelen, die Dich herzlich grüßen läßt, Mama, hat auch schon mit mir darüber gesprochen, daß ich auch das Meinige thun müsse, um mir mein großes Glück zu verdienen und zu erhalten durch völliges Verstehen und Aufgehen in Eckberts Gedanken und Absichten. O meine liebe, liebe Mama, wenn mir gerade das nur nicht so sehr das Herz abdrückte in so entsetzlicher Angst! Wenn ich ihn nur verstände, wie er es wert ist; wenn ich ihn nur gleich in allem und zu allem, was er sagt, aufwärts folgen könnte! Mama, ich kann ja nichts dafür; aber nun muß ich auch hier in Lugau immer darauf achten, ob ich ihm auch keinen Ärger und Überdruß verursache. Ihr, liebste Eltern, und die Tante Euphrosyne habt mich ja so verwöhnt, daß ich vor keinem Eurer Blicke, wenn ich zufällig darauf merkte, zu erschrecken brauchte, — Mama, und wenn ich Dir auch noch so viel Verdruß und Kummer gemacht habe, hast Du mich doch immer nur in Deinem Herzen und nicht als Deine Mitarbeiterin bei den größesten und besten Plänen fürs Wohl der ganzen Menschheit gehalten — aber jetzt vergehe ich daran, weil ich gewiß weiß, daß ich eines, den ich bis über den Tod lieb haben soll, nicht würdig bin, und auch bloß dieses allein hat mich den letzten Winter durch zu Deinem Kummer, arme Mama, so kränklich und unerträglich gemacht.

Ich bin ja wohl zu lange des Papas und der Tante Euphrosyne Spielkind gewesen und wußte deshalb nichts von mir und von der weiten schrecklichen Welt um mich herum; aber nun weiß ich es und muß es sagen, wenn ich auch daran sterben werde. Ich bin Eckbert nichts und kann ihm auch als seine Frau nie etwas sein! Er, der alles weiß, hat sich nur hierin getäuscht. Ich kann ihm nichts sein in seinem Leben als eine Last! O könnte ich doch deutlich machen, wie ich das jetzt so deutlich fühle, Ihr würdet gewiß Mitleid mit mir haben und mich als Euer Kind bei Euch bleiben lassen, und, liebe Mama, wenn es Dir nicht recht wäre, so wollte ich auch niemals aus Eurem Hause gehen, auch nicht zu der armen, guten Tante Euphrosyne nach dem Universitätsplatze oder Kepplershöhe. Wäre die ganze Welt nicht wie eine heiße Feuerflamme um mich her, so wäre ich wohl auch nicht so schlecht und wünschte, daß Lugau noch ein katholisches Kloster wäre und ich darin eingekleidet wie in alter Zeit; oder daß ich schon begraben läge hier auf unserem Kirchhofe bei den anderen toten Schwestern seit tausend Jahren. Es ist ja so wunderschön hier, und alle so lieb und gut gegen mich und nur das Schreckliche, daß ich desto mehr erkenne, daß ich zu nichts passe und brauchbar bin. O wäre ich doch noch Euer kleines Kind! Es ist ja so schrecklich, wenn man sich selber sagen muß, daß die liebe Sonne und die Berge und Wälder und die lieben Menschen, alles, alles für die Freude und Dankbarkeit von jedem da sind, und man sich selber so unwürdig und undankbar für sie vorkommen muß. Bitte, bitte, lieber Papa und liebe Mama, nehmt es mir nicht übel, daß ich auch nicht einmal weiß, wie ich das alles besser an Euch schreiben sollte, sondern nur, wie es mir ums Herz ist. Werdet nicht böse, sondern behaltet mich lieb! — Ich weiß es ja nur zu gut, wie böse ich bin. O vergebt mir, daß ich mir in der Welt nicht zu helfen weiß! Zu wem soll ich denn gehen in meiner Ratlosigkeit als zu Euch? Ach, wenn Ihr wüßtet, wie elend ich mich fühle, so würdet Ihr mich trotz dem Kummer, den ich Euch mache, nach Hause kommen lassen und dem armen Eckbert schreiben, daß ich nichts zu seinem Glücke beitragen könnte, aber ihm doch das schönste wünschte. Ich könne ja nichts dafür, daß er sich in mir geirrt habe und ich mein ganzes Leben durch zu dumm und kindisch und unverständig für ihn und seinen hohen Geist und seine Aussichten und Bestrebungen bleiben werde. Bitte, bitte, vergebt mir; vergebt Eurem Kinde, Eurer armen

Eve."

* * *

Digitized by Google

„Sr. Excellenz dem Herrn wirkl. Geh.-Rat, Hausminister von P . . . . . in X.

Kleinkinderbewahranstalt Lugau, 5. Juli 1870.

Teurer alter Freund! Ich sehe noch das Lächeln und höre noch den Seufzer, mit welchem Sie an meinem einundzwanzigsten Geburtstage sich symbolisch die Hände über mich wuschen. ‚So! Gott sei's gedankt, so weit wären wir denn, Mädchen, und die Verantwortlichkeit wenigstens nach der juristischen Seite hin vom Halse los!' Sie schienen wahrhaftig mit einem Theaterkuß auf die Stirn Ihre Vormundschaft über mich abschließen zu wollen, aber nur einen Augenblick lang! Wer an Ihrem Halse hängen blieb und wen Sie in Ihren treuen Armen behielten, und zwar bis heute, bis nahe an ihren sechsundzwanzigsten Geburtstag (die Zahl schreibe ich nicht ohne Grund mit Buchstaben!), das war die Laura Warberg. Der alte Mann von der See hing dem Seefahrer Sinbad nicht fester auf dem Buckel, als Ihre dicke Laura Ihnen von den ersten Kinderunarten an, bis ins nichtsnutzige Altjungferntum hinein. Die Theaterthräne, die von rechtswegen hier auf diesen Brief an Sie, Excellenz, fallen müßte, die fällt vielleicht im bittersten Ernst auf einen anderen, den ich nach diesem schreiben werde. Ich schreibe auch an Franz, mein väterlicher, mein bester Freund, und ich schreibe diesem Doktor Herberger, daß er kommen möge, um Sie endlich ganz zu entlasten und mich Ihnen aus den Händen zu nehmen. In Ihrem Herzen wird er mich ja wohl lassen müssen — dürfen, mein Vater? Sterben würde ich ja wohl nicht, wenn dem nicht so wäre; aber was für eine Frau, was für — endlich noch — ein Eheweib ihm aus Ihrem armen, dummen, unzurechnungsfähigen Mündel ohne Ihre fortdauernde Anteilnahme und Erziehungsthätigkeit zugewachsen wäre, davon lieber jetzt nichts mehr.

Bleiben wir bei der Hauptsache! Auch Lugau liegt hinter mir; es war gottlob die letzte Station vor der außerordentlichen Professorin der Weltweisheit; und daß ich mit heiler Haut so weit bin, wem habe ich das zu danken? Außer meinem, wie Sie sich dann und wann auszudrücken beliebten, dicken Fell, nur Ihnen, Ihnen, mein wirklicher, wirklicher, teuerster, geheimster Rat! denn was Franz dazu thun konnte, das fällt doch auch zum größten Teil unter Ihren Schutz und Schirm, mein Vater! Wer hat mich gelehrt, meine Lebenstragikomödie, Historie, Pastorale u. s. w. u. s. w. als armes Waisenmädchen, Pensionsfräulein, Hof- und Weltdame als ein ehrlich Mädchen durchzuführen und das Publikum, wie sich's gebührt, zum Narren zu halten? Seiner koptischen Weisheit, Geheimrat von Goethes Excellenz wirklichster Lebens- und Lebenskunst-Genosse, — Sie, mein Vormund und Vater! Beugen Sie nur lächelnd Ihr würdiges, siebenzigjähriges Haupt über die Thatsache, daß Sie als junger Legationssekretär auch für mich in dem Hause am Frauenplan in Weimar zu Gast gewesen sind und dort gelernt haben, den Dingen und Metamorphosen in dieser Welt gelassen zuzuschauen. Wieviel von Ihrer schönen Ruhe haben Sie schon auf Ihr armes, vordem so zappeliges Mündelkind und den melancholischen Franz übertragen. Sie werden auch morgen, wenn dieser Brief in Ihre Hände kommt, nicht die Hände überm Kopfe zusammenschlagen, sondern sie höchstens etwas fester auf dem Rücken ineinanderlegen mit einem ‚Hm, da hätten wir endlich den Intermaxillarknochen!' —

Wir haben es beide redlich und treu ausgehalten das letzte Jahr innerlicher Prüfung und Sammlung — Franz in Wittenberg, ich in Lugau; und das letzte Zögern wird uns wohlthun auf dem Wege, den wir nun zusammen gehen werden. Es hat uns fester als irgend welcher Sturm und Drang früherer Tage verknotiget für das uns noch übriggebliebene Erdenleben. Wir sind nun unserer sicher und die bittersüßen Zeiten der Ratlosigkeit und des Zweifels vorüber. Wir werden als ein sehr ruhiges, behagliches, wunsch- und willenloses Ehepaar Madame Toutlemonde hinter uns drein gaffen, grinsen und — neiden lassen: Doktor Herberger und Frau empfehlen sich ganz gehorsamst den Herrschaften, sind jedoch fürs erste darauf beschränkt, zugedachte Glückwünsche und Beileidsbesuche als empfangen betrachten zu müssen u. s. w. — Excellenz (o, wenn ich Sie doch bei diesem Wort recht tüchtig abküssen könnte!), sagen Sie doch Seiner Hoheit, unserm jungen Freund und Zögling noch einmal und zwar jetzt herzlicher denn je von unserer Teilnahme an seinem Wohl und Wehe. Der gute Knabe! Wie gern ich ihn zu meinen Füßen sitzen hatte, um ihm seine ersten Studien ritterlicher Frauenverehrung mütterlich zu beaufsichtigen und ihm seine Lektionen zu korrigieren! Wie lieb er mich hatte und ich ihn! Nun, auch er ist ja nun versorgt, gut versorgt. Ich kenne seine demnächstige Frau ziemlich genau, wie Sie wissen, Papa. Sie schickt sich vortrefflich zu ihm und wird dermaleinst eine Landesmutter, wie sie nicht bloß in den Zeitungen herumfährt, sondern bei ihren nächsten Freunden und Freundinnen als solche angeschrieben stehen muß.

Doch nun zur Hauptsache, mein väterlicher Freund. Also, wir werden uns wieder einmal aus den Hinterthüren hinaus und hinter den Leuten wegschleichen, Franz in Wittenberg und ich in Kloster Lugau, um wieder einmal unsere eigenen Wege, oder besser diesmal zusammen unseren eigenen Weg zu gehen. Und da, so weit sich das aus dem Lugauer Klostergarten und Klosterfrieden beobachten läßt, der politische Himmel nur die gewohnte leichte Bewölkung zeigt und der herrliche Baldachin, Ihr hofgesellschaftliches Firmament, vollkommen rein ist, so hindert Sie, mein Vater, nichts, dasselbe zu thun, will sagen, sich gleichfalls aus der Hinterthür zu schleichen und mit Ihren armen, glücklichen Kindern im September auf dem Kapitol, im Palazzo Caffarelli sich ein ernstes und doch fröhliches Stelldichein zu geben. Sie — Sie — Sie geben da die alte verjährte Braut weg auf

Digitized by Google

dem Schutt der Vorwelt, o, und wie werden Franz und Laura Ihnen Treue halten in ihrem jungen Glück und doch noch durch schöne Tage und Jahre die lieben, weißen Locken mit jugendlichem Grün bekränzen! Es kann ja nicht anders sein: wir haben noch das Beste vom Leben vor uns; aber nichts darin ohne Sie, Vater, Freund und Vormund! Ihre Kinder begnügen sich nicht mit einem in ein dürres ‚Lebt wohl!' verkleideten ‚Geht meinetwegen!' des Königs Thoas. Nein, Sie, mein Vater, gehen mit, Sie kommen mit uns. Wir werden noch gute, schöne, nützliche Tage miteinander verleben, und vor allen Dingen ruhige!

Die Berge sehen seit tausend Jahren auf Lugau und Laura Warberg sieht heute über ihren Briefbogen weg auf die blauen Berge und hinein in eine weiteste, blaueste Ferne. Excellenz, die Welt ist gar so übel nicht; man muß sich nur hineinzufinden und sie zu nehmen wissen. Wer hätte dazu wohl aber je einen bessern Berater, Führer und Lehrmeister gehabt als Ew. Excellenz gehorsamste Dienerin und Schülerin? Behalten Sie mich ferner lieb; zur Eifersucht ist kein Grund, wenn zu allem übrigen Guten jetzt doch noch einen guten Mann kriegt

Ihre arme treue Laura Warberg."

(Schluß folgt.)

Die Macht des Kleinen.

Roman

von

A. von der Elbe.

(Fortsetzung.)

Oskar wütete. Die Aussicht, hier noch während des ganzen Winters ohne seine Braut zu sein, empörte ihn. Er schalt auf den alten griesgrämigen Pedanten in den härtesten Ausdrücken, wodurch Anna, die des Oheims Maßregel richtig fand und mit Dank annahm, aufs neue verletzt wurde.

„Wenn er uns zu arg quält, so entführe ich Dich," rief Oskar, als er kurz vor Annas Abfahrt — der Onkel wollte sie selbst zur Bahn bringen — noch einmal mit ihr im elterlichen Garten auf und ab schritt. „Was will er machen, sind wir zusammen auf und davon, so muß er, anstandshalber, schon seine Einwilligung zu unserer Hochzeit geben."

Anna lächelte, ihr ruhiges, unbeirrtes Lächeln, wie ihn das anzog und zugleich reizte, es war so völlig leidenschaftslos! „Zu einer Entführung gehören doch zwei," sagte sie und sah ihn schelmisch an, „mit Gewalt willst Du doch keinen Mädchenraub ausführen?"

Er brauste auf: „Also Du könntest wirklich die Nichtswürdigkeit haben, Deinem verlobten Bräutigam Widerstand zu leisten? Das ist stark, das ist großartig, wirklich riesig korrekt! Bitte schön, nur immer Du selbst bleiben; aus dem Ei gepellt, frisch wie ein Nußkern, nur ja kein Tittelchen auf das weiße Unschuldskleidchen kommen lassen! Aber das Gefühl, die Wärme, die Liebe, wo stecken denn die?"

„Oskar," sagte sie stehen bleibend und sah ihn mit ihren klaren Augen groß an: „Ossi, möchtest Du wirklich eine Braut haben, die nichts auf sich hielte, die mit Dir durch dick und dünn ginge? Ich kann mir das von keinem verständigen Menschen denken."

„Also unverständig bin ich, danke bestens!"

„Ach Du! Der Unterschied zwischen uns ist, ich gehorche dem, der älter und vernünftiger ist und mir etwas zu sagen hat, gern; Du möchtest Dich keinem fügen."

„Du bist auch nur ein Mädchen und ich bin ein Mann!"

„Menschen, junge Menschen, sind wir, denke ich, beide."

„Anna! Anna! Wo bist Du?" ertönte jetzt der Ruf Degeners aus dem Nachbargarten. „Komm rasch, der Wagen ist da!"

Vor Rosenaus Villa hielt ein eleganter Landauer, der die Familie, die Anna das Geleit geben wollte, zur Bahn befördern sollte. Oskar ging mit seiner Braut, unter fortgesetzten kleinen Wortgefechten, die Chaussee entlang nach Tonnemachers Garten, hier stand die Droschke, ein ziemlich enges Gefährt, die der Postrat bestellt hatte. Mienchen wartete mit rotgeweinten Augen in Hut und Umhang vor der Gartenpforte, aus der eben der Droschkenkutscher und Jakob den Koffer trugen, der auf den Bock befördert wurde. Anna mußte einsteigen. Auf Degners Gebot setzten Mienchen und Jakob sich auf den Rücksitz und dann ließ er selbst sich neben seiner Nichte nieder.

Sich aus dem Wagen neigend, sagte der Onkel zu dem verdutzt dastehenden Bräutigam:

„Bitte gefälligst in dem größeren Vehikel Ihrer geehrten Eltern Platz zu nehmen. Jene" — mit einer steifen Handbewegung auf die betrübt aussehenden Inhaber der Rückplätze — „sind, wie notorisch erwiesen, so alte Freunde der Abreisenden, daß ihnen ein gewisses Anrecht auf die Begleitung derselben nicht abzustreiten sein dürfte. Vorwärts, Kutscher!"

Zähneknirschend stand Oskar auf der Chaussee und starrte dem langsam davonrollenden Fuhrwerke nach. Dann begann er zu laufen und kam gerade noch rechtzeitig, um in den Landauer zu springen,

Digitized by Google

wo seine Mutter ihn mit der erstaunten Frage empfing: warum er nicht vorgezogen habe mit seiner Braut zu fahren? Ein Anlaß, um während des ganzen Weges über den Postrat zu schelten.

Der Abschied auf dem Bahnsteig war kurz und verworren, Oskar glaubte, daß seine Braut sich ihm ausschließlicher hätte widmen müssen; Anna hatte für alle ein gutes Wort, eine Umarmung, einen freundlichen Blick. Die alte Vogelsang und seine Schwester Liesbeth fand Oskar „horrend zudringlich".

Nun war sie fort, und als er zu Degener sagte: er rechne aber ganz entschieden darauf, seine Braut zum Weihnachtsfeste hier zu sehen, zuckte der alte Herr die Achseln und meinte: „Man kann ja die Idee ventilieren, einen wesentlichen Faktor für diesen Entschluß vermag ich vor der Hand nicht zu konstatieren."

Oskar fand das Leben im Elternhause nach Annas Abreise pyramidal langweilig. Briefschreiben erklärte er für ein kolossal mageres Vergnügen, eine alberne Sentimentalität! Es war riesig nett gewesen, die Geliebte immer erreichen zu können, und das frische Mädchen an seiner Seite zu sehen. Die Unruhe, die ihn früher umhergetrieben — die Sorge, daß er nur ja keinen Genuß, kein Vergnügen versäume — hörten auf, wenn er die Beschwichtigerin neben sich hatte, aber jetzt — was sollte er beginnen? Er wollte recht viel reisen, denn in Rabinsko würde er doch durch allerlei langweilige Hinderungsgründe an die Scholle gebunden sein.

Als das Weihnachtsfest nahte, wurde der Postrat von allen Seiten bestürmt, Anna kommen zu lassen. Er erklärte aber bestimmt: jegliches Umherflankieren erfülle ihn mit erheblichen Bedenken, und seine Nichte werde dort bei den Vorbereitungen und der Art der Festfeier auch lernen können. Anna selbst wies die Einladung ihrer Schwiegermutter und Oskars Vorschlag, sich an des alten Brummbären Meinung nicht zu kehren, entschieden von sich. Sie werde nie etwas thun, was ihr Oheim nicht gut heiße!

Bald nach Weihnachten begannen bei den Rosenaus die Vorbereitungen zum Umzug in die Provinz Posen. Das obere Stockwerk der Villa sollte mit geringwertigen Sachen eingerichtet bleiben, damit man hier doch immer ein bequemes Absteigequartier behalte. Unten wollte die Generalin von Waldhausen einziehen.

„Lieber Herr Schwiegersohn," sagte sie eines Tages zu Rosenau. „Wenn ich mir meine neue Position bei Lichte besehe, so erkenne ich immer mehr, daß ich mich aus Gefälligkeit für Ihre Wünsche hier doch außerordentlich isoliere. Sie werden als rücksichtsvoller Mann nicht wohl umhin können, den Diener und die Pony-Equipage zu meiner Verfügung zu lassen. Ich würde mich ohne männlichen Schutz hier draußen fürchten und brauche Franz auch für den Garten."

Frau Elfriede erklärte diesen Wunsch ihrer Mutter für vollkommen berechtigt, und der Kommerzienrat gab seufzend nach.

Bei einem nochmaligen Überschlag der Finanzlage sagte Rosenau zu Oskar: „Es wird am vernünftigsten sein, die Einnahme von den amerikanischen Eisenbahnpapieren meinem hiesigen Bankier anzuweisen, um in erster Linie davon die Zinsen für die auf die Villa eingeschriebene Hypothek zu decken, die Abgaben und Reparaturen zu bestreiten und der Generalin den nötigen Haushaltszuschuß zu geben."

„Übrigbleiben wird da nichts," lächelte Oskar. „Freue Dich, wenn's immer langt!"

Gegen Ostern fand dann die Übersiedelung der Familie Rosenau auf ihre neue Herrschaft, an der russischen Grenze, unweit Thorn, statt.

* * *

Bald nach Rosenaus Fortzuge war die Warnekesche Fabrik fertig geworden. Es hatte bis jetzt in Rücksicht auf sein großes Unternehmen ein sonderbares Verhältnis zwischen Vater und Sohn bestanden. Der erstere wollte im Grunde nichts von dem Bau wissen, und tadelte, mit eigensinniger Anhänglichkeit an das Alte und mit seinem eigensinnigen Besserwissen jegliches Fabrikwesen. Nun stand die Anlage zur Freude des unternehmenden jungen Besitzers fertig da und konnte binnen kurzem eröffnet werden.

Es war Richards Wunsch, den Vater in seiner Fabrik zu beschäftigen, er mochte sich selbst seinen Platz aussuchen.

„Komm, Vater, heute ist Sonntag," sagte Richard freundlich, „nun gilt keine Weigerung mehr, Du mußt mit mir die Fabrik besichtigen; ich will Dir die ganze Einrichtung zeigen und Dich bitten, mir als Aufseher, Zuschneider oder Werkmeister, was Du willst, Deine treue Hilfe zu gewähren."

„Du weißt," erwiderte der Vater, indem er sich langsam anschickte, dem Sohne zu folgen, „Du weißt, Richard, daß ich für den ganzen neumodischen Kram nicht bin; aber ansehen kann man sich ja die Geschichte. Das wird eine arge Schmökerei werden aus Deinem Schornsteine und uns allen die Gärten verderben," murrte er weiter.

„Ich habe Rauchverbrennung, Vater, und mein Schornstein sieht ja kaum aus den hohen Bäumen hervor."

Sie gingen durch den Garten zur Fabrik und in das Gebäude. „Hier unten," sagte Richard, einen großen Raum betretend, „steht die Dampfmaschine, deren Treibriemen durch die Decke in die oberen Säle gehen und im Zuschneidesaal die Ausstanzmaschine für Sohlen, in den andern die Steppmaschinen und die Preßmaschine für die Absätze treibt. Hierneben sind die Comptoirräume, das Kohlenlager, Leder- und Packkammern."

Kopfschüttelnd nahm der Vater alles in Augenschein. „Wie die Menschen sich's heuzutage bequem machen. Da kann ja jeder Waschlappen mit! Hundertmal den Tag dieselbe Naht nähen, muß ja gleichgültig und zuletzt blödsinnig machen. Die Freude, ein Werk hübsch und propre fertig zu stellen, hört ganz auf."

„Es ist die Arbeitsteilung, mit der wir rechnen. Wie darf man sich dem Fortschritt unserer Zeit und

Digitized by Google

der praktischen Maschinenwirtschaft entgegenstellen? Wir halten den Strom nicht auf, also schwimmen wir mit ihm!"

„Um selber zur Maschine zu werden und Euer eigentliches Wesen daran zu geben! Kann auch nicht jeder, wie unser alter Amtsbruder Hans Sachs, ein: Schuhmacher und Poet dazu, sein, so klopft man doch viel Liebe zum Werke und viele gute Gedanken in die eigenhändige Arbeit und aus ihr heraus. Eine erweckliche Schaffensfreude steckt darin. Im bloßen Leiten der Maschine und im endlosen Thun desselben Handgriffs liegt etwas Verdummendes, das den Menschen herabzieht, das ihn müde und verdrießlich macht."

„Im Gegenteil! Je mechanischer die Arbeit, je mehr kann der Arbeiter seinen eigenen Gedanken folgen!"

Der Alte ließ sich nicht beirren. „Ich habe immer gesucht, die Halbschaffer und Flauköppe bald wieder loszuwerden, ich will Gesellen, die mit allen fünf Sinnen fröhlich bei ihrer Sache sind. Kerle, die den Fuß nicht heben mögen vor Grämlichkeit und auf der Sohle hinschleifen, sind mir ein Greuel und solches Volk züchtest Du. O, jede Sorte von Leuten hat ihre bestimmte Art zuzutreten!"

Richard lachte. „Ich glaube, Vater, daß gerade bei der mechanischen Arbeit am besten eigenes Denken möglich ist."

„Dann mag's das Denken der Unzufriedenen sein, des Widerwillens gegen die Arbeit, des Mehrwollens; nie die Freude am eignen Schaffen, die den rechten Handwerker erfüllen soll."

„Und wie willst Du's ändern, Unausbleibliches aufhalten?"

„Dadurch, daß ich nach wie vor meiner Weise zu schaffen, treu bleibe. Ehre das Handwerk, Richard! Richtiges Menschenwesen, Art, Seele ist nur in dem, was aus einer einzigen Hand kommt; die Maschinen sind die großen Gleichmacher, die der Welt ein anderes Ansehen geben."

„Aber auch die Entlaster vom Frohndienst!"

„Wie Du's ansiehst. Die Zeiten werden nur scheinbar besser, Zufriedenheit ist das Höchste, und wo giebt es die heute?"

Richard redete dem Vater noch einmal zu, doch mitzuthun und sich den Posten auszusuchen. Es liege ihm sehr an einem zuverlässigen Oberaufseher, da er selbst doch besonders Comptoirarbeit haben werde.

Der Vater blieb aber eigensinnig dabei, die empfindlichen und absonderlichen Füße müßten auch und zwar mit Liebe versorgt werden, und das wolle er übernehmen. Alt und jung vermöchten nicht einen Strang zu ziehen! Die Zeiten seien nicht nach seinem Sinne.

„Dampf ist an sich ein Kleines, ein Nichts," fuhr er fort, „aber das Nichts ist eingefangen, angespannt und giebt dem ganzen Leben ein anderes und dunkel bewölktes Ansehen. Es ist etwas, das die Jugend erfreut, die nun meint, alles ausrichten zu können, das aber dem Alter nicht gefallen will. Ich weiß," fügte er ernst hinzu, „daß, wer nicht mit der Zeit geht, abstirbt, mag's denn sein!"

Sechzehntes Kapitel.

Alexander hatte sich auf dem kleinen Gute in Mecklenburg, wo er in der beschränkten Wirtschaft, bei einem kränklichen Manne, als einziger Verwalter wirkte, leidlich eingelebt. Die Stellung war bescheiden und regte ihn wenig an. Auch hatte er unter den Launen seines jähzornigen Herrn zu leiden. Daneben lastete ein zwiefacher Druck auf seiner Seele. Einmal die dauernde, peinliche Ungewißheit über seine Herkunft; dann, die ihm immer mehr zum Bewußtsein kommende warme Liebe für seine Jugendgespielin Anna, der er nun so ganz entrückt war.

Den Zuschuß, welchem er entsagt hatte, bekam er doch und reichlicher als sonst, aber in anderer Form zugesandt. Das große Bankhaus Salomon & Söhne in Berlin schickte ihm vierteljährlich zweihundert Mark, im Auftrage des Herrn Gärtners Tonnemacher. Alex glaubte sich zu erinnern, daß er zu Hause Geldsendungen von dieser Firma gesehen habe. Als er sich mit einer Anfrage an die Mutter wandte, ließ diese durch seinen ältesten Bruder, den Tischlerlehrling Fritz, ihm kurz schreiben, er solle sich nicht beunruhigen, die Sache habe ihre Richtigkeit, wenn er das Geld nicht gebrauche, könne er sich's ja aufheben.

Mit Richard korrespondierte Alexander nicht regelmäßig. Der Freund hielt nichts vom Schreiben unnötiger Briefe, und er fand gerade in dieser Zeit viel bei seinem Bau zu thun. Er hatte nur einmal flüchtig gemeldet, daß Rosenaus ein großes Gut gekauft hätten und zum Frühlinge fortziehen wollten. Alex wußte, daß dies für Richards liebste Herzenswünsche ein schwerer Schlag sein werde und wunderte sich nicht, daß er, verstimmt wie er sein mochte, während des ganzen Winters kein Wort von sich hören ließ.

Daß der Freund aus Schonung für ihn schwieg, ahnte Alex nicht. Indes war es so. Richard hatte, mit dem Instinkt des eigenen, liebenden Herzens Alexanders scheue Neigung für Anna erkannt und gewann es nun nicht über sich, dem armen Jungen die Schreckenskunde der Verlobung seiner Heimlichgeliebten mit dem ihnen beiden verhaßten Oskar Rosenau anzuzeigen.

Es war kurz vor Ostern, ein nebeliger Märztag; die Sonne vermochte nicht durch schweres Gewölk zu dringen und kleine Tropfen hingen an Büschen und Halmen, ohne daß es eigentlich regnete.

Alexander war früh im Auftrage seines Herrn hinausgegangen, um nach der Wintersaat zu sehen und zu begutachten, ob ein fern gelegenes Stück Ackerfeld trocken genug zum Umpflügen sei. Durchkältet kam er wieder in seinem Zimmer an. Kein Feuer brannte im Ofen, alles feucht, kühl und unbehaglich. Auf dem Sofatische mit seiner fleckigen Decke lagen zwei Briefe. Ein sehr ungewöhnlicher Vorfall bei ihm. Auf dem einen erkannte er die schwerfälligen Schriftzüge seiner Mutter, der andere trug den Stempel des Stellenvermittlungs-Büreaus in Berlin, dessen er sich zur Erlangung seines hie-

Digitized by Google

sigen Verwalterpostens bedient hatte. Alex griff nach dem Briefe aus dem Elternhause. Die Mutter schrieb einen verspäteten Dank für die Weihnachtssendung, die er an sie und die Geschwister geschickt hatte, unter Hinzufügung ihrer bekannten wunderlichen Citate, dann fuhr sie fort:

„Was hast Du denn zur Verlobung unseres lieben Annchens gesagt? Daß der junge Rosenau arg um sie her war, haben wir ja immer gesehen, hoffen wir, das ewig Weibliche zieht ihn hinan! Lieber Alex, ich hatte mir mal einen rosigen Gedanken über Dich und das Annchen gemacht. Sie hätte sich, trotz des andern Reichtümern, mit Dir doch besser gestanden, das wird sie noch gewahr werden, aber: Herkula hat sich am Scheidewege abgewandt und die Götter mögen Dir gnädig sein! Ist es doch eine bittere Wahrheit im Leben: das arme Menschenherz muß stückweis brechen."

Alexander ließ das Blatt sinken. Ihm war es nicht anders, als möge die Mutter recht haben. Eine dunkle Decke schien sich über ihn zu senken, gewoben aus der Vernichtung seiner schönsten Hoffnungen und aus einem öden Bewußtsein von Verlassenheit, das ihm bei seiner Mutter sonderbaren Zeilen aufs neue überkam. Er fühlte sich erdrückt, erstickend. Mit Anstrengung sprang er empor und stieß das Fenster auf. In einzelnen großen Tropfen fiel der Morgennebel herunter. Gleich Fetzen von zerrissenen Schleiern schwebte es an den noch blätterlosen Bäumen hin und trübe Dünste verhängten den Ausblick in die ebene Landschaft. Eine Kuh brüllte; in der Ferne bellte ein Hund; es that Alexander wohl, Laute des Lebens zu hören, ihm war, als sei er eingesargt. Was lohnte es nun, noch zu arbeiten, zu sparen, zu hoffen? Er glaubte ganz gewiß, daß die Zukunft ihm nichts mehr bieten könne.

Anna und Oskar! Sie das reine, selbstlose Wesen, er der genußsüchtige, untüchtige Egoist! Wie hatte sie das thun können? Mußte sie nicht mit den feinen Fühlfäden ihrer keuschen Seele spüren, daß sie sich an einen Unwürdigen vergab?

Nur allmählich vermochte Alexander sich so weit zu sammeln, daß er wieder an den Tisch treten und den zweiten Brief zur Hand nehmen konnte. Er las das Schreiben des Stellenvermittlers anfänglich ohne rechtes Verstehen.

Da wurde ihm plötzlich, ohne sein Zuthun, ein vortrefflicher Platz auf Johannistag angeboten. Wie kam der Mann dazu? Als zweiter Verwalter für die ausgedehnten Besitzungen des Grafen Eikstein auf Wolfsfelden. — Schöne Lage zwischen Kassel und Frankfurt, achthundert Mark und freie Station. — Keine Rede von einer Bewerbung, er brauchte nur zuzugreifen!

Das war ja ein lockendes Angebot, hier bekam er nicht einmal halb so viel, aber weshalb er, wo sich Hunderte zu einer solchen Stelle drängen würden? Wie viele Mühe hatte es ihm seiner Zeit gekostet, diesen bescheidenen Platz hier in Bullenhausen zu bekommen. Verwandte sich dort jemand für ihn? Er fühlte, daß er nicht widerstreben dürfe und fand gegen seine tiefe Niedergeschlagenheit einen kleinen Trost in der Anregung, die von diesem Anerbieten ausging.

Graf Eikstein-Wolfsfelden? Er erinnerte sich nicht, diese Namen je gehört zu haben. Und doch! Reiste seine Schwester Bärbe nicht mit einer Gräfin Eikstein in Italien? War auch hier die wohlthuende Hand im Spiele, die er im Laufe seines ganzen Lebens zu fühlen geglaubt hatte?

Während er sinnend über den Brief gebeugt am Tische stand, wurde hinter ihm die Thür hastig aufgerissen und eine derbe Stimme rief: „Se sollten mal gleich zum Herrn kommen!"

Nur mühsam fand sich Alexander in die Gegenwart zurück. Er schob seine Briefe in die Tasche und ging die Treppe hinunter nach dem Zimmer des Hausherrn.

Auf Alexanders Anpochen rief eine barsche Stimme herein. Der junge Verwalter stand dem Gutsherrn gegenüber.

Herr Brammer saß in einem Lehnstuhle am Fenster und rauchte so stark aus einer langen Pfeife, daß er wie in Wolken gehüllt erschien. Er trug einen großkarrierten Schlafrock, war unrasiert, hatte ein gedunsenes Gesicht und dickes, graues Haar.

„Was fällt Ihnen ein, Tonnemacher," schrie er den gelassen Dastehenden an, „daß Sie nicht zu mir 'rein kommen und mir Bescheid bringen. Seit 'ner halben Stunde sind Sie schon zu Hause. — Habe Sie über 'n Hof gehen sehen. Sind Sie nicht von mir ausgeschickt? Sind Sie mir keine Meldung schuldig, he?"

Nach allem, was er eben erfahren und durchdacht hatte, mußte Alexander sich besinnen, was Herr Brammer wolle. Endlich brachte er seinen Bericht über die Wintersaat und den nassen Acker so vor, wie er ihn bei seinem Nachhausekommen im Sinne gehabt hatte.

„Sie sind ja gräßlich zerstreut," polterte Brammer, „ich muß mir das verbitten. Ich halte Sie lediglich, damit Sie für mich gehen, sehen, hübsch bei der Hand sind. Ich glaube, Sie sind höllisch hochmütig. Haben 'en Wesen an sich wie 'en Prinz. Ist Ihnen Bullenhausen zu gering, können Sie sich anderes suchen. Entweder — oder — he?"

Der junge Mann zog ruhig den Brief des Kommissionärs aus der Tasche und überreichte das Blatt dem zornigen Herrn.

„Na, sieh mal an, haben sich ja schon um was Besseres bemüht. 'Ne gräfliche Gnaden, freilich damit kann unsereiner nicht konkurrieren. Da wünsche ich dann zu Johannis glückliche Reise und gute Geschäfte. Ersatz findet sich dutzendweise."

Die Zeit bis zu seiner Abreise wurde Alexander nicht angenehm gemacht. Vielleicht hätte er auch frischer und für Herrn Brammers Angelegenheiten interessierter sein können; er trug aber zu schwer an den Nachrichten aus der Heimat. Nicht allein, daß er jede Hoffnung auf Annas dereinstigen Besitz verloren hatte, er sah sie, seiner festen Überzeugung nach, ins Unglück gehen. Er traute ihrem Verlobten weder Treue und Beständigkeit, noch anständige Gesinnung und Tüchtigkeit zu.

Digitized by Google

Wie oft hatte Oskar schon Pläne und Berufsarten gewechselt, welch' leichtfertigem Treiben hatte er sich von jeher hingegeben! Und solchem Menschen sollte ein köstliches Kleinod, dies süße Mädchen, überliefert werden. Es war nicht zum Ausdenken!

Alexander hatte gleich an Richard geschrieben und um nähere Nachrichten gebeten, er ahnte jetzt, daß der Freund aus Schonung für ihn so lange geschwiegen habe. Nun kam umgehend ein Brief. Rosenaus waren abgereist, Anna befand sich als Lernende auf dem Lande, die Hochzeit sollte noch für ein Jahr verschoben werden.

Alexander atmete auf. Verschoben, eine Frist gewonnen! Der Trost, den er aus dieser Kunde schöpfte, war schwach, aber es war doch etwas Näheres über die Verhältnisse daheim, etwas, woran man sich halten konnte.

Kurze Zeit vor seinem Abgange von Bullenhausen erhielt Alexander einen Brief aus Wolfsfelden — der Kontrakt war durch das Stellenvermittlungs-Bureau gegangen — in dem ihm angezeigt wurde, daß er am fünfundzwanzigsten Juni erwartet werde, und daß zum Abendzuge ein Wagen in der Station sein solle, um ihn abzuholen. Der Brief war unterzeichnet: „Klaus Rabe, Oberverwalter."

Alexander antwortete, daß er sich zur rechten Zeit einstellen werde.

„Sind Sie der Neue für die Wolfsfelder Herrschaft?" fragte ein Kofferträger Alexander, als er auf der Station aus dem Coupé stieg. Er bejahte. Der Mann nahm den Gepäckschein entgegen und erschien gleich darauf mit dem Koffer hinter dem kleinen Stationsgebäude, wo der Ankömmling ihn erwartete. Mehrere Fuhrwerke hielten hier, der Träger schritt auf einen Jagdwagen mit zwei Stühlen zu und schob den Koffer neben den Kutscher in Livree auf den vorderen Sitz.

„Ich bin der neue Verwalter. Mein Name ist Tonnemacher; ist dies Graf Eiksteins Wagen?"

„Jawohl, Herr Verwalter, steigen Sie man flink auf; meine Füchse, sind noch junge Pferde, stehen höllisch schlecht."

Alexander sah, daß dem so war, er schwang sich rasch auf den zweiten Sitz. Die Pferde, ein paar herrliche Tiere, schäumten vor Stallmut und mußten vom Kutscher mit aller Gewalt gehalten werden. Sowie er die Zügel nachließ, gingen sie im Galopp vom Bahnhofe hinunter und waren nur mit Mühe in die Pappelallee zu lenken, wo sie sich ohne Schaden auslaufen konnten. Nachdem sie ihr Mütchen gekühlt hatten, gingen sie auf des Kutschers beruhigendes Zureden in Trab über und erschienen nun auf der Chaussee, die bald einen Wald durchschnitt, zahm und gehorsam. Jetzt wandte sich der Mann um und sagte zu Alex, indem er mit der Peitsche auf die Tiere wies:

„Der Herr Graf wollen nicht, daß die teuren Füchse auf dem Acker gehen, dazu sind sie ihm zu gut, aber Bewegung müssen sie doch haben und dann sind sie manchmal wahre Rackers."

Es war Alexander ganz angenehm, daß der Mann eine Unterhaltung anfing, ließ sich doch nun dies und jenes über Wolfsfelden erfahren. Sie hatten noch eine gute Stunde zu fahren und so konnte der Ankömmling sich über manche Einzelheiten unterrichten lassen. Die Zahl der Pferde, der Kühe und Ländereien war eine so bedeutende, die Vorwerke und Anlagen waren so mannigfaltig, daß Alex, als eifrigem Landwirt, bei der Großartigkeit des Getriebes, von dem er hörte, das Herz im Leibe lachte.

Sie waren jetzt schon eine Strecke in dem Walde gefahren, der auch zum Besitz des Grafen gehörte und mit seinen schlanken, hellstämmigen Buchen und frischlaubigem Unterholz zu beiden Seiten der Chaussee schattenspendend herantrat, als die Pferde plötzlich wieder anfingen sich ins Geschirr zu legen. Sie spitzten die Ohren, warfen die Beine als gingen sie spanischen Tritt und prusteten ungeduldig, Zugleich sah Alexander, daß etwa hundert Schritte vor ihnen ein paar Reiter in schlankem Jagdgalopp aus dem Walde kamen, umbogen und auf dem Reitwege der Chaussee ihnen vorausritten.

Es waren ein Herr und eine Dame. Die Dame, die einen Grauschimmel ritt, trug, der häßlichen englischen Mode entgegen, die stumpf abgeschnittene kurze Reitkleider fordert, ein langwallendes, dunkelblaues Reitkleid, einen niedrigen Hut und weißen Schleier; sie war sehr schlank und saß elegant zu Pferde.

Während Alexander die Reiter beobachtete, plagte sich der Kutscher mit seinen unruhigen Pferden. „Die Sackermenter sind ganz des Teufels!" rief er. „Sie stehen neben den Boxes der Reitpferde und wollen ihnen absolut hinterher. Mordsviehcher, wollt Ihr parieren!"

Das Verhalten der Füchse wurde aber von nun an ein so ungebärdiges und wildes, daß alle Unterhaltung notgedrungen aufhören mußte. Ein paarmal war Alex nahe daran, sich vornüber zu werfen und mit in die Zügel zu greifen. Die Tiere rissen das leichte Fuhrwerk aber so wild über den Rand des Pflasters dahin, daß der Wagen bedenklich schwankte und daß die Insassen sich halten mußten, um nicht hinausgeschleudert zu werden.

Je mehr sie aber den Reitpferden nachjagten, je eifriger wurde auch die Gangart der Voranstrebenden. Auch sie waren feurige Tiere, hatten die Nase nach dem Stalle zu, hörten das Rumpeln des auf ihren Fersen befindlichen Wagens, das Schnaufen der hinterher jagenden andern Pferde und gingen ebenso durch wie die Füchse.

Ein paar kurze bange Minuten hatten die Menschen ihre Macht über die Stärkeren — die Tiere — völlig verloren.

Dann, nahe vor einer Umbiegung des Weges, erhöhte ein plötzlicher heller Schrei die Spannung, in der sich alle befanden.

Alexander sah, wie sich die Dame samt ihrem Sattel zur Seite neigte, weiter herumglitt, wie sie mit beiden Händen in die Luft griff und nun mit einem Ruck auf den Weg schlug. Er erkannte, daß von der wilden Gangart des Pferdes die Sattelgurte geplatzt sein mußte, und daß die Reiterin dadurch mit dem Sattel herumgeschlagen und hilflos hingestürzt war. Eines Atemzugs Länge hatte Alexander

Digitized by Google

gezittert, daß sie am Sattel oder Bügel hängen bleiben möchte, das aber war nicht geschehen. Nun jagte ihr Schimmel, noch wilder gemacht durch den unter seinem Leibe hängenden Sattel, samt ihrem Begleiter, dessen Pferd vollständig mit ihm durchging, um die Biegung des Weges dahin.

Alexander sprang vom Wagen, kam glücklich auf die Füße und eilte zu der ausgestreckt daliegenden Reiterin, um ihr beizustehen und ihr, wenn es möglich sein würde, aufzuhelfen.

Sie war aber besinnungslos, regte sich nicht und lag mit geschlossenen Augen da. Er umfaßte die schlanke Gestalt, hob sie aus dem Staube der Straße empor und trug sie zur Seite, wo eine mit Rasen bewachsene Erhöhung etwas wie einen Ruheplatz gewährte. Als er sich nach Beistand umsah, war der Wagen verschwunden und der ganze Weg menschenleer.

Er durfte die Hilflose nicht verlassen, allein was sollte er mit ihr oder für sie thun? Eine seltsame Lage! Er saß da am Rande der Landstraße und hielt eine ihm unbekannte Dame in den Armen! Ein sonderbarer Anfang in Wolfsfelden!

Man würde ihn nicht lange in dieser Lage lassen, man mußte ihm, sobald man wieder Herr der Pferde geworden sein würde, zu Hilfe kommen, davon war er überzeugt, er brauchte also niemand herbeizuholen. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als geduldig zu warten und die Verunglückte zu behüten.

Jetzt erst fand er Muße, die noch immer Regungslose genauer anzusehen. Sie war jung und schön. Reiches schwarzes Haar hing halb aufgelöst um das marmorbleiche, feingeschnittene Gesicht. Wie mit einem Pinselstrich gezogene dunkle Brauen überwölbten die geschlossenen Augen, deren lange, dunkle Wimpern auf der schmalen Wange lagen. Der etwas große Mund war fein geschweift und stand, bei der rückwärts gebogenen Lage des Kopfes, offen, so daß man zwei Reihen herrlicher Zähne sehen konnte; nicht klein und perlengleich, sondern mandelförmig und groß, doch von auffallendem Ebenmaß und tadelloser Weiße.

Gewiß eine vornehme Dame, dachte Alex, während er den feinen Orangenblütenduft einsog, der ihrem Haar, ihrer ganzen Person entströmte, und da sie nach Wolfsfelden gehört, werde ich sie öfters sehen, vermutlich die Tochter des Grafen, meines neuen Herrn. Hoffentlich ist sie nicht schwer verletzt. Er hielt sein Ohr an ihren Mund und spürte, daß sie leise atme; er suchte sie zurecht zu rücken, ihr eine bequemere Lage zu geben und that alles mit der ihm eigenen zarten Scheu vor rücksichtslosen Berührungen.

Da bewegte sie die Hand, seufzte tief, versuchte den Kopf zu heben und schlug, nachdem eine Sekunde lang, wie in vergeblicher Bemühung, die Wimpern leise gezittert hatten, die Augen zu ihm auf. Sie waren groß und dunkel, zeigten aber jetzt noch einen abweisenden Ausdruck. „Onkel Wolf?“ flüsterte sie mit dem Tone des Erstaunens, dann sanken ihr die schweren Lider wieder zu.

Alexanders Aufmerksamkeit wurde von seinem Schützlinge abgezogen, Rädergerassel und Stimmen nahten sich. Er sah die unbändigen Füchse wieder herantraben, zu beiden Seiten von laufenden Feldarbeitern begleitet. Auf dem zweiten Stuhle des Jagdwagens saß ein Herr, irrte er nicht, so war es der Reiter, der sich vorhin, wider seinen Willen, von der Dame getrennt hatte.

Der Wagen hielt, der schwächlich aussehende junge Mann sprang herunter und lief auf die Bewußtlose zu. „Stephanie!“ rief er, „um Gottes willen, teure Stephanie, was ist Dir geschehen?“

Alexander erhob sich mit der Schwankenden, die noch kaum zu stehen vermochte, er hielt und stützte sie, begrüßte den Herrn artig und sagte: „Ich hoffe, es ist nur eine Ohnmacht infolge des Falls.“

Der andere erwiderte den Gruß flüchtig und versuchte, während er der Leidenden zärtlich zusprach, sie nach dem Wagen zu tragen. Er war aber schmächtig gebaut, verwickelte sich in das lange Reitkleid und schien so verwirrt, daß Alexander zusprang, die schlanke Dame, die er mit Leichtigkeit trug, umfaßte und sie unter Beihilfe eines der Männer auf den Wagen hob, wo sich ihr Kavalier jetzt auch einfand und die noch immer Hilflose stützte.

„Steigen Sie man zu mir auf, Herr Verwalter,“ sagte der Kutscher, „wir können Ihren Koffer hier noch vor uns aufs Fußbrett stellen.“

Alexander folgte der Aufforderung. Die ungeduldigen Pferde mußten jetzt auf Befehl des jungen Herrn Schritt gehen, damit die Gestürzte so wenig wie möglich erschüttert werde. Die Arbeiter blieben zu den Seiten und man fuhr auf dem weichen Reitwege.

„Hat sich die Baroneß was gebrochen?“ flüsterte der Kutscher zu Alex geneigt.

„Ich hoffe es nicht. Wer ist die Dame?“

„Eine Tochter von des Herrn Grafen Schwester, der verwitweten Frau Baronin von Godolla-Freienthal. Weil doch die Frau Gräfin immer krank und so viel weg ist, leistet seine Schwester mit der Tochter dem Herrn Grafen öfter Gesellschaft.“

„Und der junge Herr hinter uns?“ flüsterte Alex aufs neue.

„Das ist ja unser junger Herr Graf. Was sie so den Majoratserben heißen, der zweite Sohn ist man bloß ein Herr von Eikstein, der ist Husarenlieutenant.“

Alexander hörte jetzt das Paar hinter sich sprechen, die Baroneß war also wieder zu sich gekommen; umzusehen wagte er sich nicht, dagegen interessierte ihn alles, was er zu den Seiten des Weges erblickte, außerordentlich.

Der Wagen bog jetzt wieder von der geradeaus führenden Chaussee um die Waldecke, hinter der er schon einmal verschwunden war, und ein schöner Ausblick that sich vor Alexander auf. Man befand sich in einer breiten Lindenallee, deren Abschluß in ziemlicher Entfernung das Portal des etwas höher gelegenen Schlosses bildete. Die letzten Strahlen der Sonne vergoldeten fernher schimmernden Fensterreihen und Türmchen.

Zur Linken zog sich der Wald in schöner Bogenlinie von einer Wiese zurück, auf der Heu eingefahren wurde. Rechts hörte der Wald ganz auf, hier

Digitized by Google

wogte hinter den Stämmen der Allee ein herrliches Weizenfeld.

Als man näher an Wolfsfelden herankam, gingen Wiese und Acker in Parkanlagen über, die den großen malerischen Schloßbau umgaben, hinter dem die Höhenzüge ferner Berge herüber blauten. Eben vor der Auffahrt bog ein Weg ab, der zu Stall- und Wirtschaftsgebäuden führte; der Jagdwagen aber fuhr am Portale vor, das mit seiner Freitreppe und den beiden Seitentürmen, zwischen denen sich ein wappenverzierter Giebel mit Söller erhob, auf Alexander einen großartigen Eindruck machte.

Da die Reitpferde bereits angekommen waren, wußte man im Schlosse von dem Unfall der Baroneß. Auf der Freitreppe erschien mit mehreren Personen von der Dienerschaft eine ältere Dame und rief angstvoll, noch bevor der Wagen hielt:

„Wie geht es Stephanie? Was machst Du, mein Kind, bist Du auch unverletzt?"

„Es scheint Gott sei Dank glücklich abgegangen zu sein, gnädigste Tante!" rief der junge Graf als Antwort zurück.

Der Wagen hielt, mehrere Diener waren zur Hand, die Baroneß wurde heruntergehoben und ihr Begleiter sprang nach.

War es wirklich? Traf Alexander ein warmer, fragender Blick aus dunklen Mädchenaugen, oder irrte er, hatte dieser Blick nicht ihm gegolten? Er lüftete den Hut gegen die Gruppe und Stephanie verschwand, halb geführt, halb getragen, im Schlosse.

Nun bog der Jagdwagen vom Schloßhofe herunter und in den Weg ein, der zu den Wirtschaftsgebäuden führte, hier hielt er vor einem ansehnlichen Gebäude, in dem sich oben, wie der Kutscher Alexander berichtete, die Verwalterwohnungen befänden.

Es fing schon an zu dämmern, so daß die ganze Umgebung etwas schattenhaft erschien, doch erkannte Alexander, daß auf einer Bank vor der Hausthür mehrere Männer saßen, die herankamen, als er abstieg. Einer derselben, von breiter, untersetzter Gestalt, mit der langen Pfeife in der Hand, trat ihm entgegen. „Ich bin Klaus Rabe, der Oberverwalter, Herr Tonnemacher," sagte er in behaglichem Ton; „Johann, nimm den Koffer und bringe den Herrn Verwalter auf seine Stube, zeig ihm auch, wo wir essen. Wir haben nämlich mit dem Abendbrot auf Sie gewartet; aber Sie können ja nichts dafür, daß es später geworden ist."

Alexander versprach gleich zum Essen zu kommen und ging dann mit dem hemdärmeligen Burschen, der sein Gepäck trug, die Treppe hinauf. Ein schlicht und sauber eingerichtetes Zimmer mit einer kleinen Kammer daneben, wurde ihm angewiesen. Dann zeigte ihm Johann eine im selben Gange befindliche Thür; es sei eigentlich dem Volontär Blume seine Stube, aber der müsse es leiden, daß die Herren da äßen, das habe der Herr Oberverwalter so eingerichtet.

Nachdem Alexander sich abgebürstet und die Hände gewaschen hatte, ging er in das ihm angewiesene Zimmer.

Eine Hängelampe brannte über dem einfach gedeckten Tische, an dem nur der Oberverwalter, in eine Zeitung vertieft, saß. Er mochte des Ankömmlings Klopfen überhört haben. Bei einer Bewegung Alexanders fuhr er auf und stand plötzlich kerzengerade wie gerichtet da. Etwas befremdet ging Alexander auf ihn zu.

„Ah!" machte Rabe, „sonderbar, mir war, als träte der Herr Graf ein. Sind ja viel jünger, sehen unserm gnädigen Herrn aber weiß Gott etwas ähnlich! Bitte setzen Sie sich, die andern sind gleich hier."

Aus der Nebenthür kam jetzt ein jugendlicher Mann mit breitem, lachendem Gesichte, er rieb sich die Hände: „Stalduft etwas abgestreift," ein durchdringender Parfümgeruch erfüllte das Zimmer.

„Das ist unser Jüngster, Herr Adalbert Blume aus Berlin, Volontär, junger Mann aus gesicherten Verhältnissen," sagte Rabe vergnüglich. „Finden Sie nicht auch, daß er wie ein Verwandter vom Kladderadatsch aussieht?"

Alexander lachte: „Ich erlaube mir kein Urteil," er schüttelte die Hand des stark Duftenden.

„Der Herr Oberverwalter belieben zu scherzen," sagte Blume, „ich habe die Ehre, seine gute Laune anzurejen."

In diesem Augenblicke trat durch die Flurthür ein langer, magerer Mann mit gelbem Haar und starkknochigem Gesichte ein, dem Johann mit einer dampfenden Fleischschüssel folgte.

„Herr Verwalter Lattmann vom Vorwerke Wieshof, eigentlich nur unser Gast," stellte Rabe vor.

„Der einzige von uns, der so glücklich ist, eine Jattin zu besitzen," mischte sich Blume ein.

Die Herren nahmen Platz, der Volontär fuhr lebhaft fort: „Sie müssen wissen, Herr Tonnemacher, unser verehrtes Oberhaupt ist ein Weiberfeind, eine große Meinungsverschiedenheit zwischen uns."

„Pah, Sie Blümchen laufen jeder Schürze nach und wenn von den Mägden eine noch so ruppig und nichtsnutzig ist und lacht Sie an, so sind Sie eingefangen."

„Aber Sie wissen doch, daß ich nur für eine einzige schwärme!" rief Blume und verdrehte die Augen mit einem so verschmitzten Lächeln, daß er jetzt dem Kladderadatsch wirklich ähnlich wurde.

„Wie geht es denn eigentlich Ihrer Frau, Lattmann?" fragte der Oberverwalter ablenkend.

„Wie soll's gehen — sie kann sich nicht erholen und die Arbeit wird ihr noch immer höllisch sauer."

„Und der Erbprinz?"

„Na danke, es macht sich," der Mann sah unglücklich vor sich hin.

Nachdem der erste gesunde Appetit gestillt war, begann Blume wieder die Unterhaltung. Er wandte sich zu Alexander: „Sie Beneidenswerter, welch ein Anfang! Haben stundenlang die himmlische Baroneß in den Armen jehalten —"

„Bitte sehr, glücklicherweise kaum eine Viertelstunde."

„Ach, was würde ich schon darum jeben! Aber Versuchung für einen jungen Mann in guten Verhältnissen, riesige Versuchung! Sie an sich drücken, Kuß rauben, Jelejenheit kommt nie wieder!"

„Schämen Sie sich, Blümchen, Ihre Phantasie

Digitized by Google

wird ausschweifend!" rief der Oberverwalter, fuhr sich mit der Rechten durch sein schwarzes, graugemischtes Haar und dann über sein rotes, fettglänzendes Gesicht. „Na, erzählen müssen Sie uns aber nochmal die sonderbare Geschichte, Herr Tonnemacher."

Alexander willfahrte; man hörte allerseits gespannt zu.

„Ich habe den Esel, der die Gurte vom Damensattel nicht ordentlich angezogen hat, schon gründlich verrissen," sagte Rabe, „sie war nicht geplatzt, hatte sich aber gelockert, war aufgesprungen, die Oberriemen halten nichts und da die Gäule durchbrannten, so mußte der Sattel herumschlagen."

„Der junge Herr Graf will keinen Reitknecht mitnehmen," mischte sich wieder Blume ein. „Und wo werd ick's ihm denn verdenken, daß er jerne mit ihr alleine ist! Ich wär längst viel schneidiger vorjejangen, denn sie ist faktisch jroßartig."

„Aber nicht für Sie, Blümchen, obgleich Sie ein junger Mann aus gesicherten Verhältnissen sind. Daß ja von Ihren Albernheiten nichts ins Schloß bringt."

„Ach, die alte Baronin ist ne Sanfte; kocht die sauersten Jerichte in Schmalz."

„Aber wenn die Frau Gräfin wiederkäme und merkte eine Unverschämtheit!"

„O weh, o weh, na, die würde mich abschmettern! Alles für dero Herrn Söhne. Aber passen Sie auf, die kommt nu nicht mehr wieder. Die pfeift aus dem letzten Loche!"

„Schämen Sie sich, Blume!"

„Und ob's unserm Herrn Grafen stark unangenehm wäre" — rief der Unverbesserliche mit Achselzucken.

„Jetzt aber muß ich mir ernstlich ausbitten, daß Sie schweigen!" rief der Oberverwalter und schlug auf den Tisch. „Was soll unser neuer Kollege von Ihnen denken?"

Blume grinste den „Neuen" so vielversprechend an, als ob er sagen wollte, ich werde mich an den nicht kehren und Dir erzählen was ich weiß und — nicht weiß.

Der Oberverwalter berichtete: die Frau Gräfin sei schon seit mehreren Jahren im Winter von den Ärzten nach dem Süden geschickt worden und im Frühlinge wiedergekommen. In diesem Jahre sei sie weniger erholt gewesen und nach dem Engadin gegangen, um von da im Herbst an die Riviera zurückzukehren. Jetzt sei der Herr Graf bei seiner Frau Gemahlin, die außerdem eine Cousine und eine Jungfer bei sich habe.

Alexander war überzeugt, daß dies seine Schwester Bärbe sei.

Rabe fuhr fort: „Wie können Sie sich erfrechen zu denken, Blume, daß der Herr Graf nicht sehr unglücklich über seiner Frau Gemahlin Zustand wäre? Erinnern Sie sich nicht mehr, wie etwa acht Tage vor Ostern, als die Sommerreise beschlossen ward, unser Herr Graf schrecklich aufgeregt war und dem armen Heinze knall und fall um ein Nichts kündigte? Na, des einen Tod ist des andern Brot! Ehegestern ist Ihr Vorgänger kreuzunglücklich abgereist, Herr Tonnemacher."

Die Herren blieben nicht lange beisammen, sie wußten, daß sie am andern Morgen zeitig wieder am Platze sein mußten, auch hatte Lattmann noch den Ritt nach dem Vorwerke zu machen; er war nur gekommen, weil er den neu Eintretenden kennen lernen wollte. Als er ging, bat er Alexander treuherzig, ihn doch im Wieshofe zu besuchen, wenn sich Gelegenheit dazu finde.

Der Oberverwalter bestellte sich Alexander zu einer frühen Stunde auf seine Stube, um ihn einzuführen und mit seinen Obliegenheiten bekannt zu machen. Dann trennte man sich.

Erfüllt von neuen wunderbaren Eindrücken betrat Alexander sein Zimmer.

Was war das alles gewesen? Sollten zwischen ihm und diesem Standesherrn irgend welche ältere Beziehungen bestehen? Das schöne Mädchen hatte ihn in halber Besinnungslosigkeit: „Onkel Wolf" genannt. Der Oberverwalter hatte von einer Ähnlichkeit gesprochen, und dann war es damals seiner Mutter gelungen, die Bärbe im Handumdrehen in den Dienst der kranken Gräfin zu bringen. Es schienen ihm Fingerzeige genug, um die Ankunft dieses Grafen Wolf von Eikstein, seines neuen Herrn, mit Spannung zu erwarten.

Alexander lehnte am offenen Fenster, er blickte anfänglich ohne recht zu sehen in den mondhellen Park, nach welchem sein Zimmer hinauslag. Im Nachttau duftendes Gebüsch stieg bis zu seinem Fenster empor, genug Lücken zum Hindurchblicken lassend. Über Rasenplätze mit verstreuten, langhinschattenden Baumgruppen und im Mondlicht weißlich schimmernden Blumenbeeten, sah er die Rückseite des Schlosses mit seinen hellen Steintreppen und der sich langhinstreckenden Terrasse, die Pflanzenkübel schmückten.

Wie köstlich mußte dieser Ort denen erscheinen, die ihn Heimat nannten! Er, der Verleugnete, Ausgestoßene, besaß ja keine eigentliche Heimat, hatte nirgend dazugehörige Rechte. Das ganze Elend seiner zwiespältigen Lage kam über ihn. Er lehnte den Kopf an das Fensterkreuz und fühlte, daß seine Augen naß wurden. Erzogen von einer Mutter und in einer Familie, über die seine Bildung ihn hinaushob. Als Dienender hierhergestellt, wo er von seltsamen Zeichen und Ahnungen empfangen ward. Sein ganzes Dasein in ein trügerisches Zwielicht gehüllt, wie das vom Mondschein umflackerte Bild da vor ihm.

Trotz der Reise und den Aufregungen des Tages, spürte Alexander keine Müdigkeit, rastlos schritt er auf und ab und sann nach über die wunderliche Lage, in der er sich zu befinden glaubte.

Plötzlich klopfte es an der Wand seines Zimmers, und die etwas krähende Stimme des jungen Berliners rief: „Nu hab ick aber satt, Kollege. Wann jehen Se denn in die Klappe?"

„Entschuldigen Sie, Herr Blume, gleich, gleich!" und Alexander warf sich wie er war auf sein Bett.

Digitized by Google

Siebzehntes Kapitel.

Der Oberverwalter Rabe, der Alexander am nächsten Morgen auf dem Wirtschaftshofe umherführte und den Neuling mit seinen Obliegenheiten bekannt machte, zeigte sich als so tüchtig in seinem Fache und so freundschaftlich, daß Alexander sich ihm mit Vergnügen unterordnete.

Als zweiter, oder mit seinem eigentlichen Titel „Hofverwalter", hatte Alex nach den Angaben seines Vorgesetzten alle Geschäfte auf dem Hofe zu regeln und zu beaufsichtigen. Er hatte die Arbeitseinteilung und Anstellung der Leute, das Aufmessen des Korns und das Austeilen desselben, die Verausgabung der Futtervorräte, die Arbeiten in den Ställen, am Geschirr, in der Schmiede und in der Stellmacherei unter seiner Obhut. Der Volontär dagegen mußte besonders die Leute auf dem Felde beaufsichtigen.

Wie großartig das alles war, wie klar bestimmt, wie althergebracht und wohlgeordnet! Außer dem am nächsten gelegenen Wieshofe, wo besonders junge Pferde gezüchtet wurden, gab es noch zwei andere Nebengüter, die zu Wolfsfelden gehörten, jedoch weiter entfernt lagen. Das Ganze war eine Herrschaft, eine fürstliche Besitzung zu nennen, in höchster Kultur und von unschätzbarem Werte.

Der Oberverwalter leitete mit dem Rentmeister alle Geschäfte. Er ging, wenn der Graf anwesend war, täglich ins Schloß, meldete, was geschehen war, legte Bücher vor und empfing Befehle; jetzt wurde, der Form nach, dem jungen Grafen Hugo in ähnlicher Weise Bericht erstattet, eigentlich aber von seiten des Oberverwalters ganz selbständig verfahren.

Nachdem Alexander unter Rabes Führung sich gründlich umgesehen hatte, sagte der Oberverwalter: „Nun wollen wir frühstücken, Tonnemacher, uns dann ein bißchen fein machen und ins Schloß gehen, damit ich Sie unserm jungen Herrn vorstelle; denn die gestrige Begegnung auf der Landstraße können wir doch nicht mitrechnen."

Alexander wagte bei dieser Gelegenheit zu fragen, wie es der Baroneß gehe, worauf Rabe erwiderte, es sei gestern abend der Wagen zum Arzt geschickt worden, aber er wisse noch nicht, was der Doktor gesagt habe, und wie die Geschichte abgelaufen sei.

Eine Stunde später traten beide Herren durch das schöne Schloßportal, das Alex gestern abend so imposant gefunden hatte, in eine mit alten Rüstungen, Wappenschildern und Holzschnitzereien prächtig ausgestattete Halle, von der aus eine Doppeltreppe nach oben auf einen galerieartigen Umgang führte und an der unten mehrere hohe geschnitzte Thüren lagen.

Ein Hausmeister kam ihnen entgegen und ein Diener in betreßter Livree öffnete linker Hand ein Empfangszimmer, das vor des Grafen Arbeitsgemach lag und wo, wenn Sprechtage waren, Leute, die dem Herrn ein Anliegen vorzutragen hatten, warten mußten. Hier empfing sie jetzt der junge Graf, für den seines Vaters Privatzimmer verschlossen schienen.

Rabe stellte den neuen Hofverwalter vor, und Graf Hugo richtete einige gleichgültige Worte an ihn. Er war ein schmalbrüstiger, junger Mann, klein, von schlaffer Haltung und gutmütig gleichmütigem Wesen. Während der Oberverwalter seinen geschäftlichen Bericht abstattete, hatte Alexander, genauer als gestern, diese Beobachtungen machen können.

Als Rabe fertig war und die Herren sich verabschieden wollten, sagte der Graf: „Meine Cousine, Baroneß Freienthal, möchte dem neuen Herrn Verwalter — wie war doch der Name?"

„Tonnemacher, Herr Graf!"

„Nun gut, Herr Tonnemacher — die Dame möchte Ihnen ihren Dank sagen für den gefälligen rechtzeitigen Beistand."

„Der Herr Graf haben ganz über mich zu befehlen. Darf ich mir erlauben nach dem Befinden der gnädigsten Baroneß zu fragen?"

„Der Arzt hat ihr noch Ruhe empfohlen — arge Erschütterung — ist furchtbar mit dem Kopfe hingeschlagen — sonst alles in Ordnung. He, Rabe, was ich sagen wollte. Jagen Sie doch den Kerl zum Teufel, der den Schimmel so liederlich gegurtet hat."

„Ich habe ihm schon die Hölle heiß gemacht, Herr Graf, aber es ist einer von den verheirateten Häuslingen, und ich schlage daher vor, daß wir den sonst ganz ordentlichen armen Schlucker nicht gleich auf die Straße setzen. Es wäre ein Unglück für die Leute. Auch ist der Schimmel ein so gerissenes Vieh, daß er sich immer beim Gurten aufbläst; ich gebe daher anheim, daß der Herr Graf einen Reitknecht mitnehmen und mal nachgurten lassen."

„Na, machen Sie, was Sie wollen, aber daß der Sünder den Damensattel nicht wieder anrührt."

Der Oberverwalter empfahl sich.

Graf Hugo ging Alexander voran.

„Melden Sie mich mit dem neuen Verwalter bei den Damen," sagte der Graf zu dem Lakaien. Sie warteten einen Augenblick. Graf Hugo sah weder hochmütig noch unfreundlich aus, eher etwas einfältig und verlegen. Er sprach kein Wort, es fiel ihm offenbar nichts ein, was er seinem Gefährten hätte sagen können.

Der Bediente war rasch wieder da, er führte die Herren durch die zwischen den beiden Treppenaufgängen liegende Flügelthür in einen weiten Saal, dessen Glasthüren auf die hintere Schloßterrasse hinausgingen.

Die Terrasse wurde auf beiden Seiten von einem etwas vorspringenden Flügel des Schlosses begrenzt, in der dadurch gebildeten rechtsseitigen Ecke stand neben einem blühenden Orangenbaum im Kübel und einigen ebenfalls blühenden Oleandern, ein Ruhebett, auf dem Baroneß Stephanie Freienthal in einem weißen Morgenanzuge lag. Ihr war eben die gestern verlorene Reitgerte, mit einem silbernen Wolfskopf darauf, wiedergebracht worden, und ihre schlanken, weißen Hände spielten damit. Auf dem Tische vor ihr stand ein silberner Teller mit Wein und Backwerk, Rauchgerät und ein Kästchen mit Damencigaretten. Neben dem Tische saß die Mutter im Lehnstuhle, eine Frau mit dunklen Augen und sanftem Gesichte, das einst schön gewesen sein mußte, sie hielt

Digitized by Google

eine bunte Wollenhäkelei in den Händen, die sie aber viel ruhen ließ. „Wunderlicher Einfall von Dir, Kind, diesem neuen Verwalter selbst danken zu wollen," sprach die Dame schleppenden Tons. „Was hat er denn großes für Dich gethan? Vom Boden aufheben konnte Dich jeder."

„Ich will mich ja auch nur bei hellem, lichtem Tage überzeugen, ob er Onkel Wolf so riesig ähnlich sieht, wie ich mir in meinem Dusel eingebildet habe," sagte die junge Baroneß in burschikoser Weise mit einer klangvoll tiefen Altstimme.

„Still, da kommen sie!"

Graf Hugo trat eben, mit Alexander hinter sich, auf die Terrasse und zu den Damen heran. „Unser neuer Hofverwalter, Herr Tonnemüller," stellte er vor. Er nahm neben Stephanie Platz und bot Alexander, der sich stumm, aber mit gutem Anstande verneigte, einen Stuhl an.

Das junge Mädchen setzte ein kleines, goldenes Pincenez auf und sah Alexander so unverwandt aus ihren dunklen und forschenden Augen an, daß er fühlte, wie ihm das Blut zu Kopfe stieg; den Versuch einer Anrede von seiten der älteren Dame überhörte er gänzlich.

„Na, ist doch nicht so weit her wie ich dachte," flüsterte jetzt Stephanie halb für sich und dann zu Alexander: „Sie haben sich gestern recht schneidig benommmen. Chic und anständig für mich gesorgt, so viel habe ich bei aller meiner Elendigkeit gespürt. Da möchte ich Ihnen nun danken."

Alexander verneigte sich; die Baroneß schnippte mit der Gerte nach einem bunten Schmetterlinge, der um die Orangenblüten gaukelte, sie mußte ihn auch berührt haben, denn er taumelte über dem Tische in der Luft hin und her, nahm sich dann plötzlich auf und flog davon. Aller Augen hatten den Vorgang verfolgt.

„Wie mochtest Du das thun?" seufzte die Mutter.

„Wäre schade gewesen," murrte Hugo, „war ein schönes Exemplar."

„Ah pah, kleines Jagdvergnügen; wenn man sich bei dem öden Daliegen so horrend langweilen muß, wird man bescheiden." Sich dann wieder zu Alexander wendend, fuhr Stephanie fort: „Haben Sie schon 'mal auf dem Rücken eines Gauls gehangen?"

„Ich diente ein Jahr bei der Kavallerie, und habe mir außerdem auf dem Lande manchmal Gelegenheit gesucht, junge Pferde anzureiten."

„Sieh mal an, was Sie sagen! Da könnten Sie, so lange ich hier kusche, meinen Schimmel, der mit mir durchgebrannt ist, ein bißchen zusammenreißen. Bewegung muß die Kanaille doch haben und wenn sich einer von den Leuten daraufklemmt, kommt der Racker ganz aus Rand und Band."

„Bedauere, Baroneß," sagte Alexander, geärgert von ihrer nichtachtenden Behandlung: „Meine Zeit ist durch die Pflichten meines Berufs in Anspruch genommen, und ich glaube kaum, daß der Herr Oberverwalter es gern sähe, wenn ich als Bereiter fungieren wollte."

„Gnädigste Cousine," begann Hugo kleinlaut, „ich wäre ja alle Tage erbötig —"

„Du?" rief sie spöttisch, „Du, mit dem sogar der alte Tassilo abgeschrammt ist! — Ich sage Ihnen, Herr Verwalter, ein Kamel, auf dem Mamas Nachtmütze spazieren reiten kann — Es gäbe ja ein Familienunglück, wenn Du auf meinen Brillant klettern wolltest!"

Graf Hugo wurde blaß vor Verdruß, seine Hand, die auf dem Tisch ruhte, zitterte. Er stand auf, Alexander erhob sich gleichfalls, die Baroneß nickte ihm zu: „Sie machen mir also keine Geschichten, Herr Tonnemüller, und reiten meinen Gaul!"

„Sobald der Herr Oberverwalter —"

„Na, so überbringen Sie Papa Rabe mein Kompliment, und er soll's so einrichten, daß Sie alle Tage mindestens zwei Stunden den Brillant tummeln können. Und dann kommen Sie einen um den andern Tag um diese Zeit her und melden, wie der Gaul sich macht. Mein Onkel, der Graf, hat mir den Schimmel geschenkt und ich möchte ihn gern fein zugeritten mit nach Berlin nehmen — damit im Thiergarten paradieren; also Herr Tonnemann — entschuldigen Sie — es war ja wohl Tonnemüller?"

„Bitte, genieren Baroneß sich nicht, es giebt gewiß noch eine Menge bequemer Varianten meines Namens."

Die junge Dame sah den Verwalter betroffen an, erlaubte dieser Mensch sich ihr gegenüber den Ton lustiger Ironie? „Na, wie heißen Sie denn eigentlich?"

„Ich erlaube mir Tonnemacher zu heißen, Baroneß."

„Gut, gut, Herr Verwalter, auf Wiedersehen!"

Die Herren gingen; kaum hatten sie die Terrasse verlassen, so sagte Stephanie, sich lebhaft aufrichtend: „Ein reizender Bengel, findest Du's nicht auch, Mama?" Sie drückte den silbernen Wolfskopf ihrer Reitpeitsche an die Lippen, als werfe sie ihm eine Kußhand nach.

„Der junge Mann sieht ungewöhnlich gut aus," erwiderte die Mutter nachdenklich. „Wo habe ich doch dies längliche, schön geschnittene Gesicht schon gesehen?"

„Da brauchst Du nicht weit zu suchen, ich sagte Dir's ja. Übrigens finde ich die Ähnlichkeit nun nicht mehr so groß. Wie elend sich mein armer Hugo mit seinen hängenden Knieen neben jener Apollogestalt ausnimmt."

„Ich bitte Dich um alles in der Welt, sei nicht so verletzend gegen Hugo! Es könnte doch ein Tag kommen, an dem er sich trotz aller seiner Verliebtheit von Dir abwendete und das würde selbst Dir nicht konvenieren."

„Ach!" rief das schöne Mädchen unmutig und schlug eine Oleanderblüte mit der Gerte herunter, „ich denke oft, mag er abschrammen! Man muß doch sein kurzes Maikäferleben so angenehm wie möglich zubringen! Ich bin selbst reich und vornehm und habe nicht nötig, mich an solchen Hasenfuß zu verkaufen!"

„Pst — pst, Kind!" machte die alte Dame mit erhobenen Händen, „der Unmut führt Dich zu weit.

Digitized by Google

Wenn nur mein Bruder erst wieder hier wäre, er ist der einzige, der Dich zur Raison bringt."

„Ja, für Onkel Wolf habe ich einen Schwarm; wenn nur sein Erbgraf ihm gliche! Aber wüßte er, daß ich mich hier so scheußlich langweilen muß, hielte er mir doch allerlei dumme Randglossen zu gute." — Nach einiger Zeit begann sie wieder: „Wie kann ein Mensch, der so chic, so stattlich und hübsch ist wie er, Tonne — Tonnemacher heißen? Ein gräßlicher Name."

Alexander war von der Fortsetzung seiner Bekanntschaft mit der jungen Baroneß eigentümlich berührt. Er hatte die stumme Leidende, die er im Arm gehalten, sich ganz anders gedacht. Hilflos anschmiegend, edel und zart war sie ihm erschienen, und nun fand er ein Mädchen, das sich äußerte und benahm wie ein Student, das gar nichts von weiblicher Zartheit an sich hatte. Er verglich sie im Geiste mit der mädchenhaften und doch hausfraulichen Anna und dieser Vergleich fiel sehr zu Ungunsten der Baroneß aus. Sie mochte in der großen Welt zu glänzen verstehen, mochte durch ihre kecke Sicherheit die Führung gewinnen, aber ein Weib nach des Mannes Herzen konnte sie nicht sein. Er bedauerte Graf Hugo, der ganz in den Banden dieser herrischen Dame zu liegen schien.

Aber daß er ihr nicht unrecht that! Schön war sie ohne Frage und vorteilhafter nahm sie sich aus unter den blühenden Büschen, mit den blitzenden Augen, dem lebhaften Mienenspiel, den immer hervorschimmernden großen Zähnen und in dem weißen Gewande als gestern in ihrem schlaffen Zustande und dem vom Staube der Landstraße beschmutzten Reitkleide. Er fühlte sich ihr auch näher gerückt, denn sie ging ja mit ihm um, als habe sie ihn lange gekannt. Oder war das nur der Ton der vornehmen Dame gegen ihren Untergebenen? — Aber wie konnte ihn diese Wahrnehmung verdrießen, sie war ja die natürliche Folge seiner Lebensstellung.

Als er Stephanies Wunsch dem Oberverwalter vortrug, lachte der und schüttelte halb ergötzt, halb geärgert den Kopf: „Das Baronesschen kommandiert, als ob wir sämtlich nichts anderes zu thun hätten, als nach ihrer Pfeife zu tanzen. Aber abschlagen läßt sich's schwer, denn unser Herr Graf thut ihr alles zu Willen, und sie selbst weiß sich auch immer so zu stellen, daß ihr jeder nach den Augen guckt."

Hierauf wurde die Arbeit so eingerichtet, daß Alexander morgens den Schimmel reiten und manchmal nachher ins Schloß gehen konnte.

Als er wieder dort erschien, war's ein trüber Tag mit etwas Regen, er wurde vom Bedienten durch den Gartensaal, aber diesmal in ein drüben gelegenes Zimmer geführt. Alexander fand die Leidende noch auf dem Ruhebette und ihre Mutter daneben im Lehnstuhle. Das schöne Mädchen rauchte eine Cigarette und ließ sich von ihm über ihren „Brillant" Bericht erstatten. Mit so sachgemäßen Ausrufungen, als wäre sie ein Jockey, unterbrach sie ihn.

Als er seine Mitteilung beendet hatte und sich erhob, sagte sie: „Ordentlich aufgekratzt haben Sie mich. Ich hoffe, es soll nun nicht mehr lange dauern, so juckele ich mit Ihnen über Feld."

Als er fort war, tadelte die Mutter sie über dies Versprechen; die sanfte Dame meinte, daß es Hugo sehr verstimmen werde, wenn sie wirklich mit dem jungen Verwalter reite. Sie solle doch nicht so rücksichtslos sein.

Stephanie lachte, der gute Hugo könne ihr gestohlen werden, er sei langweilig zum Totschießen, und ein netteres Möbel als dieser schlanke Mensch, der verrückterweise „Tonne" heiße, sei ihr lange nicht vorgekommen, sie müsse durchaus sehen, ob er wirklich reiten könne und wie er sich zu Pferde ausnehme.

Alexander mußte auf des Oberverwalters Wunsch, da viel zu thun war, eine Berichterstattung überschlagen. Als er dann ins Schloß kam und auf die Terrasse geführt wurde, sah er die Baroneß vor dem Grafen stehen und scherzend in ihn hineinreden; sie hatte einen Knopf seines Rocks gefaßt und schien ihm eifrig irgend etwas zu erklären. Alexander sah, daß sie größer war als ihr Vetter, sie trug ein leichtes, blaßrosa Sommerkleid und als sie nun lachend in die Hände schlug und graziös hin und her hüpfte, fand Alex, daß sein Urteil, es fehle ihr die weibliche Zartheit und Anmut, ein verfrühtes gewesen sei. Ihre elastische Gestalt machte ihm wieder einen anderen Eindruck als bisher. Welch ein wunderbares, chamäleonartiges Geschöpf sie doch war!

Als sie Alexander sah, lief sie auf ihn zu. Sie schalt ihn, daß er so lange weggeblieben sei, fragte nach ihrem Schimmel und erklärte endlich mit aller Bestimmtheit, sie sei wieder ganz wohl und wolle morgen ausreiten. „Sie sollen mich begleiten, Herr Verwalter, Sie wissen jetzt am besten mit dem Brillant umzugehen. — Ich muß Sie auch belohnen für Ihre Stallmeisterdienste —" fügte sie mit warmem Lächeln, indem ihre dunklen Augen ihn anblitzten, hinzu.

„Habe ich kaum verdient, Baroneß."

„Warum nicht?"

„Ich handelte nur auf Befehl meines Vorgesetzten, des Oberverwalters."

„I wo! Einbildung — ist ja nichts als steifes Gethue von Ihnen. Sie tanzten hübsch nach meiner Pfeife und ein lustiger Ritt mit mir soll Ihr Lohn sein." Dann wandte sie sich zu ihrem Vetter, der, an seinem dünnen, bräunlichen Schnurrbart zerrend, zur Seite stand, aber sein Auge nicht von ihr ließ.

„Du kommst natürlich mit, Hugo? Und wenn Dir Dein alter struppiger Tassilo nicht beinig genug ist, so kannst Du ja Deines Vaters Ajax oder sonst ein junges Vollblut reiten."

„Ja," erwiderte der Graf beinah feierlich, „ich werde mitkommen."

Es war am andern Morgen. Ein herrlicher Sommertag, warm und doch luftig, der Himmel blau mit leichten, weißen Lämmerwölkchen, das Korn wogend und reifend, der Wald von goldenen Lichtern durchzittert.

Die drei Reiter, die auf feurigen und doch folgsamen Pferden alle diese Herrlichkeiten des Lebens genossen, trugen junge, raschschlagende Herzen in der Brust und nahmen im bewegten Spiel der Sinne

Digitized by Google

immer neue, wechselnde Bilder in sich auf. Dem Werden und Wachsen in der Natur vergleichbar, so keimte und sproßte es auch in der empfänglichen Menschenbrust. Unsichtbare Fäden schlangen sich bei leichtem Geplauder von hüben nach drüben; unfaßlich, unnennbar im steten Fließen und Werden. Unscheinbare Kleinigkeiten reizten oder entzückten. Das Nichts eines Lächelns, die zufälligen oder der Wechselwirkung gehorchenden Mienen schmeicheln sich ein. Geheimnisvolle, wunderbare kleine Geister treiben ihr Spiel auf allen Gebieten des Lebens. Wohin sie führen, diese Eindrücke, die Ströme von Wonne durch Seele und Körper beben lassen, ob sie zerrinnen wie die leisen Wellen des Bachs am Wege oder ob sie emporschießen wie die Eiche, festgewurzelt und breitgeästet, wer kann es wissen, wer es selber ahnen, was in ihm wird?

Stephanie teilte bald nach rechts, bald nach links ihr gnädiges Lächeln aus, so daß auch Graf Hugo ziemlich befriedigt war.

„Der Brillant geht famos, Herr Tonnemacher," rief Stephanie nach einem kurzen Galopp; wie gut hatte sie sich jetzt ihres Begleiters Namen gemerkt!

„Baroneß reiten mit zu langen Zügeln." Alexander schien das Lob überhört zu haben. „Der Schimmel braucht Anlehnung, je besser er mit dem Gebisse spielt, je feiner wird das Maul, je leichter die Führung."

„Papa sagt immer, ich solle dem Gaul Luft geben."

„Das weiche Handgelenk und der kleine Finger thun alles."

„Meine Cousine reitet vortrefflich," mischte sich Hugo ein, in dem Bedürfnis, der Geliebten etwas Angenehmes zu sagen.

„Ach Du, ich lerne gern!"

„Es sind ja nur kleine Erinnerungen, die Baroneß längst kennen werden."

„Sieh da die Rehe in der Lichtung! Sind Sie auch Jäger?" fragte Stephanie Alexander.

„Es bot sich mir kaum Gelegenheit. Ich glaube aber, ich freue mich lieber an den lebenden Tieren, als daß ich sie in ihrem Blute hingestreckt sehe."

„So weichmütig?"

„Wenn Sie's so nennen wollen: ja."

„Rehe mag ich auch nicht schießen. Aber Hasen und Hühner; ich bin früher manchmal mit Papa gegangen."

„Verzeihen Baroneß, eine ungewöhnliche Beschäftigung für Damen."

„Wenn mein Oheim, Baron Freienthal, sie passend fand!" brauste Hugo auf.

„Meine Ansicht, doch natürlich nicht maßgebend."

„Ich weiß nicht; Sie mögen vielleicht recht haben. Reiten ist mir auch lieber."

Nach der Heimkehr ihrer Tochter eilte die Baronin Freienthal Stephanie besorgt entgegen.

„Wie ist Dir der Ausritt bekommen, Kind? Wie war es?"

„Einfach himmlisch, Mama!"

„Erzähle! — Hier sind Wein und Butterbrötchen! — Gehen Sie, Lisette, die Baroneß muß sich erholen, ehe sie sich umkleidet."

Stephanie lag in dem niedrigen Lehnstuhle und bog die Reitpeitsche über dem heraufgezogenen Knie:

„Parole d'honneur, Maman, er saß zu Pferde wie ein junger Gott!"

„Stephanie!" Die Baronin legte ihre Hände vor Schreck ineinander.

„Na, warum sollte ich Dir denn Flausen vormachen? — Wie sein schwermütiges Auge sich belebte, wie seine roten Lippen lächelten, wenn ich ihn lobte, und wie er den feurigen Ajax in der Hand hatte, es war die reine Wonne anzusehen."

„Und Hugo?"

Stephanie zuckte die Schultern: „Glücklicherweise hat er nie mit dem zusammen in einen Spiegel geguckt."

„Wie nahm er Deine Freundlichkeit gegen den Verwalter auf?"

„Er konnte ja nur sehen, wie nett ich mit ihm war und er wird sich riesig freuen. Ich habe ihm gesagt: Hugo, Übelnehmerei ist die sentimentale Manier eines Schneidergesellen, ich hoffe, Du bemühst Dich nicht um eine solche mir widerwärtige Ähnlichkeit? Danach hat er sich denn forsch zusammengerissen und Gesichter gezogen, die vermutlich heldenhaft sein sollten." Das kecke Mädchen, erregt von dem Ritt, lachte ausgelassen.

„Ich warne Dich, Stephanie, Dein übermütiges Spiel könnte Dich reuen!" seufzte die Baronin und sank in einen Sessel. „Kind, Kind, wie kommst Du zu diesem unbändigen Wesen?"

„Stöhne nicht, Teuerste! Jedem Tierchen sein Pläsirchen! Ich werde öfter mit diesem Adonis von einem Verwalter ausreiten."

Achtzehntes Kapitel.

Graf Wolf Eikstein war aus dem Engadin, wo er seine leidende Gemahlin in guter Obhut verlassen hatte, zurückgekehrt. Er wurde von den Seinen mit großer Freude empfangen, denn alle hatten bestimmte Wünsche und Gedanken für ihn auf dem Herzen.

„Stephanie entzieht sich mehr denn je meinem Einflusse, lieber Wolf," sagte seine Schwester niedergeschlagen, sobald sie mit dem Bruder allein war. „Ich habe alles versucht, sie dem armen Hugo, der sie so schwärmerisch liebt, näher zu bringen, aber das Kind ist unberechenbar. — Voll Beschämung möchte ich Dir eine unangenehme Beobachtung andeuten. Dein neuer Verwalter, ein sehr schöner Mensch, scheint dem thörichten Mädchen zu gefallen. Ich kann sie nicht von dem Vorwurfe freisprechen, daß sie ihn heranzieht. Du allein bist imstande, diesen unpassenden Verkehr aufzuheben, ich fühle mich machtlos."

Es zuckte seltsam um des Grafen Mund: „Ich erwarte noch gar keine Entscheidung jener Frage," erwiderte er. „Hugos Mutter ist sehr krank, es ist nicht an der Zeit, in unserm Hause an Hochzeit zu denken. Auch muß Stephanie sich noch ernstlicher prüfen. Ich wünsche mir keine liebere Schwiegertochter als sie, indes nur, wenn sie meinem Sohne unbedingt zugethan ist."

Sobald der Graf mit Hugo allein war, gab ihm dieser ähnliche Andeutungen. Der von Eifer-

Digitized by Google

sucht gepeinigte junge Mann wagte nicht, offen zu sprechen, aber der Vater hörte den Zweifel an Stephanie und tiefe Herzensbetrübnis aus allem, was Hugo über sein Zusammenleben mit den Damen während des Vaters Abwesenheit äußerte, deutlich heraus.

„Alter schneidiger Herzensonkel," sagte Stephanie in vertrauter Stunde, „sei so vernünftig und schicke Hugo auf Reisen, er ist ganz unausstehlich, thut, als hätte er beschworene Rechte auf mich, und es giebt einen greulichen Krach zwischen uns, wenn er mir nicht mal für einige Zeit aus den Augen kommt."

Zu den vertraulichen Bekenntnissen der jungen Leute hatte Graf Eikstein, den man sonst als leicht auffahrend kannte, wenig gesagt. Selbst Stephanie, die sich ihrem angebeteten Onkel gegenüber etwas herausnehmen durfte und diese Bevorzugung ausnutzte, war erstaunt, daß er ihre Eröffnungen so ruhig anhörte. Sie glaubte trotz mancher ablehnenden Äußerungen, daß es sein Wunsch sei, sie mit Hugo zu verbinden, und sie war ja auch selbst, wenn man ihr noch einige Frist gönnte, nicht abgeneigt, Gräfin Eikstein und Herrin von Wolfsfelden und andern Gütern zu werden, aber in der letzten Zeit hatte sie gar nicht mit dem Vetter übereinkommen können. Seine gutmütige Schwäche verdroß sie ebenso sehr wie ein gelegentliches scharfes Wort, das ihm reizbar, wie er manchmal war, entschlüpfen konnte. Es schienen augenblicklich alle inneren Beziehungen zwischen ihnen abgeschnitten zu sein. Da blieb doch nichts übrig als Trennung, wenn es nicht zu einem unheilbaren Bruch kommen sollte.

Dieser Wahrheit schien sich der Graf nicht zu verschließen. Er sprach gütig mit Stephanie. Er selbst wünsche noch durchaus keine Verlobung der beiden, sie seien jung, man müsse ihnen Zeit lassen. Sie möge Geduld mit Hugo haben, der zart wie seine Mutter, aber ein trefflicher, herzensguter Mensch sei. Ja, er wolle versuchen, ob er den Sohn für einige Zeit entfernen könne.

„Mein guter Hugo," sagte der Vater ernst, als der Sohn sich wieder erregt und bitter äußerte, „Du könntest Deiner kranken Mutter einen außerordentlichen Dienst leisten, wenn Du baldmöglichst zu ihr gehen wolltest. So sorglich Cousine Adele ist, so wird doch ein männlicher Beistand nach meiner Abreise von den Damen entbehrt werden. Du könntest ihre spätere Übersiedelung an die Riviera leiten und so lange im Süden bleiben, der auch Dir wohlthun wird, wie Du es nötig und angenehm findest."

„Es wird mir schwer, mich loszureißen, Vater!"

„Und doch fehlt Dir die rechte Befriedigung im Verkehr mit Stephanie. Vielleicht ist es besser, ein Ende zu machen und sie in günstigerer Zeit wiederzusehen?"

„Wenn man sie nur hindern könnte, zu kokettieren!"

„Ich habe sie nie kokett gefunden. Sie läßt sich gehen, folgt ihrer Laune, ist aber stolz und klug genug, sich nichts zu vergeben."

„So entferne den neuen Verwalter!"

„Beträgt er sich zudringlich und taktlos?"

„Nein — um wahr zu sein — er hat eher etwas Zurückhaltendes."

„Auch Rabe ist mit ihm zufrieden. Ich werde ihn an einem der nächsten Tage kommen lassen. Ist nichts gegen ihn einzuwenden, so kann ich ihn Deiner eifersüchtigen Laune halber nicht fortjagen."

„Du hast recht," erwiderte Hugo gepreßt, „ich möchte auch keinen brotlos und unglücklich machen!"

Nach weiterer Überlegung des väterlichen Vorschlags entschloß sich Hugo zu der Reise; er hoffte von der Trennung eine Umstimmung seiner heißgeliebten, spröden Cousine und verließ nach kurzer Zeit Wolfsfelden, ohne daß etwas wie eine Annäherung oder Aussprache zwischen ihm und Stephanie, die herbe und ablehnend gegen ihn blieb, stattgefunden hätte.

Alexander hatte mit großer Spannung der Rückkehr des Grafen entgegengesehen. Die Nachricht, der Herr ist da, erfüllte ihn mit sonderbarer Erregung. Den lange fern Gewesenen nahmen aber gleich so viele geschäftliche und gesellige Ansprüche in Empfang, daß der Wirtschaftshof seinen Herrn vorläufig noch nicht zu sehen bekam.

Alexander, der allerorten in wunderlicher Beklemmung nach dem Grafen ausspähte, hatte einmal unter Herzklopfen im abendlichen Zwielicht eine hohe Männergestalt mit dunklem Vollbart neben den beiden Damen durch den Park spazieren sehen.

Graf Eikstein schien nicht sonderlich gespannt auf die Bekanntschaft seines neuen Untergebenen. Endlich sagte der Oberverwalter zu Alexander, der Herr Graf habe befohlen, er solle am andern Morgen mit ihm ins Schloß kommen, um dem gnädigen Herrn vorgestellt zu werden.

Alexander verbrachte die Nacht schlaflos vor Erwartung. Er stand früher auf als sonst. Des Sonnenballs Strahlen blickten eben in die Welt herein, es mußte einen heißen Tag geben. Als die Knechte kamen, schritt der junge Hofverwalter schon lange im dämmerigen Stalle auf und ab. Die Leute sahen ihn bei ihrem Gutenmorgen scheu an, sie meinten, sie hätten sich verschlafen. Aber der sonst so eifrige und umsichtige Herr Tonnemacher war ja heute sonderbar zerstreut. Er besann sich, wenn die Leute ihn um etwas fragten, und stand auf dem Boden, als das Korn für die Mühle abgemessen wurde, mit dem Notizbuche in der Hand, ohne anzuschreiben, so daß der Oberknecht ihn erinnern mußte.

Endlich waren die Hauptgeschäfte des Morgens gethan und mit erleichtertem Aufatmen ging Alexander in seinem Zimmer an das Umkleiden, mochte es auch noch viel zu früh damit sein.

Als er fertig in Blumes Zimmer trat, rief ihm dieser entgegen: „Er beißt nich, keene Bange nich; sehen ja janz belämmert aus!" Eifersüchtig neckend, fügte er hinzu: „Sie verzogener ‚Hofstallmeister' — sind ja schon janz jemütlich im Schlosse."

Der Oberverwalter saß bei seinem zweiten Frühstücke, er sagte, sie hätten noch Zeit und der Herr Hofverwalter möge nur zulangen, der kalte Braten wäre gut und das Bier auch. Es war dem seltsam Erregten nicht möglich, etwas zu essen, er dankte, setzte sich aber zu Rabe nieder.

Digitized by Google

„Sie haben sich ja so fein gemacht," plapperte Blume spöttisch weiter, „als wollten Sie gleich beim Onkel um die Schönste anhalten. Na, Graf Hugo hat Ihnen ja auch gefälligst Platz gemacht."

„Reden Sie nicht solch ungewaschenes Zeug, Blume!" fuhr Alexander auf. „Wenn ich meinem Herrn vorgestellt werde, so habe ich im Sonntagsrock zu erscheinen."

„Ganz recht, Tonnemacher — ganz recht," pflichtete der Oberverwalter kauend bei, „die Herrschaften erwarten, daß wir Lebensart bezeigen, aber so furchtbar aufzuregen brauchen Sie sich nicht. Der Herr Graf sind ein ganz humaner Mann und werden wohl nur ein paar Minuten Zeit für Sie übrig haben."

Endlich war der Oberverwalter fertig, wischte sich ein paarmal über sein blankes, rotes Gesicht und stand auf. Sie gingen.

Alexander hatte sich in seinem ganzen Leben noch nicht so beklommen gefühlt. Wie von ferne hörte er, was der andere auf dem Wege redete. Hatte er geantwortet? Er wußte es nicht.

Jetzt standen sie in dem großen Vorzimmer, wo Graf Hugo sie empfangen hatte. „Der Herr Graf läßt bitten," sagte der Bediente und öffnete die Thür. Mechanisch folgte Alexander dem voranschreitenden Rabe in den Nebenraum.

Ein großes, vornehm ausgestattetes Herrenzimmer umfing sie. Von dem freistehenden Schreibtische erhob sich ein stattlicher Mann. Die Sonne flutete plötzlich blendend durch die hohen Fenster; Alexander vermochte die Augen nicht aufzuschlagen. Ich habe mich doch nicht geirrt, dachte der Oberverwalter, der hübsche Junge sieht ihm ähnlicher als seine eigenen Söhne. Tonnemacher ist nicht so breit, hat nur das kleine schwarze Schnurrbärtchen, aber — und nun werden sie beide zu gleicher Zeit rot, ist das sonderbar!

Der Graf streckte seinem jungen Verwalter die Hand hin, zwei dunkle Augenpaare begegneten sich, fragend — zagend. „Es freut mich," sprach der ältere, „daß mein Oberverwalter mit Ihnen zufrieden ist. Hoffentlich fühlen Sie sich wohl in Wolfsfelden?"

Alexander verneigte sich: „Durchaus wohl, Herr Graf."

„Es ist gut — ich danke Ihnen für heute. Nehmen Sie gefälligst die Bücher mit, Herr Rabe, ich habe sie durchgesehen."

Der Oberverwalter bemächtigte sich seiner großen Rechnungsbücher, sprach noch ein paar geschäftliche Worte mit seinem Herrn, währenddem Alexander Mut fand, den Grafen zu beobachten, und dann empfahlen sich die beiden Verwalter und verließen das Zimmer.

Alexander verfiel in tiefes Sinnen. Was sollte er denken? War es Einbildung gewesen, daß des Grafen Hand in der seinen gezittert hatte? Oder ging das Beben ihrer Hände nur von seinem eigenen erregten Herzschlage aus? Auch das schöne, düstere Gesicht des Herrn war erglüht wie sein eigenes, als sie sich endlich in die Augen gesehen hatten. Aber warum war ihre Unterhaltung so oberflächlich geblieben? Warum hatte des Grafen kurze Frage so geschäftsmäßig gelautet? O, der Verlassene hätte so gern etwas Teilnahme gefunden!

Alexander trug seinem Begleiter eines der schweren Bücher. „Wollen hier ums Schloß und durch den Park gehen," sagte Rabe, „ich nehme sonst eigentlich grundsätzlich den Hofweg; wir gehören nicht in den Park, man muß den Leuten aus der Wirtschaft mit gutem Beispiele vorangehen. Aber bei der Hitze und mit den schweren Büchern wollen wir's uns mal erlauben. Sie wissen, neben dem Verwalterhause ist die kleine Mauerpforte im Gebüsch, durch welche die Arbeiter für den Gärtner in den Park kommen, und durch die Seitenallee dorthin ist's für uns am kühlsten."

Alexander vermochte sich kaum zu einer oberflächlichen Aufmerksamkeit zusammenzuraffen.

Graf Eikstein stand am Fenster seines Zimmers, auch er bedurfte einiger Anstrengung, um sich zu sammeln. Das Schwerste, vor dem er immer gescheut hatte, war jetzt überstanden, er hatte Alexander gesehen. Stephanie hatte recht, ein stattlicher, schöner Mensch! Gutzumachen war nichts; was an ihm versäumt — verbrochen worden war, gehörte der Vergangenheit an. Des Grafen Auge fiel auf die beiden Gestalten, die in der Allee dahinschritten. Alexander überragte um Haupteslänge den würfelförmigen, unter seinem schweren Oberkörper schiefbeinig gewordenen, biedern Rabe.

Ja, es regte sich ein zwingendes Etwas in des Grafen Herzen für den schönen, tüchtigen jungen Mann, der durch sich selbst so weit gekommen war. „Es soll alles, so viel wie thunlich, ausgeglichen werden — aber jetzt noch nicht, das ist unmöglich," murmelte Graf Wolf vor sich hin.

Stephanie, die sich so sehr auf des verehrten Oheims Rückkehr gefreut und Hugos Abreise herbeigesehnt hatte, war nun doch unbefriedigt. Sie konnte alle Tage mit Onkel Wolf ausreiten, konnte die Nachbarschaft besuchen, konnte Leute aus der Stadt oder von andern Gütern einladen, aber ihr fehlte etwas; sie kannte sich selbst nicht mehr.

„Werden denn hier die Verwalter nie ins Schloß geladen?" fragte sie eines Mittags beiläufig. „Immer zu dreien in dem großen Speisezimmer zu essen, ist so öde."

Der Graf lächelte. „Die Herren sind früher manchmal an den hohen Festtagen eingeladen worden. Ich bin aber eigentlich der Meinung, daß man sich beiderseits ohne einander wohler fühlt. Möchtest Du aber dann und wann Tischgenossen, Stepha, so sollen die drei Herren Sonntags, wo die Arbeit in der Wirtschaft ruht, geladen werden."

„Man könnte ja lieber den Pastor mit Frau und Töchtern auffordern," meinte die Baronin und suchte ihrem Bruder ein warnendes Zeichen mit den Augen zu geben. Ihr guter Wolf war doch auch gar zu arglos; sie hatte ihm ja ihrer Tochter Schwäche für den hübschen Verwalter bekannt.

Stephanie rief in ihrem alten kecken Ton: „Die zahmen Gänschen des Schwarzrocks würden auf mich kommen und mir eine gräßliche Last sein, danke bestens!"

„Du hast recht, Kind," fuhr der Graf fort, ohne

Digitized by Google

seiner Schwester Winke zu beachten. „Es ist ein annehmbarer Gedanke, die drei Herren manchmal Sonntags zu Tisch zu bitten."

Als nachher seine Schwester sagte, sie begreife ihn nicht, meinte er gleichmütig, warum man Stephanie einengen wolle, sie sei klug und vergebe sich nichts.

Stephanie war befriedigt. Sie gestand sich offen ein, daß sie eine geradezu unbequeme Vorliebe für den schönen Alexander gefaßt habe. Warum sich nicht diesen Sport gönnen, wie jeden andern?

Sie hatte mit ihren zwanzig Jahren schon viel gesehen und genossen, stellte sich kritisch zweifelnd über die Dinge, bewahrte sich aber, bei aller Überhebung, doch — infolge eines warmen, leidenschaftlichen Naturells — eine gewisse Empfänglichkeit, namentlich für Neues. Und der zwanglose Verkehr mit diesem schönen, schwermütig zurückhaltenden Mann, der gebildet und doch Untergebener war, gewährte ihr ganz neue Eindrücke und Empfindungen.

Stephanie war auf dem Lande, in ungebundener Freiheit, als einziges Kind ihrer schwachen Eltern aufgewachsen.

Ein Übermaß von Abwechslung, Entgegenkommen von allen Seiten, auch ihr elastischer, kräftiger Körper trugen dazu bei, die junge Baroneß selbstgewiß und spröde zu machen. Sie wollte sich frei halten. Sie verabscheute weichliches Entgegenkommen, wie es Hugos Art war, und doch willigte sie mit ihrem Verstande, mit ihren Familiensympathien ein, demnächst sein Weib zu werden. Über Liebe, oder gar den Unverstand einer blinden Leidenschaft, hatte sie bisher von sicherer Höhe herunter spöttisch gelacht.

Es gab im Verwalterhause eine große Aufregung, als für den Sonntag die Einladung zum Mittagessen im Schlosse erfolgte. Rabe meinte, wenn die Frau Gräfin nicht hier sei, werde der Herr Graf immer viel umgänglicher. Der Herr Graf sei mit der Verwaltung während seiner Abwesenheit recht zufrieden gewesen, da solle dies wohl eine kleine Anerkennung für ihn sein.

„Endlich hat man eingesehen," sagte Blume und strich sein Haar in die Höhe, „daß hinterm Berge auch noch Leute wohnen. Für einen jungen Mann aus jünstigen Verhältnissen ist es auch schwer zu ertragen, andern sich ohne Grund vorjezogen zu sehen!"

Alexander schwieg, aber er dachte um so mehr; er hoffte, der Graf trage ein Verlangen, ihn näher kennen zu lernen.

Des Grafen Meinung, daß ein Zusammenkommen mit den Herren Verwaltern beiden Teilen keine Erhöhung des Behagens gewähren werde, bestätigte sich am nächsten Sonntage. Graf Eikstein selbst, ein Mann von großem Gleichmut und ebenso großer geselliger Gewandtheit, erschien gezwungen und bedrückt, trotzdem sagte er, es werde ihn freuen, die Herren öfter bei sich zu sehen, man habe zu wenig Verkehr und bei der lastenden Sorge um seiner Frau Ergehen freue er sich einer geselligen Abwechslung. Rabe verfehlte nicht, sich nach den letzten Nachrichten über das Befinden der Frau Gräfin zu erkundigen und entwickelte dabei seltsame geographische Ansichten über Lage und Charakter des Engadin.

Blume versuchte in schönen Redewendungen mit den Damen zu plaudern und wurde von Stephanie aufgezogen. Alexander hatte nur Auge für den Grafen, der ihn scheinbar gar nicht beachtete, und befand sich dabei in einer Flut verworrener Empfindungen, die ihn nicht dazu kommen ließen, der Gesellschaft froh zu werden, so daß sein Wesen einen zerstreuten Eindruck machte.

Stephanie, die ihn heimlich beobachtete, war voll Teilnahme. Wie vorteilhaft seine schwermütige Verschlossenheit gegen der beiden andern Ungeschick- und Beflissenheit abstach! Wenn sie den prächtigen Menschen doch für seine Umgebung hätte erwärmen können! Ob ihn irgend etwas Besonderes bedrückte?

Nach Tisch spazierte man im Park, trank auf der Terrasse den Kaffee und dann empfahlen sich die Herren.

Alexander fühlte sich unbefriedigter und unsicherer denn je, der Graf hatte ja kaum einmal das Wort an ihn gerichtet. Die junge Baroneß war die einzige, bei der sich ein gewisses Wohlwollen für ihn zu regen schien. Er wollte sich nun auch aufraffen, sein glühendes Interesse für den Grafen bezwingen und, wenn eine zweite Einladung ins Schloß erfolgen sollte, etwas dankbarer für die Güte der schönen Stephanie sein.

Als zum nächsten Sonntage die Einladung zum Mittagessen wiederholt wurde, meinte Rabe: „Der Herr Graf scheinen 'ner kleinen Zerstreuung zu bedürfen."

Blume zupfte an den Sprossen seines rötlichen Schurrbärtchens und sagte: „Die Damen verlangen nach jeistreicher Unterhaltung. Wissen Jeist zu würdigen, wohnen ja selbst den Winter in Berlin. Heute kann ich ihnen das schöne Lied: Fischerin Du kleine, janz und jar vorsingen."

Ob er mich doch gern öfter sehen — kennen lernen will? Diese aufsteigende Hoffnung wagte Alexander kaum auszudenken.

An einem der nächsten Sonntage berichtete der Graf erfreut, sein zweiter Sohn, der Lieutenant, werde gleich nach dem Manöver auf Urlaub kommen und vielleicht den einen oder andern seiner Herren Kameraden mitbringen.

„O, da wollen wir einmal tanzen!" rief Stephanie lustig, dann wandte sie sich an Alexander und fragte, ob er tanzen möge?

Er verneigte sich bejahend.

Blume aber rief: „Jnädigste Baroneß, ich war immer ausjezeichnet in Kreuzpolka, könnte ich das hohe Jlück haben mit Baroneß —?" Wie er winkte, grinste und dem Kladderadatsch ähnlich sah!

„Sie sollen mir etwas vortanzen, Herr Blümlein. Wenn Ihre Leistung so erstaunlich ist, muß ich sie sehen und bewundern; ich werde meine Lisette hereinrufen lassen, mit der —"

„Stephanie!" mahnte die Baronin und sah die Übermütige erschrocken an, „Dein Kammermädchen kann hier nicht im Salon tanzen."

„Na, da machen wir's mal im Park, wenn sich irgend ein Bengel mit 'ner Ziehharmonika findet. Das gäbe einen Hauptjux!"

Digitized by Google

An einem der nächsten Sonntage, als man nach Tische im Park lustwandelte, traf Stephanie, nicht ganz ohne ihr Zuthun, mit Alexander in der blühenden Lindenallee zusammen, die sich auf der einen Seite der Anlagen hinzog. Es war ihr ein Bedürfnis, mit ihm von ihrer Vergangenheit zu plaudern und Gegenäußerungen von ihm herauszulocken. Sie erzählte ihm, daß sie als das einzige Kind ihrer Eltern auf dem Lande aufgewachsen sei.

„Papa hätte wohl lieber einen Jungen gehabt, aber schließlich war ich ihm doch auch gut genug für seine Sportpassionen. Mama staunte, daß ich schießen, rudern und reiten mochte, und meinen Gouvernanten war ich ein Greuel, denn bei den Büchern hielt mich keine. Im Winter gingen wir nach Rom, Paris, Wien oder Berlin, wo wir denn nach Papas Tode hängen geblieben sind."

„Ein abwechslungsreiches Leben, das besondere Neigungen erklärt," sprach er halb für sich.

„Und wie ist Ihre Jugend gewesen, Herr Tonnemacher?"

„So schlicht und einfach wie möglich. Mein Vater ist Kunstgärtner, in seinem etwas wüsten Garten bin ich mit vielen Geschwistern und Nachbarskindern aufgewachsen."

„Sie sagen wüst, aber Ihre Eltern müssen doch gebildete, wohlhabende Leute sein?"

„Die Verhältnisse waren ärmlich."

„Und daraus haben Sie sich so entwickeln können?"

„Ich wurde in eine gute Schule geschickt."

Seine schlichte Offenheit erregte Stephanies Sympathie, sie liebte ein mutiges Bekennen der Wahrheit über alles. Es war ihr immer so gut gegangen, daß sie nie daran gedacht hatte aus Feigheit zu lügen, daß sie stets freimütig ihr Meinen und Wollen, ihre ganze Lage hatte darlegen können. Ja, ihre Lage, so gut und glänzend nach allen Seiten, daß sich aber dieser arme Schlucker zu seiner Niedrigkeit bekannte, das war brav und gefiel ihr.

Die Baronin Freienthal, die voll Sorge ihrer Tochter Zusammentreffen mit dem Gefürchteten beobachtet hatte, kam ihnen jetzt in der Allee entgegen, stützte sich auf Stephanies Arm und begann über den schönen Rosenflor zu plaudern, dessen man sich noch immer erfreue.

Stephanie erwartete des jüngeren Vetters Besuch mit mehr Spannung als sonst, aber aus einem seltsamen Grunde. Sie hatte mit dem flotten, derben Hans Malte immer schwesterlich verkehrt; die seit den Kinderjahren bestehende warme Neigung Hugos für sie hatte alle näheren Beziehungen zu Hans Malte ausgeschlossen, sie waren sich vielleicht auch zu ähnlich und er sah von jeher seine dereinstige Schwägerin in ihr. Etwas wie zärtliche Sehnsucht war also nicht im Spiele. Es war auch nicht allein die Aussicht, daß es dann lebhafter und lustiger in Wolfsfelden zugehen werde. Nein, jetzt walteten lediglich Gründe vor, die in Beziehung zu Alexander standen. Sie dachte ihn dann öfter zu sehen, mit ihm zu tanzen, ihm näher zu treten, als jetzt bei seiner Zurückhaltung zu erwarten war und — sie wollte ihn mit anderen, eleganten, jungen Männern vergleichen, um womöglich von einer Empfindung frei zu werden, die sie mehr und mehr beherrschte.

Sie wurde ja von der Notwendigkeit, an ihn zu denken, wahrhaft gepeinigt. Sie wünschte nichts so sehnlich, als ihn zu erheitern. Ihr Herz schwoll vor Mitleid, wenn er ihr bedrückt erschien. Ein quälendes und doch wonnevolles Wohlgefallen an jeder Linie seiner Gestalt lenkte gegen ihren Willen ihr Auge immer wieder auf ihn, den sie wohl zehnmal am Tage zu sehen wähnte, wo er gar nicht war. Diese unwillkürliche Gemütsrichtung hatte großen Reiz, aber da ihre Laune auf eine so untergeordnete Persönlichkeit gefallen, und da der, wie ihr schien, aus Stolz bescheidene Mensch durchaus nicht zu einem Entgegenkommen anzuregen war, litt Stephanies Herz doppelt und dreifach. Aus dieser ihr ganz fremden Stimmung sollten die Ankömmlinge, die hoffentlich Alexander in den Schatten stellen würden, Stephanie erlösen.

Neunzehntes Kapitel.

Oskar Rosenau war im Laufe des Sommers zweimal von Rabinsko herübergekommen, um seine Braut zu besuchen. Die einfachen Landwirte, bei denen Anna sich aufhielt, wollten aber keinen Gast aufnehmen, sie luden den fremden, jungen Herrn nicht ein, Anna hatte kaum Zeit für ihn und so kehrte er beide Male ärgerlich nach Rabinsko heim. Um so lebhafter wünschte er nun die Heirat zu beschleunigen. Er beredete seinen Vater zu einer Korrespondenz mit dem Postrat, trieb und drängte unter Drohungen und Versprechungen zu den überredendsten Briefen und feierte endlich den Triumph, den hartnäckigen Onkel nachgeben zu sehen.

„Obwohl ich mit Ihnen nicht ganz konform zu gehen vermag, geehrter Herr Kommerzienrat," schrieb Degener, „will ich doch nicht verkennen, daß Sie in der Lage sein dürften, gewisse Rechte zu beanspruchen." Es wurde nun ausgemacht, daß Annas Lehrzeit mit einem Jahre beendet sein sollte und da man doch zur Hochzeitsreise nach Paris gern noch gutes Wetter haben wollte, so bröckelte man von dem Jahre noch einige Wochen des Septembers ab und setzte Annas Rückkehr auf den zehnten und die Hochzeit auf den ersten Oktober fest.

Die Rosenaus wollten zur Feier der Hochzeit am ersten September von Rabinsko in die Villa heimkehren, wo sich ein Familienfest im Kreise alter Bekannten weit angenehmer feiern lassen würde, als auf dem fernen Schlosse. Daß man eine schickliche Herrichtung der Hochzeit von seiten des Postrats nicht zu erwarten habe, daß die Hochzeitsfeier also dem Kommerzienrat zufallen würde, war allen klar und wurde auch von Degener stillschweigend als selbstverständlich angenommen.

Obwohl die verschiedenen Glieder der Familie Rosenau es weder untereinander noch gegen Fremde auszusprechen wagten, daß sie mehr oder weniger

Digitized by Google

enttäuscht von Rabinsko zurückkehrten und ungern nach der Hochzeit wieder hingehen würden, bedrückten diese Empfindungen doch alle wie ein Alp.

Der Kommerzienrat war besonders ärgerlich, daß der Administrator, Herr Kruschkinsky, jetzt einen ganz andern Ton gegen ihn anschlug, als vor dem Abschluß des Ankaufs. Jener war ein geborener und eifriger Pole, er sprach mit allen Dienstleuten polnisch und hatte allein Einfluß auf Arbeiter und Arbeit. Knechte und Mägde wandten der neuen Herrschaft wie Eindringlingen den Rücken. Ein paarmal hatte Rosenau sich in die Wirtschaftsangelegenheit gemischt, war aber vom Verwalter in seinem gebrochenen Deutsch angefahren worden: „Ist sich ein dummes Einreden, altes Herr! Bleib er sich in seine Salon.“

Rosenau, der mit Kruschkinsky ein Jahresabkommen getroffen hatte, konnte nichts Ernstliches thun und beschäftigte sich nun um so eifriger mit ängstlichen Berechnungen seines Unternehmens; es ließ sich aber über die Rentabilität eigentlich vor Ablauf des Jahres nichts Bestimmtes sagen. Es kam alles auf die Ernteergebnisse und Preise an. Vorläufig mußte er noch immer zahlen und neu anschaffen, da sich vom Inventar viel mehr unbrauchbar zeigte, als bei flüchtiger Übersicht angenommen war. Auch das Schloß erwies sich viel reparaturbedürftiger, als man nach der Schätzung eines Bauverständigen, der von Kruschkinsky eingeführt worden war, geglaubt hatte. Bei einem Gewitterregen zeigten sich die sämtlichen Dächer als undicht, es schwamm allerorten im Schlosse, Stuck fiel herab, sogar Dachsparren brachen nieder und bei einem andern Gewitter, das mit Sturm anhob, wurde die Verwüstung so arg, daß die Kommerzienrätin über alle dem Gepolter einen Nervenzufall bekam und unter jeder Bedingung fort wollte. Nur schwer war sie zu beruhigen und festzuhalten.

Rosenau begann wieder, wie in früheren Zeiten, sich mit seinen Sammlungen zu beschäftigen, hierbei ließen sich noch am leichtesten die Sorgen seiner neuen Lage vergessen. Es ärgerte ihn jetzt besonders, daß er nicht so leicht wie früher Geld flüssig machen konnte, um neue, seltene Münzen oder Marken für seine Sammlungen zu erwerben.

Frau Elfriede fühlte sich im Grunde noch unbefriedigter, als ihr Gatte. Ja, die alten Wandteppiche waren gewiß einmal prächtig gewesen, einzelne Teile zeigten noch ein geschwungenes Schwert, ein blutiges Haupt, ein paar gerungene Hände, am Ganzen aber hatte die Zeit solche Verwüstungen angerichtet, daß kein Zusammenhang mehr in die Bilder zu bringen war. Mottenfraß und Sonnenbrand hatten so arg gehaust, daß bei jeder Berührung der Gobelins Staubwolken und Fetzen davonflogen. Außerdem hingen sie ein paar Fuß breit von der Wand entfernt, vielleicht zur Schonung, vielleicht um die Möglichkeit heimlichen Verkehrens zu bieten, hatte man doch schon verschiedene Wandthüren und verborgene Gänge im Schlosse entdeckt. Infolge dieses Losehängens bewegten sich bei dem leisesten Luftzuge, durch undichte Fenster und Thüren, die Teppiche in beängstigender Weise, so daß Frau Elfriede sehr bald darauf verzichtete, diesen feudalen Salon zu bewohnen. Auch die breite und zugige Bildergalerie, die einen ganzen Flügel einnahm und an der jener malerische Söller lag, der auf den Bildern so verlockend ausgesehen hatte, war unmöglich als Wohnraum zu benutzen. So kostete es Mühe, für jeden — wie man in der Villa gewöhnt war — behagliche Zimmer in dem weitläuftigen aber verwahrlosten Schlosse herzurichten.

Die Kommerzienrätin hatte nur bei ihrer Ankunft im Frühjahre, wo der weite Weg von der Station sehr aufgeweicht gewesen war, die erträumte Wonne gekostet, mit einem Viergespann auf die Rampe des Schlosses zu fahren. Sie hatte auch mehrfach auf dem Söller gestanden — vor allem ein äußerst windiger Platz — aber es war ihr nie zu teil geworden, von da ihren Gästen zu winken. Rabinsko lag sehr einsam. Der Administrator hatte selten Pferde zum Ausfahren übrig, die Wege waren schlecht und die nächsten Güter wurden von alten polnischen Familien bewohnt, die den Verkehr mit einem deutschen Parvenü verabscheuten, man hatte da sehr bald niederschlagende Erfahrungen gemacht. Wie sollte das hier weiter gehen?

Oskar, der rührigste von allen, der sich an der trefflichen Jagd eine Güte that, hatte bald einen tieferen Blick in die ganze Angelegenheit gewonnen. Er war nicht dumm, kannte die Welt besser als seine Eltern und sah ein, daß sie übertölpelt worden waren, oder vielmehr, in dem Rausch des Kaufenwollens und mancher glänzenden Annehmlichkeit der Außenseite, sich zu wenig auf eingehende Prüfung des Kaufsobjektes eingelassen hatten. Seine Jagdpassion verschaffte nun Oskar einen gründlichen Blick hinter die Coulissen. Man konnte diesen Vergleich eigentlich wörtlich nehmen. An den Wegen und Rändern stand der schönste Hochwald, kam man tiefer hinein, so fand man ganze Strecken abgeholzt oder mit zufälligem Nachwuchs bestanden. Nirgend war angepflanzt oder eine rationelle Waldwirtschaft getrieben worden.

Als Oskar sich den Administrator zur Seite nahm und, derb wie er war, Kruschkinsky mit Vorwürfen überhäufte, zuckte dieser die Achseln und sagte: „Junges Herr hatten sich damals dieselbigten Augen wie heute.“ Er führte sodann aus, daß ein Nachweis über den Bestand an schlagbarem Holze nie von ihm gefordert worden wäre, daß er den selbst nicht kenne und daß er also ganz ohne Verantwortung sei.

Allein es sollte noch schlimmer kommen. Die Entenjagd lockte Oskar in die Sümpfe und Moraststellen der Herrschaft. Und da machte der junge Besitzer dann die unerfreuliche Entdeckung, daß es hier noch schlimmer aussehe als im Walde. Hinter großen Flächen, die man bei der Besichtigung für Kornbreiten gehalten hatte und die an den Wegrändern herrlich bestellt waren, lagen weite Sumpfstrecken, auf denen nur saure Gräser und Schilf wuchsen. Diese Beobachtung empörte Oskar. Fast hätte er sich thätlich an Kruschkinsky vergriffen.

„Verklagen Sie sich mit die Erben von das

Digitized by Google

Besitzer!“ schrie der Administrator. Was er thun könne? Ja, weite Strecken müßten noch drainiert, vielleicht auch gemergelt werden, es koste viel Geld, sei das aber angewandt, so würde alles gerade so gut ein herrlicher Waizenboden wie das vornan liegende Land; er verbitte sich also die Beschuldigung des Betruges. Die im Vertrag angegebene Fläche des Ackerlandes sei so gut vorhanden, wie der Umfang der Forsten, Wiesen und Weiden. Es liege an dem Herrn Besitzer, was er hineinstecken und was er aus der Herrschaft machen wolle.

Trotz allen Ausreden des Verwalters befestigte sich bei Oskar die Überzeugung von des Polen Unredlichkeit. Er fuhr nach Thorn zu dem Rechtsanwalt, bei dem man den Kaufvertrag abgeschlossen hatte. Der Herr zuckte die Achseln, er sagte, wenn der angegebene Flächeninhalt des Besitzes vorhanden sei und die Herren Käufer sich durch Inaugenscheinnahme der Bonität mit derselben einverstanden erklärt hätten, sei jetzt nichts mehr zu machen.

Oskar sprach darauf mit seinem Vater. Sie waren beide der Meinung, daß der Anwalt recht habe und daß man von einem Prozeß nur Verdruß und Kosten erwarten dürfe, doch kündigte man Kruschkinsky zu dem im Januar stattfindenden Ablauf des Jahresvertrages. Die Rosenaus wollten es dann mit einem deutschen Beamten versuchen. Auch versicherte Oskar, sei er nur erst verheiratet, so wolle er ganz seßhaft werden und sich um alle Gutsangelegenheiten selbst bekümmern. Bis dahin und namentlich, da er sich über den widerlichen Polen rasend ärgere, wolle er seine Freiheit genießen, sich in der Welt umsehen, sich amüsieren. Er habe es ja immer gesagt, daß er nicht eher häuslich werde, als bis er seine süße, kleine Frau habe. Er wußte es selbst vielleicht nicht, wie er, der nie den Ernst des Lebens gekannt hatte, unter Vorwänden aller Art die Zeit, Tüchtigkeit und Pflichttreue zu bewähren, hinausschob, wie unfähig er im Grunde war, sich ausdauernd und nutzbringend zu beschäftigen.

Sowie der Postrat eingewilligt hatte, daß man die Hochzeit im Herbst feiere, schickte er die dreitausend Mark, die Annas Vermögen ausmachten, damit man in Bromberg Möbel und sonstige Einrichtungsgegenstände dafür kaufe: was er nicht umhin könne für zweckdienlicher zu erachten, als eine Übersendung der Sachen aus größerer Entfernung.

Da die Räume, die das junge Paar bewohnen sollte, schon mit älteren Mobiliarstücken ausgestattet waren, sagte der Kommerzienrat, er wolle das Geld aufheben, später könne Anna sich noch Fehlendes selbst aussuchen.

Nun waren die Rosenaus in der Villa, feierlich von der Generalin empfangen, angekommen; auch Anna war da, frisch und rosig wie immer, mit etwas hart gearbeiteten Händen, erfüllt von Lebensmut und Schaffenslust und freudig von ihrem Verlobten, allen Rosenaus und dem ganzen Hause Tonnemacher begrüßt. Mienchen schwamm in seliger Rührung ihr Kind wieder zu sehen. Jakob kam gar nicht aus dem Schmunzeln und selbst der Onkel zeigte sich umgänglicher für seine junge Nichte, als es sonst seine Art gewesen war.

Anna freute sich herzlich mit allen, nur Oskars Wesen flößte ihr eine unbestimmte Scheu ein. Er war so derb in seiner Zärtlichkeit, so siegsgewiß, ja zudringlich, daß sie sich fürchtete, mit ihm allein zu sein, und daß sie unwillkürlich mit einer gewissen Angst an die Zukunft dachte. Auch Liesbeth kam ihr verändert vor. Die Freundin war zurückhaltender als sonst. Anna wußte nicht, daß es der feinempfindenden Liesbeth wie ein Unrecht erschien, wenn Rabinsko vor Anna gelobt wurde. Auch litt Liesbeth darunter, daß sie Richard nur flüchtig und von fern gesehen hatte.

Der Postrat befand sich in gehobener Laune. Vor einigen Tagen hatte ein Markenhändler in der Stadt ihm den heißersehnten Hannoverschen Briefumschlag zu mäßigem Preise angeboten. Endlich lächelte ihm wieder das Glück, was er damals, bei Annas Aufnahme, hatte von der Thür weisen müssen. Degener hatte tausend Mark erspart, die er Anna als Geschenk beim Scheiden geben wollte, damit sie doch nicht ganz ohne Mittel in das Haus des reichen Mannes trete. Nun ging er nur noch mit sich zu Rate, ob er sein Geschenk doch vielleicht auf die Hälfte herabmindern dürfe? Rosenaus waren ja so begütert, sie wußten, daß Anna kein Vermögen habe. Ja, ein Taschengeld, ein Notpfennig von fünfhundert Mark würde von seiner Seite ein ganz ausreichendes Geschenk sein. Er durfte sich nun endlich in den Besitz des ersehnten „Hannoveraners“ setzen! Es war aber nicht seine Art, irgend etwas ohne reifliche Überlegung zu thun, daher hatte er dem Markenhändler gesagt, er werde sich bedenken, und den Mann ohne bestimmten Bescheid entlassen.

Als er nach den ersten Begrüßungen der Familie mit Rosenau allein war und die beiderseitigen Sammlungen zur Sprache kamen, ging dem sonst so verschlossenen Manne das Herz auf: „Ihrer gefälligen Anteilnahme versichert, geehrter Herr Nachbar,“ sagte er wichtig, „erlaube ich mir, Sie von einer voraussichtlichen Aquisition in Kenntnis zu setzen, die ich vermutlich in nächster Zeit machen werde —“ und dann erzählte er freudig erregt von der langersehnten Seltenheit, die ihm plötzlich Herr Neumeyer angeboten habe.

Der Kommerzienrat nahm nur einen äußerlichen und gezwungenen Anteil an des Freundes Aussicht, seine Sammlung so glänzend zu vervollständigen. Im Innern ergriff ihn der Neid. Auch er trachtete schon lange danach, jene Lücke zu füllen, die der andere jetzt ergänzen wollte. Dies mußte der Degenerschen Sammlung ein Übergewicht geben, worgn er nicht denken konnte, ohne das größte Unbehagen zu empfinden.

Der Kommerzienrat ging, in bittere Gedanken vertieft, nach Hause. Auf ihn nahm keiner Rücksicht. Alle Welt mißbrauchte seine Güte und ließ ihn sein Geld ausgeben, ohne daß er Freude davon hatte. Wenn er sich einmal etwas wünschte — nein, wenn er etwas sehnlichst begehrte — so standen gewiß eine Menge Hindernisse wie zähnefletschende Hof-

Digitized by Google

hunde zwischen ihm und seinem bescheidenen Verlangen. War er denn so zahm geartet, daß er am gedeckten Tische, ohne eigentliche hindernde Ursache, nicht zugreifen mochte? War es nicht eine geradezu sentimentale Schüchternheit von ihm, wenn er nicht sogleich zu Neumeyer eilte; fragte: haben Sie den Stadtbrief-Umschlag noch? Wollen Sie ihn mir verkaufen? Zehn Mark lege ich darauf, wenn Sie nicht ausplaudern, wer den „Hannoveraner" hat, und dann mit dem rechtmäßig Erworbenen abging?

Was besaß Degener für Näherrechte? Warum konnte er nicht gleich und bestimmt sagen, was er wollte? Es geschah ja dem alten, schwerfälligen Zauberer, der ihn und seinen armen Jungen genug hingehalten hatte, ganz recht, wenn er ihm heimlich die Lehre gab, daß ein Mann rasch von Entschlüssen sein muß, daß er wissen muß, was er will und verstehen muß, danach zu handeln.

Da es Rosenau in Rabinsko schwer geworden war, das nötige bare Geld zur Reise und Hochzeit zu beschaffen, so hatte er vorläufig die von Degener für Annas Einrichtung gesandten dreitausend Mark mitgenommen. Der größte Teil des Geldes lag noch in seinem Schreibtische, er trat also in der Villa vor, steckte die nötige Summe ein und ging in die Stadt zu dem Briefmarkenhändler.

Am andern Tage hatte sich auch der Postrat zu dem Entschluß durchgerungen, das Nötige von dem Ersparten anzuwenden, um das Kleinod zu erstehen! Unternehmend gestimmt trat er bei Neumeyer ein.

„Nach reiflicher Überlegung bin ich nicht abgeneigt —" begann er mit seinem erhabensten Ton.

„Ach, Du lieber Himmel, Herr Postrat, bedauere unendlich!" rief der Händler erschrocken, denn er hatte mit Degener schon manches gute Geschäft abgeschlossen — „wenn Sie von wegen des feinen Hannoveranes kommen, so thut es mir furchtbar leid, aber der Umschlag ist verkauft."

„Verkauft?" stammelte der Postrat erblassend, während ihm war, als schneide der Schreck wie ein Messer durch seinen Körper — „verkauft? Aber Herr Neumeyer — ich sagte Ihnen doch — es sei nicht ausgeschlossen — reflektiere stark. Wie konnten Sie das Wertobjekt, auf das ich sozusagen die Hand gelegt hatte — wie konnten Sie das weggeben?"

„Entschuldigen Sie man bloß, mein bester Herr Postrat, der andere ist auch ein sehr solventer — sehr guter Kunde von mir — und Sie stellten ja den Kauf noch ganz auf Schrauben."

„Wer — wer hat ihn genommen?"

„Geschäftsgeheimnis, bedauere sehr — darf ich nicht sagen."

Der Postrat ging. Ihn schwindelte, die Enttäuschung, der Schmerz waren fast überwältigend. Mühsam schleppte er sich der Burgheimer Chaussee zu. Wie froh war er in die Stadt gegangen, wie niedergeschlagen und um eine schöne Hoffnung ärmer kehrte er zurück. Wie lange Jahre hatte er sich schon nach diesem seltenen „Hannoveraner", der kaum noch zu bekommen war, gesehnt, wie deutlich stand die Kostbarkeit vor ihm! Der blaue Aufdruck: „Bestellgeld frei" auf grünblauem Umschlag, Hannover 1849. Nun wieder fort, wieder nicht erhalten! Er würde das Glück, ihn zu besitzen, gewiß gar nicht mehr erleben!

Furchtbar zerbrochen fühlte er sich. Was Rosenau wohl zu diesem Unglück sagen würde? Sie hatten ja immer treulich ihre Interessen geteilt. Ja, er wollte in der Villa vorkehren, er mußte sich den Jammer von der Seele reden, er sehnte sich nach Teilnahme.

Liesbeth kam ihm entgegen, sie war allein, die andern waren alle ausgegangen.

„Sie sehen angegriffen aus, Herr Postrat," sagte das liebliche Kind herzlich. „Bitte, kommen Sie in Papas Stube, ich hole Ihnen ein Glas Wein."

Degener glaubte selbst, daß ihm etwas Stärkendes und eine kleine Rast gut thun werde und trat ein; Liesbeth hatte ja auch gemeint, die Eltern könnten bald zurückkommen. Er setzte sich auf den Schreibstuhl und versank in seine bitteren Gedanken. Liesbeth trat mit dem Wein ein und der Postrat fühlte sich, nachdem er getrunken hatte, etwas gestärkt.

Das junge Mädchen hielt sich für verpflichtet, Annas Onkel, den sie mit großer Ehrerbietung betrachtete, zu unterhalten. Nachdem einige Versuche nicht sehr glücklich auszufallen schienen, sagte Liesbeth: „Darf ich Ihnen Papas Markenalbum holen? Ich glaube, er hat etwas Neues. Er brachte mir gestern, als er aus der Stadt kam, Chokolade mit und sagte, weil es ihm gelungen sei, eine sehr hübsche Erwerbung zu machen, solle ich auch mein Vergnügen haben."

Das Mädchen lief davon und der Postrat gab ihr recht. Ihr Vorschlag war gut und die Betrachtung der interessanten Sammlung würde ihn am besten zerstreuen.

Das Album lag heute in einem Schränkchen des Schlafzimmers, was Liesbeth zufällig gesehen hatte, und froh, es gefunden zu haben, kam sie damit zu ihrem Gaste zurück.

Degener hatte sich die Lupe zurechtgelegt, die auf keines Sammlers Schreibtisch fehlte. Er blätterte in dem Buche, Liesbeth hörte eine Klingel, meinte, es könne der Vater sein, und lief wieder fort.

In dem dunklen Gefühle, sich an dem gleichen Mangel in der Sammlung des Freundes über seine verfehlte Hoffnung trösten zu können, schlug der Postrat die Seite auf, wo er wußte, daß der heißbegehrte „Hannoveraner" ebenfalls fehlte. Aber was war das? Da lag ja der bläuliche Briefumschlag — Irrtum unmöglich! — Eiseskälte und Siedehitze durchfluteten den Mann — undenkbar! Rosenau? — Rosenau war der Käufer? Es flimmerte vor Degeners Augen, aber er mußte, er wollte genau sehen, ehe er etwas so Ungeheuerliches glaubte. Seine redliche Seele wehrte und sträubte sich, er konnte einen solchen Verrat am freundschaftlichen Vertrauen nicht fassen!

Die kleinen Einzelheiten jenes Neumeyerschen Angebots, um das er geworben, waren seinem Gedächtnisse unauslöschlich eingebrannt.

Ein Blick durch das Glas und ein unartikulierter Laut des Entsetzens entfuhr seinen Lippen — er war

Digitized by Google

es, es war, das konnte er beschwören, „Neumeyers Hannoveraner“! Wie erstarrt fiel der Postrat im Stuhl zurück, Schreck, Zorn, bittere Enttäuschung nahmen ihm fast die Besinnung.

Da öffnete sich die Thür und der Kommerzienrat trat ein; ein Blick auf den Hingesunkenen, auf das offene Buch und die daneben liegende Lupe, enthüllte dem Eintretenden, daß entdeckt sei, was er sorglich hatte verhehlen wollen. Er verfärbte sich, die Sache war ihm unangenehm, aber sich rasch fassend, ging er auf Degener zu und sagte wohlwollend:

„Verdrießen Sie sich nicht, Verehrtester. Jeder ist sich selbst der Nächste; die Ausgabe war ja doch unbequem hoch für Sie.“ Beschwichtigend legte er dabei seine Hand auf die Schulter des Sitzenden, dieser aber fuhr auf, als habe er einen elektrischen Schlag erhalten. Mit so lebhafter Bewegung, so heftigem Ton wie man dem Gemessenen nie zugetraut haben würde, rief Degener:

„Rühren Sie mich nicht an — gehen Sie — Sie sind ein Ehrloser!“ und dann, blind für Rosenaus erhobene Hände und die ihm artig entgegentretende Frau Elfriede, stürzte er wie sinnlos von dannen.

„Was fehlte dem Postrat?“ fragte die Frau erschrocken.

„Alter Narr,“ murrte der Kommerzienrat und schlug das Album zu.

Degener schloß sich in seinem Zimmer ein und ging nicht zum Essen aus. Jakob, ernstlich besorgt, kam zweimal und fragte an der Thür: „Haben der Herr Postrat gerufen?“

„Nein, geh zum Henker! ich will nichts!“ schrie sein Herr jedesmal zornigen Tons. Endlich flüchtete sich Jakob in seiner Not zu Mienchen hinauf, wo Anna beiden erzählte, sie wisse von Liesbeth, daß ihr Onkel und der Schwiegervater Streit miteinander gehabt hätten. Sie berieten hierauf den Fall in großer Angst und erwogen, ob sich etwas dabei thun lasse, aber sie konnten sich alle nicht das Herz fassen, noch einmal an des Postrats Thür zu klopfen.

Nach einer sehr schlechten Nacht, in der Degener von seinem alten Übel, dem Asthma, arg heimgesucht worden war, hatte er endlich seinen Entschluß gefaßt. Er lautete: Trennung, unwiderrufliche Trennung von den sämtlichen Rosenaus! Einer Familie, deren Oberhaupt sich solche niederträchtige Tücke erlaubt hatte, konnte er sich nicht verbinden. Es mochte den jungen Leuten hart ankommen, aber Anna war immer ein gehorsames Kind gewesen, sie würde ihm folgen. Er hatte kein Vertrauen mehr zu den Rosenaus, Oskar mochte nicht besser sein als der Vater, und viel Glück würde Anna in dem polnischen Eulenneste auch wohl nicht finden. Also sollte und mußte die Geschichte aus sein!

Er setzte sich an den Schreibtisch und schrieb in seiner steifen Weise aber klar und bündig, an den Kommerzienrat, daß er infolge des dem Herrn Empfänger bekannten Zwischenfalls, auf die Familienverbindung verzichte und hiermit die Verlobung seiner Nichte und Mündel mit Herrn Oskar Rosenau aufhebe.

Nachdem Jakob, der froh war, seinen Herrn heute wieder sehen zu dürfen, von seinem Botengange in den Nachbargarten zurückgekommen war, ließ Degener Anna zu sich rufen.

Das Mädchen blickte den Onkel betroffen an, wie alt und krank er aussah. Sie lief auf ihn zu, nahm seine Hand und fragte, was ihm fehle?

„Es thut mir leid, Kind,“ stammelte er. Anna gewahrte mit Schrecken, daß des Onkels trübe Augen sich hinter den Brillengläsern feuchteten, daß eine Thräne durch die Furchen der eingefallenen Wange herabschlich.

Der alte Herr nahm die Brille ab, fuhr sich hastig, wie beschämt über das Gesicht, rieb die angelaufenen Gläser und sprach jetzt festeren Tones als vorher: „Ich habe mir gestattet, dem Herrn Kommerzienrat Rosenau die Nachricht zu übermitteln, daß ich, kraft meines Rechtes als Dein Vormund, die geschlossene Verlobung zwischen Dir und seinem Sohne aufhebe, da ich die unumstößliche Überzeugung gewonnen habe, daß Deine Verbindung mit einer Familie, welche den Ehrbegriffen und der Moral gegenüber, auf einem andern Standpunkte steht als ich, unserer unwürdig ist.“

„Was ist denn vorgefallen, bester Onkel? Was hat Oskar gethan?“ rief Anna tödlich erschrocken.

„Der junge Herr ist seines Vaters Sohn und der alte ist ein — ein — ein Schuft!“

„Onkel, lieber Onkel!“ Das Mädchen trat erblassend zurück.

Nun entschloß sich Degener, seiner Nichte das Vorgefallene zu erzählen. Er sagte ihr, wie sie wisse, seien die Marken seine einzige Freude; er war ergriffen von seinem Vertrauen, seiner Offenheit gegen Rosenau und es erschütterte ihn augenscheinlich noch einmal tief, als er seine furchtbare Enttäuschung und darauf folgende Entdeckung berichtete.

„Oskar muß seinen Vater bestimmen, daß er Dir die Marke überläßt!“ sagte Anna entschieden, „sie kommt Dir zu.“

„Kind, die ersehnte Seltenheit tritt jetzt für mich in den Hintergrund, die bittere Erfahrung, meine Empörung und Verachtung stehen voran.“

Anna fühlte die Berechtigung dieser Regungen, aber sie konnte doch an den vollen Ernst der Lage und die Folgen für sie selbst noch nicht glauben. Nach weiteren Erörterungen spitzte sich des alten Herrn Entscheidung indes dahin zu: „Entweder Rosenaus oder ich; jedes Glied dieser Familie ist für mich Luft, tot, ausgeschlossen!“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Herbstlied.

Um meine Schläfen braust der Wind
Und rüttelt an ächzenden Zweigen,
Die Wolken jagen im Sturm geschwind
Und tanzen den Herbstesreigen.

Nur fort, nur fort im stürmischen Wind
Durch des Waldes herbstliches Klagen.
Ich halte im Arme ein herziges Kind
Und träume von Frühlingstagen.

Doch alle Träume von sonniger Zeit,
Vor der Liebe im Herbste erbleichen,
Der Lenz mit all seiner Herrlichkeit
Kann diesem Tage nicht gleichen.

Drum mag das Lied der Nachtigall
Besingen die Frühlingstriebe,
Im Herbst ertönt meines Liedes Schall,
Mein Lied gilt dem Sturm und der Liebe.

Josef Kaulbach.

Ein Unglücksmensch.

Von **Georg A. Albert.**

(Schluß.)

„Du thust mir unrecht, Hans," warf er lebhaft ein. „Jedenfalls verkennst Du mich. Wenn es nur an meiner fehlenden Logik läge, so wäre mir bald geholfen. Ich hätte ja nur nötig, mich der Mühe zu unterziehen und jedes Ding von seiner richtigen Seite zu betrachten. Und das ist doch kinderleicht! Nein, das ist nicht das Wesen meines Charakters. An Logik, Hans, hat es mir niemals gefehlt. Denn was braucht es dazu weiter als das Denken! Und ich hoffe doch daß Du mir diese natürliche, menschliche Eigenschaft nicht absprichst?"

Ich beruhigte ihn lächelnd.

„Behüte! Unser augenblicklicher Gedankenaustausch sollte Dir Bürge dafür sein."

„Nun also!" fuhr er überlegen und hohen Tones fort „Woher kommt nun die Misere meines Lebens? Was thue ich dazu? Sie kommt — sie ist da. Nur will sie nicht in der schlimmen Weise aufgefaßt sein, wie ängstliche Gemüter, wie Du und andere, sie begreifen. Das giebt Euch noch einen Schatten einer Berechtigung, mich einen ‚Unglücksmenschen' zu heißen. Das ist ein Vorurteil, das manchen zum Exempel geworden ist."

„Was willst Du mit dieser Drohung sagen?"

„Daß die Eigenart unverletzlich ist."

„Ich verstehe Dich nicht."

„Laß es gut sein. Hoffentlich gelingt es mir, Euch dies plausibel zu machen."

Er lehnte sich zurück. — „Ich bin nun gesättigt, Hans, und ich glaube wahrhaftig, es ist nichts übriggeblieben. Doch habe ich noch eine Bitte."

„Welche?"

„Leihe mir ein wenig tadellose Wäsche, Deinen schwarzen Anzug, Chapeau und was dazu gehört."

Er erhob sich und wandte sich dem Spiegel zu, seinen dunklen seidenweichen Schnurrbart kokett durch die Finger laufen lassend.

Ich schob den Rest meines Frühstücks zur Seite, und meine Augen trafen sich mit denen des seltsamen Menschen im Spiegel, der mir verschmitzt zulächelte, während seine Wangen sich ein wenig höher färbten. Der gesunde hübsche Ausdruck seines Gesichtes kam dadurch nur noch mehr zur Geltung. Über seine letzte Bitte einigermaßen erstaunt fragte ich:

„Wozu die Feierlichkeit, wenn man fragen darf?"

„Hörtest Du, was ich von der Eigenart sagte?"

„Laß das, Franz," erwiderte ich abwehrend.

Er drehte sich lebhaft um.

„Nein, nein, Du mußt nicht glauben, daß ich scherze! Diese Eigenart steht mit der Feierlichkeit des gewünschten äußeren Menschen in engster Verbindung."

„Schwätzer!" Ich setzte mich an das Fenster und nahm die Morgenzeitung zur Hand. Er pfiff eine neue Walzermelodie.

„Also — — —" meinte er dann gedehnt.

„Du findest alles dort im Schranke." — Meine Nervosität und Ungeduld war aber im höchsten Grade gereizt. „Zum Sapperlot, so sag mir doch gefälligst, was Du vorhast!" rief ich aufspringend. „Du kannst doch sonst den Mund nicht halten! Der Anzug kam vor acht Tagen erst vom Schneider. Kannst Du keinen andern gebrauchen?"

Er schüttelte den Kopf, trat geheimnisvoll an mich heran und flüsterte, den Arm um meinen Nacken legend: „Es muß der schwarze sein — — Was soll der Schwiegervater von mir denken?"

Unmöglich konnte er sein Spiel mit mir treiben. Ich packte ihn bei der Brust und starrte ihm mitten in die blitzenden Zähne hinein.

„Mensch — — bist Du bei klarem Verstande, oder — —" murmelte ich — „der — Schwiegervater?"

„Ganz logisch —" nickte er, die Stirn in Falten gezogen, mit grotesker Miene. „Ja — der Schwiegervater, Hänschen."

„So bist Du — — so willst Du — —"

„Mich verheiraten — Ganz recht! — Eben bin ich im Begriff, in aller Form um meine Zukünftige anzuhalten."

Ich ließ seine Rockklappen fahren und betrachtete ihn sprachlos von oben bis unten. Dann brach ich, wirklich amüsiert, in ein Gelächter aus, daß mir die Thränen in die Augen traten. Endlich erholte ich mich.

„Wie willst Du denn das machen, lieber Junge?"

„Das sollst Du mitansehen," erwiderte er ernster. „Doch nun bitte ich Dich, heraus mit dem Galgenvogel, ich will mich verkaufen gehen." Er schritt zum Schrank und entnahm demselben die gewünschte Garderobe. „Nobel!" rief er bewundernd. „Piekfein!" und sich der Stiefel entledigend fuhr er lebhaft fort: „Sie ist nicht schön, Hans — sie hat nichts Besonderes an sich — auch ist sie nicht geist-

Digitized by Google

reich; ich glaube, sie spielt nicht einmal Klavier. Aber sie ist ein niedliches, herziges Mädel, und ich hoffe, ich werde sehr glücklich mit ihr sein."

Ich wollte etwas einwerfen, kam aber nicht dazu.

„Willst Du wissen, wie ich mit ihr bekannt wurde?" plauderte er mit einer wahren Besessenheit weiter, während er seinen äußeren Menschen vertauschte. „Auf die einfachste Art und Weise. Da war von der üblichen Sentimentalität und Schmachtlappenmanier keine Spur. Es ging alles natürlich zu! Hier sitze ich — sie mir gegenüber — ihr zur Seite der Herr Papa, schlafend — auf der Fahrt nach hier, im Eisenbahncoupé nämlich. — Ich hatte sie erst gar nicht beachtet. Da fällt ihr plötzlich die Konfektschachtel aus der Hand. Ich überreiche sie ihr und sie klagt, daß das Fahren so langweilig sei. Natürlich gebe ich ihr recht, und sie freut sich ungemein darüber! In fünf Minuten wußte ich, wer sie war, wo sie herkam und hinwollte. Auch ich erzählte und sie belachte mein sogenanntes Pech und rief das eine Mal über das andere: Das ist köstlich! und lachte, daß die kleinen Ohren ihr nur so glühten. Im seligen Angedenken meines hartnäckigen Unglücks war mir gar nicht so humoristisch zu Mute; im Gegenteile: ich meinte, dem Ernst der Situation angemessen, ein sehr ernsthaftes Gesicht gemacht zu haben. Aber sie sah mich immer wieder von der Seite an, biß in ihr Taschentuch und lachte wie toll. Schließlich lachte ich mit. Es war ja auch viel hübscher. Der alte Herr, ihr Papa, erwachte und lachte ebenfalls, allerdings ohne zu wissen, warum. ‚Ah,' meinte er dann aufatmend ‚das ist gesund! Lache nur, Doris, lache tüchtig, mein Kind!' Und er strich ihr mit der fleischigen Hand über die rosigen Wangen. Dann aber fragte er plötzlich: ‚Um was handelte es sich denn?' Höflicherweise mußte ich nun schon noch einmal erzählen. — So wurden wir bekannt. Ehe ich zu Dir kam, hatte ich mich bereits zwei Tage hier aufgehalten — im Gasthause und auf Kredit natürlich. Man wartet allerdings dort noch auf Bezahlung. Ich sah Doris inzwischen viermal — und nun wollen wir uns heiraten. Was sagst Du dazu?"

Er war nun fertig umgezogen und sah stattlich genug aus.

„Willst Du, daß ich diese Episode ernst nehmen oder das alberne Gelächter fortsetzen soll?"

„Selbstverständlich ist sie ernst zu nehmen, lieber Hans, doch bei Leibe kein Trauerspiel daraus zu machen —"

„Leichtsinniger, unüberlegter Mensch!" rief ich, auf ihn eindringend. „Willst Du den Vater betrügen? Bisher habe ich Dich für eine gutmütige, oberflächliche Natur, aber nicht für berechnend, nicht für schlecht gehalten —"

„Ah, das ist stark, Hans!" Er trat, wirklich ernst geworden, einen Schritt zurück.

Ich wurde etwas unsicher.

„So willst Du ihm die Wahrheit sagen?"

„Er weiß ja bereits alles?!" erwiderte er mit einer schwachen Gereiztheit.

„Was?"

„Daß ich kein Geld habe! Aber er hat ja für uns drei genug. Er ist vermögend!"

Ich war über diesen Leichtsinn, diese Urteilsunfähigkeit, die mit den bestehenden Lebensbedingungen offenbar nicht im mindesten zu rechnen wußte, wirklich erbittert.

„Weißt Du, Franz," sagte ich, „bisher habe ich nur leise Zweifel an Deinem Verstand geäußert — aber, thu mir den Gefallen — —" Und freundschaftlich die Hände auf seine Schultern legend, sprach ich eindringlich, unfähig den Zorn und das schmerzlich bewegte Mitleid zurückzuhalten: „Siehst Du denn nicht, Unglücksmensch, daß Du immer Dein eigenes schlimmes Schicksal bist — daß Du — —"

„Na, höre mal, jetzt verstehe ich Dich nicht!" lächelte er spöttisch und drehte sich, den Schnurrbart streichend, gelassen um.

„Du meinst also wirklich in allem Ernste, daß ein Vater — und noch dazu ein vermögender Mann, wie Du sagst — Dir, der Du nichts, absolut nichts Dein eigen nennst, als den Vorzug Deiner werten Person, so mir nichts, dir nichts seine Tochter geben wird — sein einziges Kind?" rief ich aufgebracht und heftig gestikulierend.

„Sie ist allerdings das einzige Kind — Aber die Sache ist doch ganz einfach —"

„So? — Und Du fürchtest nicht, mit Spott und Hohn abgewiesen zu werden?"

„Na, nun höre aber auf!" lachte er überlegen. „Wie käme der alte, dicke Herr dazu? Allerdings besitze ich momentan nichts. Aber das ist doch kein erschwerender Umstand! Die Hauptsache bleibt doch: Doris und ich, wir sind einig — sogar sehr einig. Was braucht es mehr?"

„Richtig!" sagte ich, nahezu ganz hinfällig, und setzte mich in die Fensterecke, die Zeitung zur Hand nehmend. „Ganz richtig! Was braucht es mehr? — Dort ist der Chapeau, hier die Handschuhe. Meinen Segen!"

„Du bist wirklich eigentümlich, Hans!" meinte er nach einer kleinen Pause halb betreten, halb verletzt. Und mich mit unsicheren Augen betrachtend, fragte er mit leisem Zweifel im Tone: „So bist Du denn der Ansicht, ich sollte nicht —" Doch sogleich wurde er warm: „Es handelt sich doch um mein Glück! Und ich weiß, sie liebt mich wirklich und wahrhaftig! Der Vater ist ein gutherziger Mann, der ihr jeden Willen thut. — Er mag mich sogar leiden, er hat es mir selbst gesagt. Ja, er ging sogar soweit, mir einzugestehen, daß ein so junger, hübscher Kerl, der so possierlich zu sprechen wisse, wie ich, ihm als Schwiegersohn gefallen könnte. Er lache gern, weil es gesund sei, und er könne die sauertöpfigen, frühalten Herrchen nicht ausstehen. Das war doch ehrlich, einfach und deutlich genug, Hans!"

Ich konnte nicht umhin, den offen auf mich gerichteten Blick des Freundes zu begegnen. Aus seinem ganzen Wesen sprach so viel Wahrheit und Naivität, daß ich anfing, die Thatsache, so unwahrscheinlich sie mir schien, im Ernste zu erwägen. Sollte es möglich sein, daß sein bisher feindliches Geschick auf diese Weise eine günstige Wendung nahm? Daß er mit seinem ewigen Leichtsinn und seiner tollen Hoffnungsfreudigkeit dennoch recht behielte? Jedenfalls wollte ich bei einem Fehlschlage nicht die Lächerlichkeit mit ihm teilen.

„So geh nur!" sagte ich kalt.

Er aber zögerte.

„Wünsche mir doch Glück, Hans — bester Freund!" sprach er mit halblauter, weicher Stimme. „Laß mich nicht so gehen. Ich habe ja niemand, als Dich — — — Du magst es gut mit mir meinen, gewiß — aber glaube mir, diesmal hast Du sicher unrecht."

Er reichte mir die Hand. Mir that das Herz weh.

„Armer Junge!"

„Du — sag das nicht! Ich bin zu beneiden." Er blickte mich mit schelmischen Augen gerührt an. Dann schritt er langsam zur Thür.

„Willst Du nicht mitkommen?" fragte er beinahe bittend.

Digitized by Google

„Ja —“ erwiderte ich und wies mit dem Finger auf ein großes Zeitungs-Inserat. „Wenn Du die 150000 Mark mitnimmst, für die, wie es scheint, der Mitinhaber des Hauptlotterieloses keine Verwendung hat, denn man sucht ihn vergebens.“

„150000 Mark?“

„Ja.“

Er schritt langsam auf mich zu.

„Zeig' doch, bitte, mal her —“ sagte er schwach interessiert. Er nahm mir das Blatt aus der Hand, las das Inserat und langte dann nachlässig nach seinem abgelegten Rocke, dem er ein abgegriffenes Notizbuch entnahm. Er blätterte dasselbe verschiedene Male durch. Ein Los fiel heraus. Ich lehnte mich mit gekreuzten Armen spöttisch und zugleich mitleidig lächelnd in den Stuhl zurück.

„Ich muß doch sehen —“ meinte er halb für sich — „Mir ist es so — — — Hans!“ schrie er plötzlich auf, „Hans — schnell eine Mark her! Ich muß dem Manne sofort telegraphieren — Ach, das ist zu viel!“ Und er warf sich in einen Stuhl und schlug sich mit den Händen schallend auf die Kniee — lachend, lachend ohne Ende.

„Bist Du verrückt geworden?!“ schrie ich ihn an.

„Noch nicht! Noch nicht, Hans —“ keuchte er aufspringend. „Aber über den Unglücksmenschen könnte man sich totlachen!“ Und er hielt mir Los und Inserat dicht unter die Nase „So lies doch! So vergleich doch!“

Da war kein Zweifel: Los und Inseratnummer stimmten überein. Ich war erstarrt. Kaum daß ich diesen jähen Wechsel der Dinge zu begreifen vermochte. Im Nu stak ich im Überzieher, der Hut war mir aufgestülpt, und wenige Augenblicke später befanden wir uns auf der Straße, im Postamte. Franz telegraphierte. Dann schleppte er mich in eine Droschke, um nach zwanzig Minuten seiner Doris am Halse zu liegen.

Noch war ich betäubt. Da klopfte der Schwiegervater mich auf die Schulter: „Heute ist Verlobung, Herr — — Herr — na, der Name thut's ja nicht — was? Ein Pechvogel — ein Unglücksrabe, das Fränzchen?!“

„Ein Unglücksmensch!“ rief ich seufzend und stieß mit ihm und dem Brautpaare an, während der Schwiegervater lachte, daß ihm der rote Wein auf die weiße Weste tropfte.

Es war im engen düstern Hof . . .

Es war im engen düstern Hof
Zwischen den alten Gebäuden.
Zur Dämmerzeit. Friedlich erscholl
Der Abendglocke Läuten.

Die Mädchen plauderten allerlei
Unter heiterem Lachen und Scherzen.
Die Stimmen tönten hell und frisch,
Sie sprachen von glücklichen Herzen.

Ich bin in stillzufriedener Ruh
Allein abseits gesessen,
Lauschend. Bisweilen schloß ich auch
Die Augen wie traumvergessen.

Auf einmal war es dunkle Nacht.
Nur wenige Sterne schauten
Herein in den Hof. Und munter fort
Erklangen die Stimmen, die trauten.

Es war mir, als ob jede Gestalt
Ganz wie ein Schatten verschwände.
Ich sah nur die weißen Gesichter noch
Und die schimmernden weißen Hände.

Eduard Heß.

Die deutsche Geldnot in der Kipper- und Wipperzeit.

Kulturgeschichtliche Skizze von **Karl Gander.**

(Schluß.)

Obwohl den Kaufleuten und Juden mitunter 6000 bis 12 000 Thaler auf einen Schlag weggenommen wurden, wußten doch viele durch List ihr Geschäft fortzuführen. Man verpackte das Metall in Fässer mit Ingwer, Pfeffer, Weinstein und dergleichen, ja, man machte in Augsburg und Nürnberg großes silbernes Geschirr, ganze Badewannen daraus, schickte sie nach Polen, wo sie wieder vermünzt wurden. Man benutzte Kaleschen mit doppelten Böden; man suchte in Begleitung von Priestern zu reisen, um den Verdacht von sich abzulenken. Andere verkleideten sich und erweckten den Schein hoher Standespersonen, indem sie sich mit Trompetern und Knechten umgaben, die Handpferde führten, denen drei- bis viertausend Thaler aufgepackt waren.

Die Reichsstände, welche mit harten Strafen gegen die Kipper und Wipper vorgingen, wünschten indes nur gut zu machen, was andere von ihnen sündigten. Der Kaiser allen voran, benutzten viele Fürsten und Herren die Münzverschlechterung, um ihre Taschen zu füllen. Kaiser Ferdinand II. verpachtete seine Münzstätten zu ungeheuren Preisen. Von den Wiener Juden, die das leichte Geld in den Verkehr brachten, erhielt er wöchentlich 19 000 Gulden. Hans de Witte, der das ganze böhmische und mährische Münzwesen in Pacht hatte, zahlte dem Kaiser in 1½ Jahren 6 Millionen Gulden. Dafür wurde den Münzmeistern aber auch geradezu erlaubt, das alte Geld mit einem Gewinn von 20 Prozent umzuprägen. Den Centner Kupfer münzten sie unter Zusatz von 1/10 Silber mit nicht weniger als 500 Gulden aus. Ähnlich wie das Oberhaupt Deutschlands verfuhren fast alle Reichsstände. Wie Pilze wuchsen neue Münzstätten aus der Erde. In Kursachsen entstanden neben Dresden neue zu Leipzig, Chemnitz, Zwickau, Annaberg, Eilenburg, Sangerhausen, Freiburg a. d. Unstrut. Christoph von Brandenstein, der Direktor all dieser Pachtmünzen war, schloß mit dem Pächter der neuangelegten in Hain (Großenhain) einen Vertrag, nach dem dieser wöchentlich 300 Gulden als Schlagschatz an den Kurfürsten abgeben mußte. Er durfte indes auch die feine Mark zu 62½ Gulden oder 40 Thaler 16 Groschen ausprägen, und aus 4 Lot Silber 250 Groschen herstellen. Im Weimarischen wurden selbst auf Dörfern neue Münzen angelegt; das Ländchen hatte deren zehn. Von ihnen zahlten die zu Weimar und Königsberg als Schlagschatz wöchentlich 600, die in Berka 660, die zu Rotenstein und Gebhard 800 Gulden. Die Fürsten von Anhalt besaßen nicht weniger als zwölf, der Herzog von Koburg auch sechs Münzstätten. Der Fürst von Hohenlohe beschäftigte sieben, die Stadt Nürnberg sogar dreizehn Münzmeister. Die unglaublichste Ausdehnung erreichte das schamlose Gewerbe in Braunschweig. Hier arbeiteten schon 1620 siebzehn, später vierzig Münzmeister, um leichtes Geld herzustellen. In dem Kloster Amelungshorn betrieb man das Ausmünzen förmlich

Digitized by Google

fabrikmäßig, so daß drei- bis vierhundert Menschen dabei Beschäftigung fanden. Das Land wurde damals als eine rechte Mord- und Räuberhöhle bezeichnet. In Württemberg prägte man zu Stuttgart, Tübingen und Christophsthal so schlechte Sechsbatzenstücke, daß man aus der Mark 61 Gulden 36 Kreuzer herstellte; später münzte man sie sogar zu 160 Gulden aus. Viele Kreuzer bestanden schließlich ganz aus Kupfer. Mitunter suchte man den Füchsen noch ein weißes Mäntelchen umzuhängen, indem man dem Metall unter Benutzung von Weinstein den täuschenden Schein des Silbers gab; aber schon nach einer Umlaufszeit von acht Tagen leuchtete die rote Farbe hervor. Auch weißgeglühtes oder überzinntes Messing mußte das Silber vertreten, und selbst Glockenspeise wurde zu Münzen verwendet. Zuweilen trugen gefälschte Stücke noch die geradezu gotteslästerlich klingende Inschrift: „Der Name ‚Gottes sei gelobt!“ oder: „Wenn Gott mit uns ist, wer kann wider uns sein?“ während eine Erfurter Münze den Seufzer enthält: „Gott bessere die Läufte und Zeiten!“

Daß es im Interesse der Münzfälscher lag, die Herkunft so erbärmlichen Geldes möglichst zu vertuschen, ist klar. Man machte das Gepräge, besonders die Wappen, undeutlich oder ließ diese auch ganz weg. Um den gefälschten Stücken das Ansehen vollgültiger zu geben, setzte man sogar auch zurückliegende Jahreszahlen darauf, ja, man prägte selbst Münzen fremder Stände nach.

Das Treiben der Kipper und Wipper hatte nicht bloß die Folge, daß man die guten Münzen mit Aufgeld ankaufte, sondern die Metalle, die man zu Münzen verarbeitete, stiegen überhaupt im Preise und nicht bloß Silber und Gold, sondern auch das Kupfer. So wurden denn, wie eine Chronik erzählt, damals „die Blasen, Kessel, Röhren, Rinnen, und was von Kupfer war, ausgehoben, in die Münze getragen und zu Geld gemacht. Durfte ein ehrlicher Mensch sich nicht mehr trauen, jemand zu beherbergen; denn er mußte Sorge haben, der Gast breche ihm des Nachts die Ofenblasen aus und liefe davon. Wo eine Kirche ein alt kupfern Taufbecken hatte, das mußte fort, der Münze zu, und half ihm keine Heiligkeit, verkauften es, die darin getauft waren.“ Es lohnte sich der Verkauf aber auch; denn der Centner Kupfer wurde etwa zu 500 Gulden, in der Stadt Kamenz sogar zu 910 Thalern ausgemünzt.

Sobald das Volk den Betrug völlig erkannte, war es natürlich, daß der Wert der neuen Münzen gewaltig sank und der der alten entsprechend stieg, und dadurch entstand erst das eigentliche Unheil der Kipper- und Wipperzeit. Während von dem leichten Kupfergelde der Groschen schließlich nur noch gleich einem Pfennig gerechnet wurde, galt zum Beispiel zu Augsburg der alte Reichsthaler 1621 im Januar 2 Gulden 20 Kreuzer, im September 4 Gulden 30 Kreuzer, im Dezember 6 Gulden 30 Kreuzer, 1622 im Januar 7 Gulden 30 Kreuzer, im Februar 10 Gulden. Ähnlich waren die Verhältnisse überall. In Leipzig und Delitzsch stieg er 1623 auf 12 Gulden, in Gotha selbst auf 15 Gulden. Zu Hildesheim befand sich der alte Silberthaler von 1618 an in stetigem Steigen, bis er 1622 zehn Thaler galt; in Glogau wurde er 1623 sogar mit 17 der leichten Prägung berechnet.

Eine weitere Folge war das bedeutende Heraufgehen der Preise und Löhne. Denn als man merkte, daß die neuen Münzen minderwertig seien, ging der Landmann mit seinem Getreide, der Händler mit seinen Waren willkürlich in die Höhe und zwar im allgemeinen um das Vier- und Fünffache. Wer für 300 alte Gulden vorher 15 Malter Weizen hätte kaufen können, erhielt jetzt nur 3 Malter. Für eine Elle meißnisch Tuch, die man in Erfurt früher mit 16 bis 18 Groschen bezahlte, gab man 1623 sechs Gulden. Denselben Preis hatte ein Paar Schuhe; legte man dem Schuhmacher aber zwölf alte Groschen hin, so griff er nach diesen und ließ die Gulden liegen Ein Schmied forderte für ein Hufeisen einen Gulden. In Leipzig kostete im September 1622 der Scheffel Weizen 33, die Klafter Holz 32 Gulden. Selbst das Papier wurde so teuer, daß in Erfurt 1622 viele Druckereien stillstehen mußten. Schließlich kam es so weit, daß man das schlechte Kleingeld überhaupt zurückwies. So nahm man in Thüringen 1622 kein hessisches und braunschweigisches mehr an und 1623 wehrte man sich auch gegen das heimische. Bäcker, Fleischer, Brauer wollten ihre Waren gegen neue Münze nicht abgeben oder bestimmten durch Innungsbeschlüsse so hohe Preise, daß die Behörden, um der allgemeinen Not zu steuern, Taxordnungen erlassen und die Gewerke mit ernsten Strafen anhalten mußten, zu verkaufen. In Kurbrandenburg drohte die Regierung den Gilden 1623 mit vollständiger Handelsfreiheit und „Aufhebung der Zünfte und Innungen“. An manchen Orten führten diese im Kleinverkehr unter sich statt des schlechten Geldes sogar neue Tauschmittel: Marken aus Kupfer, Eisen, Zinn, Blei oder Leder ein.

Tiefeinschneidend waren die Münzwirren auch in die Schuldverhältnisse. Die Schuldner fingen an, die Zinsen in leichtem Gelde zu bezahlen, und wer die Mittel hatte, beeilte sich, das in guten Thalern Geborgte in schlechten zurückzugeben, zumal die Gerichte bis 1621 meist entschieden, daß einfach der Nennwert zu entrichten sei. Da verloren viele den größten Teil ihres Vermögens. Es entstand eine Unzahl von Prozessen, bei denen die Juristen manchmal selbst ratlos waren. Im allgemeinen hielt man es, wie der Ulmer Kreistag 1622 bestimmte, daß zunächst der Buchstabe der Verbriefung, hernach erst die Billigkeit nnd die christliche Liebe zu entscheiden habe.

Obwohl unter der Falschmünzerpest der größte Teil des Volkes furchtbar litt, so wurden doch am härtesten die Beamten getroffen, vor allen Geistliche und Schullehrer, die sich nun auf $^1/_6$ ihres früheren Einkommens gesetzt sahen.

Darf man sich wundern, daß gerade Geistliche es waren, die durch leidenschaftliche Predigten das Volk erhitzten und in geharnischten Schriften gegen die Herren von Wipperheim, Schindeberg, Wucher- und Schacherhausen zu Felde zogen und von den Fürsten und Ständen schnelle Hilfe verlangten?

Der Ingrimm des Volkes gegen „die Geldmauscher, hellstinkenden Wucherer, ungerechten Gottesdiebe, Galgenhühner, Beutel- und Taschenräumer, Blutigel und leichtsinnigen Schandfunken“ war überall groß. Er traf aber weniger diejenigen, welche das Übel in erster Linie verschuldet hatten, sondern deren Handlanger: die Kipper und Wipper und allenfalls noch die Münzmeister. Da die Abhilfe des Übels von seiten der Regierenden auf sich warten ließ, so suchte sich das Volk selbst Recht zu schaffen. Es begann gegen solche, die ihm als die Schuldigen erschienen, Volksjustiz zu üben. 1621 stürmte der Pöbel zu Halberstadt das Haus des Münzmeisters Cyriakus von Lehr und raubte es vollständig aus, worauf auch noch die Häuser von zwei Kippern geplündert wurden. Darauf richteten sich die Unruhen sogar gegen die Brauer, die gegen leichtes Geld kein Bier mehr verabfolgen wollten. In Magdeburg brachte 1622 der

Digitized by Google

Umstand, daß der Rat zwei berüchtigten Wippern ihre Geldvorräte abnehmen ließ, das Volk so auf, daß bald der Ruf ertönte, „diesen Schelmen müsse man die Hälse entzweischlagen," und in der That wurden ihre Häuser in kurzer Zeit verwüstet; darauf noch vier andere, wobei man Wein und Bier aus Filzhüten trank. Zwei Tage später fielen noch zehn Gebäude der Volkswut zum Opfer, wobei gegen 200 Personen ihr Leben verloren. Auch die Bergleute in Freiberg gingen gewaltthätig gegen die Kipper vor; in Halle wurde die Münze gestürmt; ebenso kam es in Zerbst und Erfurt zu gelinderen Unruhen. Die damalige Unzufriedenheit ist selbst aus dem Volkswitz noch erkennbar. „Thomas Münzer," so sagte man, „hat mit Waffen weniger Schaden gethan, als unsere Münzer mit Geld." Es sei jetzt so, „daß die Diebe, welche einen bestehlen, gehenkt, die aber alle Leute arm machen, privilegiert werden." Es wäre an der Zeit, eine neue Litanei zu machen: „Vor dem bösen Geld behüt uns lieber Herre Gott!" weil „die Leute heutiges Tages je ärmer werden, je mehr Geld sie bekommen." Den Fürsten warf man vor, daß sie Soldaten abzuwehren suchten und ließen „Land und Leute durch Münzwerk plündern."

Die tiefe Gährung im Volke, die schreckliche Teuerung bewirkten es, daß die Regierenden einsahen, die Münzverschlechterung sei durchaus kein bequemes Mittel, ihnen die Einnahmen zu erhöhen, und da, wo das Übel am schlimmsten eingerissen war, sah man sich zuerst zur Umkehr genötigt. In den Jahren 1622 und 1623 hoben alle deutschen Stände den Unterschied zwischen Reichs- und Zahlthalern auf und kehrten zur vollwichtigen Münze zurück, zuletzt der Kaiser am 8. Februar 1624. Die Verordnungen, daß nun wieder in schwerem Gelde gezahlt werden sollte, brachten freilich neue Verluste.

So schlug die berüchtigte Kipper- und Wipperzeit dem deutschen Volke bei ihrem Kommen und Scheiden schwere Wunden. Sie war und bleibt ein Nachtbild in der deutschen Geschichte und zeigt uns, wie gering damals die öffentliche Moral in allen Kreisen, auch in den höchsten war. Ihre Hauptursachen: die tausendfältige Zersplitterung Deutschlands und die unumschränkte Regierungsweise der Beherrscher all dieser Staatengebilde sind heute glücklich überwunden. Darum dürfen wir hoffen, daß die Zustände von 1618 bis 1623 sich nicht wiederholen und wir uns noch lange so ausgezeichneter Münzverhältnisse erfreuen werden, wie wir sie gegenwärtig haben.

Gedicht.

Verträumten Auges fliegt hernieder
Der Morgen durch die feuchte Nacht;
Schon hat die Welt die ersten Lieder
Dem Himmel jauchzend dargebracht.

Und immer neue Lerchen schwingen
Sich zu dem letzten blassen Stern,
Was Menschenherzen fühlen, singen
Sie selig ihrem treuen Herrn.

Gewöhnt an ewige Wechselfeier
Entschwebt mit leisem Flügelschlag
Die Nacht und zieht die Nebelschleier
Auf ihrem Rundgang zögernd nach.

M. Boelitz.

Zeitschriftenschau.

Von O. v. L.

Auf dem Gebiet des litterarischen Zeitschriftenwesens ist's in dem letzten Jahre etwas stiller geworden. Die meisten der Neugründungen sind verkracht, und die älteren und neueren, die sich halten, sind zumeist wie die „Lilien auf dem Felde" — sie säen nicht und ernten nicht, aber irgend ein Verleger oder Gönner erhält sie doch. Von den neuesten ist zu erwähnen:

Der Zuschauer. Monatsschrift für Kunst, Litteratur, Kritik und Antikritik, herausgegeben von Leo Berg und Constantin Brunner. (Hamburg II. Durchschnitt 16.) Jährlich 5 Mark.

Das Blatt hat gute Mitarbeiter, Alte und Jüngste. Es bringt anregende Aufsätze, hält sich von Übertreibungen der „Ismen" fern. Auch Leo Berg beginnt sich von der früheren geistreichen Geschraubtheit loszumachen. Brunners Untersuchungen über die Technik des künstlerischen Schaffens sind ehrliche Arbeiten, die auch den anregen, der manchen Einwand gegen die Ergebnisse zu erheben hätte. Vortrefflich ist aber, was er in Heft 6 über die falsche Nachahmung der Natur bei den Jüngsten schreibt — nicht etwa neu, von ihm aber selbst durchdacht.

Von anderen neuen Zeitschriften seien genannt:

Journal de Berlin. National, politique et litteraire. Paraissant six fois par semaine.

Herausgeber ist Max Schildberger, Berlin W. 62, Schillstraße 3. Preis ein Vierteljahr 8,25 Mark. Den Zweck des Blattes kann ich nicht erkennen. Die Schuld mag aber an mir liegen.

Fürs deutsche Haus. Illustriertes Familienblatt. (Magdeburg, Gebrüder Geitel.)

Das Blatt wendet sich mit Geschick und Nachdruck gegen die Kolportage-Romane und möchte jenen Schichten, die sich durch diese verderben und ausbeuten lassen, billig Gutes liefern. Es ist selbstverständlich, daß wir diese Absicht herzlich billigen. Einen kleinen Fehler hat die Leitung des Blattes gemacht, indem sie zu viel Kampfaufsätze in die zwei ersten Hefte aufgenommen und dadurch den für Unterhaltung und Belehrung bestimmten Teil zu sehr eingeschränkt hat. Möge es dem Verleger gelingen, gute Kräfte für das Unternehmen zu gewinnen, die es verstehen, edel und doch volksgemäß zu schreiben. Der sittliche und deutsche Geist, der aus den Aufsätzen spricht, verdient rückhaltlose Anerkennung. Wir wünschen und hoffen, daß die thatsächlichen Leistungen von ihm erfüllt sein werden. Der Erfolg wird uns aufrichtig freuen.

Herren-Zeitung. Wochenschrift für Gebildete aller Stände. Redakteur: Dr. Georg Malkowsky. (Verlag von Ernst Stieber, Berlin SW., Jerusalemerstraße 56.)

Das Blatt will „den Ergebnissen der wissenschaftlichen Forschung ebenso gerecht zu werden suchen, wie den hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der Kunst und Litteratur, des Theaters und der Musik, des Handels und der Industrie, des gewerblichen Lebens, des Sports u. s. w." So heißt es am Eingang des ersten Heftes. Am Schluß unter „Fragen und Antworten" findet sich noch die Bemerkung: „Wir wollen deutsch sein und männlich in alle Wege" (besser: aller Wege). Es soll uns freuen, wenn das Blatt diesen Wahlspruch in seiner vollen Bedeutung wahrmacht. Es erscheint jeden Sonntag und kostet 2,50 Mark im Vierteljahr.

Digitized by Google

Die Frau. Monatsschrift für das gesamte Frauenleben, Herausgegeben von Helene Lange. (Berlin SW., Moeser. Hofbuchhandlung.)

Das geschickt zusammengestellte Heft bringt Beiträge von Georg v. Bunsen, Professor W. Förster, Gustav Dahms; Marie v. Bunsen, Marie v. Ebner-Eschenbach, Mathilde Lammers u. a. Daneben kleine Mitteilungen. Die Auswahl ist für die Zwecke gut berechnet. In dem Verzeichnis der Mitarbeiter finden sich neben den fast in allen Ankündigungen neuer Blätter auftretenden Namen alle männlichen und weiblichen Vorkämpfer der Gleichstellung beider Geschlechter. Es fehlen nicht die zahmen Anarchisten unseres jungen Schrifttums, nicht Frau v. Suttner, die Büchner für einen der größten Geister unserer Zeit hält und das Christentum die „denkbar traurigste und jammervollste Lehre" genannt hat, nicht Irma v. Troll-Borosthiany, für welche die griechische Hetäre als der „blendendste Typus jonischer Weiblichkeit" gilt, die auch für das Weib volle geschlechtliche Freiheit verlangt, die staatliche Erziehung aller Kinder fordert und bei Übervölkerung die Tötung der Säuglinge durch Chloroform vorschlägt. Natürlich stehen diese Ruferinnen im Streite auf dem Boden des geistverlassenen Materialismus. Ob sie in der neuen Zeitschrift auch für diese Gedanken eintreten wollen, muß man abwarten.

Die allgemeine Richtung läßt sich aus drei Beiträgen erkennen. Die Leiterin des Blattes eröffnet das Heft. Der Aufsatz ist ruhiger gehalten, als die Verfasserin empfindet. Aber trotz mancher ganz vernünftig klingenden Forderung bleibt vieles verschleiert. Doch das soll kein Vorwurf sein; solche gedrängten „Programme" leiden fast immer an Unbestimmtheit. Klarer ist Professor W. Förster, der Vorsitzende der „Ethischen Gesellschaft". „Das neue Denken in der Frauenfrage". Daß er auf dem Grunde einer rein materialistischen Weltanschauung steht, ist bekannt. Er will eine Ethik ohne jede Beziehung zu einer Geistigen, nicht Wahrnehmbaren. Von einer Spur der Einsicht, daß Mann und Weib verschieden sein könnten, ist in seinem Aufsatz keine Rede; nicht ein Klang warmer Herzlichkeit tönt aus ihm heraus, nirgendwo wird die Erkenntnis, was das echte Weib der Menschheit bedeutet, nur angedeutet. Man kann unter Sternen zu Hause sein, ohne die Menschenseele zu verstehen. Übrigens ist erfreulich sein Eingeständnis, daß von „sittlichen Wirkungen des sogenannten naturwissenschaftlichen Zeitalters fast nichts zu spüren" sei, ja die „sittliche Verwirrung sich gesteigert habe". Ich bin sogar sicher, daß sie sich noch mehr steigern müßte, je naturwissenschaftlicher die Zukunft wird. Das glaubt der Herr Professor allerdings nicht. Aber auch Professoren können sich zuweilen irren.

Der dritte Aufsatz von Herrn G. Dahms tritt für Mädchen-Gymnasien ein. Ich bin ein unbedingter Gegner dieser Anstalten. Meine Einwände gegen sie, wie gegen die Gleichstellung der Geschlechter überhaupt habe ich an anderer Stelle („Tägliche Rundschau") ausgesprochen und ich muß auf die dort veröffentlichten Untersuchungen verweisen.

Der Kampf gegen falsche Bildungsbegriffe ist heute zur Notwendigkeit geworden. Wir haben ihn auszufechten für den Mann und das Weib. Ich bin der letzte, der verkennte, wie viel wir der Antike verdanken, aber es ist Zeit, daß endlich der deutsche Gedanke auch in der Bildung der Knaben und Jünglinge siege. Nicht zerrissen werden sollen die Fäden, die zur Vergangenheit führen. Aber es gilt, die Gegenwart zu begreifen, die Jugend zu deren Verständnis anzuleiten, damit die Männer ihre Pflicht erfüllen können als Kinder des Vaterlandes und damit auch der Menschheit.

Noch dringender aber ist, den falschen Bildungsbegriff in der weiblichen Bildung zu bekämpfen. Wir verlangen gesunde Mütter, gesund an Leib und Seele; treue, reine Frauen und willensstarke Weiber, die auch allein eine sittliche Lebensaufgabe lösen können. Wir verlangen, daß Erziehung und Bildung an das knüpfe, was das Weib in höherem Grade besitzt, als wir, an das, was ich „Mütterlichkeit" im weiten Sinne nenne: die Kraft, die Gemütsgesittung liebevoll zu hegen, ohne die jedes Volk zu Grunde gehen muß. Wie die männliche Bildung den fertigen, reifen Mann zum Leitbilde hat, so muß die weibliche das vollendete Weib sich zum Ziele setzen. Die Gymnasien haben es aber auf ein Zwitterwesen abgesehen, auf das geschlechtlose Weib, das keiner Aufgabe voll Genüge leisten wird.

Von den übrigen Beiträgen erwähne ich eine Novelle „Disharmonie", in der alle auftretenden Männer roh, gemein und dumm, alle Weiber ausgebeutet aber großgeistig und bedeutend sind. Das gleiche Gepräge des Männerhasses trägt eine Plauderei „Deutsch-Asien".

Gewiß, es giebt eine Menge Halbmänner heute, schwächliche, genußsüchtige Gigrln ohne Saft und Kraft Schlinge, die nur nach äußeren Erfolgen streben. Von jeher sind sie an dieser Stelle bekämpft worden. Aber wenn man solche Tendenzarbeiten liest, dann fühlt man, ohne die Notwendigkeit, solche Halbmänner zu bekämpfen, zu leugnen, daß es uns vor allem an Müttern mangelt.

Das moderne Weib will den Kampf gegen den Mann. Um Gleichberechtigung weniger, als um Herrschaft ist es ihm zu thun. Gut. Ich aber hoffe, daß gerade dieser Geist wieder echte Männer erwecken wird. Und diese werden den Kampf aufnehmen um des Höchsten willen: um die Mütter und um die Kinder, auf daß ein gesundes Geschlecht emporwachse, frei, kraftvoll, reich an Gemüt. Weil uns das echte Weib hochsteht, werden die Männer diese Weiber bekämpfen müssen, mit Ernst und Festigkeit, mit Liebe und Milde, aber auch, wenn es nötig wird, scharf und rücksichtslos. Nicht um Herrschaft ist es uns zu thun, sondern um klare Scheidung der Rechte und Pflichten, um Erlösung des Weibes aus dem Banne verkehrter Bildungsbegriffe. So verteidigen wir den gesunden Fortschritt, das Edelste des Weibes, jene aber sind Kämpfer für ein Ziel, dessen Erreichung bezahlt würde mit dem Besten deutscher Gesittung.

Das Land. Zeitschrift für die sozialen und volkstümlichen Angelegenheiten auf dem Lande. Organ für die gesamte ländliche Wohlfahrtspflege. Herausgeber: Heinrich Sohnrey in Freiburg in Breisgau. (Berlin W., Trowitzsch und Sohn.)

Wir empfehlen diese Zeitschrift, die zweimal im Monat erscheint und 1,50 Mark vierteljährlich kostet, angelegentlich. Besonders allen Gutsbesitzern, Lehrern und allen, die mit dem Landvolk in näheren Beziehungen leben. Das Blatt ist in gesundem Geist geleitet, die Beiträge sind frisch geschrieben. H. Jahnke berichtet über die Lebensarbeit Fr. W. v. Rochow's auf Rockahn; Rosegger bespricht die Frage der Auswanderung, Pfarrer Faulhaber die „ländliche Armenbeschäftigung". Reich ist die „Umschau" und anregend der Briefkasten. Ohne gesunden Bauernstand bricht unser Deutschland in sich zusammen. Diese Überzeugung, schon lange das Eigentum aller parteilosen Vaterlandsfreunde,

Digitized by Google

geht auch durch diese Zeitschrift. Wir wünschen ihr besten Erfolg.

Von älteren Blättern seien genannt:

Das zwanzigste Jahrhundert. (Berlin W. 50, Hans Lüstenöder.) 4. Jahrgang, Heft 1.

Seit Fritz Lienhard, ein junger Schriftsteller von begeisterter deutscher Gesinnung und bemerkenswerten Anlagen, die Leitung der Monatsschrift übernommen hat, ist sie an Ansehen und Bedeutung gestiegen. Der Ton, früher oft ungezügelt, ist jetzt ruhig geworden, ohne an Festigkeit einzubüßen. Das Blatt tritt für Vertiefung und Veredelung des deutschen Gedankens auf allen Gebieten ein; es bekämpft den jüdischen Geist, soweit er unserem besseren Wesen feindlich ist; den schlaffen Kosmopolitismus, die ungesunden Stimmungen in Kunst und Leben. Dabei weist es stets auf das zurück, was von der Überlieferung des Erhaltens wert ist. Es ist ja natürlich, daß bei einer größeren Zahl von Mitarbeitern nicht in allen Einzelheiten Übereinstimmung herrschen kann. Aber im großen geht ein gemeinsamer Zug durch die Beiträge, mögen es wissenschaftliche Abhandlungen, sittengeschichtliche Schilderungen, Gedichte, Erzählungen oder Besprechungen sein. Von den Mitarbeitern seien genannt: E. O Hopp; Dr. Th. Jaensch; O. Schuchardt; Adolf Graf Westarp; Dr. H. Schrader: Karl Bleibtreu und Fritz Lienhard. Der Preis beträgt 2,50 Mark für das Vierteljahr. Wir empfehlen die Monatsschrift unseren Lesern angelegentlich.

Das rote Kreuz, begründet von Max Bauer. Erscheint alle vierzehn Tage. 6 Mark jährlich. (Berlin SW., Kommandantenstraße 70.)

Wir haben dieses Blatt, das über alle Wohlthätigkeitsanstalten berichtet, schon oft empfohlen. Es genügt hier der Hinweis. Ebenso bei dem

„Kunstwart", Rundschau über alle Gebiete des Schönen. Herausgegeben von Ferd. Avenarius. (Dresden A., Pillnitzerstraße 51, Kreyß und Kunath.)

Das Blatt tritt in das siebente Jahr seines Bestehens. Der Herausgeber, als Leiter ebenso begabt wie als Dichter, hat mit Liebe und Opferfähigkeit stets sein Bestes gethan um die Zeitschrift zu einem Spiegel der Ereignisse auf ihrem Gebiete zu gestalten. Und zwar zu einem tadellos ebenen Spiegel, der keine Zerrbilder giebt. Wenn auch zuweilen etwas zu jugendliche Ansichten zu Worte kommen, im allgemeinen verdient das Blatt volle Anerkennung; es ist rein in den Absichten, ehrlich in der Haltung und anregend im Inhalt. Ich empfehle es dem Leserkreise unserer Zeitung. (10 Mark im Jahre.)

Anerkennung und Empfehlung verdient

Das Atelier. Organ für Kunst und Kunstgewerbe, geleitet von Hans Rosenhagen. (Wilhelm und Brasch, Berlin S.W., Schützenstraße 68.)

Neben Besprechung von allen Kunstfragen bringt das Blatt eine Fülle von kleinen Nachrichten über alle Ereignisse auf seinen Gebieten. Es erscheinen monatlich zwei Hefte; Preis 2 Mark im Vierteljahr.

Prometheus. Illustrierte Wochenschrift über die Fortschritte und Gewerbe, Industrie und Wissenschaft. Herausgegeben von Dr. Otto N. Witt. (Berlin, Dessauerstraße 13, N. Mückenberger.)

Die Wochenschrift tritt mit dem ersten Oktoberhefte in das fünfte Jahr ihres Bestehens. Sie hat sich einen großen Abnehmerkreis errungen und sie verdient ihn auch. Langsam hat sie das Gebiet ihrer Betrachtung erweitert; für welchen Teil der Naturwissenschaft und Technik man Teilnahme haben möge, man wird hier anregend geschriebene Aufsätze finden, die von vortrefflichen Bildern begleitet sind. Von der Verfechtung äußerster Standpunkte hält sich „Prometheus" fern; in der Rundschau tritt zuweilen auch die Abwehr des einseitigen Materialismus hervor. Ein Gebiet könnte noch Berücksichtigung finden: die Geschichte der einzelnen Zweige der Wissenschaft, z. B. der Chemie, Physik u. s. w. Ich gebe damit einem Wunsche Wort, der aus unserem Leserkreise mir zugekommen ist und den ich beachtungswert finde.

Die Modenwelt. Illustrierte Zeitung für Toilette und Handarbeiten. (Berlin W., Potsdamerstraße 30, Franz Lipperheide.)

Das Blatt ist so bekannt und verbreitet, daß es eine Empfehlung nicht benötigt. Auch bekenne ich gerne, daß ich auf diesem Gebiete mich jeden Urteils bescheiden enthalten muß. Die Hefte sind im Umfang vergrößert, die Abteilung „Fürs Haus" und „Gärtnerei" sind neu eingeführt; die Bilder vortrefflich, der Preis 1,25 Mark im Vierteljahr staunenswert gering.

Verweht.

Ein Blatt! Leis raschelnd wirft's zu meinen Füßen
Der Herbstwind wie ein letztes Abschiedsgrüßen
Aus ferner sonnigschöner Sommerszeit,
Aus Tagen voller Glanz und Fröhlichkeit.

Ein letztes war's vom sonst schon kahlen Baume;
Mir schien der letzte Rest vom Jugendtraume,
Den ich in meiner müden Brust gehegt,
Mit diesem Blatt vom Herbstwind weggefegt.

Ulrich Kleist.

Zur Besprechung eingegangene Bücher.

Florence Walden: **Das Haus am Moor.** Roman. 2 Bde. Stuttgart, Engelhorn. — O. Elster: **Glückauf.** Roman. Mannheim, J. Bensheimer. — Gustav und Ina von Buchwald: **Villa Möhl** und mehr. Strelitz, Lupelow. — Alfred Friedmann: **Neue Novellen.** Mannheim, J. Bensheimer. — Elisabet von Grotthuß: **Fünf Novellen.** Augsburg, R. Schmid. — Marie von Glaser: **Zittergras.** Skizzen. Breslau, Schottländer. — C. Treutler: **Ein geleisteter Eid.** Novelle. Berlin, Bibliographisches Bureau. — Ernst Remin: **Der Bauerngraf.** Humoristischer Roman. Mannheim, Bensheimer. — Hans Hoffmann: **Landsturm** Erzählung. 5 Mk. — **Von Frühling zu Frühling.** 5 Mk. Berlin, Gebr. Paetel. — Hermann Heiberg: **Das Schicksal auf Moorheide.** — Konrad Telmann: **Ruggiero, der Brigant.** Berlin, Verein der Bücherfreunde. — Nemirowitsch Dantschenko: **Israel in Waffen.** Leipzig, Slavische Buchhandlung. — Paul Lindau: **Vater Adrian und andere Geschichten.** Breslau, Schottländer. — Marie von Olfers: **Erzählungen.** Berlin, Felber. — Rudolf Baumbach: **Abenteuer und Schwänke.** Leipzig, Liebeskind. — Friedrich Freiherr von Khaynach: **Germania und ihre Kinder.** Eine Satire. Zürich, Schabelitz. — Clara Dorn: **Gedichte.** Dresden, Pierson. — Heinrich von Reder: **Lyrisches Skizzenbuch.** München, Dr. Albert. — Rudolph Braune:

Digitized by Google

Lindenblüten. Frankenhausen, Selbstverlag. — Leopold Jacobi: **Es werde Licht.** Gedichte. 4. Aufl. München, Ernst. — Heinrich Kruse: **Die kleine Odyssee.** Leipzig Hirzel. — Ferd. Avenarius: **Lebe!** Eine Dichtung. Leipzig, Reisland. — Franz Wolff: **Neue Gedichte.** Leipzig, Mutze. — Paul Hankel: **Harald.** Ein Lied der Liebe. Berlin, Ackermann. — Anna Schilling: **Frühlingslüfte und Herbstesweben.** Lieder. — Fritz Faldner: **Knospender Frühling.** Gedichte. Quedlinburg, Vieweg. — Detlev von Liliencron: **Neue Gedichte.** Leipzig, Friedrich. — Heinrich Pudor: **Lieder aus Lug ins Land.** Dresden, Wochenblätter. — J. L. Windholz: **Fragmente.** Gedichte. Zürich, Schabelitz. — Ferdinand Bronner. **Aus Zeit und Ewigkeit.** — Anna Croissant Rust: **Gedichte in Prosa.** München, Dr. Albert. — Sandvoß: **Wahrheit, Wahrheit.** Berlin, Bibliographisches Bureau. — Viktor Hardung: **Ein Liebeslied.** St. Gallen, Hasselbrink. — Leon Vanderjee: **Für Dich.** Lieder. Dresden, Pierson. — Stümcke: **Fraeulein.** Gedichte. München, Dr. Albert. — Hans Andreas Nissen: **Jugendgeschichte eines Einsiedlers.** Neumünster, Selbstverlag.

Vermischtes.

Dienstmädchen beim Antritt: „Teppiche, gnädige Frau, klopfe ich niemals!" Die Frau: „Aber warum denn nicht?" Dienstmagd: „Da mag sich der Hausknecht daran infizieren — das können Sie von einem gebildeten Zimmermädchen nicht verlangen." W. K.

*

Ein junger Gutsbesitzer, der mehrmals um junge Erbinnen gefreit hatte und abgewiesen worden war, bekam den Namen: der Bummelzug — weil er immerfort anhielte! Eine junge, naseweise Schönheit machte einmal ihm selbst gegenüber eine gewagte Anspielung auf seinen Spitznamen. Ruhig sagte er: „Aber Baronesse, es giebt auch Stationen, wo sogar der Bummelzug ruhig vorbeifährt!" W. K.

*

Eine alte Dame will sagen: „Wir waren im traulichen ‚tête-à-tête' und sagt: „Wir waren im traulichen ‚quatre mains'." W. K.

Briefkasten.

Frl. J. Sp. in S. Das Angebot ist auf dem Gebiete so groß, daß ich Ihnen abrate, darauf Ihre Zukunft begründen zu wollen. Ich kann Sie an Verleger weisen, obwohl ich weiß, daß es nichts nützen wird. Aber versuchen Sie es und bieten Sie sich dem Hause J. Engelhorn in Stuttgart oder Bensheimer in Mannheim an. Ich werde mich freuen, wenn ich ins Unrecht gesetzt werde. — Herrn Carl T. in H. Die Gedichte sind Zeugen von lebendiger Kunstliebe und von warmem Gemüt. Ich glaube, daß Sie damit manchen in Ihrem Kreise erfreuen können. Aber die Form ist leider nicht reif genug. „Ein welkes Blatt" geht an, aber der Gedanke ist schon zu oft und besser ausgesprochen worden; in „Zigeuners letzte Fahrt" ist der Vorwurf eigenartiger, aber die Reime zu leicht behandelt. (Tritt — sieht; will — Ziel; verhüllt — durchwühlt.) Vielleicht gelingt es doch noch bei strengerer Selbstkritik. Besten Gruß! — Herrn Alexis R in K. Ich kann 135 Gedichte nicht prüfen. Senden Sie mir zehn von nicht zu großem Umfange; das genügt für ein Urteil. — Frl. K. M. Die drei Gedichte leider nur gutgemeinte Reimspielerei. — Unbrauchbar. Herren H. L. in A.; P. W. in S. (Sprache gewandt; Inhalt zu oft behandelt); C. L. in W.; Frl. E. L. in D. b. Bl. (Sie können Neues senden); Frl. Cl. S. in D.; Frl. M. H. in St.; Frl. M. S. in K. (zu süßlich); Fr. E. G: in Th. (etwas zu trocken; das angekündigte Buch noch nicht eingetroffen). — Nr. 2. X. „Buntes Laub" ist eigenartig gesehen, aber sprachlich ungelenk und im Bilde unklar. — Herrn P. K. in R. (Schl.) Den zwei Gedichten fehlt leider Eigenart. — Herrn R. G. in H. „Glockenklänge" zu unreif. — Frl M. H. in Ch. Die Sachen sind schon oft und viel besser verdeutscht worden. — Frl. F. D. in Lgf. „Tiefes Leid" unbrauchbar. — Frl. M. T. in Gl. Ihr warmes Empfinden berührt angenehm, aber leider ist Ihre Begabung nicht stark genug für die Öffentlichkeit. Für die freundlichen Worte besten Dank! — Herrn Stud. M. in M. Noch unfertig, aber es scheint, als ringe in Ihnen eine tiefere Begabung nach Gestaltung. Sie können wieder einmal etwas senden. Dann wollen wir weiter prüfen. — Herrn H. R. in G. Zu viele „lyrische Clichées". — Herrn Schuldirektor Dr. W. in L. Die Absicht, die Ihrem Gedichte „Die Götter Germaniens" zu Grunde liegt, ist sicher anzuerkennen, aber das Ganze ist zu sehr Aufzählung, die Nüchternheit des Wissens ist nicht genug durch die Glut des Gefühls überwunden. — Herrn Hans W. in R. a. E. Ich behalte „Weisheit". Sie scheinen Begabung für launige Schalkhaftigkeit zu haben. Versuchen Sie etwas Größeres in dieser Art zu schreiben. — Herrn R. A. M. in L. Arbeiten eines gebildeten Mannes von edler Gesinnung, aber leider etwas trocken im Vortrag. Nichts für ungut. — W. S. in Sch. Leider zu sehr Abklatsch von tausendmal Gesagtem und ohne Eigenart. — Herrn Wilh. B. in O. am M. Humoresken können Sie einsenden. — Lenz, Villa Sonnenschein. Vielen Dank für die duftende Gabe. Wozu aber stets die Namenlosigkeit? Besten Gruß. — Herrn L. v. G. in L. (Schl.). Die neuen Gedichte sind etwas besser, aber doch noch nicht genügend. Hüten Sie sich vor allzu abgebrauchten Wendungen. — Erika in L. (Hessen). Dank für die lustigen Reime. — Herrn P. G. in L. „Schließt der Tod . . ." kommt. „Ultima Thule" habe ich noch nicht finden können. Herzlichen Gruß und herzliche Teilnahme über den neuen Verlust. — Frl. J. von C. in L. „Maria" wirkt zu sehr als ein Nachhall der Romantiker. Besten Gruß. —

Inhalt der No. 5.

Kloster Lugau. Roman von Wilh. Raabe. Forts. — Die Macht des Kleinen. Roman von A. von der Elbe. Forts. — **Beiblatt:** Herbstlied. Von Josef Kaulbach. — Ein Unglücksmensch. Von Georg A. Albert. Schluß. — Es war im engen düstern Hof . . . Von Eduard Heß. — Die deutsche Geldnot in der Kipper- und Wipperzeit. Kulturgeschichtliche Skizze von Karl Gander. Schluß. — Gedicht. Von M. Boelitz. — Zeitschriftenschau. Von O. v. L. — Verweht. Von Ulrich Kleist. — Zur Besprechung eingegangene Bücher. — Vermischtes — Briefkasten.

Verantwortlicher Leiter Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Digitized by Google

Deutsche
Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 6.

Kloster Lugau.

Roman

von

Wilhelm Raabe.

(Schluß.)

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Wir sind jetzt, für einen Tag, wieder da, wo wir im November des Jahres 1869 den Faden unserer Geschichte aufnahmen und ihn nach Möglichkeit fest in der Hand behielten, was, beiläufig gesagt, in diesem Falle nicht ganz leicht war. Die Freunde haben sicherlich auch diesmal wieder das Ihrige dazu thun müssen, um ihn auch für sich mit festzuhalten. Aber die Sachen sind nun mal so vorgefallen, die Leute so zu einandergekommen und auseinandergelaufen; wir haben nur erzählt, wie wir gesehen und gehört haben, und — wer von unseren Freunden und Freundinnen am lautesten aus eigenen Lebenserfahrungen mit- und dreinreden konnte, der wird wohl auch am besten zwischen den Zeilen gelesen haben, wo es nötig war.

In „Wittenberg" am Morgen des 7. Juli 1870 alles in der gewohnten Ordnung, auf der Höhe der Situation und selbstverständlich auf dem allerhöchsten Gipfel der augenblicklich menschenmöglichen Kultur! Die Professoren mit kühlen, klaren Stirnen auf den Kathedern, die Studenten mit oft sehr heißen Köpfen auf den Bänken davor; der Universitätsrichter in seinem Amtszimmer mild und friedlich die Nachtrapporte der etwas übernächtigen und nicht ganz so milde und friedlich gestimmten Pedelle durchblätternd. Und wie am schwarzen Brett der Alma mater nichts außergewöhnlich Aufregendes, so auch in der Philisterwelt nichts, weiter nach außen hin zu außergewöhnlicher Aufregung im Tagesleben Anlaß gebend! Auch da in den Amtsstuben, Schreibstuben, Handwerksstuben, am Klavier und in der Küche alles, alles in der gewohntesten Ordnung!

Und wie über Kloster Lugau auch über Wittenberg der blaueste, wolkenloseste Sommerhimmel, und Hofrat Doktor Herberger nicht mehr bei Regensturm und Flockenschnee, nicht mehr am überheizten Ofen die letzten fieberischen Reiseschauer seiner letzten Weltwanderschaft verträumend, sondern bei offenen Fenstern vollkommen in Ruhe und Gelassenheit, seines Leibes Herr, seines Glückes Schmied, nach menschlicher Berechnung seines künftigen Lebensbehagens Meister und — die Zeitung in den Händen!

„Hm, quel travail pour le roi de Prusse? Wie sich die Leute da in Paris wieder einmal aufregen! Corps legislatif — Beantwortung der Interpellation Cochery über die Eventualität der Besteigung des spanischen Throns durch einen preußischen Prinzen. Einen preußischen Prinzen? Na, was sagt denn der Herr Minister des Äußern, der Herr Herzog von Gramont? Hm! Wir glauben nicht, daß die Achtung vor den Rechten eines Nachbarvolkes uns verpflichtet, zu dulden, daß eine fremde Macht einen ihrer Prinzen auf den Thron Karls des Fünften setzt — welch alberne Komödiantenphrase! — und dadurch zu unserem Schaden das gegenwärtige Gleichgewicht Europas in Unordnung bringt — natürlich stürmisches Beifallsgetöse! — und so die Interessen und die Ehre Frankreichs gefährden könnte — — um Gottes willen, Mamert, was ist denn das für ein infamer Geruch?"

„Da muß wohl unten in der Küche unserer Madame die Milch übergekocht sein," sagte Mamert, durch die eben von ihm geöffnete Stubenthür über die Schulter zurückschnüffelnd.

„Scheint mir auch so," brummte der Hofrat, die Lektüre des letzten Pariser Telegramms fortsetzend: „Dieser Fall wird nicht eintreten und daß er nicht eintrete, zählen wir zugleich auf die Weisheit des deutschen und die Freundschaft des spanischen Volkes. Sollte es anders kommen, so würden wir, stark durch Ihre Unterstützung, meine Herren, und durch die der Nation, unsere Pflicht ohne Zaudern und ohne Schwachheit zu erfüllen haben."

„Zugleich aber hier ein Brief aus Lugau, Herr

Digitized by Google

Doktor!" sprach Mamert, und die Zeitung flog auf den Arbeitstisch und über ihn weg: wie brenzlich es in der Welt riechen mochte, Hofrat Doktor Franz Herberger hatte keine Nase mehr dafür.

„Mensch, wie sagst Du das!" rief er, dem treuen Diener das Schreiben entreißend. „So gieb doch!" Und Mamert, mit einem Seitenblick auf seinen Herrn, gab und bückte sich und griff seinerseits das Wittenberger Tageblatt vom Boden auf. Er kannte die Handschrift auf der Adresse dieses Lugauer Briefes zu gut, um nicht zu wissen, daß sein Herr nach den politischen Neuigkeiten fürs erste nicht weiter fragen werde.

„Na, wenn das man gut ausgeht," meinte er, draußen im Vorzimmer die jüngsten derselben wiederum seinerseits überfliegend. Was die Herren Garnier-Pagès, Raspail, Arago, Cremieux, Pikard, Glais-Bizoin, Granier de Cassagnac und der Minister des Innern, Ollivier, über die Antwort des Herzogs von Gramont weiter zu bemerken hatten, konnte das Wittenberger Tageblatt erst am folgenden Tage bringen; aber Mamert wußte doch schon genug von ihnen, um jetzt schon ganz genau wissen zu können, wie sie sich „nun wieder rauchen würden."

„Ja, diese Herrn Gelehrten, und meiner nicht ausgenommen! Bloß lange vorher und sogleich nachher wissen sie, was sich zusammenbrauen kann! Da muß wahrhaftig unsereiner wieder dran. Ich sehe die Feldwebels, weiß der liebe Himmel, schon wieder laufen mit ihren Einberufungsordres. Gerade wie Sechsundsechzig, wo auch keiner dran glauben wollte und sie in Berlin unseren alten König Wilhelm von wegen seinem militärischen Besserverstehen am liebsten die Nase abgebissen hätten, nachdem sie ihm die Ohren taub geschrieen hatten —"

„Mamert! Mamert! Hierher, Mamert!"

„Zu Befehl, Herr Hauptm — Hofrat wollt ich sagen! Herrgott, was ist denn da nun wieder los? Von draußen der Franzosenkrieg und da drinnen wieder, weil wahrscheinlich unser gnädigstes Fräulein Gräfin noch immer kein Ende machen will, um eine wissenschaftliche Dummheit auf die Landstraße nach dem kältesten Nordpol und ins heißeste Afrika. Nun wohin soll's denn jetzt, Herr Doktor?"

„Nach Lugau! nach Lugau, Alter!" rief Franz Herberger, seinem treuen Diener die Arme um den Hals legend. „Nach Lugau in das Glück, das Glück, das Glück! Nach Kloster Lugau zu meinem Mädchen, zu Deiner — unserer Herrin — es ist ein Traum — nein, nein, Mamert, es ist die Wahrheit —"

„Sie hat ein Ende gemacht?" stammelte Mamert, und dann heulte er geradewegs heraus wie ein Kind und der beste aller Schildknappen: „Ja, wenn das so ist, dann ist natürlich alles übrige Wurst und der Louis Napoleon mag uns von seinem Paris aus weisen was er will, uns kümmert's nicht. Hurra, Hurra! Aber, lieber Gott, was läßt Du Deine Menschenkinder für Komödie um ihr Glück und Unglück spielen! Hurra, Herr Hofrat, ja, da darf auch ich Ihnen wohl meinerseits um den Hals fallen."

„Deine Hand — beide Hände, alter treuer Lebens- und Wandergenosse! Doch nun — der nächste Zug nach ** geht natürlich erst am Nachmittag, — diese Eisenbahnverbindungen sind zu dumm! Da komme ich erst am späten Abend beim Förster Gipfeldürre an. O, um den Zaubermantel Fausts! Von ** weiter zu Wagen, zu Pferde, zu Fuß —"

„An unsere Kameele vorm Jahre in der afrikanischen Wüste denke ich mein Lebtage," grinste Mamert.

„Ich erdrossele Dich, Mensch, wenn Du mich jetzt gar hier noch durch Dummheiten aufhältst. Tot oder lebendig heute abend, diese Nacht in Lugau, Lugau, Lugau!"

„Laufe, reite, fahre ich auch diesmal mit dem Herrn Doktor!"

„Ich hätte freilich Dich nüchternen Tropf jetzt nötiger als je, um mir die fünf gesunden Sinne bei einander halten zu helfen; aber vielleicht brauche ich Dich doch auch hier in Wittenberg! Mamert, ich bitte Dich um Gottes willen, bleib Du unentwegt! Um mich dreht sich alles im Kreise."

„Verlassen Sich der Herr Hofrat ganz auf mich. Na ja, ich sehe es ein, für den Moment bin ich hier in Wittenberg besser am Platze, schon um den Herrschaften auf mögliche Anfragen mit Auskunft dienen zu können, wo der Herr — Horatio wiedermal geblieben sind."

„Das überlasse ich ganz und gar Dir, mein Sohn!" lachte der glücklichste der Prinzenerzieher. „Da rede, schwatze, erzähle was Du willst; — was geht mich in Kloster Lugau Wittenberg an?"

„Nun, dann geben Sie nur alle Ihre Schlüssel wieder her; was ich jetzt an nötigem Bedarf zusammenpacken kann, nehmen Sie mit ins Coupé. Brauchen Sie aber weiter noch Geld und reine Wäsche, so werden Sie wohl schreiben, schicken oder telegraphieren müssen."

„Ja, ja, ja, alles was Du willst — für mich — für Dich — für Wittenberg —"

„Dann nur noch eine Frage! Nämlich wenn morgen oder übermorgen in Ihrer Abwesenheit die Franzosen doch ihren Krieg mit uns ausbrechen ließen?"

„Und fällt der Himmel ein,
Kommt doch eine Lerche davon!"

rief Hofrat Doktor Herberger den Alten von Weimar zum Zeugen auf, daß sich der Mensch durch mögliche zukünftige „Dummheiten" das flüchtige Behagen des Augenblicks nicht verderben zu lassen brauche. Nämlich: „Dummheit, Mamert" fügte er hinzu, „übrigens kannst Du mir ja meinetwegen das letzte Blatt aus der Zeitlichkeit mit in den Eisenbahnwagen geben, wenn Dir das zur Beruhigung gereicht. Aber nun rasch — packen, packen!"

„Sofort! An mir soll's nicht liegen, Herr Doktor, bei dieser unserer Ordre vom Himmel: der siebente Juli ist der erste Mobilmachungstag für einen seligen Ehestand."

„Der Kampf ist zu Ende, die Herrin ist gekommen, das Reich des Friedens und des Glückes hat sich aufgethan! O, mein armes, stolzes, herrliches Mädchen — mein Weib, mein Weib — endlich, endlich! Ja, Mamert, was geht es uns an, was für

Digitized by Google

Gesichter die Leute vor den Lampen jetzt schneiden werden? Die Komödie ist aus und die Wirklichkeit tritt aus der Coulisse heraus und in ihr Recht."

„Von Theatersachen verstehe ich nichts, Herr Hofrat. Aber lassen Sie nur Ihre Schlüssel hier und sorgen Sie sich um nichts jetzt in Wittenberg. Hier am Ort werde ich den Herrschaften den Deckel vom Topf zu thun wissen. Reisen Sie vergnügt, Herr Doktor, und grüßen Sie in Kloster Lugau auch von mir unsere Gnädigste, und sagen Sie, daß auch Mamert — nein, sagen Sie ihr nur nichts. Was sie von mir zu wissen braucht, weiß sie gottlob lange schon."

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Zwei Stunden noch bis zum Freitag, dem 8. Juli. 1870! Zu Paris in den Tuillerien unterzeichnete eben der Kaiser Napoleon der Dritte die Dekrete, welche alle seine beurlaubten Soldaten zu den Fahnen zurückriefen, die Matrosen und Marinesoldaten anwiesen, sich in L'Orient einzufinden und das Mittelmeergeschwader zur Empfangnahme weiterer Befehle nach Palermo kommen ließen. In Dorf Lugau langte gerade zu derselben Stunde und als eben die zunehmende Mondsichel hinter den Dächern von Kloster Lugau versank, vor der Thür des Försters Gipfeldürre ein später Wanderer an, und stieß da mit einem andern unruhigen Gast der Gegend zusammen, der dort unter den schon erwähnten Waldbäumen auf- und abschritt im nächtlichen Dunkel.

„Sind Sie das, Freund Gipfeldürre?"

„Liegt seit einer Stunde in den Federn wie der Dachs im Winterschlaf. Meyer ist mein Name — Doktor Meyer aus Tübingen."

„Doktor Herberger aus Wittenberg! So kennen wir uns bereits seit einiger Zeit durch Vermittelung von Fräulein Kleynkauer —"

„War heut am Abend noch hier mit Komtesse Warberg, um nachzusehen, ob Ihr Quartier auch behaglich in Ordnung sei. Die Frau Försterin ist selbstverständlich noch auf den Beinen und wenn's beliebt —"

„Fürs erste geben Sie mir Ihre Hand. Leute, deren gegenseitiges Miteinanderbekanntwerden die Tante Euphrosyne für wünschenswert hält, sollten sich eigentlich schon längst kennen. Der Sachsenspiegel noch immer nicht gefunden?"

„Herr, bleiben Sie mir mit dem Schmarrn vom Leibe. Bitt um Entschuldigung, aber —"

„Dort — in Lugau, doch sonst alles wohl?"

„Nein, nein, nein!"

„Um Gottes willen, was ist denn geschehen? Ich komme, das Herz voll Sonne, auf einen Brief aus Lugau hin!"

„Und haben vollkommen das Recht dazu. Aber, Herr," (und dieses schrie der Spiegelschwab), „Herr, das Kind stirbt mir, stirbt uns! Und den Doktor Scriewer, Ihren blonden Eckbert, Herr, hat die Tante Euphrosyne aus dem Kloster gejagt; in meinem Leben vergeß ich den gestrigen Tag nicht. Herr, wir beide haben wohl draußen im Säkulum manchen Wirrwarr durchgemacht; aber diese Lugauer Klosteridylle sticht alles!" . . .

Die aufgehende Sonne traf die beiden Männer noch wach beim Förster Gipfeldürre. Als sie sich gegen vier Uhr morgens noch einmal die Hände geschüttelt und für eine kurze Ruhestunde in ihren Gastquartieren Abschied voneinander genommen hatten, sagte der Schwab, auf seinem Bettrande sitzend:

„Das laß i mir g'falle. Dieser Preuß gefällt mir!"

Franz Herberger aber sagte:

„Der Mann wäre freilich der rechte für die Tante Euphrosyne und ihre Kepplershöhe. Schade, schade, wenn es zu spät wäre!"

Er ging so wenig wie der Vetter aus Schwaben zu Bett, sondern blieb am offenen Fenster im tiefen Nachdenken sitzen und sah nach Kloster Lugau hinüber, bis die goldenen Kreuze auf den alten Türmen in der jungen Sonne zu glänzen anfingen. Da stand er auf aus dem Nachgrübeln über sein Glück und seufzte melancholisch:

„Also daher die Lösung! Der blonde Eckbert hat sie mir endlich, endlich in die Arme getrieben. Ihr ist die Lebensluft auch hier zum Einatmen zu schwer geworden. Auch sie — meine Ruhige, Stolze, Herrliche, nur ein armes, angstvolles Kind, ratlos und voll Ekel im widerlichen, wirren Weltgetriebe! Heimatlos in der Zeitlichkeit wie im Klosterfrieden. O wie weich habe ich die Gute, Tapfere zu betten!"

Und so war es wirklich zugegangen. Laura Warberg war durch die arme kleine Eva Kleynkauer und den Doktor Eckbert Scriewer in eine große Unruhe geraten, und hatte ihrerseits und für sich „dem Elend ein Ende gemacht". Daß man weder ihrem Gesicht noch ihren Briefen etwas von ihrer Lebensangst anmerkte, änderte im Innern nichts für das schöne, schweigende Mädchen, das Mündel Seiner Excellenz des Herrn Geheimrats von P., der als junger Legationssekretär, als gerngesehener Gast in Weimar beim Herrn Geheimrat von Goethe Excellenz zu Tisch gewesen war.

Wir aber haben uns jetzt an dem zukünftigen lieben, guten Weibe des Hofrats Herberger, den Wittenberg zu seiner baldigen höchsten eigenen Verwunderung so lange zwar respektvoll, aber doch als „Horatio" bescherzt hatte, ein bestes Beispiel zu nehmen und so ruhig und gelassen zu berichten, wie es gekommen war, und was alles die Nonnen von Lugau an sich selber und ihren Gästen erlebt hatten.

Ja, wer sich das so geben könnte! Lassen wir jedenfalls der Tante Euphrosyne auch ihren Teil an dem Bericht. Wir haben hier ja aber auch nicht bloß unser eigenes Leben in der Hand. —

Wer am Freitag, am Morgen, von der Ankunft des Doktors Herberger in Dorf Lugau im Kloster zuerst wußte, war selbstverständlich Gräfin Laura Warberg. Und ganz gegen ihre Gewohnheit war sie, als eben die Hähne gekräht hatten, und noch vor Tau und Tage im Klostergarten erschienen, hatte in

Digitized by Google

so wird gut Korn gesät, so es anhält! Da die Witterung heute nichts zu wünschen übrig läßt, so wollen wir wünschen, daß das, was jetzt zwischen uns untergepflügt wurde, in der rechten Weise keime, wachse und gute Frucht bringe."

„Der barmherzige Gott gebe seinen Segen dazu."

„Ja ihr!" brummte die Tante Euphrosyne unvernehmlich. Sehr vernehmlich sagte sie: „Na, ich für mein Teil bleibe sicherlich als Vogelscheuche im Felde stehen, daß mir der Böse nicht wieder sein Unkraut zwischen den Weizen ausstreue."

Das Gesicht, welches sie zu dem Wort machte, paßte ganz dazu. —

An dem nämlichen Tage des Herrn, 10. Juli (in den lutherischen Kirchen wurde über den Hauptmann von Kapernaum und in den katholischen von der Pharisäer Gerechtigkeit gepredigt) erklärte der Pariser Moniteur: Jetzt sei es nicht mehr genug, daß Preußen die spanische Thronkandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern aufgebe, es müsse nun auch den Prager Frieden erfüllen, dem Süden Deutschlands volle Freiheit lassen, Mainz räumen, seinem militärischen Einflusse jenseits des Mains entsagen und die Angelegenheit mit Dänemark ordnen. Da aus dem Kloster am zwölften wenigstens keine schlimmeren Nachrichten von dem Kinde beim Förster Gipfeldürre eingelaufen waren, so sahen sie dort an diesem Tage wenigstens mal in die Zeitung, das heißt, der Vetter aus Schwaben reichte dem Hofrat Herberger das Wittenberger Tageblatt über den Kaffeetisch zu:

„Hm, leset Se doch mal. Allgemach wird mir die Sach doch über! Sollte wir da nit doch Anno Achtundsechzig Ihre saubere preußische Wehrverfassung gerad noch zur rechten Zeit zu näherer Kenntnisnahme genomme habe? Noch einen Schritt weiter, eine Unverschämtheit mehr, ihr Herren Lausbube hinter dem Wasgau, und nachher möcht i doch au noch a Wörtle mitzurede habe als erster schwä — will sagen königlich württembergischer Einjährig-Freiwilliger! Herrgottsackerment, sollte man doch schon so rasch im Infanterieregiment Königin Olga seine Studie unter Eure verflixte preußische Unteroffiziere verwerte könne? Und hier von Kloster Lugau und diese Zustände aus? Diese Zustände in Glück und Elend, in Seligkeit und Verdammnis!"

„Blast, blast, und wären es die schwedischen Hörner," lächelte der königlich preußische Hauptmann der Landwehr, Hofrat Doktor Herberger, das Zeitungsblatt ergreifend.

„Lassen Sie mich jetzt damit in Ruhe. Nur keine gefälschten Citate, wo die Sachen so ernst liegen und doch auch für Sie — gerade recht für Sie! Zu Flitterwochenidyllen, Hochzeitsreisen und Schäferstunden würde wohl wenig Zeit und Raum bleiben, wenn der große Sturm jetzt wirklich losbräche."

„Und das Suchen nach dem Lugauer Sachsenspiegel müßte auch wohl auf eine gelegenere Stunde verschoben werden."

„Das wäre das wenigste!" seufzte Doktor Meyer. „Aber sehen Sie doch, da bekommen Sie schon einen Morgengruß von der Klostermauer herab. Ist das nicht Gräfin Laura, die mit dem Taschentuch von der Terrasse winkt?"

„Ja und der alte Kleynkauer! Was will der mit den Armen in den Lüften! Und jetzt auch die Frau Oberin und die Tante Euphrosyne! Das halbe Kloster auf der Mauer —"

„Das Kind! Das Evele! . . :"

„Nein! Nein! Das ist es nicht. Aber vielleicht haben sie dort die neuesten Nachrichten aus Paris!"

Sie waren beide die Treppe hinunter, über den Förster Gipfeldürre, sein Weib, seine Kinder, seine Teckel- und Hühnerhunde, sein Federvieh und seine Gartenhecke hinaus und hinweg auf der Landstraße und unter der Klostermauer von Lugau.

„Um des Himmels willen, was ist's, was giebt es denn?"

Daß Gräfin Warberg Thränen weinen konnte, haben wir erfahren, daß sie bis zu Thränen lachen konnte, erfahren wir jetzt:

„Da, Doktor Meyer, halten Sie doch mal die Arme auf! Fangen Sie gefälligst! Den Seinen giebt es der Herr im Schlaf. Hier haben Sie den allerneuesten Beweis davon — die Nase in acht nehmen, Herr Spiegelschwab!"

Und von der Mauer herunter flog ein unheimlich aussehendes, grünlichgelbes, bemooftes, muffig duftendes Bündel dem gelehrten Vetter aus Tübingen in die ausgestreckten Hände und wirklich beinahe ins Gesicht.

„Der Lugauer Sachsenspiegel," stammelte er.

„Jawohl, und bei dem Herrn Konsistorialrat hier dürfen Sie sich für ihn bedanken; das wie und wo und unter welchen Umständen wird er Ihnen sofort mitteilen. Aber nun sage noch einer von Euch ein Wort gegen die Bücherverwaltung der Nonnen von Lugau! Gott sei Lob und Dank übrigens, daß wir wenigstens dieses Scheusal aus Schweinsleder und Wurmfraß jetzt von der Seele los sind. Nicht wahr, Frau Domina?"

„Ja, bitte treten Sie näher, meine Herren, und lassen Sie sich von dem Herrn Konsistorialrat das Nähere erzählen," lächelte die Frau Oberin. „Aber wenn Sie uns armen ungelehrten Frauen einen rechten Gefallen thun wollen, bringen Sie doch lieber nichts hiervon in Ihre gelehrten Zeitungen. Ich für mein Teil bin wahrhaftig unschuldig daran, daß das schreckliche Buch unter den Kleiderschrank in unserem Gastzimmer geraten ist."

„Was fällt denn da aus dem Schmöker?" fragte die Tante Euphrosyne. „Eine Visitenkarte? Die kann doch nicht aus dem dreizehnten Jahrhundert und von Eike von Repkow stammen!"

Horatio hob im Klostergarten von Lugau das Tagesdokument vom Boden auf.

„Doktor Eckbert Scriewer!" las er. „Pour prendre congé. An wen ist das nun ein Abschiedsgruß? Bitte, Herr Professor —"

Er reichte das nichtsnutzig-boshafte Blättchen dem alten Herrn hin, aber dieser gab's abwehrend, kopfschüttelnd und seufzend zurück. An seiner Statt griff die Tante Euphrosyne zu, zerriß die Karte, warf sie zur Erde und setzte den Fuß darauf.

Digitized by Google

„Wenn ich um des Himmels willen nur wüßte, was nun diese Scene wieder bedeutet," sagte Fräulein von Kattelen an ihrem Fenster. „Du gerechter Gott habe Erbarmen mit mir in meiner hilflosen Einsamkeit."

„Unsere Kleine hat wirklich eine recht gute Nacht gehabt, Vetter Meyer," flüsterte die Tante Auguſtine dem betäubten Schwaben und Sachsenspiegler zu. „Die Mutter sitzt bei ihr, ohne das hätten wir, die Euphrosyne und ich, nicht in aller Ruhe diesem Spaß mit Ihnen und Ihrem dummen Tröster da beigewohnt. Übrigens gratuliere ich bestens auch zu diesem Wunder aus der Höhe."

So ward der Dienstag, der 12. Juli 1870, noch einmal in verhältnismäßiger Ruhe von Kloster Lugau durchlebt. — — — —

Am dreizehnten stand die Weltgeschichte für Lugau sogar ganz still: sie beschäftigten sich daselbst nur mit ihren Privatangelegenheiten. In welcher Weise und in welchen Stimmungen wird jedermann, der Anteil an ihnen nimmt, sich aus sämtlichen vorhergegangenen Kapiteln herausziehen und zurechtlegen können. Daß an diesem selbigen Tage in Ems ein bis dahin ziemlich unbekannter Mensch, des Namens Benedetti, den König Wilhelm von Preußen ersuchte, ihn doch zu autorisieren, nach Paris zu telegraphieren, Seine Majestät verpflichte sich für alle Zukunft, nie wieder zuzustimmen, wenn in Sigmaringen ein weitläufiger Vetter sich noch einmal verlocken ließe, König von Spanien zu werden: das konnte Kloster Lugau noch nicht wissen. Und ebensowenig die Antwort, die der alte Wilhelm durch seinen Adjutanten vom Dienst heraussagen ließ, nämlich: Seine Majestät von Preußen habe dem Herrn Botschafter Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen nichts weiter mitzuteilen — woran doch gewiß nichts Unhöfliches war.

Aber am Abend des Vierzehnten! Da lief und zwar durch „ekspressen Bothen" beim Förster Gipfeldürre ein Brief ein, und zwar von Mamert an den Herrn Hofrat Doktor Herberger, Hauptmann der Landwehr:

„Herr Hauptmann! Seit gestern kann nach der Zeitung und nach den Leuten die Sache gar nicht brenzliger mehr werden. Und da Sie wohl noch immer keine Blätter lesen, so habe ich doch auch ein bißchen für Sie mit beim hiesigen Etappenkommando hingehorcht. Man hat ja so seine Freunde und alte Kameraden, und die Sache wird so, wie ich es Sie schon lange vorausgesagt habe. Für Sie hat's ja wohl noch ein bißchen Zeit; aber daß die Herren Korpskommandanten mit ihrem: übermorgen ist der erste Mobilmachungstag, Mamerten auch mit seinen vollen Einunddreißig auf dem Rücken mal wieder sofort nötig haben, das ist unzweifelhaft, sagen alle Leute und vorzüglich die Herren Studiosen, die schon ganz aus Rand und Band für das Vaterland sind. Also, Herr Hofrat, habe ich mir auch wieder die Erlaubnis genommen und unseren Haushalt in Ordnung gebracht, wie vor unserer letzten großen Reise, wo wir uns die schwarzen Zulus und Lulus an Ort und Stelle besahen, was wir aber nun demnächst hoffentlich bequemer haben werden, daß sie diesmal uns an Ort und Stelle kennen lernen können. Na, die sollen sich schon wundern! Alle Schlüssel kriegt wieder die gute treue Seele, unsere Frau Hauswirtin. Ich habe ihr dafür auch in Ihrem geehrten Namen versprochen, daß wir ihr diesmal etwas recht Hübsches aus Paris mitbringen wollen. Sollten der Herr Doktor mich, wenn Sie von Lugau kommen, noch uneinberufen vorfinden, so ist's natürlich gut. Wenn nicht, so wissen ja der Herr Hofrat schon von Sechsundsechzig Bescheid und besorgen sich wohl eine Weile wieder allein ohne Ihren Getreuesten. Die Wirtin weiß von allem, und wenn unsere liebste gnädigste junge Braut und Fräulein Gräfin sich jetzt auch schon ein bißchen der Sachen annehmen will und sich in des Herrn Doktors Angewöhnungen finden lernen, so braucht sie nur unten im Hause nachzufragen. Seine Besonderheiten, Schrullen und Grillen hat ja jeder Mensch. Sollte noch was ganz besonders Besonderes passieren, so schreibe ich nochmals. Der Postbote ist bezahlt; aber ich meine, der Herr Hauptmann werden doch unter den laufenden Zeitläuften viel eher wieder selber hier in Wittenberg sein, als Sie es heute noch für möglich halten. Mit der Bitte, mir meine Sorge um Ihn und unsere Pflicht fürs Vaterland nicht übel zu nehmen, des hochgeehrtesten Herrn Hofrats getreuester

Diener, Landwehrmann Christian Mamert."

Was die beiden Freunde beim Förster Gipfeldürre, der vom linken Ufer des Mains und der vom rechten, dieses wundervolle Schreiben zwischen sich, über Politik, Universalhistorie und die Geschichte des deutschen Volkes redeten und wie sie sich dabei die Hände über den Tisch reichten, das können wir gottlob ebenfalls jedermann zu selbsteigener Ausmalung und Begutachtung überlassen. Wir haben es ja nur mit den Geschichten des deutschen Volkes zu thun, und da hinzu that Doktor Herberger zuerst sein Wort:

„Was sollen wir in dieser Nacht noch die Frauen da drüben mit unserer Unruhe behelligen? ... Mein armes, tapferes Mädchen, also wieder — wieder hinaus ins Ungewisse!" . . .

„Wenn das Kindle jetzt den ganzen Tummel verschlafen und erst als weißes Jungferle zum Siegereinzug aufwachen wollte, thät es mir a rechte Gefalle!" seufzte der Vetter aus Schwaben.

Der Krieg! — Als ob sie allein in Lugau Briefe darüber gekriegt hätten, die zwei Herren beim Förster Gipfeldürre! Wer am anderen Morgen mit den genauesten Nachrichten darüber, daß der Krieg vor der Thür stehe, an der Klosterpforte empfangen wurde, das waren sie.

„O Franz," schluchzte Gräfin Laura, den Verlobten vor allen Nonnen von Lugau in die Arme fassend, „Franz, was ist das nun wieder? Der König wird heute schon auf dem Wege nach Berlin sein, aber wir, wir? Wohin gehen nun wieder unsere Wege auseinander, Du armer, lieber, geduldiger Mensch?"

„Nicht auseinander! Nimmermehr auseinander! Im Leben und im Sterben nebeneinander hin!" rief Franz Herberger, jetzt er als der Ruhige, Gefaßte der

Digitized by Google

so wird gut Korn gesät, so es anhält! Da die Witterung heute nichts zu wünschen übrig läßt, so wollen wir wünschen, daß das, was jetzt zwischen uns untergepflügt wurde, in der rechten Weise keime, wachse und gute Frucht bringe."

„Der barmherzige Gott gebe seinen Segen dazu."

„Ja ihr!" brummte die Tante Euphrosyne unvernehmlich. Sehr vernehmlich sagte sie: „Na, ich für mein Teil bleibe sicherlich als Vogelscheuche im Felde stehen, daß mir der Böse nicht wieder sein Unkraut zwischen den Weizen ausstreue."

Das Gesicht, welches sie zu dem Wort machte, paßte ganz dazu. —

An dem nämlichen Tage des Herrn, 10. Juli (in den lutherischen Kirchen wurde über den Hauptmann von Kapernaum und in den katholischen von der Pharisäer Gerechtigkeit gepredigt) erklärte der Pariser Moniteur: Jetzt sei es nicht mehr genug, daß Preußen die spanische Thronkandidatur des Prinzen Leopold von Hohenzollern aufgebe, es müsse nun auch den Prager Frieden erfüllen, dem Süden Deutschlands volle Freiheit lassen, Mainz räumen, seinem militärischen Einflusse jenseits des Mains entsagen und die Angelegenheit mit Dänemark ordnen. Da aus dem Kloster am zwölften wenigstens keine schlimmeren Nachrichten von dem Kinde beim Förster Gipfeldürre eingelaufen waren, so sahen sie dort an diesem Tage wenigstens mal in die Zeitung, das heißt, der Vetter aus Schwaben reichte dem Hofrat Herberger das Wittenberger Tageblatt über den Kaffeetisch zu:

„Hm, leset Se doch mal. Allgemach wird mir die Sach doch über! Sollte wir da nit doch Anno Achtundsechzig Ihre saubere preußische Wehrverfassung gerad noch zur rechten Zeit zu näherer Kenntnisnahme genomme habe? Noch einen Schritt weiter, eine Unverschämtheit mehr, ihr Herren Lausbube hinter dem Wasgau, und nachher möcht i doch au noch a Wörtle mitzurede habe als erster schwä — will sagen königlich württembergischer Einjährig-Freiwilliger! Herrgottsackerment, sollte man doch schon so rasch im Infanterieregiment Königin Olga seine Studie unter Eure verflixte preußische Unteroffiziere verwerte könne? Und hier von Kloster Lugau und diese Zustände aus? Diese Zustände in Glück und Elend, in Seligkeit und Verdammnis!"

„Blast, blast, und wären es die schwedischen Hörner," lächelte der königlich preußische Hauptmann der Landwehr, Hofrat Doktor Herberger, das Zeitungsblatt ergreifend.

„Lassen Sie mich jetzt damit in Ruhe. Nur keine gefälschten Citate, wo die Sachen so ernst liegen und doch auch für Sie — gerade recht für Sie! Zu Flitterwochenidyllen, Hochzeitsreisen und Schäferstunden würde wohl wenig Zeit und Raum bleiben, wenn der große Sturm jetzt wirklich losbräche."

„Und das Suchen nach dem Lugauer Sachsenspiegel müßte auch wohl auf eine gelegenere Stunde verschoben werden."

„Das wäre das wenigste!" seufzte Doktor Meyer. „Aber sehen Sie doch, da bekommen Sie schon einen Morgengruß von der Klostermauer herab. Ist das nicht Gräfin Laura, die mit dem Taschentuch von der Terrasse winkt?"

„Ja und der alte Kleynkauer! Was will der mit den Armen in den Lüften! Und jetzt auch die Frau Oberin und die Tante Euphrosyne! Das halbe Kloster auf der Mauer —"

„Das Kind! Das Evele! . . ."

„Nein! Nein! Das ist es nicht. Aber vielleicht haben sie dort die neuesten Nachrichten aus Paris!"

Sie waren beide die Treppe hinunter, über den Förster Gipfeldürre, sein Weib, seine Kinder, seine Teckel- und Hühnerhunde, sein Federvieh und seine Gartenhecke hinaus und hinweg auf der Landstraße und unter der Klostermauer von Lugau.

„Um des Himmels willen, was ist's, was giebt es denn?"

Daß Gräfin Warberg Thränen weinen konnte, haben wir erfahren, daß sie bis zu Thränen lachen konnte, erfahren wir jetzt:

„Da, Doktor Meyer, halten Sie doch mal die Arme auf! Fangen Sie gefälligst! Den Seinen giebt es der Herr im Schlaf. Hier haben Sie den allerneuesten Beweis davon — die Nase in acht nehmen, Herr Spiegelschwab!"

Und von der Mauer herunter flog ein unheimlich aussehendes, grünlichgelbes, bemooftes, muffig duftendes Bündel dem gelehrten Vetter aus Tübingen in die ausgestreckten Hände und wirklich beinahe ins Gesicht.

„Der Lugauer Sachsenspiegel," stammelte er.

„Jawohl, und bei dem Herrn Konsistorialrat hier dürfen Sie sich für ihn bedanken; das wie und wo und unter welchen Umständen wird er Ihnen sofort mitteilen. Aber nun sage noch einer von Euch ein Wort gegen die Bücherverwaltung der Nonnen von Lugau! Gott sei Lob und Dank übrigens, daß wir wenigstens dieses Scheusal aus Schweinsleder und Wurmfraß jetzt von der Seele los sind. Nicht wahr, Frau Domina?"

„Ja, bitte treten Sie näher, meine Herren, und lassen Sie sich von dem Herrn Konsistorialrat das Nähere erzählen," lächelte die Frau Oberin. „Aber wenn Sie uns armen ungelehrten Frauen einen rechten Gefallen thun wollen, bringen Sie doch lieber nichts hiervon in Ihre gelehrten Zeitungen. Ich für mein Teil bin wahrhaftig unschuldig daran, daß das schreckliche Buch unter den Kleiderschrank in unserem Gastzimmer geraten ist."

„Was fällt denn da aus dem Schmöker?" fragte die Tante Euphrosyne. „Eine Visitenkarte? Die kann doch nicht aus dem dreizehnten Jahrhundert und von Eike von Repkow stammen!"

Horatio hob im Klostergarten von Lugau das Tagesdokument vom Boden auf.

„Doktor Eckbert Scriewer!" las er. „Pour prendre congé. An wen ist das nun ein Abschiedsgruß? Bitte, Herr Professor —"

Er reichte das nichtsnutzig-boshafte Blättchen dem alten Herrn hin, aber dieser gab's abwehrend, kopfschüttelnd und seufzend zurück. An seiner Statt griff die Tante Euphrosyne zu, zerriß die Karte, warf sie zur Erde und setzte den Fuß darauf.

Digitized by Google

„Wenn ich um des Himmels willen nur wüßte, was nun diese Scene wieder bedeutet," sagte Fräulein von Kattelen an ihrem Fenster. „Du gerechter Gott habe Erbarmen mit mir in meiner hilflosen Einsamkeit."

„Unsere Kleine hat wirklich eine recht gute Nacht gehabt, Vetter Meyer," flüsterte die Tante Augustine dem betäubten Schwaben und Sachsenspiegler zu. „Die Mutter sitzt bei ihr, ohne das hätten wir, die Euphrosyne und ich, nicht in aller Ruhe diesem Spaß mit Ihnen und Ihrem dummen Tröster da beigewohnt. Übrigens gratuliere ich bestens auch zu diesem Wunder aus der Höhe."

So ward der Dienstag, der 12. Juli 1870, noch einmal in verhältnismäßiger Ruhe von Kloster Lugau durchlebt. — — — —

Am dreizehnten stand die Weltgeschichte für Lugau sogar ganz still: sie beschäftigten sich daselbst nur mit ihren Privatangelegenheiten. In welcher Weise und in welchen Stimmungen wird jedermann, der Anteil an ihnen nimmt, sich aus sämtlichen vorhergegangenen Kapiteln herausziehen und zurechtlegen können. Daß an diesem selbigen Tage in Ems ein bis dahin ziemlich unbekannter Mensch, des Namens Benedetti, den König Wilhelm von Preußen ersuchte, ihn doch zu autorisieren, nach Paris zu telegraphieren, Seine Majestät verpflichte sich für alle Zukunft, nie wieder zuzustimmen, wenn in Sigmaringen ein weitläufiger Vetter sich noch einmal verlocken ließe, König von Spanien zu werden: das konnte Kloster Lugau noch nicht wissen. Und ebensowenig die Antwort, die der alte Wilhelm durch seinen Adjutanten vom Dienst heraussagen ließ, nämlich: Seine Majestät von Preußen habe dem Herrn Botschafter Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen nichts weiter mitzuteilen — woran doch gewiß nichts Unhöfliches war.

Aber am Abend des Vierzehnten! Da lief und zwar durch „ekspressen Bothen" beim Förster Gipfeldürre ein Brief ein, und zwar von Mamert an den Herrn Hofrat Doktor Herberger, Hauptmann der Landwehr:

„Herr Hauptmann! Seit gestern kann nach der Zeitung und nach den Leuten die Sache gar nicht brenzliger mehr werden. Und da Sie wohl noch immer keine Blätter lesen, so habe ich doch auch ein bißchen für Sie mit beim hiesigen Etappenkommando hingehorcht. Man hat ja so seine Freunde und alte Kameraden, und die Sache wird so, wie ich es Sie schon lange vorausgesagt habe. Für Sie hat's ja wohl noch ein bißchen Zeit; aber daß die Herren Korpskommandanten mit ihrem: übermorgen ist der erste Mobilmachungstag, Mamerten auch mit seinen vollen Einunddreißig auf dem Rücken mal wieder sofort nötig haben, das ist unzweifelhaft, sagen alle Leute und vorzüglich die Herren Studiosen, die schon ganz aus Rand und Band für das Vaterland sind. Also, Herr Hofrat, habe ich mir auch wieder die Erlaubnis genommen und unseren Haushalt in Ordnung gebracht, wie vor unserer letzten großen Reise, wo wir uns die schwarzen Zulus und Lulus an Ort und Stelle besahen, was wir aber nun demnächst hoffentlich bequemer haben werden, daß sie diesmal uns an Ort und Stelle kennen lernen können. Na, die sollen sich schon wundern! Alle Schlüssel kriegt wieder die gute treue Seele, unsere Frau Hauswirtin. Ich habe ihr dafür auch in Ihrem geehrten Namen versprochen, daß wir ihr diesmal etwas recht Hübsches aus Paris mitbringen wollen. Sollten der Herr Doktor mich, wenn Sie von Lugau kommen, noch uneinberufen vorfinden, so ist's natürlich gut. Wenn nicht, so wissen ja der Herr Hofrat schon von Sechsundsechzig Bescheid und besorgen sich wohl eine Weile wieder allein ohne Ihren Getreuesten. Die Wirtin weiß von allem, und wenn unsere liebste gnädigste junge Braut und Fräulein Gräfin sich jetzt auch schon ein bißchen der Sachen annehmen will und sich in des Herrn Doktors Angewöhnungen finden lernen, so braucht sie nur unten im Hause nachzufragen. Seine Besonderheiten, Schrullen und Grillen hat ja jeder Mensch. Sollte noch was ganz besonders Besonderes passieren, so schreibe ich nochmals. Der Postbote ist bezahlt; aber ich meine, der Herr Hauptmann werden doch unter den laufenden Zeitläuften viel eher wieder selber hier in Wittenberg sein, als Sie es heute noch für möglich halten. Mit der Bitte, mir meine Sorge um Ihn und unsere Pflicht fürs Vaterland nicht übel zu nehmen, des hochgeehrtesten Herrn Hofrats getreuester

Diener, Landwehrmann Christian Mamert."

Was die beiden Freunde beim Förster Gipfeldürre, der vom linken Ufer des Mains und der vom rechten, dieses wundervolle Schreiben zwischen sich, über Politik, Universalhistorie und die Geschichte des deutschen Volkes redeten und wie sie sich dabei die Hände über den Tisch reichten, das können wir gottlob ebenfalls jedermann zu selbsteigener Ausmalung und Begutachtung überlassen. Wir haben es ja nur mit den Geschichten des deutschen Volkes zu thun, und da hinzu that Doktor Herberger zuerst sein Wort:

„Was sollen wir in dieser Nacht noch die Frauen da drüben mit unserer Unruhe behelligen? ... Mein armes, tapferes Mädchen, also wieder — wieder hinaus ins Ungewisse!" ...

„Wenn das Kindle jetzt den ganzen Tummel verschlafen und erst als weißes Jungferle zum Siegereinzug aufwachen wollte, thät es mir a rechte Gefalle!" seufzte der Vetter aus Schwaben.

Der Krieg! — Als ob sie allein in Lugau Briefe darüber gekriegt hätten, die zwei Herren beim Förster Gipfeldürre! Wer am anderen Morgen mit den genauesten Nachrichten darüber, daß der Krieg vor der Thür stehe, an der Klosterpforte empfangen wurde, das waren sie.

„O Franz," schluchzte Gräfin Laura, den Verlobten vor allen Nonnen von Lugau in die Arme fassend, „Franz, was ist das nun wieder? Der König wird heute schon auf dem Wege nach Berlin sein, aber wir, wir? Wohin gehen nun wieder unsere Wege auseinander, Du armer, lieber, geduldiger Mensch?"

„Nicht auseinander! Nimmermehr auseinander! Im Leben und im Sterben nebeneinander hin!" rief Franz Herberger, jetzt er als der Ruhige, Gefaßte der

Digitized by Google

Fassungslosen das weiche blonde Haar aus der sonst so kühlen, trotzigen Stirn streichend. „Und zum Glück und zum Siege!“

„Ja, ja, ja! Es darf ja nicht anders sein, es soll nicht anders sein! O behalte recht, habe wie immer recht, Du Lieber!“ —

In der Wohnung der Tante Augustine fanden sie die ganze Familie Kleynkauer bis auf die Tante Euphrosyne beisammen. Die zwei Wittenberger Alten, der Konsistorialrat und die Frau Konsistorialrätin in vollständiger Betäubung darüber, daß zu allem anderen nun auch dieses noch über sie falle. Nach dem Eintritt des Vetters aus Schwaben, des Hofrats und der Gräfin Laura wurden sie so laut, daß jetzt auch die Tante Euphrosyne in der Kammerthür der Klostertante erschien. Zuerst mit dem Finger auf dem Munde, dann zornig winkend.

„So fechtet es doch durch, ihr da draußen! Aber hier am Ort in Ruhe! darum möchte ich bitten. Laßt mir mein Kind schlafen!“ . . .

Ungarn, Mongolen, Hussiten, den Bauernkrieg, die Schmalkaldener, Wallensteiner, Schweden, Franzosen des siebenjährigen Krieges und Franzosen von 1806 hatte Kloster Lugau bei sich zu Gaste gehabt; es kannte den Krieg nicht bloß vom Hörensagen oder von Sechsundsechzig her. Der große Sturm fing sofort auch hier an, an den Thüren und Fenstern zu rütteln; aber Kloster Lugau duckte sich nur vor ihm, um sich desto standhafter wieder aufzurichten. Wer die Worte „altes Leinen“ und „Scharpie“ in die Aufregung, den Schrecken, die Angst und Sorge und in den Zorn von Lugau hineinwarf, der sprach das richtige Beschwörungswort aus.

„Ich bitte sämtliche Damen zur Beratung in den großen Saal!“ sprach die Frau Domina. „Frau Priorin, liebe Kattelen, Sie übernehmen wohl wieder unsere Sekretariatsgeschäfte? Sie wissen doch von uns allen am besten mit der Feder und dem Rechenbuch umzugehen.“

Wie fest sie aber auch sich dagegen anstemmen mochten in Lugau, abhalten ließ sich der große Sturm nicht von ihren Thoren. Er riß sie auf, weit auf! Und alle, die nicht ganz insbesondere in diesem Frieden Gottes Wurzeln geschlagen hatten, riß er von dannen. Sie mußten alle fort aus Kloster Lugau, bis auf die Tante Euphrosyne.

Die nahm am Bette ihres Kindes Abschied von ihrem Vetter aus Schwaben, von dem Hauptmann der Landwehr zweiten Aufgebots, Hofrat Doktor Herberger, von dem in Wittenberg so überaus nötigen, aber leider selbst völlig ratlosen Konsistorialrat und auch von der Base Blandine, welche letztere freilich ihre gottlob in der Besserung befindliche arme Kleine in jetziger Zeit und unter jetzigen Umständen in keinen besseren und sichereren Händen zurücklassen konnte.

Sie mußten alle fort, auf der Stelle — ohne Zögern und Zaubern — alle und alles schwankend auf der Woge einer ungewissen Zukunft. War doch auch der alte König Wilhelm, der Sieger von Königgrätz, der eben am Abend dieses fünfzehnten Juli in Berlin auf dem Potsdamer Bahnhof anlangte, nach seiner Fahrt durch das ihm Sieg, Glück und Heil zurufende deutsche Volk, seines Schicksals nicht gewisser als seine beiden Kriegsmänner, der vom rechten Ufer des Mains, und der vom linken, die sich am Sonnabend den Sechzehnten von Kloster Lugau erhoben, weil, wie Mamert ganz richtig vorausgeahnt hatte, der sechzehnte Juli Achtzehnhundertundsiebenzig in der That der erste Mobilmachungstag war.

„O, Tante Euphrosyne,“ sagte am Abend dieses Tages Gräfin Warberg, „wie Sie so ruhig dasitzen können!“

„Wo sollte ich ruhiger sitzen, als bei meinem ruhigen Kinde?“ erwiderte die alte Dame mit ganz gewiß unbewegtem Gesichte. „Ich habe mir diesen Platz in einem harten Kampf erkämpft. Hier habe ich das Kind fürs erste in Sicherheit, und so bin auch ich nicht minder in Sicherheit und warte unsere künftigen Schicksale in Geduld ab. Was kann der Mensch mehr thun? Und sind nicht auch Sie, Laura, Ihrer Welt bis jetzt ein gutes Exempel gewesen? Geben Sie Ihr Glück jetzt nicht auf! Das wäre dumm, Liebste. Ich für mein Teil glaube wieder an das meinige. Und was den Lärm da draußen anbetrifft, nun, so wird sich der wohl auch schon wieder legen. Die Herren Franzosen werden bald zu ihrem Schaden einsehen, was Ihr und mein Freund Mamert für sie bedeutet. Ich kenne sie alle. In diesem Fall besonders nicht bloß vom Wittenberger Universitätsplatz, sondern auch von Kepplershöhe aus!“

Bis auf die Tante Euphrosyne und die kleine Eva Kleynkauer waren sie an diesem ersten Mobilmachungstage Achtzehnhundertundsiebenzig zu ihrem Abendgottesdienst in Kloster Lugau alle in ihrer Kirche versammelt.

Es waren tapfere Seelen.

„Achthundertfünfundfünfzig!“ sagte die Frau Domina, und das letzte, was wir im Jahre Achtzehnhundertsiebenzig von Kloster Lugau hören, ist der erste Vers aus Gustav Adolfs Feldlied:

„Verzage nicht, Du Häuflein klein,
Obschon die Feinde willens sein,
Dich gänzlich zu verstören.
Und suchen Deinen Untergang,
Davon Dir recht wird angst und bang;
Es wird nicht lange währen.“

Schluß-Kapitel.

Ein dreißigjähriger Krieg ist wohl diesmal nicht daraus geworden; aber seine Zeit wollte doch auch das jetzige Gewitter haben, und wir wissen alle, wie lange es uns dauerte, bis die Donner verrollten und es aufhörte, Blut zu regnen. Der Bogen des Friedens, der durch die Thränen flimmerte, der steht wohl heute noch von jenen Jahren her über der Welt.

Gegen Ende Oktober regnete es viel, in Frankreich wie in Deutschland. Besonders in und vor Metz hatte man sehr von der nassen Witterung zu

Digitized by Google

leiden, alle Berichte, offizielle wie private, sind voll von Klagen und Verwünschungen, guten und schlechten Witzen darüber; von den Witzen vorzüglich die Privatbriefe.

Aber am Donnerstag, den 27. Oktober, hatte ja nun auch Metz kapituliert, und Fräulein Euphrosyne Kleynkauer auf Kepplershöhe hatte es in dem Wittenberger Tageblatt sicher: 145 000 unverwundete, 37 000 verwundete und kranke Soldaten, 3 Marschälle, 6000 Offiziere; Adler, Geschütze, Kriegsmaterial in verhältnismäßiger Menge; — Stadt und Universität Wittenberg hatten wieder einmal in einem Illuminationslichtmeer geschwommen, ein großer Umzug war gewesen, und wer jetzt gesund, behaglich im Trockenen saß, der — hatte es eben gut, und die Tante Euphrosyne hätte es ebenso gut haben können, wenn nicht — wie das so häufig ist — mancherlei sonst gewesen wäre, was sie daran hinderte, den Triumph im vollsten auszukosten.

Auch am Montag, den Dreißigsten, da man in den katholischen Kirchen gepredigt hatte über „des Königs Abrechnung" und in den lutherischen von dem Wort: „Man muß anhalten im Gebet", regnete es leise weiter. In Grau verschleiert lag Wittenberg unter den Fenstern von Kepplershöhe, die schwarz-weiß-roten Fahnen, die man seit der letzten großen Siegesnachricht noch nicht wieder eingezogen hatte, hingen in der unbewegten Luft regungslos aus den Dachgiebeln und an ihren Stangen nieder. Fräulein E. Kleynkauer nähte an ihrem Fenster mit der Aussicht auf Stadt und Universität lange, weiße Leinenstreifen aneinander. Sie war an diesem melancholischen Sonntagnachmittag allein auf ihrer Höhe, obgleich sie Besuch bei sich hatte, angenehmen — sehr angenehmen Besuch.

„Was sagten Sie, Blandine? Entschuldigen Sie, daß ich nicht aufmerkte. Je älter und weitsichtiger man wird, desto untauglicher wird man oft für's Nächste. Mit dem Einfädeln der Nadel geht's von Tag zu Tage schlechter."

„Sie sollten doch das Kind wieder mehr zu sich nehmen, Beste. Es ist ja zwar sehr schön und patriotisch, dieses fortwährende Sichaufopfern in den Krankensälen dort unten, und ich gebe ja auch gern, wie Sie wissen, meine Einwilligung dazu, aber aufreibend ist es doch, und noch dazu für solch ein junges, zartes Geschöpf und nach so schwerem eigenem Krankenlager. Wovon ich übrigens sprach? Nun, natürlich von der Welt! Wovon sollte man denn jetzt sonst sprechen? Welch eine Welt, welch eine Welt, beste Euphrosyne! Und Sie, liebe Tante, die einzige Vernünftige darin! Muß man sich nicht an jedem Morgen beim Aufwachen an den Kopf fassen und sich von neuem fragen, ob es denn eine Möglichkeit sei, daß die Welt um einen in so kurzer Zeit, in einem kleinen Vierteljahre, sich so sehr verändern könne? Und zu all unseren häuslichen Sorgen dieses entsetzliche Durcheinander aller unserer Gefühle von draußen her. Ach, Sie sollten nur mit dem Konsistorialrat vom Morgen bis zum Abend und auch durch die schlaflose Nacht zu verkehren haben. Wie im Traume geht mir mein armer Alter herum, oder sitzt in seiner Stube, unfähig zu denken oder gar zu studieren. Und von dem Kinde, dem Mädchen, der Eva darf man ihm gar nicht reden, wenn man ihn nicht völlig unzurechnungsfähig für die nächsten Stunden haben will. In Champigny ist er mit den Württembergern und Ihrem — unserem Herrn Vetter Meyer; im großen Hauptquartier in Versailles hält er sich auf mit dem Herrn Hofrat Herberger und dessen Prinzen, königlicher Hoheit; aber zu Hause — ja, da suchen Sie ihn einmal für ein vernünftiges Wort in der früheren gewohnten Weise. Ist es doch, als wäre man selber gar nicht mehr in der Welt; und wenn dieses Leben, dieser Taumel so weiter ginge, bliebe einem am Ende nichts anderes übrig als das Irrenhaus! Man thut und fühlt ja auch das Seinige, so gut man kann; aber immer hat man jetzt dabei das Gefühl, als sei man vollkommen beiseite geschoben und mit seinen Gefühlen und besten Absichten vollkommen überflüssig auf Gottes Erde. Hat mir doch mein Martin neulich sogar vorgeworfen, ich habe ihm den Doktor Scriewer ins Haus gebracht. Ich?! Ich!? . . . Mein Gott, mein Gott, Euphrosyne, Sie können doch auch darüber nachsagen, wie schwer einem oft das Herz wird über der Aufgabe, von den Menschen nicht in seinen besten Intentionen verkannt zu werden. Die Menschheit ist einfach fürchterlich in ihrem Verkennungssystem! . . . Und dieser Scriewer! Dieser Eckbert! Steht er denn nicht von Halle her jetzt jeden Tag auf die eine oder die andere Weise in der Zeitung? Und immer so, daß jedem, der ihn nicht genau kennt, das Herz aufgeht wegen seiner Verdienste um die große, herrliche Zeit? Er redet, schreibt, dichtet! Er weiß alles, er kennt alles, er hat alles vorausgesehen und vorausempfunden; jetzt dem deutschen Volke gegenüber, wie bis zu Ihrer Katastrophe in Lugau mir gegenüber; — und dann will man es mir, und sogar auch mein Mann — will man es mir in die Schuhe schieben, wenn es mir ihm gegenüber etwas an der nötigen Menschenkenntnis gemangelt hat! Wenn ihn das deutsche Volk mal als einen unter den ersten in einen möglichen künftigen deutschen Reichstag wählt, was kann ich arme, sorgenvolle, schwerbeladene Mutter denn dafür, daß er mir eine kurze Zeit lang als Schwiegersohn willkommen war?"

„Gar nichts!" sagte die Tante Euphrosyne und war in diesem Augenblick seltsamerweise mit ihren Gedanken nicht bei den Wittenbergern vor Paris, sondern bei einem der neuen großen Grabhügel zwischen Maizières und Woippy vor Metz, wo auf einem großen Holzkreuz zu lesen stand: „Hier ruhen 280 preußische und 385 französische tapfere Krieger." Von dieser Inschrift wußte sie nichts, und doch: „Mamert!" murmelte die Tante Euphrosyne. „Mein lieber, treuer, wackerer, alter Mamert!"

Von einem Verbandplatz hinter Ladonchamps stammte die Feldpostkarte, auf welcher der tapfere Diener, Freund und Landwehrmann Christian Mamert sich noch einmal dem Fräulein empfahl; ihr aber vor allen Dingen noch einmal seinen Herrn Hofrat und Braut anempfahl. In manchen Dingen

Digitized by Google

bedürfe der Herr Hauptmann doch sehr der Fürsorge und wenn Fräulein der künftigen gnädigen Frau Doktor dabei etwas helfen wolle, so nehme er ruhig Abschied fürs Vaterland —

Von hier an waren die Bleistiftstriche durch Blut-, Regen-, Gras- und Erdbodenflecke unleserlich geworden, und die Adresse hatte ein Krankenträger geschrieben und hinzugefügt: „Schuß durch den linken Lungenflügel."

„Gott sei Dank!" sagte die Tante Euphrosyne, und das Wort galt nicht dem teuren, grimmig-teuren Andenken an die Eroberung der jungfräulichen Stadt und Festung Metz, sondern dem endlichen zärtlichen Abschied der Base Blandine Kleynkauer von Kepplershöhe. Sie hatte auch gerade wieder mal lange genug gesessen. —

Gegen Abend kam dann aber unter aufgespanntem Regenschirme noch ein Besuch, welchem Fräulein Kleynkauer, trotz des schlechten Wetters, bloß mit einem Tuch über dem Kopfe in den Garten entgegenging.

„Wo ist denn das Kind? Weshalb kommt das Kind nicht mit Ihnen, Laura?"

„Schon wieder in Ängsten?" lächelte die Warberg. „Nun, machen Sie sich keine unnötigen Sorgen! Jetzt ist es ja in guten Händen. Papa Kleynkauer hat es mir selber auf dem Universitätsplatze aus den meinigen genommen. Wenn es Ihnen übrigens recht ist, so kommen Sie mit unter meinen Schirm und lassen Sie uns hier im Freien bleiben. Ich habe wirklich für heute der geschlossenen Räume, des Chlorals, Bromkalis und Chloroforms genug und außerdem einen Brief von Franz aus Versailles. Er ist auch zu den Württembergern hinübergeritten und hat den Vetter aus Schwaben im besten Wohlsein auf ihrem linken Flügel in Boneuil sur Marne getroffen. Von seinem Mamert hat er noch nichts gewußt; wann ihn mein Brief mit der schlimmen Nachricht erreichen wird, wer kann das sagen? Aber dem Vetter Eberhard scheint der Feldzug, wie Franz meint, bis jetzt ausgezeichnet zu bekommen. Selbstverständlich haben die beiden Narren es auch dort unter den kritischen Bemerkungen von Fort Charenton nicht unterlassen können, sich über Eike von Repkow zu unterhalten und die Lugauer Nonnen-Bibliotheks-Verwaltung kurz und klein zu loben. Na, die wirkliche und wahre Gelegenheit, den Schwabenspiegel mit dem Sachsenspiegel zu vergleichen, ist ihnen ja jetzt vor den Wällen von Paris in ausreichendem Maße geboten. Der Himmel segne ihre Studien und schicke sie uns vor allen Dingen mit heiler Haut nach Kepplershöhe heim! Ja, ja, Tante Euphrosyne, so lacht man noch zu seinen Ängsten und sucht sich seine Sorgen wegzuscherzen . . . Die einzige Ruhige in unserer ganzen aufgeregten Gesellschaft ist doch eigentlich nur das Kind, die Eva. Sie lag tot und begraben, während wir uns zu den Lebendigen rechneten und uns abrackerten im Lebenskampfe; nun aber ist sie aufgestanden und geht leicht und frei im Glückstraum ohne Furcht und Bangen durch den großen Sturm, der uns den Atem in die Brust zurückdrängt und dann und wann ganz nimmt. Sie atmet leicht! Sie weiß nichts mehr von irgend welchem Zweifel an einem guten Ausgang, und, o, welch ein Trost einem die Kleine mit ihrer göttlichen Zuversicht ist, und wie gern man sich von ihr mit ihren Hoffnungen einwiegen läßt! Wie stolz man doch vordem auf seine Nerven gewesen ist, wieviel man sich auf sie zu gute gethan hat! Und nun? . . . O behielte doch das Kind recht mit seiner traumsicheren Siegesgewißheit!"

„Es wird recht behalten!" sagte Fräulein Euphrosyne Kleynkauer und hatte in ihrem ganzen Leben nicht so grimmig dreingesehen, wie in diesem Augenblick und bei diesem Wort.

Ende.

Die Macht des Kleinen.

Roman

von

A. von der Elbe.

(Fortsetzung.)

Anna erblaßte, Thränen stürzten ihr aus den Augen. „O, das ist ungerecht, Onkel, wie kannst Du alle unter des Vaters Vertrauensbruch gegen Dich mit leiden lassen?"

„Eine Familie erachte ich für solidarisch verbunden, und von diesen Leuten will ich nichts mehr wissen!"

„Aber ich? Was soll ich thun? Ich bin mit Deiner Zustimmung Oskars Braut geworden, ich habe ihm mein Wort gegeben, ich bin mit allen meinen Gedanken darauf gerichtet, ihm einst anzugehören, sein Los, sei es gut oder böse, mit ihm zu teilen; wie kann ich so herzlos, so unredlich sein, und mich plötzlich auf Befehl von ihm wenden?"

„Umstände verändern die Sachlage. Meine Einwilligung zu Deiner Verbindung mit dem mir durchaus mißliebigen Subjekt nehme ich feierlich zurück — gebe ich Dir nun und nie!"

„Laß die Zeit kommen, Onkel; beruhige Dich, laß mich bei meinem Schwiegervater vermitteln —"

„Ich verzichte auf das Streitobjekt; ich will keine äußerliche Versöhnung! Eine ewige Trennung, eine

Digitized by Google

unübersteigliche Mauer will ich, und Du hast zu entscheiden, auf welche Seite Du zu treten für gut findest."

„Du bist grausam, Onkel Degener, Oskar that nichts Böses, wie kann ich — ohne Ursache — mein Verhältnis zu ihm ist bindend und heilig."

„So prüfe, überlege, verschiebe meinetwegen Deine Entscheidung, bis Du majorenn bist. Kraft meiner väterlichen Gewalt verbiete ich Dir, mit einem Gliede der Familie Rosenau zu verkehren! Ich beharre fest auf dem Punkt, auf welchem Du mich jetzt siehst, und ich hoffe, in Dir keine Undankbare zu finden."

„Onkel!" Sie ergriff seine Hand.

So standen sie, als die Thür heftig aufgestoßen wurde und Oskar Rosenau hereinstürmte. Er hielt den an seinen Vater gerichteten Brief des Postrats offen in der Hand und schrie: „Was in des Kuckucks Namen, alter Herr, fällt Ihnen ein? Sie reden von ehrlos und wollen Ihr mir verpfändetes Wort brechen? Wie nennen Sie denn das? Hauen oder schießen Sie sich meinethalben mit meinem Alten, wenn der in Ihr Gehege geraten ist, in meines lasse ich mir keinen kommen! Her zu mir, Anna!"

Das Mädchen war entsetzt über ihres Verlobten Ton, der so wenig zu ihrer bekümmerten und wehmütigen Stimmung paßte. Sie lehnte sich an den Oheim — der noch nicht Raum gefunden hatte, ein Wort zu sagen — und erwiderte mit der kühlen Ruhe, die Oskar anzog und zugleich empörte: „Wie darfst Du hier so hereinbrechen? Ich stehe recht gut neben Onkel Degener und lasse mir nichts in einer so häßlichen Weise befehlen."

„Das Betragen des jungen Herrn ist wesentlich dazu angethan, Dir die Trennung von ihm zu erleichtern," sagte der alte Mann würdevoll.

„Ich weiß gar nicht, was Sie mit diesem Wisch wollen!" rief Oskar und warf Degeners Brief an seinen Vater auf den Tisch. „Was geht mich Ihr alberner Markenschwindel an? Kinderei, das reine Nichts für vernünftige Leute! Übermorgen kommen wir in den Kasten und dann soll mir keiner das Mädchen nehmen. Merken Sie sich das, Sie alter, sonderbarer Philister, und mischen sich nicht weiter ein!" Der rücksichtslose Ton seiner Flegeljahre war bei Oskars augenblicklicher Heftigkeit wieder zum Durchbruch gekommen. An der abwehrenden Haltung, dem verstörten Ausdruck der beiden Gesichter vor ihm, merkte er indes, daß er zu weit gegangen sei. Er fühlte, daß er sich nicht mehr in der Gewalt habe und stürzte mit einem: „Ich lasse mich nicht schlecht behandeln!" wieder zur Thür hinaus.

„Welch ein undisciplinierter Bursche!" stöhnte der Postrat und sank auf einen Stuhl.

Anna versuchte den Onkel zu beruhigen, aber sie fühlte sich selbst verstört und in zwiespältiger Stimmung. Sowie der alte Herr sich etwas erholt hatte, erhob er sich und sagte, er habe einen Geschäftsgang in die Stadt zu erledigen. Anna eilte zu Mienchen hinauf, bei der sie sich den Druck und Kummer von der Seele weinte und wie immer freundlichen Zuspruch fand.

Degener ging geradeswegs zum Standesamt, erbat sich die Papiere seiner Nichte zurück und kehrte, seiner Sache jetzt gewiß, damit heim. Das Benehmen des Bräutigams hatte ihn in seiner schon früher gefaßten Abneigung gegen den verzogenen und rohen Bewerber bestärkt und seinem jetzigen Entschlusse recht gegeben. Alles gute Leben bei Rosenaus, ihr Vermögen, ihr Schloß konnten Anna keinen Ersatz bieten für die Möglichkeit einer Verletzung wie die eben erlittene. Degener fühlte, daß er vor des Mädchens Entscheidung zittere und daß es ihm ein schwerer Kummer sein werde, wenn sie sich von ihm wende. Er suchte heute wieder seinen alten Stammtisch auf, aber er war appetitlos und wie gelähmt.

Am Nachmittage, als der Postrat wußte, daß Anna unten bei der Tonnemacher sei und ihr Zwetschen einkochen helfe, der süßliche Duft erfüllte das ganze Haus, raffte der alte Herr sich noch einmal auf und wankte, nachdem er sich förmlich durch Jakob hatte anmelden lassen, zu Mienchen Vogelsang hinauf.

Es war etwas sehr Ungewöhnliches, daß Degener nach oben ging. Mienchen erinnerte sich, daß er zuletzt dagewesen sei, als Anna die Masern gehabt hatte; da die kleine Putzmacherin aber von dem Vorgefallenen in Kenntnis gesetzt war, begriff sie von vorn herein, was den Hausgenossen zu ihr führte. Sie kam seinen Andeutungen verständnisvoll entgegen und endlich erklärte Degener, was er bei ihr wollte:

„Voraussichtlich wird jener junge Heißsporn nicht ermangeln, fernerhin seiner gewesenen Braut nachzugehen. Da möchte ich denn ganz gehorsamst gebeten haben, daß Sie, geehrtes Fräulein, etwas um den Weg bleiben und das Kind vor den plumpen Überredungsversuchen jenes Unbändigen zu schützen die Gewogenheit haben."

Mienchen erklärte sich bereit; sie hegte auch keine Vorliebe für Oskar, er sah hochmütig auf alle unter ihm Stehenden herunter. Sie wußte, daß er sie „Teckelmiene" genannt und ihr liebes Annchen schon oft geärgert habe. Ihr war's also recht, wenn aus der Heirat nichts wurde. „Ich will für die Woche alles absagen," fuhr sie eifrig fort, „und nur für das Kind da sein. Ich brauche mich ja nicht mehr um die Kundschaft zu plagen, man arbeitet sich ja gottlob vorwärts."

Als der Postrat wieder herunterkam, gab ihm Jakob einen Brief, den Kommerzienrats Franz eben gebracht hatte. „Nehmen Sie hinfüro nichts mehr aus dem Hause an," knurrte Degener und ging mit dem Briefe, auf dem er Rosenaus Handschrift erkannte, in sein Zimmer. Hier riß er das Schreiben samt dem Umschlage durch und warf die beiden Hälften in den Papierkorb. Aufs neue tief erregt und geärgert schritt er mit den Händen auf dem Rücken im Zimmer auf und ab.

Plötzlich blieb er stehen, es überlief ihn heiß, Funken tanzten vor seinen Augen und der überwältigende Gedanke: sollte er mir das Streitobjekt zuschicken? Habe ich die herrliche Seltenheit vielleicht zerrissen? bemächtigte sich seiner. Er stürzte zum Papierkorbe, griff den Brief heraus, entfaltete ihn auf

Digitized by Google

seinem Schreibtische, sah aber nur vier Seiten mit Versicherungen der vollen Berechtigung Rosenaus und der Erklärung, die Verlobung aufrecht halten zu wollen, bedeckt. Das Wertstück war also nicht da und verächtlich schleuderte Degener die Briefteile in den Korb zurück.

In der Nacht wurde der Postrat ernstlich krank, Jakob mußte zum Arzt laufen, Anna und Mienchen eilten an das Bett des Leidenden. Die großen Gemütserregungen der letzten Tage hatten ein heftiges Fieber hervorgerufen, wodurch die alten, oft dagewesenen Beklemmungen derartig gesteigert wurden, daß der Zustand ein höchst bedenkliches Ansehen gewann. Anna fragte sich zitternd, ob sie auch durch ihre Widersetzlichkeit mit Schuld an der Krankheit trage? Aber sie hatte doch nicht anders gekonnt.

Treulich wechselten sich die drei in der Pflege bei Tag und Nacht ab und hatten nach einigen Tagen die Freude, den Kranken vorläufig außer Gefahr zu sehen. Schonung und Sorgfalt blieben aber voraussichtlich noch längere Zeit nötig.

Zwanzigstes Kapitel.

In der Rosenauschen Familie hatten alle Vorgänge im Nachbarhause den lebhaftesten Widerhall gefunden. Die Herren blieben dabei, der Postrat erhebe ganz unberechtigte Ansprüche, er sei ein alter Narr, ein Tyrann, über dessen Schrullen man sich nicht aufregen müsse, Anna werde schon zur Vernunft kommen. Die beiden Damen, die Anna liebten, bedauerten vor allen Dingen das arme Kind, dem ein solcher Kampf und Zwiespalt auferlegt ward, und Liesbeth litt noch tiefer unter der unglücklichen Verfeindung, da sie es ja gewesen war, die dem Postrat zu jener aufregenden Kenntnisnahme verholfen hatte. Wie viele unangenehme Auftritte gab es seit ihrer Rückkehr! In allen Familiengliedern lauerte eine von Rabinsko mit herübergebrachte Verstimmung und Sorge.

Liesbeth war ins Nachbarhaus gehuscht, um nach des Kranken Befinden zu fragen, Richard hatte sie gesehen und trat ihr beim Fortgehen in dem Tonnemacherschen Vorgarten entgegen.

„Endlich!“ rief er, indem sein gutes Gesicht vor Freude strahlte. „Endlich etwas mehr als das Sehen aus der Ferne, endlich die Möglichkeit, ein paar Worte mit Dir zu wechseln!“

Auch Liesbeths sanfte Augen leuchteten. Sie folgte ihm willig in eine Seitenlaube, überließ ihm ihre Hand und schüttete ihr bedrängtes Herz aus. Rabinsko war ein abscheulicher Aufenthalt, sie fürchtete sich vor dem Winter und was sollte hier werden, da das Zerwürfnis der Väter die Verlobten möglicherweise scheiden, oder doch, im Verein mit des Postrats Erkrankung, die Verheiratung der beiden hinausschieben konnte?

Richard war über diese Wendung der Dinge sehr erstaunt. „Also über eine Briefmarke haben die beiden alten Herren sich veruneinigt! Wegen solcher Kleinigkeit vielleicht Trennung der Verlobten und da oben Krankheit oder gar Tod? Wie die Menschen sich einzelne winzige Dinge so arg über den Kopf wachsen lassen können!“

Das junge Paar plauderte nun von den eigensten Angelegenheiten. Richard sprach freudig von seiner Fabrik, wie gut sich Arbeit und Absatz mache, wie er selbst sicherer im Urteil werde und wie er das Beste von der Zukunft hoffe. Sobald er einen günstigen Jahresabschluß vorlegen könne, wolle er jeder schnöden Behandlung Trotz bieten und sich wieder bei ihrem Vater melden. Da das Geschäft mit dem Augenverblender, dem schönen Polenschlosse, nicht allzu glänzend ausgefallen zu sein scheine, hoffe er, vielleicht eine etwas gnädigere Aufnahme zu finden.

Indem er, frischen Jugendmutes voll, ihr dies mitteilte, und sie Hand in Hand und Auge in Auge nebeneinander unter den buntgefärbten Zweigen des Herbstes dasaßen, schreckten sie plötzlich von Schritten und einem Ausrufe dicht vor ihnen empor.

Da stand die Frau Kommerzienrätin, der ihr Töchterchen zu lange fortgeblieben und die ihr, getrieben von Sorge für Anna, gefolgt war.

„Liesbeth, Du hier!“ sagte die Dame scharf, während sie vor Ärger blaß wurde und einen nichtachtenden Blick über den jungen Mann gleiten ließ. „Ich dachte, Du schenktest Deine Zeit allzu freigebig der Freundin und hättest darüber Deine einsame Mutter vergessen. Die Möglichkeit, Dich in dieser Gesellschaft zu finden, hielt ich für ausgeschlossen. Natürlich eine ganz flüchtige, zufällige Begegnung?“ Ihr Blick ruhte, eine Entschuldigung erwartend, auf Richards Gesicht, dieser aber sagte freimütig:

„Sie irren, gnädige Frau. Ich sah Fräulein Liesbeth kommen und beeilte mich, sie zu treffen. Es ist ja ganz natürlich, daß ich mich lebhaft sehnte, sie zu sehen und zu sprechen.“

„Ich wüßte nicht, daß Ihnen irgend ein Recht für solche Anmaßung zur Seite stände!“ Noch ein hochmütiger Blick, dann nahm die Frau ihrer Tochter Hand und führte das verschüchterte Kind rasch fort. Während des Ganges aber bekam Liesbeth noch manches bittere und harte Wort zu hören.

Richard schritt, leise vor sich hin pfeifend, nach der andern Seite davon und trat gleich darauf bei seinem Vater ein.

Der alte Warneke arbeitete jetzt allein in einem kleinen Zimmer neben der Werkstatt, in der zwei Gesellen und ein Junge beschäftigt waren. Dem nachdenklichen Meister war dies Alleinsein angenehm. Er war immer mehr darüber aus, sich die unregelmäßigen Füße zu erobern und widmete diesen viele Sorgfalt; seiner Arbeit hingegeben, dachte er in alter Weise über manche schwierige Frage nach.

Ganz erfüllt von dem Zwist der beiden Nachbarfamilien, die ja in wenigen Wochen verwandtschaftlich verbunden werden sollten, erzählte Richard von seinem endlichen Zusammensein mit Liesbeth und allem, was ihm von ihr mitgeteilt worden war.

Der Alte, der längst aufgehört hatte zu klopfen, wiegte den grauen Kopf und war ganz Ohr für des Sohnes Bericht.

Digitized by Google

Richard fuhr fort: „Dem frechen Bengel, dem Oskar, habe ich ja das nette Annchen nie gegönnt, sogar eigentlich in meinem Sinne ganz anders für sie gesorgt, daß aber möglicherweise so viel Unheil von einem elenden Fetzen Papier angestiftet werden könnte, einem Läppchen, nach dem unsereiner sich nicht einmal bücken würde, das ist's, was ich bei der ganzen Geschichte am merkwürdigsten finde."

„Die Jugend ist so großartig," sagte der Alte mit seinem schlauen Augenzwinkern, „daß sie gleich in die Siebenmeilenstiefel fährt. Euch ist alles Kleine zu gering. Du machst Deine Schuhe zu Dutzenden, ich freue mich, wenn mir die Holznägel recht nach der Schnur in einem einzelnen sitzen. Sieh solch ein Pflöckchen" — er hob einen der kleinen Holzstifte auf — „ist es etwas zu lang oder zu tief durchgeschlagen, so kann Gang und Laune des Trägers verdorben sein. Der Mann, den sein Schuh drückt, ist ungerecht, übereilig, grämlich, und wie nichtig ist die Ursache! Vielleicht nahm vieles, was Du groß nennst, von etwas ganz Kleinem seinen Anfang. Und weil ich das lange weiß, wundere ich mich nicht über den Streit um die Marke."

Frau Annette steckte ihr gealtertes Gesicht in die Thür und rief zum Mittagessen. Richard, dem die besseren Gewohnheiten bei Tante Block und auf seinen Reisen nachhingen, dachte mit Sehnsucht an die Möglichkeit, ein hübsch eingerichtetes Heim und seine Liesbeth als freundlich waltende Hausfrau in demselben einst sein zu nennen. Vorläufig mußte er sich aber den Gewohnheiten der beiden alten Leute noch anpassen.

Am andern Morgen saß Liesbeth neben Anna in Mienchens Zimmer. Die Eigentümerin war heute zum ersten Male nach des Postrats Erkrankung wieder ausgegangen, da Jakob jetzt die Pflege größtenteils allein übernehmen konnte.

„Ich fände es unrecht von Dir, Anna," sagte Liesbeth bestimmter als sie sonst zu sprechen pflegte, „wenn Du meinen armen Bruder aufgeben wolltest, weil Onkel Degener sich mit Papa veruneinigt hat. Oskar ist doch unschuldig an der ganzen Geschichte."

„Er ist sehr grob und unartig gegen den armen Onkel gewesen uud hat ihn furchtbar geärgert. Wer weiß, ob die Krankheit nicht mit davon gekommen ist." Anna sah sehr unglücklich aus, während sie dies sagte.

„Seine Heftigkeit muß Dir ja gerade als ein Beweis seiner Liebe zu Dir gelten. Sollte er sich's ruhig gefallen lassen, daß Du ihm entrissen wurdest, ohne daß er sich dagegen wehrte?"

Anna seufzte. „Aber ich habe ihn ja gar nicht aufgegeben."

„Du hast seinen Besuch nie angenommen, wenn er in der letzten Zeit gekommen ist."

„Du weißt, ich war bei dem Kranken."

„Eine Verlobung ist doch etwas Festes und Heiliges. Wie kann man sein Herz von dem Geliebten abwenden? Du weißt, mir wäre das nicht möglich. Und ich habe auch Dich für treu und zuverlässig gehalten."

„Liesbeth!" Es war ein Aufschluchzen, mit dem Anna dies rief. „Liesbeth, o denke nicht schlecht von mir! Aber wie kann ich Onkels Befehl trotzen, jetzt wo er krank ist? Ach, ich sollte eigentlich keinen von Euch sehen! Ich bin in Gefahr, seinen Fluch auf mich zu laden, wenn ich mich gar nicht an seine Wünsche kehre. Er hat sich, so schwer es ihm auch geworden sein soll, meiner erbarmt, als ich klein und hilflos war. Jakob hat mir das oft erzählt. Nun endlich hat er mich lieb und will nur mein Bestes, wie darf ich ihm da mit Ungehorsam und Undank lohnen?"

„Er kann sich doch noch besinnen."

„Nein, nein, er hat einen festen Willen."

„Wenn er nun sieht, wie unglücklich Du bist? — Aber liebst Du auch Oskar recht?" Es war eine plötzliche Eingebung, in der Liesbeth diese Frage erschrocken hervorstieß.

Anna, das rosige Kind, ward blaß und krampfte die Hände ineinander: „Ich weiß es nicht, Liesbeth," flüsterte sie traurig. „Neulich, als er so abscheulich gegen Onkel Degener war, liebte ich ihn gar nicht."

Liesbeth umfaßte die Freundin und redete ihr herzlich zu, so brachte sie endlich Anna dahin, einzuwilligen, daß sie Oskar heute nachmittag hier bei sich — da Mienchen voraussichtlich nicht zu Hause sein würde — zu einer Aussprache empfangen wolle.

Als Mienchen zum Essen nach Hause kam, fand sie Anna mit verweinten Augen und in großer Unruhe. Das geängstigte Mädchen, das zwischen dem an Oskar gegebenen Wort, der Freundin Mahnung und seinem Versprechen an den erbosten Onkel hin- und hergezogen wurde, ohne in alles überwindender Liebe eine starke Stütze zu gewinnen und auf dem einmal eingeschlagenen Wege in Geduld auszuharren, besaß nicht den Mut, sich mit seinen Kämpfen Mienchen anzuvertrauen.

Die kleine Putzmacherin hatte Liesbeth Rosenau fortgehen sehen und konnte sich nun wohl in Annas Stimmung hineindenken, sie fragte also nicht und behandelte das offenbar tief erschütterte Mädchen mit zarter Rücksicht.

Bald nach dem Mittagessen verließ Mienchen, wie Anna vorausgesehen hatte, wieder das Haus, und nun wartete sie unter Herzklopfen auf das Erscheinen des Verlobten.

Nach einer Unterredung mit Liesbeth hatte Oskar — mehr noch als er sich's schon selbst gesagt — die Überzeugung gewonnen, daß er damals in seiner Heftigkeit gegen Degener den rechten Ton verfehlt und so Anna zur andern Seite hinübergetrieben habe. Seine Unschicklichkeit ärgerte ihn, und er nahm sich vor, heute so zahm und liebenswürdig zu sein, wie es ihm nur möglich war.

Kurze Zeit nach Mienchens Fortgehen trat Oskar zu seiner ihm bewegt entgegenkommenden Braut ein, die scheu zu ihm aufblickte.

„Endlich, mein süßes Annchen!" rief er triumphierend.

„Es ist — es ist," stotterte sie unsicher, „damit wir uns sagen, daß es nicht sein darf — damit wir alles hinausschieben."

„Anna! Es kann Dein Ernst nicht sein!"

Digitized by Google

„Der arme Onkel ist krank, Ossi! Ist es denn so schlimm, wenn wir noch einige Zeit warten?"

„Abscheulich, Anna, der Postrat muß klein beigeben!"

„Onkel Degener ist fester als Du denkst."

„Ein Mann, der nicht einmal Dein Vater ist, der sich so blitzwenig um Dich gekümmert hat!"

„Wäre er mein Vater und könnte er nicht anders als mich lieben, dann hätte er nicht ein so Großes an mir gethan wie jetzt."

„Das sind Spitzfindigkeiten!" brauste Oskar auf. „Anna, ich will ja sanft werden wie ein Lamm, aber Du darfst nicht so riesig tugendhaft sein und mir wegen einer Laune dieses alten Perückenstocks den Laufpaß geben wollen, wo ich nichts verbrochen habe!" Er ergriff ihre Hand und zog die ängstlich Erbebende leidenschaftlich an sich. Zärtlich zu ihr niedergebeugt, flüsterte er: „Uns solcher Kleinigkeit halber trennen zu wollen. Unrecht ist's — schlecht ist's — und wir dürfen uns dieser Albernheit nicht fügen!"

„Ach, Ossi, ich bin so unglücklich, ich weiß nicht, was ich thun soll."

„Annchen!" rief in diesem Augenblicke eine spitze Stimme mahnend. Das junge Paar erschrak. Mienchen Vogelsang trippelte herein und trat zu ihrer Pflegebefohlenen heran: „Annchen, Kind, was hast Du Onkel Degener versprochen?"

„Ach, es ist ja zum letzten Male," sagte Anna bittend.

„Und was geht denn eigentlich Sie unser Zusammensein an?" fuhr Oskar auf. „Sie sind doch nicht die Gouvernante meiner Braut?"

Mienchen kräuselte die Lippen tief verletzt. „Sie irren, Herr Rosenau, ich bin in meinem guten Rechte, denn der Herr Postrat sind vor der Krankheit hier oben bei mir gewesen und haben mich höflich gebeten, ich sollte so gewogen sein und Annchen vor Ihnen schützen, da sie nicht mehr Ihre Braut wäre."

„Dies ist gut!" er lachte unbändig, umfaßte Anna mit beiden Armen und rief: „Knirps, nun schütze sie mal!"

„Ossi, laß mich, Du bist wieder so wild — so unbändig —" Anna entwand sich ihm und flüchtete zu dem verstimmt dastehenden Mienchen.

Oskar faßte derb Annas Hand und zog sie zu sich her. „Sie wollen sich zwischen uns drängen," knirschte er. „Sie sind ja ein ganz untergeordnetes Individuum und ich sehe über Sie hinweg als wären Sie ein Frosch am Wege!"

„Oskar — Oskar!" flehte Anna, „vergiß Dich nicht."

„Laß mich, ich thue, was ich mag!"

Nun aber überkam auch Mienchen der Zorn, solche Beleidigungen konnte sie sich nicht gefallen lassen. „Daß Sie ein nichtsnutziger, ungezogener Mensch sind, habe ich lange gewußt. Man muß ja dies unglückliche Kind vor Ihnen warnen —"

„Das wollen Sie sich herausnehmen?"

„Ja, ohne daß ich mich vor Ihnen fürchte. Ich und der Herr Postrat wir wissen, daß Sie nichts taugen und auf Ihres Vaters Geldsack faullenzen. Und so wie Sie mich heute schelten, schelten Sie vielleicht übers Jahr Ihre Frau, wenn das arme Geschöpf sich an Sie wegwerfen müßte —"

„Hexe Du, schweig!"

„Das fällt mir gar nicht ein; ich will Ihnen erst noch zeigen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat, denn ich bin hier in meiner eigenen Stube."

„Und ich kehre mich nicht an Sie, ich habe meine Braut so lange nicht gesehen und gehe nicht."

„So komm, Annchen, dann wollen wir ihm Platz machen."

Anna war fast willenlos: das Gezänk, die Derbheiten des einen gegen den andern hatten sie unbeschreiblich verstört. Als nun Mienchen das schluchzende Mädchen bis zur Thür mit sich zog, lief Oskar ihnen nach. Drohend erhob er die Hand und schrie hinter seiner Feindin her:

„Dir thue ich einen Tort an, Du Gnom, Du Vogelmutter — werde schon herausfinden, was Dir nahe geht! Ich will mich rächen, daß Du an mich denken sollst!"

Draußen legte Mienchen den Arm um ihr Kind: „Laß ihn poltern," sagte sie beschwichtigend, „laß ihn sich man freuen, daß keiner da war, der ihn hinausschmeißen konnte. Er wird wohl gehen, wenn er wieder vernünftig ist und sich langweilt."

Dann saßen sie miteinander in des Postrats Stube am Fenster, neben dem Krankenzimmer und warteten darauf, daß Oskar das Haus verlassen solle.

Anna fühlte sich verwirrter in ihren Empfindungen denn je. So sehr Oskar sie wieder verletzt hatte, so mußte sie doch sein Aufbrausen, seine Gegenwehr als menschliche Regungen, die in seiner Liebe zu ihr wurzelten und eine Berechtigung hatten, anerkennen.

Mienchen hob wieder an, auf den gefährlichen Menschen zu schelten.

„Ich bitte Dich, Liebe, nun laß es gut sein. Es war ja furchtbar, wie Ihr Euch gezankt habt. Oskar steht mir nun doch einmal nahe und ich bin recht zwischen zwei Feuer geraten."

„Nahe steht er Dir, wie ist das möglich?" Und aufs neue erging sich Mienchen in tadelnden Worten, worauf Anna sich erhob und zum Onkel hineineilte.

Oskar, aufs höchste erregt, behauptete mit einem gewissen jungenhaften Triumph sein Recht des Stärkeren, sich nicht verdrängen zu lassen.

Mit großen Schritten und lodernden Zorn gegen Mienchen im Herzen, der Störerin dieser ersehnten schönen Stunde, ging er in dem zierlich gehaltenen kleinen Raum auf und ab. Er hätte alles zerschlagen und zusammenreißen mögen. Ihr, die sich so gegen ihn vergangen, die sich eingedrängt, die ihn vor Anna schlecht gemacht hatte, galten alle seine überschäumenden, rachsüchtigen Gedanken. Was sollte er gegen sie unternehme? Was sollte er sich aussinnen, um sie zu kränken, sie, die es gewagt hatte, ihn herabzusetzen. Er blieb stehen, und seine wüsten Gedanken fuhren hin und her. Ein Geräusch, auf das er bis dahin nicht geachtet hatte, störte ihn in seinem Überlegen; der Vogel schmetterte ja überlaut.

„Schweig, Schreihals!" Oskar trat mit dem

Digitized by Google

Fuße auf, während sein Blick sich dem glänzenden Messingkäfig am Fenster zuwandte.

Die Sonne schien warm herein, ihr Strahl gleißte über die blanken Stäbe des Vogelbauers und über das lustig schmetternde Tierchen mit den runden, schwarzen Äuglein, der etwas aufstehenden Holle und dem zarten Gefieder, so gelb, als sei alles aus Sonnenstrahlen gewoben.

Das Auge des zornigen jungen Mannes, das anfänglich nur Verdruß gezeigt hatte, weitete sich und füllte sich mit bösem Glanz; es haftete fest auf dem Käfig und dem Vogel, dem unter diesem näherkommenden starren Blick die Töne erstarben.

Um Oskars Lippen zuckte es tückisch, er zog sich den Käfig heran und dann begann er an der Thür zu schieben und verbog sie, da sie sich nicht gleich öffnete. Das Vögelchen fing an ängstlich hin und her zu flattern. Jetzt drang eine große Hand in den Käfig ein und verfolgte das bange Geschöpf — nur wenige Sekunden und die große Hand hatte ihre Absicht ausgeführt.

Gleich darauf wurde Mienchens Stubenthür heftig zugeschlagen, harte Schritte polterten die Treppen hinunter, und dann steckte Mienchen ihren Kopf in Degeners Krankenzimmer, sah, daß er schlief, winkte Anna und flüsterte, als diese heraustrat: „Wir können wieder hinaufgehen, er ist fort."

Sie hatten oben ihre Arbeiten; erleichtert traten sie in das Zimmer — was war das? — Das Bauer auf dem Nähtisch und der Vogel auf dem Boden des Bauers. Mit lauten Schreckensrufen stürzten sie herzu und gewahrten das Tierchen im Sterben liegen. Seine Füßchen und Flügel zuckten, ein Zittern, ein Ausrecken und er lag regungslos — tot. Das Köpfchen war ihm eingedrückt, Blut quoll aus dem Schnabel.

„Oskars Rache an mir!" jammerte Mienchen, sie war auf einen Stuhl gesunken, hielt den toten Liebling in der Hand und heiße Thränen fielen in ihren Schoß.

Anna stand mit starrem Blick daneben. Sie fühlte eine Kälte, einen Wandel in ihrem Herzen.

Oskar wußte, wie Mienchen an ihrem Vogel hing, er wußte, was er ihr anthat, und weil er wußte, wie hart er sie traf, eben darum spielte er ihr diesen tückischen Streich. Wie abscheulich das war! Wer kalten Bluts einem andern sein Liebstes morden konnte, und war dies auch nur ein armseliges kleines Tier, der besaß kein Fünkchen Güte, der hatte kein Herz, dem vermochte sie sich nicht anzuvertrauen, der erschien ihr wie ein Fremder — nein, wie ein unheimliches Wesen, vor dem ihr graute. Er wollte alles zwingen, überall der Herr und Meister sein. Unbarmherzig trat er unter die Füße, was ihm in den Weg kam. Pfui, er war hämisch, er war schlecht.

Anna sank auf ihre Kniee neben dem trauernden Mienchen, umfaßte die alte Freundin und sagte ihr, wie tief betrübt sie sei, daß sie den Anlaß zu diesem Kummer gegeben habe. „O, wie konnten wir Oskar solche Bosheit zutrauen!" rief sie, „aber nun ist es aus zwischen ihm und mir!"

„Siehst Du's endlich ein, Kind, was Du an dem bösen Menschen hast?" fragte Mienchen unter Schluchzen. „Ich denke, die Augen sind Dir aufgethan und Du wirst Dich vor ihm hüten. Mätzchen ist für Dein Lebensglück gestorben."

Dann gingen sie und begruben das Vögelchen im Garten.

Dies traurige Geschäft entlockte beiden Mädchen Thränen. Anna meinte, sie senke ihre langjährige Jugendfreundschaft für den Verlobten mit in das kleine Grab.

Nachdem das Werk geschehen war, ging Anna zum Onkel. Der Kranke saß aufrecht im Bette; Jakob holte eben das Kaffeegeschirr fort, ein sanftes Halbdunkel herrschte im Zimmer und der Postrat schien sich heute wohler zu fühlen.

Anna setzte sich auf den Bettrand, nahm die welke Rechte des Alten zwischen ihre beiden lebensvollen, warmen Hände und sagte leise: „Lieber Onkel, jetzt kann ich Dir den Willen thun. Die Neigung zu Oskar ist mir aus dem Herzen gerissen. Er hat einen Streich ausgeführt, der — der mich empört. Jetzt soll's zwischen ihm und mir zu Ende sein."

„Du erklärst Dich also bereit, in Eure Trennung zu willigen?"

Sie nickte: „Ja, ich thue es."

„Und Du bist inne geworden, daß es dem Charakter dieses jungen Mannes an der wünschenswerten Zuverlässigkeit mangelt?"

„Ja, Onkel!" Und dann erzählte sie mit bebenden Lippen, was geschehen war und was sich zwischen Oskar und Mienchen begeben hatte.

„Ein vollständig verderbtes Subjekt! Werde Fräulein Vogelsang schadlos zu halten suchen. Dir wünsche ich Glück, daß rechtzeitig dargethan worden — daß Dir die verblendeten Augen geöffnet sind — daß Dir zum Bewußtsein gekommen ist, wie schlecht Du mit solchem Individuum beraten gewesen sein würdest."

„O, Onkel, wie ist dies traurig!" Ohne daß sie es wußte, rollten ihr große, klare Thränen über die Backen.

„Mein armes Kind. Ein väterlicher Freund kann Dir keinen Ersatz bieten. Aber meine Dankbarkeit, meine Liebe, mein Segen sind vielleicht doch Objekte, welche — Annchen, Du bist mein gutes Kind und diese beklagenswerte Angelegenheit ist wesentlich dazu angethan, mich fühlen zu lassen, daß wir zusammengehören." Die Stimme des alten Mannes versagte, er hob seine Arme unwillkürlich dem Mädchen entgegen. Sie warf sich an seine Brust, glücklich, daß er endlich sein Herz ihr aufgeschlossen, ja, jetzt hatte er sie lieb und kein Opfer sollte ihr für ihn zu schwer werden!

„Gott segne Dich, mein gutes, mein gehorsames Kind!" flüsterte der Alte und drückte die junge Gestalt, die sich über ihn neigte, fest an sich.

Gestärkt in ihrem Entschluß und leichteren Herzens als bisher, verließ Anna das Krankenzimmer. Ihre peinigende Zwiespältigkeit war jetzt gewichen. Sie wußte bestimmt, was sie wollte. Der stille, beinah glückliche Frieden, der einem Kampfe folgt, aus dem

Digitized by Google

die Seele in Eintracht mit ihrem Gewissen hervorgeht, erfüllte ihr Herz. Endlich waren Sollen und Wollen in Gleichklang gebracht. Die vielen Reizungen und Mißempfindungen der Brautzeit lagen hinter ihr, wenn sie gesprochen und sich losgesagt haben würde. Das dunkle Gefühl, daß sie und Oskar, trotz seiner Liebe für sie, nicht zusammen paßten, hatte eine überzeugende Bestätigung gefunden, sie wußte jetzt wieder klar, wo der rechte Weg lag, und mußte ihn gehen, freilich mochte er noch steil und dornig genug sein! Sie stand den Rosenaus zu nahe, um ohne Kampf und ohne selbst schmerzlich zu leiden, sich losreißen zu können. Furchtbar wäre es, wenn sie auch Liesbeth und deren gütige Mutter durch ihre Absage an Oskar verlieren sollte. Ihr Herz krampfte sich peinlich zusammen, indem sie es dachte. Auf Liesbeths Treue hoffte sie, aber wie traurig auch für diese, so zwischen sie und den Bruder gestellt zu werden!

Indem Anna langsam, allen jenen Gedanken nachhängend, des Onkels Wohnstube verließ, in der sie, wie sie es gewöhnt war, eben noch aufgeräumt hatte, kam ihr die, mit der sie eben im Geiste beschäftigt gewesen war, leise auf dem Flur entgegen.

„Mama läßt grüßen, Annchen," sagte Liesbeth und küßte die Freundin, „und ob Du nicht einmal Onkel Degener auf ein paar Stunden verlassen und zu uns kommen könntest? Mama meint, wir müßten doch nun endlich bestimmt wissen, wann Eure Hochzeit sein soll und alles ordentlich überlegen."

Sie gingen zusammen die Treppe hinauf und traten in Mienchens Zimmer, wo das leere Vogelbauer noch auf dem Tische stand. „Ich habe schon daran gedacht, zu kommen," erwiderte Anna bedrückt. Du sollst auch gleich wissen, wie schlimm mir zu Mute ist. Oskar hat gestern etwas Abscheuliches gethan — ich kann ihn nun nicht mehr lieb haben, es ist alles aus, und ich füge mich in Onkels Willen."

„Anna! Du stößt den armen Oskar von Dir?"

„Ich kann nicht anders."

„Aber das ist ja schrecklich!"

„Sag's nur Deiner Mutter, am besten auch an Oskar selbst. Ich will ihm heute nachmittag seinen Ring zurückbringen."

„Ich begreife Dich nicht" — stammelte Liesbeth erblassend und wandte sich von der Freundin ab.

Anna legte die Hand auf das leere Bauer, in dem an einem Stäbchen noch Blut und ein paar Federn klebten, und erzählte, dann und wann aufschluchzend vor erneutem Weh, das gestrige Erlebnis.

Liesbeth sank auf einen Stuhl und verhüllte sich die Augen mit den Händen. Ihr zart empfindendes Gemüt war tief von des Bruders rohem Streich verletzt. Ja, sie fühlte es Anna nach, daß sich nun ihr Herz von Oskar abwenden müsse. Wenn Richard so etwas thäte — aber das war ja glücklicherweise nicht möglich!

Als Anna am Nachmittage zu Rosenaus kam, fand sie die Kommerzienrätin und Liesbeth im Salon. Die Freundin eilte ihr entgegen und umarmte sie mit Thränen in den Augen. Im Nebenzimmer hörte man Oskar pfeifen, gleich darauf trat er ein. Frau Elfriede war ihrem Lieblinge kühler als sonst entgegengegangen, sie stand ganz auf seiten des Sohnes und nannte Anna kleinlich und allzu empfindlich.

Anna war blasser als man sie jemals gesehen hatte, in den freundlichen runden Kinderaugen glomm ein eigentümliches Feuer, das sie dunkler als sonst erscheinen ließ, und um den Mund lag ein Zug ernster Entschlossenheit.

„Ich bin sehr erstaunt über das, was ich von Dir höre, Anna," hob die Kommerzienrätin verstimmt an. „Meine Seele ist erfüllt von einem wehmütigen Vibrieren über diese sich häufenden Mißverständnisse. Sprich Dich hier ruhig aus mit Deinem geliebten Ossi und laß uns dann beraten, was weiter geschehen soll."

„Anna," hob jetzt Oskar fast gleichmütig an, während das Mädchen sich mit einem leisen Schauder von ihm abwandte. „Kleine Sentimentale, wie kannst Du die Geschichte mit dem Piepmatz als casus belli nehmen, es ist geradezu schnurrig," er lachte spöttisch auf und wollte Anna umfassen. Sie trat aber zurück, blitzte ihn zornig an und sagte:

„Mir ist bitter ernst, und ich erkläre Dir, daß nach Deiner gestrigen boshaften That mein Herz in Onkel Degeners Wunsch einwilligt. Hier ist Ihr Ring, Oskar!"

„Anna, undankbares Kind!" rief die Kommerzienrätin und sank in einen Stuhl.

„Du bist übergeschnappt," spottete Oskar. „Geh in die Stadt, sieh, wie viele Vogelleichen auf den Damenhüten stecken, wie viele vor den Ladenfenstern liegen, um verspeist zu werden. Hunderte habe ich auf der Jagd gemordet! nach Deiner albernen Schrulle —"

„Aber Mienchen, das arme Mienchen!"

„Gut, wenn's sie schrindet, ich wollte mich rächen; ich erkläre mich souverän; wer nicht den Mut dazu hat, mag sich treten lassen!"

„Deine Erklärung zerstört mein Vertrauen nur noch mehr. Das Vögelchen, das Du wie ein tückischer Dieb in der Nacht überfallen hast, war uns ein Freund —"

„Auf Dich war die Geschichte ja gar nicht gemünzt!"

„Sie hat mich aber tief verletzt." Anna legte ihren Ring auf den Tisch und wandte sich der Thür zu: „Ich denke, Du läßt den Grund gelten, daß ich Dich nicht liebe." Still und unangefochten — da Schreck und Zorn Oskar die Sprache raubten — ging Anna nach diesen mit bebender, aber doch klarer Stimme gesprochenen Worten hinaus. Liesbeth, von einem zärtlichen Bedauern ergriffen, folgte ihr schluchzend.

„Unbegreiflich — empörend!" rief die Kommerzienrätin.

„Ein Tugendaffe — ist zum Teufel holen!" knirschte Oskar. „Um eine solche Kleinigkeit — ein wahres Nichts!"

„Und solch ein armes, alleinstehendes Ding."

„Bereuen wird sie's, aber nun sind wir fertig!"

„O, ich habe Euer Glück immer heimlich sorgend,

Digitized by Google

liebend und betend auf dem Herzen getragen und nun ist es zerronnen — zerronnen und verloren! Mein armer, armer Sohn!"

„Bitte verschone mich mit Deinem Bedauern — wenn sie so albern ist —"

„Ja sie war Deiner nicht wert! Das ist der einzige Trost, der meinem von ihr unerbittlich verletzten Herzen bleibt." Frau Elfriede neigte das Haupt schwermütig und fuhr nach einer Pause, während der Sohn am Fenster trommelte, seufzend fort: „Aber ich möchte doch unseres ganzen Kreises wegen, der halb und halb schon zur Hochzeit eingeladen ist, daß man noch nicht von einer Lösung der Verlobung zu sprechen brauchte. Des Postrats schwere Erkrankung ist ja Grund genug für einen Aufschub."

„Wie Du willst," knurrte Oskar.

Anna ging mit peinlicheren Gefühlen als sie gezeigt hatte. Sie wußte, daß Mutter und Sohn nicht das leiseste Verständnis für ihr Empfinden, für ihre berechtigte Abkehr besaßen. Sie galt ihnen als unbegreiflich, überspannt, undankbar und launenhaft. Und dies waren ihre nächsten Menschen seit den Tagen der Kindheit, die so an ihr irre wurden, die sie so furchtbar beleidigte!

Sie fühlte den ganzen Schmerz solchen Losreißens. Daneben aber fühlte sie sich auch leicht und frei und wußte, daß sie der Wahrheit die Ehre gegeben habe. Wie fremd und unzusagend war ihr Oskar wieder in dieser Trennungsstunde erschienen! Sein Mangel an Ernst, seine spöttische Überhebung hatten sie mehr denn je abgestoßen. Sie wußte jetzt, daß ihre Verlobung eine Übereilung, eine Selbsttäuschung gewesen sei, daß sie ihn in Wirklichkeit nie geliebt habe. Und diese Überzeugung gab ihrer jetzigen Handlungsweise eine über alle andern Gründe stehende Berechtigung. Ihre Ehe wäre eine Lüge, ein Lebensunglück für sie geworden und daher hielt sie sich berechtigt, zurückzutreten.

Liesbeth wurde von der Mutter wegen ihrer Teilnahme für Anna gescholten, nichts desto weniger aber andern Tages abgeschickt, um die Freundin zu bitten, daß sie noch einige Zeit warte, ehe sie über die traurige Angelegenheit der zurückgegangenen Verlobung sich gegen irgend jemand ausspreche.

Anna war es recht, die peinliche Thatsache mochte gern verschwiegen bleiben. Sie besaß ja auch so wenige nahe Bekannte, fühlte sich durch des Onkels Krankheit so fest ans Haus gebunden, daß sie kaum in Versuchung kam, mit andern über sich und ihre Verhältnisse zu sprechen.

Rosenaus bedauerten, wenn sie mit Personen aus ihrem Verkehrskreise zusammentrafen, daß des Postrats Zustand vorläufig sowohl jede Festlichkeit wie auch Annas Entfernung von ihm unmöglich mache, und daß man daher die Hochzeit habe verschieben müssen. Anna sei so pflichttreu — rang die Kommerzienrätin sich ab, zu versichern — daß man da nicht hineinreden dürfe.

Die Rosenaus mußten nun, so schwer es ihnen auch allen wurde, an die Rückkehr nach Rabinsko denken. Mit welchen freudigen Erwartungen waren sie zuerst dahin gegangen und wie fürchteten sie sich nun vor dem Winter, vor der ganzen dunklen Zukunft!

Der Kommerzienrat rechnete in jedem ungestörten Augenblicke und überschlug seine wunderlich verschobene Finanzlage. Er war ja noch derselbe reiche Mann wie bisher, aber sein Geld lag fest im Gute, seine Hände erschienen ihm wie gebunden, die geringsten Mehrausgaben setzten ihn in Verlegenheit.

Um Degener, unter den nun völlig veränderten Verhältnissen, Annas kleines Aussteuerkapital zurückzuerstatten, hatte er ein paar von den amerikanischen Eisenbahn-Aktien, die er beim Ankauf über pari bezahlt und die jetzt auf sechsunddreißig standen, verkaufen müssen, was seine hier zu erhebenden Zinsen verringerte und ihn in die drückende Notwendigkeit versetzte, um seinen hiesigen Verpflichtungen nachzukommen, Geld aus Rabinsko herüberzuschicken. Aus Rabinsko, wo er selbst oft nicht gewußt hatte, wie er die nötigsten Summen beschaffen sollte! Jetzt aber würde das besser werden, die Ernte war gewesen, sobald er den Ertrag verkaufen konnte, flossen ihm reichliche Mittel zu. Um Neujahr ging dann der widerliche Kruschkinsky fort; ein bescheidener deutscher Verwalter war engagiert; Oskar würde sich endlich der Wirtschaft mit seiner ganzen oft betonten Energie annehmen. Ja, dann mochte sich's auch in Rabinsko gut leben lassen. Hoffentlich würde er dort sein angegriffenes Vermögen wiederherstellen können und bei einem etwaigen späteren Verkauf viel wohlhabender in die Villa heimkehren, als er sie verlassen hatte.

Oskar blickte tiefer als sein Vater, er sah die Lage seiner Familie nach den in der Herrschaft gemachten Erfahrungen weniger günstig an und bäumte sich innerlich gegen die Notwendigkeit auf, in jenes langweilige Nest zurückzukehren. Wie viel angenehmer und unterhaltender hatte er sich das Leben auf dem Lande gedacht. Die Jagd war geradezu das einzige, was ihm Spaß machte. Immer allein umher zu stapfen, lohnte indes auch kaum der Mühe. Nun wurde nichts aus der Hochzeitsreise nach Paris, auf die er sich gefreut hatte. Es gähnte ihn alles an, das Leben war ja eine recht elende Geschichte — seit Anna sich von ihm gewandt, erschien es ihm ganz fade. Einen besonderen Grimm hegte er gegen seinen Vater. Der Alte mit seiner Dummheit hatte ihn unglücklich gemacht, das konnte er ihm nie verzeihen!

Anna! Sein Verdruß bei Tag und Nacht, der Gedanke, der ihn mit Zorn und Bitterkeit erfüllte. Aber so viel er sie auch innerlich oder seiner Mutter gegenüber schalt, er konnte nicht mit der Sache fertig werden. Seine Laune war unerträglich, er war sich und andern zur Last. Nur seine Mutter, in ihrer abgöttischen Liebe, hielt es mit ihm aus, suchte ihn zu trösten und zu erheitern so viel sie konnte. Seinetwegen, da er doch den Gutskauf angeregt und gewollt hatte, that sie, als gehe sie gern wieder nach Rabinsko. Sie träumte sogar für ihn, sie habe ihn mit einer viel schöneren Braut als Anna sei, vor dem Altar gesehen, aber all ihr Zuspruch glitt an seiner innerlichen Wut ab. Nun sollte er das

Digitized by Google

Mädchen doch nicht besitzen, das er sein nennen gewollt, da war ein Wille, den er nicht bezwingen konnte; es war ihm, als stoße er sich den Kopf an der Wand ein.

Anna sah von den Rosenaus nur Liesbeth vor ihrer Abreise wieder, die zarte, scheue Liesbeth, die sich unsäglich vor dem düstern Polenschlosse fürchtete. In Annas Gegenwart traf sie mit dieser noch einmal mit Richard zusammen, tauschte mit ihm die Versicherung der Liebe und Treue aus und dann kam der Tag der Abreise.

Es war für Anna eine große Herzenserleichterung, als Oskar mit den Seinen die Villa verlassen hatte. Nun konnte sie aufatmen und sich wieder frei bewegen. Eine nochmalige Begegnung mit ihm wäre ihr über alle Maßen peinlich gewesen.

Auch sie litt unter dem gelösten Verhältnis, aber sie bedauerte nur, daß sie vor einem Jahre den Irrtum begangen hatte, bewegt von seinem Flehen, ihm ihr Jawort zu geben. Daß sie jetzt frei war, erfüllte sie mit der lebhaftesten Befriedigung. Zu allem übrigen kam, daß Onkel Degeners Zustand noch immer besorgniserregend war, und daß sie ihn auf alle Fälle ungern verlassen haben würde.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Mit Hans Malte von Eikstein und seinen Freunden war ein geselliges und lustiges Leben in Schloß Wolfsfelden eingezogen.

Stephanie wußte für Einladungen zu sorgen. Es fanden sich immer so viele fröhliche Mädchen zur Stelle, daß die beiden jungen Verwalter, um als Tänzer oder Tischherren auszuhelfen, herbeigezogen werden mußten.

„Seien Sie nicht mißgünstig, Papa Rabe," sagte Stephanie zum Oberverwalter und klopfte ihn auf die Schulter, „wir brauchen die Tanzbeine Ihrer beiden Söhnchen. Der geschniegelte Ölkopf aus Berlin hat bei Pastors Gänschen Eindruck gemacht. Schicken Sie wen anders ins Feld, wir müssen Vorhand halten."

„Na, Blume ist ja furchtbar glücklich über Ihre Gnade, Baroneß, aber —"

„Still, still, was sollten wir wohl ohne den jebildeten jungen Mann aus jünstigen Verhältnissen anfangen, er spielt uns freiwillig den Hofnarren."

„Und Tonnemacher?" Das breite, rote Gesicht Rabes strahlte in Schelmerei; es war auf dem Hofe kein Geheimnis geblieben, daß die stolze Baroneß eine kleine Schwäche für den hübschen Verwalter hege. Stephanie hörte aus Rabes Ton die versteckte Neckerei. Sie wandte sich ab und trat mit dem Fuße auf. Der Alte war ja unausstehlich. Wie konnte er sie so schmunzelnd ansehen, wie konnte er sich das herausnehmen?

Rabe bemerkte, daß sie stark errötete, gewiß aus Verdruß; schroff erwiderte sie: „Wenn Sie nicht ohne den Menschen fertig werden können, so lassen Sie's bleiben; mir kann er gestohlen werden."

Diese Unterredung fand in dem hübschen Stalle der Reitpferde statt. Die Baroneß besuchte jetzt oft ihren Schimmel und brachte ihm Zucker. Sie ging dann durch den Park und das Mauerpförtchen neben dem Verwalterhause und legte überhaupt viel Interesse für die Wirtschaft an den Tag.

Während sie neben ihrem Brillant stand, dessen seidig glänzende Kruppe sie klopfte und dem Oberverwalter jene ablehnende Antwort gab, ging zufällig Alexander, gedeckt vom Verschlag der Box, in der Nähe vorüber und hörte jedes Wort. Welche tiefe Demütigung für ihn! Er hatte gemeint, die Baroneß bezeige ihm eine gütige Teilnahme. Ja, er war so eingebildet gewesen, die Einladungen mehr auf sich als auf den albernen Blume gemünzt zu nehmen, jetzt ward ihm diese Anmaßung gründlich ausgetrieben. Er wollte ablehnen, sich mehr zurückhalten, seine „Tanzbeine" den Herrschaften nicht zur Verfügung stellen; o, wie bitter war dies Gefühl, so gering geachtet zu werden!

Unter dem Vorwande, nicht ganz wohl zu sein, wollte er sich der auf morgen angesetzten Gesellschaft entziehen, zu der ihm Rabe beim Mittagessen die Einladung überbrachte, während er ihm zugleich den Urlaub vom Abenddienst gab.

„Was, Sie wollen nicht, Tonnemacher?" rief der Oberverwalter erstaunt. „Nu guck einer! Sehen aus wie das Leben selber und spielen sich auf den Weltmüden?"

„Man ist nicht immer aufgelegt, lustig zu sein."

„Jerechter Himmel, Launen?" rief Blume mit komischem Augenverdrehen. „Ist ja ein Hauptspaß, sich mit den jräflichen Herrschaften jemein zu machen."

„Ich weiß nicht, Herr Tonnemacher," begann jetzt der Oberverwalter ernst, „ob es sich für unsereinen schicken will, eine gnädige Aufforderung des Herrn Grafen unter nicht recht stichhaltigen Gründen abzulehnen?"

„Also das Tanzen im Schlosse ist auch Dienst?"

„Na — na — sind ja nicht gerade darauf verpflichtet, aber man sollte denken, es fiele allerlei an Ehre und Vergnügen dabei ab."

„Geschmackssache."

„Ich möchte doch bitten, sich die Unlust etwas zu verkneifen und forsch vorzugehen, wenn Ihr Herr winkt. Was mich wenigstens betrifft, so danke ich für den Auftrag, dem Herrn Grafen zu sagen: ‚Eure Gnaden Verwalter, Tonnemacher, hat keine Lust zu kommen.'"

Alexander schwieg. Er dachte sich gar nicht zu entschuldigen, sondern einfach fortzubleiben. Man konnte ihn doch nicht zwingen. Die Geselligkeit im Schlosse ging ihn nichts an, er hatte nur seine Schuldigkeit auf dem Hofe zu thun.

Am anderen Morgen ließ der Graf seinen Gästen einen eben angekauften herrlichen Goldfuchs vorführen. Hans Malte wollte das Tier mitnehmen und es handelte sich darum, ob es soweit zugeritten sei, daß es sich für den jungen Offizier schon eignete. Er hielt sich etwas vorgeschrittener in der Kunst des Reitens, als er sein mochte.

Der Graf selbst, Stephanie, Eikstein mit seinen

Digitized by Google

jungen Kameraden, Rabe und Leute vom Hof umstanden neugierig den großen Platz, der als Reitbahn diente.

Nachdem der Fuchs, von einem Stallknecht am Kopfe gehalten, in allen Gangarten vorgeführt worden war, wobei er bockte, schnaubend stutzte und mit aufgeworfenem Kopf seinen Führer fast vom Boden in die Höhe riß, erklärte Hans Malte, der Gaul werde unterm Reiter gewiß besser gehen, ließ satteln und schwang sich selbstbewußt hinauf. Das unbändige Tier spielte aber mit diesem Reiter; es gehorchte seinen Hilfen nicht, drehte kurz um, wenn es vorgedrückt wurde und mehr als einmal befand sich der junge Offizier in sichtlicher Gefahr, herabgeschleudert zu werden. Jetzt wieder tanzte der Fuchs so steil auf den Hinterbeinen, daß ein Überschlagen von Roß und Reiter unvermeidlich schien.

„Springt zu!" befahl der Graf den Stallknechten. Es gelang einem der Leute, sich rechtzeitig in die Zügel zu hängen. Der Gaul stand, stolz, unbesiegt.

Blaß und erregt schwang sich Hans Malte aus dem Sattel. „Kanaille," knirschte er.

Achselzuckend rief der Vater: „Du siehst, mit dem Tiere ist's noch nichts!"

„Aber es ging doch, als Isenberg es vorritt," sagte Stephanie zum Vetter, „es hat nur in Dir seinen Meister nicht gefunden. Wer will's nun versuchen?"

Keiner der anwesenden Herren schien Lust zu haben, seinen Hals zu wagen.

„Soll ich Tonnemacher rufen?" fragte Rabe. „Sehen der Herr Graf, er will da eben aufsitzen und zur Mühle reiten."

„Glauben Sie denn, daß der es fertig bringt, den Fuchs zu zwingen?"

„Ich weiß nicht, aber —"

„Der Verwalter kann reiten!" rief Stephanie.

Alexander verneigte sich vor seinem Herrn.

„Wollen Sie's versuchen, den neuen Gaul zu bändigen?"

„Wenn der Herr Graf befehlen."

Während Graf Eikstein seine Einwilligung aussprach, glitt ein eigener, fast besorgter Blick über die schlanke Gestalt des jungen Mannes.

Alexander hatte als Kenner zugesehen, wie der Bereiter des Pferdehändlers mit dem unbändigen und launenhaften Tiere verfahren und wie er mit ihm fertig geworden war. Dabei hatte er sich gewünscht, er möchte einmal Gelegenheit finden, den Fuchs zu reiten. Freudig schwang er sich also in den Sattel. Er wußte, worauf es ankam; gut mit dem Tiere umgehen, und sowie es eigensinnig wurde, rücksichtslos den Herrn zeigen.

Vorläufig erschien der Fuchs unter dem neuen Reiter lammfromm. Wollte das Tier ihn sicher machen, oder gefielen ihm die leichte Hand und die ruhigen Hilfen? In allen Gangarten umkreiste Alexander die Bahn, er war selbst erstaunt über die Folgsamkeit des Halbgeschulten, und noch erstaunter sahen die Zuschauer auf das Wunder. Da änderte sich plötzlich das Bild. Der Gaul stutzte mitten im Galopp, er schien zu erschrecken, er scheute, ein gefährlicher Sprung, dann kehrt auf der Gurte, rundumtanzen auf den Hinterbeinen, und gleich darauf stieg er kerzengerade in die Höhe.

Der Reiter war auf diese Ungezogenheiten gefaßt, statt wie Hans Malte mit harter Hand auf das Maul zu wirken, drückte er mit Schenkel und Sporen vor, in großen Lancaden ging das prächtige Tier quer durch die Bahn. Der Reiter saß wie angegossen, seine dunklen Brauen waren zusammengezogen, die schwermütigen Augen blitzten und funkelten in der Wonne des Kampfes und Sieges über eine ungezähmte Kraft.

Stephanie schwelgte in dem Anblick. „Bravo! Bravo!" riefen die Herren. „Famos schneidig!" — „Pyramidale Leistung!" — „Höllischer Kerl!" — „Mordelement!"

Aber Roß und Reiter waren noch lange nicht einig. Aufs neue begann das Spiel. Der Fuchs, der seinen Kopf einmal aufgesetzt hatte, ließ alle Tücken los, um seinen Meister abzuschütteln. Alexander ermüdete nicht, es war ihm eine Lust, mit diesem gefährlichen Gegner zu ringen. Wer würde eher ermatten, wer nachgeben müssen, der Mann oder das Tier, das sich mit aller seiner überlegenen Körperkraft der fremden Oberherrschaft widersetzte.

Endlich schlugen dem Fuchs die Flanken, Schaumflocken flogen vom Gebiß, dunkle Stellen im goldigen Fell zeigten, daß das Tier schweißbedeckt sei. Seine Sprünge wurden weniger hoch und plötzlich, seiner Gegenwehr fehlte die Zuversicht, und nach und nach fiel es in die frühere lenksame und gefügige Weise zurück. Nachdem der Reiter dem Tiere noch einen kurzen Galopp abgenötigt hatte, ließ er es Schritt gehen und saß gleich darauf ab, er klopfte zufrieden den feuchten Hals des Pferdes und übergab es einem Stallknechte mit der Weisung, es sorgfältig abzureiben.

Alexander war alsbald von seinen Zuschauern und Bewunderern umringt. „Riesig nette Leistung, Herr Tonnemacher," hieß es. „Faktisch kolossales Reiterstück, der Gaul ist ja ein Satan!" — „Aber Sie haben ihn kurz und klein gekriegt; wird bald ganz brauchbar werden!" so tönte es um ihn her.

„Sie sind ein geborener Reiter," sagte der Graf mit freundlichem Ausdruck, „aber nun ermüden Sie sich heute nicht mehr, damit Sie heute abend im Schlosse flott tanzen können."

„Ich bitte, Herr Graf — ich wollte —"

„Ach was, Sie denken sich doch nicht zu drücken? Daß Ihr jungen Leute so wenig Freude am Tanzen habt! Und Sie tanzen ja ebenso gut wie Sie reiten. Ich hoffe ganz bestimmt, Sie heute abend zu sehen."

Diese gütigen Worte entwaffneten die Gegenwehr in Alexanders Gemüt; welche Macht dieser Mann über ihn besaß!

Jetzt trat Stephanie an ihn heran, ihre Augen glänzten, eine erhöhte Farbe bedeckte die schmalen Wangen. „Prachtvoll war's!" flüsterte sie. „Und Sie dachten heute abend auszukneifen? Wäre ja

Digitized by Google

schändlich! Nein, nein, keine Ausrede, Sie müssen kommen!"

„Baroneß versicherten ja, meine Wenigkeit könne Ihnen gestohlen werden!" Mit eisigem Ton und über die Achsel warf er ihr, erregt wie er war, diese Antwort hin.

Sie erschrak. „O, Rabe ist eine alte Klatsche —"

„Baroneß irren."

„Sie glaubten doch nicht im Ernst?"

„Hatte keinen Grund zu zweifeln."

In diesem Augenblicke kam Hans Malte heran, in fast kindlichem Tone und ohne eine Spur von Neid sagte er: „Sie reiten ja famos, Herr Verwalter. Möchten Sie den Fuchs wohl öfter mal vornehmen? Nur wenn er firm durchgeritten ist, will Papa ihn mir mitgeben."

Alexander verneigte sich und erklärte sich bereit, sobald es der Herr Graf befehle, das Tier nach besten Kräften ein wenig zu stallmeistern.

Die Gesellschaft aus dem Schlosse verließ den Platz, nicht ohne daß Stephanie dem zurückbleibenden Alexander einen bittenden Blick aus ihren glänzenden Augen zugeworfen hatte.

Dieser ganze Zwischenfall belebte Alexanders Stimmung, doch vermochte er den leise gesprochenen Versicherungen des stolzen Mädchens nicht zu glauben. Sie war und blieb für ihn ein Chamäleon, eine Sirene, deren heimlicher Freundlichkeit er nicht traute und doch schien glatte Zweizüngigkeit sich mit ihrem sonst so derb offenen Wesen nicht zu vertragen.

Nach den gütigen Worten des Grafen fühlte Alexander, daß er nicht wohl umhin könne, der Einladung zu folgen und so befand er sich denn, gegen seine Neigung, am nächsten Abende wieder mitten in dem ihm schon bekannten fröhlichen Kreise. Aber er bewegte sich nicht mehr so frei wie bisher. Ein Zwang lag auf ihm, er war hierher befohlen worden, wo er im Grunde doch nur Nichtachtung fand. Wenn Stephanies leuchtender Blick ihn traf — und es geschah nicht selten — fühlte er, daß er jenes harte Wort: „er kann mir gestohlen werden," ihr noch nicht vergeben habe. Heute dachte er nicht daran, mit ihr zu tanzen, ja er wich ihr aus, wo er konnte.

Es war ein schöner, milder Abend; im Park hatte man farbige Lampions ausgehängt und nach dem Tanze bewegte sich die Gesellschaft zwanglos auf der Terrasse und in den hellen Kieswegen. Lachende und scherzende Gruppen standen und saßen umher und füllten die langen Pausen zwischen den Tänzen angenehm aus.

Alexander war nicht froh genug, um sich unter die Gesellschaft zu mischen, er lehnte, halb verdeckt von einem der großen Orangenbäume im Kübel, an der Steinbalustrade der Terrasse. Unterhalb derselben befanden sich einige von Gebüsch und Topfgewächsen gebildete halbrunde Plätze, auf denen Bänke — im Rücken vom Terrassenaufbau gedeckt — standen.

Zwei ältere Herren hatten sich hier, ihre Cigarren rauchend, niedergelassen. Alexander, über ihnen stehend, achtete der Plaudernden nicht. Da schlug sein eigener Name ihm ans Ohr.

„Wer ist dieser Tonnemacher?" fragte eine krähende Stimme.

„Glauben Sie nur, lieber Wellern," sagte der Landrat des Kreises, der im nahen Städtchen wohnte, zu dem pensionierten Amtsrat Wellern von Fuchshof, der mit zwei munteren Töchtern hier war, gedämpften Tons, „seien Sie versichert, mit diesem hier plötzlich aufgetauchten und salonfähig erklärten Verwalter Tonnemacher hat es seine eigene Bewandtnis."

„Wieso — was meinen Sie? Allerdings ein auffallend stattlicher Mensch."

„Der frühere Hofverwalter," fuhr Landrat von Herzberg eifrig und geheimnisvoll fort, „eine ganz brave Seele, der hier drei Jahre zur vollen Zufriedenheit konditionierte, wurde Knall und Fall vom Grafen entlassen, um diesem jungen Menschen Platz zu machen. Dann, vielleicht um etwas auszugleichen, wurde jener gewisse Heinze meinem Schwager Waldemar sozusagen ‚angelobt'. Der arme Kerl, der Heinze, kann sich aber immer noch nicht von dem Schrecken seiner hiesigen plötzlichen Kündigung erholen. Alle seine Bekannten sagen, daß er ganz unschuldig gewesen sei und nur habe weichen müssen, weil der Graf seine Laune einem Unbekannten zugewandt — einem Protegé — den er durchaus anstellen wollte."

„Ei, ei, sonderbar. Die Geschichte ist pikant und giebt zu denken. Der Neue sieht etwas in die Familie, sieht distinguiert aus —" ein unterdrücktes Lachen folgte.

Alexander stand betroffen und starr von dem, was er gehört hatte; jetzt trat er zurück, es kam ihm das Bewußtsein, daß er gelauscht habe und das wollte er durchaus nicht. Er setzte sich, um sich zu besinnen, auf eine Bank, die dicht am Hause stand, wo kein Ton mehr von der Unterhaltung der Herren an sein Ohr schlagen konnte.

Er befand sich in einem wunderlichen Seelenzustande. Welche Beschämung, die Augen dieser Fremden in dem angedeuteten Sinne auf sich zu ziehen!

Von allen diesen Leuten, mit dem rechtmäßigen, wohlbegründeten Dasein, fühlte er sich durch ein unsichtbares Etwas geschieden. Wenn er sich recht besann, glaubte er die Nichtachtung aus allen Gesichtern herauszulesen. Wie sollte er hier aushalten, was konnte er thun?

Es wurde ihm immer klarer, wie er hier stand. Er besaß keine legitimen Rechte und konnte sich daher nicht beklagen. Daß ein Standesherr seiner Mutter, einer gewesenen Schauspielerin untergeordneten Ranges, keine Treue bewahrte, mußte selbst er entschuldigen. Für ihn war immer ausreichend gesorgt worden. Es war für ihn geschehen, was unter den gegebenen Verhältnissen möglich gewesen. Nun hatte der Graf ihn noch in seine Nähe gezogen, hatte sich dem Gerede ausgesetzt, das war eigentlich mehr, als er erwarten konnte. Er erhob sich verstört und wußte nicht, wohin sich wenden.

Da trat aus dem hell erleuchteten Saale, in dem eben wieder die Musik begonnen, eine hoheitsvolle Männergestalt auf ihn zu.

Digitized by Google

„Sie unterhalten sich nicht, Sie ziehen sich zurück?“ fragte der Graf und das empfindliche Ohr des Gebeugten meinte Wärme und Teilnahme aus dem Ton der Stimme zu hören. Das war Balsam, war Erquickung für ihn. Durfte er hoffen, daß der Graf wirklich ein Herz für ihn habe? Eine offene Äußerung seines Empfindens strömte unwillkürlich über seine Lippen.

„Herr Graf sind sehr gütig, sich auch um Ihren geringsten Gast zu kümmern. Ich empfinde es tief, daß ich dies bin. Ich wage mich nirgend anzuschließen, ich weiß, ich bin niemand gut genug. Verlassene und Unglückliche suchen die Einsamkeit.“

Eine kurze Pause folgte, bevor der Graf antwortete, dann sprach er mit anderer, etwas verschleierter Stimme: „Kopf hoch, junger Mann! Sie sind brav, sind tüchtig, Sie haben keine Ursache, sich auf den letzten Platz zu stellen.“

In diesem Augenblicke kamen die jüngeren Glieder der Gesellschaft, zum Tanze gepaart, die breite Terrassentreppe vom Garten herauf. Sie plauderten und lachten laut.

Stephanie ging am Arme ihres Vetters, Hans Malte, voran. Der Graf trat zu ihr und sagte gedämpften Tones, doch verstand Alexander mit seinen durch die Erregung gespannten Sinnen jedes Wort: „Hast Du keinen Tanz für Tonnemacher?“

Stephanie blickte erstaunt auf, etwas wie Schreck und Erstaunen sprachen aus ihren Zügen. Wie waren diese Worte gemeint? Als sie aber im Gesichte des Onkels nur den Ausdruck einer weichen Bewegung las, flüsterte sie rasch: „Wird sich schon machen lassen,“ dann schritt sie mit ihrem Herrn weiter.

Hans Malte lachte: „Der Alte ist ja riesig herablassend; habe noch nie die Verwalter im Schlosse gefunden.“

„Sind ja ganz nett,“ warf sie hin.

„Tanzen Sie doch,“ wandte sich der Graf wieder zu Alexander. „Es sind noch junge Mädchen übrig.“

„Wie der Herr Graf befehlen!“

Dem Zuge der Paare folgten mehrere Damen, unter denen Alexander eine anspruchslose Tänzerin fand.

Man stellte sich im Saale zu einer Quadrille auf und es fügte sich, daß Alexander mit seiner Partnerin Hans Malte und Stephanie gegenüber kam.

Die beiden schienen sehr lustig. Der jüngere Eikstein, etwas größer als sein schwächlicher Bruder, hatte eine breitschultrige, elastische Gestalt. Er mochte nur wenig älter sein als Stephanie und schien dieselbe unbefangene Lebensfreudigkeit zu besitzen wie sie. Er stand keinen Augenblick ruhig, bald fuhr er zwischen die anderen Paare und schob sie mit einer Flut von gedankenlos hervorgesprudelten, höflichen Worten zurecht, bald eilte er zur Musik und gab ihr den Takt an, bald hüpfte und sprang er in gewagten Pas neben seiner Dame umher, die ausgelassen lachte.

Angesichts dieser ungebundenen Fröhlichkeit, und während Alexander sich bemühte, seiner schüchternen Gefährtin bei dem Durchtanzen der Touren dann und wann ein Wort zu sagen, überfiel ihn doch immer wieder der Druck seiner jammervollen Lage. Er glaubte fragende und erstaunte Blicke auf sich gerichtet zu sehen. Sogar Mitleid meinte er hier und da in einem Frauenauge zu lesen, Mienen, die er ohne Worte verstand. Über ihn handelndes Geflüster, das er mehr ahnte als hörte, das er der Bewegung fremder Lippen ablas. Diese Schande, an der er doch unschuldig war, trotzdem seinem ganzen Ich eingebrannt, konnte er nirgend verstecken, denn er trug den Stempel der Natur, die Züge des Grafen. — Und nun wurde er fortwährend gezwungen, sich hier zur Schau zu stellen. Zornige Gegenwehr gärte in ihm und doch fühlte er sich wie ein Roß, das man eingespannt unter Zügel und Peitsche.

Welche Sprünge der junge Eikstein wagte, welche Entrechats, wie er in die Hände schlug, sich wie ein Kreisel drehte, sich krümmte vor Lachen. Ja, der war im Vollbesitz aller Güter des Lebens aufgewachsen. Er hatte es spielend gelernt, die geselligen Formen zu beherrschen. Er fühlte sich als berechtigt im Vaterhause, der erste hier unter der fröhlichen Jugend — ja, Hans Malte hatte vollauf Ursache lustig zu sein!

Neben aller scheinbaren Freude an der Geselligkeit war Stephanies Sinn immer auf Alexander gerichtet. Sie konnte nicht anders. Es war ihr noch nicht gelungen, einen der ihr gleichstehenden jungen Herren anziehender zu finden als ihn, in seiner stillen, unnahbaren Schwermut. Das Bild, wie er den unbändigen Fuchs bezwungen, stand ihr fortwährend vor Augen. Er sah schöner und edler aus als die Offiziere und die Söhne der reichen Gutsbesitzer. Gebrach es ihm auch an der Leichtigkeit und Gewandtheit der äußeren Formen, die so oft nur dazu gemacht schienen, Gedankenlosigkeit zu verdecken, so zeigten dagegen seine Worte und Bewegungen eine unverfälschte, eigenartig feine Natur und schlichte Wahrhaftigkeit, bei denen Stephanie fühlte, wie ihr das Herz aufging.

Während die Quadrille mit einer Chaine schloß, hielt Stephanie Alexanders Hand um eines Atemzuges Länge fest und raunte ihm zu: „Wollen Sie den nächsten Walzer mit mir tanzen?“

„Ich gehorche, wie Sie dem Herrn Grafen.“

„Ah, Sie haben gehört?“

Der Tanz vor dem Souper war ein Walzer. Der Vetter trat wieder zu Stephanie heran. „Nein, Hans Malte, gepachtet hast Du mich nicht, jetzt ist's genug, geh, mache eine andere Schöne glücklich!“ So fertigte Stephanie ihn ab.

„Aber Du hast faktisch versprochen, alle Wetter, hier hört Verschiedenes auf —“

„Geh, sei nicht zudringlich, Du weißt doch —“

„Richtig, der Alte — na, werde mich da nach der kleinen Lotti, dem süßen Käfer, heranpirschen.“

In diesem Augenblicke bot Alexander ernsthaft und steif der Baroneß seine Hand, um sie in die Reihe der Tanzenden zu führen. „Bedauere sehr, wenn ich lästig werde,“ sagte er kühl.

„Machen Sie doch keine Geschichten! Wir haben ja in dieser Zeit schon öfter zusammen getanzt. Sie wissen sogar, Herr Tonnemacher, daß ich Ihnen manchmal eine Aufforderung nahe legte.“

Digitized by Google

„So hat vielleicht der Herr Graf schon öfter für mich gesprochen?"

„Zu große Bescheidenheit; seien Sie doch ein bißchen schneidig, fühlen Sie sich doch als das, was Sie sind!"

Ich thue es leider gründlich, hätte er antworten mögen; nun aber kam die Reihe zu tanzen an ihn, er fühlte, wie die schöne Gestalt sich an ihn schmiegte und schaukelte sich mit ihr — während zum ersten Male diesen Abend angenehme Empfindungen ihn durchrieselten — auf den Wellen des Rhythmus.

Als er Stephanie an ihren Platz zurückführte, begegnete sein Auge dem des Grafen; ein besonderer Ausdruck von Wohlgefallen, von Befriedigung leuchtete ihm aus den dunklen Sternen entgegen. Ja, Graf Eikstein empfand für ihn! Mochte das geheimnisvolle Band, das sie verknüpfte, sein wie es wollte, echte, wahre Zuneigung war jetzt im Spiele. Alexanders Herz frohlockte. Was ging ihn noch die Welt mit ihren gehässigen Bemerkungen an. Mochten die müßigen Zungen schwatzen, wenn sich das Gefühl jenes Mannes ihm zuneigte, war er glücklich!

Wie verwandelt in Ausdruck und Ton neigte er sich zu Stephanie und begegnete auch in ihrem Auge demselben unergründlich warmen Blick. Wußte sie — ahnte sie eine Verwandtschaft?

Sie gaben sich beide jetzt offen und herzlich gegeneinander. Sein Mißtrauen war ausgelöscht: sie zitterte vor Wonne bei seiner unbefangenen Annäherung.

„Übermorgen ist meines Vetters Urlaub glücklicherweise zu Ende, dann geht er mit seinen Kameraden fort," sagte sie und fügte vertraulich hinzu: „Ich habe auch genug von den ewigen Gastereien und alle dem Klimbim."

„Ich dachte, es sei die größte Freude für Baroneß?"

„Man bekommt's bald satt. Jetzt freue ich mich darauf, mit Onkel Wolf und Ihnen allein zu reiten."

„Mit mir? — Werden der Herr Graf? "

„Ach, er muß; er hat übrigens auch einen Narren an Ihnen gefressen!"

Alexander verstummte, Stephanie wandte sich ab und errötete, dies „auch" gab beiden zu denken.

Lieutenant von Blumenstein, Hans Maltes Freund, trat auf die Baroneß zu, um sie zu Tisch zu führen. Noch ein Blick wurde zwischen ihr und Alexander getauscht, dann kamen sie für den Abend nicht mehr in nähere Berührung. Das Treiben des Festes nahm seinen Fortgang, Alexander war kaum mit seiner Seele dabei.

Einige Tage später, als die Gäste abgereist waren, brachte mittags der Oberverwalter Alexander den Befehl, am Nachmittage den Herrn Grafen auf einem Ritt nach dem Wieshofe zu begleiten. Der Herr Graf wolle die jungen Pferde ansehen, und Tonnemacher verstehe etwas davon.

Alexander verneigte sich erfreut, ah, dachte er, sie hält Wort!

„Die Baroneß will auch mit," fuhr Rabe fort, „ich habe eben schon einen Boten an Lattmann geschickt, daß er sich parat hält. Seine Frau ist noch immer nicht so recht, da wird's ihm doch dran liegen, von dem hohen Besuche zu wissen."

„Sie Jlücklicher!" seufzte Blume. „Sie sind mal als Oberstallmeister jnädigst anjenommen."

Der Tag, Anfang Oktober, war noch schön, der Himmel hoch und goldener Sonnenschein überflutete gelbe und rote Blätter mit metallischem Glanz. Weiße Herbstfäden flatterten auf den Stoppelfeldern, schlangen sich um die Hecken mit ihren roten Hagebutten und Mehlbeeren oder hingen an den blauschwarzen Früchten des Schleedorns, der sich am Rain oder auf Grabenrändern hinzog. Hier und da wurde gepflügt, auf mehreren Feldern nahm man Kartoffeln aus, die Leute knieten in langen Reihen auf der umgewühlten Erde und weiße Säcke standen stramm gefüllt zur Seite.

Die drei Reiter, von einem Diener begleitet, trabten auf dem breiten Koppelwege dahin, doch so, daß Alexander sich immer um eine halbe Pferdeslänge zurückhielt und nur sein Tier vordrückte, wenn der Graf oder die Baroneß sich nach ihm umwandten und ihn anredeten. Ein heiterer Ausdruck lag auf allen Gesichtern, sie genossen den schönen Tag und — das Zusammensein.

Der Verwalter Lattmann und seine blasse Frau erschienen vor ihrer Hausthür, als die Herrschaften auf den Hof ritten.

Lattmann nahm selbst den Ajax am Kopfe, als der Graf absaß und auf die junge Frau, die verlegen knixte, zutrat, sie mit einer freundlichen Anrede zu begrüßen.

Während der Reitknecht vor Stephanies Schimmel stand und ihn an beiden Seiten der Trense hielt, sprang Alexander vom Pferde, warf die Zügel einem Knechte zu und eilte, die Baroneß herunterzuheben.

Sie saß, ohne die Zügel noch in den Händen zu halten, ganz seitlich und lächelte, indem die großen weißen Zähne blinkten, auf ihren Ritter, der ihr die Arme entgegenhob, mit weichem Ausdruck herunter. Bisher hatten die Vettern ihr diesen Dienst geleistet, nun meinte Alex, es komme ihm zu, ihr zu helfen, aber er hatte es noch nie gethan.

„Sie müssen Ihre Hände über meine Hüften legen und dürfen mich nicht fallen lassen!" lachte sie, dann stützte sie die Linke auf seine Schulter und glitt sacht an ihm nieder. Es gab einen Augenblick, in dem er die schlanke Gestalt schwebend über sich hielt, in dem sie sich ganz nahe voreinander, Auge in Auge, befanden und in diesem Atom einer Minute durchzuckte Alexander der Gedanke, die berauschende Überzeugung: Großer Gott, sie liebt Dich! Wie hatte sie ihr Auge in das seine gesenkt, wie hatte ihr warmer Hauch ihn gleich einem Seufzer gestreift, wie zauberte sie, sich von ihm zu lösen.

Verwirrt, betäubt von seinen Wahrnehmungen, folgte er ihr langsam in das Haus.

Weder Lattmanns gut gemeinte Kaffeeeinladung, noch die Besichtigung der Wirtschaft, der Fohlen, sowie die Begutachtung einiger Pferde, vermochten Alexander aus dem traumhaften Zustande zu wecken, in den ihn das Unfaßbare, was er wahrzunehmen geglaubt, versenkt hatte. Er fand keine Muße nach-

Digitized by Google

zudenken, sich zu sammeln und so blieb etwas Unklares, Verwirrendes in ihm, das er Mühe hatte, nicht durchblicken zu lassen.

Beim Abreiten hob der Graf selbst seine Nichte auf das Pferd; es war kühl und dämmerig geworden, man ritt schlank vorwärts, und Alexander kam nicht mehr in nähere Berührung mit Stephanie, aber er erinnerte sich jetzt an manchen Augenblick ihres Zusammenseins, in dem sie ihm Gunst bewiesen.

Endlich war er allein in seinem Zimmer, allein mit seinen Gedanken, die ihn nun wunderlich umgaukelten.

Anna — sie war auf alle Zeit für ihn verloren; vermutlich würde er sie nie wiedersehen. Sie wohnte noch immer in aller ihrer keuschen Anmut in seiner Seele, dies liebe, schlichte hausfrauliche Wesen, so ruhig und verständig und doch so warm und sorgsam — vergessen konnte er sie nie!

Dagegen Stephanie, welch seltsam reizvolles Geschöpf! So vornehm und exklusiv in der Erscheinung und doch in der Rede wie ein flotter Gesell. Anscheinend stumpf und gelangweilt, dann wieder aufsprühend in verhaltener Leidenschaft, hinreißend und prickelnd. Sie war schön, umworben, sie stand gleich einer Königin in ihrem Kreise. Blendender Glanz erfüllte sein Auge, wenn er zu ihr aufsah und sie — sie zeigte ihm Neigung! War es möglich — keine Selbsttäuschung — kein eitler Trug seiner Sinne? Immer wieder rief er sich seine Begegnungen mit ihr in das Gedächtnis zurück.

Alexander fühlte sich schwindeln, was würden die nächsten Tage bringen?

Auch Stephanie kam erregt von dem heutigen Zusammensein mit Alexander nach Hause. Sie war keineswegs, wie sie erwartet, durch den zerstreuenden Besuch der jungen Offiziere von ihrer Neigung zu dem weit unter ihr stehenden Manne geheilt worden. Alexander hatte jeden Vergleich siegreich ausgehalten, und jetzt, wo sie im Verhältnis zu dem früheren bewegten Kreise wähnen konnte, mit ihm allein zu sein, ließ ihre Selbstbeherrschung nach, ihr Stolz half ihr nicht mehr, sie fand zum ersten Male etwas Unerfüllbares zu wünschen, das sie nun doch mit aller Kraft erstrebte. Sie sah nur ihn und wollte nichts als ihn. Ihr Wohlgefallen an seiner Persönlichkeit war unbegrenzt, sie vergaß alles um sich her, wenn sie ihn nur anschauen konnte. Sie dachte wohl mit Goethe: Ich liebe Dich, doch was geht's Dich an! Aber sie irrte sich, ihre selbstgewisse Sicherheit reichte nicht so weit; sie fing an, sich nach seiner Gegenliebe zu sehnen.

Und konnte sie nach allen ihren bisherigen Erfahrungen daran zweifeln, diese bei dem Untergeordneten zu finden? Nein — o nein! Heute glaubte sie sich überzeugt zu haben, daß er sie wieder liebe. Er hatte gezittert und die Farbe gewechselt, als er sie vom Pferde gehoben und war den ganzen Nachmittag nicht mehr aus der Verwirrung gekommen.

Wie fand sie für ihn die Gelegenheit zu einer Aussprache? O, sie würden unbeschreiblich glücklich sein! — Das Geständnis der Liebe wollte sie von seinen Lippen lauschen. — Fort mit aller Pein der Gegenwehr! — Sie überflog die bestehenden Schranken, wer würde auch etwas von ihrer Schwäche erfahren? Dies alles wogte in unklaren Strömungen durch ihre Seele, reizte und trieb sie, sie dachte nicht daran, wie weit und wohin.

Am andern Morgen traf die Baroneß Alexander im Stalle. „Der Schimmel steht auf Druse," meldete er.

Sie trat in die Box; richtig, Brillant, der sich sonst immer nach ihr umsah und feurig umherblickte, ließ den Kopf hängen und hustete kurz.

Stephanie streichelte den Liebling und kam dann in den Gang zurück; Alexander meinte: „Er ist gestern vielleicht etwas warm geworden und hat auf dem Wieshofe einen zugigen Stand gehabt."

Stephanie sah wie abwesend zu Alexander empor. Dann sagte sie gepreßt mit scheuem Umherblicken: „Ich muß heute abend noch einmal Nachricht über meinen Schimmel haben. Kommen Sie gegen neun Uhr — durch das Pförtchen in den Park — über die Terrasse in mein Zimmer." — Sie hatte dies alles halblaut hervorgestoßen, dann ein flüchtiges, fragendes Aufblicken.

Er verneigte sich; er hatte sie ganz verstanden, sie sah es an seinem überraschten und bewegten Ausdruck. Nun wandte sie sich hastig ab, dunkle Röte lief ihr vom Gesicht über die kleinen Ohren und den schlanken Hals und dann verließ sie raschen Schrittes den Stall.

Sie brachten beide den Tag in fast unerträglicher Spannung zu.

Endlich sank die Dämmerung herab; er hatte seine Tagesgeschäfte beendet, der Abend war da. Vom Nachtessen mit den beiden Gefährten erhob sich Alexander, den innere Unruhe trieb, früher als gewöhnlich und sagte: er wolle noch einmal nach dem Schimmel sehen, um den die Baroneß sich sorge.

„Ein frommer Knecht war Friedolin,"

deklamierte Blume hinter dem Abgehenden her.

Des Scheines halber und um die Zeit bis gegen neun Uhr hinzubringen, ging Alexander wirklich in den Stall hinüber. Er wußte, daß man im Schlosse um acht Uhr soupiere, daß sich nachher der Graf mit seiner Schwester zu einem Spiel, einer Partie Schach oder Karten, niedersetze. Stephanie hörte man um diese Zeit oft im Salon am Flügel wilde, leidenschaftliche Accorde ausströmen, die in der abendlichen Stille zum Verwalterhause herüberdrangen.

Die halbe Stunde, bis es für Alexander Zeit war, den geheimnisvollen Gang anzutreten, wurde zur Pein für ihn. Alle seine Erfahrungen mit Stephanie drängten sich ihm wieder ins Gedächtnis. Was wollte sie von ihm? Konnte er der wechselnden Laune dieses ewig schillernden Wesens trauen? Wie würde sie ihn empfangeu? Verleitete ihn nicht eine eitle Überhebung, in dieser Bestellung mehr zu sehen als einen ganz gewöhnlichen Auftrag von der Herrin an den Diener? Wenn er ausgeredet hatte, würde sie ihn hochfahrend entlassen. Nein, nein, er irrte nicht, es hatten sich doch geheime Fäden zwischen ihnen geschlungen! —

Digitized by Google

Endlich — endlich war es Zeit zu gehen. Alexanders Herz klopfte stürmisch, als er durch die kleine Thür in der Mauer den dunklen Park betrat. Schwer und voll feuchter Abendnebel hing die Luft über den fast entlaubten Bäumen, von denen noch immer die Blätter herabflatterten und im Wege raschelten. Modriger Duft stieg von den Rasenplätzen auf, die Schatten von Busch und Baum, schwarz in Schwarz gemalt, unterschieden sich nur wenig, selbst nachdem das Auge an das spärliche Licht gewöhnt war — von den hellen Kieswegen und den fahlen regenschweren Wolken.

Alexander lehnte an einem Baum und beobachtete Stephanies Fenster im Hochparterre neben der Terrasse. Er unterschied hinter den durchsichtigen Gardinen die hängende Lampe und eine schlanke Gestalt, die sich unruhig hin und her bewegte; jetzt ließ sie ein paar dichte Rouleaus herabfallen.

Mit verhaltenem Atem und laut pochendem Herzen stieg Alexander die Treppe zur Terrasse hinan und klopfte an die bekannte Thür zur Seite. Es wurde von innen geöffnet, und er überschritt die Schwelle. Stephanie stand ihm gegenüber. Bleich vor Spannung sahen sie sich einander in die Augen. Die Baroneß schloß ihre Thür, dann kam sie zu ihm zurück.

„Nun, der Brillant?“ sagte sie halblaut, atemlos vor Erregung.

„Der Zustand scheint mir wenig verändert.“

Eine schwüle Pause trat ein. Endlich fragte sie mit zuckenden Lippen: „Alexander, haben Sie mir weiter nichts zu sagen?“

„Baroneß, wenn ich es dürfte?“

Ein tiefer Atemzug hob ihre Brust, ihr Auge flammte ihn an, die großen, weißen Zähne blinkten bei dem verheißungsvollen Lächeln ihrer vollen Lippen: „Es muß einmal herunter von der Seele, es erdrückt mich: ja, ich liebe Sie, Alexander!“

„Stephanie! Herrliche!“

Sie lag an seiner Brust, seine Arme umschlossen sie und glühende Küsse wurden getauscht.

„Ist es möglich — Sie, Baroneß — Sie lieben mich — mich, den armen Verwalter — den Diener Ihres Onkels — o wie reich, wie unaussprechlich glücklich machen Sie mich!“

„Alexander, schöner, holder, lieber Mann, ich kann nicht anders!“ Und wieder tauschten sie warme und zarte Liebkosungen, nannten sich mit zärtlichen Namen und vergaßen die Welt um sich her.

Da besann er sich, er fuhr sich mit der Hand über die Stirn. Großer Gott, wie war dies möglich? „Du liebst mich wirklich, Du willst mein sein?“ stammelte er, „was wird Deine Mutter, was wird Dein Onkel sagen?“

„Ach, laß sie,“ flüsterte Stephanie an ihn geschmiegt.

„Verzeih, Geliebte —“

„Was sollen uns die?“

„Sie müssen doch wissen — müssen doch ihre Einwilligung geben.“

Stephanie blickte lächelnd zu ihm auf: Ihre Einwilligung? Wozu — weshalb?“

Er suchte sich zu besinnen, den Rausch abzuschütteln, was wollte sie? Warum dies Ausweichen? „Verstehe doch,“ sagte er leise, Befremdung im Ton, „wie dürfte ich wohl Deine süße Hingabe ohne Berechtigung ferner genießen? Es hieße Dich berauben. Aus dieser Stunde kann doch nichts anderes folgen, als unsere Verbindung.“

„Wie nüchtern Du bist — wie Du mich aufscheuchst —“

„Stephanie, ich bitte Dich —“

„Es ist grausam!“

„Ich möchte ja nur unsere Zusammengehörigkeit bestätigen.“

„Geh, Du bist kalt!“

„Es darf doch nicht anders sein!“

„Vielleicht rechnest Du gar?“

„Willst Du mich beleidigen?“

Sie raffte sich auf, sah ihn groß an und sagte hart: „Sieh's doch ein, Alex, ich kann nun und nie Madame Tonnemacher heißen! So lieb Du bist, so leidenschaftlich ich an Dir hänge, das ist unmöglich. Warum mir solche kolossale Dummheit zumuten — ich habe nie daran gedacht.“

Starr und ernüchtert sieht er sie an. Zorn bebt in seiner Stimme, seine dunklen Augen blitzen über sie hin und rauh stößt er hervor:

„Der Name, den ich Dir geben kann, bereitet Dir Entsetzen! Meine ehrlich Dir gebotene Hand ist Dir zu arbeitshart — meine Lebensstellung zu gering! Ich bin Dir gut genug als Spielzeug; zur Abwechselung soll ich Deinem übersättigten Leben neuen verstohlenen Genuß und Reiz geben! Dazu, Baroneß,“ — er richtet sich hoch auf und steht in stolzer Männerschönheit da — „dazu fühle ich mich zu gut!“

„Alexander!“ ein unterdrückter Schrei.

„Wollen Sie morgen Ihre Verlobung mit dem Verwalter Tonnemacher veröffentlichen, Baroneß? Ich will Ihre Küsse nicht ohne redliche Gegengabe genossen haben — wollen Sie das, so bin ich der Ihre für das Leben, sonst —“

Sie ringt in schwerem Seelenkampfe: „Holder, süßer Mann, trage doch den Verhältnissen Rechnung!“

„Verschmähen Sie für Ihre Gunst die Gegengabe meines Eheringes, Baroneß, so bleibt mir nichts übrig, als von hier zu scheiden, da ich ja außer stande bin, Ihren Ruf, Ihre Ehre, die Sie mir gegenüber auf das Spiel setzen, mit meinem Namen herzustellen.“

Er wendet sich kurz und erreicht die Thür.

Sie ruft ihm flehend nach: „Alexander, geh nicht! Nicht so, nicht so!“ Er aber läßt sich nicht halten, empört, tief verletzt von ihrem ganzen Wesen, stürmt er davon und in den dunklen Park hinaus.

Einige Schritte läuft er in die Nacht hinein, dann schlägt ihm Gebüsch ins Gesicht und er muß sich besinnen, um zu erkennen, wo er ist und wie er nach Hause finden kann.

Zornige Gedanken erfüllen ihn. Wie schwer enttäuscht kehrt er zurück. Eine begehrliche und doch hochmütige Seele hatte ihm aus Stephanies Augen entgegengestarrt. Sie verlangt mit aller Glut ihrer Sinne nach ihm und weicht doch zurück vor seiner

Digitized by Google

redlich gemeinten schlichten Werbung. Aber liebt denn er sie rein und selbstlos?

Als Alexander auf seinem Zimmer ankam, dachte er mit Abscheu an das eben genossene Glück, das mit einer so bitteren Demütigung endete. Sie liebte ihn, sie war erfüllt von seinem Bilde, durchglüht von dem Verlangen zärtlicher Hingabe und doch schämte sie sich seiner vor der Welt. Er glaubte, daß sie ihn auch jetzt noch verleugnen werde, um keinen Verdacht, als stehe sie zu ihm in irgend einer Beziehung, aufkommen zu lassen.

Alexander fühlte deutlich das Unwürdige eines solchen Verhältnisses. Sein Stolz erhob sich dagegen, er wollte ihr keine Gelegenheit geben, ihn wieder allein zu sehen, wollte jeder Lockung ausweichen. Es folgten Stunden, in denen er Stephanie haßte und sie der erbärmlichsten Äußerlichkeit beschuldigte. Er sagte sich, daß er ihr genügende Beweise seiner ausreichenden Bildung, seiner geistigen Ebenbürtigkeit gegeben habe, daß er aber immer für sie der Verwalter Tonnemacher, der Gärtnerssohn, geblieben sei und das erboste ihn gegen die Hochgeborene. Versunken waren alle seine Hoffnungen, die Zukunft lag wieder undurchdringlich dunkel vor ihm und erfüllt von Bitterkeit ging er der Baroneß aus dem Wege. Aber es hätte seines Ausweichens kaum bedurft. Stephanie hielt sich zurück und kämpfte auf ihre Art.

Etwa acht Tage später langte ein Telegramm von Hugo aus San Remo an, das den Tod seiner Mutter meldete. Wie der letzte Brief schon angedeutet, war der Kranken die Übersiedelung aus dem Engadin an die Riviera für ihre schwachen Kräfte zu viel geworden. Man hatte den Zustand der Gräfin ja lange als hoffnungslos angesehen, allein jetzt war der schwache Funken nun doch früher erloschen, als man gefürchtet.

Graf Eikstein überlegte, ob er hinreisen solle; er fragte telegraphisch bei Hugo an, dieser antwortete, er werde die Überführung der Leiche ohne Hilfe allein anordnen können, der Vater möge ihn, sobald der Sarg mit seinem Begleiter unterwegs sei, in Wolfsfelden erwarten, er kehre mit Tante Adele und der Jungfer heim, um zur Beisetzung da zu sein.

Der Graf versandte die Todesanzeigen und ließ alle Vorkehrungen zur Leichenfeier treffen.

Das eingetretene Ereignis war schon zu lange Zeit vorher geahnt worden, um nun noch so stark wie ein plötzlicher Todesfall zu wirken. Die zunächst Betroffenen, der Witwer und die Söhne, ertrugen den Verlust in der ihnen zukommenden Form, mehr oder weniger erschüttert. Die seit vielen Jahren leidende Frau hatte sich den Ihrigen entfremdet.

Hugo war mit seinen Gefährtinnen in Wolfsfelden angelangt, andern Tages kamen auch Hans Malte und andere Verwandte zur Beisetzungsfeierlichkeit. Jetzt war die engste Familie beisammen und nun langten auch die sterblichen Reste der Schloßherrin an.

Ein trüber Tag Ende Oktober. Auf dem Hofe von Wolfsfelden fuhren rasch nacheinander die Equipagen der umwohnenden Gutsbesitzer vor, Herren in schwarzen Anzügen, dann und wann von einer in Trauer gekleideten Dame begleitet, stiegen aus und wurden von Dienern in schwarzen Handschuhen und den unter Flor verhüllten Tressen empfangen. Zur Seite hielt ein prächtiger Leichenwagen mit vier schwarzen Pferden bespannt, schwarze Decken und Gehänge, silbergestickte Wappen und nickende schwarze Federn wohin man sah. Auf diesem Wagen sollte der Sarg in die Familiengruft gefahren werden, die sich in einem abgelegenen Teile des Parks befand.

Im großen Gartensaale des Schlosses, dessen nach der Terrasse gehende Glasthüren gegen das Eindringen des trüben Tageslichtes verhängt waren, stand in der Mitte der von Blumen und hohen silbernen Armleuchtern mit brennenden Lichtern umringte Katafalk, auf dem sich der prächtige, mit einer Fürstenkrone geschmückte Sarg befand. Die Verewigte war eine geborene Fürstin Sayn-Brandenstein gewesen. Der Geistliche mit dem Grafen Wolf und Hugo und einigen männlichen Verwandten befand sich noch in einem Nebenzimmer, dessen Thüren offen standen. Auch die hohe Flügelthür nach der Halle, auf der alle Dienerschaft sich versammelt hatte, war weit geöffnet.

Hans Malte empfing im Saale die ankommenden Gäste, die sich, bei flüsternder Unterhaltung, auf der einen Seite des weiten Raumes aufstellten.

Die verwandten Damen befanden sich noch in den Gemächern des ersten Stocks, auch die Baronin Godolla-Freienthal war mit ihrer Tochter oben in Cousine Adelens Zimmer.

Der Hausmeister Alberts sollte die Damen benachrichtigen, wenn unten alles bereit sei und dann wollten sie in einem Zuge hinuntergehen. Es waren noch eine alte Fürstin Brandenstein, Tante der Verstorbenen, mit ihrer Tochter und ein paar Cousinen Eikstein angekommen.

„Ich habe Eure rothaarige Jungfer noch eben auf dem Gange gesehen, Tante Adele," sagte Stephanie, „schicke sie doch in die Halle zu der übrigen Dienerschaft hinunter."

Fräulein Adele Freienthal, die Cousine von Stephanies Vater, eine gutmütige alte Dame, erwiderte: „Das Bärbchen ist der teuren Entschlafenen so lieb gewesen, daß sie wohl ein besseres Plätzchen im Trauergeleit einnehmen darf."

„Du meinst, die unangenehme Person sollte mit uns gehen?"

„Nach uns, Kind, als Gefolge."

„Unsinn, eine Kammerkatze mit den nächsten Angehörigen!"

„Die liebe Fürstin hat für ihre alte, treue Friederike auch um einen etwas besseren Platz gebeten, nun dachte ich —"

„Laß doch gut sein, Stephanie," warf die Mutter ein, „es macht sich nicht übel, wenn die beiden Dienerinnen, die hier im Schlosse fremd sind, sich uns anschließen — nun ja nur ruhig — in einem kleinen Abstande uns folgen; ich will Alberts dahin instruieren, daß es so eingerichtet wird."

Es sah höchst feierlich aus, als die Reihe der in schleppende Trauergewänder gekleideten Damen mit ihren lang hängenden Kreppschleiern paarweise

Digitized by Google

die Treppe herabkam. Stephanie mit dem jüngsten Fräulein von Eikstein waren die letzten, ihnen nach trippelte die dicke Brandensteinsche Friederike und neben ihr ging oder schwebte die überschlanke Bärbe Tonnemacher. Sie sah viel anständiger und zierlicher aus als früher, das krause, kupferrote Haar war geschickt frisiert und das schwarze Trauerkleid mit der dicken, schwarzen Krepprüsche um den elfenbeinweißen Hals stand ihr gut. Die unruhigen Augen fuhren noch ebenso umher wie früher. Bedienstete des Grafen standen auf beiden Seiten der Flurhalle, einen breiten Durchgang freilassend.

Stephanie nahm schon von fern die Gruppe der Verwalter, nahe vor dem Eingange in den Saal, wahr. Sie wollte nicht hinsehen, aber sie mußte, ihre Auge lechzte nach seinem Anblick, hatte sie ihn doch seit jenem Abend in ihrem Zimmer noch nicht wieder in der Nähe gesehen. Unter gesenkten Wimpern blickte sie verstohlen zu ihm hinüber.

Wie seine stattliche Gestalt unter den andern hervorragte; wie ernst, ja finster er aussah! Sie hätte in diesem Augenblicke eine Welt darum gegeben, ein Lächeln auf seine Züge zaubern zu können.

Da — was war das? Hinter Stephanie hervor flog das geschmeidige, schlangenartige Geschöpf, die Zofe der Verstorbenen, und warf sich mit einem Freudenlaut an Alexanders Brust.

Stephanies Fuß wurzelte am Boden, ihr Atem stockte, sie unterschied nichts mehr, Schwindel kam über sie, der Saal, das feierliche Schwarz, das glitzernde Silber, die Lichter tanzten und drehten sich vor ihren Augen, sie wankte und brach auf der Schwelle des Trauergemachs ohnmächtig zusammen; sie würde lang hingeschlagen sein, wenn man ihr nicht von allen Seiten zu Hilfe gekommen wäre.

Die Mutter und Hans Malte führten die Schwankende in ein anderes Zimmer, wo sie aufs Sofa sank und unter der Obhut ihres rasch herbeigeeilten Kammermädchens blieb, während die Baronin mit ihrem Neffen zur Trauerfeierlichkeit zurückkehren mußte.

„Habe gar nicht gedacht, daß die schneidige Stepha Nerven hätte und so viel von meiner Mutter hielte," flüsterte der Lieutenant.

Die Tante sah ihn mit einem dankbaren Blick an: „Ja, sie hat die arme Verstorbene unendlich geliebt."

„Ein gutes Tierchen, die Stepha."

Flüsternd wurde der jungen Baroneß große Zärtlichkeit für die Verstorbene und ihr überwältigender Schmerz hier und da besprochen.

Alexander hatte die Schwester von sich geschoben: „Was soll die Komödie?" raunte er ihr zu.

Ja, es war so, in ihren listigen Augen lauerte der Schalk. Es reizte sie unwiderstehlich, ihn, der so herrenmäßig aussah, durch ihre öffentliche Umarmung bloßzustellen.

Auch Alberts war rasch herzugetreten, hatte die Zofe unsanft am Arm genommen und zurechtgewiesen.

„Soll ich meinen Bruder nicht begrüßen dürfen, den ich lange nicht gesehen habe," murrte sie laut genug, um von den Zunächststehenden gehört zu werden.

Im übrigen verlief die Feierlichkeit ohne weitere Störung.

Es war Stephanie berichtet worden, daß der Verwalter Tonnemacher in dem rothaarigen Kammermädchen der hochseligen Frau Gräfin seine Schwester gefunden habe, doch scheine er nicht sonderlich erfreut. Diese Kunde entfesselte neue unsäglich bittere und peinliche Gefühle in der stolzen Baroneß Seele. Abscheulich, diese widerwärtige Person seine Schwester. Doch war auch etwas in dieser Kunde, das sie beruhigte. Denn nun konnte sie sich ihm gar nicht verbinden, es war unmöglich, sie wollte und mußte ihre Leidenschaft niederzwingen, koste es was es wolle!

Die Gäste hatten das Schloß verlassen, nur Hans Malte war noch da. Hugo war leidend, er sollte mit dem Bruder nach Berlin gehen, um einen berühmten Arzt zu konsultieren und konnte sich hier jetzt nicht trennen, da Stephanie freundlicher gegen ihn war, als vor seiner Reise. Der schwache, gebeugte junge Mann sonnte sich in den Strahlen der Huld, die das geliebte Mädchen ihm spendete. Unwirsch, abweisend und launenhaft war sie dazwischen doch, aber dies hielt ihn um so mehr in Spannung.

Einige Tage nach der Beisetzung der Gräfin wollte die Baronin Freienthal mit ihrer Tochter durch ein selten benutztes Vorzimmer gehen, als sie nach wenigen Schritten erschrocken stehen blieb. Halb versteckt von dem schweren Vorhange, der das wie in einer Nische liegende Fenster umgab, stand Hans Malte und hielt das rothaarige Zöschen der Verstorbenen in seinen Armen. Das Paar schmiegte sich, beschämt durch die Überraschung, nur noch fester miteinander in die Ecke. Stephanie meinte indes wahrzunehmen, daß die Augen des Mädchens gar nicht verlegen, sondern spöttisch zu ihr herüberblitzten.

„Hans Malte!" rief die Tante mit unwillkürlichem Ausdruck ihrer Entrüstung. „Hier in einem Trauerhause!" Die Baroneß hatte, so rasch sie konnte, das Zimmer verlassen und nun folgte ihr auch die Mutter. Sie fand Stephanie in wilder Erregung, das leidenschaftliche Temperament des Mädchens brach sich ungezügelt Bahn.

„Dies ist eine Schande, eine Gemeinheit!" rief sie und schritt mit geballten Händen und wild funkelnden Augen fassungslos hin und her. „Mit dieser nichtsnutzigen Person bleibe ich keinen Tag mehr unter einem Dache!"

„Ja, ja, Stephanie; ich halte dies auch für eine Verirrung, für eine Rohheit der Empfindung."

„Geh sogleich zu Onkel Wolf, sonst thue ich es!"

„Es wird das Beste sein."

„Sie müssen beide fort und Hugo reist mit ihm — welch eine Erleichterung!"

„Ich hoffte, Dein Gefühl für Hugo —"

„Mitleid, nichts als Mitleid —"

Die Mutter sah ihr erregtes Kind mit eigenem Ausdruck an, sollte Stephanie anfangen, sich für Hans Malte zu interessieren? Dann konnte sie ja ihrer anderen unseligen Verirrung Herr werden.

Der Graf hörte die Klage seiner Schwester ruhig an. „Ja, Jugend kennt keine Tugend; aber

Digitized by Google

Du hast recht, Ida, man muß dem Skandal vorbeugen und die beiden Leichtsinnigen entfernen."

Graf Eikstein sprach mit seinem Sohne, der selbst froh war, wenn er vorläufig weder der Tante noch der Cousine vor die Augen zu treten brauchte und bereitwillig seine Verbannung entgegennahm, er hätte ohnehin nicht lange mehr bleiben können. Anders stand es mit Hugo, er willigte ungern ein, den Bruder zu begleiten, was der Vater wünschte, um womöglich ein Zusammengehen seines Jüngsten mit der leichtfertigen Rothaarigen zu hindern. Hugo wurde, so schwer er sich losriß, eigentlich doch durch triftige Gründe zur baldigen Abreise bestimmt; seine Gesundheit fing an, ihm ernstliche Sorgen zu bereiten und er sehnte sich nach Trost und Hilfe. Sollte das Leiden seiner Mutter auf ihn übergegangen sein? Manche Anzeichen sprachen dafür.

Mit der Zofe verhandelte nur der Hausmeister, sie erklärte schnippisch, daß sie sich nichts Besseres wünsche, als das langweilige Wolfsfelden möglichst bald zu verlassen, erhielt ihren Lohn und ein besonderes Geldgeschenk als Vermächtnis ihrer Herrin, packte ihre Sachen binnen einer Stunde und wurde dann zu einer entfernteren Station befördert als die war, von der die Brüder am andern Morgen nach Berlin abreisten. Bärbe nahm ein Billet nach Frankfurt und verabschiedete sich lachenden Mundes von Alberts, der auf des Grafen Wunsch mit ihr gefahren war.

Alexander hatte sich geweigert, die Schwester zu begleiten, was seine Bekannten sehr hochmütig fanden, er aber hegte einen tief eingewurzelten Groll gegen dies leichtfertige, arglistige Geschöpf, das sich seine Schwester nannte und ihm seit den Jugendtagen entgegen gewesen war.

Als die Baronin Freienthal nach einiger Zeit ihre Übersiedelung ins Berliner Winterquartier zur Sprache brachte, rief Stephanie warm: „Wie können wir Onkel Wolf jetzt verlassen, Mama? Es wäre sehr unrecht gegen ihn!"

„Tante Selma war ja nie im Winter hier."

„Aber jetzt ist er in Trauer und gebeugt."

Die Mutter schüttelte bekümmert den Kopf; ihre alte Befürchtung trat wieder in den Vordergrund. Sollte sie Stephanie warnen? Nein, sie wollte nicht daran rühren, es war besser, zu schweigen. Vielleicht fand sie auch nicht den Mut, ihrer überlegenen Tochter ein Wort der Frage oder des Vorwurfs, wegen des eigentlichen Gegenstandes, der sie hier fesselte, zu sagen.

Aus Berlin langten ungünstige Nachrichten über Hugos Befinden an. Der berühmte Arzt, den der junge Graf konsultiert, hatte erklärt, es erscheine dringend geboten, daß der Patient den Winter in einem andern Klima zubringe. Hugo, erregt von dem elenden Zustande, in dem er die Mutter unter dem blauen Himmel Italiens hatte hinsiechen sehen, erklärte Davos den Vorzug geben zu wollen und war mit seinem treuen Kammerdiener bereits dahin abgereist. Diese Nachricht lastete auch auf dem Gemüte Graf Wolfs von Eikstein und es erschien glaublich, ja geboten, daß Schwester und Nichte zu seinem Trost noch einige Zeit in Wolfsfelden blieben.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Die Familie Rosenau war nun wieder in Rabinsko eingerichtet, das, je weiter die winterliche Jahreszeit vorschritt, um so unheimlicher und öder für die Bewohner wurde.

Die Ernte war nicht sonderlich ausgefallen, die Preise blieben trotzdem noch niedrig und nur mit Mühe hatte Rosenau die um Michaelis fälligen Zinsen der Gutshypotheken und die Löhne zu zahlen vermocht. Einiges Vieh wurde verkauft, so hielt man sich hin. Sobald die Preise steigen würden, sollte der größere Teil des Korns verkauft werden, mit dessen Ertrag man dann um Neujahr seinen Verpflichtungen nachkommen wollte.

Diese äußeren Verhältnisse waren nicht danach angethan, Heiterkeit und Behagen in der Familie zu verbreiten, die innere Stimmung gegeneinander lastete jedoch noch schwerer auf den Gemütern.

Der Kommerzienrat, der anfing, in ernste Sorge um seine Lage, seine Zukunft zu geraten, hatte schon mehrfach heftige Zusammenstöße mit seinem Sohne gehabt, dem er schuld gab, ihn aus sorgenfreier Behaglichkeit aufgescheucht und in diese fatale Klemme gebracht zu haben. Oskar, ebenso gereizt und unzufrieden wie jener, ward bei dem kleinsten Anlaß heftig gegen den Vater und hielt ihm seine zurückgegangene Verlobung vor, an der des Alten Übergriff allein die Schuld trage.

Nach solchen unangenehmen Berührungen gingen sich Vater und Sohn tagelang aus dem Wege, sprachen kein Wort miteinander und schufen der Mutter und Liesbeth traurige Stunden. Beide suchten, so viel sie konnten, zu vermitteln und verbargen das eigne Mißvergnügen, um nicht neuen Anlaß zu aufregenden Streitigkeiten zu geben.

Oskar, der sich immer durch kleine Verkäufe hinter des Vaters Rücken Geld zu verschaffen wußte, reiste, wenn die Gereiztheit im Familienkreise ihm zu arg wurde, nach Bromberg oder Thorn, die beide von der Rabinsko zunächst liegenden Eisenbahnstation Inowrazlaw leicht zu erreichen waren. Hier suchte er sich durch allerlei Ausschweifungen für die Langeweile und die Verdrießlichkeiten daheim schadlos zu halten.

Der Winter war mit rauhem Wetter, Sturm und Kälte eingetreten. Hoher Schnee bedeckte die öde Landschaft und lag auf den Mauern, Vorsprüngen und Dächern der Gebäude. Das alte Schloß sah sehr malerisch aus unter diesen frisch aufgesetzten Lichtern, aber die Bewohner fühlten sich nur um so mehr wie Gefangene. Freilich ward der Verkehr zur Station durch eine herrliche Schlittenbahn erleichtert, aber man benutzte sie doch nur selten.

Da der Neujahrstermin herankam, hatte man nach vielen im Familienkreise geführten Überlegungen das Gebot eines Getreidehändlers für das lagernde

Digitized by Google

Korn angenommen und die Zahlung bei einem Bankier in Posen vereinbart. Oskar wollte hinüberfahren, es waren nur zwei Stunden mit dem Schnellzuge von Inowrazlaw, um das Geschäft abzuwickeln und über das Geld zu verfügen. Ein Teil wurde notwendig in Rabinsko gebraucht, ein anderer sollte nach Thorn überwiesen werden, und der Rest mochte in Posen, bei dem dortigen zuverlässigen Bankier bis zum neuen Jahre verbleiben.

Oskar verließ in der übelsten Laune das Schloß. Er hatte sich noch in der letzten Stunde über den Vater geärgert; der Alte hatte ihn wie ein Kind behandelt, er hatte ihn ermahnt, das Geschäft auch ja vorsichtig zu betreiben, nichts von dem vielen Gelde zu verlieren oder zu verthun. Ja, wäre der Alte nicht durch Unwohlsein verhindert gewesen, so würde er vielleicht noch im letzten Augenblick statt seiner gegangen sein.

Niemals, sagte sich Oskar murrend, würde er unter diesen elenden Verhältnissen, die er sich da selbst geschaffen hatte, aufatmen können! Wann würde er endlich freier Herr seines Thuns sein und sein Leben ungebunden genießen? Vermutlich erst dann, wenn er alt war und wenn ihm nichts mehr schmeckte.

In Posen auf dem Bahnhofe traf Oskar mit einem Bekannten aus der Schulzeit zusammen. Ludwig Mielke war Architekt und arbeitete hier als Bauführer bei einem Unternehmer. Er war immer ein lustiger Gesell gewesen, der gern „blau machte" und nur durch die zwingende Notwendigkeit des nicht anders Könnens in den Schranken des soliden Staatsbürgers gehalten wurde.

Es labte Oskars Eitelkeit, von der „Herrschaft" Rabinsko zu sprechen, von seinem alten Starostensitz und von dem Geschäfte, das ihn herführe.

Zwanzigtausend Mark für verkauftes Getreide, dachte Mielke, alle Wetter, der Faulpelz hat Glück, wälzt sich ja im Golde!

„Du wirst doch hoffentlich nicht stolz auf Deinen Mammon sein, Rosenau," sagte er neckend, „und Dich noch wie andere bescheidene Sterbliche rechtschaffen amüsieren können?"

„Na, wäre nicht abgeneigt, ist hier denn was los?"

Nun berichtete der Freund, während sie den ziemlich weiten Weg vom Bahnhof in die Stadt zurücklegten — es plauderte sich besser im Gehen als im Fahren — von allen Verhältnissen und Gelegenheiten zur Unterhaltung, die es in Posen gab. Der zoologische Garten, Schweizerhaus, Eichwald, alles nichts im Winter. „Das Stadttheater am Wilhelmsplatz, nun ja, die Operetten ganz nett. Das Sommertheater ist geschlossen. Aber im polnischen Theater gastiert augenblicklich eine Spezialitäten-Gesellschaft, die nicht übel ist."

„Sind hübsche Weiber dabei?"

„Natürlich mehrere, braune und blonde. Den größten Anklang findet eine Italienerin, mit Haaren wie altes Gold, in ihren graziösen Kraftproduktionen auf dem fliegenden Trapez."

„Ist sie schön?"

„Geschmackssache. Eine dünne, geschmeidige Person, diese Signorina Barberina Tonnero, gewöhnlich die Goldfliege genannt, soll sehr keck und nicht allzu spröde sein."

„Wir könnten uns den Zauber ansehen und nachher, wenn es der Mühe lohnt, ein kleines Souper mit Damen, natürlich auf meine Rechnung. Du weißt vielleicht noch den einen oder anderen fidelen Kumpan, der kein Kostverächter ist und mitthun möchte?" Mielke wußte genug solcher Freunde.

Man war ins Hotel gekommen und speiste zusammen, für Oskars Geschäft war es nun doch schon zu spät; also saßen sie bei der Cigarre, tauschten Schulerinnerungen aus und gingen, als es Zeit wurde, in das an der Berliner Straße gelegene polnische Theater.

Die wohlbeleibte Lieder- und Walzersängerin, die Stellungen der blonden Miß Cora auf dem hohen Piedestal und die Antipodenspiele der Schwestern Andersen erregten Oskars Blut. Er hatte in seinem elenden Rabinsko so lange nichts Hübsches und Lustiges gesehen. Wie tief empfand er den Gegensatz! Wie reizend diese gewandten und koketten Weiber, diese rauschende Musik! Die Begeisterung der Zuschauer, die Kundgebungen der leicht erregbaren Polen wirkten so hinreißend und ansteckend, daß Oskar sich in seiner eigensten Lebensluft zu befinden meinte, daß ihn alles, was er sah, entzückte, daß ihm ein wahrer Rausch zu Kopfe stieg.

Das Publikum schien mit besonderer Spannung auf die italienische Goldfliege zu warten. Außerordentliche Vorkehrungen von Seilen und Stangen über den neugierig in die Höhe gerichteten Köpfen erhöhten das Interesse. Die Musik setzte aufs neue ein und nun schwebte, von einem kaum sichtbaren, draußen in Bewegung gesetzten Drahte getragen, die mit Ungeduld Erwartete herein. Händeklatschen, Bravorufen, Hurra — vivat — eviva — Hurra! tönten der schwebenden Gestalt entgegen. Sie war in Goldtricot und weißen Flor gekleidet, im rostfarbenen Haar funkelten Sterne und die leicht und sicher ausgeführten Kunststücke des schlanken Mädchens waren nicht unschön.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Sehnen.

Wo ich geh' und stehe
Bin ich so allein,
Kann nie mehr wie früher
Mit Dir glücklich sein.

Kann nie mehr wie früher
Drücken Deine Hand,
In Dein Auge schauen
Tief und unverwandt;

Wonn'berauscht dann fühlen,
Wie das eig'ne Glück
Mir aus Deinem Auge
Strahlt ins Herz zurück. —

Wo ich geh' und stehe
Fühl' ich mich allein,
Nur mein tiefstes Sehnen
Kann noch bei Dir sein.

A. Eber.

Heimkehr 1871.

Von einem Stabsoffizier.

Friede, Friede!

Endlich sollte dem erschöpften Frankreich die Ruhe wiedergegeben werden, endlich sollten die deutschen Truppen in die Heimat zurückkehren dürfen.

Daß sich die größte Mehrzahl derselben mit inniger Freude dieser süßen Botschaft hingab, war natürlich, aber doch so manchem Kameraden wurde es schwer, das Land des Sonnenscheins und Weins zu verlassen und so manches andere, was ihm noch lieber gewesen war denn Wein und Sonnenschein.

Waren auch die französischen Frauen und Mädchen in ihrer Liebe fürs Vaterland ein Muster für die Frauen und Mädchen aller übrigen Nationen gewesen, hatten sie auch infolgedessen anfangs die Eindringlinge mit haßerfüllten Blicken betrachtet und sie nicht eines freundlichen Wortes für würdig gehalten — die lange Zeit, in der sie gezwungen waren, mit ihnen zu verkehren, hatte ihre Ansichten doch gewaltig schwanken lassen. Einen festen, offenen Sinn, Anständigkeit, gute Sitten und Formen waren dem Feinde nicht abzusprechen; und wer empfindet solche Vorzüge wohl schneller und richtiger als ein Frauenherz! War aber das Eis gebrochen, dann zeigten sich die Französinnen auch gewiß so, wie sie wirklich waren, und auf dem ganzen Erdenrunde wird man nicht häufig diese graziöse Liebenswürdigkeit und warme Offenherzigkeit wiederfinden — Eigenschaften, mit denen sie so ganz die deutschen Sieger zu besiegen wußten.

Obgleich doch schon seit Wochen die Rückkehr der deutschen Truppen aus Frankreich zu erwarten gewesen, wie ein Donnerschlag fiel die telegraphische Nachricht in Beaume les Dames ein, daß morgen früh das Bataillon zum Abmarsche bereit stehen sollte.

Ach, wie viele Abschiedsworte sind an jenem Abende in französischer und deutscher Sprache geflüstert, wie mancher Händedruck ist ausgetauscht worden! Es war gut, daß die langgezogenen, feierlichen Töne des Zapfenstreiches zur endlichen Trennung mahnten, und sollte der Mond doch noch mehr gesehen und gehört haben, so wird er auch gewiß sein Geheimnis treu bewahren.

In richtiger Erkenntnis der Dinge rief denn auch am frühen Morgen die Musik den Bewohnerinnen von Beaume les Dames mit dem deutschen Volksliede: „Muß i denn, muß i denn zum Städtli hinaus" die letzten Grüße zu, und als wir die erste steile Berglehne an den Ufern des Doubs erstiegen hatten, schauten wir zum letzten Male auf den lieblichen Ort zurück und nahmen Abschied auf immerdar.

Ein herrliches Wetter begleitete uns auf den Märschen nach Belfort, wo sich das fünfte Armee-Korps zur Abfahrt nach der Heimat sammeln sollte, und mit Stolz und Freuden durchzogen wir die verschiedenen Ortschaften und Gegenden, welche von der Tapferkeit erzählten, mit der hier die Werderschen Truppen gefochten und gesiegt hatten. Ha, und wie ganz anders klang uns der Name Mömpelgard entgegen — wie ein Gruß aus alter Vergangenheit; wie ein Wiedersehn ertönte das Wort Danjoutin, wo unser Landwehr-Regiment in einem heißen Gefechte seinen Namen in der Geschichte verewigt hatte! Und jetzt schaute die stolze Veste Belfort zu uns hernieder, auf hohem Felsen erbaut, weithin die Ebene beherrschend und bis in die spätesten Zeiten Zeugnis ablegend von der tapferen Verteidigung und der nicht minder achtungswerten Ausdauer der deutschen Truppen. Nächst Straßburg ist während des Feldzuges kein Ort so heimgesucht worden wie Belfort. Waren auch die Granaten der Belagerungsbatterien machtlos an dem starren Felsen abgeprallt, in der Stadt selbst hatten sie um so größere Zerstörung angerichtet; es gab fast kein Haus, welches nicht teilweise zerstört oder gänzlich vernichtet war.

Noch jetzt lag Totenstille über der Stadt, als wenn die Pest in ihr gewütet hätte; unheimlich starrten sich die niedergebrannten Mauern an, Handel und Verkehr lagen gänzlich danieder, und nur in den Kirchen sah man Männer und Frauen, mit blassen, verhungerten Gesichtern, auf den Knieen liegen, welche Gott für die endliche Erlösung von diesen furchtbaren Drangsalen dankten.

Außerhalb der Thore und in den vorgeschobenen Forts, welche von deutschen Truppen besetzt waren, herrschte jedoch mehr Leben und Bewegung. Hier hatten deutsche Kaufleute in kluger Berechnung ihre Buden aufgeschlagen, und waren namentlich die Münchener Bierzelte der Sammelpunkt von vielen Offizieren und Soldaten. Wie auf einem Jahrmarkte schwirrte und schrie alles durcheinander. —

Da mein Bataillon in Danjoutin, einem Dorfe in der Nähe von Belfort, einquartiert war, wo es entsetzlich aussah, so nahmen einige Kameraden Urlaub, um Belfort zu besichtigen und sich zum letzten Male auf französischem Boden an einem guten Diner zu erfreuen. Ich schloß mich denselben an. Wir hatten gehört, daß in der Festung ein Hotel so leidlich hergerichtet sei und beabsichtigten, daselbst zu übernachten, um am nächsten Tage mit dem Bataillon auf dem

Digitized by Google

Bahnhofe zusammenzutreffen, welches um vier Uhr morgens nach der Heimat abfahren sollte.

Der Abstecher nach Belfort schien jedoch wenig lohnend zu werden; die Stadt machte, wie schon erwähnt, einen mehr denn tristen Eindruck und das Diner war schlecht und entsetzlich teuer gewesen. Als wir aber gegen Abend mit verschiedenen anderen Kameraden außerhalb der Festung in einem Münchener Bierzelte zusammentrafen, da erwachte in uns allen noch einmal das ungebundene, freie Feldzugsleben, dem wir nunmehr Valet sagen sollten. Es wurde getrunken und gesungen, gescherzt und gejubelt — es war, als fühlten alle das Bedürfnis, sich noch einmal so recht austoben zu müssen.

Leider dauerte das Vergnügen nicht lange, denn als von der nächsten Wache um 3/4 9 Uhr durch den Hornisten geblasen wurde, stand alles wie elektrisiert auf und stürmte in die Festung hinein. Jetzt erst erfuhren wir zu unserem Schrecken, daß von 9 Uhr abends bis 6 Uhr morgens die Thore geschlossen wären und niemand weder hinein-, noch herausgelassen würde. Que faire! Außerhalb der Stadt war ein Unterkommen während der Nacht eine absolute Unmöglichkeit, und gingen wir in dieselbe hinein, dann saßen wir wie die gefangenen Mäuse in der Falle, und das Bataillon fuhr am anderen Morgen ohne uns in die Heimat ab. Die Sachlage war wirklich sehr unangenehm und nach kurzem Kriegsrat wurde beschlossen, so schleunig als es unsere Beine gestatteten, zum Kommandanten zu eilen und ihn zu bitten, nur einmal eine Ausnahme zu machen und uns am anderen Morgen das Passieren der Festung zu gestatten.

Mit unserer Bitte kamen wir aber schön an. Der Herr Kommandant hatte bereits seine äußere Würde abgelegt, sie mit einem sehr häuslichen Kostüm vertauscht und war eben im Begriff, sich zur Ruhe zu begeben. Ob nun die späte Abendstunde an dem Mißlingen unseres Planes schuld war oder noch andere Gründe mitsprachen — kurz, die wohlwollenden Worte, welche wir zu hören bekamen, waren derartig überzeugend und deutlich, daß wir es auf weitere Auseinandersetzungen nicht ankommen ließen und noch schleuniger als wir gekommen waren von dannen eilten. Kaum hatten wir die Straße erreicht, als auch schon der erste Ton des Zapfenstreiches durch die Luft hallte. Der Angstschweiß trat uns aus allen Poren heraus, und wie ein gehetztes Wild jagten wir durch das Festungsthor, welches der wachthabende Unteroffizier soeben zuschließen wollte. Jetzt aber streikten auch unsere Lungen; wir setzten uns in einen Chausseegraben, um Luft zu schöpfen, und dachten mit Grausen an die vor uns liegende Nacht. Endlich beschlossen wir, uns nach dem Bahnhofe zu begeben, in der Hoffnung, dort vielleicht irgend einen Raum oder Wartesaal zu finden, der uns für das geträumte Nachtquartier im Hotel entschädigen sollte. Aber vergebens pochten und rasselten wir an allen Thüren herum, keine mitleidige Seele erbarmte sich unserer, und nur ein Hoffnungsschein winkte uns in der Gestalt eines Waggons III. Klasse. Wir kamen uns entsetzlich thöricht vor, als wir auch hier die Thüren geschlossen fanden. Doch nun hatte unsere Geduld ein Ende erreicht, und mit dem Ausruf: „Auch der Wurm krümmt sich, wenn er getreten wird!“ zertrümmerte Freund W. die Fensterscheiben, und mit aller Kraftanstrengung kroch einer nach dem anderen in das Innere des Waggons hinein.

Jetzt hatten wir Ruhe. Die harten Holzbänke waren immerhin besser wie die durchweichten Felder, und so manche Nacht war ja noch schlimmer gewesen denn diese! Es dauerte auch nicht lange, da schnarchte dieser, dann jener; gegen Morgen schlief auch ich ein.

Da plötzlich ertönt lauter Trommelschlag, entsetzt fahren wir auf, stürzen an das Fenster und sehen das Bataillon auf den Perron marschieren. Ach, Du heiliges Donner.... Das fehlte noch gerade! Der Gedanke, wie wir ungesehen aus diesem Käfig hinauskommen sollten, war wirklich kein schöner. Aber es blieb uns nichts erspart; der Waggon wurde nicht geöffnet, da das Eisenbahnpersonal mit dem Rangieren des langen Zuges vollauf zu thun hatte, und so mußten wir im Angesichte des ganzen Bataillons diesen infamen Kasten ebenso verlassen, wie wir hineingekommen waren.

„Also deshalb habt Ihr Euch gestern Urlaub nach Belfort genommen, um in dem Dinge da zu übernachten? Na, das Vergnügen konntet Ihr in Danjoutin mindestens ebenso gut haben!“ tönte es uns entgegen. Zerstoßen, zerschlagen, mit entsetzlich verkaterten Gesichtern standen wir da und mußten all die allerliebsten Witze der verehrten Kameraden so lange über uns ergehen lassen, bis das Signal zum Einsteigen erklang.

Wie ein Ameisenhaufen strömt alles in die Waggons hinein. Ein kurzer, schrillender Pfiff, die Lokomotive zieht an, rauschend fällt die Musik mit der Wacht am Rhein ein, brausende Hurras durchtönen die Luft, und wir verlassen den Boden Frankreichs, den wir vor einem Jahre mit ganz anderen Gefühlen betreten hatten.

Straßburg war in schnellem Fluge erreicht, und von jetzt ab gestaltete sich unsere Heimkehr zum Triumphzuge. In jedem Gesicht, ja in jedem Blicke der biederen Landsleute war der Dank zu lesen, den sie unseren Thaten zollten. Auf jeder Station begrüßte uns namenloser Jubel, auf den Haltepunkten wurden wir mit Reden und von weißgekleideten Jungfrauen empfangen, und was uns die braven Leute in ihrer Freude an Bier, Wein und anderen Dingen in unsere Magen und die Waggons packten, geschah in so übergroßer Fülle, daß ein Vertilgen derselben fast unmöglich war.

Mit einer wunderbaren Schnelligkeit und einer Organisation sondergleichen geschah die Bewirtung der Mannschaften. In der Regel hatten sich bereits vor Ankunft des Zuges die Bewohner der Ortschaften auf dem Bahnhofe eingefunden, die Schüler standen mit Bier- und Weinkrügen in den Händen auf dem Perron aufmarschiert. Kaum stand der Zug still, so war er auch schon überfallen, und binnen fünf Minuten gab es keine durstige oder hungrige Seele mehr. Wieder erdröhnten Hurras und Hochs, Abschiedsrufe, Tücherwehen, Gesang, die Musik mit der Wacht am Rhein — alles jauchzte durcheinander. Langsam setzte sich der Zug in Bewegung, und so ging es weiter und weiter — dem heimatlichen Boden entgegen.

Bald waren Lokomotive und die Waggons mit Guirlanden über und über bedeckt, und uns selbst zierten Lorbeer- und Eichenkränze, die schöne Frauenhände uns dargeboten hatten.

Nur dankbare Herzen konnten uns einen derartigen Empfang bereiten, und dankbar wurde er empfunden — als ein wahrer und herrlicher Lohn, wie wir ihn uns schöner nicht hatten denken können.

Zu unserer großen Freude fuhren wir dieselbe Eisenbahntour zurück, welche das Regiment bei der Fahrt nach der französischen Grenze benutzt hatte, und wiederum waren es

Digitized by Google

die Städte Schweinfurt und Plauen, welche alle übrigen Ortschaften an Herzlichkeit noch übertrafen.

Im Anfange der Fahrt hatte auch ich von ganzem Herzen in den Jubel mit einstimmen können, je näher wir aber der Heimat kamen, um so schwerer wurde es mir, bis ich schließlich die Traurigkeit nicht mehr von mir wälzen konnte. Ich sah die geliebte Mutter, welche mir fragend in die Augen blickte, als wollte sie sagen: „Wo hast Du den Bruder gelassen?“ Ach ja, mein armer, kleiner Bruder, warum hast Du den Dank des Vaterlandes nicht auch erleben können? Warum durftest Du nicht anstatt meiner in die Arme der Mutter zurückkehren? Und als in Plauen eine kleine Blondine den glücklichen Siegern Kränze austeilte, dieselbe, welche vor einem Jahre meinem Bruder den ersten Kranz um sein jugendliches Haupt geschlungen hatte, da war es mir eine Unmöglichkeit, meinen Platz zu verlassen — meine Freude an der Heimkehr war erstorben, ich wünschte mich von neuem in Krieg und Gefahren zurück; denn welches Glück sollte der Mutter und mir ohne den Bruder erblühen?

Noch während der Fahrt wurde die Kabinetts-Ordre bekannt, daß das Regiment in kleinere Städte der Provinz Posen verlegt worden sei. Mir war auch diese unangenehme Nachricht ganz gleichgültig.

Endlich, nach drei langen Tagen und drei noch längeren Nächten, lag der neue Bestimmungsort vor uns. Noch einmal tönte der langgezogene Pfiff der Lokomotive, noch einmal knarrten die Räder, dann stand der Zug still — die Heimat war erreicht. —

Ein niedriges, unscheinbares Bahnhofsgebäude ließ erkennen, daß der neue Garnisonort nur ein unbedeutender sein könne. Der Blick schweifte über eine weite Ebene und blieb an Nadelholzwaldungen haften, die sich düster am Horizont entlang zogen. Vor der Stadt lagerten Sandberge, auf denen unzählige Windmühlen in unbeholfener Resignation uns entgegenstarrten.

Um so heiterer und wärmer aber mußten die Menschen sein. Alt und Jung war der neuen Garnison entgegengekommen, die Schuljugend im Festgewande, die Schützengilde mit dem stolzen Wappen der Stadt — einem Elefanten an grünem Bande — auf der Brust. Mit leuchtenden Blicken hießen sie uns willkommen und geleiteten uns in die Stadt hinein. Die von Haus zu Haus über die Straßen der Vorstadt gezogenen Guirlanden ließen die grauen und unscheinbaren Scheuern und Häuser freundlicher erscheinen, und als wir das Innere der Stadt erreichten, wurden wir mit Blumen und Kränzen förmlich überschüttet.

Am Hauptthore hatten sich die Väter der Stadt zu wohlersonnener Begrüßung aufgestellt, welche mit einem Hoch auf den Kaiser und die neue Garnison endete. Wieder reichten weißgekleidete Jungfrauen den zurückkehrenden Siegern mit einem sinnigen Gedichte Lorbeer und Blumen, und schon bekam ich Angst, daß mein Kommandeur in seiner Freude, wie weiland Papa Wrangel, das erste Glied derselben mit einem herzlichen Kuß beglücken, mir aber das zweite, bei weitem weniger hübsche Glied zum Weiterküssen überlassen würde, als mich plötzlich ein mächtiger Lorbeerkranz aus meinen Gedanken herausriß. Ich sah empor — und wie eine himmlische Erscheinung blickte meine Mutter aus einem Fenster des nächsten Hauses zu mir hernieder mit einem Ausdruck, der mir ihre ganze Liebe, ihre unsagbare Freude über die Heimkehr ihres letzten Sohnes zu erkennen gab. Und neben ihr — lehnte da nicht die schlanke Gestalt meiner Cousine, welche ich noch als ein halbes Kind verlassen hatte? Ein zweiter und dritter Kranz von ihr und ein herzliches Nicken und Grüßen ihres lieblichen Gesichtchens ließen mich an der Wahrheit nicht mehr zweifeln. —

Erst jetzt fühlte ich, warum das Geschick mich hatte heimkehren lassen zu den beiden alleinstehenden Frauen!

Dieses Wiedersehen entschied über mein weiteres Leben, und als endlich alle Einzugsfeierlichkeiten vorüber waren, trug mich der alte, brave Rappe in weiten Sprüngen der Mutter und der Braut entgegen.

Heimgedenken.

Von **Hans v. Schaubert.**

O könnt' ich kehren doch zurück
Zum Mutterschoß,
Wie wär' so wonnevoll mein Glück,
So hold mein Los!

Wie gern schritt' ich an Vatershand
Den alten Steg,
Durchs blumenbunte Kindheitsland
Vertrauten Weg . . .

Verblüht auf meiner Gartenflur
Die Rosen sind;
Erinnrungsblume Aster nur
Schwankt blaß im Wind.

Der Tod Marie Antoinettes.

Einer Nummer der Revue „La Vie contemporaine“, welche sich ganz mit Marie Antoinette beschäftigt, entnehmen wir folgenden ergreifenden Abschnitt. Gezeichnet von M. Robert Vallier, enthält er den erschütternden Bericht über die letzten Augenblicke der Königin.

Kurz vor Tagesanbruch stellte sich ein „prêtre jureur“ (ein auf die Verfassung vereideter Priester) ein. Er hieß Girard und war Pfarrer der Gemeinde Saint Landry. Sehr verwirrt und nicht ohne Achtung erbietet er sich, der Königin die Beichte abzunehmen, aber mit sanfter Festigkeit lehnt sie bestimmt seinen Beistand ab.

Sie erhebt sich von ihrem Lager. Eine feuchte Kühle herrscht in der Zelle. Die Königin, erschöpft und krank, hat eisige Füße. Girard rät ihr, sich des Kopfkissens als Fußwärmer zu bedienen. Sie folgt dem Rate, und als er ihr mitteilt, daß er sie zum Schafott begleiten werde, antwortet Marie Antoinette: „Thun Sie, was Sie wollen.“

Die Uhr hat acht geschlagen. Rosalie, die Dienerin des Kerkermeisters, ist erschienen. Die Königin bittet sie, ihr behilflich zu sein, die Haare abzuschneiden, weil sie vermeiden will, daß der Henker es thue. Seit dem 6. Oktober 1789 sind sie fast ganz weiß geworden.

Dann schlüpft sie in einen schmalen Gang zwischen Klappbettstelle und Mauer, entfaltet selbst ein weißes Hemd und giebt Rosalie durch Zeichen zu verstehen, sich vor ihr aufzustellen, damit sie sich den Blicken des Gendarmerieoffiziers verbergen könne, während sie zum letzten Mal die Wäsche wechselt. Sie verbirgt sich in dem Winkel und beginnt ihr Kleid aufzuhaken. Augenblicklich tritt der Offizier näher,

Digitized by Google

sogleich zieht die Königin ihr Halstuch schützend über ihre Schultern und spricht mit unendlicher Sanftmut: „Im Namen des Anstandes, mein Herr, gestatten Sie, daß ich die Wäsche ohne Zeugen wechsele.“ — „Meine Ordres sind bestimmt,“ entgegnet der Offizier hart, „ich muß ein Auge auf jede Ihrer Handlungen haben.“ Die Königin seufzt und vollendet ihre Toilette mit der größtmöglichsten Vorsicht und Bescheidenheit.

Das lange Trauerkleid, welches sie vor ihren Richtern getragen hat, legt sie nicht wieder an. Sie wählt ein leichtes Kleid von weißem Piqué, welches ihr für gewöhnlich als Morgenanzug diente, und kreuzt ein großes Musselintuch über ihrer Brust.

Am Vorabend hatte sie, um vor der Öffentlichkeit und den Richtern zu erscheinen, aus Schicklichkeitsrücksichten mehr Sorgfalt auf ihren Kopfputz verwandt und ihrer Battisthaube, die mit einer kleinen Fältelung versehen war, zwei flatternde, auf Krepp gelegte Spitzenbarben angefügt. Jetzt, wo es zu Tode geht, entfernt sie Barbe und Krepp, aber sie behält schwarze Strümpfe und die kostbaren Schuhe mit hohen Absätzen.

Rosalie Lamorière verläßt sodann die Königin, ohne es zu wagen, ihr ein letztes Lebewohl zu sagen; mit einer schlichten Verbeugung entfernt sie sich, um zu weinen und zu beten. Jetzt war es ungefähr 10½ Uhr. Um 5 Uhr hatte man den Apell durch alle Sektionen geschlagen; um 7 Uhr war die ganze bewaffnete Macht auf den Beinen. Die Kanonen waren vom Palais de Justice bis zum Platz de la Revolution auf allen Brücken, Plätzen und Straßenmündungen aufgefahren. Um 10 Uhr begannen zahlreiche Patrouillen durch die Straßen zu marschieren.

Der Henker Sanson trat in die Zelle der Königin, welche seine Meldung stehend anhörte. Er will ihr das Haar schneiden, da aber diese Arbeit bereits verrichtet ist, kann er ihr nur noch andeuten, daß sie ihm nach der Registratur zu folgen habe, wohin er sie zwischen eine Doppelreihe von Gendarmen führt. Man bindet ihr die Hände auf dem Rücken und das Zeichen zum Aufbruch wird gegeben.

Das Gitter öffnet sich; die königliche Gefangene erscheint, hoch aufgerichtet in ihrem weißen Kleide. Die Hoheit, die von ihr ausströmt, ergreift selbst die Blutdürstigsten. „Frech und anmaßend bis zum Schluß,“ lautet am nächsten Morgen der Bericht des „Père Duchêsne“. Nicht in einem geschlossenen Wagen, wie einst Ludwig XVI., wird sie abgeführt; der gemeine zweirädrige Karren ist als genügend für sie befunden worden. Sie lehnt den Beistand Sansons ab und erklimmt die kleine Leiter, die als Trittbrett dient und erklettert das Bänkchen, worauf sie sich mit dem Antlitz nach vorn setzt. Die Gehilfen des Henkers machen ihr Zeichen, sich umzukehren. Pfarrer Girard, in bürgerlichem Kleide, setzt sich neben sie. Sanson und seine Gehilfen bleiben aufrecht und unbedeckten Hauptes stehen. Als am Palais Egalité gewisse Individuen unter dem Pöbel anfingen, in die Hände zu klatschen und andere pfiffen, um ihr eine der peinlichsten Erinnerungen*) ins Gedächtnis zu rufen, entschlüpfte der Königin zum ersten Male ein Zeichen heftiger Entrüstung. Die mehr und mehr anwachsende Menge wird immer lärmender. Der Karren kann nur langsam vorwärts. Allen voran tummelt der Schauspieler Gramont, einst von der Königin besonders bevorzugt, sein Pferd und ruft triumphierend aus: „Da ist die schändliche Antoinette! Es ist alle mit ihr, meine Freunde!“

*) Das heißt an den Herzog von Orleans.

In Saint Roche macht man Halt; der auf dem Marsche zusammengepferchte Pöbel überhäuft die Königin mit Ausrufen und unflätigen Beleidigungen. Die Stricke, mit denen die Hände zusammengebunden sind, schneiden ins Fleisch und machen ihr Schmerz. Gerard sucht sie zu lockern und bei den Ausbrüchen der wilden Beschimpfungen zeigt er ihr ein elfenbeinernes Kruzifix.

Endlich, zur Mittagsstunde, erreicht man den Platz de la Revolution. Eine dichte Abteilung Gendarmen der Nationalgarde verhindert den Andrang zur Guillotine. Die Königin steigt mit sicherem Schritt auf das Schafott. Aus Versehen tritt sie dem Henker auf den Fuß, sie entschuldigt sich: „Mein Herr, ich bitte um Verzeihung.“ Einen Augenblick hat sie Zeit, die Tuilerien, jetzt „Jardin National“ zu betrachten und ihr Blick senkt sich auf die zusammengepferchte Menge herab, welche ihrem Tode entgegenheult; wahrscheinlich befinden sich unter ihr zahllose ihrer ehemaligen Verehrer, die sie einst mit Beifallsrufen empfingen und von denen der Gouverneur von Paris ohne Übertreibung sagen konnte: „Madame, Sie haben zweimalhunderttausend Bewunderer.“

Aber die Königin wendet sich rasch ab, denn nur noch ein Hauch, ein schwaches Fünkchen von Energie ist ihr geblieben. Nach kurzem Besinnen wirft sie sich auf das verhängnisvolle Brett, als ob sie in einem letzten Ansturm herzzerreißenden Jammers selbst aus dem Leben herausstrebe. Das Beil fällt und ein unendlicher Schrei: „Vive la Republique“ beleidigt noch einmal das schöne erbleichende Haupt, das der Henker dem Volke zeigt Ein Gendarm, Namens Margot, stürzt vorwärts, durchbricht die Reihen der Soldaten und taucht sein Taschentuch in das Blut der Königin.

O selig —

O selig, wer in trauten Jugendtagen
Das schönste Evangelium vernahm,
Wer wonneschauernd, sei's auch nur für Stunden,
Ins Märchenreich der hehrsten Träume kam.

Ob dann das Schicksal mit des Leidens Dornen
Sein Herz, das arme, zuckende, zerreißt,
Ein guter Engel geht mit ihm durchs Leben,
Das ist der Jugendliebe heil'ger Geist!

Egon Bredons.

Unterhaltungsschriften.

Angezeigt von O. v. L.

Nirwana. Zeitroman von Marie L. F. Mohr. (Chemnitz, B. Richter.)

Die Verfasserin weist in dem Roman nach, daß eine ideale, sittlich-religiöse Weltanschauung das einzige Rettungsmittel einer kranken Zeit bildet. Die Gesinnung ist edel, aber die Darstellung leidet unter einem abstrakten Zug; die philosophischen Betrachtungen enthalten manches falsch Verstandene und selbst der Ausdruck Nirwana wird nicht im richtigen Sinn gedeutet. Aber doch kann das Buch seiner Absichten wegen empfohlen werden.

Der Schulmeister von Handewitt. Von Timm Kröger. (Leipzig, Wilh. Friedrich.)

Der Verfasser ist von Liliencron beeinflußt. Wenn er

Digitized by Google

diesen Einfluß ganz überwunden hat, wird er ein vortrefflicher Erzähler werden, denn in ihm steckt eine kernige, eigenlebige Begabung, die bei gesunder Entwickelung noch wahrhaft Schönes leisten kann.

Der Ibsen-Bund. Von Arthur Zapp. (Berlin, C. Georgi.)

Der Verfasser schildert den Einfluß, den eine Reihe von Vorträgen über Ibsen, besonders über die Gestalten von Nora und Svava, in einer Mittelstadt ausüben. Es ist ihm dabei vornehmlich um Unterhaltung zu thun. Und das ist auch nicht übel gelungen.

Ni. Roman von Gertrud Franke-Schivelbein. (Berlin 1893, F. Fontane u. Co.) 3,50 Mk.

Die Geschichte eines mehr geistigen als thatsächlichen Ehebruchs. Ni (Melanie), die Frau, ist sehr gut gezeichnet, weniger der Künstler, um dessentwillen sie zu Grunde geht. Von den Männern hat Nis Vater, der Major, am meisten Lebenswahrheit in sich. Zu loben ist der auf die Sprache verwendete Fleiß; sie ist nicht eigenartig, aber frei von groben Stilfehlern und gesuchtem Geist.

Haucicka, das Chodenmädchen. Ein Kulturbild aus dem böhmisch-bayrischen Waldgebirge von Maximilian Schmidt. Mit einem Vorwort von Max Oberbreyer. (Berlin 1893, Verein der Bücherfreunde.)

M. Schmidt gehört zu den kernigsten Vertretern der bayrischen Landesdichtung. Er kennt Natur und Menschen in- und auswendig, hält sich von falscher Empfindsamkeit fern, aber vermeidet auch den falschen Naturalismus. Diese Arbeit besitzt noch besonderen kulturgeschichtlichen Wert, da sie uns die Grenzslaven, die Choden, die an der Scheide von Bayern und Böhmen hausen, in sehr lebendigen Gestalten vorführt. Fein ist die Kennzeichnung beider Stämme festgehalten. Der Band verdient warme Empfehlung.

Glänzendes Elend. Roman von Hans Hopfen. 3 Bde. 14 Mk. (Berlin 1893, Gebr. Paetel.)

Der Hauptstoff, das Leben einer ganz verarmten adligen Familie, ist oft behandelt. Aber Hopfen hat es verstanden, ihn so lebendig und eigenartig zu fassen, daß die Teilnahme nicht einen Augenblick erlahmt. Vorzüglich durchgeführt ist die Tochter Runhilt, die unsagbar unter den Verhältnissen und ihrer Liebe zu einem Schriftsteller jüngster Schule zu leiden hat, sich zuletzt aber doch durch die Liebe eines echten Mannes aus allem Elend befreit sieht. Nicht ohne Schärfe sind die Bestrebungen der jüngsten Litteratur gezeichnet, was schon Wilbrandt und Heyse gethan haben. Der Roman spielt in Berlin, aber des Verfassers süddeutsches Wesen bricht doch überall durch und macht ihn frei von jener Berliner Stimmung, die nicht immer angenehm wirkt. Wir empfehlen den Roman bestens.

Herr von Müller. Roman von Ernst Wichert. 2 Bde. (Leipzig 1893, C. Reißner.)

Neuer Adel und alter Adel; der erste sehr reich, der andere im Verfall begriffen. Aus diesen Voraussetzungen entwickelt sich das Lebensbild, das der Verfasser zeichnet. Alles ist sehr klar und verständig durchgeführt, man folgt mit Teilnahme den Ereignissen, denen jedenfalls im einzelnen Beobachtungen und Thatsachen entsprechen. Daß der Verfasser es verurteilt, wenn Bürgerliche nach redlichem Erwerb eines großen Vermögens nach dem Adel streben, ist sehr vernünftig; ebenso begreiflich die Schärfe, mit der er das Streben, durch eine reiche Heirat ohne Liebe den Wappenschild zu vergolden, kennzeichnet.

Novellen aus Österreich. (2. Aufl.) Von Ferdinand von Saar. (Heidelberg 1894, G. Weiß.) 4 Mk.

Der Verfasser hat vor kurzer Zeit sein 60. Lebensjahr vollendet. Er ist als Erzähler, Lyriker und Schauspieldichter thätig gewesen, und zwar mit feiner Begabung, aber doch ist sein Name im Reiche weniger bekannt, als er zu sein es verdiente. Der Band enthält die besten seiner Novellen: Innocens, Marianne, die Steinklopfer, die Geigerin, das Haus Reichegg. Jede von ihnen ist in ihrer Art dichterisch wertvoll, aber am höchsten stehen „Innocens“ und „die Steinklopfer“. Einfach im Stoffe, empfunden im Inhalt, ergreifend am meisten dort, wo die Sprache und Darstellung am einfachsten und schlichtesten sind. Wir wünschen herzlich, daß der zweiten Auflage bald eine dritte folgte.

Am Hofe von Mailand. Eine Geschichte aus der Renaissancezeit von Georg Bormann. (Berlin 1893, Gebr. Paetel.)

Bormann ist ein Mann von Bildung und Geschmack, er besitzt auch ästhetisches Urteil und Gewissenhaftigkeit, Form und Sprache zeugen dafür. Diese Eigenschaften zeichnen auch diese „Geschichte“ aus, in deren Mitte Ludovico Sforza und Lionardo da Vinci stehen. Die Gestalten sind fesselnd, aber ich zweifle sehr, ob die Muse der strengen Geschichte loben kann, was ihre mildere Schwester billigen wird. Aber schließlich leben die Gestalten im Gedächtnis der Leser doch nur als hohle Namen; so hat der Schriftsteller das Recht, die Charaktere freier zu behandeln. Wir empfehlen unseren Lesern die Arbeit.

Der Günstling des Czaren. Eine Erzählung aus Rußland von Dr. John Lohmann. (Mainz, Joh. Wirth.)

Ein „Sensationsroman“, äußerlich ziemlich geschickt gemacht, aber ohne irgend welchen inneren Kunstwert.

Dämonische Mächte. Roman mit Benutzung einer englischen Idee. Von Hermine Frankenstein. 2 Bde. (Breslau 1894, Schlesische Verlagsanstalt.)

Ein plumpes Machwerk.

Glückauf. Roman aus dem Harze. Von O. Elster. (Mannheim 1892, J. Bensheimer.)

Ein gemütliches Buch. Es kann festhalten, ohne zu quälen und aufzuregen. Die Darstellung ist einfach, die Stimmung des Ganzen freundlich. „Glückauf!“ eignet sich auch zum Vorlesen im Familienkreise.

Vom Karwendel und Wendelstein. Drei Hochlandsgeschichten. Von Otto von Schaching (Dr. Otto Denk). Mit 10 Bildern und dem Porträt des Verfassers. (München, Verlag von M. Poeßl.)

Die drei Geschichten „Der Klammgeist“, „D' Marei vom Brandstätterhof“ und „Die letzte Kugel“ sprechen für kräftige Begabung. Gewisse herkömmliche Züge hat auch Denk nicht vermieden, aber es ist ihm gelungen, auch schon oft behandelte Stoffe mit eigenem Empfinden so zu beleben, daß man sich ihm gerne hingiebt. Er steht hier hinter M. Schmidt nicht zurück. Wen die viel angewendete Mundart nicht stört, dem sei der Band empfohlen.

Humoristische Erzählungen in schlesischer Mundart. Von Hermann Bauch. I. Bändchen: Quitschvergnügt. II. Bändchen: Huch de Schläsing. (Breslau, Franz Goerlich.)

Die „Schnacken“ der zwei Bändchen sind ziemlich derb, aber komisch und zuweilen witzig. Übrigens sei bemerkt, daß sich der Verfasser von allem Zweideutigen fernhält. Freunden der schlesischen Mundart werden manche der Schwänke sicher Freude bereiten.

Digitized by Google

Im Klub der Siebenundfünfziger. Von Friedrich Corssen. (Leipzig 1893, Carl Reißner.)

Das Büchlein will nur ein Zeitkürzer sein. Diesen Zweck kann es auch erfüllen; manche Schnurre ist drollig erfunden und gut vorgetragen.

Das Schachspiel Moltkes und andere Humoresken. Von Dr. Adolph Kohut. (Berlin, W. 9, R. Eckſteins Nachfolger.)

Das Bändchen enthält 11 kleine Geschichten, die der Herausgeber nach magyarischen Vorbildern frei bearbeitet hat. Keine erhebt sich über den Durchschnitt, aber sie langweilen nicht. So können sie eine leere Stunde ausfüllen.

Ernas Fehltritt. Roman von August Krüger. (München, Dr. E. Albert u. Co.)

Ein Freiherr, Rittmeister, lernt in einer Singspielhalle eine Sängerin kennen, ein halbes Kind. Er läßt sie erziehen, tritt aus dem Heere und heiratet sie. Sie liebt ihn auch, aber dennoch begeht sie mehr durch Zufall als mit Absicht einen Fehltritt. Die alte Freifrau verhindert es aber, daß der Sohn davon erfährt. Nun kommt die Reue und die Qual über das Weib, das der Mutter Schweigen zugeschworen hat und doch innerlich sich gedrängt fühlt, zu bekennen, um Verzeihung zu erlangen. Das ist der Hauptstoff, zum Teil schon abgebraucht; aber die Darstellung verrät Begabung; Erna ist gut durchgeführt.

Eine Frau. Studie nach dem Leben. Von H. K. von Heydenfeldt. 2. Auflage. (Leipzig 1893, Carl Reißner.)

Es freut uns, daß dieses Buch, eine Art von vertiefter „Kreutzer-Sonate", eine zweite Auflage erlebt hat. Die erste ist wegen ihres sittlichen Gehalts von uns schon empfohlen worden; wir haben der damaligen Anzeige nichts Neues hinzuzufügen.

Lotti, die Uhrmacherin. Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach. Dritte Auflage. (Berlin 1893, Gebr. Paetel.)

Es genügt, das Erscheinen der dritten Auflage anzuzeigen; wir haben die Arbeit schon empfohlen. Aber es ist auch eine neue Erzählung von der Verfasserin im gleichen Verlage erschienen:

„Glaubenslos?"

Auf diese weise ich die Leser besonders hin. Was mir, abgesehen von dem künstlerischen Ernst der Fr. v. E., stets so hohe Achtung für sie eingeflößt hat, der tief sittlich-religiöse Geist, der aber doch weiblich ausgestaltet ist, das findet in diesem neuen Werke reine Verkörperung. Die Hauptgestalten sind zwei katholische Priester, die im Gebirge ihres Amtes walten; ein alter, liebevoll, aber schon gebrechlich, der zweite voll heiligen Eifers, jedoch von Zweifeln erfüllt. Wie der Zwiespalt gelöst wird, das möge sich der Leser von der Verfasserin erzählen lassen. Kein tieferer Mensch wird das Buch ohne Rührung zu Ende lesen.

Heitere Erzählungen. Von Karl von Heigel. Berlin 1893, Gebr. Paetel.)

Der Band enthält: „Münchner Fasching", „die Flucht vor dem Mammon" und „Doro, der Optimist". Das Beiwort „heiter" drückt ihr Wesen am besten aus; sie sind nicht komisch, d. h. auf starkes Lachen berechnet, nicht humoristisch, d. h. rührend und heiter zugleich, sondern erregen nur vergnügtes Lächeln. Und das ist heute in diesen teils traurigen, teils griesgrämigen Zeiten sehr wohlthuend. Das Buch sei, auch zum Vorlesen, bestens empfohlen.

Von den in letzter Zeit erschienenen Bänden der „Allgemeinen Roman-Bibliothek" (Stuttgart, Engelhorn) seien folgende hervorgehoben:

Das wandernde Licht. Von Ernst von Wildenbruch. Eine eigenartige, stellenweise ergreifende Novelle.

Das Kind. Novelle von Ernst Eckstein.

Das Geheimnis des Hauslehrers. Von V. Cherbuliez. 2 Bde.

Einer alten Jungfer Liebesroman. Von Alan St. Aubyn.

In guter Hut. Von Jeanne Mairot.

Giovannino oder den Tod. Dreißig Prozent. Von Mathilde Serao.

Auf der Feuerstätte. Roman von Wilhelm Jensen. (Leipzig 1893, Carl Reißner.) 3 Bde.

Es fehlt dem Roman nicht an besserer Romantik, aber der Stoff ist durchaus nicht romanhaft im gewöhnlichen Sinne. Es sind fast durchwegs Vorgänge in den Seelen eigenartiger Menschen, was den Leser bei diesem Werke fesselt. Mit großer Kunst wird eine innere Spannung schon beim Beginn erzeugt, aber sie schlägt nicht in stoffliche Neugier um. Einige seltsame Züge des Geisteslebens, Jensen liebt sie, sind auch hier vorhanden, aber sie unterbrechen die psychologische Entwicklung nicht. Der Roman erhebt sich in den zwei ersten Bänden über den Durchschnitt zum Künstlerischen, er wäre eins der reifsten Werke des Verfassers, wenn nicht im dritten die Lösung zu viel des Unwahrscheinlichen enthielte. Indessen zeigt auch der Schluß viele große Züge.

Vergessen.

Des Herbstes letzte frische Blüten
Hat eine Menschenhand gepflückt —
Nur nach dem Wegkraut an der Mauer
Hat niemand — niemand sich gebückt.
Es trauert einsam und verlassen,
Daß man so wenig sein gedacht.
Warum hat denn im langen Sommer
Niemals die Sonne ihm gelacht?
Es ist so still im großen Garten
Und herbstlich Dämmern mich umgiebt,
Ein bläulich Schimmern um die Schlehen
Im Abendnebel nun zerstiebt.
Ich lehne an der Gartenmauer,
Es geht mir leise durch den Sinn
Warum ich vor den andern allen
So ganz allein vergessen bin?

L. von Oberhofen.

Gedanken.

Von **Wilhelm von Ising.**

(Aus dem Nachlaß.)

Der kundige Fährmann lenkt, wenn er über einen Fluß setzen will, seinen Kahn aufwärts, weil er weiß, daß ohne dieses Bemühen der Strom ihn abwärts führen würde. So strebe dem Höchsten zu, um das Hohe zu erreichen.

*

Digitized by Google

Du kannst in vielen Sprachen mit der Zunge, aber nur in einer mit dem Herzen reden, und das ist, in der Du denkst.

*

Von dem Scheinheiligen darfst Du das Schlimmste erwarten, denn wer seinen Gott zu betrügen sucht, was wird er erst dem Menschen thun?

*

Wie ein falsches Gefühl auf einen falschen Weg führt, zeigen auch die Neuvermählten, indem sie das Heim fliehen, von dem sie ihr Glück erwarten.

*

Es ist gut, ein Talent, es ist gefährlich, viele Talente zu besitzen.

*

Uns allen winkt die hohe Ferne. — Bisweilen aber — taucht etwas auf wie eine Erinnerung an ein früheres Leben. Im Begriff, das Bild zu halten, sind wir dem Augenblick entrückt. — Was ist's?

*

Der Maler, dem das innere Auge fehlt, entsage der Kunst; er ist blind.

*

Giebst Du den Menschen Wein, vergiß auch nicht das Brot.

*

Die Wahrheit ist ein irrender Ritter, es ergeht ihr wie dem Don Quixote, als er die Galeerensklaven befreite und dafür mit Steinwürfen bedient wurde.

*

Willst Du den Menschen bewundern, schwinge Dich empor und überschaue die Welt; willst Du ihn lieben, gehe dahin, wo eine Mutter ihrem Kinde das Stück Brot giebt, welches sie selbst verlangend betrachtet.

*

Schön ist es, Liebe empfangen, schöner, Liebe erwerben.

*

Lust und Qual.

Ein junges Herz zu jungen Jahren,
Da giebt es süßen Zeitvertreib.
Ein junges Herz in altem Leib,
Davor mög' Dich der Herr bewahren!

*

Erst ergründen,
Dann verkünden.

*

Hier ein Rezept; es giebt Dir eine Welt zu eigen.
„Wohl eine Goldtinktur?" Nur Höflichkeit und Schweigen.

*

Bevor Du einen Fürsten schiltst, denke Dich zum Fürsten, und dann sei ehrlich, wenn Du kannst.

*

Steigere Dein Hoffen nicht zur Erwartung.

*

Freundlichkeit ist die Melodie des Umgangs.

*

Geduld ist nicht nur eine Tugend, sie ist eine That.

*

Lehre.

Eh' man das Glück begehrt,
Muß man das Glück erkennen,
Und nicht, weil man entbehrt,
Entbehrung Unglück nennen.

*

Im Umgang kann der Takt die Bildung, nicht aber die Bildung den Takt ersetzten.

*

Selbstbewußtsein ohne Bildung führt zur Frechheit.

*

Der Künstler mag auf die Gelehrsamkeit verzichten, nicht aber auf das Wissen.

*

Pflege Deinen Geist; thust Du es nicht, wird Dir die Krankheit des Körpers doppelt schrecklich sein.

*

Könnte der Mensch mit den Erfahrungen des ersten Lebens in ein zweites treten, er würde ein besseres Alter, aber keine Jugend haben.

*

Von dem Haß zur Liebe — ein weiter Weg; von der Liebe zum Haß — ein Sprung.

*

Redensarten werden getadelt und — gefordert. An diesen Klippen scheitert die höchste Bildung; nur ein glücklicher Takt durchschifft sie.

*

Es ist wichtig die Arbeit, wichtiger noch, den Genuß zu regeln.

*

Wer niemals fiel, der freue sich,
Ich will dazu ihn loben;
Doch fester noch steht sicherlich,
Wer sich vom Fall erhoben.

Vermischtes.

Anzeigen aus kleinen russischen Zeitungen.

Heiratsannonce.

Suche ein hübsches, freundliches Mädchen zur Frau; Stand, Rasse, Vermögen und Religion kommt nicht in Betracht; das besitze ich selbst im Übermaß." W. K.

*

„Backstraße wird Kinder- und Ziegenmilch verkauft." W. K.

*

Mama: „Sieh, Hänschen, das nette Hündchen, es ist viel artiger als Du, und doch so viel jünger." Hans: „Aber es wird doch nicht kalt abgerieben; warum soll es da auch schreien!" W. K.

*

Hans: „Willst Du mein Kälbchen sehen, Onkel?" „Wie alt ist es denn?" Hans: „Drei Monate jung!" W. K.

Digitized by Google

gehört. Er stand am Fenster und starrte hinaus; nach seinem heftigen Atmen zu urteilen, hatte er die in ihm gährende Wut noch nicht bezwungen.

Die Knaben griffen nach ihren Mützen und stürmten lärmend und lachend hinaus. Helmuth Tilmans, der Georg erst in den Arm gefallen war, zupfte ihn jetzt am Ärmel und sagte: „Georg, kommst Du nicht auch mit?"

Er bekam keine Antwort und folgte nun den anderen, die ihm winkten.

„Laß doch den Georg, er ist doch nur stumm und gönnt keinem ein Wort."

„O, so schlimm ist er nicht," meinte Helmuth, „manchmal ist er auch freundlich, und wenn ich ihn bitte, hilft er mir gern bei meinen Arbeiten."

„Na, hüte Dich nur, daß Du ihn nicht ärgerst, dann geht er einmal mit dem Hammer auch auf Dich los, in seinen Wutanfällen kennt er sich selbst nicht."

Helmuth lachte. „Auf mich wird er nicht losgehen; Richard kann er nicht leiden."

„Auch ein guter Grund, einen beinahe totzuschlagen."

„Natürlich," erklärte Helmuth, „wenn ich einen nicht mag, so lasse ich meinen Ärger, daß er überhaupt da ist, an ihm aus."

„Knirps," spottete der andere, „die Grundsätze wirst Du Dir wohl als Mann abgewöhnen."

„Ich bin kein Knirps und wir wollen sehen, ob ich's mir abgewöhne," meinte Helmuth.

Georg hatte sich auf einen Stuhl geworfen, die Ellbogen auf den Tisch gestützt und die Hände in die Haare vergraben. Er war so in sich versunken, daß er es nicht bemerkte, als Frau Limburger eintrat, und erst aufschreckte, wie ihm diese die Hand auf die Schulter legte.

„Du bist nicht mitgegangen, Georg? Weshalb nicht?" fragte sie.

„Ich hatte Streit mit Richard und nun kocht und wühlt es in mir," erwiderte Georg, ohne sie anzusehen.

„Glaubst Du nicht, daß ich es hörte? Ihr waret laut genug."

„Dann müssen Sie auch wissen, daß ich keine Lust hatte," entgegnete er, in sichtlich noch unüberwundenem Zorne.

„Ich hörte nicht nur, sondern ich sah auch durch die Thürspalte. Weißt Du, daß, wenn der Hammer Richards Schläfe getroffen hätte, das wahrscheinlich sein Tod gewesen wäre? Georg, wo soll das hinaus! Du bist mit Deinen achtzehn Jahren kein Kind mehr und mußt doch endlich lernen, Dein Temperament zu zügeln."

Georg strich mit lautem Aufseufzen die tief in die Stirn gefallenen Haare zurück. „Ich will es ja auch, ich weiß, dieser Zorn wird noch einmal mein Unglück werden," rief er, „doch wenn dieser Richard mich so reizt, dann — dann kenne ich mich selbst nicht."

„Dich reizt eben alles, nimm Dich zusammen, lerne Dich beherrschen."

„Er wollte mich ärgern und — zuletzt nannte er mich Narr und da mußte ich an meinen Vater denken und all das Elend fiel mir ein, — dann überfällt's mich und mir ist, als müßte ich mich an der ganzen Welt rächen."

„Georg!" rief Frau Limburger erschreckt, über diesen neuen Wutausbruch, „wenn Du —"

Sie kam nicht weiter, denn Leo, Frau Limburgers einziger Sohn, der um sieben oder acht Jahr jünger war als Georg, stürmte hinein und rief: „Ich bin aus der Klavierstunde gelaufen wie toll und nun sind sie doch schon fort; hast Du auf mich gewartet, Georg? Dann schnell, komm, wir gehen allein, ja? Das ist noch viel hübscher, Du erlaubst doch, Mama?" wandte er sich an Frau Limburger.

Sie strich dem Knaben über die blonden Haare und die erhitzten Wangen. „Wenn Georg will, dann geht nur."

„O, Georg will schon und nachher hilft er mir bei der lateinischen Aufgabe. Weißt Du, laß uns vors Thor auf den Exerzierplatz gehen, da lassen die Jungen immer Drachen steigen."

Georg nickte zustimmend und griff nach der Mütze.

„Bleibt nicht zu lange, Leo hat noch zu arbeiten," mahnte Frau Limburger.

„O Mutterchen, ich habe nicht mehr viel zu thun," versicherte Leo, und dann liefen beide fröhlich plaudernd hinaus.

Frau Limburger hörte ihre Stimmen noch laut von der Treppe heraufschallen. Noch vermochte ein Kinderlachen die Stimme der Leidenschaft in Georg zu sänftigen, doch wie lange mochte es dauern! und welche Gefahren drohten seinem ungebändigten Temperament in der Welt! Georg war vor zehn Jahren Frau Limburgers erster Pensionär gewesen. Damals hatte Professor Schmidt, sein von einer schweren Geisteskrankheit befallener Vater, einer Anstalt anvertraut werden müssen, und sein Freund und Hausarzt, Doktor Hermes, der ihn dorthin gebracht, hatte ihr Georg übergeben. „Nehmen Sie sich des armen Jungen freundlich an," hatte er sie gebeten, „er ist ja so gut wie eine Waise, der Vater wird nie mehr genesen und die Mutter — nun, sie ist für ihn tot." Frau Limburger hatte den verschüchtert und finster blickenden Knaben mitleidig in die Arme genommen und seitdem mit mütterlicher Zärtlichkeit nicht nur für ihn gesorgt, sondern ihn auch geliebt. Georg hing auch bald mit warmer Liebe an ihr, mit noch größerer aber an dem kleinen Leo, für den er gleichsam Kinderfrau und Spielkamerad wurde. Die Zärtlichkeit beider für einander wuchs von Jahr zu Jahr und Leo gegenüber zeigte der sonst stets ernste und verschlossene Georg auch etwas von der harmlosen Fröhlichkeit der Jugend. Seine übrigen Genossen in Frau Limburgers Pensionat, die ja alle seinem Alter näher standen als Leo, schloß er sich seltsamerweise niemals an, er blieb immer vereinsamt; erst als Helmuth Tilmans ins Haus kam, trat er zu diesem in ein freundlicheres Verhältnis. Er wurde der Vertraute von Helmuths Leiden und Freuden und half dem viel schwächer als er Beanlagten häufig bei seinen Arbeiten. Liebe und Vertrauen nahm Georg allerdings nur von ihm entgegen, ohne sie eigentlich zu erwidern, und vielleicht war es zumeist die

Digitized by Google

Empfindung dieses Mangels, die in Helmuth eine große Eifersucht gegen Leo erweckte, so daß es stete Nörgeleien und Streitereien zwischen den beiden Knaben gab. Georg ignorierte sie, Frau Limburger aber versuchte durch freundliche Zusprache sowohl, als durch ernste Vorwürfe, auf beide zu wirken, doch vergeblich; den Grund ihrer gegenseitigen Abneigung leugneten beide stets energisch und behaupteten nur kurzweg von dem anderen: ich mag ihn nicht, und dabei blieb es.

Georg stand jetzt unmittelbar vor dem Abiturientenexamen, nach dessen Absolvierung er, nach der Bestimmung des Doktor Hermes, der ihm als Vormund gesetzt war, zunächst die Berliner Universität beziehen sollte. Frau Limburger sah das Zweckmäßige dieser Einrichtung ein, und doch bangte ihr davor, ihn so selbständig und unbeschützt in die Welt gehen zu lassen. Sie hatte sich schon so manche Stunde mit sorgenvollen Gedanken um ihn gequält und heute wollte sie der Eindruck der Scene, die sich zwischen Georg und Richard abgespielt hatte, nicht verlassen.

Sie wurde aus ihrem Grübeln durch den Besuch des Doktor Hermes geweckt. Er kam öfter, um sich nach Georg zu erkundigen, auch Nachricht von dem Professor zu bringen, die ihm bisweilen von dem Anstaltsdirektor zuging. So hatte sein Kommen an sich nichts Erschreckendes, doch ein Blick in sein ernstes Gesicht überzeugte Frau Limburger sofort, daß ihn etwas Außergewöhnliches zu ihr führte.

„Was bringen Sie?" fragte sie, „von dem Professor?"

„Er ist tot, sanft entschlafen, ohne vorher noch einen klaren Gedanken gehabt zu haben," berichtete Doktor Hermes, „man kann ja für die Erlösung nur dankbar sein, da, wie der Arzt mir auch jetzt noch schreibt, die Möglichkeit einer Heilung gänzlich ausgeschlossen war."

„Sie haben recht," entgegnete Frau Limburger, „aber Georg wird es nicht so ansehen."

Doktor Hermes zuckte die Achseln. „Er muß eben das Unabänderliche tragen, und die Jugend kommt ja auch leicht über jeden Schmerz hinweg."

„Georg ist eben nicht wie andere junge Leute," meinte Frau Limburger. „Und überdies hat seine Liebe für seinen Vater etwas geradezu Fanatisches. Ich nenne sie unnatürlich und habe oft versucht, seine Empfindung auf ein gesundes Maß zurückzuführen, indem ich ihn darauf hinwies, daß er den Vater doch eigentlich gar nicht gekannt hat. Doch das half nichts, er ist ja leider maßlos und leidenschaftlich in all seinen Gefühlen und betet in dem Vater ein Idealbild an, das er sich selbst geschaffen hat. Er wird völlig fassungslos sein."

„Ja, da ist nun nichts zu ändern," erwiderte Doktor Hermes. „Ich reise noch heute abend zu der Beerdigung meines alten Freundes und habe mir gedacht, daß es Georg gut thun wird, wenn er mich begleitet. Ich hörte schon, daß er nicht zu Hause ist, wollen Sie die Güte haben, seine Sachen zu packen? Den Urlaub von dem Schuldirektor habe ich bereits für ihn erbeten."

Als Georg mit Leo froh und frisch vom Spaziergang nach Hause kam, war sein Koffer bereits gepackt und die Zeit des Abganges des Zuges so nahe gerückt, daß, nachdem der erste, wilde Ausbruch des Schmerzes sich in eine halbe Betäubung gewandelt hatte, er zur Bahn mußte.

II.

Das Begräbnis war vorüber; Georg kehrte mit Doktor Hermes wieder zurück. Er konnte sich nicht entschließen, schon am nächsten Tage die Schule zu besuchen, war auch für Frau Limburgers freundlich tröstende Worte nicht zugänglich und saß in tief melancholischer Stimmung in seinem Zimmer. Die Thür ging auf, Professor Hermes stand vor ihm.

Er rückte einen Stuhl an seine Seite, setzte sich und sagte: „Mein lieber Georg, ich bringe Dir ein Vermächtnis Deines Vaters."

„Meines Vaters, an mich?" rief Georg, „so hat er doch noch klares Bewußtsein gehabt, an mich gedacht?"

Der Professor schüttelte den Kopf. „Nicht das, mein Sohn. Als ich damals vor zehn Jahren, nach der schweren Reise mit Deinem Vater, hierher zurückkehrte und Dich zu Frau Limburger gebracht hatte, lag es mir ob, Euer Haus zu ordnen. Ich sah mich genötigt, auch den Schreibtisch Deines Vaters durchzusehen, es konnte ja darin noch manches vorhanden sein, was von Wichtigkeit war. Ich fand nichts dergleichen, außer einem Päckchen mit der Aufschrift: Für meinen Sohn, wenn er erwachsen ist. Ich habe bisher noch gezögert, es Dir zu geben; ich fürchtete, daß die Blätter vielleicht manches enthalten möchten, was Deinem jungen, leicht erregten Gemüt besser erspart bliebe. Jetzt indes glaube ich sie Dir nicht länger vorenthalten zu können; nimm sie als ein letztes Wort Deines Vaters an Dich, und, was sie auch enthalten mögen, bedenke, daß der Tod eine ausgleichende und versöhnende Macht hat, daß er, der liebe Verstorbene, jetzt alles Leid überwunden hat. Vielleicht würde er Dir heute diese Blätter nicht mehr geben, doch mir steht es ebensowenig zu, sie zu durchlesen, als sie ungelesen zu verbrennen, so sind sie nach dem Willen Deines Vaters Dein Eigentum."

Mit zitternder Hand griff Georg nach dem Päckchen. „Weshalb gaben Sie es mir nicht früher?" kam es bebend über seine Lippen, die Zornader auf seiner Stirn schwoll.

„Ich sagte Dir meine Gründe, mein Sohn, ich hatte es wohl überlegt — und noch einmal, was Du auch lesen magst, denke daran, daß die Zeit heilt und der Tod noch mehr."

Der Professor erhob sich, Georg hielt ihn nicht zurück. Er schloß hinter ihm die Thür ab, und dann drückte er mit lautem Aufschluchzen das Papier an seine Lippen. Eine Botschaft des teuren Vaters an ihn, und man hatte gewagt, sie ihm vorzuenthalten; war er nicht längst erwachsen und reif, alles zu verstehen, was er ihm zu sagen gehabt! Er öffnete den Umschlag, die ersten Seiten waren mit unsicherer,

Digitized by Google

gehört. Er stand am Fenster und starrte hinaus; nach seinem heftigen Atmen zu urteilen, hatte er die in ihm gährende Wut noch nicht bezwungen.

Die Knaben griffen nach ihren Mützen und stürmten lärmend und lachend hinaus. Helmuth Tilmans, der Georg erst in den Arm gefallen war, zupfte ihn jetzt am Ärmel und sagte: „Georg, kommst Du nicht auch mit?“

Er bekam keine Antwort und folgte nun den anderen, die ihm winkten.

„Laß doch den Georg, er ist doch nur stumm und gönnt keinem ein Wort.“

„O, so schlimm ist er nicht,“ meinte Helmuth, „manchmal ist er auch freundlich, und wenn ich ihn bitte, hilft er mir gern bei meinen Arbeiten.“

„Na, hüte Dich nur, daß Du ihn nicht ärgerst, dann geht er einmal mit dem Hammer auch auf Dich los, in seinen Wutanfällen kennt er sich selbst nicht.“

Helmuth lachte. „Auf mich wird er nicht losgehen; Richard kann er nicht leiden.“

„Auch ein guter Grund, einen beinahe totzuschlagen.“

„Natürlich,“ erklärte Helmuth, „wenn ich einen nicht mag, so lasse ich meinen Ärger, daß er überhaupt da ist, an ihm aus.“

„Knirps,“ spottete der andere, „die Grundsätze wirst Du Dir wohl als Mann abgewöhnen.“

„Ich bin kein Knirps und wir wollen sehen, ob ich's mir abgewöhne,“ meinte Helmuth.

Georg hatte sich auf einen Stuhl geworfen, die Ellbogen auf den Tisch gestützt und die Hände in die Haare vergraben. Er war so in sich versunken, daß er es nicht bemerkte, als Frau Limburger eintrat, und erst aufschreckte, wie ihm diese die Hand auf die Schulter legte.

„Du bist nicht mitgegangen, Georg? Weshalb nicht?“ fragte sie.

„Ich hatte Streit mit Richard und nun kocht und wühlt es in mir,“ erwiderte Georg, ohne sie anzusehen.

„Glaubst Du nicht, daß ich es hörte? Ihr waret laut genug.“

„Dann müssen Sie auch wissen, daß ich keine Lust hatte,“ entgegnete er, in sichtlich noch unüberwundenem Zorne.

„Ich hörte nicht nur, sondern ich sah auch durch die Thürspalte. Weißt Du, daß, wenn der Hammer Richards Schläfe getroffen hätte, das wahrscheinlich sein Tod gewesen wäre? Georg, wo soll das hinaus! Du bist mit Deinen achtzehn Jahren kein Kind mehr und mußt doch endlich lernen, Dein Temperament zu zügeln.“

Georg strich mit lautem Aufseufzen die tief in die Stirn gefallenen Haare zurück. „Ich will es ja auch, ich weiß, dieser Zorn wird noch einmal mein Unglück werden,“ rief er, „doch wenn dieser Richard mich so reizt, dann — dann kenne ich mich selbst nicht.“

„Dich reizt eben alles, nimm Dich zusammen, lerne Dich beherrschen.“

„Er wollte mich ärgern und — zuletzt nannte er mich Narr und da mußte ich an meinen Vater denken und all das Elend fiel mir ein, — dann überfällt's mich und mir ist, als müßte ich mich an der ganzen Welt rächen.“

„Georg!“ rief Frau Limburger erschreckt, über diesen neuen Wutausbruch, „wenn Du —“

Sie kam nicht weiter, denn Leo, Frau Limburgers einziger Sohn, der um sieben oder acht Jahr jünger war als Georg, stürmte hinein und rief: „Ich bin aus der Klavierstunde gelaufen wie toll und nun sind sie doch schon fort; hast Du auf mich gewartet, Georg? Dann schnell, komm, wir gehen allein, ja? Das ist noch viel hübscher, Du erlaubst doch, Mama?“ wandte er sich an Frau Limburger.

Sie strich dem Knaben über die blonden Haare und die erhitzten Wangen. „Wenn Georg will, dann geht nur.“

„O, Georg will schon und nachher hilft er mir bei der lateinischen Aufgabe. Weißt Du, laß uns vors Thor auf den Exerzierplatz gehen, da lassen die Jungen immer Drachen steigen.“

Georg nickte zustimmend und griff nach der Mütze.

„Bleibt nicht zu lange, Leo hat noch zu arbeiten,“ mahnte Frau Limburger.

„O Mutterchen, ich habe nicht mehr viel zu thun,“ versicherte Leo, und dann liefen beide fröhlich plaudernd hinaus.

Frau Limburger hörte ihre Stimmen noch laut von der Treppe heraufschallen. Noch vermochte ein Kinderlachen die Stimme der Leidenschaft in Georg zu sänftigen, doch wie lange mochte es dauern! und welche Gefahren drohten seinem ungebändigten Temperament in der Welt! Georg war vor zehn Jahren Frau Limburgers erster Pensionär gewesen. Damals hatte Professor Schmidt, sein von einer schweren Geisteskrankheit befallener Vater, einer Anstalt anvertraut werden müssen, und sein Freund und Hausarzt, Doktor Hermes, der ihn dorthin gebracht, hatte ihr Georg übergeben. „Nehmen Sie sich des armen Jungen freundlich an,“ hatte er sie gebeten, „er ist ja so gut wie eine Waise, der Vater wird nie mehr genesen und die Mutter — nun, sie ist für ihn tot.“ Frau Limburger hatte den verschüchtert und finster blickenden Knaben mitleidig in die Arme genommen und seitdem mit mütterlicher Zärtlichkeit nicht nur für ihn gesorgt, sondern ihn auch geliebt. Georg hing auch bald mit warmer Liebe an ihr, mit noch größerer aber an dem kleinen Leo, für den er gleichsam Kinderfrau und Spielkamerad wurde. Die Zärtlichkeit beider für einander wuchs von Jahr zu Jahr und Leo gegenüber zeigte der sonst stets ernste und verschlossene Georg auch etwas von der harmlosen Fröhlichkeit der Jugend. Seine übrigen Genossen in Frau Limburgers Pensionat, die ja alle seinem Alter näher standen als Leo, schloß er sich seltsamerweise niemals an, er blieb immer vereinsamt; erst als Helmuth Tilmans ins Haus kam, trat er zu diesem in ein freundlicheres Verhältnis. Er wurde der Vertraute von Helmuths Leiden und Freuden und half dem viel schwächer als er Beanlagten häufig bei seinen Arbeiten. Liebe und Vertrauen nahm Georg allerdings nur von ihm entgegen, ohne sie eigentlich zu erwidern, und vielleicht war es zumeist die

Digitized by Google

Empfindung dieses Mangels, die in Helmuth eine große Eifersucht gegen Leo erweckte, so daß es stete Nörgeleien und Streitereien zwischen den beiden Knaben gab. Georg ignorierte sie, Frau Limburger aber versuchte durch freundliche Zusprache sowohl, als durch ernste Vorwürfe, auf beide zu wirken, doch vergeblich; den Grund ihrer gegenseitigen Abneigung leugneten beide stets energisch und behaupteten nur kurzweg von dem anderen: ich mag ihn nicht, und dabei blieb es.

Georg stand jetzt unmittelbar vor dem Abiturientenexamen, nach dessen Absolvierung er, nach der Bestimmung des Doktor Hermes, der ihm als Vormund gesetzt war, zunächst die Berliner Universität beziehen sollte. Frau Limburger sah das Zweckmäßige dieser Einrichtung ein, und doch bangte ihr davor, ihn so selbständig und unbeschützt in die Welt gehen zu lassen. Sie hatte sich schon so manche Stunde mit sorgenvollen Gedanken um ihn gequält und heute wollte sie der Eindruck der Scene, die sich zwischen Georg und Richard abgespielt hatte, nicht verlassen.

Sie wurde aus ihrem Grübeln durch den Besuch des Doktor Hermes geweckt. Er kam öfter, um sich nach Georg zu erkundigen, auch Nachricht von dem Professor zu bringen, die ihm bisweilen von dem Anstaltsdirektor zuging. So hatte sein Kommen an sich nichts Erschreckendes, doch ein Blick in sein ernstes Gesicht überzeugte Frau Limburger sofort, daß ihn etwas Außergewöhnliches zu ihr führte.

„Was bringen Sie?" fragte sie, „von dem Professor?"

„Er ist tot, sanft entschlafen, ohne vorher noch einen klaren Gedanken gehabt zu haben," berichtete Doktor Hermes, „man kann ja für die Erlösung nur dankbar sein, da, wie der Arzt mir auch jetzt noch schreibt, die Möglichkeit einer Heilung gänzlich ausgeschlossen war."

„Sie haben recht," entgegnete Frau Limburger, „aber Georg wird es nicht so ansehen."

Doktor Hermes zuckte die Achseln. „Er muß eben das Unabänderliche tragen, und die Jugend kommt ja auch leicht über jeden Schmerz hinweg."

„Georg ist eben nicht wie andere junge Leute," meinte Frau Limburger. „Und überdies hat seine Liebe für seinen Vater etwas geradezu Fanatisches. Ich nenne sie unnatürlich und habe oft versucht, seine Empfindung auf ein gesundes Maß zurückzuführen, indem ich ihn darauf hinwies, daß er den Vater doch eigentlich gar nicht gekannt hat. Doch das half nichts, er ist ja leider maßlos und leidenschaftlich in all seinen Gefühlen und betet in dem Vater ein Idealbild an, das er sich selbst geschaffen hat. Er wird völlig fassungslos sein."

„Ja, da ist nun nichts zu ändern," erwiderte Doktor Hermes. „Ich reise noch heute abend zu der Beerdigung meines alten Freundes und habe mir gedacht, daß es Georg gut thun wird, wenn er mich begleitet. Ich hörte schon, daß er nicht zu Hause ist, wollen Sie die Güte haben, seine Sachen zu packen? Den Urlaub von dem Schuldirektor habe ich bereits für ihn erbeten."

Als Georg mit Leo froh und frisch vom Spaziergang nach Hause kam, war sein Koffer bereits gepackt und die Zeit des Abganges des Zuges so nahe gerückt, daß, nachdem der erste, wilde Ausbruch des Schmerzes sich in eine halbe Betäubung gewandelt hatte, er zur Bahn mußte.

II.

Das Begräbnis war vorüber; Georg kehrte mit Doktor Hermes wieder zurück. Er konnte sich nicht entschließen, schon am nächsten Tage die Schule zu besuchen, war auch für Frau Limburgers freundlich tröstende Worte nicht zugänglich und saß in tief melancholischer Stimmung in seinem Zimmer. Die Thür ging auf, Professor Hermes stand vor ihm.

Er rückte einen Stuhl an seine Seite, setzte sich und sagte: „Mein lieber Georg, ich bringe Dir ein Vermächtnis Deines Vaters."

„Meines Vaters, an mich?" rief Georg, „so hat er doch noch klares Bewußtsein gehabt, an mich gedacht?"

Der Professor schüttelte den Kopf. „Nicht das, mein Sohn. Als ich damals vor zehn Jahren, nach der schweren Reise mit Deinem Vater, hierher zurückkehrte und Dich zu Frau Limburger gebracht hatte, lag es mir ob, Euer Haus zu ordnen. Ich sah mich genötigt, auch den Schreibtisch Deines Vaters durchzusehen, es konnte ja darin noch manches vorhanden sein, was von Wichtigkeit war. Ich fand nichts dergleichen, außer einem Päckchen mit der Aufschrift: Für meinen Sohn, wenn er erwachsen ist. Ich habe bisher noch gezögert, es Dir zu geben; ich fürchtete, daß die Blätter vielleicht manches enthalten möchten, was Deinem jungen, leicht erregten Gemüt besser erspart bliebe. Jetzt indes glaube ich sie Dir nicht länger vorenthalten zu können; nimm sie als ein letztes Wort Deines Vaters an Dich, und, was sie auch enthalten mögen, bedenke, daß der Tod eine ausgleichende und versöhnende Macht hat, daß er, der liebe Verstorbene, jetzt alles Leid überwunden hat. Vielleicht würde er Dir heute diese Blätter nicht mehr geben, doch mir steht es ebensowenig zu, sie zu durchlesen, als sie ungelesen zu verbrennen, so sind sie nach dem Willen Deines Vaters Dein Eigentum."

Mit zitternder Hand griff Georg nach dem Päckchen. „Weshalb gaben Sie es mir nicht früher?" kam es bebend über seine Lippen, die Zornader auf seiner Stirn schwoll.

„Ich sagte Dir meine Gründe, mein Sohn, ich hatte es wohl überlegt — und noch einmal, was Du auch lesen magst, denke daran, daß die Zeit heilt und der Tod noch mehr."

Der Professor erhob sich, Georg hielt ihn nicht zurück. Er schloß hinter ihm die Thür ab, und dann drückte er mit lautem Aufschluchzen das Papier an seine Lippen. Eine Botschaft des teuren Vaters an ihn, und man hatte gewagt, sie ihm vorzuenthalten; war er nicht längst erwachsen und reif, alles zu verstehen, was er ihm zu sagen gehabt! Er öffnete den Umschlag, die ersten Seiten waren mit unsicherer,

Digitized by Google

aber doch vollkommen leserlicher Hand geschrieben. „Mein armer, geliebter Vater!“ stöhnte Georg und bedeckte das Gesicht mit den Händen. Dann raffte er sich auf, er wollte lesen — lesen!! Und mit gierigen Augen überflog er die Seiten.

„Mein Sohn! Ich will für Dich das Elend meines Lebens niederschreiben; noch kannst Du es nicht begreifen — bist Du so weit, dann kann ich's Dir wohl nicht mehr erzählen; doch wissen sollst Du es, was mich zu Grunde gerichtet hat, Du mußt den Mann kennen, der mich um alles betrogen, damit, wenn Du ihm einst vielleicht begegnest — doch höre — ich will von Anfang beginnen, versuchen, geordnet zu erzählen; es ist so schwer, mein Kopf schmerzt.

Ich liebte Deine Mutter, meine Luzia, mit meiner ganzen Seele, ich wußte es in der ersten Stunde, als ich sie damals in Rom kennen lernte; ich glaubte, sie liebe mich auch — vielleicht war es auch so — vielleicht aber war sie mir nur aus ihrer sonnigen Heimat in den kalten Norden gefolgt, weil ich sie einer sie marternden Stiefmutter entriß. Wir waren glücklich, noch glücklicher als Du geboren wurdest — ich war es — war ich blind, daß ich auch sie glücklich glaubte? — Da kam der Mann, der sich mein Freund nannte, noch von der Jugend her, Otto Martinsen, wir hatten zusammen studiert, ein Jahr lang die Wohnung geteilt; ich sah damals zu ihm auf wie zu einem Gott — er hielt sich für ein Genie — und ich hielt ihn auch dafür, — wir begeisterten uns an seinen Dichtungen, — daß er nicht viel studierte, wie hätte er sollen, der sprudelnde Geist und das trockene Studium! Dann waren unsere Wege auseinandergegangen, ich hatte ihn fast vergessen — nun sah ich ihn wieder und die alte begeisterte Freundschaft flammte in meinem Herzen auf. Daß er amt- und brotlos war, daß seine Gedichte, seine Dramen und Novellen ungedruckt geblieben waren, das alles empfand ich als schweres Leid mit ihm; ich sah, daß er Not litt und half gern, so oft er mich um Hilfe anging, und das geschah oft. Er war bald der tägliche Gast unseres Hauses, er las uns seine Dichtungen vor, ich fand sie schön und Luzia schwärmte dafür — sie, die für das, was ich geschrieben, nie ein Verständnis gezeigt hatte; denn auch ich hatte hier und da in freien Stunden, oft in der Nacht, kleine Skizzen und Dichtungen, wie sie mir eben durch den Kopf schwirrten, verfaßt. Sie waren auch wohl gedruckt, nicht unter meinem Namen, ich hatte eine Art kindischer Scheu, meinen ehrwürdigen Professornamen unter diese Eintagsblüten zu setzen — sie gefielen ja nicht einmal Luzia! Es kränkte mich fast, so sehr ich selbst Otto bewunderte, daß sie seinen Dichtungen so viel lieber zuhörte als den meinen; freilich, seine Stimme übte einen berückenden Zauber, sein Auge leuchtete, wenn er las, auch ich konnte dann den Blick von seinem schönen Antlitz nicht abwenden. Wenn ich zu Luzia davon sprach, so lachte sie mich aus und meinte schäkernd: ich solle ihm ihr Wohlgefallen an seinen Werken gönnen, ich hätte ja ihre Liebe. Ihre Liebe! sie wagte es zu sagen — und ich glaubte ihr!

Was lange in mir wie ein dunkles Wünschen und Begehren gelegen, gewann in dieser Zeit feste Gestalt, wurde zum Entschluß, ich wollte ein Drama schreiben. Der Stoff, ein soziales Problem, hatte mich lange beschäftigt, jetzt klärte er sich, ich besprach meinen Plan mit Otto; nicht nur, daß er ihn billigte, er begeisterte sich sogar dafür, ich ging mit ihm Scene für Scene durch, er riet, half, besserte — es war fast wie ein gemeinsames Arbeiten, das meine Kraft befeuerte, meinem Geist ungeahnte Schwungkraft verlieh. Ich war so ganz von meinem Drama erfüllt, daß es mir schwer wurde, mich von der Arbeit loszureißen, um meine Kollegs zu halten und mich auf sie vorzubereiten; ich nahm oft die Nacht zu Hilfe, und immer ging es nicht so schnell vorwärts als ich wollte, fortwährend hatte ich zu ändern und zu bessern. Auch fehlte mir noch der Titel, der mit prägnantem Wort auf den Inhalt des Ganzen hindeutete.

Otto war mein unermüdlicher Rater und Helfer und oft, wenn ich im Wohnzimmer mit ihm und Luzia saß, schickte er mich mit einem Scherzwort fort: man fühle es ja, daß ich doch nur körperlich bei ihnen sei, mein Geist weile bei meinem Drama. „Geh nur, wir beurlauben Dich,“ erklärte dann auch Luzia lächelnd — und ich Thor glaubte, daß sie beide nur mein Bestes im Sinn hatten und ging. Ich träumte von Ruhm und Ehre, dies Werk sollte meinen Namen tragen, und dann würde es mich mit eins zum berühmten Manne machen; es mußte mir auch ganz äußerlich Glück bringen, das heißt Geld, und dann wollte ich mit Luzia nach Italien reisen, wohin sie immer noch die Sehnsucht zog. So träumte ich!

Die angestrengte Arbeit, die Aufregung — nachts floh mich der Schlaf und mich umdrängten die Gestalten meines Dramas — vielleicht auch eine unbewußte Ahnung des Fatums, das über mir schwebte, zerstörte meine Nerven, ich fühlte mich angegriffen und mußte zugeben, daß Hermes, Luzia und Otto recht hatten, wenn sie von notwendiger Ruhe und einer Badekur sprachen. Trotzdem wollte ich nichts davon hören. Eines Tages, ich konnte über eine schwierige, einschneidende Scene nicht hinweg, hatte sie wieder und wieder mit Otto besprochen, er hatte mir geholfen, statt meiner geschrieben, meine Worte hier und da mit den seinen, die dann auch mir besser schienen, vermischt, wir hatten stundenlang gearbeitet, da war es, als er in mich drang, ich solle reisen, ich sei es mir und den Meinen schuldig, ich zerstöre durch diese unablässige Arbeit mein Nervensystem.

„Zuerst muß mein Drama fertig werden,“ beharrte ich, „dann will ich fahren.“

„Dann sind die Sommermonate und die Ferien vorüber,“ widerlegte er, „und gerade Deiner Arbeit wird es zu statten kommen, wenn Du Dich ganz gesund machst, Deine nervöse Erregtheit ist ihr nicht günstig.“

„Ich habe keine Ruhe,“ erklärte ich, „es drängt mich zum Schluß.“

„Sei vernünftig, gehe jetzt,“ redete er zu, „wenn Du zurückkommst, arbeiten wir zusammen und beenden dann das Drama schnell.“

Digitized by Google

Ich gab nach und versprach zu reisen — ich fühlte mich wirklich elend. Ich wollte, Luzia sollte mich begleiten, doch sie weigerte sich: sie könne Dich nicht verlassen. Dann solltest Du auch mit, meinte ich. Das sei unmöglich, es koste zu viel, und ich hätte dann auch nicht die notwendige Ruhe, gerade Alleinsein, Stille und völlige Unabhängigkeit seien für mich notwendig. Otto stimmte zu, sie redeten so viel, so vernünftig — ich fing an zu glauben, sie hätten recht; dann wollte ich wenigstens mein Drama mitnehmen, um es dort zu vollenden. Otto lachte mich aus: das wäre eine richtige Kur, wenn ich, unbeaufsichtigt, bis in die Nacht arbeiten wollte. „Nein, daraus wird nichts, Dein Manuskript bleibt hier, wir beenden es dann gemeinsam," sagte er, und ich willigte auch darein, ich Narr, ich leichtgläubiger Thor!

Daß Luzia der Abschied nicht schwerer wurde, kränkte mich, ich konnte mich kaum losreißen — sie drängte mich zur Thür. „Es ist Zeit, Du verspätest," sagte sie. Es waren ihre letzten Worte zu mir. Sie hatte nicht mit zur Bahn wollen: sie könne solch öffentliche Abschiedsscenen nicht leiden, behauptete sie.

Otto begleitete mich. „Nimm Dich Luzias an," sagte ich, als ich einstieg, und aus dem Wagen rief ich ihm noch zu: „und denke über einen Titel für mein Drama nach!" Er nickte lachend — er hielt Wort!!

Luzia schrieb nicht gern Briefe, ihr fehlte auch oft eine deutsche Wendung, ein Wort; so befremdete es mich nicht, daß ich nicht oft Briefe von ihr erhielt, die dann nur kurz über ihr und Dein Befinden berichteten. Als dann aber eine Woche verging, in der ich keine Zeile bekam, ergriff mich eine tödliche Angst; auch ein Brief an Otto blieb unbeantwortet. Was ich fürchtete, weiß ich nicht, doch ich brach meine Kur ab und reiste ohne Unterbrechung heimwärts. Als ich zu Hause ankam, fand ich Dich mit der alten Dörthe allein, Luzia sei schon vor zehn Tagen mit Otto abgereist, berichtete sie, wohin, hätten sie nicht gesagt. Die Alte nahm es ganz harmlos, erst mein starres Entsetzen schien ihr klar zu machen, was geschehen sei. Und Du? Nun, Du bist ein Kind und die Mutter war Dir immer fremd, Du fühltest Dich bei der alten Dörthe gut aufgehoben und machtest Dir keine Gedanken.

Auf meinem Schreibtisch fand ich ein versiegeltes Blatt von Luzias Hand: erst durch Otto habe sie die überwältigende Macht der Liebe kennen gelernt, sie sei stärker als alles sonst, ihr nicht folgen hieße Selbstvernichtung. Sie wäre überzeugt, daß ich sie nicht vermissen würde, da unsere Seelen sich niemals verstanden hätten, überdies ließe sie Dich ja bei mir zurück, und Du habest stets mehr an mir als an ihr gehangen.

Meine Wut, mein Haß gegen sie, die ich so heiß geliebt, und die mir die Treue so schamlos gebrochen, gegen ihn, der mich unter der Maske der Freundschaft betrogen hatte, die durcheinanderjagenden Gedanken, was ich thun sollte: ihnen folgen, sie suchen, Rache an ihm nehmen, sie zur Rückkehr zwingen — all das, wie soll ich's Dir schildern?! Dann kam eine grenzenlose Erschöpfung über mich, was half Rache — Gewalt, sie hätte mich darum doch nicht geliebt, er wäre ihr um so teurer geworden — und ich, trotz allem, liebte sie doch noch, wollte nur ihr Glück!!

Tage vergingen wie im Traum, in völliger Apathie; ob ich gegessen, geschlafen, gesprochen — ich weiß es nicht. Ein Nervenfieber oder etwas dergleichen ergriff mich; Professor Hermes und eine Krankenpflegerin gewannen mich dem Leben wieder — weshalb ließen sie mich nicht sterben! Als ich etwas von wiederkehrender Gesundheit in mir spürte, tauchte neben dem einen marternden Gedanken ein zweiter auf: ich mußte wieder arbeiten, und wenn ich erst kräftiger war, würde ich es auch können; mein Drama sollte vollendet werden, nur jene Scenen, an denen er mitgearbeitet hatte, wollte ich streichen, vernichten!!

Da, eines Tages, die Wärterin hatte eine Zeitung auf meinen Tisch gelegt, ich schlug das Blatt auf — mein Blick haftete an einer Notiz: das Stadttheater in . . .burg werde am 18. November als erste Novität ein Drama von Otto Martinsen: das Recht des Stärkeren, bringen; rühmende Worte schlossen sich daran. Mir schwindelte — dieser Titel würde für mein Drama gepaßt haben — warum war er mir nur nicht eingefallen — Otto hatte nie davon gesprochen, daß auch er an einem Schauspiel arbeite — war es denn möglich?! — Ich ging an meinen Schreibtisch, die Füße trugen mich kaum — meine Hände zitterten, als ich das Schubfach öffnete, in dem ich das Manuskript verschlossen hatte — es war leer — ich öffnete noch eins — und noch eins — und weiter — verstreute die Blätter umher — nichts — nichts — es war fort — gestohlen von dem nichtswürdigen Verräter!

Was nun folgt, wie soll ich's Dir sagen — mein Kopf schmerzt — mir schwindelt — ich kann nichts denken — die Geschichte ist ja auch zu Ende. Was sollte ich thun, ich mußte zuerst Gewißheit, Beweise haben; krank und elend wie ich war, reiste ich zuerst nach . . . burg, um der Aufführung beizuwohnen. Dieser Tag, die Abendstunde vor dem Vorhang, ehe er sich hob, sie wogen ein Menschenleben voll Qualen auf — und dann, was ich sah — war es mein Werk, war es nicht das meine? Bald hörte ich Eigenes, bald Fremdes, Neues dazwischen — war ich denn wahnsinnig?! Die ganze Nacht war ich im Fieber, mein Hirn schmerzte — ich dachte und dachte — und dann endlich wußte ich klar: er hat mein Manuskript gestohlen, verändert, durcheinandergeworfen, um ein anderes daraus zu machen, was doch dasselbe ist. Am nächsten Tage ging ich zum Direktor, sagte ihm alles; der Mann war höflich, kühl, dann sah er mich an, als ob er einen Wahnsinnigen vor sich habe und wies mich ab: ich möge mich mit Herrn Martinsen selbst auseinandersetzen, er könne nichts darin thun. Vielleicht gebärdete ich mich auch wie ein Wahnsinniger! Das einzige, was ich erreichen konnte, war Ottos Adresse. Ich wollte zu ihm, doch ich fühlte mich zum Tode erschöpft, und dann — Luzia wiedersehen — ich konnte es nicht! So schrieb ich ihm — ich glaube, es war ein wilder Wutausbruch, nichts weiter. Keine Antwort. Ich schrieb noch einmal; da kam ein Brief: wenn ihm

Digitized by Google

ein ähnlicher Stoff, als ich ihn behandelt, interessant gewesen, so könne er nichts dafür, und wenn sich in seinem Drama Scenen fänden, die solchen in meinem glichen, so würde ich gut thun, nicht zu vergessen, daß wir gemeinsam gearbeitet hätten, daß ihm folglich mindestens ebensoviel Autorrecht daran zukäme als mir. Auf das Fehlen des Manuskriptes ging er mit keinem Wort ein — ebenso keine Silbe von Luzia. Es war eine Infamie, doch was blieb mir zu thun übrig? Wodurch konnte ich irgend mem in der Welt beweisen, daß er mich um mein geistiges Eigentum bestohlen hatte, daß das Werk, das da unter seinem Namen Beifall und Ruhm erntete, seinem besten Teil nach, meines war? Das Manuskript besaß ich nicht — er hatte es sicher vernichtet — Zeugen gab es nicht — einzig vielleicht Luzia und sie würde gegen mich zeugen — man würde in meinem Auftreten gegen ihn nur einen Racheakt des gekränkten Ehemannes sehen oder — mich für wahnsinnig halten. Und bin ich es nicht, haben die Leute nicht recht, wenn sie es meinen? Ich selbst weiß nicht mehr, ob ich klaren Denkens fähig bin, ob das, was quälend, marternd durch meinen Kopf geht, Wirklichkeit ist, ob eine wüste Wahnvorstellung, die mein krankes Hirn erzeugt. Ich könnte hingehen und ihn töten wie ein wildes Tier — es wäre mein Recht — doch dann träfe ich auch sie, Luzia, die ich noch immer liebe, trotz allem! Nein, das nicht — das nicht! — Wenn ich mir vorstelle, daß das Recht des Stärkeren ihm Beifall, Lob und Ehre bringt und mir dann sage: das alles, was er da mit frecher Stirn einheimst, gehört mir, all der Ruhm, all das Lob ist gestohlenes Gut — gestohlenes Gut wie das Weib, das er das seine nennt und das doch vor Gott und Menschen meines ist, dann ist's mir oft, als könnte alles nur ein böser Traum sein, aus dem ich erwachen müßte — das kann ein Mensch nicht erleben — nicht überleben!

Du aber sollst es, wenn Du erwachsen bist, erfahren, deshalb schreib ich's nieder, damit Du, wenn Du ihm, dem Dieb, dem Mörder meines Glückes, meiner Seele, begegnest, Du Dich nicht von seinem falschen Lächeln bethören läßt wie ich, sondern es ihm entgegenschleuderst: Du bist ein Schurke! In Deine Hand lege ich das Geschäft der Rache — nein, nicht die Rache, sondern nur der Einforderung des Rechtes, denn das Recht ist heilig; eine innere Stimme sagt es mir: Du wirst den Elenden finden, Du wirst die Strafgewalt üben, das Schwert hängt über seinem Haupt — er glaubt es nicht mehr — aber Du — Du wirst es ergreifen und es wird niedersinken und dann — ich kann nicht weiter — meine Gedanken verwirren sich — lebewohl!"

Georg hatte mit fliegender Hast, ohne den Blick nur einmal zu erheben, zu Ende gelesen. Jetzt entrang sich ein schmerzlicher Laut, halb Stöhnen, halb Schluchzen, seiner Brust; wieviel grausamer war das Schicksal seines unglücklichen Vaters, als er es nur geahnt hatte. Dieser Mann, der Mörder seines Glückes, stände er jetzt vor ihm, er würde ihn vernichten, mit diesen seinen Händen erwürgen — er wäre zu allem fähig! O, hätte er nie erfahren, was sein Vater gelitten, wäre nicht der grausame Zwiespalt in seine Seele gelegt, daß er die Pflicht fühlte, seine Mutter zu suchen und doch fürchtete, ihr zu begegnen!

Als er mehrere Stunden später, erst auf wiederholtes Klopfen und Rufen von Frau Limburger, zum Abendessen kam, sah er bleich und verstört aus und berührte kaum einen Bissen. Ihren Fragen wich er aus, und auch als am nächsten Tage Doktor Hermes wiederkam und sichtlich eine Mitteilung von ihm erwartete, schwieg er. Was hätte es genutzt, wenn auch andere es gewußt — sie wußten es vielleicht schon von damals her — doch darüber sprechen — das über die Lippen bringen, was schon zu denken eine Qual war — nein!! So blieb er stumm und seine Verschlossenheit steigerte sich bis zur Unnahbarkeit. Selbst Leos Bemühungen, denen er sonst stets zugänglich gewesen war, wies er jetzt zurück. „Laß mich," sagte er, „ich bin ein verdrießlicher Geselle; ich habe auch zu arbeiten, Du weißt, mein Examen steht nahe bevor."

Und wirklich saß er auch, sobald die Schulstunden vorüber waren, über seinen Büchern, oft bis spät in die Nacht und schien für nichts anderes Sinn zu haben. Und als Helmuth einmal meinte: er solle sich nicht überarbeiten, denn erstens werde er das Examen sicher machen und zweitens wäre es auch kein Verbrechen, es nicht zu bestehen, erwiderte Georg mit einem Seufzer: „Du ahnst nicht, wie lieb mir die Arbeit ist, ich wüßte nicht, was ich ohne sie beginnen sollte."

III.

Das Examen war vorüber; Georg hatte es, wie vorauszusehen, glänzend bestanden und sah nun mit Befriedigung seiner Übersiedelung nach Berlin entgegen. Ihn verlangte nach anderer Luft und Umgebung, vielleicht, daß ihn dort der peinigende Gedanke an all den Jammer verließ, der ihn jetzt verfolgte und ihn doch zu keinem Entschluß kommen ließ. Sollte er seine Mutter suchen? Zu welchem Zweck? Sie konnte nichts mehr an seinem unglücklichen Vater gut machen — und ihm? Was konnte sie ihm sein? Er empfand nichts als Haß und Verachtung bei dem Gedanken an sie. Und Martinsen? Wenn er ihn fände! O, ihm graute bei dem Gedanken, er wäre fähig zu allem — und doch, es war ja so nutzlos, er konnte nichts mehr ungeschehen machen, keine Stunde des Elends, die sein Vater durchlebt, zurückkaufen!

Frau Limburger wurde die Trennung von Georg jetzt, da der Tod seines Vaters ihn in eine so wundersam trübe und verschlossene Stimmung versetzt hatte, noch schwerer. Sie sah es ja ein, daß ein Jüngling selbständig werden muß, und was hätte sie ihm denn auch ferner sein können? Sie hatte ja eben in den letzten Wochen, wo er zu keiner Aussprache zu bewegen gewesen, doch empfunden, daß sie in seinem Herzen nicht die Mutterstelle einnahm. So mochte Doktor Hermes wohl recht haben, wenn er ihn jetzt in die Welt hinausschickte. Trotzdem

Digitized by Google

konnte sie ihren Thränen nicht gebieten, als Georg zur Reise gerüstet vor ihr stand.

„Gott segne Dich, mein lieber, lieber Sohn," sagte sie, ihm zärtlich über das Lockenhaar streichend, „und vergiß nicht, daß, wenn es Dich einmal nach einem Zuhause verlangt, Du hier stets eine Heimat hast."

Georg preßte ihre Hand fest in seine beiden. „Ich danke Ihnen, danke Ihnen sehr — für dies — und für all die Jahre vorher — Sie waren sehr gut zu mir." Seine Stimme klang gepreßt und sein Mund zuckte. Noch ein kurzer Gruß und dann war er wie im Fluge zur Thür hinaus. Von der Straße sah er noch einmal hinauf; Frau Limburger war am Fenster und winkte ihm zu.

Helmuth und Leo hatten es sich nicht nehmen lassen, ihn noch zur Bahn zu begleiten. Sie sprachen von all den unbekannten Herrlichkeiten des Studentenlebens in Berlin, denen Georg nun entgegenging, und konnten es nicht begreifen, daß er so still blieb und sich gar nicht zu freuen schien.

„Ich will auch in Berlin studieren," sagte Helmuth, „vielleicht bist Du dann noch dort."

„In den Ferien kommst Du zu uns," meinte Leo, „und dann mußt Du sehr viel erzählen. Hurra, das wird schön sein, wenn ich Dich dann von der Bahn abhole!"

Sie kamen eben noch zur rechten Zeit, damit Georg einen Händedruck mit Doktor Hermes tauschen konnte, dann sprang er ins Coupé und der Zug setzte sich in Bewegung. Doktor Hermes sah ihm mit dem Bewußtsein nach, nun für Georg aufs beste gesorgt zu haben, Helmuth und Leo dagegen konnten ein Gefühl des Neides kaum unterdrücken.

* * *

Die unbekannte, neue Welt, die Georg umgab, das bunte Treiben der Großstadt, nahm ihn mehr als er es selbst für möglich gehalten, gefangen; überall sah er Neues und Schönes, jeder Schritt bot ihm Interessantes, brachte ihm Eindrücke, die ihn von dem, was in den letzten Wochen sein ganzes Herz erfüllt hatte, abzogen. Es kamen Stunden, in denen er nicht an seinen Vater und dessen unglückliches Geschick dachte. Die Kollegs hatten begonnen; er wollte, entgegen dem studentischen Usus, nach dem das erste Semester mehr dem Vergnügen als der Arbeit gehört, fleißig studieren, versäumte kein Kolleg und schrieb seine Hefte eifrig voll. Er hatte auch die Bekanntschaft einiger Studenten gemacht und empfand, daß es doch eine andere Art des Verkehrs als auf der Schule sei; die frische Heiterkeit der jungen Männer übte eine gewisse Anziehungskraft auf ihn aus und er fand es bald amüsanter, in Gesellschaft die Genüsse Berlins zu kosten als allein. So gelang es denn auch seinen neuen Freunden öfters, ihn seiner Absicht, die Abendstunden der Arbeit zu widmen, untreu zu machen.

Das war wieder einmal so gekommen; etwa zwei Monate mochte er jetzt in Berlin sein und sie hatten ihn beredet, ein ihm noch unbekanntes Lokal zu besuchen, das sowohl durch seine elegante Ausstattung, als durch die bunt gemischte Gesellschaft, die sich dort versammelte, interessant war. Die Räume waren überfüllt, lautes Gespräch und Gelächter überall, auch an dem Tisch der Studenten, an dem Georg saß. Er selbst hatte sich in die Betrachtung der von Künstlerhand verfertigten Wandmalereien vertieft, als ihn sein Nachbar anstieß.

„Seien Sie doch nicht so entsetzlich kunstverständig, das Leben ist immer amüsanter als die alten Malereien. Sehen Sie sich lieber mal gleich die Gesellschaft, die da eben hineinkommt, an."

Es waren sechs oder acht Personen, die sich, ohne Rücksicht auf die anderen Gäste, zwischen den besetzten Tischen Platz schafften, dabei miteinander ungeniert schwatzend und lachend. Einer der Herren rief nach dem Kellner, ließ, da kein leerer Tisch vorhanden war, einen nebst der nötigen Anzahl Stühle bringen und bestellte Abendessen und Bier. Alles das geschah in lauter, scheinbar absichtlich die Aufmerksamkeit erregender Weise, die seiner ganzen auffallenden Erscheinung entsprach. Die Damen waren ebenfalls auffallend, in grelle Farben gekleidet und trugen hochmoderne Frisuren, auf denen blumen- und federngeschmückte Hüte thronten. Ein einigermaßen geübtes Auge hätte leicht den Puder auf Stirn und Wangen und die dunklen Schminkestreifen unter den Augen erkannt. Auch sie sprachen und lachten laut, während zwei andere Herren mehr eine stumme Begleitung abzugeben schienen.

Georg musterte die Gesellschaft mit dem hochmütigen Blick, mit dem er gern sein Mißfallen auszudrücken pflegte.

„Sehen Sie die nicht so verächtlich an," flüsterte ihm sein Nachbar zu, „die haben schon alle für unser Amusement gesorgt, 's sind alle Künstler."

Georg zuckte die Achseln. „Nette Sorte! Seiltänzer oder dergleichen!"

„O nein, Schauspieler, freilich nur vom Vorstadttheater, aber nicht schlecht; die kleine Blonde zum Beispiel singt ihre Couplets ganz charmant, und der da ist kein schlechter Komiker, er spielt manchmal auch ins Charakterfach hinein."

Währenddessen hatte der Besprochene zu dem Tisch hinübergesehen und einen Gruß mit dem jungen Studenten getauscht.

„Wo kennen Sie denn den frechen Patron mit dem buntkarrierten Halstuch her?" fragte Georg erstaunt.

„O, man spricht sich so einmal gelegentlich in der Kneipe," erklärte der andere. „Er ist übrigens ein ganz amüsanter Mensch, wollen wir ihn einmal an unsern Tisch lotsen?"

„Ich danke, mir ist das selbstgefällige Umherstarren des Menschen widerwärtig," entgegnete Georg.

Der junge Mann lachte. „Ja, das sind so die Manieren dieser ‚Künstler' zweiten und dritten Ranges; sie halten sich für ungeheuer wichtige Persönlichkeiten, dieser zumal, der sich gleichzeitig als Dichter aufspielt. Sie sollten ihn reden hören, es ist wirklich belustigend."

„Ich habe genug davon, ohne es gehört zu haben."

Digitized by Google

„Dabei soll der Mensch vor etlichen Jahren wirklich einmal ein gutes Drama verfaßt haben, das damals über viele Bühnen gegangen ist; damit war dann freilich seine Schöpferkraft am Ende."

Georg wurde es plötzlich heiß; er wollte sprechen, doch die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Er fuhr sich mit der Hand über die Augen, dann fragte er: „Wie hieß das Drama denn?" Es sollte gleichgültig klingen, doch seine Stimme war heiser.

Der junge Mann sann einen Augenblick nach. „Das Recht des Starken — oder des Stärkeren — oder doch ungefähr so, denke ich."

Georg war leichenblaß geworden. „Sein Name?"

„Des Dichter-Schauspielers? Martinsen. Sehen Sie wohl, Sie gewinnen schon Interesse für den Mann." Damit schien ihm das Thema erledigt und er wandte sich dem Gespräch der anderen Tischgenossen zu.

Georg umklammerte mit fest geschlossener Faust die Tischkante; ihm war es, als habe sich vor ihm ein jäher Abgrund geöffnet und er müsse sich halten, um nicht darin zu versinken. Der also war's, dieser Mensch mit der frechen Physiognomie, mit dem widerwärtig arroganten Lächeln — er — er —! Wenn er hier gleich an ihn heranträte — doch nein, hier, vor Zeugen — weshalb überhaupt mit ihm reden! — Da durchzuckte ihn ein gräßlicher Gedanke — wenn eine dieser Frauen seine Mutter wäre — nein, unmöglich — und doch — er wandte unwillkürlich den Kopf, Martinsen starrte ihn mit dreist herausforderndem Blick an — er sprang auf.

„Adieu."

„Jetzt schon?" — „Bleiben Sie doch!" — „Seien Sie nicht ungemütlich!" scholl es durcheinander.

„Es ist furchtbar heiß, die Luft hier ist unerträglich," erwiderte er.

„Sie sehen allerdings schlecht aus," sagte sein Nachbar, „Sie vergessen Ihre Mütze," — er lachte — „Donnerwetter, Sie scheinen wenig zu vertragen; ich fühle ein menschliches Rühren und will Sie nach Hause bringen."

„Ich danke," wehrte Georg kurz ab, und drängte mit steif gehobenem Kopf dem Ausgang zu.

Hinter ihm her klang lautes Gelächter. „Der ist fertig, er will's nur nicht zugeben!" — „Solch ein armer Fuchs muß erst Bier trinken lernen!" — „Na, wenn er nur seine Wohnung findet."

Georg hörte nichts mehr von alledem; draußen lehnte er sich einen Augenblick gegen die Thür und ließ die kalte Nachtluft um seine Stirn streichen. Dann ging er blindlings, ohne zu wissen wohin, weiter und weiter, bis er endlich, nach stundenlangem Umherirren, in seine Wohnung kam. Eine wahnsinnige Furcht, daß eines dieser Weiber seine Mutter sein könne, hatte ihn erfaßt, — er wollte es nicht wissen — es war ja ein blöder, thörichter Zufall, der heute diesen Mann in seinen Weg geführt — er wollte es vergessen! Doch er würde es nicht können — niemals; immer und immer würde er daran denken müssen!

Er nahm die Blätter von seines Vaters Hand, stand da nicht klar und deutlich: „In Deine Hand lege ich die Rache, Du wirst die Strafgewalt üben." Es war das Gebot eines Verstorbenen, durfte er es, nun das Schicksal ihm den Schuldigen zeigte, unerfüllt lassen? Nein, Pflicht, Gewissen, Sohnesliebe und Haß gegen den der seines Vaters Leben vernichtet hatte, drängten ihn gewaltsam vorwärts; es mußte sein!

Als er sich nach einer halb durchwachten, halb in wirren, fieberhaften Träumen zugebrachten Nacht früh von seinem Lager erhob, war von allen Gefühlen, die in diesen Stunden in ihm im Kampf gelegen hatten, der Haß das mächtigste geworden, ein wilder, rachedürstender Haß gegen den Mann, der da gestern eine so freche, selbstgewisse Miene zur Schau getragen hatte und doch ein Dieb und ein Betrüger war. Mit zitternden Händen in überstürzender Eile, als ob jede Minute einen Verlust bedeute, kleidete er sich an; als sein Blick zufällig den Spiegel streifte, erschrak er fast über sein verstörtes und entstelltes Gesicht. „Kaltes Blut, nur kaltes Blut," murmelte er vor sich hin. Er ging zum Waschtisch und drückte einen in eiskaltes Wasser getauchten Schwamm über seinen Kopf aus; das that ihm wohl, er meinte jetzt ruhiger zu sein und doch zitterten noch immer seine Hände, als er den Rock anzog und nach der Mütze suchte, die er gestern bei der Heimkehr gedankenlos in eine Ecke des Zimmers geworfen hatte. Er ging bis zur Thür, dann blieb er plötzlich stehen, wieder erfaßte ihn die furchtbare Angst, daß eines von den Weibern, die er gestern mit Martinsen gesehen, seine Mutter sein könne, dann hatte er sie zu dem gemacht, was sie jetzt war, denn eine solche hätte sein Vater nicht geliebt. Alles Blut stieg ihm zu Kopfe, er ballte in machtlosem Grimm die Fäuste; dann ging er zurück an seinen Schreibtisch, öffnete ein Fach, nahm eine Pistole heraus und untersuchte sie — sie war geladen; wie lange war es her, daß ihn die Genossen aufgefordert, mit ihnen nach der Scheibe zu schießen und ihn, als er es abgelehnt, da er mit der Waffe nicht umzugehen verstehe, überredet, sich gleich eine zu kaufen, „da man solchen Sport betreiben müsse." Ihn dünkte es ein Lebensalter und doch war es gestern gewesen. War das ein Fingerzeig des Schicksals? Er steckte die Pistole in die Brusttasche und schloß den Rock darüber. „Auf alle Fälle," murmelte er vor sich hin.

Erst auf der Straße fiel es ihm ein, daß er Martinsens Wohnung gar nicht kannte. Er trat in einen Buchladen und erbat sich einen Adreßkalender. Die Buchstaben schwammen ihm vor den Augen, er mußte sie einen Moment schließen.

„Ist Ihnen unwohl?" fragte der ihn bedienende junge Mann.

„O nein," antwortete er, sich stramm aufrichtend. Er erinnerte sich jetzt erst, daß er heute noch nichts genossen hatte; er hatte unterdes Martinsens Wohnung gefunden: Oranienstraße 208. Ob er unterwegs noch irgendwo frühstücken sollte? Nein, er wäre ja nicht imstande gewesen, auch nur einen Bissen herunterzubringen. Er stieg in eine Pferdebahn, sie war überfüllt von Leuten, die ihrem Geschäft nachgingen, er beobachtete niemand, in seinem Kopf wirbelte fortwährend der Gedanke: Wirst Du Deine Mutter

Digitized by Google

finden, wird sie eine von denen sein, die gestern mit diesem Menschen waren — und dann, was wirst Du thun? — Vielleicht hatte er laut gestöhnt oder irgend ein Wort ausgestoßen, denn plötzlich fühle er einen Ellenbogen an seinem Arm und eine helle Stimme sagte: „Herr Jott, was is Ihnen denn, einem wird ja janz angst."

Er wandte sich um und sah in das gutmütige, dicke Gesicht einer Frau, die, mit einem Korb voll Grünzeug auf den Knieen, neben ihm saß.

„Entschuldigen Sie," stammelte er und stürzte, da der Wagen eben hielt, hinaus.

„Bei dem is es woll nich janz richtig da oben," sagte die Alte, mit einer bezeichnenden Handbewegung nach der Stirn.

Er hörte es nicht mehr, sondern stürmte die Straße entlang. Nummer 208 das war es; er stieg die Treppe hinauf, oben an der Thür war unter einem Porzellanschild mit dem Namen Frau Gärtner eine Visitenkarte befestigt. O. Martinsen, Schauspieler. Er hob die Hand, um die Glocke zu ziehen, dann ließ er sie wieder sinken, sein Herzschlag stockte; noch einmal drängte sich ihm die Frage auf: Weshalb? — Ja, es mußte sein, kein Zögern. Er berührte den Knopf, ein geller Ton schrillte ihm entgegen. Ihm wurde geöffnet: eine Frau, noch im Negligé, halb und halb mit den Allüren einer Dame, stand vor ihm.

„Sie wünschen ein Zimmer zu mieten? Drüben rechts, ich will sogleich aufschließen, fein möbliert —"

„Ich danke, ich wünsche Herrn Martinsen zu sprechen."

Die dienstbeflissene Miene der Frau verwandelte sich in eine hocherstaunte. „Herrn Martinsen? Jetzt? Ach du meine Jüte! Der ist nu man eben erst aufgestanden, hat noch jar nicht gefrühstückt."

„In dringender Angelegenheit, bitte." Es klang sehr entschieden.

„Na, ich will einmal sehen — Ihre Karte."

„Nicht nötig."

„Ja, dann kann ich doch nicht —"

„Ich ersuche Sie, sonst gehe ich selbst."

„Na, na!" Frau Gärtner öffnete die eine der auf das Entree mündenden Thüren und ging hinein. Georg hörte durch die nur angelehnte ein Hin und Her der Stimmen, ohne die Worte verstehen zu können, eine Sekunde später stand er selbst in dem Zimmer.

„Ich muß Sie sprechen, daher sind die Formalitäten überflüssig," sagte er.

Martinsen saß, in einen türkischen Schlafrock gehüllt, in einem Sessel, vor ihm, auf einem kleinen Tisch, stand ein opulentes Frühstück. Er erhob sich.

„Allerdings eine etwas eigentümliche Art, sich einzuführen — nun, lassen wir es hingehen. Sie wünschen?"

Vielleicht bemerkte er einen Blick Georgs auf die noch an der Thür stehende Frau und mit einem herablassenden Kopfnicken sagte er: „Schon gut, Frau Gärtner."

Sie verschwand hinter der Thür.

„Darf ich bitten, daß Sie Platz nehmen — Sie entschuldigen, wenn ich frühstücke, wir Künstler leben bis in die Nacht, da beginnt unser Tag spät; es ist übrigens heute noch früh, kaum mehr als neun Uhr. Noch länger diese Herz-, vielmehr Magenstärkung zu entbehren, vermag ich nicht."

Er zog einen Teller heran und begann, sich eine Butterschnitte zurecht zu machen. „Also — Sie wünschen?"

Georg umklammerte krampfhaft die Stuhllehne. Sein Blick bohrte sich gleichsam in Martinsens Gesicht; so wenig er sich bisher des Mannes hatte entsinnen können — er war damals, wenn Martinsen bei seinen Eltern war, meistens in der Kinderstube gewesen — jetzt kamen ihm diese Züge doch bekannt vor. Ihm war es, als würge ihn etwas, kein Laut kam über seine Lippen.

Martinsen nahm einen Schluck Thee, zog, als Georg noch immer schwieg, die Augenbrauen in die Höhe und sagte: „Sie sind vielleicht von der Presse? Oder" — mit einem arroganten Lächeln — „Sie waren vielleicht gestern im Theater? Allerdings eine meiner besten Rollen, ich bin stolz darauf."

Dieses Lächeln — es war Georg, als müsse er ihm mit einem Schlag ins Gesicht antworten.

„Ich heiße Georg Schmidt," kam es tonlos über seine Lippen.

Martinsens Stirn runzelte sich leicht. „Sehr angenehm."

„Der Sohn des Professors Schmidt aus Königsberg."

Martinsen wurde blaß, es zuckte über sein Gesicht und seine Stimme klang unsicher, als er erwiderte: „Ich — ich bedauere Sie."

Georgs Finger krampften sich fester um die Stuhllehne. „Wo ist meine Mutter?" fragte er, ihn starr ansehend.

Martinsen streifte ihn mit dem Blick, sah dann an ihm vorüber, zum Fenster hinaus, und versuchte eine kummervolle Miene anzunehmen, während er antwortete: „Die arme Luzia, sie ist tot."

Gottlob; also keine von denen, ging es wie ein Erlösungsgedanke durch Georgs Seele; doch nichts davon klang in dem harten Ton seiner Stimme wieder, als er, einen Schritt näher an ihn herantretend, sagte: „Sie haben sie gemordet, gestehen Sie."

Martinsen fuhr von seinem Sitz auf, eine Sekunde lang hing sein entsetzter Blick an Georg, dann erwiderte er, trotzdem seine Stimme nicht ganz sicher war, doch mit dem Ton überlegener Ruhe: „Sie rasen, junger Mann, sie erlag vor sieben Jahren einem Fieber — ich habe sie tief betrauert."

„Also nicht gemordet! Haben Sie sie auch nicht meinem Vater geraubt, ihn betrogen und bestohlen — oh!"

Alles Blut war Georg zu Kopfe gestiegen, es klopfte ihm in den Schläfen, dunkelte vor seinen Augen.

Martinsen hatte seine volle Fassung wiedergewonnen. Er zuckte die Achseln und entgegnete kühl: „Sie wählen Ihre Worte seltsam, doch ich will Ihnen verzeihen, um Ihres traurigen Geschickes willen, ich —"

Digitized by Google

„Sie — mir verzeihen?“ unterbrach ihn Georg zornbebend, „Sie wagen es, mich zu bemitleiden — Sie — Sie —“

Noch ehe er enden konnte fuhr Martinsen in derselben gleichgültig-überlegenen Weise fort: „Was konnte ich dafür, daß die arme Luzia mich mehr liebte als ihren Gatten, und mich beschwor, sie mit mir zu nehmen.“ Ein selbstgefälliges Aufrecken seiner Gestalt begleitete diese Worte.

„Das lügen Sie,“ schleuderte ihm Georg entgegen, „Sie — Schurke!“

Martinsen trat einen Schritt zurück. „Wählen Sie Ihre Worte besser, junger Mann, sonst werde ich —“

„Sie werden bekennen, daß Sie meinen Vater betrogen, sein Manuskript gestohlen und sich für den Verfasser seines Dramas ausgegeben haben, daß er durch Ihre Schuld so weit gekommen ist, im Irrenhause zu sterben.“

Zu sterben — die Worte befreiten Martinsen von dem letzten Rest des unheimlichen Gefühls, das ihn beschlichen hatte; Schmidt war also tot, was hatte er zu fürchten?

„Sie faseln,“ sagte er höhnisch.

„Sie wagen zu leugnen, daß das Recht des Stärkeren meines Vaters Werk ist, daß Sie es ihm gestohlen, ja, gestohlen haben?“

Martinsen lachte von neuem höhnisch-mitleidig. „Die Vorstellungen eines Wahnsinnigen.“

„Ha, Schurke,“ entfuhr es Georg, „Du wirst gestehen!“

„Was? Schaffen Sie doch Beweise!“

Beweise! gellte es in Georgs Ohren, Beweise! Er hatte keine, er war machtlos diesen frechen Augen gegenüber, die ihn schamlos anzustarren wagten.

„Ich will mein Recht!“ schrie er wild auf, „mein Recht!“ Er griff in die Brusttasche, der Lauf einer Pistole blitzte vor Martinsen auf. „Willst Du noch nicht gestehen, Schuft, Verräter!“

„Zu Hilfe! Ein Mörder, ein Wahnsinniger!“ schrie Martinsen, mit dem vergeblichen Bemühen, Georgs Hand von sich abzuschütteln.

„Ha, feiger Lügner!“ Ein Blitz — ein Knall — Frau Gärtner und deren Dienstmädchen, durch Martinsens Hilfeschrei herbeigerufen, kamen eben noch zeitig genug, um ihn mit zerschmetterter Stirn niederstürzen zu sehen.

Georgs Arm sank schlaff herab, die Pistole fiel zur Erde — hatte er denn das gewollt — ihn töten? — Jetzt war sein Vater gerächt, doch um welchen Preis! Stumm und wie geistesabwesend starrte er auf den am Boden liegenden leblosen Körper.

Das Hilfegeschrei der beiden Frauen hatte alsbald sämtliche Hausbewohner in Martinsens Zimmer versammelt, Polizeibeamte waren sofort herbeigeholt, der Thatbestand wurde aufgenommen, Georg verhaftet. Wie lange das alles gedauert, hätte er später nicht zu sagen vermocht, das klare Bewußtsein dessen, was geschehen, kehrte ihm erst zurück, als er eine Thür hinter sich schließen hörte — er war ein Gefangener.

* * *

„Fünf Jahre Zuchthaus,“ lautete das Urteil, das über Georg verhängt war.

„Ein sehr hartes Urteil,“ sagten diejenigen, die an das zerstörte Leben eines achtzehnjährigen Jünglings dachten; „eine sehr milde Strafe,“ meinten die, welche in ihm den Mörder eines lebenslustigen, harmlosen Schauspielers sahen, der ihnen manche frohe Stunde bereitet hatte — und die letzteren waren die Mehrzahl unter den wenigen, die sich überhaupt für die Sache interessierten.

„Fünf Jahre gehen am Ende schneller vorüber als man denkt,“ tröstete Georg sein Verteidiger, „Sie sind dann noch ein sehr junger Mann, der ein neues Leben beginnen kann.“

„Für einen Zuchthäusler wird das immerhin schwer werden,“ entgegnete Georg bitter.

„Nun, nun, nur keine solche Schwarzseherei,“ meinte der alte Herr, „mindestens können Sie doch nach Amerika gehen, dort schaffen sich noch ganz andere Leute als Sie eine Existenz. Glauben Sie mir, es wird sich alles besser gestalten als Sie denken.“

In gewissem Sinne erwies sich dieser freundliche Zuspruch als richtig. Der Direktor des Zuchthauses war ein humaner Mann, der in den Gefangenen nicht nur Nummern, sondern Menschen sah. Georgs düsteres, verschlossenes Wesen, die Pein, die er ersichtlich unter dem gegenwärtigen Zustand litt, flößten ihm Teilnahme ein, so daß er ihm alsbald jegliche mögliche Erleichterung gewährte und ihn mit schriftlichen Arbeiten im Bureau zu beschäftigen anfing. Georg erkannte die ihm bewiesene Güte dankbar an, doch vermochte sie nicht sein verdüstertes Gemüt zu erheben. Er bemühte sich, nicht vorwärts zu denken, nur von Tag zu Tag zu leben; fünf Jahre dünkten ihm eine Ewigkeit und doch sehnte er ihr Ende nicht herbei; denn was dann kam, die Rückkehr in eine fremde Welt, die ihn ausgestoßen hatte, war das Grausamere.

Fast zwei Jahre waren so in ertötender Gleichförmigkeit vergangen, da trat plötzlich ein unerwartetes Ereignis ein. Der Landesfürst starb und sein Nachfolger erließ bei seinem Regierungsantritt eine allgemeine Amnestie. Georg war frei. Mit ungeahnter Schnelligkeit stand er nun vor der Frage, was er mit seinem Leben zu beginnen habe. Die Worte, die damals sein Verteidiger zu ihm gesprochen, fielen ihm ein, was sollte er hier beginnen, überall würde ihm seine Vergangenheit hemmend entgegentreten — also nach Amerika.

Der Direktor, mit dem er darüber sprach, billigte seinen Plan vollkommen, so schrieb er an Doktor Hermes, der sich ebenfalls damit einverstanden erklärte. Das hinterlassene kleine Vermögen seines Vaters deckte die Kosten der Überfahrt und sicherte ihn auch für die erste Zeit dort. So wurde alles festgestellt und ein Platz für ihn auf einem von Hamburg nach New-York gehenden Dampfer besorgt. Sein Abschied von dem Direktor war ein beinahe herzlicher.

„Meine besten Segenswünsche geleiten Sie,“ sagte dieser, „ich hoffe, Sie werden sich brav und

Digitized by Google

tüchtig halten und dann werden mit der Zeit diese zwei Jahre zu einer bloßen Erinnerung verblassen."

„Der Fluch der Ehrlosigkeit wird stets auf meinem Leben lasten," entgegnete Georg, „ich bin und bleibe ein Mörder und Zuchthäusler."

„Mut, Mut," beruhigte ihn der Direktor, „ein ernstes und rechtschaffenes Leben sühnt schließlich jede Schuld. Ich habe es in den zwanzig Jahren, die ich in meinem Amt stehe, gelernt, zwischen denen dort drüben" — er deutete auf das jenseit des Hofes gelegene Gefängnis — „zu unterscheiden: von manchen weiß ich sicher, sie gehen unter, kommen wahrscheinlich bald wieder hierher, von anderen weiß ich ziemlich mit derselben Bestimmtheit, sie sind in ihrem Kern tüchtige Leute, die ein neues Leben beginnen werden! Zu denen gehören Sie und Ihnen steht noch als helfende Kraft Ihre Jugend zur Seite. Also Glück auf, mein Freund."

„Ich danke Ihnen für Ihr gutes Zutrauen," erwiderte Georg, die dargebotene Hand kräftig drückend, „ich hoffe es rechtfertigen zu können."

Georg kam am Nachmittag in Hamburg an; er sollte dann noch abends an Bord des Dampfers gehen, der am nächsten Morgen die Anker lichtete. Doktor Hermes hatte alles in dieser Weise für ihn eingerichtet, für eine in jeder Beziehung reichliche Ausstattung gesorgt und Anweisung gegeben, daß ihm von einem Hamburger Bankhause der Rest seines kleinen Vermögens ausgezahlt wurde. Er durfte sich nicht beklagen, und doch hätte er gern all diese Fürsorge hingegeben für ein freundliches Wort des Abschieds, des Vertrauens, wie es ihm der Direktor ausgesprochen hatte. Die kalten, kurz abgemessenen Zeilen des Doktors zeigten nur zu deutlich, daß dieser in ihm nichts als den entlassenen Sträfling sah, den möglichst weit zu entfernen, ein Akt der Klugheit sei. „Was dort drüben aus mir wird, ist ihm gleichgültig, meine bürgerliche Ehrenhaftigkeit habe ich eingebüßt, also nur fort mit mir," sagte er sich bitter, und wenn er sich auch gestehen mußte, daß der Doktor im Recht sei, daß seine Existenz hier keinen festen Boden habe, der Stachel im Herzen und die Sehnsucht nach einem liebevollen Wort blieben doch.

So war es nur natürlich, daß ihm der Boden unter den Füßen brannte, und als er sich Hamburg näherte, er nur den einen Wunsch hatte, so schnell als möglich das Geschäftliche besorgen und sich auf das Schiff begeben zu können. Der Zug fuhr in die Bahnhofshalle ein, er sah ein Menschengewimmel vor sich, ein Nicken und Winken, und das schmerzliche Gefühl der Vereinsamung bemächtigte sich seiner gewaltsam. Da — ihm stieg alles Blut zu Kopf, sein Herz klopfte zum Zerspringen — täuschte er sich denn, waren es nicht bekannte Gesichter? Da fühlte er sich auch schon von zwei Armen umfangen, Frau Limburgers herzliche Stimme sagte: „Mein lieber, armer Georg, ich mußte Dich doch noch sehen und Dir meinen Segen mit auf den Weg geben," und Leo griff nach seiner Hand und drückte sie kräftig. Georg war tief erschüttert, die Augen wurden ihm feucht, und er fühlte sich einen Moment unfähig, zu sprechen.

Als er dann die erste Erregung überwunden, sagte er mit bebender Stimme: „Ihr lieben beiden, Ihr habt mich also nicht aus Eurem Herzen gerissen, ich bin für Euch noch ein wenig von dem alten Georg."

„Ein Schmerzenskind liebt man immer am meisten," meinte Frau Limburger unter Thränen lächelnd. „Ich bin so glücklich, daß Dir diese schrecklichen drei Jahre erspart sind und segne Deinen Entschluß, nach Amerika zu gehen."

„Ja, die Mutter ist damit zufrieden," rief Leo eifrig, „doch ich wollte viel lieber, Du solltest zu uns kommen."

„Ich konnte Leo gar nicht davon überzeugen, daß es so besser für Dich ist," sagte Frau Limburger, „und vermochte ihn nur dadurch über den Fehlschlag seiner Hoffnungen zu trösten, daß ich ihn mit nach Hamburg nahm, damit er Dich wenigstens noch wiedersah."

Georg fuhr ihm liebkosend mit der Hand über das Kraushaar. „Mein lieber, alter Junge, o, wie das wohlthut, zu empfinden, daß es noch Menschen giebt, die an einen glauben, denen gegenüber dieser eine unselige Augenblick einen nicht zum Verbrecher gestempelt hat."

Frau Limburger, die schon am Vormittag angekommen war, nahm Georg in ihr Hotel mit, und die Stunden, die ihm vorher so unüberwindlich lang gedünkt, vergingen nun im Fluge. Wie wohl that es ihm, der mütterlichen Freundin zu erzählen, wie er zu jener unglücklichen That gekommen und sich alles vom Herzen sprechen zu dürfen, was seitdem wie ein Alp auf seiner Brust gelegen hatte. Bei ihrem verständnisvollen Hören und Eingehen, und bei der überströmenden Zärtlichkeit Leos, dessen weiche, anschmiegende Natur sich an allerlei Liebesbeweisen nicht genug thun konnte, erwachte die Zuversicht in ihm, daß er ein neues Leben beginnen könne, das auslöschte, was hinter ihm lag.

„Gewiß, Ihr sollt noch Gutes an mir erleben," sagte er, „Ihr, die Ihr mir Vertrauen schenkt, und die anderen auch, die mich verdammen. Und zu denen gehören alle meine Kameraden aus Ihrem Hause von damals, nicht wahr? Sagen Sie es mir nur."

„Die meisten von denen, die damals bei mir waren, haben mein Haus schon verlassen," erwiderte Frau Limburger ausweichend. „Helmuth Tilmans aber zum Beispiel bewahrt Dir ein freundliches Andenken; er sprach davon, auch noch nach Hamburg zu kommen, um Dich zu sehen, und ich bin überzeugt, er hätte das Vorhaben ausgeführt, wenn er nicht zuletzt noch erfahren, daß Leo mich begleitete."

Georg lächelte. „Also noch immer die alte Feindschaft zwischen beiden?"

„Leider," seufzte Frau Limburger, „obgleich Du, der Gegenstand ihrer gegenseitigen Eifersucht, nun fort bist, giebt es fortdauernd Hader zwischen ihnen. Leo ist sonst ja ein guter, folgsamer Junge, doch in diesem Punkt erreichen meine Bitten, Ermahnungen und Verweise gar nichts."

„Was kann ich dafür, daß Helmuth nicht Frieden hält," schmollte Leo, „wenn er mich nur in Ruhe

Digitized by Google

ließe, so wollte ich mich nicht um ihn kümmern, aber er legt es darauf an, mich zu reizen und zu ärgern. Und darum glaube ich auch beinahe, er kommt noch hierher, nur um mir die Freude mit Georg zu verderben."

„Wie ist es denn, ist auch Helmuth nicht mehr bei Ihnen?" fragte Georg.

„Doch," erwiderte Frau Limburger, „er ist nur eben jetzt zur Hochzeit seines Vaters gereist. Du erinnerst Dich, daß er vor einigen Jahren seine Mutter verlor? Nun, jetzt verheiratet sich sein Vater mit einer ebenfalls verwitweten Cousine, die ein Töchterchen mit in die Ehe bringt. Helmuth war sehr entrüstet über den Entschluß seines Vaters, ich konnte ihn kaum beruhigen, nur die Aussicht auf die neue Schwester söhnte ihn einigermaßen damit aus; er kannte das kleine Mädchen schon von einem früheren Besuch her und fand es reizend."

Georg hatte kaum mehr das Ende der Mitteilung gehört, seine eigenen Angelegenheiten waren ihm so weit wichtiger als diese Heirat von Herrn von Tilmans. So ging er nicht weiter darauf ein, sondern antwortete nur zerstreut: „Grüßen Sie Helmuth noch von mir."

Am nächsten Morgen begleiteten Frau Limburger und Leo Georg noch an Bord des Dampfers. Sie nahmen einen herzlichen und tief bewegten Abschied, und als das Schiff dann mit stolzer Wendung den Hafen verließ, sah Georg noch lange ein wehendes weißes Tuch und einen in der Luft geschwenkten Hut.

IV.

Fräulein Franziska von Mellenthien hatte seit drei Tagen ihre Freundin Priska Holitz bei sich zum Besuch. Die beiden Mädchen waren zusammen in der Pension gewesen, hatten sich bei der Trennung ewige Freundschaft versprochen, sechs Monate lang eifrig miteinander korrespondiert, dann seltener und seltener geschrieben, bis nach Ablauf eines Jahres der Briefwechsel ganz aufgehört hatte. Selbst als vor zwei Jahren Priska im Laufe weniger Wochen ihre Mutter und ihren Stiefvater verloren, hatte Franziska ihr nicht geschrieben. So war Priska sehr überrascht gewesen, als sie plötzlich einen warmen Brief Franziskas mit einer herzlichen Einladung erhalten hatte. Woher wußte diese denn überhaupt, daß sie seit dem Tode ihrer Eltern bei der Schwester ihrer verstorbenen Mutter, die an den Großkaufmann Herrn Krenfeld in Hamburg verheiratet war, lebte? Noch an demselben Tage wurde ihr das Rätsel durch einen Brief ihres Stiefbruders, des Assessor Helmuth von Tilmans, gelöst, der sie dringend bat, die Einladung in das Haus des Oberst von Mellenthien anzunehmen, da er selbst die Ehre habe, dort bekannt zu sein, ja sogar eine gewisse Bevorzugung zu genießen. Es würde ihm eine besondere Freude sein, eine Zeitlang viel mit seiner kleinen Schwester zusammen sein zu können, die im Krenfeldschen Hause zu besuchen, wie sie ja wisse, nicht allzu sehr nach seinem Geschmack sei.

Priska begriff nun sofort mit weiblichem Instinkt, daß es sich um eine Neigung zwischen Helmuth und Franziska handele und daß ihre Anwesenheit ein häufigeres Begegnen der beiden vermitteln solle.

Ohne Bedenken sagte sie zu und acht Tage später traf sie in Königsberg ein, wo sie von der Mellenthienschen Familie aufs herzlichste empfangen wurde. Franziska schien ganz vergessen zu haben, daß sie seit drei Jahren jede Verbindung mit Priska aufgegeben hatte, nannte sie ihre liebste und beste Freundin, nach der sie sich längst gesehnt habe, und schwelgte in allerlei Erinnerungen aus ihrer Pensionszeit.

Priska fühlte sich in dem Mellenthienschen Hause behaglich, und der Gedanke einer Verbindung zwischen Franziska und Helmuth schien ihr reizend, so erwähnte sie gutmütig der langen Vernachlässigung nicht, ging vielmehr auf alles ein, und so klang es denn fortwährend hin und her: „Weißt Du noch dies und das?"

Mitten in eine dieser, von vielem Gelächter begleiteten Unterhaltungen, kam Helmuth hinein.

„Willkommen, Herr von Tilmans," begrüßte ihn Franziska, „Sie finden uns ganz in alte Erinnerungen vertieft."

„Die jedenfalls noch nicht Methusalems Alter erreicht haben," scherzte Helmuth, „wie dürfen Sie, gnädiges Fräulein, überhaupt von alten Erinnerungen sprechen."

„O was denken Sie! Es sind doch volle, gut gezählte vier Jahre, drei Monate und sechs Tage her — wie wir eben berechneten — daß wir, Priska und ich, uns im Pensionat trennten."

„Unglaublich, eine Ewigkeit," lächelte Helmuth.

„Nicht wahr, ich bin gar nicht eitel, daß ich Ihnen so das Mittel in die Hand gebe, mein Alter nachzurechnen. Schauderhaft!"

„Höchstens doch Ihre Jugend, Gnädigste," behauptete Helmuth. „Ich bitte übrigens die Damen, sich durchaus nicht stören zu lassen."

„Nein, nein," protestierte Franziska, „solche Backfischgeschichten dürfen Herren nicht hören."

„Doch wir haben auch Erinnerungen auszutauschen, die noch viel weiter zurückreichen," meinte Priska zu Helmuth gewandt, „weißt Du noch, als ich Dich über den Teich rudern wollte und mitten im Schilf stecken blieb?"

„Jawohl," erwiderte Helmuth, „Du warst in heller Verzweifelung, sahst etwas wie Lebensgefahr in diesem harmlosen Abenteuer und es imponierte Dir gewaltig, daß ich uns ohne viele Mühe wieder ins freie Wasser brachte."

„O bewahre, es imponierte mir gar nicht," verteidigte sich Priska, „Du warst ja ein Knabe und mußtest also mehr Kraft und Geschicklichkeit haben. Nur das imponierte mir, als Du die Äpfel, die ich Dir vorher genau bezeichnen mußte, vom Baume schossest."

„Ja, ja, ich erinnere mich," meinte Helmuth.

„Ich konnte gar nicht genug von dem Kunststück bekommen und war nur sehr böse, als Du einmal, statt nach dem Apfel, nach dem grauen Kätzchen

Digitized by Google

schossest, das auf den Baum geklettert war und das arme unschuldige Tier tot herunterfiel. Ich habe dann den ganzen Tag über mit Dir geschmollt."

Helmuth lachte. „Ja, ja, ich erinnere mich. Es reizte mich, dem kleinen Untier in das grüne Auge, mit dem es mich so keck anblinzelte, zu schießen."

„Aber das sind ja Wunderthaten. Sind Sie noch immer ein so großer Schütze?" rief Franziska.

„Hoffentlich noch ein besserer als dazumal," meinte er. „Wenn Sie befehlen, schieße ich einmal über die Straße den Glockenzug von der Thür, oder eine der Fuchsienblüten da drüben vom Fensterbrett, oder was Sie sonst wünschen."

„Das ist ja ganz gefährlich, Herr von Tilmans," meinte Franziska scherzend.

„Nichts als ein kleiner Sport, mein gnädiges Fräulein, wie Rudern, Schwimmen, Reiten oder dergleichen," erklärte er obenhin, „nur ein wenig nützlicher, da man dadurch in der Lage ist, sich lästige Individuen vom Leibe zu halten."

„Du sprichst als ob Du in den Abruzzen lebtest und Dich vor Räubern und Mördern zu wehren hättest," lachte Priska.

„Keineswegs," behauptete Helmuth, „ich sprach nur von den lästigen Gesellen, die sich einem vor die Sonne stellen, und denen begegnet man überall. Doch das ist keine Unterhaltung für Damen," fuhr er, in einen heiteren Ton übergehend, fort, „gestatten Sie mir lieber zu fragen, ob die Herrschaften heute das Theater zu besuchen gedenken?"

Als Helmuth bald darauf fortgegangen war, sagte Franziska: „Welch schneidiger junger Mann Dein Bruder ist, Papa sagt das auch und bedauert, daß er nicht Offizier geworden, er hätte ihn gern in seinem Regiment."

Priska zuckte die Achseln. „Das geht nun leider nicht." Dann umfaßte sie die Freundin und flüsterte dicht an ihrem Ohr: „Möchte er ihn nicht aber statt dessen vielleicht in seine Familie aufnehmen?"

„Paniska, ich bitte Dich, Du bringst mich ganz außer Fassung," rief Franziska, mit einem Versuch, sich erzürnt zu stellen.

„Ach, Fränze, wenn Du wüßtest wie glücklich es mich machen würde," sagte Priska, sie, da sie den Kopf abgewandt hatte, auf die Wange küssend, „sag nur, daß Du ihm ein klein wenig gut bist —"

„Aber Priska —"

„Wenigstens daß er Dir gefällt."

„Wie sollte er nicht, Dein Bruder sieht sehr gut aus, er hat etwas sehr Vornehmes und ist ein liebenswürdiger Gesellschafter."

Priska klatschte in die Hände. „Gut, mit dieser Konduite bin ich vorläufig zufrieden. Man muß sich zu bescheiden wissen."

Da auch Herr und Frau von Mellenthien sichtlich Helmuth sehr wohlgesinnt waren, so bezweifelte Priska nicht, daß sie hier noch vor ihrer Abreise ein Verlobungsfest mitfeiern würde. Kurz nach ihrer Übersiedelung in das Krenfeldsche Haus war Helmuth auf einige Tage nach Hamburg gekommen; sie hatte damals eine gewisse Schärfe und Kälte in seinem Wesen bemerkt, die sie früher, wenn er im Elternhause gewesen, nicht empfunden, und hatte das auf die geringen Sympathien geschoben, die sich zwischen ihm und Krenfelds entwickelt hatten. Doch jetzt fand sie diese Eigenschaften in fast noch verstärktem Maße bei ihm wieder und wenn es sie auch nicht angenehm berührte, so meinte sie, daß er trotzdem, vielleicht gerade deshalb, sehr gut zu Franziska passe, bei der auch die kühle Überlegung das Gefühl beherrschte.

Helmuth war während zwei Wochen und länger der tägliche Begleiter von Mellenthiens bei allen Unternehmungen gewesen, und hatte an jedem Tage geholfen das Programm für den nächsten zu entwerfen.

„Wir müssen doch Priska amüsieren," sagte Franziska jedesmal und die Oberstin meinte ebenso regelmäßig:

„Natürlich müssen Sie auch dabei sein, Herr von Tilmans, was würde Ihre Schwester dazu sagen, wenn Sie fehlten, sie hätte gar kein Vergnügen."

Priska lächelte und fand sich gut in die ihr zuerteilte Rolle.

Die Abende wurden häufig im Theater zugebracht; so auch bei einer Aufführung der Walküre, in der ein berühmter Wagnersänger, der eben als Gast anwesend, den Siegmund sang. Franziska, die, vielleicht mehr der Mode nachgebend als aus eigenstem Empfinden und Verstehen, sich als begeisterte Wagnerianerin bekannte, hatte sich in Ausdrücken des Entzückens nicht genug thun können und Helmuth hatte sie darin lebhaft unterstützt. Nach dem ziemlich späten Schluß der Oper erklärte Frau von Mellenthien so ermüdet zu sein, daß sie außer stande sei, noch, wie es beabsichtigt, in einem Restaurant zu Abend zu essen.

„Ich muß nach Hause und zu Bette," sagte sie, „mein Kopf schmerzt nach der rauschenden Musik so sehr, daß ich mich kaum mehr aufrecht halte."

Helmuth begleitete die Damen — der Oberst war nicht mit — bis zum Wagen und verabschiedete sich dann von ihnen. Er war verstimmt; er und Franziska hatten, unter dem Einfluß der schwülen Atmosphäre der Oper stehend, Worte und Blicke getauscht, die zu einer Entscheidung drängten, er glaubte jetzt seiner Sache bei ihr sicher zu sein und hatte gehofft, noch heute abend Gelegenheit zu finden, sich gegen sie auszusprechen. Nun war der Augenblick vorüber, den festzuhalten ihm so wichtig geschienen, da ihm an jedem Tage ein Kommissorium in irgend einem kleinen Ort übertragen werden konnte und er vor der Trennung ihrer sicher zu sein wünschte. Eine Werbung in aller Form bei dem Oberst, glaubte er aber nicht eher wagen zu dürfen, als bis er eine feste Anstellung hatte, die immerhin noch eine geraume Zeit auf sich warten lassen konnte.

All diese ärgerlichen Gedanken gingen durch seinen Kopf, während er dem Mellenthienschen Wagen nachsah. Es war unfreundliches, regnerisches Wetter und der Wind pfiff ihm um die Ohren, so daß er den Rock fest zuknöpfte und mit ziemlich schnellen Schritten dem Hotel zugehen wollte, in dem er zu essen pflegte. Da legte sich ihm eine Hand auf die Schulter.

Digitized by Google

„Wohin wollen Sie denn, Tilmans? Sie scheinen ja sehr eilig?“ Es war Assessor von Dankwitz, der ihn anredete.

„Das Wetter ist nicht einladend, um länger als nötig draußen zu bleiben,“ erwiderte Helmuth und überdies habe ich Hunger, ich komme aus dem Theater.“

„War Ihr Fräulein Schwester auch dort?“ fragte Dankwitz.

„Jawohl; Frau von Mellenthien hatte Kopfweh und so fuhren die Damen nach Hause.“

„Sie hätten mir wohl einen Wink geben können,“ meinte Dankwitz, „dann hätte ich mir einen Platz in der Nebenloge besorgt. Weshalb wollen Sie übrigens noch weiter gehen, kommen Sie doch da drüben mit mir hinein. Man ißt da vortrefflich.“

Helmuth zögerte. „Hat man auch gute Gesellschaft?“

„Na natürlich, Sie furchtbar exklusiver Mensch,“ lachte Dankwitz. „Kommen Sie nur.“ Er zog ihn mit sich über die Straße und sie betraten den bereits überfüllten Saal. Ein großer Teil der Theaterbesucher pflegte hier zu Abend zu essen, und so waren auch die Nebenräume schon alle besetzt.

„Lassen Sie uns gehen,“ sagte Helmuth mißvergnügt, „man findet ja keinen leeren Tisch mehr.“

„Ist auch nicht nötig,“ erklärte Dankwitz, „dort drüben sitzen einige Bekannte von mir.“

Er hatte bereits hinübergewinkt, die Herren erhoben sich, und Helmuth mußte, wenn er nicht unhöflich erscheinen wollte, dem voranschreitenden Dankwitz folgen. Nach gegenseitiger Vorstellung und Begrüßung riefen die Hinzugekommenen einen Kellner heran und das Abendessen wurde bestellt, wobei Helmuth mit ziemlicher Umständlichkeit verfuhr, die ganze Speisekarte durchlas, jedes Gericht bemängelte und erst nach längerer Beratung mit dem Kellner zu einem Entschluß kam.

Noch immer trafen Nachzügler ein, die nach Plätzen suchten, und meistens, da sie keine fanden, das Lokal wieder verlassen wollten. Unter diesen befanden sich drei junge Männer, die sich suchend hierhin und dorthin umschauten und eben willens schienen, umzukehren, als der Referendar Bardow, von Helmuths Tisch, rief: „Freimann, guten Abend.“

Der Angerufene drehte sich um und trat an den Tisch. „Guten Abend, Bardow, wir waren schon drüben im Kyffhäuser, keine Möglichkeit, einen Platz zu bekommen und nun hier dieselbe Geschichte.“

„Ich denke, wir können Sie hier noch aufnehmen,“ meinte Bardow, „die Herren haben nichts dagegen? Nun, dann bitte, wir rücken zusammen.“

Einige Stühle wurden herbeigeschafft und Dankwitz, der sich mit den Hinzugekommenen ebenfalls als mit Bekannten begrüßt hatte, stellte vor: „Herr Forstkandidat Freimann, Herr Studiosus Börner, Herr Studiosus Limburger, Herr Assessor von Tilmans.“

Er hatte Helmuths Namen noch nicht ausgesprochen, als Limburger auf diesen zutrat und, ihm die Hand bietend, sagte: „Ich denke, es bedarf keiner Vorstellung, wir sind ja alte Bekannte. Ich begegnete Dir —“ er bemerkte ein plötzliches Zusammenziehen von Helmuths Brauen, und wiederholte in veränderter Form: „begegnete Ihnen neulich schon und wollte Sie begrüßen, doch Sie schienen mich nicht zu sehen.“

Helmuth maß ihn mit einem hochmütigen Blick und erwiderte dann in einem Ton, der diesem Blick entsprach: „Es ist nicht meine Gewohnheit, die Bekanntschaften der Kinderjahre bis in das zurechnungsfähige Alter hinüberzunehmen. Ich bedauere, Sie also nicht erkannt zu haben, doch Ihr Name klingt mir ja bekannt.“

Leo errötete bis zur Stirn hinauf, dann warf er den Kopf in den Nacken, so daß die dunkle Haarwelle zurückflog, und flüsterte Börner zu: „Dieser Helmuth Tilmans war ein Pensionär meiner Mutter, er scheint seitdem sehr vornehm geworden zu sein. Auch gut, ich brauche, Gottlob, sein Wohlwollen nicht.“

Helmuth war seit seiner Anwesenheit in Königsberg Leo öfters begegnet und die Abneigung des Knaben war in dem Manne von neuem erwacht; ihn reizten diese fröhlichen Augen, diese gesunde Lebensfrische. Nun fand er die vertrauliche Begrüßung des jungen Studenten ihm, dem Assessor gegenüber, ein unerlaubtes Unterfangen, das seinen Widerwillen gegen Leo steigerte.

Alsbald war ein lebhaftes Gespräch im Gange, an dem sich nur Helmuth nicht beteiligte, der mit unzufriedener Miene auf seinem Teller herumstocherte, dann wieder einen Kellner heranrief und mit der Versicherung, daß dieses Fleisch ungenießbar sei, eine andere Speise bestellte.

Um Leos Lippen zuckte ein humoristisches Lächeln und es war wohl nicht ganz zufällig, daß er jetzt bemerkte: „Dies Butterbrot schmeckt vortrefflich, bei gutem Appetit thut es wirklich ganz dieselben Dienste wie eine Hummermayonnaise.“

„Wenn man das Essen nur als Mittel betrachtet, das plebejische Gefühl des Hungers zu stillen,“ nahm Helmuth, ohne Leo anzusehen, das Wort, „so ist das Was allerdings gleichgültig; bei dem gebildeten Menschen pflegen jedoch Gaumen und Zunge auch so ausgebildet zu sein, daß sie die feinsten Unterschiede unter den Speisen machen.“

In Leos Augen blitzte es auf, er wandte sich rasch gegen Helmuth und schien eine scharfe Antwort auf der Zunge zu haben, doch im selben Augenblick kehrte auch schon der harmlos heitere Ausdruck auf seine Züge zurück und er erwiderte: „Gewiß, auch ich schmeichle mir, nicht den wahllosen Appetit eines Sackträgers zu haben und gut und schlecht der Speisen unterscheiden zu können, deshalb eben rühmte ich dieses Butterbrot als vortrefflich und durchaus geeignet, meinen momentanen Hunger auf angenehme Weise zu stillen.“

Assessor von Dankwitz, der Helmuth genügend kannte, um zu wissen, daß der hochmütig-spöttische Zug, der um die herabgezogenen Mundwinkel und in den zusammengezogenen Brauen saß, nichts Gutes bedeutete, versuchte sich ins Mittel zu legen, indem er scherzhaft hinwarf, es sei nur natürlich, daß nach

Digitized by Google

der Anspannung aller geistigen Kräfte, bei dem Besuch einer Oper, hinterher auch der Leib sein Recht durch einen tüchtigen Hunger geltend mache.

„Im allgemeinen pflegt das bei mir nicht der Fall zu sein," entgegnete Leo, „ich liebe Musik so sehr, daß sie mich sozusagen für alles Irdische unfähig macht; ich bin, wenn ich Don Juan oder Fidelio, oder irgend eine Beethovensche Symphonie gehört, außer stande, einen Bissen zu genießen, könnte es dann auch gar nicht ertragen, in einem solchen Lokal zu sitzen und allerlei Gespräche zu hören und zu führen; ich muß dann in der Einsamkeit die Macht des Eindrucks bewältigen. Doch was wir heute gehört, ist eben nicht Musik, es ist ein Durcheinander von Harmonien und Disharmonien, die einen dicken Kopf und" — er lachte — „einen leeren Magen machen."

„Ei, ei, ein so enragierter Antiwagnerianer," bemerkte Dankwitz, „müßte eigentlich des großen Meisters Werke gar nicht hören, denn mag man ihn in seinen Intentionen auch nicht ganz verstehen — offen gestanden, geht es mir so — als großen Meister muß man ihn doch gelten lassen."

„Er überrascht und blendet durch das Neue und Seltsame, durch die Gewalt der Instrumentation, die einem sozusagen Hören und Sehen benimmt, einerseits und die sinnberauschende Schwüle der Situation anderseits, weiter nichts," versetzte Leo, „ich behaupte, daß diese ganze gepriesene Zukunftsmusik gar keine Zukunft hat, sondern in etlichen Jahrzehnten eine Vergangenheitsmusik ist."

„Oho, da möchten Sie denn doch im Unrecht bleiben."

„Ich gehe eine Wette darauf ein."

„Schweigen Sie doch stille, Dankwitz," mischte sich Helmuth jetzt in das Gespräch, „ein Genie wie Wagner steht viel zu hoch, um es gegen die Angriffe irgend welcher Grünschnäbel zu verteidigen."

„Tilmans," rief Dankwitz unwillkürlich halblaut, die Hand auf seinen Arm legend.

Leo war aufgefahren, sein Gesicht war wie mit Blut übergossen. „Darf ich fragen, ob das letzte Wort mir gelten sollte?" wandte er sich mit unterdrückter Heftigkeit an Helmuth.

„Sie werden selbst wissen, ob Sie es auf sich zu beziehen haben," erwiderte dieser, an ihm vorübersehend.

„Sie wollen das Wort nicht zurücknehmen?"

„Ich pflege niemals zurückzunehmen, was ich gesagt habe."

Leo erhob sich. „Sie werden morgen von mir hören, Herr von Tilmans."

Helmuth neigte kaum merklich den Kopf. Freimann und Börner waren ebenfalls aufgestanden und entfernten sich nach kurzem Gruße gegen die anderen.

„Ich bitte Sie, Tilmans, was hatten Sie? Sie provozieren eine Herausforderung?" flüsterte Dankwitz erregt.

Helmuth zuckte die Achseln. „Die Physiognomie dieses Menschen ist mir widerwärtig, seine freche Selbstgefälligkeit reizte mich, ihm einen Denkzettel zu geben."

„Aber um Gottes willen, Freund, das ist doch kein Grund, ein Duell herbeizuführen! Gestatten Sie mir, daß ich die Sache in die Hand nehme und einen Ausgleich einleite."

Helmuth schüttelte mit einem überlegenen Lächeln den Kopf. „Ich bitte Sie, Dankwitz, keine Erregung; Sie wissen, ich bin meiner Waffe sicher und im übrigen würde ich diesem — Studiosus da unter keinen Umständen eine Entschuldigung gönnen."

Er zog die Uhr. „Es ist spät, ich bin verteufelt müde. Ich darf auf Ihren Beistand in der Sache rechnen? Gut, wir sprechen uns morgen früh; Gute Nacht. Ich empfehle mich den Herren." Mit einer Verbeugung gegen die übrigen verabschiedete er sich.

V.

Frau Limburger hatte, seit ihr Sohn, der, wie sein Vater Philologie studierte, durch Stipendien und Stunden, die er gab, in der Lage war, ihrer Unterstützung nicht mehr zu bedürfen, das Pensionat aufgegeben. Sie lebte seitdem nur noch in und mit Leo, dessen Liebe ihr alle Opfer, die sie ihm gebracht, reichlich lohnte. Er stand nun dicht vor seinem Examen und da er fleißig und begabt war, die Professoren ihm ebenso wohl wollten als früher seine Lehrer, so glaubte Frau Limburger ein Recht zu den schönsten Hoffnungen für ihn zu haben. Sie liebte Leo nicht nur, sondern sie war stolz auf ihn und entwarf sich in den vielen Stunden der Einsamkeit, die ihr jetzt blieben, allerlei wundervolle Bilder für seine Zukunft. Wenn sie ihm bisweilen von diesen Träumen erzählte, so lachte er und sagte: „Liebste Mutter, halte Deine Phantasie im Zaum, daß sie nicht gar zu gewaltige Sprünge macht, sonst bist Du bitter enttäuscht, wenn Dein Sohn, statt all das Hohe zu erreichen, das Du für ihn träumst, nur ein ganz gewöhnlicher Durchschnittsmensch bleibt. Nur in einem wird er immer Außerordentliches leisten, das ist im Liebhaben seines Muttchens, denn darin ist sie selbst seine Lehrmeisterin gewesen."

Gewöhnlich kam Leo, wenn er abends, sei es auch in später Stunde, nach Hause kam, auch in das Schlafzimmer der Mutter, um ihr bei dem Schein des Nachtlämpchens noch einen Gutenachtkuß zu geben. Gestern war er direkt in sein Zimmer gegangen, vielleicht weil es etwas später als sonst sei, meinte Frau Limburger; dessen ungeachtet hatte es sie beunruhigt und sie hatte lange nicht einschlafen können. Auch heute saß sie schon längst am Kaffeetisch, ehe Leo kam; sie war schon bei der zweiten Tasse, als er endlich eintrat.

„Vergieb Deinem Langschläfer von Sohn, Mutterle, der Dich heute warten ließ," bat er mit einem Kuß.

Sie gab ihm einen zärtlichen Schlag auf die Wange. „Bist ja gar kein Langschläfer, ich hörte ja, daß Du schon Besuch hattest."

„Der dumme Mensch, der Börner, hat ein Schritt wie ein Elefant," sagte Leo, „den er nicht einmal mäßigen kann, wenn er vor Tau und Tage kommt."

Digitized by Google

„Nun, nun, so früh war es nicht, ich war längst auf," entschuldigte ihn Frau Limburger.

„Doch gestern abend hast Du mich nicht gehört?" fragte er. „Es war so spät, daß ich Dich nicht stören mochte."

Eine kleine Verlegenheit machte sich in seiner Art zu fragen bemerklich, doch Frau Limburger hatte den Grundsatz, ihn nie durch bestimmte Anforderungen oder Rücksichten, die sie verlangte, zu quälen, so nickte sie nur und erwiderte: „Es war kaum Mitternacht und ich war deshalb noch nicht eingeschlafen."

Sie hatte ihm Kaffee eingeschänkt, er stürzte die Tasse schnell herunter und begann hastig und zerstreut, wie es sonst nicht in seiner Art lag, von diesem und jenem zu sprechen.

Da wurde draußen stark die Glocke gezogen, eine sonore Stimme ertönte auf dem Flur, im nächsten Moment öffnete sich die Thür und ein hochgewachsener Mann mit dunklem Haar und Vollbart trat über die Schwelle. Frau Limburger und Leo erhoben sich rasch und maßen den ungemeldet Eintretenden mit einem erstaunten Blick.

„Erkennen Sie mich nicht? Muß ich meinen Namen nennen?" fragte er nach kurzem Schweigen.

Frau Limburger sah ihn unsicher an. „Entschuldigen Sie," — sie stockte — „ja ist es denn möglich — Georg!"

„Ja, Georg," rief er, ihre Hände ergreifend, „also doch erkannt, wie mich das freut, ich bin es wahr und wahrhaftig, in leibhaftiger Gestalt. Und das — nun aber werde ich unsicher, ist das Leo? Ja? Mein lieber, alter Junge, ja, Dich haben die zehn Jahre der Trennung vom Knaben zum Jüngling gemacht." Er schloß ihn in die Arme und ließ ihn dann gleich wieder los, um ihn zu betrachten. „Wie groß und hübsch Du geworden bist, ja, ja, Mama Limburger, Sie können stolz auf ihn sein."

„Aber sage, Mensch, wo kommst Du denn her?" fragte Leo.

„Ja, woher?" wiederholte Frau Limburger, die auch ganz benommen war und immer nur Georg ansah.

„Direkt von drüben aus New-York, vor vierzehn Tagen mit dem Seeadler abgedampft und vorgestern in Hamburg angekommen. Verzeihen Sie nur, daß ich Sie so früh überfalle, doch ich bin schon seit gestern abend zehn Uhr hier und hatte nun wirklich den letzten Rest Geduld verbraucht."

„Ich kann noch gar nicht begreifen, Du hast doch niemals Deine Absicht, herzukommen, erwähnt," sagte Frau Limburger.

„Ach, das kam alles so schnell," erklärte Georg, „und es reizte, mich Sie zu überraschen, Ihre erstaunte Miene zu sehen; daß ist ja nun auch vollständig geglückt, und dann will ich offen gestehen, ich wollte Ihre Einwendungen nicht hören, sie sind ja so berechtigt, aber die Sehnsucht war zu groß, ich konnte, als sich's mir so wunderbar günstig bot, nicht nein sagen, und da bin ich nun."

„Du bleibst also hier?" fragte Leo.

„In Europa, ja, in Hamburg."

„Du bleibst?" wiederholte Frau Limburger und es klang recht erschrocken.

„Sehen Sie, da sind die Bedenken, ich wußte es ja, und mit allem, was Sie mir sagen können, haben Sie tausendmal recht, ich weiß, daß meine Vergangenheit hier als ein drohendes Gespenst hinter mir steht, das mich in jedem Augenblick zermalmen kann, und trotzdem bin ich hier."

Er hatte Frau Limburger auf das Sofa niedergedrückt und einen Stuhl an ihre Seite gezogen.

„Sehen Sie, es ist mir ja in New York unendlich gut gegangen, Sie wissen, wie verhältnismäßig schnell ich dort Boden gewonnen, mich in das kaufmännische Geschäft hineinarbeitete und wie günstig meine Stellung bei Williams war. Das habe ich Ihnen ja alles geschrieben, doch von dem rasenden Heimweh, das mich immer wieder von neuem packte und mich durch Tag und Nacht marterte, das, wenn ich es zu überwunden zu haben glaubte, doch mit derselben Gewalt wiederkam, schrieb ich Ihnen nichts. Nutzloses Klagen hat keinen Sinn, ich nahm es als die Folge und Sühne meiner Schuld, die getragen werden mußte, und mir kam niemals der Gedanke, hierher zurückzukehren. Da, vor etlichen Wochen, bescheidet mich Mr. Williams zu sich, um mir mitzuteilen, daß er nach Hamburg, wohin wir die größten Geschäftsverbindungen und Lieferungen haben, einen Vertreter seines Hauses schicken will, der dort dauernd bleibt und die Interessen des Geschäfts wahrnimmt. Er halte mich für diese Stellung geeignet und frage, ob ich sie unter diesen und diesen Bedingungen—es sind die denkbar günstigsten, annehmen wolle. Eine so durchaus selbständige Stellung, die ein solches unbedingtes Vertrauen des Chefs beweist, ist an sich schon eine, die niemand zurückgewiesen hätte, bei mir kam nun der momentan wirklich überwältigend wirkende Gedanke, daß ich nach Deutschland zurück sollte. Wenn ich mir auch trotzdem noch zwei Tage Bedenkzeit ausbat, so geschah es, weil ich mir ja nicht verhehlen konnte, daß die kühle Vernunft mir geboten hätte, drüben zu bleiben und mich nicht der Gefahr auszusetzen, daß die alten, traurigen und widrigen Geschichten, mit ihrer ganzen, kaum überwundenen Bitternis, von neuem mein Leben vergifteten. Was das Resultat dieser Bedenkzeit war, sehen Sie vor sich — ich hab's gewagt. Ich fühlte nicht die Kraft, der wundervollen Versuchung zu widerstehen, ich sagte mir, unsere raschlebige Zeit hat, was da vor zwölf Jahren geschah und was ja für die Welt so unwichtig war — was sind für sie die Geschicke einzelner — längst vergessen, und außerdem habe ich keine Veranlassung, hier meinen dort ins Englische übersetzten Namen ins Deutsche zurückzuübertragen; ich bleibe George Smith, der ich drüben war, auch hier, und wer sollte darauf kommen, in ihm den unglücklichen Georg Schmidt von damals zu suchen? Unser Schiff hatte so glückliche und schnelle Fahrt, daß ich es ermöglichen konnte, noch auf einen Tag hierher zu kommen, ehe ich in Hamburg meine Geschäfte begann, denn zunächst werde ich dann dort so viel zu thun haben, daß an ein Fortkommen nicht zu denken ist, und es verlangte mich so dringend nach einem Willkommen

Digitized by Google

von Euch, Ihr lieben, einzigen Freunde, die ich hier habe."

„Und das soll Dir werden, von ganzem Herzen, mein lieber, alter Georg," rief Leo, ihm umarmend, „ich bin so froh, daß Du hier bist."

Auch Frau Limburger reichte ihm beide Hände und sah ihn mit einem mütterlich liebevollen Blick an. „Mein lieber Sohn," sagte sie und setzte dann zögernd hinzu: „Wenn Du freilich, was ja sehr notwendig ist, den Georg Schmidt tot sein lassen wolltest, durftest Du auch uns nicht ganz zuerst aufsuchen. Die Leute hören, fragen und erinnern sich."

Georgs Blick verfinsterte sich, doch Leo lachte: „Du liebes, altes, ängstliches Muttchen, verdirb Georg doch nicht die Wiedersehensstimmung. Herr des Himmels, wem wird denn die alte Geschichte noch einfallen, und selbst wenn, wer sollte es denn diesem lieben, prächtigen Menschen, wie er da vor uns steht, dem Vertrauensmann eines solchen überseeischen Nabob wie dieser Mr. Williams, auch nachtragen, was er, beinahe noch als Knabe, verbrochen hat, und wofür er, weiß Gott, schwer genug bestraft ist. Keine Sorge, Georg, laß uns froh sein."

Auch Frau Limburger lächelte nun. „Wir alten Leute kommen nicht so leicht über allerlei Bedenken hinweg als die Jugend," meinte sie, „doch daß ich, ganz persönlich, mich unaussprechlich freue, ihn wiederzusehen, das weiß Georg schon."

(Fortsetzung folgt.)

Die Macht des Kleinen.

Roman

von

A. von der Elbe.

(Fortsetzung.)

Unter Herzklopfen starrte Oskar zu dem Unbegreiflichen empor. War es möglich, durfte er seinen Augen trauen? Täuschte ihn nicht ein seltsamer Spuk? Bärbe — seine flotte Geliebte aus der Jugendzeit?

Er sah und hörte nichts mehr als sie, er war wie bezaubert; das kecke Geschöpf und die Erinnerungen, die sich an das Mädchen knüpften, erfüllten all sein Denken.

Jetzt stand sie auf der Bühne, verneigte sich kokett und man jubelte ihr zu. „Reizende Luftfee!" hieß es unter den Umsitzenden.

„Ein Wunder!" — „Famos diese graziösen Kunststückchen!" — Und wieder und wieder klatschte man und rief der Barberina Beifall zu.

Ungeduldig erwartete Oskar den Schluß der Vorstelluug. Ja, er wollte sie wiedersehen! Hier schäumte der Becher des Lebens übervoll, nach dem er sich so lange vergebens gesehnt hatte. Sie sollte ihm den brausenden Trank kredenzen, er wollte genießen — genießen!

Beim Wiedersehen war Bärbe schnippisch und zurückhaltend gewesen; wo er denn seine junge Frau habe? Dann hatte sie gnädig seine Einladung für den Abend angenommen, die halbe Nacht war in dem ausgelassenen Kreise verjubelt worden und nun saß Oskar, nachdem er ausgeschlafen — an das Geschäft wurde nicht gedacht — in Bärbes Wohnung und plauderte mit ihr. Er hatte ein üppiges Frühstück aus der Restauration bringen lassen, wußte er doch von früher, wie gern sie gut aß und trank.

„Bärbe, Herzchen," lachte er und hob den Champagnerkelch, „nun erzähle mir auch, wie Du zur ‚Kunst' geraten bist, wie Du hierher kommst? Famos hast Du gestern abend die Italienerin vor Deinen Kolleginnen herausgebissen, wo hast Du das Zeug alle aufgeschnappt?"

Sie lehnte sich behaglich zurück. Wie damenhaft sie jetzt aussah! Sie trug ein blaues Sammetkleid von etwas greller Farbe und das volle rote Haar in einem Goldnetze. Sie hatten sich schon so weit verständigt, daß Bärbe nicht mehr schmollte. Offen erzählte sie von ihrem Aufenthalte im Süden, bei dem sie manches gelernt habe. „Es war auch gar nicht so langweilig, wie man denken sollte, es ging ganz lustig in den großen Hotels zu. Wollte ich entwischen, gab ich meiner armen Gnädigen ein halbes Schlafpulver mehr, dann entbehrte sie mich nicht."

„Ja, Du hast Dir immer einen guten Tag zu machen gewußt."

„Nachher, als sie tot war, traf ich in Frankfurt mit einem alten Bekannten aus Nizza zusammen. Signor Morelly führte einen singenden Pudel und eine apportierende Gans in Spezialitäten-Theatern vor. Ich legte einen Teil meiner Ersparnisse in Goldtricot an, frischte meine geliebten Turnkünste wieder auf und bin nun endlich an meinem rechten Platze."

„Für immer? — Unmöglich!"

„So lange, bis ich besser thun kann."

„Hm, wäre zu überlegen."

„Wenn Du mir etwas bieten könntest, Oskar, habe doch noch die alte Schwäche für Dich." Wie sie ihn verführerisch anblinzelte.

„Möchtest Du einmal mit einer vollen Börse nach Paris reisen?"

Sie schlug in die Hände: „Für mein Leben gern. Wollen wir durchbrennen?"

Er sprang auf, schritt hin und her und kämpfte

Digitized by Google

mit seinen plötzlich erwachenden Bedenken. Das öde Rabinsko, wohin er die Seinen gelockt — ihre verzweifelte Lage, er sah alles vor sich.

Pah, Larifari! Gewissen ist ein Wort für Feiglinge. Wer Kraft und Mittel hat, thut, was ihn freut.

Sollte er das Elend mit aushalten? Kraft und Jugend an die verfehlte Spekulation verlieren? Der Zufall, die kleine, kaum nennenswerte Begegnung mit Freund Mielke, trug die Schuld, nicht er.

Bärbe war aufgestanden und mit ihren leisen Katzenschritten neben ihn getreten, jetzt legte sie den Arm um seine Schultern und flüsterte: „Wozu bedenklich?"

„Es will überlegt sein."

„Nur steife Tugendbolde nennen alles, was über die Schnur schlägt, alles, was schön, lustig, der Mühe wert ist, Sünde! Sei klug, wer giebt Dir versäumte gute Tage wieder? Jeder für sich — laß uns die Stunde benutzen — die Jugend ist die Zeit zum Genießen!"

„Eva Du! Nein, die Schlange selber!"

Sie lachte: „Warum nicht, der Apfel schmeckt süß!"

„Nun denn!" er riß sie wild an sich. „Sei's — laß uns sündigen — laß uns leben, unbändig, schrankenlos — laß uns selbander lustig zur Hölle fahren, statt an Langerweile zu verenden!" — — —

Der Tauwind jagte über das polnische Flachland, bog die Föhren, raschelte im welken Schilf der Sümpfe und heulte um die Dächer und Zinnen von Rabinsko. Jetzt klatschte der Regen in großen Tropfen hernieder, schlug Löcher in den Schnee und löste ihn in eine graue Masse auf.

„Der arme Oskar," seufzte Frau Elfriede zum unzähligsten Male, während die Dämmerung früher als sonst herabsank und Liesbeth, um dem düsteren Gemach ein freundlicheres Aussehen zu verleihen, die Lampe anzündete.

Im Kamin flackerten große Holzscheite; es gab im ganzen Schlosse noch keinen Ofen, man scheute die kostspielige Anschaffung und besonders den schwierigen Umbau der weiten Schornsteine.

Neben dem Kamin saß im großen Armstuhle, in einen langen Reisepelz gehüllt, der Kommerzienrat; er befand sich noch immer nicht besser, aber die Schwierigkeit, die es machte, einen Arzt herbeizuschaffen, hatte ihn bis jetzt auf Hilfe verzichten lassen. Noch viel drückender als sein körperliches Unbehagen lasteten unbestimmte Befürchtungen und Sorgen auf seiner Seele. Wo Oskar nur blieb? Die Mutter meinte, das böse Wetter hindere ihn und bedauerte den Sohn. Wenn der Leichtsinnige mit den vollen Taschen sich nur nicht irgendwo festkneipte? Ich hätte doch lieber selbst gehen sollen. Es war heute der vierte Tag seit Oskars Abreise. Vielleicht hatte er sich gleich noch nach Thorn begeben, um die Geschäfte auch dort zu ordnen. Wenn man ihn nur zu finden wüßte, so hätte man ja heute einen Boten schicken und von Inowrazlaw aus telegraphieren lassen können.

Ein Windstoß heulte durch den Schlot, daß Rauch und Funken umherstoben. „Welch ein Unwetter," klagte die Mutter, „und der arme Junge ist gewiß im Schlitten."

„Wenn er's nur wäre," murrte der Kommerzienrat. „Wir sind geliefert, wenn er eine Dummheit mit dem Gelde macht."

„Wie kannst Du so etwas sagen? Unser Oskar so klug, so geschäftskundig!"

„Pah — geschäftskundig — der! Mich verzehrt die Sorge. Wir sind ratlos, bankerott, verloren, wenn er das Geld nicht richtig abliefert."

„Wie Du dergleichen nur aussprechen magst! Wie engherzig Dein Seufzen um das Geld; wenn ich meinen Sohn nur in den Armen halte, ihn nicht mehr bei dem Wetter draußen weiß."

„Du erwartest ihn so fest? Hat Kruschkinsky sich denn wirklich herbeigelassen, wieder zur Station zu schicken?"

„Ja, ich bin diesen Morgen zu ihm gegangen und habe ihn so lange gebeten, bis — horch, Schellengeläut!"

Alle drei lauschten mit angehaltenem Atem. Vorläufig übertobte der Sturm, das Sausen im Schornsteine, das Knacken, Ächzen und Poltern, das immer bei unruhigem Wetter durch den alten Bau fuhr, jedes Geräusch von außen. Dann unterschied man starkes Hundegebell und nun hörten alle ganz deutlich das Geklingel der Schellen.

„Er ist da, er ist heute gewiß da!" jubelte die Mutter und eilte der Thür zu.

„Warte nur, ich will Dir leuchten!" rief Liesbeth und zündete ein Licht an.

Frau Elfriede stand in der geöffneten Thür und schaute den langen, dämmerigen Gang hinab, auf dem die Lampe noch nicht brannte. Liesbeths Licht erlosch im Luftzuge. Männerschritte stampften die knarrende Stiege herauf.

„Oskar, mein Oskar!" rief die Mutter, während ihr Herz freudig klopfte.

Eine Gestalt bog von der Treppe her in den Gang ein. Die Kommerzienrätin unterschied im Zwielichte eben noch die Umrisse der viereckigen Konfederatka aus Pelz, die von den Leuten als Kopfbedeckung getragen wurde, die Pluderhosen und hohen Stiefel der Knechte. Die Frau seufzte tief, wieder nicht der Ersehnte! Sie schritt dem Kommenden voran ins Zimmer zurück.

Der Bursche stand da, hielt die Mütze in der Hand und daneben eine Ledertasche, man wußte, daß Zeitungen und Postsachen darin steckten: „Da ist sich das Post," sagte er und ging.

Auch der Kommerzienrat war aufgefahren und dem Boten ein paar Schritte entgegengewankt. Als er jetzt an die Lampe trat und mit unruhigen Händen die Tasche öffnete, malte sich peinvolle Spannung auf seinen Zügen. Ungestüm riß er mehrere Postsachen heraus. Da — ein Brief mit des Sohnes Schrift — Poststempel Berlin.

Frau und Tochter standen Rosenau gegenüber am Tische und verfolgten seine Bewegungen mit ängstlichen Augen: „Von Oskar, so lies doch!" rief die Mutter.

Endlich wich der Umschlag den zitternden Händen,

Digitized by Google

stiere Blicke überflogen die Schrift — dumpfes Stöhnen, Zusammenballen des Papiers, eine schreckliche Veränderung in den Zügen des Mannes — unter heiseren, unverständlichen Lauten brach er zusammen und schlug wie ein gefällter Baum zu Boden.

Frau und Tochter kreischten vor Schreck laut auf und stürzten herbei, dem Unglücklichen zu helfen, sie mühten sich aber vergebens, den steifen, wie leblos daliegenden Körper aufzuheben.

Während die Frau, auf der Erde hockend, den Kopf ihres Mannes in den Armen und auf dem Schoße hielt, eilte Liesbeth bebend und schluchzend hinaus, um Hilfe zu holen. Die Wege im Schlosse waren weit, Klingelzüge gab es nicht, Frau Elfriede blieb einige Minuten mit ihrem Gatten allein. Ihr Sohn — ihr Sohn — was war mit Oskar geschehen? Sie entwand mühsam das Papier der krampfhaft geschlossenen Hand und las, über den Kranken geneigt, was ihr Liebling schrieb.

Einer Ohnmacht nahe, ließ sie das Blatt sinken, neigte den Kopf und weinte herzbrechend, ihre heißen Thränen fielen auf das starre, bläuliche Antlitz, das sie auf den Knieen hielt. Oskar — wie war das möglich — Oskar fort — fort — wohin? Ihr Denken verwirrte sich, die Besinnung drohte ihr zu schwinden.

Da kam endlich Liesbeth mit Diener und Mägden zurück, gleich darauf zeigte sich auch die breite Gestalt Kruschkinskys in der Thür. Man hob Rosenau empor und die Leute trugen ihn auf sein Bett, schmerzhaftes Stöhnen zeigte, daß noch Leben in dem Bewußtlosen sei.

„O, Herr Kruschkinsky, schicken Sie doch gleich zum Arzt, bitte, bitte," flehte Liesbeth.

„Bei Nacht und bei das Wetter ist sich das nichts. Doktor kommt doch nicht vor morgen," damit ging er.

Liesbeth that was möglich war für den Vater; als der Kranke ausgekleidet und gut gebettet dalag, wurde er ruhiger, so daß man hoffen konnte, er schlafe.

Aber auch der Mutter Zustand ängstigte jetzt das Mädchen. Die Frau saß da wie abwesend, sie blickte starr ins Leere, rang die Hände, Thränen, von denen sie nichts zu wissen schien, liefen über ihre bleichen Wangen. Liesbeth umfaßte sie mit sanftem Zuspruch.

„Es ist alles aus," jammerte die Frau, „alles; mag jetzt das Dach über meinem Kopfe zusammenbrechen, es ist mir gleichviel, ich rühre mich nicht. O, läge ich wie Dein Vater und wüßte von nichts, so wäre mir wohl! Was soll nun aus uns werden?" Mit herzzerreißendem Ausdruck reichte sie Liesbeth den Brief des abtrünnigen Sohnes.

Die mit fliegender Feder geschriebenen Zeilen lauteten:

„Meine lieben Eltern!

Das Leben in Rabinsko wurde mir unerträglich. Vaters Vorwürfe über den Ankauf, die eigene berechtigte Verstimmung gegen den Zerstörer meiner besten Hoffnungen, sowie die drückende Einsamkeit und Langeweile dort lasteten so schwer auf mir, daß ich ein Ende machen mußte. Ihr verstandet es nicht, mich zu fesseln. Schreibt es Euch selbst zu, wenn der Ballon sich losreißt und frei in lichte Regionen aufsteigt.

Vorläufig werdet Ihr nichts weiter von mir hören. — Es ist gewiß nicht unbescheiden, wenn ich als Abschlagszahlung auf mein demnächstiges bedeutendes Vermögen, das in Posen erhobene Geld mitnehme. Da ich Vollmacht hatte, habe ich Quittung ausgestellt.

Hoffentlich vermögt Ihr's, meine Herrenmoral zu begreifen, die, jenseit von Gut und Böse, dem eigensten Impulse folgt.

Mit den besten Wünschen für Euer Wohlergehen

Euer Sohn Oskar."

Tödlich erschrocken von diesen dreisten Worten ließ das Mädchen den Brief sinken. Sie hatte Oskar oft unartig gegen die Eltern gesehen, aber eine so ruchlose Handlungsweise hatte sie ihm doch nicht zugetraut. „Schrecklich, arme, liebe Mama," stammelten ihre blassen Lippen.

Mit rührendem Eifer versuchte nun die Frau ihren gesunkenen Liebling in den Augen der Tochter wieder zu heben; sie wollte ihn verteidigen, sich selbst belügen, um nur ihn nicht ganz verworfen erscheinen zu lassen: „Es war hier auch nicht zum Aushalten für ihn — Vater hätte ihn nicht so viel schelten dürfen! Ein junger Aar im Käfig! — Er weiß, wir sind reich — er denkt ja nicht daran, daß sein Übergriff ein Unrecht ist —" sie stieß es unter strömenden Thränen und händeringend hervor.

Dann bat sie Liesbeth, ins andere Zimmer zu gehen und sie mit ihrem Schmerz allein zu lassen. Sie bleibe die Nacht bei dem Kranken und denke, seine heiße Stirn mit kalten Umschlägen zu kühlen. Sie wollte jedes Wort des Tadels über Oskars Verhalten abschneiden; sie hätte es nicht ertragen, eine unfreundliche Äußerung der Schwester über den Bruder zu hören. Aber sie selbst empfand es tief und schneidend, was der Sohn ihr angethan, dieser Sohn, für den sie immer bereit gewesen war, alles zu opfern.

Eine furchtbare Nacht zog über dem Haupte der Mutter dahin. Vom Sturm, der das Schloß umtobte, von den stürzenden Dachpfannen, dem Kreischen der Wetterfahnen, dem Klatschen der großen Regentropfen gegen die im Winde klirrenden Fensterscheiben hörte sie heute nur wenig, ebenso wenig von den schweren, rasselnden Atemzügen ihres leidenden Gatten und seinem zeitweiligen schmerzhaften Stöhnen. Sie hörte nur die Stimme in ihrem Innern, die Oskar schalt und verwarf, sie fühlte die Empörung ihres Verstandes, der sich gegen seine Handlungsweise aufbäumte, und dazwischen die zärtliche Verteidigung, das qualvolle Flehen ihres leidenden, ihres zertretenen Mutterherzens. Dieser Kampf war härter als der des brausenden West mit dem grauen Gewölk des Himmels und mit allem, was sich hier auf Erden seiner Macht entgegenstellte.

Das Gemüt der verwöhnten Frau war nicht dazu geschaffen, ein Tummelplatz für heftige Schmerzen und Leidenschaften zu sein. Die Sinne vergingen ihr auf Stunden in einem ohnmachtartigen Erlöschen. Tröstender, erquickender Schlaf war es nicht und

Digitized by Google

wenn sie wieder zu sich kam, vernichtete das Besinnen auf ihres Sohnes rücksichtslose Handlungsweise aufs neue jede Möglichkeit des Ausruhens.

Liesbeth war gehorsam in das Zimmer ihres Vaters gegangen, auch sie dachte nicht daran, sich niederzulegen. Sie saß im Armstuhl am Kamin, in dem man das Feuer frisch entfacht hatte; große Kiefernscheite brannten heller als die auf dem Tische stehende Lampe. Wenn ein Luftzug im Kamin herabfauchte, leckten und tanzten die Flammen hoch empor und warfen wunderlich zuckende Gestalten, aus Licht und Schatten gewoben, über die getäfelten Wände des weiten Gemachs.

Liesbeths Gedanken beschäftigten sich mit der hilflosen Lage, in der ihre Eltern und sie sich befanden. Sie wußte nichts von Geschäften, aber sie hatte oft genug gehört, wie ihr Vater und Oskar von der Notwendigkeit gesprochen, zum neuen Jahre viel Geld anzuschaffen. Eben vor dem schrecklichen Brief hatte der Vater gesagt, sie seien bankerott, verloren, wenn Oskar das Geld nicht bringe. Man hatte den Kornvorrat nur aus diesem Grunde schon jetzt verkauft. Und das so nötige Geld war nun fort, war von Oskar, wie er selbst schrieb, mitgenommen worden.

Ja, was würde denn nun mit ihnen geschehen, wenn kein Geld da war? Eine namenlose Angst befiel sie.

Daß ihr armer Vater sich rasch wieder erhole und Rat schaffe, hielt sie für unwahrscheinlich, fast unglaublich. Wie furchtbar verändert sah er aus. Und die Mutter verstand von Geschäften ebensowenig wie sie selbst. Nun waren sie also ganz der Willkür dieses bärbeißigen Kruschkinsky preisgegeben, dieses Administrators, auf den ihr Vater und Oskar oft in den härtesten Ausdrücken gescholten hatten.

Liesbeth rang die Hände in stummer Pein. O, wenn doch ihr Richard hier wäre! Seine klare, kurz entschlossene Art, sein praktisches Zugreifen würden sie retten!

Sie hatte dann und wann einen Brief mit ihm gewechselt, doch war es immer verstohlenerweise geschehen. Die Eltern würden wohl ebensowenig günstig für ihn gestimmt sein wie bisher. Sie hatte es nie gewagt, seiner zu erwähnen.

Aber nun, wo sollte sie Hilfe suchen, als bei ihm? Ihr zweiter Bruder hatte eine Stelle in Philadelphia angenommen, war also schwer zu erreichen. Der gute, bescheidene Werner war auch nicht der Mann, fest aufzutreten und schwierige und verworrene Verhältnisse zu lösen. Nein, es gab keinen auf der Welt, bei dem sie Hilfe suchen konnte als bei ihrem Richard.

Die Überzeugung ließ sie emporschnellen. Wenn sie noch diese Nacht an ihn schriebe? Dann konnte morgen früh der Schlitten, der zum Arzte fuhr, den Brief mitnehmen. O, welch eine Flut von Glück, von Zuversicht der Gedanke in ihr Herz goß!

All das Grauen, die Furcht, die sie hier auf der unheimlichen Stätte so vieler fürchterlicher Begebenheiten, von denen Überlieferungen unter den Leuten umgingen, nie verließ, würde hinweggewischt sein, wenn sie in die treuen Augen des Geliebten blicken konnte.

Sie trug die Lampe auf des Vaters Schreibtisch und versenkte sich in die köstlichste Beschäftigung, die es für sie gab. Sie schrieb an den Freund ihrer Jugend und schüttete ihm ihr schwerbelastetes Herz aus. Nachdem sie die furchtbare Lage geschildert hatte, in der sie sich befanden, schrieb sie:

„Richard — mein Richard, Du bist so brav, so treu, so wahrhaft christlich gesinnt, Du wirst die empfangenen Beleidigungen denen nicht nachtragen, die im Unglücke sind; Du wirst Mitleid mit meinen armen, zusammengebrochenen Eltern empfinden und ihnen, mir zur Liebe, beistehen."

Liesbeth erschrak, als sie am andern Morgen ihre Mutter wiedersah. Die blonde Frau hatte sich bisher eine gewisse kokette Jugendlichkeit zu bewahren gewußt, in dieser einen Nacht war sie zur Matrone zusammengesunken. Aus hohlen, rot geweinten Augen starrte sie ihr Kind an. Als Liesbeth arglos den Namen „Oskar" nannte, zuckte die Mutter wie von einem Stachel getroffen zusammen und flüsterte halb abgewandt: „Nenne ihn nie wieder, ich kann es nicht ertragen."

Der Kommerzienrat hatte etwas wie Bewußtsein wiedergefunden, doch war es ein sehr beschränktes. Nur mit einer Hand konnte er sein Frühstück nehmen. Er schalt, auf den gelähmten Arm weisend, man habe ihm ein Bündel angehängt, das ihn belästige, und verlangte, daß man es wegnehme. Von geschäftlichen Dingen, von seinem Sohne und dem Verschwinden desselben, schien er nichts zu wissen und niemand erinnerte ihn daran.

Der endlich eintreffende Arzt erklärte, der Patient habe einen Schlaganfall erlitten, augenblicklich sei nichts dabei zu thun, man müsse hoffen, daß mit der Zeit etwas mehr Besinnung und Beweglichkeit der betroffenen Glieder zurückkehre.

Frau Elfriede, sonst wenig besorgt um ihren Gemahl, schien jetzt nur für ihn da zu sein. War es ein unklares Verlangen, die Folgen von Oskars Unthat durch besondere Güte auszugleichen? Oder glaubte sie die quälenden Gedanken über den Entflohenen in dieser geschäftigen Hingabe an den Kranken am leichtesten abweisen zu können? Von ihrer äußeren Lage sprach sie kein Wort, der verwöhnten und unpraktischen Frau kamen derartige Sorgen nicht.

Liesbeth dachte unausgesetzt an ihren Brief und fragte sich stündlich, was Richard antworten und was er thun werde? Am zweiten Tage erhielt sie ein Telegramm:

„Komme baldmöglichst, Richard."

Dankbare Freude durchflutete Liesbeths Seele. O der Gute, Zuverlässige, Rechtschaffene! Wie glücklich war sie, ihn zu besitzen! Dann aber befiel sie ein unruhiges Zagen. Ihr Vater erkannte seine Umgebung, er vermochte auch bis zu einer gewissen Grenze Alltägliches zu besprechen, wie würde er, und wie würde die Mutter, die ihrer Verbindung mit Richard immer entschieden abgeneigt gewesen war, das Dazwischentreten des ihr Unzusagenden aufnehmen? Liesbeth sagte sich, daß sie es nicht auf eine Überraschung

Digitized by Google

ankommen lassen dürfe. Wenn Richard auch jetzt hochmütig empfangen wurde, so war das eine Verletzung des Opferwilligen, die sie nicht verantworten konnte. Fast bereute sie's, ihn in der ersten überwältigenden Not gerufen zu haben. Was wußte sie von Geschäften, es mochte doch wohl alles ohne das fehlende Geld in Ordnung kommen. Nein, nein, sie hatte doch recht gethan! Ihre Lage hier war furchtbar und nur eine starke Hand konnte sie retten!

Der Kranke schlief; die Kommerzienrätin saß zusammengesunken am Fenster und starrte auf die frischgefallene Schneedecke hinaus. Leise trat Liesbeth zur Mutter heran, das blonde Kind war blaß vor Furcht und Erregung: „Bitte, bitte, ich möchte etwas mit Dir besprechen Mama, komm mit ins andere Zimmer."

„Was mag es für ein neues Unglück geben?" Sie erhob sich und folgte der Tochter in das anstoßende Gemach, wo ihr Gespräch den Schlummernden nicht stören konnte.

Sie saßen nebeneinander, Liesbeth nahm die Hand der Gebeugten: „Liebe Mama, kein Unglück, wie ich hoffe. Du weißt, Papa mußte das Geld notwendig haben, das jetzt fehlt; er ist außerstande, Rat zu schaffen, er kann keine Geschäfte mehr führen. Wer soll uns nun hier in der Fremde, in aller unserer Not und Verlassenheit beistehen?"

Frau Elfriede zuckte ungeduldig die Achseln: „Was weiß ich — mag's doch gehen wie es will."

„Aber wir müssen doch sehen, aus dieser furchtbaren Lage herauszukommen."

„Thue was Du willst."

Liesbeth nahm ihren ganzen Mut zusammen: „Du weißt, ich habe einen treuen Freund. Du bist ihm nie gut gewesen, aber er ist trotz allem derselbe gegen mich geblieben. Richard ist tüchtig und wird uns helfen. Was meinst Du, darf er kommen?"

Eine drückende Pause trat ein, endlich sagte die Frau fast unhörbar: „Damit er sich an unserem Elend weidet."

„O, das thut er nicht! Er wird uns bedauern, aber er wird uns auch beistehen."

„Er will uns also in dieser Schneewüste besuchen?"

„Ja, Mama, er ist dazu bereit," helle Freude klang aus Liesbeths Worten.

„Da will er Dich uns auch fortholen?"

„O, ich würde Euch nie in der Not verlassen!"

Die Mutter hörte einen Tadel heraus gegen den, der es gethan hatte, sie zuckte schmerzlich zusammen, stand auf und ging zu dem Schlummernden zurück.

Jetzt ist sie vorbereitet, sagte sich das Mädchen mit einem Aufatmen der Erleichterung, es ist ganz unmöglich, daß sie ihn nun noch unfreundlich empfängt.

Es wurde Richard sehr schwer, sich von seiner in der Entwickelung begriffenen Fabrik zu trennen. Er hatte eben ein paar Reisende angestellt, die seine Stiefel und Schuhe in der Provinz bekannt machen und verbreiten sollten. Dann stand er in Unterhandlung wegen Zukauf eines großen, neben seinem Garten liegenden Stück Landes, das er haben mußte, wenn er später einmal an Vergrößerung denken konnte. Auch plante er, um seine besten Arbeiter zu halten, auf dem vorderen Teile dieses Stücks nach und nach kleine Wohnhäuser zu erbauen, und sie seinen Leuten zu geben. Sein Unternehmen erwies sich als gedeihlich, es war aber noch nicht so fest und sicher in allen Teilen geordnet, daß er es hätte mit Ruhe verlassen können. Das Auge des Herrn gehörte noch unbedingt dazu, um das ganze Getriebe in Ordnung zu halten.

Mitten hinein in seine freudige Geschäftigkeit, der Richard keine Stunde zu seiner Erholung abbrechen mochte, kam Liesbeths trauriger Brief. Ehe Richard selbst wußte, wie er sich losmachen solle, stand es bei ihm fest, daß er der Geliebten zu Hilfe eilen müsse. Er hatte von Anfang an nicht das mindeste Vertrauen zu dem polnischen Gutskauf gehegt, das mochten da jämmerlich verworrene Verhältnisse sein. Ob er ernstlich helfen konnte, erschien ihm zweifelhaft, jedenfalls war sein Erscheinen ein Trost für Liesbeth und von sich stoßen durfte er ihre nach ihm ausgestreckte Hand nun und nie. So gut wie er sie einst mit dem Aufgebot aller seiner Kräfte aus dem Eise des Flüßchens gerettet hatte, ebenso mußte er sie jetzt retten, mochte es auch noch schwerer sein, nun mußte sein Vater einmal aushelfen und ihn, so gut er konnte, vertreten.

Starre Kälte hielt das Land mit eisernem Griff in Banden. Ein klingender Frost bei fahlem, blaßgrauem Himmel, an dem schon zeitig gelbrote Streifen der Dämmerung voranleuchteten. Der Schnee war fest gefroren, so daß der Schlitten, der einen einzelnen Reisenden von Inowrazlaw nach Rabinsko führte, leicht darüber hinflog.

Im Schlosse durften die lodernden Feuer in den Kaminen nicht ausgehen, denn Kälte schien recht eigentlich in den hohen, luftigen Gemächern zu nisten.

Liesbeth hatte noch ein anderes Zimmer, außer den täglich benutzten Räumen, in Ordnung gebracht und unterhielt hier schon seit gestern ein gutes Feuer. Sie wußte ja nicht, wann er kam, aber ihr sehnendes Herz erwartete ihn von Stunde zu Stunde, ach und wie gern sorgte sie für sein Behagen! Niemals hatte sie den Hof so wachsam im Auge behalten, nie so scharf auf den Ton eines Schellengeläutes hinausgelauscht wie jetzt.

Endlich! Ein fremder Schlitten hält vor dem Portale, eine bekannte Gestalt wickelt sich aus der Pelzdecke — mehr sieht Liesbeth nicht, sie fliegt den Gang hinunter an die Treppe, da springt er schon, zwei Stufen auf einmal nehmend, zu ihr herauf. Sie fällt ihm bebend und schluchzend in die Arme, „Richard — lieber Richard —" ist das einzige, was sie stammeln kann.

„Mein Lieschen, mein Herzblatt — mein armes Schäfchen! Ja, da bin ich. Ich bin Dein und ich helfe Euch, so gut ich kann!" Seine eisigen Lippen finden ihre warmen; es ist der zweite Kuß, den sie tauschen, aber nun wissen sie bestimmt, daß sie für alle Zeit unlöslich zusammengehören.

Liesbeth führt den Geliebten in das für ihn bereit gehaltene Zimmer, daß er sich durchwärme, erquicke und in einer näheren Erörterung aller Verhältnisse, soweit sie Liesbeth bekannt sind, die vorläufig nötigen Anhaltspunkte gewinne. Sie sitzt an

Digitized by Google

ihn geschmiegt und er unterbricht seine sachlichen Fragen und Einwendungen oft, indem er sie zärtlich liebkost. Er muß sich doch belohnen für die weite Reise durch Eis und Schnee. Sie weiß ihm ja keine genaue Auskunft zu geben, aber sein praktischer Sinn macht sich, nach allem, was er hört, ein Bild ihrer Lage.

„Na, Herzchen," sagt er endlich, „ich bin freilich weder ein Landwirt noch ein Jurist, aber ich muß doch sehen, was der gute Wille thut und wie ich Eure verworrenen Angelegenheiten ordnen kann. Nun bringe mich zu Deinen armen Eltern."

Liesbeth gehorchte mit Zagen. „Sei ihnen nicht böse, Richard," flüsterte sie, „wenn sie nicht so dankbar für Deine Güte sein sollten, wie Du es verdienst."

„Verwöhnt haben sie mich nicht."

Sie seufzte beschämt.

„Und daß ich nicht nachtrage," fuhr er heiter fort, „siehst Du, sonst wäre ich nicht hier."

Er blieb in des alten Herrn Zimmer, während Liesbeth in das Nebengemach eilte, wo ihre Mutter wie immer am Bette des Kranken saß.

„Er ist da, liebe Mama," flüsterte das Mädchen freudestrahlend und doch beklommen. „Willst Du ihn nicht willkommen heißen?"

Die Frau erhob sich automatenhaft, ein blasses Rot flog über ihr Gesicht: „Man muß seine Hilfe wohl annehmen!" seufzte sie trübe.

Frau Elfriede war nicht herzlich, auch nicht demütig, eine gewisse bittere Ergebung lag in ihrem ganzen Wesen ausgedrückt. Kein Wort der Klage kam über ihre Lippen, sie hätte ja damit einen Vorwurf gegen den Sohn angedeutet, und wie konnte sie das?

Sie reichte dem Gaste die Hand, es war das erste Mal seit seinen Kinderjahren: „Sie wollen sich also mit der Ordnung unserer Angelegenheiten bemühen? Es ist recht freundlich von Ihnen."

„Ich werde gern thun, was ich kann, gnädige Frau."

„Leider vermag ich Sie nicht zu informieren, ich verstehe nichts von Geschäften."

„Wenn Sie mir die Einsichtnahme der Bücher und Papiere Ihres Herrn Gemahls gestatten wollten."

„Es wird sich wohl alles hier in meines Mannes Schreibtisch finden."

„Darf ich den Herrn Kommerzienrat sehen?"

„Ich möchte Rosenau vorbereiten — ich weiß nicht, ob er Sie erkennen wird." — Sie ging in das Nebenzimmer zurück, durch dessen angelehnte Thür man die lauten, weinerlich stammelnden Töne des Kranken hörte.

„Was sagst Du? — Der kleine Schuster — und Du willst'n nicht hinauswerfen? — Ja, ich habe es immer gesagt — ein ganz netter Junge — wie freundlich er die Mütze runterriß auf der Burgheimer Chaussee. Aber Dir war er nicht recht, und ich that, was Du wolltest, sonst träumtest Du —"

Die etwas erhobene Stimme der Frau unterbrach ihn. „Herr Warneke möchte Dich begrüßen, soll ich ihn Dir bringen?"

Die Kommerzienrätin erschien in der Thür und winkte, sie sah jetzt beschämt und verwirrt aus.

Richard und Liesbeth traten miteinander ein. Besorgt vor dem Kommenden und als wolle sie ihm tröstlich nahe bleiben, hatte das Mädchen des Geliebten Hand erfaßt und lehnte sich an ihn.

Der Kranke saß aufrecht im Bette. Richard erschrak über die Veränderung, die mit dem einst so rüstigen Manne vorgegangen war. Mühsam hob Rosenau die schweren Lider und sah die Eintretenden an.

Ein blödes Lächeln glitt über seine hängenden Züge.

„Sieh — sieh, da habt Ihr ja Euren Willen und seid Braut und Bräutigam," lallte er. „Ich will Euch — meinen Segen auch geben. Ich bin jetzt krank — und — und da ich nun bald vor Gottes Thron stehe — will — will ich bei dem Herrn für Euer Glück bitten. Liese ist ein gutes Kind — ein treues Kind —"

Tief ergriffen von Ton und Worten des Leidenden sank das junge Paar neben der tastenden Hand am Bette nieder. Der Vater fand auch die Köpfe der Knieenden und ließ die Rechte abwechselnd auf beiden ruhen. Seine Segensworte aber verloren sich in einem unverständlichen Murmeln, das in ergreifendes Schluchzen überging. Ermattet sank er in die Kissen zurück.

Mochte nun diese Verlobung am Krankenbette auch von einem halb Unzurechnungsfähigen vollzogen worden sein, so klärte und befestigte sie doch Richards Stellung zu der Familie. Die Mutter sprach nicht weiter über die beschlossene Thatsache, ließ sie aber als zu Recht bestehend gelten.

Eine halbe Stunde später saß der anerkannte Schwiegersohn am Schreibtische des Kommerzienrats und nahm Einsicht in Bücher und Papiere.

Der alte Herr, als Kaufmann erzogen wie Richard selbst, hatte seine Angelegenheiten genau geordnet und es wurde dem Prüfenden nicht schwer, eine Übersicht zu gewinnen. Vor allen Dingen erkannte er, daß die Erträge Rabinskos in diesem Jahre nicht imstande waren, die Zinsen der noch auf dem Gute lastenden Hypothekenschuld und des angezahlten und hineingesteckten Kapitals zu decken. Es erschien Richard ein tollkühnes Wagnis, so hoch zu kaufen und eine so große Anzahlung zu leisten, daß das Geld zum Betriebe fehlen mußte. Der Kommerzienrat hatte auf bedeutende und sichere Erträge gerechnet, wie sie auf dem Papiere stehen und von einem gewiegten Landwirte zu erzielen sein mochten, wie sie aber in diesem Jahre nicht annähernd erreicht worden waren.

Sollte denn gar kein verfügbares Kapital mehr vorhanden sein? Doch, welch ein Glück! Hier standen noch neunzigtausend Mark amerikanische Eisenbahnaktien gebucht! Damit konnte man den Zusammenbruch verhindern.

Richard griff nach den letzten Zeitungen, um Kurs und Verkaufswert des Papiers festzustellen. Nach einigem Suchen fiel sein Auge auf eine Börsennotiz. Die betreffende Gesellschaft weigerte Zinszahlung, das Unternehmen befand sich in Liquidation,

Digitized by Google

die Aktien waren augenblicklich unverkäuflich. Richard erschrak und rechnete weiter.

Ja, wäre selbst die Summe zur Stelle, mit der Oskar unbegreiflicherweise auf- und davongegangen war, so schien es doch kaum möglich, alle Ausgaben bis zur nächsten Ernte von den vorhandenen Mitteln zu bestreiten. Die Dinge standen hier also schlimmer als Richard geglaubt hatte. Er überlegte.

Wenn er auch das Kapital, das er zur Vergrößerung seines eigenen Besitzes anwenden wollte, vorschoß, um hier Luft zu schaffen und den sofortigen Konkurs zu verhindern, so sah er doch kein Heil daraus erwachsen. Er konnte nicht hierbleiben, um nach dem Rechten zu sehen, verstand auch nichts von der Landwirtschaft, der Besitzer war unfähig, wie sollte man es anfangen, das Gut der Familie zu erhalten? Richard fürchtete, es werde unmöglich sein.

Am anderen Tage stellte er sich Kruschkinsky als Schwiegersohn des Besitzers vor, ließ sich den Viehstand, das Inventar, die möglichen Hilfsquellen mitteilen und wußte den Polen durch Ernst und Sachlichkeit einigermaßen im Zaum zu halten. Dann fuhr Richard zu dem Sachwalter nach Thorn.

Nach einer offenen Mitteilung aller Verhältnisse sagte der Notar: „Es wird bei solchen Gutsverkäufen viel Spiegelfechterei getrieben. Die Ökonomen selbst nennen diese Herrichtung zur Augenverblendung: ‚Gardinenwirtschaft' und wer nicht jeden Acker als Sachkenner selbst abtritt, hat meist einen Reinfall zu erleben. Manchmal kann man die Geschichte von vornherein kommen sehen, aber wenn man nicht um Rat gefragt wird, sondern nur da ist, um Gewolltes abzuschließen, so geht einen die Sache nichts an."

Richard bat jetzt um des alten Herrn Rat.

Doktor Schmitt war der Ansicht, daß man je eher je lieber abwickeln und den Kopf aus der Schlinge ziehen solle.

„Auch meine Meinung; die Familie kann keinenfalls auf Rabinsko bleiben."

„Es wäre ja vielleicht noch eine Hypothek auf den großartigen Grundbesitz zu erhalten, das hieße aber nur den Zusammenbruch vertagen und die demnächstige Ordnung der Angelegenheit durch die größere Belastung erschweren. Verkaufen Sie jetzt, so kommen Sie vielleicht mit dem blauen Auge davon und erübrigen etwas beim Verkauf."

Vor allen Dingen mußte Richard eine beglaubigte Vollmacht Rosenaus zu erlangen suchen, die ihn zum Handeln ermächtigte. Die Söhne waren nicht herbeizuschaffen, der alte Herr mußte also — es mochte gehen wie es wollte — als Auftraggeber gelten.

Als der Notar mit seinem Schreiber im Krankenzimmer von Rabinsko erschien, fügte sich's so günstig, daß der Kommerzienrat eine leidlich gute Stunde hatte. Ein paar Diener wurden als Zeugen herbeigerufen und Doktor Schmitt las die Bevollmächtigung für den Herrn Fabrikanten Richard Warneke, den Herrn Kommerzienrat Rosenau in allen Geschäftsangelegenheiten zu vertreten, laut vor.

Der Kranke nickte dazu und sagte: „Ja, ja, ich weiß, der kleine Richard ist immer ein rechtschaffener Junge gewesen. Er hat unser Lieschen vom Ertrinken gerettet, aber ich sollte das nicht glauben, nun ist sie doch seine Braut. Lassen Sie den man gewähren." Willig unterzeichnete er mit der gesunden Hand das Dokument.

Nun waren die Wege zum Handeln geebnet.

Das Inventar wurde aufgenommen und einem zuverlässigen Manne, den der Notar vorschlug, überantwortet; der Gutsverkauf zu einem bestimmten Termin in vielen Zeitungen bekannt gemacht, und sogleich kamen Packer, um die Sachen, die mit in die alte Heimat zurückkehren sollten, zu befördern. Liesbeth mußte bestimmen, was mitgenommen werden, was hier verkauft werden sollte, die Mutter verhielt sich bei allen an sie gestellten praktischen Fragen völlig gleichgültig.

Der Arzt hatte die Übersiedelung des Kranken, der halb gelähmt und verwirrten Geistes blieb, erlaubt und so konnte Richard nach kurzer, arbeitsreicher und anstrengender Zeit mit den drei seiner Obhut anvertrauten Rosenaus abreisen, um sie in ihrer Villa unterzubringen und abzuwarten, ob nach dem Verkauf von Rabinsko noch ein kleines Kapital für sie übrig bleiben werde.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Es war vierzehn Tage nach der Beisetzung der Gräfin Selma Eikstein in die Familiengruft, als ihr Gemahl unruhig und erwartungsvoll in seinem Zimmer auf- und abschritt.

Ihm lag eine Pflicht ob, nach deren Erfüllung sein Herz sich seit dem Sommer sehnte, die er lange verschoben hatte und an der ihn jetzt endlich nichts mehr hinderte. Diese ersten Trauerwochen waren noch der stillen Einkehr hingegeben gewesen. Nun aber sollte ein lange bewahrtes Geheimnis an das Licht treten.

Wenn er auch von seinem jetzigen Standpunkte aus Früheres nicht mehr vollauf empfand und daher nicht begriff, so ragte doch das Thun seines längst veränderten Ichs in die Gegenwart herein und zwang ihn, damit zu rechnen — des Werdens und Blühens Früchte zu ernten. Er verstand noch seine Rücksichtnahme auf die seit Jahren schwer leidende Frau, aber eine frühere zahme Gleichgültigkeit seines Wesens verstand er nicht mehr. Er war jetzt, nach einem langen Siechtum seines verstorbenen Vaters und dem Tode seiner herrischen Mutter, ja schon jahrelang unbeschränkter Besitzer dieser großen Güter und als solcher längst nicht mehr zahm und gleichgültig. Zu seiner eigenen Rechtfertigung sagte er sich seit langem, besonders aber seit diesem Sommer, er habe sich immer nur zwingenden Umständen angepaßt, habe Rücksichten geübt, im Grunde seiner Seele konnte er sich aber doch den Vorwurf begangenen Unrechts, schmählichen Vergessens und Verschleppens nicht ersparen. Daneben fühlte er auch, daß lange Versäumtes zu einem lastenden Alp anwächst und immer schwerer auszuführen ist.

Digitized by Google

Alle diese Gedanken beschäftigten ihn, während er die Stunde erwartete, die er bestimmt hatte, um Alexander Tonnemacher zu empfangen.

Vielleicht noch erregter als der Graf blickte Alexander dem befohlenen Erscheinen im Schlosse entgegen. Eine herzbewegende Ahnung erfüllte ihn, das Rätsel seines Lebens sollte sich endlich lösen, die dunklen Wolken, die er immer lastend über sich gefühlt hatte, sollten sich heben. Was würde dahinter liegen? Einen blauen Himmel und viel Gutes, Ermutigendes konnte er nicht erwarten.

Blaß und gespannt stand jetzt Alexander dem Grafen gegenüber, der ihm entgegengetreten war, ihn begrüßt hatte und, sich nun leicht auf die Platte seines großen Schreibtisches stützend, ihn mit warmen Blicken betrachtete.

„Es liegt mir ob — es wird mir endlich möglich —“ sagte Graf Eikstein, mit einer wunderlichen Beklemmung kämpfend — „Ihnen, lieber Alexander, ein Geheimnis mitzuteilen — das Sie — und mich betrifft — das uns auf das engste verbindet.“

Nach diesen Worten ließ sich der Graf, von einem plötzlichen Beben ergriffen, in seinen Schreibstuhl fallen und winkte seinem Gegenüber, auf dem hochlehnigen Stuhle, der daneben stand, Platz zu nehmen.

„Ich will Ihnen die Geschichte meiner Jugend erzählen, Alexander, damit Sie alles begreifen,“ hob der Graf tief aufatmend wieder an. „Alles das, was Sie wissen müssen, um die Verhältnisse richtig zu würdigen.“

Alexander verneigte sich gespannt; er würde gelogen haben, wenn er gesagt hätte, daß er erstaunt sei oder des Herrn Vertrauen nicht begreife. Er war lange überzeugt, daß er eine Berechtigung besitze, aus des Grafen Munde Aufklärungen zu erhalten. Dieser, viel zu erregt und mit den für sein Leben entscheidenden Ereignissen beschäftigt, an die er endlich einmal rühren mußte, fuhr nach kurzer Pause, ohne Alexander augenblicklich zu beachten, fort:

„Ich bin der einzige Sohn meiner Eltern, aber Liebe, nach der ich mich von Jugend auf sehnte, haben sie mir doch nicht bewiesen. Sie wurden beide von einem lebhaften und berechtigten Standesbewußtsein erfüllt und sahen in mir den Stammhalter, der mit der Überzeugung, eine Ausnahmestellung im Leben einzunehmen, erfüllt werden mußte. Ohne nahen Verkehr mit anderen jungen Leuten, bin ich durch Hauslehrer erzogen worden. Wir reisten viel, wodurch ich früh mancherlei vom Leben sah, aber immer von einem kühlen, fernen Standpunkte aus und ohne eigentlich den Dingen näher zu treten. Mit zweiundzwanzig Jahren diente ich in einem vornehmen Regimente in Berlin, ich machte mit, was andere thaten, was standesgemäß war, ohne mich vollauf zu interessieren; ich hielt mich selbst schon für übersättigt, obwohl ich aus scheuer, vornehmer Zurückhaltung kaum zum Genießen gekommen war.“

Der Graf machte eine Pause, rückte wie beängstigt hin und her, es wurde ihm schwer, eines Teiles seines Lebens zu erwähnen, worüber er nie gesprochen hatte, und mit erregtem, hastigem Ton fuhr er fort:

„Sie hieß Alexandrine Nolte, die Einzige, die meinem Leben Wärme und Inhalt gab. Ich lernte sie im Theater kennen, das sie mit einer Schauspielerin besuchte, die bei ihrer Mutter wohnte. Die Kanzleirätin Nolte war Witwe in beschränkten Verhältnissen, sie vermietete ein paar Zimmer, die jetzt Hilda Schrader, die Heroine eines untergeordneten Theaters, inne hatte. Alexandrine war ein schönes, ernstes Mädchen in meinem Alter, sie unterrichtete in einer Schule und erleichterte es mir nicht, mich ihr zu nahen. Nachdem ich sie jenes eine Mal mit Hilda im Theater gesehen und gesprochen hatte, konnte ich nichts anderes denken als sie. Mein Dienstjahr war abgelaufen, ich hatte die Beziehungen angeknüpft, die meine Eltern mir vorgeschrieben, und sie waren einverstanden, daß ich nun noch so lange in Berlin und in den hervorragenden geselligen Kreisen blieb, wie es mir dort gefiel. Ich wollte Alexandrinens halber bableiben und pflegte nur zum Schein und wenn ich doch nicht bei ihr sein konnte, andern Verkehr. Hilda empfing mich gern, meine Geschenke waren ihr willkommen, und sie vergab mir auch, daß sie mir kein Interesse einflößte. Sie war verblüht und mit dem Kunstgärtner unten im Hause verlobt. Sie half mir die Geliebte zu sehen und redete mir bei ihr das Wort.

Nach längerem Mühen gelang es mir, mich gegen Alexandrine auszusprechen, und Zeichen ihrer Gegenliebe zu erringen. Ich war unbeschreiblich glücklich. Zum ersten Male im Leben lernte ich einen schlichten, herzlichen Verkehr kennen und genoß die Liebe eines edlen weiblichen Wesens. Aber mit welcher Zurückhaltung begegnete sie mir! Ich dachte, ihr, der Holden und Reinen, gegenüber, nur an eine völlig rechtmäßige Verbindung, sie sollte meine Gemahlin werden, mochte auch eine Welt sich mir widersetzen.“

Schon wollte ich nach Wolfsfelden zu meinen Eltern abreisen, um den Kampf aufzunehmen. — Ich wußte, daß er unabwendbar sei — sie würden alles aufbieten, meine nicht standesgemäße Vermählung zu hindern. Da erkrankte die Kanzleirätin schwer; unter diesen Umständen mochte ich Alexandrine nicht verlassen. Auch mein Vater war leidend und die Eltern reisten ins Bad: Ich blieb also in Berlin. Die Mutter meiner Braut starb und die Geliebte war starr und gebrochen vor Schmerz. Mein Vater kam kränker aus Karlsbad zurück, ich reiste auf kurze Zeit hin, sah aber ein, daß ich ihm augenblicklich keine Aufregung bereiten dürfe.

Wieder in Berlin und bei meiner Alexia, erfaßte mich ein unendliches Verlangen, sie mein zu nennen und der Verwaisten eine Heimat zu bieten. Vielleicht dachte ich auch, daß eine vollendete Thatsache am besten alle Bedenken besiegen werde. Alexandrine fügte sich meinen heißen Bitten, ohne Zustimmung meines kränklichen Vaters mein Weib zu werden. Wir waren beide majorenn. Standesamtliche Vermählung gab es noch nicht. Wir ließen uns in einer Kirche im Nordosten Berlins, wohin sicher niemand von meiner Bekanntschaft kam, aufbieten und trauen.“

Digitized by Google

„Trauen!“ wiederholte Alexander, wie von einem elektrischen Schlage berührt, halblaut: „Trauen?“ — Welch eine Flut von Möglichkeiten und Hoffnungen quoll in seinem Herzen empor! Durfte er aufatmen? Stand er mit Recht, mit der Einwilligung des Gesetzes in der Welt? War ein Platz für ihn da? Es ward ihm feierlich und erwartungsvoll zu Mut, und er wandte seine volle Aufmerksamkeit den Worten des Grafen zu.

Der Erzähler, die Bewegung seines Hörers nicht beachtend, fuhr fort: „Ich hatte meiner Geliebten ein wohnliches Nest einrichten lassen, in das wir still, selig einzogen. Unser einziger Kummer aber auch wieder eine Wonne war's, daß Heimlichkeit unser Glück vor der Welt verschleierte. Meine Garçonwohnung mußte ich zum Schein beibehalten, aber ich war fast immer bei meinem Weibe. So lebten wir ein Jahr, ein glückliches Jahr, halb verborgen in der großen Stadt. Ich reiste ein paarmal nach Wolfsfelden, sah aber, daß es unmöglich sei, dem übermäßig reizbaren Kranken mein Geheimnis mitzuteilen. So warteten wir auf das, was die Zeit bringen werde. Hilda Schrader war mit ihrem Gärtner vermählt, sie stand Alexandrinen, wenn ich fort war, treu zur Seite. Die Entscheidung sollte bald und in schrecklicher Weise eintreten. —

Mein geliebtes Weib schenkte mir ein Kind und starb am Tage nach der Geburt des kleinen Wesens. Ich lag fassungslos am Totenbette auf den Knieen, als mir eine Depesche aus Wolfsfelden gebracht wurde, die eine schwere Erkrankung meines Vaters meldete und mich zu ihm rief. Ich antwortete: ‚Bin selbst krank, komme, sobald ich kann.‘

Hilda Tonnemacher half mir mit freundlichem und praktischem Sinn in dieser fürchterlichen Zeit. Sie und ihr gutmütiger Mann übernahmen alle notwendigen Besorgungen, zu denen ich selbst augenblicklich unfähig war. Als ich nach einer zweiten, dringenderen Depesche meiner Mutter mich zur Abreise aufraffte, fragte die Tonnemacher, was mit dem Kinde geschehen solle. Ich hatte in meinem wilden Schmerz kein Auge gehabt für das wimmernde Etwas, dessen Dasein meiner heißgeliebten Alexandrine das Leben gekostet. ‚Behalten Sie es,‘ warf ich hin, ‚nehmen Sie es, sorgen Sie dafür — es soll Ihr Schaden nicht sein.‘ Ich schenkte den Tonnemachers die ganze Einrichtung und gab ihnen an Geld, was ich nicht zur Reise gebrauchte. Das Kind anzusehen, konnte ich mich nicht entschließen.

Zu Hause fand ich die größte Aufregung, mein Vater lag an einem Gallenfieber darnieder und rang mit dem Tode, meine strenge Mutter glich einem Bilde von Stein, meine Stimmung paßte ganz und gar in die Lage, denn ich trug schwer an meinem Verlust, das ganze Leben erschien mir farblos und gleichgültig. Nach langem Ringen genas mein Vater, er lebte noch zehn Jahre weiter, aber als ein gebrochener Mann, dessen Dasein an einem Haare hing. Jede Aufregung führte gefährliche Zustände herbei und wie leicht ward er erregt! Meine Mutter bewährte sich, trotz ihrer kühlen Strenge, als treue Pflegerin; mit ängstlicher Sorgfalt hielt sie dem Kranken jeden Verdruß und jede Gemütsbewegung fern. Eine verwaiste Nichte meiner Mutter, die bald den Eltern lieb wurde, kam um jene Zeit ins Haus: Selma von Brandenstein, die ich anfänglich wenig beachtete. Die Eltern wiesen mich aber so entschieden auf sie hin, daß ich wohl Stellung zu der Frage meiner Verbindung mit ihr nehmen mußte. Ich wußte, daß ich nie eine zweite Alexandrine finden werde und mußte zugeben, daß meine Vermählung erwünscht und nur eine Frage der Zeit sei.

Es wäre Pflicht gewesen, wie ich später eingesehen habe, meine erste Heirat und meines Kindes Dasein einzugestehen. Die Sorge, des Kranken Zustand zu verschlimmern, Anlaß zu furchtbaren Scenen zu geben und meine gleichgültige Stumpfheit hinderten mich an diesem Bekenntnis. Es hatte ja nie Offenheit zwischen mir und den Meinen geherrscht. Mein Kind, das auf den Namen seiner richtigen Eltern getauft war, glaubte ich bei Tonnemachers gut aufgehoben. Sie hatten ihren Ältesten verloren und schoben das Adoptivkind dafür ein. Bald verließen sie den Stadtteil, um im Westen Berlins ein elegantes Café zu pachten.“

Der Graf hatte während seines raschen Berichtens sein Gegenüber wenig beachtet; es drängt ihn, mit dem Thatsächlichen fertig zu werden und über seine feige Versäumnis hinwegzukommen, die ihn, während er davon sprach, mehr und mehr beschämte. So sah er nicht, daß Alexanders Züge immer bleicher und starrer wurden, daß seine Hände, die den Hut hielten, sich krampfhaft ballten und den Filz zusammendrückten. Er sah nicht den harten Blick des dunklen Auges, dessen Licht erloschen schien, und nicht die fest aufeinandergepreßten Lippen. Nur mit seiner eigenen Lage beschäftigt, sprach Graf Eikstein weiter:

„Tonnemachers konnten sich trotz meiner Hilfe nicht halten. Ich erbte in jener Zeit von einem Vetter und Paten das Gut Burgheim und den Garten an der Burgheimer Chaussee, diesen übergab ich zu pachtfreier Benutzung den guten Leuten. Sie erhielten außerdem Zuschüsse für die Erziehung meines Kindes.“ Ein tiefer Seufzer und eine kurze Pause unterbrach die Erzählung. Hastiger fuhr der Graf fort: „Ich hatte mich mit Selma Brandenstein vermählt, sie war freundlich und zärtlich, bis schwere Körperleiden ihr Wesen veränderten. Rasch nacheinander schenkte sie mir zwei Söhne. Man nannte Hugo, als den Ältesten, den Erbgrafen, und ich ließ es geschehen, immer mit der Absicht, sobald es möglich sein werde, den fernen, unbekannten Sohn in seine Rechte einzusetzen. Zu meiner Beruhigung deponierte ich beim Notar und auch hier in meinem Schreibtische ein Dokument, das im Falle meines plötzlichen Todes die Wahrheit an das Licht bringen sollte. Als mein Vater starb, wollte ich meine hinfällige Mutter nicht kränken; ich redete mir ein, daß es heilsam für mein Kind sein möge, in bescheidenen Verhältnissen aufzuwachsen, — ja, ich gestehe es — ich dachte wenig an den fernen Knaben, den ich nie gesehen hatte und über den nur spärliche, unklare Kunde einging. Ich wehrte den Gedanken an ihn

Digitized by Google

ab. Er, dessen Eintritt ins Leben den Tod Alexandrinens, das Ende meines Glücks herbeigeführt hatte, flößte mir aus der Ferne keine Liebe ein. Bald lagen die Verhältnisse auch so, daß ich mir sagen mußte, ich werde meinem armen, zarten Weibe das leidensvolle Dasein noch mehr erschweren, werde sie vielleicht tödlich verletzen, wenn ich ihr gestehe, ‚Dein heißgeliebter Hugo ist nicht der Erbgraf.' Es schien mir dann auch unwichtig, ob das einmal bestehende Verhältnis noch einige Jahre länger dauere.

Jetzt endlich, Alexander, seit ich wußte, daß meine Gemahlin lebend nicht hierher zurückkehren werde, habe ich es wagen können, Dich in meine Nähe zu ziehen. Jetzt kann ich Deine Rechte herstellen — kann wieder gut machen —"

Alexander hatte sich steif und scheinbar kalt erhoben, er stand da mit zusammengezogenen Brauen und vermochte nur mühsam die Lippen zu bewegen.

„Gut machen, Herr Graf?" stieß er rauh hervor. „Gut machen? Eine elende, lieberleere Kindheit? Können Sie mich noch einmal neu anfangen lassen? Sie haben mich verurteilt, in einer vernachlässigten Häuslichkeit aufzuwachsen. Ich habe alle Vorteile einer guten Jugenderziehung entbehrt. Über die Achsel angesehen, mir selbst ein Rätsel, habe ich gelebt. Das niederdrückende Gefühl des Fremd- und Unberechtigtseins ist mit mir groß geworden. Mein Selbstgefühl, mein frischer Mannesmut sind geknickt. Die Achtung für meine vermeintlichen Eltern ist mir erschüttert. Einsam und ohne Ideale stehe ich da. Ich habe meine Jugendgeliebte verloren, Mißmut und Schwermut sind mir über dem Kopf zusammengeschlagen, und Sie erkühnen sich, leichthin zu sagen: Sie wollen das, was an mir gesündigt ist, wieder gut machen?"

„Alexander — ich ahnte ja nicht — ich hielt Dich für wohl aufgehoben!"

„Und weshalb dies alles, diese Strafe, diese Verbannung, die meine freie Entwickelung hemmte, die mich in Fesseln schlug? Immer nur aus Rücksicht für andere, nichts für mich! Ich bin doch unschuldig daran, daß mir die Mutter starb? Aber ich will es Ihnen sagen, Herr Graf, was Sie eigentlich hinderte, mich anzuerkennen, es war, weil auch Ihnen die geliebte Alexandrine, als sie tot und die Leidenschaft verflogen war, nicht gut genug erschien, weil ihrem ehrlichen Namen jene drei Buchstaben fehlten, die allein einem Menschen in Ihren Augen Bedeutung geben. Und dieser elenden Kleinigkeit, dieses Nichts halber, haben Sie nicht den Mut gefunden, sich zu Ihrer ersten Ehe zu bekennen, haben sie meine arme Mutter mit einem befleckten Namen zur Grube fahren lassen, haben Sie Ihr Kind verstoßen und wagen es jetzt, mir das Almosen Ihrer zu späten Anerkennung hinzuwerfen!" Der Tiefgekränkte zitterte am ganzen Körper, indem er so sprach.

Der Graf fuhr auf. Jetzt standen sich Vater und Sohn gegenüber und maßen sich mit den gleichen flammenden Augen.

„Du wagst es, abzuurteilen über Verhältnisse, die Du nicht verstehst," rief der Ältere heftig. „Du nennst die Vorrechte der Geburt Kleinigkeiten und das ‚Von' ein Nichts. Was ist eine Kleinigkeit? Wer vermag das zu entscheiden? Ein Blick, ein Wort, eine Handlung kann als ein Nichts vergehen oder unberechenbare Folgen nach sich ziehen. Sind der Vogel, der die Lavine lockert, der Funken, der die Stadt in Brand steckt, der Tropfen, der zuerst durch den Damm sickert, Land und Leute durch Überschwemmung vernichtend, sind sie ein Etwas oder ein Nichts? Auch Daunen wiegen! Du verwirfst Anschauungen und Meinungen, die Tausende teilen. Du verhöhnst jene drei Buchstaben, die Liebe und Ehrfurcht einflößen, die das Erbe edler, ausgezeichneter Ahnen sind. Wie darf einer wagen, sich über alle dieses Weltbewegende hinwegzusetzen? Kann man Überlieferungen auslöschen? Ehre und Unehre gleich machen? Wie kann man aufhören als ein Mensch unter Menschen zu fühlen?"

„Die vornehmste menschliche Empfindung sollte die des Vaters für sein Kind sein."

„Seit ich Dich kenne, ist mein Gefühl für Dich erwacht und ich stehe Dir jetzt mit der Absicht gegenüber, Dich in Deine Rechte einzusetzen."

„Zu spät, Herr Graf," sagte der Sohn mit bitterem Ton und Achselzucken. „Ich danke für die mir, zur Beruhigung Ihres Gewissens, zugedachten Wohlthaten. Ich passe nicht in die Verhältnisse, die Sie mir anbieten. Sie irren, wenn Sie denken, ein Sohn der Unebenbürtigen muß freudig zugreifen, wo ihm etwas so Lockendes gezeigt wird."

„Du wirst Dich bald in die Lebenslage hineinfinden, die Dir zukommt."

„Ich werde immer außen stehen, als Eindringling betrachtet von denen, die an Gesinnung und Bildung nicht vornehmer sind als ich."

„Habe doch den Mut, Dich ihnen gleich zu stellen!"

„Auch meine Brüder haben Sie betrogen!"

Der Graf runzelte zornig die Stirn: „Alexander, besinne Dich!"

„Ich bin einmal als Gärtnerjunge aufgewachsen. Wie sollte ich mich plötzlich in die Rolle eines Standesherrn, mit allen Vorurteilen, die Sie dafür in Anspruch nehmen, hineinfinden?"

„Thörichter Knabe, Dein Eigensinn treibt Dich zu weit."

„Ich werfe Ihnen Ihre Herrlichkeiten vor die Füße. Ich will das bleiben, wozu Sie mich verurteilt haben, der Verwalter Tonnemacher, und als solcher kündige ich Ihnen, Herr Graf, den Dienst."

Der Graf trat verletzt zurück, eisig sagte er:

„Wohlan, zu Ostern mögen Sie das Gut verlassen, eher nicht. Sie werden nicht kontraktbrüchig sein, Ihre übernommene Pflicht nicht mit Füßen treten wollen."

„Der Herr Graf sind im Rechte und ich füge mich." Alexander hob den Hut auf, der seinen zitternden Händen entfallen war, verneigte sich förmlich und verließ rasch das Zimmer.

Graf Eikstein blieb von peinlichen Empfindungen erfüllt zurück. Unruhig schritt er auf und nieder. Er konnte Alexander nicht ganz unrecht geben. Mehr als einmal hätte er den trotzigen Gesellen in seine

Digitized by Google

Arme ziehen mögen und seine Kindesliebe erbitten. Ja, er hatte unväterlich an ihm gehandelt, er fühlte es jetzt mit schmerzlichem Bedauern, doch er hatte es bekannt und erklärt, wieder gut machen zu wollen, mehr konnte er nicht thun. Wie schroff war er abgewiesen worden! Jetzt konnte er nur hoffen, daß die Zeit den Spröden mildern und zur Besinnung bringen werde. Von einem wirklichen und thatsächlichen Aufgeben seiner Rechte, seines Namens konnte ja doch keine Rede sein. Gut, daß Alexander noch bis zum Frühling an Wolfsfelde gebunden war — bis dahin würde er sich schon besinnen.

Fassungslos vor Zorn und Erregung langte Alexander auf seinem Zimmer an.

Das also war's — das! Er, der Berechtigte in diese elende Lage hinabgedrückt, vergessen, verabsäumt, und nun meinte der Graf, dem er vorher sein Herz gegeben, ihn mit einem gnädigen Machtwort wieder aufrichten und zu einem neuen Menschen umschaffen zu können!

Ja, er konnte sich aufrichten, konnte die Augen aufschlagen und frei um sich sehen, er fand sich wie neugeboren und in einer anderen Welt. Das Recht seines Daseins und die Lösung von der Tonnemacherschen Sippe erleichterte ihn unsagbar. Tief fühlte er's, wie er unter dem Mißklang in seinem Leben gelitten hatte. Aber nach außen konnte er sich um so weniger demütigen, je mehr er sich innerlich gehoben fand. Es war ihm ein heißes Bedürfnis, eine Lust, zu verschmähen, wo er so gleichgültig verschmäht worden war.

So lange er sich für nicht legitim gehalten hatte, war er dankbar gewesen für jedes gute Wort. Jetzt, da er sich bitterlich in seinem Rechte gekränkt sah, fühlte er sich verwandelt. Sein ganzes Empfinden wehrte sich gegen das, was man ihm angethan hatte und er mochte an kein freundliches Zusammengehen denken. Stolz wollte er sich auf sich selbst stellen, wollte still seine Pflicht thun und dann, wenn seine Zeit kam, wenn er ausgedient hatte, den Staub von seinen Füßen schütteln und weiter ziehen. O welch ein Tag des Triumphes das für sein zertretenes Herz sein würde? Mochte jener Mann, der sich so schwer an ihm versündigt hatte, zusehen, wie er in seinem Gewissen Frieden fand. Erleichtern konnte er ihm nichts.

Zunächst schrieb Alexander einen Brief an den Agenten in Berlin und trug ihm die Besorgung einer anderen Stelle zu Ostern auf, ein genügendes Zeugnis werde er aufweisen können. In den folgenden Wochen hielt er sich allen Beziehungen zum Schlosse, allen Begegnungen mit seinen Bewohnern so fern wie möglich.

Graf Eikstein ließ auch keinerlei Einladung ergehen, er schonte den Verletzten. Mochte er ausbrausen, die Zeit würde manches ins Gleiche ziehen. Jetzt blieb nichts übrig als abzuwarten.

Noch ein anderes Herz, ohne Ahnung des Konfliktes, der sich in seiner Nähe abspielte, rang in schweren Kämpfen mit sich. Stephanie konnte es kaum ertragen, dem Heißgeliebten so nahe und doch von ihm wie durch Welten getrennt zu sein. Wie geschickt er ihr auszuweichen verstand, und wie finster er aussah, wenn sie ihn von fern erblickte. Sie erfuhr, daß er zu Ostern gekündigt habe. War das ihretwegen geschehen. Kämpfte er mit sich und seiner Liebe um sie? Mitleid und heiße Leidenschaft erfüllten sie ganz; sie ertrug es nicht, auf immer von ihm getrennt zu sein, nein, das, das war unmöglich.

Onkel Wolf schien noch völlig in seine Trauer versenkt und hatte es abgelehnt, die Verwalter ins Schloß einzuladen. Er spielte jetzt noch nicht einmal wieder nach dem Abendessen mit seiner Schwester, sondern zog sich gleich in sein Zimmer zurück. Die Mutter klagte über diese Vernachlässigung und den langweiligen Aufenthalt: „Da ich ja doch meinem Bruder nichts sein kann, wäre es wohl an der Zeit, daß wir endlich nach Berlin heimkehrten."

Stephanie wollte nichts von dem Vorschlage hören, man sei es dem Onkel schuldig, noch hier zu bleiben und seine Trauer zu teilen, es sei ja nur natürlich, wenn er sich zurückziehe.

„Möchtest Du nicht mal den alten biederen Rabe zum Partner für Dein Partiechen haben, Mama?" fragte die Tochter nach langem Sinnen über ihre Lage eines Tages.

Die Baronin sah ihr Kind mißtrauisch an, gepreßt sagte sie: „Wenn Du denkst, daß ich auch Tonnemacher einladen soll, so erkläre ich Dir, daß ich es unter keiner Bedingung thun werde."

„Fällt mir nicht ein!" stieß Stephanie errötend hervor. „Mag er gern fortbleiben."

„Wenn das feststeht, habe ich nichts gegen Deinen Vorschlag einzuwenden."

Am anderen Morgen traf Stephanie den Oberverwalter auf dem Hofe. „Alter guter Rabenvogel," sagte sie mit etwas gezwungen heiterem Ton, „wie weit sind Sie im Kartendreschen gebildet, spielen Sie Whist?"

„Zu dienen, Baroneß, recht gern."

„Hören Sie doch mal hin, ob das Blümchen sich auch darauf versteht? Mama vergeht nämlich vor Langerweile und wenn sie abends ein Spielchen machen könnte, wäre ihr geholfen."

„Und Tonnemacher?"

„Ach, den lassen Sie nur, der geht ja so griesgrämlich umher, daß man bange vor ihm wird."

„Baroneß haben recht, seitdem er gekündigt hat, ist der arme Mensch so finster und zerstreut, daß selbst ich ihm lieber aus dem Wege gehe. Und keiner weiß, was ihm in die Krone gefahren ist und weshalb er fort will."

Adalbert Blume erklärte, er spiele vortrefflich Whist; ein junger Mann aus guten Verhältnissen müsse in allen geselligen Künsten gebildet sein.

Als die beiden Verwalter Rabe und Blume im Sonntagsrock beim Abendbrot erschienen und befriedigt erklärten, sie seien zu einer Partie Whist mit der Frau Baronin ins Schloß geladen, gedachte Alexander jener dunklen Stunde, in der er heimlich zu Stephanie geschlichen war, und bei dieser Erinnerung erfüllten neue zornige Empfindungen sein Herz.

Es war ein stürmischer, dunkler Abend. Der Schnee fiel in feinen eisigen Flocken herunter.

Digitized by Google

Alexanders Lampe verlosch vom Luftzuge, als er in sein Schlafzimmer trat, in dem das Fenster noch offen stand, er sah das Licht im Schlosse, das Flockengewirbel und meinte, es sei ihm angenehm, daß er nicht mit gebeten worden sei, wohin er bei der auf ihm lastenden Mißempfindung doch nicht hätte gehen können.

Als er dann mit Buch und frisch entzündeter Lampe in seinem Zimmer am Tische saß, überfiel ihn plötzlich — o Zwiespalt der Gefühle — das Bewußtsein einer neuen Verletzung. Der Graf hatte vermutlich mit seiner Schwester über ihn gesprochen und natürlich wollte sie nichts von ihm wissen. Die hochmütigen Herrschaften mochten froh sein, daß er gutwillig verzichtete. Er stützte den Kopf auf die Hand und verlor sich in düstere Gedankengänge.

Ein leichtes Geräusch ließ ihn aufblicken, seine Thür wurde sacht geöffnet und eine unbekannte, ihm seltsam dünkende Gestalt erschien auf der Schwelle. Ein weiter Havelock, in dessen Falten Schnee lag, mit heraufgeschlagenem Kragen umhüllte die Erscheinung, eine Jagdmütze war tief in die Stirn gerückt, nur wenig von einem schmalen, blassen Gesichte sieht zwischen Kragen und Schirm hervor.

„Stephanie!“ ruft Alexander und fährt vom Sitze empor. „Um Gotteswillen, wie können Sie dies wagen?“

Ihrer Glieder nicht mehr mächtig sinkt die Besucherin auf den nächsten Stuhl, sie schleudert ihre Mütze vom Kopfe, der Mantel fällt zurück und die schlanke Gestalt der jungen Baroneß im knappen Trauerkleide liegt wie ohnmächtig von der überwältigenden Erregung dieses gefährlichen Ganges da. Er sieht ihre Schwäche, ihr Thun ergreift ihn, allein die Sorge, wie er sie gegen die Folgen ihres unbesonnenen Schrittes schützen kann, ist vorläufig seine lebhafteste Empfindung.

Sie erholt sich rasch und springt mit der ihr eigenen Entschiedenheit empor. „Ich habe meinen Entschluß gefaßt, Alexander,“ sagt sie mit fliegendem Atem, „ich kann und will Dich nicht aufgeben, ich will glücklich sein, laß mich Frau Tonnemacher werden, dann ist alles gut!“ Mit leuchtenden Augen und ausgestreckten Händen eilt sie auf ihn zu.

Er tritt einen Schritt zurück; wie ein Blitz fährt der Gedanke durch sein Hirn: der Graf hat gesprochen, sie weiß, daß ich Erbherr von Wolfsfelden bin, jetzt erscheine ich ihr gut genug, wie sie früher Hugo wollte, so will sie jetzt mich, und voller Hohn sagt er:

„Diese Gnade verdanke ich wohl dem Herrn Grafen? Sie wissen, daß ich sein ältester, ehelich geborener Sohn bin. Sie denken mich mit Ihrer Liebe zu kirren, daß ich einlenke und dankbar meines vergeßlichen Herrn Vaters Hand küsse, daß ich Sie, wonach Sie streben, zur Gräfin Eikstein erhebe. Deshalb diese plötzliche Anwandlung von demütiger Hingabe, an die ich nicht mehr zu glauben vermag.“

„Alexander, was redest Du da?“ sie steht ihm, bebend, das ganze Gesicht ein ungläubiges Staunen, gegenüber.

„Sie kennen ja die Geschichte, Baroneß, weshalb die Komödie? Der Beweis, daß Sie alles wissen, liegt in Ihrem Hierherkommen. Aber sei's, ich thue Ihnen den Gefallen und wiederhole Ihnen, daß ich der Sohn des Grafen aus seiner heimlichen, ersten, legitimen Ehe mit Alexandrine Nolte in Berlin bin. Vergessen und vernachlässigt, weil meiner armen Mutter eine hohe Geburt abging, habe ich bis jetzt gelebt. Endlich bin ich aus dem Winkel geholt, vermutlich nur, damit des Herrn Grafen Gewissen sich beruhige, das sich wohl beim Leiden und Sterben seiner zweiten Gemahlin geregt haben mag.“

„Wäre es möglich, welch unsägliches Glück!“ helle Röte der Freude überflutet Stephanies blasses Gesicht, sie drückt beide Hände auf die Brust und sieht ihn erwartungsvoll an.

Er fährt, fast ohne sich zu unterbrechen, fort: „Und jetzt — sollte ich — sollte ich endlich in meine Rechte eingesetzt werden —“

„Und warum noch immer —“

„Verkleidet als der abscheuliche Tonnemacher? O, Baroneß, leugnen Sie nicht mehr, Sie wurden abgesandt, den eigensinnigen Sohn aus seinem Schmollwinkel zu holen! Sie haben es geschickt angefangen. Manch anderer wäre Ihnen gern ins Netz gegangen, froh, unbefangen den Spalt zwischen Verwalterhaus und Schloß zu überbrücken. Ich vermag's nicht. Sie würden es auch kaum verlangen, Baroneß, wenn Sie wüßten, wie ich lebenslang gelitten habe und wie ich noch heute unter allem, was mir angethan ist, leide. Ich bedauere, daß ich Ihren Wunsch, Gräfin Eikstein zu werden, nicht erfüllen kann. Sie müssen sich wieder dem armen, schwachbrüstigen Hugo zuwenden, der steht Ihnen ja alle Tage zu Diensten und den Trost können Sie mitnehmen, daß ich seine und Ihre Grafenherrlichkeit nie antasten werde.“

„Alexander!“ geschüttelt von widerstreitenden Empfindungen steht sie ihm gegenüber. Sie hat jetzt begriffen, wie die Dinge liegen und sie glaubt alles, nicht allein weil die Bitternis einer schmerzenden Wahrheit aus ihm spricht, sondern weil ihr Herz es ihr immer gesagt hat, daß er ihr nahe steht. Und sieht nicht ihr teurer Onkel Wolf in seinem jetzigen Leide, dessen ganze Tiefe sie nun begreift, ebenso aus wie Alexander. Zeigen sich nicht in jenem Antlitz genau dieselben Züge des Kummers und Verdrusses wie in diesem schönen, jungen Gesichte? Ja, er ist Graf Eikstein, die Natur hat nie deutlicher gesprochen!

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Erinnerung.

Von **Hanna Ehlen.**

1.

Jetzt, in den stillen grauen Wintertagen,
Schau ich Dein Bild mit heißem Flehen an,
Kannst Du mir denn kein einzig Wörtlein sagen,
Das mich in meiner Öde trösten kann?

Schier endlos spinnen sich des Tages Stunden,
Und endlos auch die bange Winternacht,
In keinem Traum noch hab' ich Dich gefunden,
Wenngleich ich nichts, als Dich allein gedacht.

Nicht Gruß noch Kunde in den dunklen Tagen,
Selbst über meinen Träumen dumpfer Bann,
Ach! kannst Du mir kein einzig Wörtlein sagen,
Das mich in meinem Leide trösten kann?

2.

Ich sah die Sonnenlichter spielen,
Auf Deinem Bilde, lieb und hold,
Da war's, als lebten Deine Züge,
Und lächelten im Sonnengold.

Es blitzte auf in Deinen Augen
Ein lebenswarmer, heller Strahl,
Und tauchte in die meinen nieder,
Als grüßtest Du mich tausendmal.

Dann regtest leise Du die Lippen,
Nicht eitel Täuschung war's fürwahr --
Ich hörte es in Schmerz und Wonne:
„Traut Liebchen" sprachst Du süß und klar.

Mein Lieb'! mein Lieb'! ich rief es jauchzend,
In Sehnsucht rief ich's laut und wild,
Da huscht' ein Schatten und wischt' trübe
Den Lebensglanz von Deinem Bild.

Moderne Foltern.

Plauderei von **Agnes Harder.**

Mit einem Seufzer legte ich das Buch aus der Hand. In der letzten Stunde war ich auf jenem ganz schmalen Pfade gegangen, von dem ein leichter Fehltritt sofort hinabschleudert in das Meer des Wahnsinns mit seinen gierig leckenden Wogen. Der Autor aber, an dessen Hand ich ein so gefährliches Gebiet betreten hatte, war Edgar Allan Poe, die eben gelesene Skizze jene schreckliche Folterscene: Die Wassergrube und das Pendel.

Die grausenvoll erregten Nerven konnten sich nicht sofort beruhigen, die Aufregung zitterte in ihnen nach, und die Inquisition mit ihren Schrecken sah mich an mit glasigen, grünen Augen. Es währte eine ganze Weile, ehe ich den Eindruck abschütteln konnte. Was mir schließlich dazu verhalf, war allein die Selbstherrlichkeit des modernen Menschen.

„Ja, das ist traurig," flüsterte mir der Zeitgeist zu, und in dem halb hypnotisierten Zustand, in den mich meine Lektüre versetzt hatte, sah ich, wie er sich selbstbewußt in die Brust warf, „aber das ist ja zum Glück alles vergangen. Wir sind frei, leiblich und geistig; wir sind gut und groß; Folterkammern, peinliche Frage und ähnliche dunkle Mittelalterlichkeiten gehören in die Schreckenskammern von Castans Panoptikum. Beruhige Dich und bedenke, daß Du in einem Jahrhundert lebst, das seinen verwöhnten Kindern den dreifachen Auszug der Aufklärung, des Humanismus und der allgemeinen Menschenrechte zu beliebigem Gebrauch auf den Toilettentisch stellt."

Ich atmete auf. Ohne mein Zuthun so in die vierte Dimension erhoben und des persönlichen Verkehrs mit einem exklusiven Geiste gewürdigt, kam auch ich mir plötzlich erhaben vor und sah die Zeit so grausamer Verirrungen in der Vogelperspektive zu meinen Füßen liegen. Konnte es jetzt nicht vorkommen, daß ein Verurteilter die Reise nach Plötzensee auf den Schultern einer dankbaren Menschenmenge antrat? Wurde den Todeskandidaten nicht jeder Wunsch erfüllt, ob er sich nun auf türkische Cigaretten oder Schinkenstullen bezog? Ja, es ist wahr, auch heute muß noch hin und wieder eine Hinrichtung stattfinden; aber bei dem herrschenden Lebensüberdruß und Hang zum Selbstmord kann man das schließlich kaum noch eine Strafe nennen. Wie unendlich vorsichtig ist man nicht in der Wahl der Mittel! Die Anwendung der Elektrizität, die sich in Amerika so glänzend bewährt hat, soll dem Betreffenden ja fast ein Vergnügen gewähren. Und überhaupt, wie lange denn noch? Die Phrenologie macht Riesenschritte! Der Rechtsanwalt wird in Zukunft seine Verteidigungen auf den Hinweis einer unbedeutenden Schädelerhöhung zu beschränken haben, und im schlimmsten Falle wird eine Irrenanstalt die armen Opfer psychischer Überzeugungen aufnehmen, deren nervöse Zufälle wir mit einem Rest von Barbarei noch Diebstahl, Mord, Raub, Brandstiftung oder Meineid nennen. Und bis zum Anbruch dieser idealen Zeit müssen wir uns eben mit gut gelüfteten, gut geheizten Zuchthäusern begnügen, in denen jeder „Gast" seine nahrhafte Kost, warme Kleidung und angenehme Beschäftigung bekommt, wo für körperliche Übung und geistige Anregung gesorgt ist, und ein Teil des sozialdemokratischen Zukunftsstaates heute schon verwirklicht ist: Jeder Arbeiter erhält den vollen Lohn seiner Arbeit, ist mithin imstande, ein kleines Vermögen zu sparen und im Fall eines plötzlichen Ablebens durch Strang oder Beil die Zukunft der Seinen sorgenfrei zu gestalten.

Ja, ich war zufrieden. Der Zeitgeist hatte mein Selbst wieder auf das ihm gebührende Piedestal gestellt, und ein jeder weiß, wie angenehm das Gefühl des wahren Wertes wirkt.

Lächelnd sah ich dem schmalen Lichtstreifen nach, in dem der große Herr vor meinem geistigen Auge verzitterte, als ich fühlte, daß man mich am Kleide zog.

Ich sah mich um. Da stand ein kleines Kerlchen mit rotblondem Knebelbart, in dessen Gesicht der Ausdruck beständig wechselte und von einfacher Dummdreistigkeit bis

Digitized by Google

zur perfidesten Pfiffigkeit in allen Farben des Prismas leuchtete und schimmerte.

Himmel, noch ein Astralmensch! Aber auch Wunder können alltäglich werden, und so fragte ich schnell gefaßt nach dem Begehr des kleinen Gastes.

„Ist der Große fort?“

Er streckte den Zeigefinger sehr energisch nach der Richtung aus, in welcher der Zeitgeist verzittert war.

Ich nickte.

„Hat sich wieder einmal ordentlich weißgebrannt! Wird nächstens alles Glüh- und Bogenlicht verbrauchen, um sich selbst in die beste Beleuchtung zu rücken.“

„Du,“ sagte ich gedehnt, „der Zeitgeist ist ein anerkannt großer Geist, seine Worte sind Orakel, während Du — wer bist Du denn?“

Der Kleine stand stramm.

„Ein moderner Folterknecht.“

Ich zuckte zusammen.

„Dann gratuliere ich Dir zu Deinen faulen Tagen. Die Folter ist abgeschafft.“

Ein pfiffiges Lächeln legte sich auf das breite Gesicht.

„Sagt der Große das?“

„Es steht in jedem Konversationslexikon. In Deutschland durch Friedrich den Großen 1740, in Österreich durch Maria Theresia 1776, in Sachsen durch August —“

„Papperlapapp,“ unterbrach er mich. „Willst Du mitkommen und Dir solch eine moderne Folterkammer ansehen?“

Ich besann mich. Aber ich bin ein Weib, die Neugier siegte.

„Ich setze natürlich voraus, daß niemand —“

„Gefoltert wird. Beruhige Dich, ich bringe Dich nur in die Musterkammer, und es steht Dir vollständig frei, mich einfach für einen Reisenden in Marterinstrumenten anzusehen.“

Der höfliche Ton, die ganze elegante kleine Erscheinung beruhigten mich. Ich streckte ihm die Hand hin, auf die er einen ritterlichen Kuß drückte. Dann aber umschlossen sie die kleinen Finger mit eiserner Kraft und sofort fühlte ich mich widerstandslos in die Tiefe gezogen.

Plötzlich sah ich mich in einem kleinen behaglichen Raum, einem Mittelding zwischen Boudoir und Redaktionszimmer. Ein warmes, gedämpftes Licht erfüllte ihn, und er sah mit seinen Büchergestellen, Zeitungsmappen und verschiedenen Spiegeln durchaus nicht schreckenerregend aus.

Das Ganze erschien mir plötzlich wie ein guter Spaß und fröhlich lachend sagte ich:

„Erlaube, daß ich einen Deiner Spiegel benutze. Ich fürchte, die schnelle Abfahrt hat meiner Frisur geschadet.“

Damit trat ich vor einen großen Stehspiegel und machte die gewohnheitsmäßige Handbewegung nach dem Haarknoten. Aber erschrocken fuhr ich zurück — ich sah nichts.

Ängstlich blickte ich mich nach meinem Begleiter um. Der stand da und lachte.

„Bin ich unsichtbar geworden? Ein Geist, der seine Persönlichkeit nur noch durch Klopfen offenbaren kann?“ fragte ich ängstlich.

„So lange Du vor diesem Spiegel stehst, ja. Er wirft keinen Strahl zurück.“

„Ist das etwa eines Deiner modernen Folterwerkzeuge, das gegen die harmlose weibliche Eitelkeit gerichtet ist?“

„Du hast recht, diese Eitelkeit harmlos zu nennen; sie straft sich selbst und hat ihre eigenen Martern. Aber eine Folter stellt dieser Spiegel doch vor, das wird Dir klar werden, wenn Du Dich umdrehst und das Gegenstück siehst.“

Ich machte auf dem Absatz kehrt und sah nun in einen anderen Spiegel, der mir mein Bild riesenhaft vergrößert zurückstrahlte.

„Ja, aber — ich bin doch kein Gulliver, der von den Liliputanern zu den Riesen kommt?“

„Nein, sondern Du stehst vor zwei Spiegeln, die die öffentliche Meinung kennzeichnen. Du bist groß und hast gesunde Glieder — sie sieht es nicht, wenn Du ihr mit dem Vollgefühl Deiner Individualität entgegentrittst; Du wirfst ihr Deinen ganzen Seelenreichtum Strahl für Strahl in das gleißende Antlitz — keinen spiegelt sie wider; Du sprichst — keine Antwort; Du hassest, liebst, sprühst in einer Flammengarbe auf für das Gute, Große, Wahre, Ewige — der Spiegel bleibt glatt und blank, und ungesehen, ungeliebt, unbeweint kannst Du Dich und Deine Ideale begraben.“

Schaudernd wandte ich mich von der kalten Fläche ab.

„Und neben Dir steht jemand im Leben, zwergisch klein, verkümmert und zurückgeblieben, kurzsichtig, mit schwacher, fistelnder Stimme. Aber der Hohlspiegel der öffentlichen Meinung wirft sein Bild zurück, groß und stark, wie das eines Riesen. Das Schallrohr der Reklame trägt die schwache Stimme fort über Länder und Meere, daß sie zum Führer der Völker wird, und den schwachsichtigen Augen wird ein Vergrößerungsglas vorgehalten, daß es den mühsam erkletterten Maulwurfshügel im Ernst für den Gipfel des Dhawalagiri hält. Sind das nicht Foltern für den Totgeschwiegenen? Oder hältst Du es für grausamer, einfach zu blenden, die Zunge auszuschneiden und siedendes Blei in die Ohren zu gießen?“

Ich schwieg. Während er gesprochen hatte, waren vor meinem geistigen Auge Bilder aufgetaucht, die mich höhnisch anlachten aus dem gefälligen Glase der gleißnerischen Meinung. Es drängten sich mir einige Namen auf die Lippen; aber der Kleine winkte ab.

„Nichts sagen. Wir haben es hier nur mit Proben ohne Wert zu thun.“

Ich trat von den trügerischen Spiegeln fort und setzte mich vor einem eleganten Schreibtisch. Die Morgenausgabe einer Zeitung lag darauf. Erstaunt ergriff ich sie.

„Wie? Hier eine Zeitung? Und sogar das —“

Bedeutsam legte mein Führer seinen Finger auf die Lippen. Ich hielt das Wort zurück und entfaltete das Blatt.

„Aber wie wunderbar — das ist ja nur der Annoncenteil!“

„Genügt auch vollständig für meine Folterkammer, besonders von diesem Blatte. Bitte, lies diese Ankündigungen einmal mit Verstand durch und sage mir dann, was Du davon hältst.“

„Hm,“ meinte ich, „ich finde nichts Neues. Die alten Gesuche und Angebote, ein paar Heiratsofferten, unzählige Stunden auf allen möglichen und unmöglichen Instrumenten, in allen Sprachen, vom mecklenburgischen Platt bis zum Hindostanisch, der angebotene Verkauf fast sämtlicher bei uns gebräuchlichen Möbel und Kleidungsstücke, ein Dutzend kleiner Kinder, die unnatürliche Mütter zu verschenken wünschen, u. s. w.“

Er hatte sich auf den Aufsatz des Schreibtisches geschwungen und sah mich mit Augen an, in denen ein unheimliches Feuer loderte.

Digitized by Google

„Nichts Neues also für Dich. Im Gegenteil, alltägliche Dinge für das Kind des neunzehnten Jahrhunderts, in dem es keine offizielle Folter mehr giebt. Hast Du je mit den Hunderten in Wind und Wetter stundenlang vor der Ausgabe der umsonst verteilten Anzeigeblätter gestanden, um dann im Dauerlauf von Ost nach West, von Süd nach Nord zu jagen und überall die Antwort zu hören: Eben besetzt?! Kennst Du die Qualen des Mädchens, jung und glückshungrig wie Du selber, wenn es hinaufklettert in sein hochgelegenes, dürftiges Heim, und von Glück sagen kann, wenn es am Tage vielleicht vier Stunden zu fünfundzwanzig Pfennig gegeben hat? Der heruntergekommene Geigenspieler nebenan thut es ja noch billiger, denn er muß eine Familie ernähren!"

„Höre auf," rief ich entsetzt.

„Oder gehe in das Leihhaus und höre die Armen mit Fluchen und Thränen um die Verlängerung ihres Scheines betteln. Freilich, es ist vielleicht nur ein Kopfkissen oder ein schmaler Ring — weißt Du, ob es nicht das letzte Federbett war, oder ob sich an das geschmacklose Schmuckstück nicht die Erinnerung an den einzigen Sonntag im Schattendasein eines Elenden knüpft?"

Ich hatte flehend die Hände erhoben; aber mit unbarmherzigem Kopfschütteln fuhr er fort:

„Und verschenkte Kinder? Soll ich Dir, einem Weibe, sagen, welche Stufenleiter von Qualen dazu gehört, ehe eine Mutter sich freiwillig von ihrem Kinde trennt? Sieh nur zuweilen mit offenen Augen in den Annoncenteil der großen Tageszeitungen! Vielleicht wirst Du dann leichter begreifen, wie man heutzutage einer aufrechten Tugend einzeln die Glieder bricht, wie die Not die Knochen reckt, die Sorge das Blut unter den Nägeln hervorspritzen läßt, die Schande aufs Rad flicht."

Er schwieg erschöpft, und auch ich war still. In tiefen, wenig erquicklichen Gedanken griff ich nach einem Stoß japanesischer Schächtelchen, der neben mir stand, und fing an, eins aus dem anderen herauszuschälen. Schon war ich bei den kleinsten angelangt, als mein Begleiter mein Vorhaben merkte, seinen erhabenen Sitz mit einem Schrei verließ und mir die Schächtelchen entwand.

„Da hättest Du bald etwas Schönes angerichtet! Wie kann man nur in einer Folterkammer alles anrühren!"

Und eifrig schachtelte er die Dinger wieder zusammen, schwang sich auf eine Trittleiter, die an einem Bücherregal lehnte, und stellte die Schachtel möglichst hoch.

„Was ist es denn?" fragte ich neugierig.

„Das empfindlichste meiner Marterwerkzeuge."

„O, bitte, laß es mich sehen!"

„Es ist nicht zu sehen. Es ist unsichtbar und unendlich flüchtig, darum wird es so sorgsam verwahrt."

„Ach sage doch, Du folterst mich ja."

Der Ausdruck war mir wider meinen Willen entschlüpft. Vor dem strafenden Blick des Kleinen errötete ich.

„Sieh da, zum Spiel, zur Salonkomödie hat sich der verpönte Begriff also doch erhalten!"

„Es ist nicht recht, wenn Du mir ein so wichtiges Muster vorenthältst," sagte ich ablenkend, „was enthält denn die niedliche Büchse der Pandora?"

„Wie gesagt, etwas Unsichtbares, das Wort."

„Das Wort? Das Wort als schärfstes Folterwerkzeug des Jahrhunderts?"

Er nickte nur.

„Es wird bei uns freilich schrecklich viel geredet —"

„Ach, Du meinst die sogenannten unnützen Worte. Die gehören vor einen anderen Richterthron und nicht in meine Folterkammer. Ich habe es hier weder mit Kanzelrednern, noch mit den Herren vom grünen Tische zu thun. Jenes Wort meine ich, das sich wie ein vergifteter Pfeil mit feinen Widerhaken in eine arglose Seele hängt, bohrt und eitert, bis sein Gift ins Blut tritt, oder das leise schmeichelnd seinen Weg zu einem jungen Ohr findet und in seiner scheinbaren Harmlosigkeit durch die Zäune und Hecken von Sitte und Erziehung bricht. Es gleicht jenen mittelalterlichen Giften, die in einer süßen Frucht, in einem freundschaftlichen Händedruck übertragen wurden, und deren zerstörende Wirkung im voraus bis auf die Stunde berechnet wurde. Frage nach, wie unter einem bloßen Wort das Herz zucken kann, wie Worte gleich Geißelhieben herniedersausen — und dann leugne seine Macht!"

Ich sah zu der zierlichen japanischen Lackdose hin und seufzte. Sie stand jetzt auf einer Reihe elegant eingebundener Bücher, und da mich nichts so anzieht, wie in Reih und Glied aufmarschierende Kinder unseres Geistes, so verließ ich den Schreibtisch, an dem ich so trübe Erfahrungen gemacht hatte, und stellte mich vor das Bücherbrett.

„Lauter bekannte Namen," sagte ich befriedigt nickend.

Ein sardonisches Gelächter ließ mich meinen Fehlgriff erkennen.

„Ja, lauter bekannte Namen; wunderbar, daß Du sie hier findest, nicht?"

„Lest Ihr sie in Euren Freistunden?"

„Wir werden uns bestens bedanken."

„Aber warum stehen sie denn hier?"

„Weil sie gewissermaßen die Formen vorstellen, in die sich Euer Geist preßt, bis er seine schöne Gestalt, die ihm der Schöpfer gegeben hat, verliert und sich nach den spanischen Stiefeln, den Daumschrauben, der pommerschen Mütze Eurer Lieblingspoeten bildet! Seid Ihr denn Ihr selbst? Erbärmliche Kunstprodukte unreifer Dichterlinge, die ihre Hirngespinste und Gespenster durch Suggestion in Euch übertragen!"

Unendliche Verachtung lag in den Worten. Ich schwieg, denn der Name, der mir aus einer der vordersten Reihen von einem gepreßten Lederrücken entgegenleuchtete, war mir nur zu bekannt.

Der Kleine stellte sich auf einen Stapel der bekannten gelben Hefte der Kolportageromane, über die er weiter kein Wort verlor, griff nach einem Paket an der Wand hängender Theaterzettel und schleuderte mir eine Handvoll zu.

„Und da Eure Muse, der Ihr Baalstempel baut und Weihrauch opfert, und die doch nichts anderes ist, als die eiserne Jungfrau der alten Nürnberger Folterkammer, in deren Armen jedes Leben erstarb. Oder könnt Ihr noch deutsch bleiben, treu und opferwillig für die höchsten Leitbilder eines Volkes kämpfen, wenn Ihr begierig die Eiterbeulen fremder Nationen aussaugt? Lies die Titel der Stücke, die zum hundertsten Male in einer deutschen Hauptstadt vor vollen Häusern gegeben sind und schäme Dich. Es sind nur Jubiläumszettel, die hier liegen, lorbeerumkränzte Zeichen deutscher Vaterlandsliebe."

„Es giebt noch viele, die keine französischen Stücke besuchen," sagte ich mutig.

„Wirklich? Vielleicht, weil sie russische oder norwegische

Digitized by Google

noch pikanter finden? Eure moderne Kunst wird Euch noch den letzten gesunden Knochen entzweischlagen."

„Die Schauspielkunst ist doch nicht das A und O; was aber die bildenden Künste anbelangt —"

Mein Führer zog einen kirschroten Vorhang zurück, der nach einem atelierartigen Raume führte. Ich warf einen Blick hinein und wandte mich dann verlegen ab. Wortlos ließ er den Vorhang zufallen.

Ich war wieder an den Schreibtisch zurückgetreten. Wenigstens barg er keine unbekannten Gefahren mehr. Auf dem grünen Tuch lagen einige Blätter, die ich vorher nicht bemerkt hatte. Der Kleine griff nach dem einen, ich nach dem anderen.

„Der heutige Polizeibericht Berlins. Er erscheint hier immer." Er sah ihn flüchtig durch und schloß ihn in eines der Fächer. „Nichts für junge Mädchen. Und was hast Du?"

„Ein Menu von einem Diner, das irgend ein vornehmes Regiment heute zum Gedenken einer 1870 erbeuteten Kanone gefeiert hat. Vorzügliche Zusammenstellung, gebackene Austern, Steinbutte in Sekt — laß mich nur noch die Weine nachlesen."

Eifrig drehte ich das Blatt um. Aber es entsank meiner Hand.

„Nun, Du bist ja ganz blaß geworden. Was giebt es denn?"

„Es ist — es ist ein armer Mann verhungert aufgefunden."

„Ein Druckfehler. Das gehörte noch auf den Polizeibericht. Ja, was willst Du, das sind die Schattenseiten in dem modernen Lichtbild."

„Ich möchte nach oben," sagte ich aufstehend.

Neben dem Schreibtisch stand ein hoher, schmaler Schrank, einem altmodischen Uhrgehäuse nicht unähnlich.

„Was ist das?" fragte ich mit einem Rest von Neugierde.

Der Kleine stellte sich ernst vor den Schrank, wie sich ein Grenadier vor sein Schilderhaus stellt.

„Das sage ich nicht. Es ist das Gespenst der Folterkammer, und Du weißt nur zu gut, daß niemand das Skelett zeigt, das er im Hause beherbergen muß."

„Kennen wir es schon auf Erden?"

Seine Augen ruhten groß und drohend auf mir.

„Noch nicht. Wehe Euch, wenn diese letzte Geißel über Euch geschwungen wird."

Ich schritt der Thüre zu, hielt aber noch einmal an.

„Fast hätte ich vergessen, Dir zu danken. Du bist doch gut zu mir gewesen wenn Du auch wenig von uns zu halten scheinst."

„Ich bin eben ein Folterknecht," sagte er achselzuckend.

„Und was warst Du früher?"

„Früher?" Eine dunkle Röte flog über seine Züge, „Früher war ich ein moderner Mensch, der behaglich auf dem breiten Wege wandelte, gebackene Austern aß und abends in das Theater ging Glaube mir, es wäre mir ebenso unangenehm gewesen, wie Dir, hätte ich plötzlich erfahren, daß in der Kellerwohnung meines Hauses jemand verhungert sei. Vielleicht hätte ich dem nächsten Armen, der mich anbettelte, eine ganze Reichsmark gegeben — vorausgesetzt, daß seine Ausdünstung mir nicht zu unangenehm gewesen wäre."

„Mach auf," rief ich schaudernd, „ich will nach oben, ich versäume sonst die Sitzung meines Vereins."

Er holte ein großes Schlüsselbund und öffnete.

„Was beschließt Ihr denn?"

„Etwas unendlich Wichtiges, ganz Zeitgemäßes. Die Soldatenkinder sollen von jetzt an mit allen militärischen Ehren begraben werden, und wir hoffen es durchzusetzen, daß sogar über ihr Grab geschossen wird."

Er riß die Thür auf.

„Dann bitte, eilen Sie. Und wenn Sie auf Ihrem Kongreß den großen Herrn, den Zeitgeist, treffen, so — empfehlen Sie mich ihm nicht!"

Gedicht.

Es heult der Sturm um das hohe Haus
Und seine Stimme erweckt Gedanken,
Die längst verschollen und lang vergessen,
Die man vergraben schon wähnte
Im Herzen.

Da tauchen Bilder auf in finsterer Nacht,
Und alte, vergessene, liebe Gesichter
Schauen so freundlich auf mich,
Wie in jener Zeit, als die Augen noch sahen,
Und Gedanken noch wohnten unter der bleichen Stirn,
Die jetzt gebettet in kühler Erde
Vermodert.

Mir ist, als seien die Rätsel gelöst,
Als sei ich selber so glücklich und frei,
Wie jene im dunklen, kühlen Grab;
Als lägen vor mir die Rätsel des Lebens,
Als säh' ich hinein in der Menschen Herzen
Bis in den Wohnort der lichten Seele
So tief!

Fr. Fielitz.

Eine Audienz im Jahre 1789.

Von **M. Ross.**

Autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von F. Hoffmann.

I.

Die Strahlen der Abendsonne glühten wie geschmolzenes Gold zwischen den Bäumen der Parks von Drottningsholm. Eine ungewohnte Stille ruhte über dem stolzen Königsgarten mit seinen langen, schattigen Alleen, seinen steifen, kurz geschnittenen Hecken, den Kaskaden und Statuen, den sich mäandrisch windenden Gängen — aber über dem stimmungsvollen Schweigen vibrierte es noch gleichsam vom Widerhall der frohen, jugendlichen Stimmen, welche den Park vor kurzem mit Lachen und Scherzen erfüllt hatten; man glaubte in der Dämmerung lichte Gestalten aus den geheimnisvollen Bosketts huschen zu sehen. Die Zeit der Feste war jetzt für Drottningsholm geschwunden. Man war im Sommeranfang jenes in Gustav III. Regierung so unheilschweren Jahres 1789. Der König hatte anderes zu thun, als mit seinem Günstling Baron Armfelt in den Schloßalleen zu schwärmen oder theatralische Lustbarkeiten anzuordnen. Der Krieg lagerte an den Grenzen des Vaterlandes; wie düstere Gedenkzeichen aus dem unglücklichen finnischen Feldzug tauchten an

Digitized by Google

den Fenstern des Schlosses die bleichen, verstörten Gesichter zweier Staatsgefangener auf — Teilnehmer jenes Anjalavereins — welche hier unter Baron Armfelts Bewachung ihres Urteils harrten.

Nicht weit von dem cirkusartigen freien Platze, wo die Theatervorstellungen stattzufinden pflegten, saß seit einer Stunde eine schwarz gekleidete Dame einsam auf einer Gartenbank. Sie schien mit Ungeduld jemand zu erwarten; bald stand sie auf und spähte nach allen Richtungen, die zum Schlosse führten, bald ließ sie sich mutlos auf ihren früheren Platz zurückgleiten und verbarg das Gesicht in den Händen, als ob sie sich mit Gewalt an jenem so nutzlosen, aufregenden Suchen hindern wolle. Sie schien nicht mehr jung; doch hatte wohl mehr der Gram, als die Hand der Zeit so tiefe Furchen in dem feinen, bleichen Antlitz zurückgelassen. Der Mund war scharf, fast schmerzhaft zusammengepreßt; die großen, schwarzen Augen hatten jenen tief traurigen Ausdruck, den ein gewaltsames oder langjähriges Leid den Blicken unauslöschlich einprägt. Plötzlich zuckte sie zusammen und richtete sich in horchender Stellung auf, ihr aufmerksames Ohr glaubte, nahende Schritte zu vernehmen.

Der traurige Ausdruck ihrer Augen wurde leidenschaftlich angstvoll, die Nasenflügel und Lippen bebten heftig, sie erhob sich eilig und ging einige Schritte vorwärts. Eine männliche Gestalt in der schwedischen Hoftracht kam ihr durch die grünen Hecken entgegen. „Pardonnez moi, comtesse," rief er aus, indem er sich tief vor der schwarz gekleideten Dame verneigte und ihr ritterlich die Hand küßte, „ich mußte Sie sehr à contre coeur warten lassen. Der König ist heute leider nicht in couleur de rose," fügte er hinzu und ein flüchtiges Lächeln glänzte über sein schönes Gesicht; die großen, blauen Augen strahlten von Lebenslust und Güte und boten einen um so schärferen Gegensatz zu den abgezehrten, angstvollen Zügen vor ihm.

„Also bleibt mir keine Hoffnung?" stammelte die Unglückliche mit versagender Stimme.

„Das habe ich nicht gesagt," erwiderte Baron Armfelt, denn er war es, „au contraire, ich glaube, Ihnen eine angenehme Nachricht zu verkünden. Aber setzen Sie sich, Gräfin," fuhr er fort, als er den erschütternden Eindruck seiner Worte gewahrte, „permettez!" Höflich ergriff er ihre Hand und führte sie zu der Bank, auf welcher sie sich beide niederließen. Die Gräfin preßte ihr Taschentuch an die Lippen, um die hervorbrechende Gemütsbewegung zu ersticken.

„Sagen Sie mir alles offen heraus," flüsterte sie in verhaltener Leidenschaft.

„Eh bien," antwortete Armfelt, nachdem er sich hastig nach allen Seiten umgesehen, als fürchtete er Lauscher in der Nähe, „es ist meinen Bemühungen endlich geglückt, Ihnen eine Privataudienz bei Seiner Majestät zu erwirken. Der König will Ihnen die Gnade erweisen, Sie morgen früh zehn Uhr zu empfangen."

Die Gräfin unterbrach ihn mit einem Freudenruf. „Mein Gott, ich danke Dir," flüsterte sie inbrünstig. „Wie soll ich Ihnen, Herr Baron, je meine tiefe Erkenntlichkeit beweisen?"

„Dadurch, daß Sie mir versprechen, ruhiger zu werden, Gräfin, versuchen Sie es wenigstens! Das Gefühl, zu Ihrer Erleichterung beigetragen zu haben, ist für mich die schönste compensation für meine Mühe! Cependant, madame," schloß er ernster, „bitte ich Sie, nicht zu viel von jener Audienz zu erwarten. Natürlich ahnt der König Ihre Bitte, er würde Sie trotz meiner Bemühungen gar nicht vorlassen, wenn er Ihnen nicht wenigstens einen Gnadenbeweis gewähren wollte, aber wie ich Ihnen bereits mitteilte, so ist mein Allergnädigster Herr sehr mißgestimmt, infolge der grausamen Enttäuschungen, welche ihn in den letzten Zeiten heimsuchten, ich glaube kaum, daß er die von Ihnen gewünschte Freilassung des Grafen bewilligen wird. Der König hat außer allem noch eine Privat-Rancune auf Ihren Herrn Gemahl."

„Das weiß ich leider," bestätigte die Gräfin. „Seit mein Mann dem König einmal als Freund, nicht als Höfling, die Wahrheit gesagt, verfolgt er den Ärmsten mit seinem Haß. Wenn der Fürst aber wirklich, wie Sie sagen, eine groß angelegte Natur ist, so kann er doch nicht noch nach achtundzwanzig Jahren den Staatsgefangenen für die Übereilung des Jünglings büßen lassen. Ach, mein Gott, kann denn die Rache an einem geschlagenen Feinde irgendwie Befriedigung gewähren, ist es edel, den Gerichteten noch mehr zu zerschmettern, den Kranken, vielleicht Sterbenden —" ihre Worte wurden durch Schluchzen erstickt.

„Sie haben recht," antwortete Armfelt ernst und traurig. „Zwar ist das Verbrechen des Grafen verabscheuungswürdig, es ist infam, gegen einen König zu konspirieren, der von allen Seiten von siegreichen Feinden umgeben ist, aber es ist auch nicht edel, sich an einem geschlagenen Feinde zu rächen, und ich möchte nicht, daß ein Flecken auf dem Charakter meines gütigen Herrn haftete! Daher habe ich nach besten Kräften versucht, ihn milder gegen Ihren Herrn Gemahl zu stimmen, doch mußte ich zu meiner tiefsten Betrübnis erfahren, daß der König in diesem Fall besonders hart und unerbittlich scheint. Das einzige, was ich erreichen konnte, ist jene Audienz. Inwiefern Sie nun mit Ihrem Gesuch reüssieren, ist gar nicht vorauszusehen."

„Er muß mein Flehen erhören, er darf eine verzweifelnde Gattin nicht zurückstoßen," rief die Gräfin heftig. „Der Arzt hat mir offenbart, mein Mann würde allen Anzeichen nach den Herbst nicht mehr erleben — uns während dieser kurzen Frist noch zu trennen — mich des Glückes zu berauben, ihm die letzten Liebesdienste zu erweisen, einen Sterbenden im Gefängnisse verschmachten zu lassen — das wäre unwürdige Grausamkeit, nein, mehr als das, eine Infamie, welche der Adel blutig rächen würde."

„Kommen Sie zur Besinnung, Komtesse", unterbrach Armfelt sie mit zornfunkelnden Augen. „Sprechen Sie kein Wort mehr, was Sie gereuen dürfte. Gedenken Sie der Verbrechen, welche Seine Majestät strafen muß — die Begnadigung Ihres Gemahles wäre einzig ein Beweis der Seelengröße meines edlen Gebieters, aber keine Forderung, welche ein Mensch von dem andern beanspruchen darf."

Die Gräfin antwortete nicht sogleich, die leidenschaftliche Röte, welche ihre Wangen eben noch hoch gefärbt hatte, machte einer geisterhaften Blässe Platz.

„Verzeihen Sie mir!" hauchte sie. „Möchten Sie, Herr Baron, nie erfahren, daß es eine Verzweiflung giebt, die uns plötzlich aller so schwer erkämpften Diskretion und Ruhe beraubt. Vergessen Sie meine thörichten Worte und glauben Sie nur, daß ich voller Demut und aufrichtiger Dankbarkeit bin."

Ihr Antlitz hatte einen starren, gezwungenen Ausdruck; sie sprach wie im Schlaf auswendig gelernte Worte, deren Bedeutung sie nicht durchdrungen hatte.

Armfelt stand auf und erfaßte ihre Hand.

Digitized by Google

„Reden Sie nicht von Dankbarkeit," wehrte er ab, und seine Augen gewannen den freundlichen Ausdruck wieder. „Mein höchster Lohn wäre, wenn ich Ihnen wirklich nützlich sein könnte. Wollen Sie mich, bitte, morgen präcise zehn Uhr am nördlichen Garteneingang treffen, so werde ich mir selbst die Ehre geben, Sie zu Seiner Majestät zu geleiten. Sie wissen ja, daß der König nur auf vierundzwanzig Stunden inkognito hier ist, wir dürfen keine Minute ungenutzt vorüber streichen lassen, weil der König zur selben Zeit noch eine andere Supplikantin herbefohlen hat. Gestatten Sie mir, Sie an Ihren Wagen zurückzuführen."

Armfelt bot ihr ritterlich seinen Arm und geleitete sie durch den Park am Strand-Kai entlang bis zur Lofö-Brücke.

„Leben Sie wohl, Herr Baron," sagte die Gräfin, nachdem Armfelt sie in den Wagen gehoben hatte, „genehmigen Sie nochmals die Versicherung meiner wärmsten Dankbarkeit, ich weiß das Opfer dieser kleinen entrevue wohl anzuerkennen, welche mir freilich Trost in meinem Unglück brachte! Seien Sie überzeugt, daß ich Ihre Güte nie vergessen werde."

„Adieu und au revoir," erwiderte Armfelt mit herzlichem Händedruck. Der Diener schloß die Thüre, der Wagen rollte fort und Armfelt kehrte, in tiefe Gedanken versunken, zum Schlosse zurück.

— — — — — — — — — — — — —

Am folgenden Morgen fand die Gräfin sich noch vor zehn Uhr auf dem verabredeten Rendezvousplatze ein, gleich nach ihr eilte Armfelt herbei, um sie, seinem Versprechen gemäß, zum König zu geleiten.

Armfelt war heute sehr wortkarg; er führte die Gräfin durch ein Hinterpförtchen direkt zum Vorgemach des Audienzsaales, dort rollte er einen Fauteuil herbei und verabschiedete sich mit der wiederholten Versicherung, daß sie schon nach wenigen Minuten zum König gerufen würde.

Er schien aber die Rechnung ohne den König gemacht zu haben; die Minuten verwandelten sich in Viertel-, die Viertel- in Halbestunden und noch immer wartete die Gräfin vergebens. Eine verzehrende Ungeduld brannte in ihr; das Angstgefühl, welches sie bei dem Gedanken der so nahen Zusammenkunft mit ihrem verhaßten Feinde durchrieselte, wurde durch die Einsamkeit und das unheimliche Schweigen in dem großen Schlosse noch vermehrt.

In nervöser Eile glitten ihre Blicke über die das Gemach schmückenden Gemälde von Wertmüller, Poussin, Vernet und anderen hinweg, sie zählte mechanisch die Äpfel und Birnen auf einem Stillleben von Vanloo, während ihre sich fieberhaft jagenden Gedanken die bevorstehende Audienz umkreisten.

Plötzlich fuhr sie beim Laut einer knarrenden Thüre in die Höhe, hastig strich sie mit dem Taschentuch über die Stirn, in der Erwartung, der so gefürchtete und doch ersehnte Augenblick sei eingetroffen.

Aber nicht der Eingang zum Audienzzimmer, nur die Thür ihr gegenüber wurde von einem Kammerdiener geöffnet, und ein junges Mädchen, augenscheinlich die von Armfelt erwähnte Persönlichkeit, trat herein.

Die Neuangekommene erschien in einem sehr einfachen, aber geschmackvollen schwarzen Kleide, dessen Ausschnitt den schönen Hals sehen ließ, auf dem Kopfe trug sie eine kleine schwarze Spitzenmütze, und die blendenden Arme und fein geformten Hände schimmerten aus halblangen, durchbrochenen Handschuhen hervor. Einige Sekunden verweilte sie schüchtern an der Thüre, dann ging sie zögernd weiter und setzte sich endlich auf einen Stuhl, nicht weit von der Gräfin, nieder.

Diese hatte sich alsbald mit enttäuschtem, mattem Ausdruck abgewandt, sah aber jetzt hastig mit halb neugierigem, halb gleichgültigem Blick auf. Gleichzeitig stieß das junge Mädchen einen plötzlichen Ruf der Verwunderung aus, dann schüttelte es verlegen und hoch errötend den Kopf, als schämte es sich seines Irrtums. Doch ein zweiter, forschender Blick der Gräfin versetzte es in dieselbe Aufregung.

„Sie muß es sein," stüsterte es und stand eilig auf — „aber wie verändert, wie gealtert —"

Auch die Gräfin schien nun das junge Antlitz vor ihr zu erkennen, ein Freudenschimmer überflog ihre bleichen Züge, und mit den Worten: „Marie, meine kleine Marie," ging sie dem jungen Mädchen mit offenen Armen entgegen.

„Meine gnädige Pate, meine geliebte Gräfin," antwortete diese schüchtern, „ich konnte Sie kaum wiedererkennen!"

(Schluß folgt.)

Spruch.

Für „Bretter, welche bedeuten die Welt",
Man stets im Sprichwort die Bühne hält. —
Glaubt ihr nicht, daß bessere Deutung drin liege,
Nenn' ich die Bretter — den Sarg und die Wiege?

Gräfin zu Leinigen.

Neue Bücher.

Kürschners Deutsche National-Litteratur. (Stuttgart, Union.)

Es sind uns vier neue Bände zugekommen.

Höfische Epik. 2. Teil. Hartmann von Aue und seine Nachahmer. Bearbeitet von Prof. Dr. Paul Piper.

Wolfram von Eschenbach. 3. Teil. Anhang: Die Gawanepisode. Bearbeitet von demselben.

Piper ist unter den Mitarbeitern des großen Unternehmens einer der ausgezeichnetsten. Gewissenhaft bis ins kleinste, ruhig im Urteil und der Abweisung fremder Meinungen, dabei von Liebe für unsere alte Dichtung erfüllt, wie wenige. Auch diese beiden Bände verdienen die wärmste Anerkennung.

Goethes Werke. 25. Teil. Tag- und Jahreshefte von 1809 als Ergänzung meiner sonstigen Bekenntnisse, von 1809—1822. Ergänzungen. Biographie. Ausführungen. (Aus der Schweizerreise von 1779. Skizze der Unterredung mit Napoleon.) Herausgegeben von Prof. Dr. H. Düntzer.

Geschichte der deutschen Litteratur. 2. Teil. Seit dem Ausgang des Mittelalters. Von Dr. Karl Borinski.

Es ist ein vortreffliches Buch: Der Verf. verfügt über gründliche Kenntnis der Werke; er läßt sich nicht vom Kleinen beirren; er hat Geschmack. Aber eine andere Gabe steht mir noch höher: er beugt sich nicht vor gewissen Theorien, die heute bei den jüngeren Vertretern seiner Wissenschaft so viele Bekenner aufweisen. Es ist das vor allem der Aberglaube an den Götzen „milieu". Natürlich ist's bequem und sieht sehr „wissenschaftlich", „exakt" aus, wenn man die Umwelt

Digitized by Google

eines schöpferischen Geistes durchstöbert und darstellt, um dann sagen zu können: „Was er war, ist ein natürliches Ergebnis des milieu.“ Diese gepriesene Methode verkörpert jenen oberflächlichen Geist, der heute fast allmächtig ist und von den Naturwissenschaften auf die Geisteswissenschaften eingewirkt hat. Er ist im letzten Grunde ein Kind des Materialismus. Daß die Umgebung nicht einflußlos ist, haben schon die alten Inder, Griechen und Römer gewußt. Aber der tiefer Blickende sieht, daß sie auf ein Selbst wirkt, auf einen eigenartig angelegten Geist, der das Gesetz seines Werdens aus seinem Sein schöpft, nach seinem Wesen die Einflüsse aufnimmt oder ablehnt und so der Umwelt frei gegenübersteht. Daß Borinski diese Wahrheit begriffen hat, ist ihm sehr hoch anzurechnen. Wenn ich nun auch in Einzelheiten mit ihm nicht ganz übereinstimme, so hat mich die Arbeit als Ganzes aufrichtig erfreut; sie ist nicht nur das Ergebnis eines Wissers — solche giebt es zu Hunderten — sondern auch die eines Mannes, der darstellend den Stoff in sich durchlebt hat. O. v. L.

Heinrich Leuthold. Ein Dichterporträt. Mit ungedruckten Gedichten und Briefen, sowie dem Bildnis Leutholds nach einem Gemälde von Lenbach. Von Ad. Wilh. Ernst. 2. Aufl. (Hamburg 1893, Conrad Kloß.)

Das Buch stammt von einem begabten, warmherzigen Dichter, der unseren Lesern durch Beiträge im Beiblatt bekannt geworden ist. Er hat mit Fleiß den zugänglichen Stoff gesammelt und ihn mit sichtlicher Liebe zu dem Dichter behandelt. Zu voller Einsicht in das Wesen des unglücklichen Mannes, der ein Opfer seiner selbst geworden ist, hat es Ernst noch nicht gebracht — das empfinde ich, der drei Jahre hindurch viel mit Leuthold verkehrt hat, genau; er ist auch noch zu jung, um diese Gestalt ganz durchleben zu können. Aber trotz dieses Mangels ist die Schrift allen zu empfehlen, die wenig oder nichts von den Schicksalen des Dichters wissen. Man fühlt die innere Hingabe an den Stoff und wird zum Mitleid bewegt. Wertvoll sind auch die eingestreuten, zum Teil in der Sammlung von L.s Lyrik nicht aufgenommenen Gedichte. Die Urteile Ernsts zeugen für seine Zuneigung zu deren Verfasser, aber halten sich von Überschätzung fern. Die Darstellung ist gewandt.

Aus der Mischpoke. I. Das litterarische Berlin. (1887—1892.) Offenherzige Briefe an den Bankier Itzig Teiteles in Posen von Dr. Isidor Feilchenfeld. Herausgegeben von Erwin Bauer. (Leipzig, Reinhold Werther.)

Diese Briefe sind, als der Verfasser die Monatsschrift „Das zwanzigste Jahrhundert“ herausgab, in dieser veröffentlicht worden und haben damals schon die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Sie richten sich gegen das Judentum in der Berliner Presse und Litteratur. Ein Jude, Dr. Feilchenfeld, kommt nach Berlin und berichtet nun an einen Freund in Posen über seine ersten Versuche und die steigenden Erfolge in einem zwischen Unverschämtheit und Cynismus schwankenden Ton. Zuletzt zeigt sich, daß er langsam erkennt, daß die jüdische Macht doch nicht echt sei; er schwankt vom Freisinn in das Regierungslager über. Der letzte Brief kündigt dem Freunde diese Wendung an und zugleich den Verkehr auf, da nun die vertrauten Beziehungen ein Ende haben müßten. So viel Wahres trotz aller satirischen Übertreibungen das Buch enthält, so hat es doch seine Fehler: es ist zu umfangreich. Eine Kürzung um ein Drittel wäre den Briefen von großem Vorteil gewesen.

Das Autoritäts-Prinzip und die Revolution von 1789. Von G. Brandes. (Leipzig 1894, H. Barsdorf.)

Shelley und Lord Byron. Von demselben. (Ebenda.)

Diese Schriften sind Abdrucke aus dem Litteraturbuche des Verfassers. Schon heute wirken sie mit ihrem gesuchten Geist wenig ansprechend auf den Leser, der sich nicht blenden läßt. Brandes hat geblendet; jetzt aber sieht man ihn ruhiger an und erkennt das Gemachte, innerlich Leere seines Wesen. Sic transit gloria mundi.

Beowulf. Ältestes deutsches Heldengedicht. Aus dem Angelsächsischen übertragen von P. Hoffmann. (Züllichau, Herm. Liebich.)

Wir besitzen schon eine Reihe von Verdeutschungen dieses Werkes, in dem der Geist unserer Vorväter in ungebrochener Fülle lebt. Simrocks und Wolzogens Verdeutschungen sind am meisten bekannt geworden. Beide haben sich enger an das Urbild angeschlossen, als Hoffmann. Wenn nun auch strenge Philologen ihm vielleicht aus der Opferung des Stabreimes einen Vorwurf machen werden, so dürfte er doch durch seine leichter lesbare Übersetzung dem Gedichte einen größeren Kreis von Lesern gewinnen. Sein frei behandelter Nibelungenvers giebt dem Ganzen für das Formgefühl ein älteres Gepräge. Daß er in den Urwortlaut den später entstandenen Überfall von Freiersburg eingefügt hat, ist für das Verständnis vom Vorteil. Wir empfehlen die mit Liebe und Fleiß ausgeführte Arbeit.

Vasantasena oder das irdene Wägelchen. Ein altindisches, dem König Çudraka zugeschriebenes Schauspiel. Frei wiedergegeben von Dr. Michael Haberlandt. (Leipzig 1893, A. G. Liebeskind.)

Kürzlich hat der Possenschriftsteller E. Pohl eine Bearbeitung der „Vasantasena“ auf die Bühnen gebracht Er benutzte fremde Übertragungen, und hat das echte Gepräge fast ganz verwischt. Wir besitzen zwar schon einige Übersetzungen, von denen die O. L. B. Wolffs (1828), nach der englischen des Wilson angefertigt, die glücklichste ist. Aber je mehr sie auch die Auswüchse des Urbildes wiedergiebt, desto mehr erschwert sie den Genuß. Dr. H. hat nun mit Geschick das Übermaß entfernt, Unverständliches ausgemerzt, aber das eigentliche Drama in treuer Anlehnung an den indischen Dichter, wenn auch in kürzerer Fassung, wiedergegeben. So kommt jene eigenartige Mischung von Ernst und Frohlaune zur Geltung; das Ganze hat den Reiz des Fremden behalten, aber das Befremdende verloren. So sei die Arbeit bestens empfohlen. Die Ausstattung ist musterhaft; (Schmaloktav; tadelloser Druck). Doch dafür bürgt schon der Name Liebeskind. L.

Deutsche Volkslieder. In Niederhessen aus dem Munde des Volkes gesammelt; mit einfacher Klavierbegleitung, geschichtlichen und vergleichenden Anmerkungen. Herausgegeben von Johann Lewalter. (Hamburg 1893, Gust. Fritzsche.) 4. Heft.

Das Unternehmen verdient, soweit man nach einem Hefte urtellen kann (Heft 1—3 sind mir nicht zugekommen), wärmste Empfehlung.

Karl Pröls **Kalender aller Deutschen auf 1894.** Herausgegeben vom Allgem. deutschen Verbande. (Berlin W. 35, Magdeburgerstraße 25.) Im Buchhandel zu beziehen durch Veit & Co, Leipzig.

Unter den Schriftstellern, die fast ihre ganze Kraft dem deutschen Gedanken gewidmet haben, nimmt durch Treue und Opferfähigkeit Karl Pröll wohl die erste Stellung ein. Er

Digitized by Google

beschränkt sich nicht, wie so mancher andere, auf das Reich, sondern wirkt im Sinne aller, die unserem Volke angehören. Er will, daß der Deutsche „weltnational" werde und nach dem Gebote handle: „Du mußt Deinen Stammesbruder schützen wie Dich selbst." Das ist auch das Streben des Allgem. deutschen Verbandes. Von diesem leitenden Gedanken bestimmt sind mehr oder minder alle Beiträge, vor allem die des Herausgebers. Ihm angeschlossen haben sich u. a. E. Wichert, Schroeder-Poggelow, O. Arendt, Ad, Pichler, R. Vormeng, A. v. Dunreicher, Leixner, E. Gurlitt, um den Kalender mit Beiträgen von vaterländischer Gesinnung zu füllen. An vielen von ihnen kann man sehen, wie es unseren Brüdern nah und fern, in Leid und Freud zu Mute ist. Möge das Buch dazu beitragen, Säumige und Schläfrige aufzurütteln. Der Preis beträgt 1 Mk. bei gefälliger Ausstattung. Wir empfehlen den Kalender dem deutschen Hause und allen Vereinen, die in irgend einer Art für heimisches Wesen thätig sind. Vielleicht finden sich auch unter unseren Lesern wohlhabende Gönner, die eine größere Anzahl bestellen, und sie in passender Weise verteilen. L.

Niels W. Gade. Aufzeichnungen und Briefe. Herausgegeben von Dagmar Gade. Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen. Mit 3 Porträts und 2 Faksimiles. (Basel 1894, Ad. Geering.)

Tagebuchblätter und Briefe schaffender Geister haben zumeist einen feinen Reiz, besonders wenn sie ohne jeden Gedanken an die Möglichkeit des Druckes abgefaßt sind. Niels Gade, der dänische Komponist, hat jedenfalls an Veröffentlichung nicht gedacht. Ob nicht vielleicht manches wenig bedeutende Blatt hätte ausfallen können, soll nicht erörtert werden. Aber es findet sich so viel Frisches, so viel für den Musikschriftsteller und Musikfreund Fesselndes, daß die Herausgabe nicht überflüssig gewesen ist. Aber nicht nur die Genannten können daraus Nutzen und Stoff schöpfen, auch der unmusikalische Freund solcher Schriften wird in dem Buche viel Anregendes finden. Die Ausstattung ist vortrefflich, die Bildnisse scharf wiedergegeben.

Charles Kingsleys **Gedichte.** Aus dem Englischen von Pauline Spangenberg. Mit einem Vorwort. (Kassel 1893, Th. G. Fisher & Co.)

Ein edler, reiner Mensch: so tritt uns Kingsley im Leben und Dichten entgegen. Die Quelle all seiner Handlungen und Gefühle war echt männliche Gottinnigkeit; selbst seine Liebe zur Schönheit in Kunst und Natur besitzt einen religiösen Zug. Warme Menschenliebe, Mitleid mit allem, auch Gottbegeisterung kann man ja bei gar manchem Dichter finden; aber bei vielen ist diese Welt vorbildlicher Gesinnung nur „ein gelobtes Land", das sie im Thatleben der Liebe kaum je betreten. Anders bei Kingsley. Und diese Einheitlichkeit seines Wesens giebt auch seinen Gedichten, ob sie nun betrachtend oder schildernd sein mögen, ein Gepräge von Wahrheit, das oft den Schöpfungen größerer Dichter fehlt.

Die verstorbene Übersetzerin, der wir auch die Verdeutschungen der Romane „Yeaft" und „Alton Locke" und der scenischen Dichtung der „Heiligen Elisabeth" verdanken, hat ihre Aufgabe mit großer Liebe erfaßt und durchgeführt; nur zuweilen stören etwas allzunüchterne Wendungen; die mit E. B. unterzeichnete Abhandlung hat zwar nicht litterarischen Wert, erfreut aber durch ihre Wärme. Das hübsch ausgestattete Buch sei auch für die nahe Weihnachtszeit bestens empfohlen.

Des Horatius schönste Lieder. Der Antike entrückt und verdeutscht zu Nutz und Frommen der Poesie. Von Hermann Stegemann. (Berlin 1893, Deutsche Schriftstellergenossenschaft.)

Hermann Stegemann ist ein noch sehr junger, aber begabter Dichter. Nun hat er den guten Horaz genommen, ihm alles Römische fortgeschnitten, ganz moderne oder doch deutsche Gedanken und Empfindungen mit dem bleibenden Rest verarbeitet — und nennt das „des Horaz schönste Lieder". Nein, lieber junger Berufsgenosse: Sie haben sich zu einigen sehr ansprechenden und einigen weniger gelungenen Liedern durch Horaz anregen lassen, aber von einer Verdeutschung ist keine Rede. Wehe, wenn das Beispiel bei den reimgewandten Kunstspielern Nachahmung findet. Aber auch hier offenbaren sich liebenswürdige Züge, die nicht der Antike entrückt sind, sondern Herrn Stegemann selber angehören.

Briefkasten.

Herrn Egon Br. in H. Der Gedanke Ihres Gedichts „Gedankendämon" ist gut, aber die Sprache so abstrakt, daß die Wärme des Gefühls darunter schwer leidet. Auch der Rhythmus der freien Verse ist nicht glücklich behandelt, und die Sprache läßt auch Schlichtheit des Ausdrucks vermissen. Eins der früher angenommenen Gedichte ist verwandt. — Savonarola. Sie vernachlässigen die Form. Ich steife mich nicht auf tadellose Reime, aber:

„Die Sehnsucht nach der einen, die
— — — — — — — —
Und deren Bild mir dennoch nie"

ist doch zu unschön. — H. H. Stralsund. Leider unbrauchbar. — Herrn stud. T. R. in D. „Zerstörung Korinths" zu jugendlich. — Herrn P. Gr. in L. „Dorn und Lorbeer". Die Verspaare 3 — 8 sehr innig, aber Einleitung und Schluß mit dem Hinblick auf den Lorbeer sind etwas gesucht. Besten Gruß. — Herrn Wilh. K. Berlin NW. Noch immer lassen Form und Ausdruck zu wünschen übrig. Besten Gruß. — Herrn Wilh. K. in Gr. Leider zu wenig Eigenart. — Frl. Lena P. in Berlin. Noch nicht druckreif. — F. v. M. in G. Unbrauchbar. — Pluto. Mitweida. Das Gedicht ist in die Redaktions-Unterwelt (d. h. Papierkorb) versunken. — Herrn Hugo B. in Pr. Alles noch zu unfertig. — Herrn K. Br. in Pr. Noch zu jugendlich. — R. L. in Br. „Ungeduld". Nicht zu verwenden. — Alex. B. in N. Unfertig in Form und Inhalt. — Frl. Tony St. in G. Gut gemeint, aber wenig Begabung. — Frl. J. K. Villa Bethl. (Schweiz). Nicht ohne Empfindung, aber in Form und Ausdruck noch mangelhaft. — Herrn K. G. St. in O. a. M. Die Gedichte sind erstlich zu persönlich und dann auch zu weitschweifig. Novellen bringen wir nicht. Wenn Sie einen Roman schreiben, können Sie ihn senden.

Inhalt der No. 7.

Verurteilt. Roman von Josephine Gräfin Schwerin. — Die Macht des Kleinen. Roman von A. von der Elbe. Forts. — **Beiblatt:** Erinnerung. Von Hanna Ehlen. — Moderne Foltern. Plauderei von Agnes Harder. — Gedicht. Von Fr. Fielitz. — Eine Audienz im Jahre 1789. Von M. Roos. I. — Spruch. Von Gräfin zu Leinigen. — Neue Bücher. — Briefkasten.

Verantwortlicher Leiter Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Digitized by Google

Deutsche Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 8.

Verurteilt.

Roman

von

Josephine Gräfin Schwerin.

(Fortsetzung.)

Es gab nun ein lebhaftes Fragen und Erzählen, was war nicht alles zu besprechen, was in Briefen, die dauernd zwischen Frau Limburger und Georg gewechselt waren, unerwähnt geblieben, und man mußte mit den Minuten geizen, da Georg schon am selben Abend fort wollte. Leo erklärte, heute kein Kolleg besuchen und sich ihm ganz widmen zu wollen, wurde dann aber alsbald doch fortgerufen, da Herr Studiosus Börner da sei und ihn sprechen müsse.

„Was der nur will, er war heute schon einmal hier," sagte Frau Limburger, Leo nachsehend. Eigentlich aber war es ihr lieb, daß er ging, konnte sie nun doch so recht von Herzen weg den Liebling loben. „Er hat mir nur Freude gemacht," sagte sie mit strahlenden Augen, „er war immer fleißig und brav auf der Schule, und auch als Student ist er nie leichtsinnig und roh gewesen, und dabei doch heiter, voll Lebensfreude und Fröhlichkeit; er ist eine so sonnige Natur und hat auch viel gelernt, Professor Normann, der sich sehr für ihn interessiert, besucht mich bisweilen und prophezeit mir für Leos Zukunft das Allerbeste. Wir — der Professor und ich — schmieden allerlei wundervolle Pläne, von denen Leo aber nichts wissen darf, denn er lacht mich aus, daß ich eine eitle Mutter bin und zu viel von ihm halte. Aber er ist auch ein prächtiger Sohn, wie er mich liebt, wie gut und rücksichtsvoll er zu mir ist, Du glaubst es nicht, voller Vertrauen und Offenheit. O, ich bin eine glückliche Mutter, ich habe viel Schweres in meinem Leben durchgemacht, aber dieser Sohn belohnt mich reich für alles, was ich entbehrt und gelitten."

So plauderte sie, bis Leo wieder eintrat und dann alsbald Georg bat, mit ihm in sein Zimmer zu kommen, das er doch auch kennen lernen müsse!

„Nein, Mutter, Du darfst nicht mitkommen," bat er halb scherzend, als sich Frau Limburger anschickte, sie zu begleiten, „wir jungen Leute haben auch unsere Geheimnisse, ich muß Georg ganz allein haben."

Damit zog er ihn fort und schloß die Thür.

„Georg," sagte er, als sie kaum sein Zimmer betraten, „Du mußt mir versprechen, morgen noch hier zu bleiben."

„Unmöglich, bester Leo, ich habe keine Stunde länger Zeit."

„Du mußt, Georg, es ist wie ein Fingerzeig, daß Du eben heute kamst. Ich habe morgen früh ein Duell und — für alle Fälle mußt Du bei meiner Mutter sein."

Georg legte ihm die Hand auf die Schulter. „Nun, nun, mein Junge, keine Schwarzseherei, es wird nicht Dein erstes Duell sein."

Leo nahm ein Pfalzbein vom Schreibtisch und drehte es hin und her. „Mein Gegner ist Assessor Tilmans," sagte er, ohne Georg anzusehen, „ein ausgezeichneter Pistolenschütze."

Georg fuhr auf. „Helmuth?"

Leo nickte.

„Die alte Knabenfeindschaft ist so ernst geworden?"

„Wir trafen, seit Helmuth aus unserm Hause ist, gestern zum ersten Mal zusammen."

„Und um was handelt es sich?"

Leo zuckte die Achseln. „Um seinen Geschmack, um Musik, Wagnerschwärmerei, was weiß ich, Bagatellen."

„Läßt sich's denn nicht ausgleichen?"

„Nein, er provozierte die Sache, beleidigte mich und verweigert jede Erklärung, so muß es sein."

„Die Bedingungen?"

„Pistolen, zehn Schritt Distance, dreimaliger Kugelwechsel."

Georg sah sehr ernst aus. „Verstehst Du Dich auf die Waffe?"

„Nicht mehr und nicht weniger als jeder Student, ein guter Schütze bin ich nicht."

Digitized by Google

Georg runzelte die Stirn, dann raffte er sich auf und sagte mit frischer Stimme: „Nur guten Mut, Leo, der ist halbe Hilfe, und rechne auf mich; ich bleibe natürlich. Wenn ich Dir irgendwie nützen kann, so weißt Du, daß Du es mir nur zu sagen brauchst.“ Er besann sich einen Moment. „Wenn ich zu Helmuth ginge? Du weißt, wir standen uns immer gut.“

Leo wandte sich ihm zu und fiel ihm um den Hals. „Du wolltest da sogleich Dein Inkognito aufgeben? Mein lieber alter Georg.“

„Aber das kommt ja gar nicht in Frage, natürlich.“

„Nein, nein, auf keinen Fall, das wäre jetzt unehrenhaft, feige, es ist alles bestimmt, ich darf nicht mehr zurück. Ich danke Dir, daß Du bleibst. Und nun ein heiteres Gesicht, daß die Mutter nichts merkt.“

Sie drückten sich die Hände und kehrten zu Frau Limburger zurück. Diese war sehr erfreut, als Georg hinwarf, daß er sich's überlegt habe und noch bis zum nächsten Tage bleiben wolle; sie ahnte nichts von dem Grunde.

Am Morgen erwartete er Leo, der von Börner und Freimann abgeholt wurde, vor der Hausthür. „Noch ein Glückauf mit auf den Weg, mein alter Junge,“ sagte er, ihm die Hand reichend.

Leo sah frisch und zuversichtlich aus. „Ich hab's mir überlegt,“ sagte er, „die Geschichte ist nicht so böse; der Helmuth wird es doch nicht darauf abgesehen haben, mich zu töten, also höchstens handelt es sich um eine lästige Verwundung. Und dann — ich bin unter einem günstigen Stern geboren, habe immer Glück gehabt, da kann es doch jetzt, wo das Leben erst recht beginnt, nicht mit allem zu Ende sein. Doch es ist hohe Zeit,“ wandte er sich dann an seine Begleiter, „wir dürfen nicht zu spät auf dem Platze sein, der Wagen wartet an der Ecke,“ erklärte er Georg, „damit Mutti nichts merkt. Lebewohl, mein Alter,“ er wandte sich noch einmal um, es flimmerte seltsam in seinem Blick, „und grüße sie.“

Eine Stunde später fuhr ein Wagen langsam die Straße hinauf — sie brachten einen Toten nach Hause. Helmuths Kugel war Leo mitten durch die Brust gegangen.

Georg wollte Frau Limburger vorbereiten, doch schon bei den ersten andeutenden Worten und einem Blick auf sein bleiches, ernstes Gesicht, begriff sie alles und sank mit einem lauten Aufschrei ohnmächtig zu Boden. Ihm blieb nicht viel Zeit, ihr Trost und Beistand zu gewähren, da er unter keinen Umständen noch länger als bis zum Abend bleiben konnte. Er traf nur die notwendigsten Anordnungen zum Begräbnis, und mußte dann alles Börner und Freimann überlassen, da Frau Limburger völlig gebrochen, ja unfähig war, das Entsetzliche zu begreifen, das mit einem jähen Schlage alles Glück ihres Lebens zerstört, sie um jede Hoffnung betrogen hatte.

Wie freudigen Herzens hatte Georg die Hinreise gemacht, er hatte etwas von den Gefühlen eines Kindes, das den Weihnachtsbaum erwartet, in sich gespürt, und wie tief bekümmert fuhr er jetzt zurück! Er trauerte um Leo, dessen fröhliche Jugendfrische ihm so warm das Herz berührt hatte, und um Frau Limburger, die noch gestern ihn ihr ganzes Glück genannt hatte, aber es dünkte ihm auch wie ein unglückliches Omen für ihn selbst, daß auf den ersten Schritt, den er in das Vaterland zurückgethan, die dunklen Schatten eines so traurigen Todes fielen. Und daß es gerade Helmuth sein mußte! Er hatte in all den Jahren kaum an ihn gedacht, doch jetzt stand das Bild des Knaben von damals hell und freundlich vor ihm, und er hatte sich nicht gescheut, ein junges, blühendes, hoffnungsvolles Leben, um ein Nichts, einen thörichten Streit, zu opfern. Unwillkürlich drängte sich ihm ein Vergleich mit seiner eigenen That auf, auch er hatte einen Menschen getötet, aber nicht mit kalt bewußtem Willen, sondern in rasender Leidenschaft, während Helmuth doch mit Überlegung gehandelt, und wollte er nun gar den Wert der beiden Leben gegeneinander wägen — Leo und Martinsen! Er wies den Gedanken weit von sich, er durfte ihn nicht ausdenken, wir alle stehen unter der Macht des Gesetzes der Welt, das den Mord verurteilt, verurteilen muß und das Duell als ein notwendiges Mittel zur Aufrechthaltung des einmal bestehenden Ehrbegriffs betrachtet. Er schloß die Augen, doch er konnte nicht schlafen, das gleichmäßige Geräusch des fortrollenden Zuges, schien ihm immerfort zuzurufen: Leo tot, Leo tot. Und eher als er es geahnt, regte sich in ihm das Gefühl: Hättest Du das Anerbieten Mr. Williams nicht angenommen und wärest lieber drüben geblieben; wie anders hätte Dich dort die Nachricht getroffen als jetzt hier!

VI.

Priska erwog eben mit Franziska eine Toilettenfrage, die beide lebhaft zu beschäftigen schien, als Oberst von Mellenthien mit den Worten eintrat: „Ich muß leider Ihren Diskurs unterbrechen, und zwar mit einer nicht angenehmen Mitteilung. Ihr Herr Bruder, Fräulein Priska, hat ein Duell gehabt, und eine, glücklicherweise ganz leichte Verwundung davon getragen. Assessor von Dankwitz, der sein Sekundant gewesen ist, brachte mir eben die Nachricht.“

Beide Mädchen waren blaß geworden und hatten sich von ihren Stühlen erhoben.

„Mein Gott, das ist ja entsetzlich,“ rief Priska erschrocken, „ein Duell! Die Verwundung ist wirklich ungefährlich?“

„Durchaus,“ versicherte der Oberst, „vielleicht ist es Ihnen wünschenswert, Ihren Herrn Bruder zu sehen, Herr von Dankwitz sagte mir, daß der Verband angelegt und er augenblicklich allein ist.“

„O ja, natürlich, ich gehe gleich,“ entschied Priska.

„Meine Frau wird Sie begleiten,“ sagte der Oberst, „ich benachrichtige sie sofort.“

Mit zitternden Händen kleidete sich Priska zum Ausgange an. „O Franziska, wenn ich denke, er könnte tot sein,“ sprach sie dazwischen, „wie schrecklich ist solch ein Duell — was nur die Veranlassung

Digitized by Google

gewesen sein mag — wer sein Gegner war — ich kann es noch gar nicht fassen!"

„Gottlob, er lebt ja," tröstete Franziska.

„Du hast recht, es ist schrecklich, und doch muß es sein, die Ehre verlangt so häufig ein Duell, zum Glück ist man leichtsinnig und denkt nicht immer daran — sonst — o, man würde vor Angst zittern."

„Ich darf Helmuth von Dir grüßen?" fragte Priska.

„O nein — ich bitte Dich —"

„Bedenke doch — eben jetzt —"

Frau von Mellenthien trat ein. Franziska flüsterte: „Thue was Du willst."

Als die beiden Damen in Helmuths Zimmer kamen, fanden sie ihn, mit einer leichten Decke bedeckt, auf dem Sofa liegen. Er hatte eine unbedeutende Fleischwunde in die Schulter erhalten und war gänzlich fieberfrei.

„Meine gnädigste Frau, Sie beschämen mich durch Ihre Güte," sagte er mit völlig klarer Stimme. „Höchst überflüssigerweise hat mich der Arzt zu vollständiger Ruhe verurteilt, so daß ich nicht einmal imstande bin, Sie gebührend zu empfangen."

„O, Herr von Tilmans, das kommt ja gar nicht in Betracht," erwiderte Frau von Mellenthien, „Priska wünschte Sie zu sehen, und so begleitete ich sie, ich freue mich herzlich, Sie nicht kränker zu finden."

„Wie hast Du uns erschreckt, Helmuth," sagte Priska, mit Thränen in den Augen, „ich kann es noch gar nicht fassen."

„Nun, Du überzeugst Dich, daß es dieses Schrecks nicht wert war, in einigen Tagen ist alles überwunden und Du thust gut, Deine Thränen zu einem geeigneteren Moment zu sparen," entgegnete Helmuth mit dem Ton überlegenen Spottes, den er gern anzunehmen pflegte.

„Schon der Gedanke eines Duells hat für mich etwas so Grausiges," erklärte Priska, „die Vorstellung, daß es auch anders, so tausendmal schlimmer hätte kommen können, macht mich elend."

„Liebes Kind, ich habe schon ein halbes Dutzend Duelle hinter mir," sagte Helmuth, „von denen Du nichts weißt, und ich kann Dich versichern, daß für einen guten Schützen wie ich bin, die Gefahr nicht größer ist als bei einer Fahrt mit der Eisenbahn, wo sich heutzutage die Unfälle häufen. Ich bedaure, daß Du diesmal davon erfahren mußtest."

„War denn die Ursache eine so ernste, daß kein Ausgleich möglich war?" fragte Priska.

Frau von Mellenthien hatte sich diskret in eine entfernte Fensternische zurückgezogen und sah so eifrig auf die Straße hinaus, als ob sie die Vorgänge draußen lebhaft interessierten.

Helmuths Gesicht nahm einen kaltblasierten Ausdruck an. „Eine Bagatelle! Ich war übler Laune; die Physiognomie des Menschen ärgerte mich."

Priska machte große, erschrockene Augen.

„Und daraufhin —"

„Brauchte ich ein Wort, das er für eine Beleidigung nahm, u. s. w. u. s. w. Die Sache nahm eben ihren richtigen Verlauf."

Priska preßte die Hände ineinander. „Und er — Dein Gegner?"

„Ist gefallen."

„Helmuth!"

Frau von Mellenthien wandte sich um.

„Ich bitte Dich, keine Sentimentalität, liebes Kind," entgegnete Helmuth gereizt, „dergleichen kommt alle Tage vor. Man giebt eben im Duell sein Leben dem Gegner preis, und wenn zufällig Limburger ein besserer Schütze gewesen wäre, so hätte mich wahrscheinlich seine Kugel getroffen."

„Limburger? Der Sohn der Frau Limburger, bei der Du in Pension warst?"

„Jawohl."

„O Helmuth, das ist ja entsetzlich!"

„Beste Priska, verschone mich mit Deiner Frauenlogik; wenn Du so fortfährst, so bekomme ich wahrhaftig Fieber."

Frau von Mellenthien trat heran. „Ich glaube, liebe Priska, wir gehen jetzt. Sie haben sich überzeugt, daß Ihr Bruder außer Gefahr ist, und er bedarf der Ruhe. Leben Sie wohl, Herr von Tilmans, und schonen Sie sich, hoffentlich ist alles bald überwunden." Sie bot ihm die Hand, die er an seine Lippen zog.

„Tausendfachen Dank, gnädige Frau, Ihre Güte wird mich bei dem Verschlucken der bitteren Pille trösten, die mir wohl noch verordnet wird — eine Festungshaft wird mir ja schwerlich erspart bleiben."

Priska sah sehr bleich und verstört aus und nickte ihm nur stumm zu, doch von der Thür kehrte sie noch einmal zu ihm zurück und flüsterte ihm zu: „Franziska läßt Dich grüßen."

Das Ereignis warf einen dunklen Schatten auf den Besuch Priskas bei Mellenthiens; man lebte fortan viel stiller im Hause, und das Duell und alle damit verbundenen Thatsachen bildeten zwischen den beiden Mädchen den unerschöpflichen Gesprächsstoff.

„Du nimmst alles in allem das immerhin traurige Ereignis zu tragisch," meinte Franziska wiederholt, „Duelle kommen so häufig vor, ich glaube unter unseren Offizieren giebt es kaum einen, der keines gehabt."

„Mag sein," erwiderte Priska, „nur daß der junge Limburger fallen mußte, der einzige Sohn seiner Mutter, der noch dazu Helmuth Dank schuldig ist."

Franziska zuckte die Achseln. „Gewiß, es ist sehr bedauerlich, allein der Ausgang jeden Duells ist und bleibt immer ungewiß, und Papa versicherte, daß alles durchaus korrekt verlaufen sei, und ihm kannst Du doch trauen, er versteht natürlich alles, was sich auf den Ehrenpunkt bezieht. Und dann — Mama sagte noch gestern, Deines Bruders Gegner hätte doch nicht fallen können, wenn Gott es nicht gewollt hätte. Sieh, das muß Dir doch eine vollständige Beruhigung sein."

Priska sah nachdenklich vor sich hin. „Wenn Gott es nicht gewollt?" wiederholte sie. „Wenn nun aber Deine Mutter an jenem Abend nicht Kopfweh gehabt und Helmuth mit uns gegessen hätte, so hätte er Limburger nicht getroffen und alles wäre anders

Digitized by Google

gekommen. Wo solche Zufälligkeiten mitwirken, wo ist da Gottes Wille?"

„Ach, Priska!" rief Franziska mit einer Miene frommer Überlegenheit, „das steht doch fest, daß Gott das Ende jedes Menschen bestimmt, und ich begreife nicht, wie Du Dich da mit nutzlosen Spitzfindigkeiten quälen kannst."

Priska seufzte und schwieg. Nach einer kurzen Pause begann Franziska von neuem: „Leider wird Dein Bruder zu einer Festungshaft verurteilt werden, meinte Papa; es ist ja abscheulich."

„Helmuth sagte mir das schon selbst."

„Nun, allzu schlimm ist auch das nicht; Herr von Dürow war einmal aus ähnlicher Veranlassung einige Monate auf Festung und sprach dann nachher immer von seiner Urlaubszeit — es war sehr spaßhaft."

„Das freut mich," sagte Priska, auf deren Zügen noch immer der nachdenkliche Ernst lag, „nur seltsam, daß eine Sache, die von der Ehre geboten und korrekt verlaufen ist — so hatte sich ja wohl Dein Vater ausgedrückt — dann doch mit einer Strafe, einer Freiheitsstrafe noch dazu — belegt wird."

„Ja, mein Herz," entgegnete Franziska, „dasselbe sagte ich auch neulich zu Papa, aber da lachte er mich aus und meinte, wir Frauen verständen davon nichts, die Ehre sei eines und das Gesetz ein anderes; das Duell sei nun eine Gesetzesüberschreitung, wie solche eben in bestimmten Verhältnissen der persönliche Ehrbegriff des Mannes fordert. So ungefähr drückte Papa sich aus. Und nun sei froh, Priska, daß Dein Bruder so leicht davongekommen ist" — sie küßte sie auf die Wange — „ach, ich kann es nicht ausdenken, wenn er geblieben wäre."

Priska ergriff ihre Hände. „So liebst Du ihn?"

„Ach, Priska, Du bist abscheulich, wie kannst Du so etwas sagen! Er hat mir doch gar nicht gesagt, daß er mich liebt."

Nun lachte Priska. „Und das entscheidet allein über Deine Gefühle?"

„Nun, doch natürlich —"

„O, was ist es doch für ein seltsames Ding um die Begriffe von Sitte und Ehre, und wer weiß, was sonst noch, die sich die Welt so zurechtgemacht hat," rief Priska.

„Du liebst es, absonderlich zu sein," schmollte Franziska.

Priska seufzte. „Es kommt nur so bisweilen über mich; im ganzen bin ich ja gerade so abhängig von all diesen Begriffen, wie jede wohlerzogene junge Dame," spottete sie, umarmte dann aber Franziska und setzte hinzu: „Ich hoffe, wir werden gute Schwestern sein," was diese zu der halb lachenden, halb ärgerlichen Bemerkung veranlaßte: „Wenn Du so fortfährst, so werde ich mich rächen, indem ich mir erlauben werde, Fräulein Priska wegen eines gewissen Herrn von Dankwitz und seiner eklatanten Huldigungen zur Rede zu stellen."

„Franziska, ich bitte Dich," wehrte Priska ab.

„O, o, wie Du errötest," rief Franziska lachend und umschlang die Widerstrebende.

VII.

Georg war seit mehreren Wochen in Hamburg; ihm war es recht, daß seine Geschäfte ihn so vollständig in Anspruch nahmen, daß ihm wenig Zeit blieb, über die persönlichen Verhältnisse nachzudenken, die seine Rückkehr in die Heimat so schmerzlich gemacht hatten. An Frau Limburger schrieb er trotzdem häufig; sie sollte empfinden, daß er versuchen wollte, ihr, so weit es in seiner Macht stand, den Sohn zu ersetzen. Er beabsichtigte, ihr später den Vorschlag zu machen, zu ihm zu kommen, und zweifelte auch nicht, daß sie gern darauf eingehen würde. Ihm selbst war es ein lieber Gedanke, der mütterlichen Freundin ein Heim bieten und sich dadurch eine Häuslichkeit schaffen zu können. Vorher aber mußte er erst mit den hiesigen Verhältnissen vollständig vertraut sein. So wenig geneigt er war, gesellige Beziehungen anzuknüpfen, so hatte er es doch nicht umgehen können, in den Häusern, die mit der Firma G. A. Williams in Geschäftsverbindung standen, einen Besuch zu machen, und man war ihm überall mit ausgesuchtester Höflichkeit entgegengekommen. Es durfte ihn daher kaum überraschen, als er eine Karte erhielt, durch welche F. R. Krenfeld und Frau sich die Ehre gaben, ihn zum Mittagessen einzuladen.

Er überlegte einen Augenblick, ob er nicht absagen könne, da seiner abgeschlossenen Natur ein derartiger geselliger Verkehr nichts weniger als erwünscht war, nahm dann aber trotzdem an; dergleichen gehörte auch zu den Verpflichtungen seiner Stellung, gestand er sich seufzend ein.

Die Diners in dem Krenfeldschen Hause waren stets von ausgesuchter Feinheit. Herr Krenfeld war ein Feinschmecker, der genau wußte, wo man die besten Weine, die besten Austern, den besten Kaviar kaufte, welche Delikatessen der Zusammenstellung des Menus einen besonderen Reiz verleihen; er setzte seinen Stolz darin, seinen Gästen, die zum größten Teil ebensolche Gourmands als er selbst waren, jedesmal „eine Überraschung zu bereiten", wie er es nannte.

Frau Krenfeld, die in früheren Jahren, als ihr Mann noch in kleineren Verhältnissen lebte, sich täglich persönlich um die Zubereitung der Speisen gekümmert hatte und schon damals mit Vorliebe eine feine Küche führte, ließ es sich auch jetzt, wo ihr Amt längst an eine teuer bezahlte Köchin übergegangen war, der bei besonders großartigen Gelegenheiten wohl auch noch ein Koch zur Seite stand, nicht nehmen, jedes Diner persönlich zu überwachen und die Zuthaten zu den feinen Saucen und pikanten Entremets selbst zu bestimmen. Ein Diner, der herrschenden Sitte gemäß außer dem Hause bereiten zu lassen, wäre ihr geradezu ehrenrührig erschienen. Obgleich sie schon sehr häufig Ausländer an ihrem Tische gesehen, die durch die weitverzweigten Verbindungen ihres Mannes in ihr Haus gekommen waren, hatte sie doch noch die besondere Hochachtung beschränkter Naturen für das Fremde, Ausländische nicht überwunden; und nun gar Mr. Smith, der Vertreter der Firma G. A. Williams, mit der ihr Mann seine bedeutendsten

Digitized by Google

Geschäfte machte, auf denen der Hauptteil seines Reichtums beruhte! Das Menu hatte ja, wie immer, ihr Mann entworfen, aber doch, wenn eine der Speisen nicht das volle Maß möglichster Vollkommenheit erreichte, das wäre eine Schmach für sie, die Hausfrau!

Sie war heute so oft in der Küche gewesen, um einen prüfenden Blick auf alles zu werfen, daß der vornehme Koch bereits eine ziemlich beleidigte Miene angenommen hatte; dann endlich war die recht spät begonnene Toilette beendigt, und nun betrat sie noch einmal das Speisezimmer, um die gedeckte Tafel zu überschauen. Sie gehörte zu den Frauen, die für das Hauskleid bestimmt zu sein scheinen, die sich in Gesellschaftstoilette stets unbehaglich fühlen und unfein aussehen. Das violette Damastkleid mit der langen Schleppe umstand sie in steifen Falten, über der von Hitze und Aufregung geröteten Stirn schwankte zwischen einem Tuff von weißen Blenden eine blaßgelbe Feder. Das Kostüm war durchaus elegant und geschmackvoll, trotzdem sah Frau Krenfeld wie eine Bürgerfrau im Sonntagsstaat aus. Mit Befriedigung ließ sie den Blick über das feine Porzellan und das schwere Silber auf der Tafel gleiten, die Reihe der Gläser vor jedem Couvert bekundete die reiche Auswahl der Weine.

„Sorgen Sie dafür, daß nichts fehlt, nichts vergessen wird," beschwor sie mit ängstlichem Ton den Diener, der eben die großen Fruchtschalen hinstellte. Er erklärte mit einem fast mitleidigen Lächeln, daß das selbstverständlich sei. Frau Krenfeld trocknete mit einem leinenen Taschentuch, das bis zur Ankunft der Gäste das spitzenbesetzte Batisttuch ersetzte, den Schweiß von den geröteten Wangen und seufzte. Der Reichtum war ein Glück, gewiß, doch er legte auch große Lasten auf; wie glücklich wäre sie gewesen, wenn sie auch jetzt, wie in den ersten Jahren ihrer Ehe, nicht nötig gehabt hätte, Diners zu geben und als Frau des reichen F. R. Krenfeld zu repräsentieren.

Als sie in das Empfangszimmer zurückkehrte und es noch leer fand, murmelte sie abermals seufzend: „Priska ist noch nicht unten, wenn sie sich nur nicht verspätet."

Deswegen durfte sie nicht sorgen; Priska stand oben in ihrem Zimmer vor dem Spiegel und vollendete ihre Toilette durch einen Strauß verschiedenfarbiger Rosen, die sie an dem Gürtel ihres gelblichweißen, reich mit Spitzen garnierten Wollenkleides befestigte. Sie war erst gestern aus Königsberg zurückgekehrt, fühlte sich hier noch gar nicht heimisch und konnte sich in die Persönlichkeiten von Onkel und Tante, die ihr niemals sympathisch waren, noch durchaus nicht schicken. Und nun gar dieses Diner! Sie kannte ja dieses stundenlange Beitischesitzen, diese Unterhaltung der reichen Handelsherren, die sich meist nur um ihre speziellen Interessen drehte. Mit einem Seufzer schob sie die Löckchen auf ihrer Stirn noch ein wenig zurecht und trat dann auf den Korridor. Sie klopfte an die gegenüberliegende Thür und schlüpfte, ohne die Erlaubnis dazu abzuwarten, in das Zimmer. Es wurde von Herrn Krenfelds Schwester Ulrike bewohnt, einer lahmen und kränklichen alten Dame, die aber diese Kränklichkeit gern und häufig als Grund benutzte, sich von den Diners zurückzuziehen, die sie eine Unsitte nannte.

„Soll ich mir den Magen mit all den Delikatessen verderben, die keinem Menschen, wenn er ehrlich sein will, schmecken?" sagte sie, „und nebenher noch irgend einem Eurer Gäste den Ärger bereiten, die langweilige alte Schachtel zur Nachbarin zu haben, das paßt mir nicht."

Obgleich Fräulein Ulrike auch Priska gegenüber nur wenig von ihrer schroffen Art abließ, so wußte diese doch genau, daß sie sie lieb hatte und fühlte sich selbst wärmer zu ihr als zu Herrn und Frau Krenfeld hingezogen.

„Tante Ulrike, es ist unten gewiß entsetzlich ungemütlich, und da erlaubst Du mir, noch ein paar Minuten bei Dir zu bleiben, bis die schauderhafte Dinerstunde schlägt," sagte sie jetzt. „Ach, Tantchen, ich beneide Dich, daß Du hier oben in Deinem gemütlichen Stübchen bleiben darfst."

„Puh, das klingt ja gewaltig blasiert," erwiderte Fräulein Ulrike, „thue nur nicht so, mein Kind, wer noch so jung ist und so aussieht wie Du, der findet noch Freude an Gesellschaften."

„Aber nicht an diesen Diners, bei denen all die reichen Leute ihre Geld- und Handelsangelegenheiten besprechen, Du weißt doch, Tantchen!"

„Nun, Du wirst ja heute auch den großen Mann des Tages, Mr. Smith, kennen lernen; soll ja eine neue Ära mit ihm hier aufgehen. Du hast Dich auch gut für ihn angezogen, mit viel Geschmack, und es kleidet Dich."

„Ach, Tantchen!" wehrte Priska, „mir ist es wirklich nicht darum zu thun. Offen gestanden, meine Gedanken sind noch gar nicht recht hier bei Euch, sondern in Königsberg, bei Mellenthiens und bei Helmuth, der nun seine Festungshaft angetreten hat."

„Die ist ihm recht gesund," brummte Fräulein Ulrike vor sich hin, „das mindeste, was er verdient hat."

Priska setzte sich auf die Lehne von Fräulein Ulrikens Sessel und begann etwas unsicher: „Ja, siehst Du, Tantchen, ich möchte gern von Dir hören, wie Du über das Duell im allgemeinen denkst."

„Überbleibsel vom alten Faustrecht," lautete die prompte Erwiderung.

„Ja, siehst Du, es erschien mir auch so mittelalterlich," meinte Priska; „als ich zuerst hörte, daß Helmuth einen Menschen getötet hatte, wollte es mir alle Fassung nehmen. Dann" — sie ließ die Quaste des Sessels durch die Finger gleiten — „Helmuth und Mellenthiens sehen es so ganz anders an, sie nennen es Ehrensache, meinen, wenn die Kugel den Gegner trifft, so dürfe sich das kein vernünftiger Mensch ins Gewissen schreiben. Leben gegen Leben sei eben das ungeschriebene Gesetz, durch das der Mann seine Ehre wahren müßte."

„Das ist, nimm es mir nicht übel, ein albernes Geschwätz," erklärte Fräulein Ulrike, „das dünkt mich eine schöne Ehre, die dadurch reingewaschen wird, daß man selbst totgeschossen wird, oder einen anderen totschießt. Nicht einen Pfifferling scheint mir die wert."

„Wie sollten unter Männern unseres Standes

Digitized by Google

Streitigkeiten anders ausgeglichen werden, meinte Herr von Mellenthien das Gesetz kann das Duell nicht sanktionieren, muß es sogar bestrafen, aber jeder einzelne findet es gerecht und notwendig und sieht die Folgen als unabwendbar an. Und Helmuth selbst denkt ebenso, keinen Augenblick, glaube ich, ist ihm der Tod seines Gegners eine Gewissenslast gewesen."

„Na ja, das ist so die doppelte Moral, mit der man sich das Leben bequem macht."

„Und — Frau von Mellenthien sagte, wenn Gott es nicht gewollt, hätte Helmuths Kugel den jungen Limburger nicht getroffen."

„Bleibe mir mit dem Unsinn vom Leibe," rief Fräulein Ulrike, „mit dem man sich das Leben bequem macht."

„Siehst Du, Tante, das dachte ich auch, und es quält mich."

„Papperlapapp, Kind," unterbrach sie Fräulein Ulrike, „gräme Dich nicht um Dinge, die Du nicht ändern kannst; wir beide werden die Welt nicht vernünftig machen, so lange ihr die Unvernunft gefällt; gehe lieber hinunter, es schlug schon längst fünf Uhr und Tante Minna wird in Todesangst sein, daß Du Dich verspätest."

„Schon fünf, das ist ja ein Verbrechen," rief Priska aufspringend. „Adieu, Tante Ulrike."

Sie eilte zur Thür, und Fräulein Ulrike rief ihr nach: „Unterhalte Dich gut und besieh Dir genau den amerikanischen Wundermann."

Priska lachte und eilte nun schnellen Schrittes die Treppe hinab, so schnell, daß sie unten beinahe mit einem Herrn zusammenstieß, der eben mit Hilfe des Dieners den Überzieher ablegte.

„Bitte um Verzeihung," sagte er entschuldigend.

Sie grüßte flüchtig, mit einem leichten Erröten und verschwand hinter der Thür. Da unter den Geladenen nur Mr. Smith ihr nicht bekannt war, so mußte es dieser sein, und sie fand, daß er sich vorteilhaft vor den anderen auszeichnete: ein intelligentes Gesicht und eine stattliche Gestalt. Da trat er auch schon über die Schwelle und wurde von Herrn Krenfeld mit ostentativer Freundlichkeit bewillkommnet.

„Meine Frau," stellte er vor, und Frau Krenfeld verneigte sich, für die Frau des Hauses viel zu tief, so daß der gelbe Federtuff über der gerötete Stirn hin- und herschwankte, während ein gedankenloses Lächeln auf ihrem guten roten Vollmondsgesicht lag. Wie kommt diese Mutter zu dieser Tochter, hatte Georg nur eben Zeit zu denken, da stellte Herr Krenfeld weiter vor: „Meine Nichte, Fräulein Priska Holitz."

„Ach so," ergänzte er in Gedanken, und ein Lächeln zuckte unwillkürlich um seine Lippen. Priska sah es, deutete es auf ihre Begegnung im Hausflur und lächelte ebenfalls, so daß es nun fast wie ein stummes Einverständnis zwischen ihnen erschien.

Bald darauf ging man zu Tische. Georg saß am oberen Ende der Tafel, Priska unten, zwischen den beiden jüngsten Herren der Gesellschaft, die sie mit mehr Mühe als Erfolg angenehm zu unterhalten versuchten. Sie dachte an Franziska, an amüsantere Gesellschaften, die sie mit ihr besucht, an Helmuth und blieb ein wenig zerstreut. Dabei flog ihr Blick bisweilen zu Mr. Smith hinüber, und sie meinte, den kennen zu lernen, könne sich vielleicht lohnen.

Auch Georg sah unwillkürlich öfters zu Priska hin, bewunderte die graziöse Linie von Hals, Nacken und Schulter und die sanftgeschwungenen roten Lippen, die sehr anmutig, aber auch ein wenig stolz zu lächeln verstanden.

Als die Tafel aufgehoben war und man den Kaffee nahm, gelang es Georg in Priskas Nähe zu kommen. „Sie gestatten, mein Fräulein?" fragte er, einen Stuhl an ihre Seite rückend.

„Wenn Sie nicht erwarten, daß ich das Gespräch über Handelsinteressen, wie Sie es bisher geführt, fortsetze, gewiß," entgegnete sie scherzend.

„Da ich persönlich noch nicht Gelegenheit gehabt habe, mir diese ungünstige Meinung von Ihnen zuzuziehen, so muß ich annehmen, daß Sie den ganzen Kaufmannsstand für so einseitig halten, wie Ihre Worte andeuten," meinte er lächelnd.

Sie zuckte die Achseln. „Ich habe wenigstens bemerkt, daß bei den Diners im Hause meines Onkels kaum von etwas anderem, als vom Stande der Kurse und den günstigen oder ungünstigen Konjunkturen für die verschiedenen Handelsartikel gesprochen wird. So bin ich berechtigt, ähnliche Neigungen auch bei Ihnen vorauszusetzen, da ich von der Firma Williams stets mit beängstigendem Respekt reden höre."

„Ein Respekt, den Sie jedenfalls nicht teilen, mein Fräulein," bemerkte er mit leichter Ironie.

„O doch," versicherte sie, „ich glaube auf die Autorität meines Onkels hin, daß das Haus Williams eine hervorragende Stellung einnimmt; nur bin ich aus meinem Elternhause her gewöhnt, keinen so hohen Wert auf den Gelderwerb zu legen, dort interessierte man sich mehr für Wissenschaft, Kunst, Politik, mit einem Wort für alles, was das geistige Leben fördert."

„Wollen Sie mir die Bemerkung gestatten," entgegnete er, „daß den Erwerb des Geldes meistens nur die so gering anschlagen, die in der glücklichen Lage sind, frei darüber verfügen zu können, und so gewissermaßen seinen Wert unterschätzen."

„Ach!" sagte Priska, während eine feine Röte in ihre Wangen stieg.

„Andererseits aber," fuhr er fort, ohne ihr Wort zu beachten, „ist denn doch das Zustandebringen eines möglichst günstigen Rechenexempels nicht die einzige Aufgabe des Kaufmanns. Was der Handel für die Kulturentwickelung, die Förderung von Industrie und Gewerbfleiß und dadurch für die Hebung des Volkswohlstandes und der Volksbildung thut, das ist eine so weitverzweigte und bedeutungsvolle Frage, daß sie sich in einer gesellschaftlichen Unterhaltung mit einer jungen Dame kaum berühren, noch viel weniger erschöpfen läßt," schloß er, in einen leichten Ton übergehend.

„Ich hoffe Sie noch einmal davon zu überzeugen, daß junge Damen sich auch gern auf die Erörterung ernster Themas einlassen," erwiderte Priska und fuhr dann ablenkend fort: „Sie gefallen sich bei uns in Hamburg?"

Digitized by Google

„Ich bin noch zu kurze Zeit hier, um mir ein endgiltiges Urteil gebildet zu haben."

„O, der reservierte Amerikaner!" lachte sie. „Und doch — ich habe in meines Onkels Hause so vielfach Gelegenheit gehabt, mit Amerikanern und Engländern zusammenzukommen, daß ich glaube, ihre Art beurteilen zu können, und möchte wetten, daß Sie keiner sind, auch Ihr reines, ohne jeden fremdländischen Accent gesprochenes Deutsch verrät Sie, bekennen Sie nur, daß Sie trotz Ihres englischen Namens ein Deutscher sind." Sie hatte das in neckendem Ton gesagt und sah ihn mit ihren hellen Augen forschend an.

Georg zögerte einen Moment mit der Antwort; sollte er das Geheimnis seiner Nationalität, das er strenge zu wahren gedacht hatte, so schnell aufgeben? Und doch konnte er sich zu einer direkten Unwahrheit, zumal diesem klaren Blick gegenüber, nicht entschließen. So sagte er: „Allerdings, der Geburt nach ein Deutscher, doch war ich seit früher Jugend in Amerika, so daß es mir zur Heimat geworden ist."

„O, das begreife ich nicht," rief Priska lebhaft, „ich meinte, wir Deutschen könnten niemals die Liebe zum Vaterlande verlernen. Wenn sie auch in Ihnen schlummerte, erwachte sie nicht zu voller Stärke, als Sie den deutschen Boden wieder betraten?"

„So fanden Sie keine Verwandte oder Freunde, auf die Sie sich freuten, die Sie empfingen?" fragte sie mit dem Ausdruck aufrichtiger Teilnahme.

„Die einzige alte Freundin, die ich in Deutschland fand, verlor fast am Tage meiner Ankunft ihren einzigen Sohn, der das ganze Glück ihres Lebens ausmachte, im Duell."

Kaum daß er es ausgesprochen, bereute er es auch schon. Diese freundlichen Augen, diese warme, teilnahmsvolle Stimme hatten ihm mehr entlockt als richtig war. Er fuhr tief aufatmend mit der Hand über die Augen und so sah er nicht das erschrockene Zusammenzucken Priskas.

„Ihre alte Freundin lebt hier?" fragte sie.

„Nein, in Königsberg."

Sie preßte die Hände fest ineinander, eine Frage nach dem Namen schwebte ihr auf den Lippen, doch sie unterdrückte sie; es mußte ja Frau Limburger sein.

„Vergeben Sie, daß ich Sie mit allerpersönlichsten Erlebnissen behellige," fuhr Georg fort, „die für Sie nicht von dem geringsten Interesse sind."

„O doch — Sie irren," versicherte Priska, „ich fühle mit Ihnen, was Sie gelitten haben. Es ist etwas Schreckliches um das Duell, eine grausame Forderung der Ehre, die wohl nur Männer verstehen können."

All ihr Mitleid für Helmuth, den sie in Festungshaft wußte, hatte sich plötzlich in Groll verwandelt, sie zürnte ihm von ganzem Herzen und hatte nur den Wunsch, daß Mr. Smith niemals erführe, daß er es sei, der jenen jungen Mann getötet. Aber vielleicht war er es auch gar nicht, vielleicht war es eine thörichte Einbildung von ihr. Einen Augenblick schwiegen beide, sie konnten nicht den rechten Übergang in ein anderes Gesprächsthema finden, und so war es Priska lieb, als sie bemerkte, daß der Sohn des Konsuls Spärmann, ihr Tischnachbar, den Flügel öffnete.

„Ich soll spielen," wandte sie sich an Georg, „mein Onkel sieht es gern, wenn seine Diners ein musikalisches Nachspiel haben. Lieben Sie Musik?"

„Gewiß, so viel bin ich Deutscher geblieben," erklärte er lächelnd.

„Sagen Sie mir, was ich spielen soll."

„Ein Beethovensches Adagio," bat er.

„O weh, damit wird mein Onkel nicht zufrieden sein, er liebt das heitere Genre und so eine Art von Janitscharenmusik. Sein Lieblingsstück ist die fanfare militaire von Ascher."

„Ich nehme alles auf mich," versprach Georg, und Priska antwortete mit einem heiteren Nicken, während sie dem jungen Herrn Spärmann folgte, der sie mit einer höflichen Redensart holen kam.

Schon bei den ersten Takten des wundervollen Adagios aus der Sonate pathetique sah Georg Herrn Krenfeld die Stirn runzeln und sich unruhig hin- und herbewegen. So trat er an ihn heran und flüsterte: „Fräulein Holitz war so gütig, auf meine ausdrückliche Bitte eben dieses Adagio zu wählen."

Herrn Krenfelds Miene erhellte sich sofort. „Vortrefflich," erwiderte er im Flüsterton, „Sie lieben Beethoven, sehr klassisch, sehr schön, meine Nichte soll Ihnen öfter vorspielen, sie spielt gut, nicht wahr?"

Als Priska sich vom Flügel erhob, trat Georg sofort wieder an sie heran und blieb in lebhaftem Gespräch mit ihr, bis sich bald danach die Gäste verabschiedeten.

Frau Krenfeld ging dann auf ihr Zimmer, um die ihr höchst unbequeme Gesellschaftstoilette mit einem behaglichen Hausanzuge zu vertauschen, und begab sich darauf in das Wohnzimmer; sie wußte, daß ihr Mann sie dort erwartete, der es liebte, nach einem Diner noch eine Tasse Thee zu nehmen. Er kritisierte dann das Menu, die Bedienung, die gesamte Einrichtung, wobei es selten ohne Tadel für sie abging. Heute zumal, wo für Mr. Smith alles besonders vortrefflich hatte sein sollen, ging sie mit Herzklopfen hinunter; sie selbst war nicht ganz zufrieden, der Fisch war um ein Atom zu stark gewürzt gewesen und die Spargel nicht von der abnormen Größe, die neulich bei dem Diner bei Konsul Spärmann allgemeines Erstaunen erregt hatten. So lag auf Frau Minnas freundlichem Gesicht eine Wolke, als sie eintrat; doch zu ihrem Erstaunen strahlte das ihres Gatten in hellstem Sonnenschein. Er saß mit weit fortgestreckten Beinen auf dem Sofa, nahm bei ihrem Eintritt die Cigarre aus dem Munde und rief ihr entgegen: „Das war ein sehr gelungenes Diner. Ich war wie auf den Kopf geschlagen, daß mir diese Möglichkeit gar nicht eingefallen ist, man muß nur klug zu Werke gehen und dem natürlichen Lauf der Dinge nachhelfen."

Frau Minna atmete erleichtert auf, doch sie verstand die Andeutung ihres Mannes nicht, und das liebte er durchaus nicht. So klang ihre Frage: „Was meinst Du damit?" ziemlich schüchtern.

Er lachte hell auf. „Du hast nichts gemerkt?

Digitized by Google

Ihr Frauen pflegt doch darin schlauer zu sein als wir, Priska gefiel Mr. Smith ganz gewaltig."

„Du glaubst? Sie sah heute auch sehr gut aus, die neue Frisur, die sie von der Reise mitgebracht hat, steht ihr vortrefflich."

„Wir müssen Smith an unser Haus zu fesseln suchen," fuhr Herr Krenfeld fort, „er ist eine ausgezeichnete Partie, es wäre eine glänzende, eine geradezu glänzende Versorgung für Priska, und welch unberechenbare Folgen hätte eine verwandtschaftliche Verbindung mit ihm für das Geschäft. Der Vertrauensmann von G. A. Williams quasi mein Schwiegersohn! Außerordentlich, ganz außerordentlich, man könnte sich möglicherweise associieren, welchen Klang würde das an der Börse haben! Es wäre ein Ereignis von großartigen Folgen!"

Frau Krenfeld war erstarrt über die weitgehenden Kombinationen ihres Mannes, aber sie fürchtete sie auch ein wenig, er neigte zu starken Hoffnungen und sie wußte aus Erfahrung, welche Verstimmung folgte, wenn sie sich nicht erfüllten. So wagte sie die Bemerkung: „Vielleicht war es doch nur ein vorübergehendes Wohlgefallen bei ihm, Priska hatte heute keine Rivalin und — sie selbst weiß genau, was sie will."

Herr Krenfeld lachte. „Mein liebes Kind, so dumm wird Priska hoffentlich nicht sein, Mr. Smith nicht zu wollen. Er ist ein junger, hübscher Mann mit angenehmen Formen, etwas unnahbar, mit einer finsteren Falte zwischen den Brauen, so etwas gefällt den Mädchen, und er bietet ihr eine vollständig gesicherte Zukunft, was sollte sie also gegen ihn einzuwenden haben? Sollte es dennoch der Fall sein, so wäre es Deine Sache, sie zu beeinflussen. Smith nehme ich auf mich, man muß ein wenig hinter den Coulissen zu wirtschaften verstehen."

Frau Krenfeld sah nicht sehr erfreut über die ihr in Aussicht gestellte Aufgabe aus. Bevor sie noch Zeit zu einer Erwiderung gefunden hatte, trat Priska ein, von dem Diener gefolgt, der das Theegeschirr trug und es auf einem Nebentisch ordnete. Sie goß schweigend das Wasser aus dem kleinen silbernen Kessel in die Theekanne, und Herr Krenfeld betrachtete wohlgefällig ihr feingeschnittenes Profil und die graziösen Bewegungen ihrer Hände. Sie hatte die Gesellschaftstoilette noch nicht abgelegt und sah wirklich sehr hübsch und elegant aus. Er war stolz auf die Nichte, die durch ihre Schönheit und einen gewissen vornehmen Chic ihm imponierte und seinem Hause Schmuck und Reiz verlieh. Heute aber war dieser Stolz hoch gewachsen, da sie das Wohlgefallen einer so wichtigen Persönlichkeit wie Mr. Smith erregt hatte.

Er wartete ungeduldig auf irgend eine Bemerkung Priskas über diesen, oder doch zum mindesten über das heutige Diner, doch sie blieb aus. So sagte er, als sie ihm die gefüllte Tasse reichte: „Nun, Du unterhieltest Dich ja lange mit Mr. Smith; Ihr spracht wohl von Musik, er hatte sich ja von Dir ein Stück von Beethoven erbeten? Er ist ein angenehmer Mann, wie?"

Die Tasse klirrte in ihrer Hand und sie wandte sich wieder dem Theetisch zu, als sie, ohne die Augenlider zu erheben, die Antwort umgehend, erwiderte: „Leider habe ich aus seinen Mitteilungen mit ziemlicher Sicherheit entnommen, daß Helmuths Gegner im Duell und dessen Mutter ihm nahe befreundet sind, so daß der unglückliche Ausgang ihn sehr schmerzlich getroffen hat."

„Donnerwetter," fuhr Herr Krenfeld auf, „das ist ja eine verteufelte Geschichte. Ich ahnte gar nicht, daß er hier irgendwelche Beziehungen hat."

„Er ist ein Deutscher von Geburt," sagte Priska, „doch seit früher Jugend drüben in Amerika und hatte hier nur diese einzigen Freunde. Er nannte allerdings keinen Namen, doch Zeit, Ort und Verhältnisse stimmten so auffallend, daß ich mich schwerlich täusche. Vielleicht thun wir gut, Helmuth zunächst in seiner Gegenwart nicht zu erwähnen."

„Natürlich," stimmte Herr Krenfeld zu, „er darf auf keinen Fall erfahren, daß Helmuth Dein Bruder ist; sehr günstig, daß Ihr nicht denselben Namen führt, diese thörichte Duellgeschichte könnte uns sonst vielleicht teuer zu stehen kommen. Du wirst nun die Pflicht haben, doppelt liebenswürdig zu Mr. Smith zu sein, da Du auf das Konto Deines Bruders etwas bei ihm gut zu machen hast. Es wird Dir ja wohl nicht allzu schwer werden," fügte er schmunzelnd hinzu.

Im ersten Augenblick war ihm Priskas Mitteilung, die seine erfreulichen Berechnungen zu durchkreuzen schien, sehr unangenehm gewesen; doch der kühle Verstand überwog bei ihm zu sehr jede Gemütsregung, als daß er damit nicht sofort zu der Überzeugung gelangen sollte, daß nichts zu befürchten sei. Priskas Stiefbruder hatte einen jungen Menschen erschossen, mit dessen Familie Smith in irgend welcher Beziehung stand, allerdings für ihn ein unangenehmer Empfang auf europäischem Boden, der vielleicht imstande wäre, eine Annäherung an Priska zu erschweren, wenn er von ihrer Verwandtschaft mit Helmuth erführe. Eben deshalb mußte er es vorläufig nicht erfahren, und wenn erst alles zwischen beiden so weit gediehen war, wie er es wünschte und hoffte, so war die Geschichte ohne jede Bedeutung.

— — — — — — — — — — —

Priska erwachte am nächsten Morgen früh, nach einer unruhig verbrachten Nacht. In ihre Träume hatte sich fortwährend das Bild eines mit durchschossener Brust blutüberströmt am Boden liegenden Jünglings gedrängt, und als sie die Augen aufschlug, sah sie den düsteren Blick Georgs vor sich, mit dem er gesagt, die Heimat habe ihn nicht freundlich gegrüßt. Sie zürnte sich selbst über eine Unruhe, die sie thöricht und nutzlos nannte, warf sich, ohne nach der Jungfer zu klingeln, in ihr Negligé und begann, noch ehe sie zum Frühstück hinunterging, einen Brief an Franziska; das würde sie auf andere Gedanken bringen, meinte sie. Doch alsbald war sie bei der Mitteilung angelangt, daß sie gestern die Bekanntschaft eines Mr. Smith, eines Deutsch-Amerikaners gemacht habe, der sich sehr vorteilhaft von den anderen jungen Herren der hiesigen Gesellschaft unterscheide — und dann brach sie kurz ab, legte die Feder fort und drückte die Hände gegen die brennenden Wangen.

Digitized by Google

Als sie dann nach einer Weile wieder zu schreiben fortfuhr, erwähnte sie Helmuths, der bösen Haftzeit, um die sie ihn bedauere, dann aber flossen einige herbe Worte hinein, daß er um unbedeutende Veranlassung ein hoffnungsvolles junges Leben geendet, eine Mutter ihres Sohnes beraubt habe, und sich nicht einmal einen Vorwurf daraus zu machen scheine. „Ich verstehe das alles nicht und es quält mich," schloß sie.

In Franziskas bald einlaufender Antwort hieß es:

„Denke Dir, liebste Priska, wir, Papa, Mama und ich, sind neulich in Pillau gewesen; eine Fahrt dorthin ist immer sehr amüsant, ich sitze gern auf der Kolonnade des Gasthauses und sehe mir das belebte Treiben im Hafen an, der augenblicklich ganz voller Schiffe liegt. Und nun rate einmal, wer da mit uns Kaffee trank? Herr Assessor von Tilmans. Papa ist nämlich von alters her mit dem Kommandanten befreundet und so gestattete er es natürlich unbedenklich; ich glaube, daß sonst dergleichen eigentlich nicht erlaubt ist. Dein Bruder sieht ganz wohl aus und war auch während der Stunde sehr vergnügt; ich glaube, er hatte, während wir da so beisammen saßen und plauderten und scherzten wie sonst, ganz vergessen, daß er ein armer Gefangener ist. Übrigens geht es ihm gut, er studiert fleißig, wie er uns sagte, liest viel, geht spazieren, und der Kommandant — nun, er ist eben Papas Freund, macht ihm die dumme Geschichte so leicht als möglich. Wer weiß, vielleicht hat Papa wieder einmal Lust hinüberzufahren. Wie schade nur, daß Du nicht dabei sein konntest, Herzens-Priska! Deine neulich ausgesprochenen Bedenken über die Handlungsweise Deines Bruders hast Du hoffentlich längst überwunden; offen gestanden, ich begriff Dich nicht. Sei mir nicht böse, wenn ich sie auf Rechnung der Kreise schreibe, in denen Du leider zu leben gezwungen bist, und die das starke Ehrgefühl, das in den unseren herrscht, wohl nicht richtig zu beurteilen verstehen. Ein Mann kann sich eben der Notwendigkeit des Duells nicht entziehen, und wenn er dann versucht, die Gefahr von sich abzuwenden und es ihm gelingt, weil er der bessere Schütze ist, so trifft ihn doch deswegen kein Tadel. O, Priska, wenn Dein Bruder getötet wäre, ich kann es nicht ausdenken, und Du auch nicht, ich weiß es, denn Du liebst ihn. Und nun plage Deinen thörichten Kopf nicht mit nutzlosen Grillen, sondern sei glücklich, daß er lebt."

Priska lächelte, als sie das Blatt las. Ja, Franziska hatte recht, sie hatte die Sache wohl zu tragisch genommen — ein Ereignis, wie es sich hundertfach wiederholt, ein Schicksal, dem auszuweichen nicht in der Macht des einzelnen liegt, der dem Ehrbegriff seiner Zeit unterthan ist.

Sie hatte seitdem Mr. Smith öfters wiedergesehen, die Sache war zwischen ihnen nicht mehr berührt worden und sie fing an zu glauben, daß er den ersten schmerzlichen Eindruck überwunden habe. Ja, sie hatte entdeckt, daß sein düsteres Auge sich wundersam erhellen und strahlend leuchten konnte, und schon bei dem Gedanken daran begann ihr Herz stärker zu klopfen.

Georg liebte die Geselligkeit nicht; hatte seine verschlossene Natur ihn schon in der Knabenzeit auf sich selbst gestellt, so waren die nachfolgenden Ereignisse noch mehr Veranlassung geworden, daß er das gesellschaftliche Leben nicht suchte und begehrte. In New-York waren auch nach dieser Seite keine Anforderungen an ihn gestellt, er hatte nur seiner Arbeit gelebt und kaum irgend welche Bekanntschaften außerhalb seiner geschäftlichen Beziehungen gemacht. Hier lagen die Verhältnisse anders; es herrschte ein reges geselliges Leben in dem Kreise der reichen Kaufleute Hamburgs und man zeigte von allen Seiten das eifrigste Bestreben, ihn, den neuen Ankömmling, an sich heranzuziehen und auszuzeichnen. Georg sah ein, daß man ihm unter diesen Umständen eine schroffe Zurückhaltung verübeln würde und daß er es somit seiner Stellung, ja gewissermaßen seinem Chef, der ihm diese mit Vertrauen übertragen hatte, schuldig sei, sich dem Gesellschaftsleben anzuschließen und den wiederholt an ihn ergehenden Einladungen zu folgen. Daß Priska ein starker Magnet war, der ihn in diesen Kreis zog, verhehlte er sich selbst nicht. Überall traf er mit ihr zusammen und ihre hellen Augen leuchteten auf, sobald sie seiner ansichtig wurde. War es Zufall oder Absicht, genug, es fügte sich immer wieder, daß er an ihre Seite kam, und bald nahm dann ein ernstes Gespräch oder ein fröhliches Geplauder sie so in Anspruch, daß sie sich um die übrige Welt kaum kümmerten. Er war in seinem früheren Leben wenig oder gar nicht mit Frauen in Berührung gekommen, so war es ein neuer, wunderbarer Zauber, der von dem holden Mädchen auf ihn ausging, und er gab sich ihm zunächst widerstandslos hin, ohne an das, was daraus folgen könnte, zu denken. Er hatte seine Wohnung so gewählt, daß einige Zimmer für Frau Limburger bereit standen, wenn er den Augenblick gekommen glaubte, ihr sein Haus anzubieten. Er unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit ihr und aus jedem ihrer Worte ging hervor, wie tief und schwer sie unter dem Verlust ihres Sohnes litt.

„Ich frage mich oft, weshalb ich noch lebe," schrieb sie, „seit Leo tot, ist mein Leben so inhaltlos geworden; was haben wir Alten auf der Welt zu thun, wenn wir nicht für die Jungen leben und sorgen dürfen. Und hätte noch ein natürlicher Tod ihn mir genommen, es wäre ja dasselbe Entbehren und Trennen, aber ich müßte mir sagen: wie viele sterben in der Blüte des Lebens, das ihnen noch alles zu verheißen schien; doch daß er als ein Opfer dieser entsetzlichen, thörichten Forderung der sogenannten Ehre fallen mußte, und noch dazu von der Hand eines, den ich einmal lieb hatte, das ist unüberwindlich. Ich sollte Dir nicht so schreiben, Dein Herz nicht mit meinem Kummer belasten, allein es drängt mich hier und da zu einer Aussprache, und ich habe ja niemand als Dich."

Als Georg diese Zeilen las, war er entschlossen, Frau Limburger nun sofort zu bitten, daß sie in sein Haus kommen möge. Das war am Morgen,

Digitized by Google

doch als der Abend kam, war der Brief nicht geschrieben. Er empfand neben der fürsorgenden Liebe für die mütterliche Freundin doch eine unbestimmte Scheu davor, durch die Gegenwart der tief Trauernden die freudige, lebensfrohe Stimmung zu lähmen, die in ihm, als ein völlig Neues und Fremdes, erwacht war. „Ein Leben der Arbeit und Pflicht" war bisher der Wahlspruch gewesen, mit dem allein er gemeint hatte, siegreich gegen den im Hintergrunde seiner Seele wieder und wieder aufdämmernden Schatten der Vergangenheit ankämpfen zu können. Jetzt dünkte es ihn, als könne doch einmal die Stimme, die ihm stets zuraunte: Mörder und Zuchthäusler, zum Schweigen kommen. Wer könnte sich denn rühmen, in seinem Leben nicht einen dunklen Punkt zu haben, an den zu rühren er sich scheuen muß, ohne daß er darum auf alles, was Glück und Daseinsfreude heißt, verzichten müßte. Es waren das alles momentan aufsteigende Gedanken, denen nachzuhängen, gar ihnen eine feste Gestalt zu geben, er sich scheute. Doch wenn er Priska gegenüberstand und in ihre Augen sah, in denen er immer eine Frage nach dem Unbekannten, das noch kommen sollte, zu lesen meinte, dann wußte er: so sieht das Glück aus, Dein Glück. Und wenn er sah, daß bei seinem Eintritt eine sanfte Röte ihr Antlitz überflog und ein halb unbewußtes Lächeln ihn grüßte, dann wußte er auch, daß es in seine Hand gegeben war, dies Glück auch zu besitzen.

Als Priska nach jenem ersten Diner zu Ehren Georgs Fräulein Ulrike von ihrem Gespräch mit ihm erzählt hatte, war ihren klugen Augen des Mädchens Erregung nicht entgangen.

„So, so," sagte sie, „nun, ich kann mir denken, daß mein Bruder nicht eben erbaut davon ist, daß sich die Krefeldsche Verwandtschaft diesem Mr. Smith so wenig angenehm präsentiert, obgleich er selbst am besten weiß, daß die reichen Leute ihr Herz bei ihren Handelsgeschäften nicht mitreden lassen. Doch daß Du auch ein so lebhaftes Interesse an ihrem günstigen oder ungünstigen Verlauf nimmst, ist mir neu."

„Aber Tante, daran habe ich doch gar nicht gedacht," verteidigte sich Priska.

Fräulein Ulrike warf, von ihrer Arbeit aufsehend, einen ihrer kurzen, scharfen Blicke auf ihr erregtes Gesicht. „Was denn?" fragte sie.

„Ich bedauere, daß ihn, der als Fremdling in die Heimat zurückkehrt, dort statt Freude Schmerz empfängt und daß ihm dieser gerade von meinem — einem, der zu uns gehört," verbesserte sie sich, „kommen muß, das ist's."

Sie hatte dabei in dem neben Fräulein Ulrike stehenden Korb mit Seidenflicken, aus denen diese eine kunstvolle Decke zusammensetzte, achtlos gewühlt.

„Schone gefälligst meine Flicken," sagte Fräulein Ulrike, den Korb näher an sich heranrückend, „im übrigen scheint mir die Mutter des jungen Menschen, den Helmuth da um nichts und wieder nichts über den Haufen zu schießen für gut fand, viel bedauernswerter als dieser Mr. Smith — der wird sich ja trösten."

Wieder streifte sie Priskas Gesicht mit prüfendem Blick, und als sie die zuckenden Lippen sah, die etwas erwidern zu wollen schienen und dann doch schwiegen, lächelte sie in sich hinein.

Als Georg das nächste Mal zu Krenfelds geladen war, befand sich Fräulein Ulrike ebenfalls in der Gesellschaft; sie beteiligte sich bei solcher Gelegenheit meistens wenig an der Unterhaltung und warf nur dann und wann ein Wort hinein, welches bewies, daß sie scharf beobachtete und nicht zur Schonung geneigt sei. So war sie bei den Krenfeldschen Gästen wenig beliebt.

„Die Leute in Euren Gesellschaften mögen mich nicht, aber ich mag sie auch nicht," pflegte sie zu sagen, „sie sind wie ein Gallert, wenn man etwas Festes gefaßt zu haben meint, entschlüpft es einem wieder." An Georg indessen fand sie Wohlgefallen. „Er gehört nicht zu den Dutzendmenschen," meinte sie schon nach dem ersten Abend.

Seitdem konnte man sicher sein, daß, sobald Georg bei Krenfelds war, auch Fräulein Ulrikens Stock in das Zimmer stapfte.

„Sie können auf die Eroberung, die Sie an meiner Schwester gemacht haben, stolz sein," scherzte Herr Krenfeld mit Georg, „sie schenkt ihre Gunst nicht leicht jemand und hat sich bis dahin mit Vorliebe unseren kleinen Gesellschaften fern gehalten. Wenn sie ein junges Mädchen wäre —" er unterbrach sich durch ein lautes Lachen.

„O, ich weiß auch das Wohlwollen alter Damen zu schätzen," versicherte Georg, „ich freue mich jedesmal, sobald Ihr Fräulein Schwester mir eine Unterhaltung gönnt; kluge Damen mit einem selbständigen Urteil ziehen uns Amerikaner stets an."

Priska bemerkte die freundliche Annäherung der beiden mit besonderer Freude. Tante Ulrike hatte Georg gern, sie, die so wenigen ihre Gunst schenkte, und er entdeckte in der rauhen Schale den trefflichen Kern der alten Dame, beides erfüllte sie in gleicher Weise mit stolzer Freude. Jetzt schlüpfte sie noch öfter als sonst in Tantens stilles Zimmer, ein neues Band verknüpfte sie mit ihr und während sie es Herrn und Frau Krenfeld gegenüber fast ängstlich vermied, Georgs Namen zu nennen, sprach sie dort aber nur zu gerne von ihm.

Fräulein Ulrike stellte sich ganz unwissend, in ihrem Herzen aber wurde sie ungeduldig. „Weshalb dieser Smith sich nur immer besinnt?" fragte sie sich, „er muß doch längst wissen, daß die Priska ihn lieb hat und er — nun, da müßte man ja keine Augen im Kopfe haben, wenn man nicht sehen sollte, wie sein Gesicht in Glück und Liebe leuchtet, wenn er sie bloß anschaut. Hat er keine Courage? So kommt er mir nicht vor. Aber diese jungen Leute meinen immer Zeit zu haben und das Leben ist doch so kurz und die Jugend noch kürzer, da muß man das bißchen Glück schnell beim Schopfe fassen."

Und sie beschloß, ihm ein wenig Feuer unter den Stuhl zu machen, wie sie sich in ihrem Sinn ausdrückte.

Es bot sich ihr bald eine ihr günstig scheinende Gelegenheit dazu. In einem kleineren Kreise, der sich am Abend bei Krenfelds versammelt hatte, wurde

Digitized by Google

musiziert. Priska begleitete dem jungen Spärmann, der eine hübsche Tenorstimme hatte, einige Lieder, und entschloß sich dann auf sein dringendes Bitten, ein Duett mit ihm zu singen, obgleich sie wiederholt versicherte, daß man mit einer so unbedeutenden Stimme wie die ihre, eigentlich nur sich selbst vorsingen dürfe.

Trotzdem ihre Stimme wirklich schwach war, hatte sie doch einen angenehmen Klang und schmiegte sich dem volleren Tenor sympathisch an. Fräulein Ulrike hörte zuerst aufmerksam zu, dann kniff sie das linke Auge zu, wie sie zu thun pflegte, wenn ihr ein besonders schlauer Gedanke durch den Kopf ging und wandte sich dann an Georg, der neben ihr saß.

„Im Duett passen die beiden Stimmen gut zusammen," sagte sie, „ob sie im Leben auch immer so harmonisch klingen werden, wer weiß!"

Er sah sie zuerst ziemlich verständnislos an, dann fühlte er, daß ihm plötzlich heiß wurde.

„Ich fürchte, daß das umgekehrte Verhältnis eintreten, das heißt, ihre Stimme die stärkere sein wird, der gute Viktor Spärmann ist ein recht unbedeutender Mensch."

„Ich verstehe wirklich nicht —" brachte Georg mühsam über die Lippen, „Sie meinen —?"

„Daß er sich sehr lebhaft um Priska bewirbt, sollten Sie das noch nicht bemerkt haben?"

Georg fuhr mit der Hand durch das Haar, daß es sich hoch aufbäumte. „Und Sie glauben, daß Fräulein Priska ihn —"

Er stockte, ihm war es unmöglich, das Wort auszusprechen, und so war es Fräulein Ulrike, die gleichmütig fortfuhr: „Ihn liebt? Nein, das thut sie entschieden nicht, doch sie wäre ja nicht das erste Mädchen, das einen Mann aus anderen Gründen nimmt; weil er eine gute Partie, ein achtungswerter Mann ist, weil ihr zugeredet wird, weil der, den sie haben möchte, den Mund nicht aufthut u. s. w. Offen gestanden, etwas dergleichen vermute ich bei Priska, sie ist in der letzten Zeit nicht so heiter und frisch wie sonst, auch etwas blaß ist sie geworden."

„Sie halten es für möglich, daß Fräulein Priska aus solchen Gründen einer Werbung Gehör geben könnte, zu der ihr Herz nicht seine Zustimmung giebt?" sagte Georg, „nein, mein Fräulein, das thut sie nicht."

Fräulein Ulrike zuckte die Achseln und erwiderte: „Mein bester Mr. Smith, ich glaube denn doch meine Nichte besser zu kennen als Sie, sie ist keine Ausnahme von der Regel und wünscht sich zu verheiraten wie jedes Mädchen, ja, ja, mein Herr, wie jedes Mädchen, sehen Sie mich nicht so erstaunt an, auch ich habe das einmal gewünscht, und wenn einer behauptet, es aus Grundsatz nicht zu wollen, so ist das, weil die Trauben hoch hängen. Und so wird auch Priska den Viktor Spärmann nehmen und trifft damit noch nicht die schlechteste Wahl; er hat das Pulver nicht erfunden, aber er ist reich, gutmütig, brav, ein ganz rechtschaffener Mensch, der auch einer rechtschaffenen Familie angehört, sie bekommt einen guten, geachteten Mann."

Fräulein Ulrike fiel es nicht im entferntesten ein, daß Priska den jungen Spärmann heiraten könnte, doch sie wollte Georg eifersüchtig machen und ihn veranlassen, sich je eher je lieber zu erklären.

Georg atmete tief auf, ihm war es plötzlich beklommen geworden, als ob ihm ein Stein auf der Brust läge. „Sie glauben," begann er mit gepreßter Stimme, „daß Fräulein Priska auf diese Dinge — diese sogenannte bürgerliche Rechtschaffenheit, ein großes Gewicht legt?"

„Nun, — mein Gott — ja — sie hat wohl nicht darüber nachgedacht, kommt auch nicht in Frage, denke ich, wird ja wohl nie ein Mordbrenner und Zuchthäusler, so ein Räuber Jaromir, bei ihr anfragen, den würde sie dann wohl ziemlich schnöde abweisen."

„Sie meinen wirklich?"

Fräulein Ulrike lachte. „Ja, ich meine wirklich, daß sie einem mit der Sträflingsjacke den Laufpaß geben würde. Aber sieh mal an, da haben wir geschwatzt und geschwatzt und dabei den Schluß des Duetts nicht gehört, wenigstens ich nicht, Sie haben vielleicht trotzdem besser zugehört, und nun stimmen Sie schnell in den allgemeinen Beifall ein, sonst gelten Sie für einen blasierten Amerikaner."

Georg erhob sich rasch und klatschte mechanisch wie die anderen. Er war leichenblaß geworden; war es Zufall gewesen, was Fräulein Ulrike da gesagt hatte, oder wußte sie — hatte man eine Ahnung von seiner Vergangenheit, wollte sie ihm einen Wink geben, daß er seine Augen nicht zu Priska erheben dürfe? Es schien so unwahrscheinlich und doch — nicht unmöglich! Er entschuldigte sich mit dringenden Briefen, die noch zu erledigen seien und verließ früher als die anderen die Gesellschaft.

Er ging stundenlang ruhelos in seinem Zimmer auf und ab, all die hellen, schönen Zukunftsbilder, die vor seinen Augen gestanden, waren zusammengesunken, er mochte denken und prüfen soviel er wollte. Hatte Fräulein Ulrike auch ihre Worte, wie es ihn jetzt immer sicherer dünkte, ohne Beziehung auf ihn gesprochen, so waren sie doch verhängnisvoll für ihn geworden. So viel Wert legte man also hier auf diese sogenannte bürgerliche Rechtschaffenheit, auf die Straflosigkeit vor dem Gesetz? Selbst Fräulein Ulrike mit ihrem klaren, klugen Sinn hielt diese Eigenschaft für selbstverständlich bei Priskas künftigem Gatten. Er hatte gemeint, die Liebe sähe nur den Mann, wie er jetzt geworden, sie frage nichts nach einer bösen, traurigen Vergangenheit — darin hatte er sich geirrt. Er hatte bisher noch nicht die Frage erörtert, ob er, wenn er von Priska Herz und Hand begehrte, ihr Wahrheit in Bezug auf diese Vergangenheit schuldig sei, ob nicht — er erwog sie auch jetzt nicht — was hätte es genutzt? Es war ihm auf einmal klar geworden, daß ein ganzes Leben nicht imstande ist, eine Jugendschuld vor den Augen der Welt zu sühnen, er durfte seine Hand nicht mehr nach einem reinen Glück ausstrecken. Er fühlte sich erbittert und völlig unfähig, in alter unbefangener Weise mit Krenfelds und gar mit Priska selbst zu verkehren. So schien es ihm am besten, sich ganz von dem geselligen Leben zurückzuziehen und jede Begegnung mit ihr

Digitized by Google

dadurch zu vermeiden. Es war ein Traum gewesen und jetzt war das Erwachen gekommen.

Seinem Vorsatz getreu, ließ er mehr als eine Woche verstreichen, ohne zu Krenfelds zu gehen; zwei Einladungen, bei denen er sicher sein konnte, mit ihnen zusammenzutreffen, lehnte er ab.

„Aber mein bester Mr. Smith," redete ihn Herr Krenfeld auf der Börse an, ihm beide Hände entgegenstreckend, „weshalb lassen Sie sich denn gar nicht sehen? Meine Damen sind ganz besorgt um Sie, Sie haben uns durch Ihre Liebenswürdigkeit verwöhnt, geradezu verwöhnt."

Georg lächelte verbindlich. „Sie sind sehr gütig; eine Fülle von Geschäften bedrängte mich, ich habe entdeckt, daß ich mich zu sehr von ihnen abziehen ließ und mich fortan ununterbrochen der Arbeit widmen muß.

„Ach, mein Bester, das ist — verzeihen Sie — jugendlicher Übereifer," behauptete Herr Krenfeld, „man muß andere für sich arbeiten lassen; ein paar Abendstunden müssen unbedingt dem Vergnügen, oder sagen wir, der Erholung gehören."

„Besser vielleicht der Ruhe," widerlegte Georg, „ich fühle mich angegriffen, nervös, die letzte Zeit mit ihren Anforderungen und dem völligen Wechsel der Lebenseinrichtung hat mich etwas mitgenommen. Ich bitte deshalb um freundliche Nachsicht, wenn ich —"

„O, ich bitte Sie, wie können Sie von Nachsicht sprechen," unterbrach ihn Herr Krenfeld, „doch glauben Sie einem alten Praktikus, dieses sogenannte Ausruhen macht einen überarbeiteten Menschen nicht frisch, und überarbeitet sind Sie, Sie sehen schlecht aus, nein, nein, Zerstreuung, Erheiterung, das ist das rechte Mittel. Also, wie wäre es, wenn Sie heute bei uns essen möchten, wir sind ganz unter uns, natürlich keine Spur von Diner, nur ein einfach bürgerliches Mittagessen." Er überlegte bereits, welche Delikatessen in der Eile diesem „bürgerlichen Mittagessen" hinzugefügt werden könnten.

Doch Georg blieb fest. „Ich bedauere, Ihre Güte ablehnen zu müssen; ich bin eben heute wirklich zu überhäuft mit Geschäften. Den Damen meine ergebensten Empfehlungen."

Er verabschiedete sich mit einer gewissen Hast, und Krenfeld sah ihm mit hochgezogenen Brauen nach. Was war denn das? Was er da gesagt hatte, war doch alles ein bloßer Vorwand gewesen, sollte er, nachdem alles sich so glücklich zu machen schien, sich plötzlich zurückziehen wollen? Das wäre!

Bei Tische hatte Herr Krenfeld heute an jeder Speise etwas zu tadeln, ein sicheres Zeichen, daß er übler Laune war, wie Frau Minna genau wußte; ihr breites Gesicht hatte sich in ängstlicher Spannung gerötet und ihre Augen hingen mit dem allerverzagtesten Ausdruck an ihm.

„Was ist denn mit Mr. Smith los?" begann er endlich, nachdem er das letzte Glas Wein geleert hatte „er lehnte heute eine Einladung von mir unter sehr gesuchten Gründen ab. Hat er etwas übelgenommen? Hat eine von Euch etwas mit ihm vorgehabt?"

Frau Minna sah sehr bestürzt aus und verneinte mit ängstlicher Hast. Priska versuchte eine gleichgültige Miene anzunehmen, konnte es jedoch nicht verhindern, daß eine helle Blutwelle ihr über Wangen und Stirn flutete. Was sie seit bangen acht Tagen gefürchtet, war also Wahrheit, er wollte sie vermeiden. Doch nicht um Helmuths willen? Selbst wenn er erfahren hätte, daß er ihr Bruder war, konnte sie denn für den Bruder einstehen? Fräulein Ulrike brummte etwas vor sich hin, das keiner verstand, schob geräuschvoll ihren Stuhl zurück und setzte, während sie aus dem Zimmer hinkte, sehr laut ihren Stock auf. Sie hatte ein böses Gewissen. „Hat der das mit dem Viktor Spärmann so ernsthaft genommen und will ihm ohne weiteres das Feld räumen?" fragte sie sich. „Wer kennt die Männer aus! Ich wollte so superklug sein und habe, glaube ich, eine greuliche Dummheit gemacht." Sie konnte diese Nacht nicht schlafen und allerlei Pläne kreuzten sich in ihrem Kopf. Sie fühlte die Verpflichtung, das Verdorbene wieder gut zu machen und jede Idee, wie das geschehen könne, die ihr im ersten Moment gut erschien, dünkte ihr im nächsten eine noch größere Dummheit als die erste, „mit der sie den ganzen Brei eingerührt", wie sie sich selbst schalt. „Es ist gerade so, als ob man hier ein Brett trüge," brummte sie, sich mit der Hand vor die Stirn schlagend.

Herr Krenfeld war schneller von Entschluß als sie. Er gab so leicht einen einmal gefaßten Plan nicht auf und ließ sich durch kleine Mißerfolge nicht abschrecken. So lud er am nächsten Tage einige genaue Bekannte ein und schrieb dann an Georg:

„Lieber Mr. Smith! Sie schlugen es mir gestern ab, uns zu besuchen, heute wiederholen Sie das hoffentlich nicht. Wir sehen abends ein paar Menschen bei uns — ein ganz kleiner Kreis — um acht Uhr, dann ruht jedes Geschäft und man ist verpflichtet, für seine Erholung zu sorgen — Sie sind es auch, bester Mr. Smith, denn Sie sahen gestern angestrengt und nervös aus. Auf eine Stunde wenigstens müssen Sie kommen, eine Absage würde ich als eine persönliche Kränkung auffassen. Ihr sehr ergebener

F. R. Krenfeld."

Georg fand diese Einladung, nach seiner gestrigen Absage, zudringlich und seine erste Empfindung war, daß er auch heute ablehnen wollte. Dann kam die Überlegung, daß Krenfeld ja nicht wissen konnte, was ihn plötzlich veranlaßte, sich von der Gesellschaft zurückziehen zu wollen, daß die Pflichten gegen Mr. Williams, die ihn zuerst veranlaßt hatten, auch die persönlichen Beziehungen zu den Leuten, mit denen er in Geschäftsverbindung stand, nicht zurückzuweisen, dieselben geblieben seien, und nicht zuletzt die Einsicht, daß ein Begegnen mit Priska doch früher oder später unvermeidlich sei — genug, er sagte zu.

Als er am Abend ziemlich spät bei Krenfelds eintrat, wurde er von dem Hausherrn mit einer ostentativen Freundlichkeit begrüßt, die er mit gemessener Höflichkeit erwiderte. In Priskas Augen leuchtete es zuerst freudig auf, als dann aber Georg ihr nur eine stumme Verbeugung machte, preßte sie

Digitized by Google

die Lippen zusammen, das Licht in ihren Augen erlosch und mit einer stolzen Kopfneigung dankte sie.

Fräulein Ulrike konnte den Moment kaum erwarten, daß Georg in ihre Nähe kam; sie stampfte, während er sich mit einigen Herren unterhielt, ungeduldig mit dem Stock auf die Erde, als könne sie ihn dadurch herbeirufen, und als er eben ein Gespräch über geschäftliche Angelegenheiten beendet hatte, stand sie neben ihm.

„Guten Abend, Mr. Smith," sagte sie, ihm die Hand bietend.

„Ah, Verzeihung, mein Fräulein, daß ich versäumte —"

„Das hat nichts zu sagen," unterbrach sie ihn, „ich freue mich, Sie wieder hier zu sehen. Sie waren nicht wohl, denke ich von meinem Bruder gehört zu haben?"

„O, kaum der Rede wert, nur etwas nervös, überarbeitet oder dergleichen."

Sie fixierte ihn. „Ja, wirklich, Sie sehen blaß aus, es liegt wohl in der Luft, auch die Priska war in diesen Tagen ganz bleichwangig."

Georg fühlte plötzlich eine seltsame Beklemmung — er blieb stumm.

Fräulein Ulrike, die um jeden Preis gut machen wollte, was sie neulich versehen hatte, fuhr nicht eben sehr diplomatisch fort: „Wissen Sie, mit dem, was ich da neulich von dem Viktor Spärmann sagte, habe ich mich doch geirrt, der hat keinerlei Aussichten, Priska denkt nicht sehr wohlwollend über ihn, also betrachten Sie das als nicht gesagt."

Georg neigte wie zustimmend den Kopf. „Herr Spärmann steht ja mit seinem untadelhaften Ruf wohl nicht einzig da, so daß Fräulein Holitz die Wahl bleibt," erwiderte er mit einer Bitterkeit, über die er sich schon im nächsten Augenblick ärgerte.

Fräulein Ulrike sah ihn etwas überrascht an, dann meinte sie lachend: „Nun, einige andere Eigenschaften wird der Mann, den Priska wählt, doch noch besitzen müssen."

„Doch stehen diese ganz und gar in zweiter Linie," behauptete er, wieder in den schroffen Ton fallend „die bürgerliche Rechtschaffenheit ist die erste Frage."

„Sie mögen recht haben, nur daß sie sich meistens von selbst versteht, so daß man nicht danach fragt."

Georg zuckte die Achseln und lenkte dann in ein anderes Thema über.

Er lehnte von nun an die an ihn ergehenden Einladungen nicht wieder ab, doch gesellte er sich meistens nur dem Herrenkreise zu und verabschiedete sich so früh als möglich. Mit Priska hatte er seitdem kaum ein Wort gewechselt, er vermied es, sich ihr zu nähern, und ihr schmerzlich getroffenes Herz hüllte sich in einen kühlen Stolz. Sie sah blaß und angegriffen aus und war meist still und ernst; wenn sie sich aber unter Fremden zu froher Laune zwang, so hatte diese doch etwas Unnatürliches und Gequältes. Sie litt ersichtlich, wenn auch vielleicht nicht so tief als Georg selbst. Er hatte fortgesetzt gegen das harte Gefühl anzukämpfen, daß all diese Menschen, die ihn so verbindlich anlächelten, so zuvorkommend behandelten, nur nach dem Schein sahen und urteilten, daß sie alle von ihm abfallen würden, wenn er plötzlich vor sie hinträte und ihnen sagte: ich habe einen Menschen getötet und bin dafür mit Zuchthaus bestraft. Die Ruhe und Sicherheit, die er in Amerika in Jahren angestrengter Arbeit gewonnen, hatte ihn verlassen, er fühlte sich elend und mit der Welt zerfallen, und wenn er früher geglaubt hatte, in treuer Pflichterfüllung Befriedigung finden zu können, so war es damit vorbei, seit einmal ein holder Glücksstern ihm aufgegangen war. Nur ein absichtslos hingeworfenes Wort stand zwischen dem damals und jetzt, doch es war genügend gewesen, ihm klar zu machen, daß seine Hoffnung ein Traum sei, dem die Wirklichkeit nicht entspreche.

Sein kühle Zurückhaltung blieb natürlich in der Gesellschaft nicht unbemerkt, man fing an, seine persönliche Liebenswürdigkeit zu bemängeln und ihn hochmütig und blasiert zu nennen. Namentlich im Krenfeldschen Hause war man nicht gut auf ihn zu sprechen; Herr Krenfeld konnte ihm nicht vergeben, daß er seine scheinbar so sicheren Kombinationen aus völlig unverständlichen Gründen plötzlich zu Falle brachte. Frau Minna, die unter der Mißstimmung ihres Gatten litt, führte diese auf Georg zurück, und Fräulein Ulrike grollte ihm um so heftiger, je mehr sie dadurch ihr eigenes unruhiges Gewissen zu beschwichtigen hoffte, denn daß der plötzliche Umschlag in seinem Bezeigen auf jenen Abend, an dem sie die Äußerung über Viktor Spärmann gemacht zurückzuführen sei, konnte sie sich nicht verhehlen. Priska schwieg, aber ihre stolz geschlossenen Lippen, sobald Georg eintrat, oder auch nur sein Namen genannt wurde, sprachen beredter als Worte.

VIII.

Die Weihnachtszeit war herangerückt und wie alljährlich sollte wieder im Anfang des Dezember ein Bazar zu wohlthätigem Zweck stattfinden, bei dem sich die Unternehmer jedesmal, um die Schau- und Kauflust zu reizen, irgend welche neue Überraschungen ausdachten. Diesmal sollten in dem festlich erleuchteten Saal elegante Zelte aus buntfarbigen Stoffen errichtet werden, in denen die jungen Damen in verschiedenartigen, den von ihnen feilgebotenen Waren angepaßten Kostümen den Verkauf besorgten. Daß Priska sich wie vor einem und vor zwei Jahren auch dabei beteiligte, war selbstverständlich, so wenig Lust sie in ihrer augenblicklichen Stimmung dazu hatte. Eine leise Andeutung, ob sie sich nicht von der Sache zurückziehen könne, versetzte den Onkel in hellen Zorn. Was man davon denken würde, brauste er auf, wenn Fräulein so — und so — er nannte ein halbes Dutzend Namen — ihren Stand im Saal hätten und seine Nichte nicht. Sollte man etwa glauben daß er die damit verbundenen Kosten scheue? Auch Frau Minna sagte mit einer ganz ängstlichen Stimme: „Aber Priskachen, welche Idee!" und selbst an Fräulein Ulrike fand sie keinen Bei-

Digitized by Google

stand. „Das fehlte noch," brummte diese bei sich. „daß dieser Smith den Triumph haben sollte, zu sehen, daß sie sich um seinetwillen von allerlei Lustbarkeiten zurückzieht."

Der Bazar, die Vorbereitungen zu demselben und die anzuschaffenden Kostüms waren während einiger Wochen das unerschöpfliche Gesprächsthema der jungen Damen, die ihren Ehrgeiz darin setzten, ihre Waren möglichst auszuverkaufen, und die Herren mit allerlei Scherz und Neckerei dazu verpflichteten, bei ihnen, natürlich zu den höchsten Preisen, zu kaufen.

Bei einer solchen Gelegenheit trat eine der unternehmendsten unter den jungen Fräuleins auf Georg zu, der eben in der Thür stand, und sagte: „Sie, Mr. Smith, der Sie zum ersten Mal unseren Bazar hier erleben, müssen ein heiliges Versprechen ablegen, bei jeder von uns zu kaufen. Sie haben ja die Ehre, sozusagen, ganz Amerika zu vertreten."

Also ermutigt, schlossen sich nun auch die andern Damen der Fordernden an, und Georg konnte nicht umhin, die verlangte Zusage zu geben. Nur Priska hatte geschwiegen, so daß endlich eines der jungen Mädchen zu ihr sagte: „Sie verstehen ihre Sache aber schlecht, Priska, Sie müßten Mr. Smith verpflichten, Ihnen mindestens den halben Inhalt ihres Zeltes abzunehmen. Gerade als Blumenverkäuferin dürfen Sie doch am ehesten auf die Kundschaft der Herren zählen."

Priska hob den Kopf mit einer stolzen Bewegung und sagte kühl: „Ich rechne darauf, meinen Vorrat zu verkaufen, ohne daß ich mir vorher Käufer werbe, die es vielleicht später als eine lästige Verpflichtung ansehen, ihr gegebenes Wort einzulösen."

Georgs gebräunte Wangen färbten sich mit einem tiefen Rot; war es Zorn oder Schmerz, was in ihm aufstieg? Hatte er solche schroffe Abwehr wirklich von ihr verdient — ahnte sie denn nicht, daß er litt? Ihre Blicke begegneten sich einen Moment, ob einer in des andern Auge zu lesen vermochte? Seine Stimme klang scharf und kalt, als er erwiderte: „Ich kann den Damen versichern, daß es mir auch ohne ein vorher gegebenes Versprechen, eine Ehre sein wird, von den Blumen des Fräulein Holitz zu kaufen."

„Was die beiden nur eigentlich gegeneinander haben mögen, flüsterte Fräulein Clotilde Rehburg dem Fräulein Amélie Werner zu, „anfangs war Mr. Smith fortwährend neben Priska und nun?"

„Wer kann's wissen?" erwiderte Fräulein Amélie achselzuckend, „Mr. Smith hat sich wohl gar nichts bei der Courmacherei gedacht, während Krenfelds es ernst nehmen; ich gönne ihnen die Niederlage, sie sind gar zu hochnasig."

— — — — — — — — — — — — — —

Am Tage vor der Eröffnung des Bazars, waren die jungen Damen in dem dazu bestimmten Lokal zusammengekommen, um die nun beinahe vollendeten Arrangements in Augenschein zu nehmen und die Verkaufsgegenstände in ihren Zelten zu ordnen. Es hatte dabei viel Scherz und Fröhlichkeit gegeben und auch Priska hatte sich mitziehen lassen und kam heiterer als seit lange nach Hause. Onkel und Tante waren ausgefahren, wie ihr der Diener berichtet hatte; sie legte in ihrem Zimmer die Straßentoilette ab, und wollte dann zu Tante Ulrike hinübergehen. Da klopfte es an ihre Thür und die Jungfer trat mit einer Karte ein: Friedrich habe sie eben heraufgebracht, der Herr wünsche das Fräulein zu sprechen. Priska las: von Dankwitz, Assessor. Helmuths Freund, sein Sekundant bei dem unglücklichen Duell; sie zögerte, ihn allein zu empfangen, sie hatte seit all den Monaten hier nicht mehr an Dankwitz gedacht, nun aber fiel ihr plötzlich ein, daß Franziska sie in Königsberg vielfach mit ihm geneckt, daß er ihr noch bei der Abreise auf dem Bahnhof einen Blumenstrauß gebracht, und Franziska ihr einen bedeutungsvollen Blick zugeworfen hatte.

„Onkel und Tante sind nicht zu Hause, ich bedauerte," sagte sie.

„Friedrich hat dem Herrn schon gesagt, daß das Fräulein allein zu Hause sei, doch er hat geantwortet, daß er gerade dem Fräulein eine Nachricht zu bringen habe."

Also von Helmuth! Ihr wurde plötzlich beklommen, er war schon einmal der Überbringer unglücklicher Botschaft gewesen — sie durfte ihn nicht abweisen.

„Laß Friedrich den Herrn in das braune Zimmer führen," gebot sie, „ich komme gleich."

Einige Minuten später stand sie ihm gegenüber und begegnete einem so unverhohlen bewundernden Blick, daß sie errötete.

„Ein überraschender Besuch, Herr von Dankwitz," sagte sie, „Sie bringen mir wahrscheinlich Kunde von meinem Bruder."

„Jawohl, mein gnädiges Fräulein," erwiderte er mit einer tiefen Verbeugung, „ich bin so glücklich, der Überbringer einer Freudenbotschaft zu sein: ihm sind sechs Monate seiner Festungshaft erlassen."

„O, wie ich mich freue!" rief Priska „dann ist er schon frei?"

„Seit beinahe einer Woche," erwiderte Dankwitz, „er hätte Ihnen sofort geschrieben, wenn ich es mir nicht als besondere Gunst von ihm erbeten hätte, Ihnen persönlich diese Nachricht überbringen zu dürfen."

„Es ist sehr freundlich von Ihnen," dankte ihm Priska, nicht ohne Verlegenheit, „was führte Sie hierher?"

„Hierher nur der Wunsch, Sie, mein gnädiges Fräulein, wiedersehen zu dürfen, wozu mir die erfreuliche Botschaft von Helmuth der Freibrief wurde. Im übrigen befinde ich mich auf einer Urlaubsreise zu Verwandten im Holsteinischen. Doch — ich bin noch nicht zu Ende. Wenn allerdings auch bestimmt vorauszusetzen war, daß Ihr Herr Bruder nicht die volle Haftzeit zu überdauern haben würde — die Verurteilung nach einem Duell genügt dem Gesetz, die Begnadigung pflegt dann selten auszubleiben — so ist immerhin, daß sie schon so bald erfolgt ist, der Einwirkung des Oberst von Mellenthien zu verdanken, der nach oben hin viele Verbindungen hat und Helmuth sehr wohlgesinnt war." Er lächelte bei den letzten Worten geheimnisvoll und überreichte Priska ein Couvert. „Der Beweis davon — dieses."

Digitized by Google

Sie öffnete rasch den Umschlag, das einliegende Blatt enthielt die Anzeige der Verlobung Helmuths mit Franziska von Mellenthien.

„O!“ Es war ein Ausruf freudigster Überraschung.

„Noch an demselben Tage, als Helmuth aus Pillau zurückkehrte, hat, wie er mir später mitteilte, die Verlobung stattgefunden,“ berichtete Herr von Dankwitz.

Franziska hatte unter die Anzeige einige Zeilen geschrieben. Sie lauteten:

„Tausend Grüße und Küsse Dir von meinem Helmuth und mir. O Priska, ich bin glücklicher als Worte sagen können! Wie ich ihn liebe! In allem Glück — denn auch er ist überglücklich — wird er die letzten bösen Monate vergessen, in denen er für etwas büßen mußte, was er nicht ändern konnte. Doch nun ist das alles vorbei und vergessen. Priska, geliebte Schwester, wärest Du bald ebenso unaussprechlich glücklich als ich; Helmuth hat es mir verraten, daß er hofft, doch still davon — ich verschließe das Couvert fest. In Jubel und Glück Deine

Franziska.“

Priska überflog die beschriebene Seite, bei den letzten Worten zog sie unwillkürlich die Brauen zusammen; als sie aufsah und Dankwitz' Blick begegnete, fühlte sie sich verwirrt und es klang etwas hastig und unfrei wie sie nun sagte: „Ich bin sehr froh über Helmuths Verlobung, Franziska ist mir eine liebe Freundin; ich danke Ihnen für die zwiefach gute Botschaft.“

„Ich war nicht selbstlos, gnädiges Fräulein, als ich Helmuth bat, mich ihr Überbringer sein zu lassen,“ entgegnete er, „ich hoffte —“

„O gewiß,“ unterbrach sie ihn schnell, „es ist angenehm, Gutes zu berichten.“

„Ich hoffte,“ fuhr er fort, „daß der Bote eines gütigen Empfanges bei Ihnen sicher sei und es dann eher wagen dürfte, Ihnen als Bittender zu nahen.“

„Herr von Dankwitz,“ fiel sie ihm abermals in die Rede, doch er beachtete es nicht.

„Gnädiges Fräulein, es war nicht meine Absicht, Ihnen heute schon sofort meine Bitte auszusprechen, doch mich dünkt, der Zufall, der mich Sie allein finden ließ, war mir günstig, es drängt mich, den Moment, so wie er sich bietet, nicht vorübergehen zu lassen. Fräulein Priska, damals schon, als Sie in Königsberg waren, war es mein heißer Wunsch, Sie nicht abreisen zn lassen, ohne die Frage auszusprechen, die über mein ganzes Wohl und Wehe entscheidet; da kam das unglückliche Ereignis mit Helmuth, Ihre Abreise beschleunigte sich und es schien mir damals unmöglich, Ihnen mit dem zu nahen, was mein Herz erfüllte. Seitdem aber hat mich der Gedanke an Sie nicht verlassen, Wunsch und Sehnsucht in mir sind gewachsen, und da ich Sie nun vor mir sehe, zu Ihnen sprechen darf, kann ich nicht länger zögern, Sie zu fragen, ob Sie mich zum glücklichsten Menschen dadurch machen wollen, daß Sie mir Ihre Hand schenken?“

Priska fühlte sich unsäglich beängstigt und verwirrt, gänzlich unfähig, im Moment zu entscheiden. „Es kommt mir so überraschend, lassen Sie mir Zeit,“ stammelte sie.

„Ich füge mich in alles, doch seien Sie gütig.“

In diesem Augenblick wurde die Thür des Nebenzimmers geräuschvoll geöffnet, Priska hörte Herrn Krenfelds Stimme. „Mein Onkel, sagen Sie nichts — ich wünsche nicht —“ rief sie, einem Impulse folgend. Sie wollte allein entscheiden, nicht bedrängt von Zureden und Lobreden sein.

Da stand auch bereits Herr Krenfeld im Zimmer. „Du hast Besuch?“

„Assessor von Dankwitz, der Freund meines Bruders, mein Onkel,“ stellte sie vor, und berichtete dann mit einigen Worten, welche Nachrichten er gebracht. Die gesellschaftliche Gewöhnung half ihr und Dankwitz, Verwirrung und Erregung so zu beherrschen, daß Herr Krenfeld nichts merkte. Mit der Gastfreiheit, die ihm die Pflicht des reichen Mannes schien, nötigte er Dankwitz zu bleiben, mit ihnen ein Glas Wein auf das Wohl des neu verlobten Paares zu trinken, und wurde, als dieser zögerte anzunehmen, so dringend, daß er endlich blieb.

Daß Priska sehr still war, fiel den Krenfelds kaum auf, sie war ja in letzter Zeit überhaupt schweigsam gewesen, und Herr von Dankwitz war ein so liebenswürdiger Gesellschafter, wußte so angenehm zu plaudern, daß die Unterhaltung nicht ins Stocken geriet. Natürlich wurde auch von dem am nächsten Tage stattfindenden Bazar gesprochen, und Dankwitz versicherte, es sich zum besonderen Vergnügen zu rechnen, daß er Gelegenheit haben werde, bei einem so edlen, wohlthätigen Zweck mitzuwirken, versprach das Unmöglichste zu kaufen und bat Priska, ihm die schönsten Blumen aufzuheben, da er gesonnen sei, ihr bester Käufer zu werden. Als er sich endlich mit den Worten empfahl: „Die Herrschaften müßten es ihm vergeben, daß er eine erste Visite zu einem langen Besuch ausgedehnt habe, da nur ihre eigene liebenswürdige Gastfreiheit die Schuld daran trage, waren Herr Krenfeld und Frau Minna aufs höchste von ihm eingenommen.

„Ein sehr angenehmer junger Mann, mit gewandten Formen und dabei heiter und amüsant, es schwatzt sich vortrefflich mit ihm,“ erklärte Herr Krenfeld, und Frau Minna setzte hinzu: „Ob wir ihn nicht noch einmal einladen? Vielleicht übermorgen? Es könnte ja etwas getanzt werden.“

Auch Priska konnte sich nicht verhehlen, daß Dankwitz ihr jetzt wie damals wohl gefallen habe, und welches Mädchen bliebe unbeeinflußt von dem Bewußtsein: dieser Mann liebt Dich. Gegen seinen Charakter war nichts einzuwenden, Helmuth hatte davon gesprochen, daß er jedenfalls eine gute Karriere machen werde, er war wohlhabend, in der Gesellschaft gern gesehen und geachtet, alles Gründe, die ihrer Vernunft sagten: nimm seine Werbung an. Zugleich reizte es ihren Stolz, George als Braut entgegenzutreten — und trotzdem bereute sie es, Dankwitz nicht heute gleich abgewiesen zu haben. Sie achtete ihn, sah alle Vorteile einer Verbindung mit ihm ein — aber waren das Gründe, einen Mann zu

Digitized by Google

heiraten? Ihr graute davor — sie liebte ihn ja nicht! Sie war entschlossen, ihm gleich zu schreiben, um die peinliche Begegnung morgen auf dem Bazar zu verhindern; doch als sie die Feder in der Hand hielt, warf sie sie wieder fort — weshalb wollte sie ihn abweisen? Sie mußte sich ja selbst gestehen, daß, wenn Dankwitz damals in Königsberg um sie geworben, sie ihm ihr Jawort gegeben hätte, nur er — George Smith — stand jetzt zwischen ihnen und das war thöricht, mehr als das, unweiblich, wollte sie einem Manne in ihrem Herzen einen Opferaltar bauen, der sie nicht liebte, der sie schnöde, kalt, beleidigend behandelte — nein, nein, gerade um seinetwillen mußte sie Dankwitz ihre Hand reichen, dann war alles aus und vorbei! Onkel, Tante, Helmuth, Mellenthiens, alle würden zufrieden sein und sie lieben, Dankwitz würde sie auf Händen tragen — sie wollte ihm schreiben, er möge kommen. Doch auch das unterblieb, sie konnte zu keinem Resultat gelangen, die quälende Unsicherheit nicht überwinden und schließlich sprach sie sich selbst damit zur Ruhe, daß der morgende Tag, an dem der Bazar so viel Anforderungen an sie stellte, nicht der geeignete sei, um eine Entscheidung für das Leben zu treffen.

Trotzdem fühlte sie sich am nächsten Morgen von peinigender Unruhe hin- und hergetrieben; mehr als einmal stand sie vor Tante Ulrikens Thür, um sich bei ihr Rat zu holen, doch jedesmal kehrte sie wieder um, was sollte sie ihr sagen? Sie mußte mit sich allein ins klare kommen.

Je näher der Abend rückte, um so beklommener wurde ihr, konnte Dankwitz auch heute seine Frage nicht wiederholen, so würde und mußte er doch aus ihrem Bezeigen zu ihm schließen, was er zu fürchten oder zu hoffen habe.

Während die Kammerjungfer beschäftigt war, ihr das italienische Kostüm, das sie tragen sollte, anzulegen, erwog sie noch immer das Für und Wider. Ihr Herz klopfte zum Zerspringen, sie starrte in den Spiegel, ohne das ihr daraus entgegenblickende Bild zu sehen und gab dem Mädchen auf ihre Fragen, wie Fräulein dies und das wünsche, so zerstreute Antworten, daß diese verwundert den Kopf schüttelte. Als sie das nach römischer Art arrangierte dunkelrote Tuch mit silbernen Nadeln am Kopfe befestigte, war Priska entschlossen: Sie wollte Dankwitz ihr Jawort geben.

„Nein, aber wie schön," bewunderte die Jungfer, „und wie es Fräulein kleidet, nur etwas blaß sehen Fräulein aus, wenn ich nur ein klein wenig Schminke auflegen dürfte, Frau von Lützow erlaubte es immer, wenn sie in Gesellschaft ging."

„Ich bin aber nicht Frau von Lützow," lächelte Priska. Wie sie dann aber ihr Spiegelbild wirklich mit dem Blick erfaßte, erschrak sie selbst vor ihren bleichen Wangen, über die die dunklen Augen so traurig hinausblickten. So sieht ein Mädchen aus, das entschlossen ist, sich zu verloben, dachte sie und seufzte, dann hob sie den Kopf mit einer energischen Bewegung, als könne sie damit alle quälenden Gedanken abschütteln, und sagte scherzend: „Beruhige Dich nur, Lisette, blaß aussehen ist vornehm."

(Fortsetzung folgt.)

Die Macht des Kleinen.

Roman

von

A. von der Elbe.

(Schluß.)

„Alexander, ich schwöre es Dir," sie hebt die Hand feierlich empor, „daß ich von den Dingen, die Du mir offenbarst, keine Ahnung hatte. Ich gestehe, daß ich schwer gekämpft habe, ob ich Dir trotz Deinem geringen Namen angehören wollte, mein Hiersein zeigt Dir, wie groß meine Liebe ist und daß ich alle früheren Bedenken besiegte. Alexander, wie entscheidest Du nun?"

Geschrei und Gepolter unten im Hause tönt in die schwerwiegende Pause, die Stephanies Worten folgt. Sie haben Alexanders Herz nicht mit Wärme erfüllt, es ist jetzt zu sehr vereist, aber er ahnt doch, daß sie sich ihm ohne Nebengedanken ergiebt und etwas wie ein zärtliches Mitleid, ein Bedürfnis, sie zu schützen und brüderlich zu hegen, erfüllt sein Gemüt.

„Stephanie, liebe Cousine Stephanie," sagte er milde, „ich kann jetzt nichts anderes fassen, als die Gefahr, in die Du Dich hier begeben hast! Bedenke Deinen Ruf, Deine ganze Zukunft! Hör unten im Zimmer der Knechte Lachen und Schreien; wenn einer dieser rohen Gesellen Dich sähe — ich mag es mir nicht ausmalen."

„Gleichviel das alles! Eine Antwort hast Du nicht für mich —" sie sinkt auf den Stuhl und schlägt die Hände vors Gesicht. „O, jetzt weiß ich's, Du liebst mich nicht!"

Alexander ist an die Thür getreten, hat sie vorsichtig geöffnet und späht hinaus. „Die Leute pflegen um diese Zeit ihre Schlafstellen aufzusuchen, einige sitzen auch wohl länger um den Kachelofen," sagt er halblaut und gesammelt. „Es ist ganz unberechenbar, wann der Aufbruch erfolgt, und ob Sie ungesehen an jener Thür neben dem Hauseingange

Digitized by Google

vorüberschlüpfen können, Baroneß. Zu aller Sicherheit und meiner Beruhigung möchte ich Sie begleiten."

Er nimmt Hut und Mantel. Sie erhebt sich wie im Traum. Trotz ihrer mißlichen Lage hat sie doch keinen anderen Gedanken als den: nun ist er wirklich auf immer für mich verloren, er kann mir die frühere Ablehnung nicht verzeihen. Der alte Eindruck haftet; die neuen Eröffnungen über seine Geburt erfüllen ihn ganz; es ist kein Raum in seinem Herzen für mich. O, und wie hat sie ihn mit ihrem schwer erkämpften Entschluß zu beglücken gedacht!

Er hängt ihr den Havelock über die Schultern, und sie stülpt, ohne sich umzuschauen oder ein Wort zu verlieren, die breitschirmige Mütze auf, dann treten sie in den Gang hinaus. Er bittet sie, noch an der Treppe zu verziehen, sie lehnt sich gleichgültig, mechanisch ans Geländer. Er steigt, um sich schauend, hinab und ärgert sich über das Knarren der Stufen, das er noch nie beachtet hat.

Ein paar Knechte stolpern aus dem Zimmer, ein müdes: „Gute Nacht, Herr Hofverwalter," die Hausthür wird geöffnet, eisige Luft strömt herein, jetzt fällt sie mit Krachen ins Schloß. Alexander lauscht, winkt, auf der Treppe stehend, zu ihr hinauf, sie huscht herab und rasch verlassen sie das Haus. Schnee und Wind fahren ihnen entgegen, er giebt ihr bis zum Parkthürchen das Geleit, dann ein rascher, stummer Händedruck, und sie eilt, Jammer und Verzweiflung im Herzen, durch den dunklen, nur vom Schnee erhellten Park auf die Lichter im Schlosse zu. Ihre Fußstapfen verschneien und verwehen hinter ihr, aber die Spuren des Ebenerlebten werden ewig in ihrem Gemüte haften, werden unauslöschlich sein. —

Ein paar Tage hoffte Stephanie noch, etwas von Alexander zu hören, er hätte ihr ja schreiben können; als er kein Lebenszeichen von sich gab, nahm sie ihren ganzen Stolz zusammen und willigte ein, mit der Mutter nach Berlin zurückzukehren.

Der Graf geleitete die Damen zur Station, und Rabe, der zufällig auch dort gewesen war, erzählte beim Mittagessen: „Hätte nie gedacht, daß unser forsches Baroneßchen so weinen könnte; immer wieder hat sie sich an den Herrn Grafen geklammert und gesagt: ‚Onkel Wolf, ich kann nicht von Dir lassen, sieh doch zu, daß Du uns bald besuchst.'"

„Sie bleibt in der Familie und wird unsere Schwiegertochter," meinte Blume. „Die alte Jnädige hätte aber wohl noch mal zu 'nem Spielchen einladen können, Es war janz nett da. Vielleicht hab ich ihr zu viel abjenommen. Ja, bet beihre Jeld!"

In Alexander herrschte eine dunkle, dumpfe Öde. Er hatte es nicht über sich gewinnen können, Stephanie Lebewohl zu sagen, sie waren ja ohne endgültige Auseinandersetzung geschieden. Sie hatte ihm ein Opfer bringen, ihm Liebe beweisen wollen, aber er war außerstande gewesen, beides anzunehmen. Ihr zweimaliges leidenschaftliches Vorgehen widersprach zu sehr seinem bürgerlichen Gefühl für Sitte und Mäßigung. Einmal hatte er sich hinreißen lassen. Jetzt, frei von jenem Taumel, hatten ihn ihre flammenden Augen, die blinkenden großen Zähne eher abgestoßen als angezogen. Das Gefühl, daß er ihr weh gethan, daß sie seine Ablehnung, sein Schweigen, seine gänzliche Zurückhaltung verletzt haben müsse, legte sich indes zu vielem andern schwer auf ihn.

Aber wie vermochte er wohlzuthun, wo nichts von einer freundlichen Empfindung in ihm war? Wo er weder Liebe fühlen noch geben konnte? Nirgend Licht, wohin er blickte. Unklarheit und Unzufriedenheit umgaben wie ein Dunstkreis von ungesundem Brodem seinen Weg. Er begann sein ganzes Leben ein verpfuschtes zu nennen und ließ Tage und Wochen an sich, ohne sie recht zu unterscheiden, vorüberrinnen. Ein neuer Platz ward ihm auf Ostern angeboten, Rabe besorgte ihm sein Zeugnis, das in kurzen Worten günstig lautete und so erhielt er die Stelle, allein ohne Freude über den Erfolg.

Wenn er sich nun auch von Wolfsfelden fortsehnte, so sagte er sich doch nach und nach immer bestimmter, daß er trotz seinem Groll noch eine endgültige Aussprache und Regelung seiner Verhältnisse suchen müsse. Die öffentliche Anerkennung der Ehe seiner armen Mutter und den Namen, der ihm zukam, wollte er fordern und annehmen. Das war kein Gnadengeschenk von einem Vater, der ihn mißhandelt hatte, das war sein volles, gutes Recht!

Die Zeit ging hin in regelmäßiger Arbeit bei innerer Leere. Endlich ein Brief, der Alexander im Innersten seines Wesens berührte und ihm ergreifende Kunde aus der Heimat brachte. Richard schrieb ihm, der Brief lautete:

„Unsere Jugendfreundin, Anna Degener, hat mich gebeten, lieber Alex, Dir den Tod ihres Onkels, des Postrats, anzuzeigen. Der alte Herr kränkelte seit dem Herbst, vor acht Tagen haben wir ihn begraben. Fräulein Annchen will sich nach einer Stelle umsehen, sie ist mittellos, aber tüchtig im Hauswesen. Fräulein Mienchen hat eine kleine Erbschaft gemacht und möchte die Pflegetochter gern bei sich behalten, aber Anna ist zu verständig und rührig, um das anzunehmen. Aus ihrer Heirat mit meinem windigen Schwager, Oskar Rosenau, wird nichts, sie sind schon im September, wie ich nachträglich erfuhr, wieder auseinandergegangen."

Alexander ließ das Blatt sinken und ein tiefes Aufatmen der Erleichterung hob seine Brust. Anna getrennt von dem Unzuverlässigen, Anna frei — welch ein erster Lichtstrahl aus grauem Gewölk, welch ein Morgenrot am Firmamente seines Lebens! War es denn möglich, daß jemals für ihn noch ein sonniger Tag anbrechen konnte?

Nun erzählte Richard des weiteren, wie er von Liesbeth nach Rabinsko gerufen sei, in welcher Not er die Familie gefunden habe, Oskars abscheuliche Handlungsweise, die Aufgabe des Guts und seine Heimkehr mit den Rosenaus. Er habe von da an in einer solchen Flut von Geschäften gesteckt, daß er keine Stunde für einen Brief an den Freund gefunden. Die Fabrik gehe gut, er habe Land zugekauft und seine Ware finde immer besseren Absatz. Vor einigen Wochen sei Rabinsko meistbietend versteigert worden und zum Glück ein kleines Sümmchen für die Familie übrig geblieben. Man müsse sich

Digitized by Google

einrichten und es erscheine ihm noch zweifelhaft, ob die Villa seinen Schwiegereltern erhalten bleiben könne. Die Generalin von Waldhausen sei zu ihrem Sohne übergesiedelt, der eine reiche Heirat gemacht habe. Da des Kommerzienrats Zuschuß wegfallen müsse, habe sie sehr empört der Familie den Rücken gewandt. Werner werde zurückerwartet, von Oskar kein Lebenszeichen.

„Ich hoffe," fuhr Richard fort, „im Frühlinge meine Liesbeth heimzuführen. Der traurige Zustand ihrer Eltern — der Vater ist vom Schlage gelähmt und unbesinnlich, die Mutter gramgebeugt und gegen alle Vorkommnisse gleichgültig — sowie die ungünstigen Verhältnisse schließen jede festliche Feier der Hochzeit aus, ein Mangel, den wir nicht empfinden werden. Wir wollen vorläufig mit in der Villa wohnen, ich kann den armen Eltern ihren einzigen Trost, meine Liesbeth, nicht rauben, in der Villa ist genügend Platz, und den oberen Stock hier im Hause, den meine Eltern nicht gebrauchen, kann ich fürs Geschäft verwenden."

Der Brief schloß mit der Versicherung unwandelbarer Freundschaft und der Hoffnung, daß auch Alexander ein ähnliches Glück in gesegneter Arbeit und einem Lebensbunde aus treuer Liebe finden werde, wie er gefunden habe.

Der schlichte und warme Ton dieses Briefes ergriff Alexander tief. Er fühlte, daß seine Verbitterung sich löse, daß er andere freundlichere Bilder an die Stelle der düsteren, die ihn beherrscht hatten, treten sehe. Sein Denken war um sein Verhältnis zum Grafen, die Vernachlässigung, die er erfahren, seine schiefe Lage und freudlose Zukunft, wie ein Pferd in der Bahn und an der Longe, mit der Peitsche hinter sich, rundumgejagt worden. O, wenn er aus diesem fürchterlichen Kreislauf entrinnen, wieder frei werden könnte!

Er antwortete Richard und erkundigte sich, wohin Anna Degener gehen werde, er wollte die Jugendgeliebte nicht aus den Augen verlieren. Richard schrieb aber nicht wieder, entweder war für Anna noch nichts entschieden, oder die Menge der Geschäfte, deren der Freund erwähnt, hinderten ihn, die Korrespondenz weiter zu führen.

Alexander beschloß, sobald er hier frei sein werde, die Pflegeeltern zu besuchen. Wenn er auch die Schwächen der Leute immer schmerzlich gefühlt hatte, so blieben sie doch schließlich die einzigen, denen er für Liebe und Sorge zu Dank verpflichtet war. Sein Herz, seine besten Erinnerungen hingen an den drei Häusern der Burgheimer Chaussee und allen denen, die er in seiner Kindheit gekannt hatte, und so hoffte er sich durch eine Berührung mit Menschen und Dingen aus der Jugendzeit erquicken zu können. Im Grunde war es aber doch nur Anna, nach der er sich sehnte.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Nun kam das Frühjahr sichtbar und fühlbar mit sprießendem Grün, lauen, kräftigen Lüften und zwitschernden Vögeln heran. Der Bann des Winters war gebrochen, Schnee und Eis längst verschwunden, die Dunkelheit gelichtet. Auf dem Wirtschaftshofe regten sich alle Hände zu eifrigem Schaffen, es schien, als solle ein ganz neues Leben beginnen.

Nur wenige Wochen hatte Alexander noch in seiner ihm verleideten Lage auszuhalten. Allein je näher die Stunde der Erlösung kam, je weniger wünschenswert erschien sie ihm. Er hatte sich schon wieder darauf ertappt, daß er nach dem Grafen ausgesehen und daß es ihm einen Stich ins Herz gegeben, wenn er ihn blaß und ernst gefunden hatte. Die alte Anziehungskraft, die dieser Mann von Anfang an für ihn besessen, begann wieder zu wirken. —

Alexander hatte von Rabe Aufträge für Lattmann erhalten und ritt auf Hans Maltes Goldfuchs, der sich jetzt ganz gefügig zeigte, früh am Morgen nach dem Wieshofe hinüber. Jener Ritt mit Stephanie fiel ihm dabei ein, die Herbststimmung der Natur, sein Gefühl von hochgespanntem Interesse für die beiden, die er begleiten durfte und der Schauer von Schreck und Befriedigung, mit dem er die Zeichen, die ihm der Baroneß Liebe kündeten, plötzlich empfunden hatte. Wie ganz anders stand er jetzt in seinem Gefühl zu dem allen. Wie kühl, wie überlegen. Ihm schien, als sei er darüber hinausgewachsen.

Der Tag war klar und schön, ein herber Duft von feuchtem, jungem Gras und springenden Baumknospen erfüllte die Luft. Auf den Feldbreiten, die damals umgebrochen worden, stand jetzt das frischgrüne, dichte Winterkorn, ein anderes Stück wurde besäet, allerorten Spuren rühriger Arbeit, neuen Werdens.

Als Alexander auf dem Wieshofe ankam, gab er sein Pferd ab und fragte nach Lattmann. Der Knecht meinte, der Herr Verwalter werde wohl auf der Fohlenweide hinter dem Garten sein; Herr Tonnemacher solle nur hier durch die Lattenthür, den Mittelsteig hinunter, durchs Gebüsch und über die kleine Brücke gehen, dann sehe er die Fohlen schon vor sich.

Alexander folgte der Weisung. Es war ein schlichter, ländlicher Nutzgarten, in dem der Buchsbaum am Wegrande grünte, die Pfingstrosen in dicken, roten Trieben aus der schwarzen Erde quollen, die Stachelbeerbüsche wie mit krausem, lichtgrünem Moose überzogen standen, und auf den Feldern die Saat des jungen Gemüses frisch hervorlugte.

Als der Ankömmling einige Schritte gethan hatte, sah er zur Rechten die anmutige Gestalt eines jungen Mädchens am Spargelfelde entlang gehen, sich bücken und eine weiße Spargelstange nach der andern abstechen und in ein Körbchen sammeln.

Alexander fühlte sich wunderbar gefesselt; da war eine Ähnlichkeit, die ihm das Herz bewegte. Diese zierliche und doch volle Gestalt, das Eifrige, ganz der Beschäftigung Hingegebene des Mädchens, wie ihn alles erinnerte — Wenn er nur das Gesicht unter dem dunklen Strohhute erst einmal sehen konnte. Es war ja nicht denkbar — nicht möglich.

Jetzt; sie wandte sich, legte die Hand über die Augen, da die noch niedrig stehende Sonne sie blendete, und kam mit einem Freudenlaut auf ihn zu.

Digitized by Google

In Alexanders Herzen war eitel Jubel, er hatte sie nun mit Bestimmtheit erkannt; es war Anna, seine Anna!

„Sie hier?“ tönte es von beider Lippen, als sie sich mit ausgestreckten Händen begrüßten. Ausrufungen der Überraschung, der Freude folgten. Dann gingen sie nebeneinander im breiten Mittelwege dahin und berichteten von ihren Erlebnissen. Alexander beobachtete die Freundin scharf. Sie sah blasser aus als sonst und weniger heiter.

Anna hatte durch Richard Alexanders Gruß erhalten; er sprach voll Teilnahme von ihrem Verlust.

Mit großer Liebe erzählte sie nun von ihrem väterlichen Freunde, dem guten Onkel Degener, der unter einer rauhen und eckigen Außenseite so viel strenge Pflichttreue, Redlichkeit und Opferwilligkeit verborgen habe. Es sei ihr immer mehr klar geworden, wie er seine Natur und Neigung bezwungen, als er sie aufgenommen. Daher sei sie nun froh, nach und nach sein Herz gewonnen zu haben. Während der letzten schweren Leidenszeit sei sie glücklich gewesen, ihm ihre dankbare Liebe beweisen zu können.

Alexander fühlte sich lind berührt und angeheimelt, während er mit Anna plauderte und alle die bekannten Namen hörte.

Sie teilte ihm mit, daß sie hier die Stelle zur Aushilfe bei der schwachen und kränklichen Frau Lattmann angenommen habe und vor ein paar Tagen gekommen sei.

„Ich habe viel Schweres erfahren,“ sagte sie trübe. „Sie wissen,“ fuhr sie, ihre Befangenheit bekämpfend, fort, „daß ich ein Jahr mit Oskar Rosenau verlobt war. Die kindliche Einbildung, die er mir einzureden wußte, ich könne ihn erheben und bessern, und die nahen Beziehungen zu seiner Familie ließ mich diese Thorheit begehen.“

Alexander sah seine Gefährtin von der Seite an. Welch ein heiliger Ernst lag auf ihrer reinen Stirn. Wie zuckten die Lippen im Schmerz der Täuschung. Warm erwiderte er: „Ich habe mit großer Teilnahme von ihren Erlebnissen gehört.“

„Ach, niemand kann wissen, wie ich unglücklich gewesen bin, waren es doch meine besten Freunde, von denen ich mich lossagen mußte. Es wurde mir aber durch Oskar selbst unmöglich gemacht, ihn ferner lieb zu haben.“

„Ich hielt nie etwas von seinem Charakter. Wie hat er uns hundertmal in unseren Kinderjahren durch seine tollen Streiche geärgert!“

„Ja, Sie haben recht, und ich schäme mich, daß ich's für kurze Zeit vergaß.“

„Und jetzt sind Rosenaus wieder in der Villa?“

„Ja, auch unglücklich geworden durch den Mißratenen. Hätte ich ihnen helfen können, so wäre ich dort geblieben. Frau Rosenau mochte mich aber nicht sehen, und Liesbeth hatte ihren treuen Richard. So bin ich denn an einen Platz gegangen, wo ich nützen kann, und will bei der Arbeit viel Trauriges vergessen.“

Auch Alexander wünschte Bitternisse zu überwinden und so verstand er Anna völlig und fühlte sich mit ihr gleichgestimmt.

Von fern sah er schon Lattmann auf der Weide stehen, nun würde die Freude, mit Anna zu plaudern, bald aus sein. Da gewahrte er an des Mädchens Brust ein einzelnes Veilchen, er hatte den Duft, als von ihr ausgehend, immer unbewußt gespürt.

„Anna,“ sagte er stehen bleibend, „dies unerwartete Wiedersehen ist gar zu schön, geben Sie mir als Andenken Ihr Veilchen, das Sie vorgesteckt haben.“

Sie zog es heraus. „Eine solche Kleinigkeit, dies Nichts? Kaum duftet es noch.“

„Es ist mir wert, weil Sie es getragen haben.“

Sein Auge suchte das ihre. Anna errötete unter dem Blick und er weidete sich an ihrer Verwirrung, dann ging sie wieder zu den Spargelfeldern, während er Lattmann begrüßte, der ihm entgegenkam.

Auf dem Heimritt konnte Alexander sich nicht besinnen, was er mit Lattmann gesprochen und ob er auch seine Aufträge richtig bestellt habe. Seine Gedanken waren immer bei ihr, der Holden, Lieben. Er hatte das Veilchen in sein Knopfloch gesteckt und neigte sich oft herab, um den Duft einzusaugen. Es war ihm, als höre er einen hellen Ton in sich erklingen. Er atmete auf, wie vom Druck befreit, seine Seele tauchte unter in eine klare, reine Flut, so erlösend hatte sein Zusammensein mit Anna auf ihn gewirkt. Welch ein stiller, süßer Frieden von dem bescheidenen Mädchen ausging!

Rabe kam ihm auf dem Hofe von Wolfsfelden mit bedrücktem Gesichte entgegen. Er sei eben beim Herrn Grafen gewesen, der aus Davos eine besorgniserregende Depesche über des jungen Herrn Befinden erhalten habe und sehr unruhig sei. Ein warmes Gefühl für den Bruder stieg plötzlich in Alexander herauf und er lauschte den Auseinandersetzungen des alten Verwalters mit der größten Spannung. Ja, es schien allerdings bedenklich mit dem armen Hugo auszusehen.

Täglich kamen jetzt Briefe und Depeschen aus Davos, alle Leute im Schlosse und auf dem Hofe teilten die Besorgnis, die Spannung über den Zustand des jungen Herrn.

Alexander fühlte sich als ein Nahebeteiligter. Er kam in keine Berührung mit dem Vater, aber seine Augen folgten ihm, wenn er in gebeugter Haltung, ohne aufzublicken, durch den grünenden Park schlenderte. Manchmal fuhr der Graf auch zur Station, müde und teilnahmlos lehnte er in der Wagenecke und immer sorgenvoller wurde sein Aussehen.

Alexander, dessen Herz zu neuem Leben erwacht, weich und froh gestimmt war, meinte manchmal, er müsse ins Schloß eilen und versuchen, dem gebeugten Vater Trost zu bringen, dann aber stiegen der alte Zorn, Trotz und Groll wieder in ihm auf, und er sagte sich, daß er nichts thun könne und wolle, daß der Graf es um ihn verdient habe, wenn er jetzt für seinen andern Sohn Kummer und Sorge tragen müsse.

So oft Alexander konnte — und es war nicht schwer, da er übernommen hatte, den Fuchs anzureiten — trieb und zog es ihn nach dem Wieshofe hinaus. Mit sehnendem Herzen sprengte er im schlanken Galopp

Digitized by Google

dahin, der Goldfuchs konnte sich den Stallmut auslaufen, es war seinem Reiter ganz recht. Wenn er dann auch Anna nur flüchtig sah, so trug er doch immer eine Befestigung seines Fühlens und Wollens mit sich davon, so empfand er doch, daß die alten dauerhaften Fäden, die in ihren früheren Lebensjahren geknüpft worden waren, sich fester zwischen ihnen hin und her spannen. Er fühlte, wie tief und warm sie war bei aller Schlichtheit. Ihr Auge lachte ihm entgegen, ihre Wangen färbten sich höher, und sein Händedruck wurde erwidert.

Einmal, als er Anna wieder allein traf, fragte sie ihn, ob er sich in Wolfsfelden nicht wohl fühle, und was ihn veranlaßt habe, zu kündigen?

Er erwiderte, daß er in seiner Arbeit auf dem Hofe befriedigt sei, daß ihm aber die Beziehungen zum Schlosse unbequem wären. „Sie wissen, Anna, wie ich aufgewachsen bin; es waren enge Verhältnisse. Für die große Welt wird man so nicht erzogen. Der Graf hat mich oft eingeladen, allein ich habe mich immer unbehaglich unter den vornehmen Leuten im Schlosse gefühlt. Ich schätze nicht das, was sie schätzen, ich stehe auf einem andern Standpunkte."

„Ich glaube, ich verstehe Sie. Der Luxus in Rosenaus Hause war mir auch leid, man muß Sinn für dergleichen haben."

„Durch meiner Mutter Erzählungen, aus der Zeit ihrer Triumphe in Berlin, bin ich gegen den geschäftigen Müßiggang, die Jagd nach Äußerlichem, das Hochleben und Vergeuden gewisser bevorzugter Klassen eingenommen worden. Ich würde mich nie glücklich in solcher Lage fühlen."

„O wie ich das verstehe! Mienchens kleine zierliche Stube ist mir immer lieber gewesen als der schönste Salon."

Die Zeit ging hin, Alexander mußte übermorgen abreisen, um seine neue Stelle anzutreten. Wie sollte er sich jetzt losreißen, wo seine ganze Seele hier gefesselt war? Sollte er es wagen sich vorher gegen Anna auszusprechen? Was konnte er ihr bieten, er, der in aufwallendem Zorn auf alle seine Rechte verzichtet hatte? Aber sie, sein holder, bescheidener Liebling mit dem schlichten hausfräulichen Sinn, erzogen wie er in schiefen, beschränkten Verhältnissen, sie würde sich ebensowenig als Gräfin Eikstein glücklich fühlen, wie er sich in die fremde Rolle eines Standesherrn hineindenken konnte. Ja, Stephanie, sie war für eine hervorragende Stelle geschaffen, wenn er sich mit ihr hätte finden können — o, sie würde ihn in ein Leben hineingezogen haben, das ihm wider die Natur ging!

Die Auffassung von dem, was „Glück" heißt, war ja nach jedes Art verschieden. So mochte es denn für ihn und Anna gut sein, daß er auf den stolzen Platz im Leben verzichtet hatte.

Graf Eikstein saß tief bekümmert am Fenster seines Zimmers. Er hatte vor einer Viertelstunde die Nachricht vom Tode seines Sohnes Hugo aus Davos erhalten. Wenn er auch immer für des schwächlichen Knaben und kränklichen jungen Mannes Gesundheit gefürchtet hatte, so war er, gebeugt vom Tode seiner Gattin und dem bitteren Konflikt mit Alexander," doch fast wehrlos dem neuen Leid anheimgefallen. Trotz seiner glücklichen Lage hatten die liebeleere Kindheit, der plötzliche Verlust Alexandrinens, der Druck, unter dem er später im Elternhause gelebt hatte, und seiner zweiten Gattin langjähriges Leiden seinen Sinn verdüstert, hatten ihn gelähmt und tiefen Schatten über seinen Weg geworfen.

Er saß jetzt und hielt die Depesche des Arztes in der Hand, die den Tod des jungen Grafen infolge wiederholter Lungenblutung anzeigte und fragte, ob der Kammerdiener die Leiche nach Wolfsfelden bringen solle?

Graf Eikstein hatte sofort eine Bejahung der Frage abgesandt, jetzt saß er da, unfähig für jede weitere Maßregel; er wollte an Hans Malte, an seine Schwester schreiben, aber er fand nicht den Mut, sich zu rühren. Sein ganzes Leben ging wieder einmal vor seinem sinnend nach innen gerichteten Blick vorüber.

Wie leer, schal und zwecklos ihm alles vorkam! Wie selten er wirklich froh und glücklich gewesen war! Eingeengt von den Schranken und Vorurteilen seines hohen Standes konnte er nur die kurze Episode seiner Liebe zu der Unebenbürtigen — dies einzige Mal, daß er frei der Stimme seines Herzens gefolgt war — als eine Zeit betrachten, in der er seinen Pfad von rosigem Lichte umwoben gesehen. Und das Pfand dieser beglückenden Vereinigung, den herrlichen, liebenswerten Sohn, hatte er von sich gestoßen, verabsäumt und so tief gekränkt, daß dieser Einzige, der ihm jetzt Trost bringen konnte, nur noch gezwungen in seiner Nähe weilte und vielleicht schon in diesem Augenblicke sein Bündel schnürte, um den unnatürlichen Vater für immer zu verlassen!

Mit sehnsüchtigem Blick haftete des Grafen Auge am Verwalterhause, das drüben, halb verborgen von zart belaubten Bäumen, herübersah. Wann würde endlich die Aussöhnung erfolgen? Unmöglich konnte sein Sohn ferner den fremden Namen tragen. Er, der Majoratserbe! Es war ein Betrug, der sein Ende finden mußte. Vielleicht würde die Scheidestunde versöhnliche Regungen im Herzen des verbitterten jungen Mannes hervorrufen. Es war ja doch unmöglich, daß er, der Mittellose, auf alle ihm zustehenden Vermögensrechte verzichtete.

Graf Eikstein war kein Mann plötzlicher und lebhafter Entschließungen, er fühlte sich von den zornigen Aufwallungen des Sohnes als Vater und Standesherr tief verletzt, er meinte, es komme ihm nicht zu, dem Grollenden entgegenzugehen, er wartete auf eine kindliche Äußerung von der andern Seite, aber er litt während dieses Wartens unsäglich. Sein Herz hatte sich nie so lebhaft für einen seiner anderen Söhne geregt wie — seit er ihn endlich gesehen — für diesen Ältesten, der so unverkennbar seine eigenen Züge trug und zugleich an die edle, heißgeliebte Alexandrine erinnerte.

Wie grausam, wie unnatürlich, daß er hier saß im Elend seiner Einsamkeit und sein Sohn drüben nicht die Überwindung seines verletzten Ichs fand, an sein Herz zu eilen! Ja, er hatte sich an Alexander

Digitized by Google

versündigt, tausendmal hatte er sich sein Vergehen eingestanden, bittere Reue erfüllte ihn, er wollte wieder gut machen, aber man mußte ihm nicht die Hände binden, nicht den Weg verlegen!

Es litt ihn nicht länger in dieser starren Unthätigkeit, er fuhr empor, schellte und befahl dem eintretenden Kammerdiener, er solle den Verwalter Tonnemacher herbeirufen, wie er eben sei, er möge nur im Arbeitsrock herüberkommen.

Ungeduldig schritt nun der Graf in dem großen Gemache auf und ab, er dachte jetzt weniger an den Sohn, den der Tod ihm entrissen, als an den andern, den er sich mit allen Kräften der Vaterliebe wiedergewinnen wollte — mußte, wenn er nicht in der Öde seines Herzens zu Grunde gehen sollte.

Schritte im Vorzimmer, der Kammerdiener meldete den Herbefohlenen und Alexander trat ein. Er hatte eben die Todesnachricht erfahren und die Bewegung über dies Ereignis malte sich in seinen erblaßten Zügen. Der Vater wandte sich mit unwillkürlich ausgestreckten Armen dem Ersehnten entgegen.

„Ich weiß," stammelte Alexander, „ich bedauere unendlich den schweren Verlust —"

„Du — Du — Einziger, der mir Trost — Ersatz geben kann —" Die erhobenen Arme des Grafen schlangen sich um Alexanders Hals und seinen Kopf an die Schulter des Sohnes lehnend, erschütterte ein aus tiefster Brust hervordringendes Schluchzen den Körper des Vaters.

Was noch in Alexander an widerstrebenden Empfindungen gewesen sein mochte, es schmolz in diesem ergreifenden Augenblicke vor plötzlich emporflammender heißer Kindesliebe dahin. Er fühlte nicht mehr, daß ihm Unrecht geschehen sei, um keinen Preis konnte er den teuren Mann, den er in seinen Armen hielt, zurückweisen, er konnte nur stammeln, daß er den Vater unsäglich liebe, daß er sein Geschöpf sei, bereit alles zu thun, was jener fordere, daß er ihn anflehe, sein unkindliches Gebahren zu verzeihen und ihm seine väterliche Liebe voll und ganz zuzuwenden.

Dann saßen sie nebeneinander Hand in Hand, sahen sich in die Augen und sprachen sich in abgerissenen Worten aus, was sie gehindert, was sie gedacht und wie sie sich trotz allem nach einander gesehnt hatten.

„Wenn Hans Malte zur Beisetzung des armen Hugo herüberkommt," hob der Vater jetzt gesammelter an, „werde ich ihm mitteilen, daß nicht er der Erbgraf und Majoratsherr ist, sondern daß er in Dir seinen älteren Bruder zu begrüßen hat."

„Armer Hans Malte," sagte Alexander lächelnd. „Darf ich meine Meinung äußern, so glaube ich, diese Neuordnung wird ihn ebensowenig freuen wie mich —"

„Wieso, Alexander?"

„Nun denn, mein Vater, verzeihen Sie mir, aber wie ich nun einmal geartet bin, passe ich nicht dazu, Graf Eikstein zu sein. Das Schlichte und Stille ist meine Gewohnheit und Neigung geworden oder es mag auch eine mir angeborene Eigenart sein, mit der ich rechnen muß. Verschonen Sie mich mit der Herrlichkeit des Majorats. Lassen Sie mich mit dem flotten Hans Malte tauschen, der vollauf äußere Ehren und Güter zu würdigen wissen wird."

„Das wolltest Du thun, Alexander? Bedenke es wohl, ehe Du Dich entscheidest. Es ist für einen tüchtigen Mann nicht ohne Wert, eine hervorragende Lebensstellung einzunehmen. Der Besitzstand des Majoratsherrn ist ein sehr verschiedener von dem des jüngeren Sohnes."

„Anlage und Erziehung bestimmen viel. Ich habe immer bescheidene Grenzen um mich gesehen und kann mich nun nicht mehr ins Weite verlieren. Das bürgerliche Blut ist mächtig in mir. Ich möchte nicht von einer Schar Diener umgeben in einem Schlosse wie dieses wohnen. Luxus und Wohlleben sind mir ungewöhnt und unzusagend. Ich will nicht nur befehlen, sondern selbst mit zugreifen. Dankbar nehme ich mein Recht in Anspruch. Veröffentlichen Sie Ihre erste Ehe, Sie sind das meiner armen Mutter längst schuldig, aber gestatten Sie mir, bei meinem im Zorn gefaßten Entschlusse zu bleiben. Ein richtiges Gefühl hat mich geleitet."

„Ich begreife Dich nicht!"

„Ist es denn so unnatürlich, daß es einmal einen bescheidenen Menschen giebt, der das Kleine dem Großen, das Einfache dem Prunkenden vorzieht?"

„Hast Du wirklich keine weiteren Beweggründe?"

„Vielleicht doch." Alexander bezwang eine leichte Verlegenheit. „Ich liebe seit meinen Kindertagen ein in bescheidener Lage aufgewachsenes Mädchen. Meine Anna paßt ebensowenig in dies Grafenschloß wie ich."

„Ah, deshalb wolltest Du das Opfer bringen — ihretwegen — ich verstehe!" Er wußte, daß er Alexandrinens halber auch auf das Majorat hätte verzichten können.

„Ich glaube nicht ganz, denn es ist kein Opfer. Geben Sie mir, was dem jüngeren Sohne zukommt, ein Gut, auf dem es sich lohnt zu wirtschaften, wo ich mit meiner Anna friedlich leben kann, und ich will Ihre Vatergüte segnen und nichts mehr verlangen."

Graf Eikstein fügte sich endlich diesem bestimmt ausgesprochenen Wunsche des Sohnes.

Nachdem Alexander durch Aussöhnung mit dem Vater seiner Zukunft eine andere Richtung gegeben hatte, löste er sich von seinen Verpflichtungen für die neue Stelle und blieb vorläufig in Wolfsfelden.

Es war ausgemacht worden, daß er erst nach der Trauerfeier für Hugo und nachdem Hans Malte und die übrigen Verwandten von Alexanders Stellung zur Familie verständigt sein würden, öffentlich als Sohn des Hauses anerkannt werden sollte. Im Verwalterhause wünschte indes der Graf seinen Liebling nicht mehr zu sehen, er wollte ihn um sich haben, so mußte er als Gast ins Schloß übersiedeln. Vielleicht war es dem Grafen ganz recht, wenn sich an diesen auffälligen Schritt allerlei vorbereitende Vermutungen knüpften; er legte sich wenigstens der Dienerschaft gegenüber keinen Zwang auf, gab Alexander das väterliche Du und verkehrte viel mit ihm.

Alexanders nächster Gedanke und heißes Sehnen

Digitized by Google

war es nun, sich mit der Geliebten zu verständigen. Er stand jetzt auf festem Grunde, konnte ihr eine gesicherte, freundliche Zukunft bieten, sein Herz war voll Frieden und Liebe, er zweifelte nicht an ihr, aber vollkommen wurde sein Glück erst, wenn er ihr das Ja von den Lippen geküßt hatte.

Mit einem Herzen voll Hoffnung und Verlangen ritt er nach dem Wieshofe hinaus.

Die Jahreszeit war vorgeschritten, lichtes, üppiges Grün, wohin man sah, die Bäume blühten in des Verwalters Garten wie mit rosigem Schnee überdeckt und alles was knospend war, als Alexander vor Wochen Anna zuerst hier gesehen und begrüßt hatte, prangte jetzt in reicher Blätter- und Blütenfülle.

Alexander hörte, daß Lattmann auf dem Felde und die Frau bettlägerig sei. Mit schlauem Lächeln fügte der Knecht hinzu, das Fräulein sitze mit den Kindern in der Laube. Dankbar nickte Alexander dem Burschen zu und ging umherspähend den Gartenweg hinunter. Bald bemerkte er die Gesuchte.

Anna saß umspielt von den Sonnenlichtern, die durchs Gezweig brachen, neben ihr stand ein Kinderwagen; obgleich sie ein Nähzeug in den Händen hielt, so wurde ihre Aufmerksamkeit doch von einem kleinen zweijährigen Mädchen gefesselt, das plappernd bei ihr umherspielte und Gras, Steinchen und Blumen in ihren Schoß trug.

Alexander stand einen Augenblick von dem freundlichen Bilde gefesselt; wie liebevoll Anna mit der Kleinen sprach, wie zärtlich sie lächelte, wie sie kosend über den Kopf des Kindes strich und mit welch herzlichem Blick sie sich nach dem Wagen neigte, in dem Lattmanns Jüngster zu schlummern schien. Die Ahnung eines stillen, unbeschreiblichen Glücks, eines schönen häuslichen Behagens, das Alexander nie zu teil geworden war, stieg — ihn gewaltig ergreifend — in seiner Seele empor. Ja, mit dem Besitz dieses holden Geschöpfes würde er seinem Leben alles geben, was er immer schmerzlich entbehrt hatte! Rasch ging er auf die Laube zu.

Anna hörte seinen Schritt, sie blickte empor, ein freudiges Erröten flog über ihre Züge, sie erhob sich halb, indem sie die Schätze der Kleinen und ihre Näharbeit in der Schürze zusammenfaßte und streckte ihm über den Kinderwagen die Hand entgegen. „Willkommen, Alex, Sie waren lange nicht hier."

Er setzte sich neben sie und sagte ihr, daß die Todesnachricht Graf Hugos, von der sie gehört haben werde, ihn in der Nähe des Grafen gefesselt habe. Er erzählte ihr von Hugos Krankheit und Ende.

Ohne daß sie ahnte, wie nahe der Tote ihn anging, sprach sie voll Teilnahme von dem jung Verstorbenen und vom Schmerz der Angehörigen. Alles, was sie sagte, kam aus einem natürlich und warm empfindenden Herzen und berührte Alexanders Gefühl wohlthuend. Dazwischen plapperte das kleine Mädchen und wurde von Anna mit freundlichen Worten befriedigt.

Nun kam eine Magd und richtete aus: Frau Lattmann sei aufgestanden und wolle die Kinder haben.

„Soll ich auch kommen?" fragte Anna.

„Ne, Frölen möchten man hier bleiben."

Unter überredenden Worten setzte Anna das kleine Mädchen zum Brüderchen in den Wagen, dann war sie mit Alexander allein.

„Wie lieb und gut Sie sind, Anna, noch immer dieselbe, die mir's einst im öden Gartensaale daheim behaglich machte und das Frühstück bereitete.

„Ach, denken Sie noch daran? Das war ja selbstverständlich, da Sie hungerten, das that ich gern."

„Und wollten doch nichts von meinen Rosen wissen, die ich Ihnen am Weihnachtsmorgen als schüchternen Gruß auf die Treppe legte?"

„Ihren Rosen, Alex? Den Dank dafür hat Oskar entgegengenommen." Sie erblaßte und schlug die Augen nieder, während dieser Name zögernd über ihre Lippen kam.

„Oskar? Sagen Sie mir, Anna, haben Sie ihn je wirklich geliebt?

„Nein, Alexander," erwiderte sie freimütig, indem sie ihn offen ansah. „Was wußte ich damals von Liebe!" fügte sie halblaut hinzu.

„Anna, wissen Sie es denn jetzt?" Sie schlug die Augen nieder, während ein heißes Rot ihre Züge überflutete. Er fuhr rasch fort:

„Darf ich einer süßen Ahnung vertrauen, Anna? Darf ich hoffen, daß Sie mir gut sind? Annchen, mein Liebling von jeher, willst Du mein sein, mir angehören?" Er zog sie zärtlich in seine Arme, sie schmiegte sich voll Vertrauen an ihn, und er küßte, wie er es ersehnt hatte, ein frohes Ja von ihren Lippen. Einig und glücklich saßen sie sich umschlungen haltend, und tauschten innige Versicherungen der Liebe aus.

Als die erste Flut freudiger Gefühle, sich endlich ausgesprochen zu haben und sicher im Besitz zu sein, nachließ, begann Alexander von seiner Lebenslage zu sprechen. Er erzählte der Geliebten in kurzen Worten von seiner Herkunft, unbegrenztes Staunen erfüllte sie. Aber nicht allein das, scheues Erschrecken schien sich ihrer zu bemächtigen, sie versuchte sich aus seinem umschlingenden Arm zu lösen und sagte traurig: „Da bin ich ja lange nicht gut genug für Dich, Alexander. Es ist schrecklich, daß Du so vornehm bist! O wer hätte das gedacht!"

„So habe ich es von Dir erwartet!" rief er freudig. „Wir fühlen beide in gleicher Weise, daß wir nicht auf die Höhen des Lebens passen. Weder die guten Tonnemachers noch Dein Mienchen sind Grafenerzieher. Aber auch im sonnigen Thale ist's gut wohnen."

„O gewiß," flüsterte sie innig.

„Die süße, einlullende Macht des Kleinen hat uns in ihre Arme genommen. Wir sind keine eitlen Streber, wir wollen nicht glänzen und großthun. Wir wollen arbeitsame, pflichttreue und zufriedene Menschen sein. Bist Du damit einverstanden, mein Liebling?"

Strahlenden Blickes sah sie zu ihm auf: „O Alexander, wie sehr hast Du mir aus der Seele gesprochen!"

„Es würde mich," fuhr Alexander ernst fort, „nicht mehr stören, wenn hochmütige Leute mich nichtachtend behandeln wollten."

Digitized by Google

„Dem Grafen Eikstein würde niemand so begegnen."

„Du hast recht, hier liegt kein Hinderungsgrund, es ist ganz allein die nach ernster Prüfung gewonnene Überzeugung, daß ich das bin und bleibe, was die Verhältnisse aus mir gemacht haben."

„Bist Du nicht zu bescheiden? Willst Du nicht meinetwegen Großes aufgeben?"

„Nein, mein Liebling. Dein Wesen giebt mir nur eine schöne Bestätigung meiner eigensten Natur. Ich habe schon in dem Sinne eines Verzichts auf das Majorat mit meinem Vater überlegt und ich denke, es wird sich alles nach unseren Wünschen einrichten lassen."

Sie gingen dann Arm in Arm ins Haus, um Lattmanns zu begrüßen. Der Verwalter traf auf dem Flur mit ihnen zusammen.

„Ein glückliches Brautpaar stellt sich Ihnen vor, lieber Herr Lattmann!" rief Alexander ihm entgegen.

Der Verwalter beglückwünschte sie und meinte, man habe das denken können; dann führte er sie ins Zimmer zu seiner Frau, die in Kissen auf dem Sofa saß und die Kinder neben sich hatte.

Nach den ersten freundlichen Worten meinte die Frau: „Ich hoffe, Sie sind mir recht dankbar, daß ich die kleinen Störenfriede Ihnen zur rechten Zeit fortholen ließ? Als ich Sie zusammen in der Laube sah, wußte ich, daß die Kinder nicht dazwischen paßten!"

In hoher Freude ritt Alexander heim. Er dachte nach über seinen und seiner Braut Lebensgang. Sie hatten beide ihre Irrtümer überstanden. Er hatte die schöne Stephanie in aufwallender Leidenschaft in seine Arme geschlossen, und Anna war mit Oskar verlobt gewesen. Reifer und klarer über sich und ihre wahren Herzensbedürfnisse waren sie aus diesen Verhältnissen hervorgegangen. Auch der schwere Seelenkampf, der den Eröffnungen seines Vaters gefolgt war, hatte ihm gedient, ernst über sich nachzudenken. Vielleicht, so fühlte er jetzt, waren doch die traurige Jugend, die harte Schule des Lebens, die wohlthätigsten Erziehungsmittel für ihn gewesen. Von seinem jetzigen Standpunkte aus empfand er alles dankbar und war froh, da angekommen zu sein, wo er jetzt stand.

Als Alexander am nächsten Tage nach dem Wieshofe kam, geschah es im Wagen und in Begleitung des Grafen, der seines Sohnes Braut kennen lernen wollte. Anna gab sich anfänglich etwas schüchtern, nach und nach ermutigte sie des Grafen Güte, so daß sie beiderseits befriedigt voneinander schieden.

„Du magst recht haben, Alexander," sagte der Vater auf dem Rückwege, „daß Du ein Leben an der Seite dieses schlichten, frischen Mädchens allen anderen Aussichten vorziehst."

„Ja, lieber Vater, es ist die Befriedigung meines Herzenswunsches, nur Anna paßt für mich."

„Ich habe wohl bemerkt, daß meine teure Stephanie sich Dir zuneigte, ich glaubte auch Dich nicht gleichgültig gegen sie. Was Euch getrennt hat, weiß ich nicht und brauche ich auch nicht zu wissen. Ich hätte sie, die mir lieb wie eine Tochter ist, gern als solche gesehen, wenn Du aber Deinem ganzen Wesen, Deinem Herzen nach anders wählst, so hast Du das Recht dazu und alle übrigen Wünsche und Rücksichten müssen schweigen."

„Baroneß Stephanie," hob Alexander nachdenklich an —

„Deine Cousine," lächelte der Graf.

„Nun ja, meine schöne Cousine ist gewiß ein begehrenswertes, vornehm erzogenes und hochsinniges Wesen. Es schmeichelte meiner Eitelkeit, ihr näher zu treten. Ein Hauch von Großmannssucht berührte mich. Sie besaß einst Reiz für mich, aber ich erkannte zum Glück für uns beide, daß wir zu verschieden geartet sind, um füreinander zu passen. Möchte sie an der Seite eines anderen Mannes reiches Glück finden!"

Am Nachmittage traf Hans Malte, sehr ergriffen vom Tode seines Bruders, in Wolfsfelden ein. Der Graf nahm ihn gleich in der ersten Stunde zu einer vertrauten Unterredung in sein Zimmer. Hier eröffnete er ihm, daß er doch noch einen älteren Bruder besitze. Er legte ihm den Trauschein über seine Ehe mit Alexandrine Nolte, samt anderen Beglaubigungen und Zeugnissen vor, die er, um des ältesten Sohnes Rechte sicher zu stellen, sorgfältig gesammelt hatte.

Hans Malte war starr vor Schreck. Bei aller brüderlichen Trauer um Hugos Verlust hatte er die heimliche Freude auf das Majorat nicht zurückdrängen können. Und nun war Hugo auch nicht im Rechte gewesen, nun sollte er diesen stattlichen Verwalter Tonnemacher, dem er seinen Fuchs zum Zureiten gegeben, als Ältesten, als Erbgrafen anerkennen — abscheulich! Es war nicht zu glauben, nicht zum Ausdenken und doch lagen die unwiderleglichen Beweise vor seinen Augen.

Der Graf sah den Kampf in den bewegten Zügen seines offenherzigen Jüngsten. „Es freut mich, Dir sagen zu können, mein Sohn," hob er tröstend an, „daß Dein Bruder Alexander die großmütige Absicht hat, auf das Majorat zu verzichten, um im Erbrechte seinen Platz mit dem Deinen zu tauschen."

„Das wollte er? Wie ist das möglich?" rief Hans Malte aufglänzenden Blicks.

Der Graf lächelte: „Was dem einen groß und wertvoll erscheint, ist es für den andern nicht. Die Schätzung der Dinge ist eine verschiedene. Ein Nichts nennt der eine, was des andern höchstes Glück in sich schließt, und schätzbar ist der bescheidene Sinn, der sich am Kleinen, Geringen erfreuen und auch in zurückgezogener Stille glücklich sein kann."

Hans Malte hatte kaum auf diese ihm unverständlichen Grundsätze gehört, helle Freude, sich als Erbgraf unangefochten zu wissen, strahlte aus seinen lustigen Augen; hei, wie er sich das Leben schmücken, wie er es genießen und auskosten wollte! Sein nächster Antrieb war dann, dem Bruder danken zu müssen. Er wußte, daß nach dem Familiengesetze dem Sohne einer unadligen Mutter, wofern sie nicht geringen, untergeordneten Standes war, das Majorat nicht vorenthalten werde, aber er glaubte, daß Alexan-

Digitized by Google

der sich nur im Bewußtsein der bescheideneren Abstammung ausgeschlossen habe. Für solche Empfindung besaß er Verständniß und in diesem Falle freudige Billigung.

Der Graf ließ Alexander zu sich bitten und Hans Malte fiel dem Bruder mit warmen Dankesworten um den Hals. Das herzliche Verhältnis der beiden war durch diesen Empfang sogleich festgestellt und Alexander fühlte mit aufrichtiger Freude, daß er einen treuen Bruder gewonnen habe.

Hugos Beisetzungsfeier fand unter dem üblichen Trauergepränge am andern Tage statt. Nach Beendigung der düsteren Ceremonie ließ der Graf die anwesenden Herren seiner Verwandtschaft und näheren Bekanntschaft in sein Zimmer bitten und eröffnete ihnen hier unter Vorlegung der rechtskräftigen Dokumente, daß er doch noch zwei Söhne besitze, und daß der hier unter dem Namen Tonnemacher anwesende junge Mann sein Erstgeborener sei. Zugleich teilte er der Versammlung mit, daß Alexander Erbgraf von Wolfsfelden auf Titel und Rechte der Erstgeburt zu Gunsten des jüngeren Bruders verzichte und künftig als Herr von Eikstein den Platz eines nachgeborenen Sohnes einnehmen werde.

Man hatte längst derartige Beziehungen vermutet und nahm daher die Eröffnungen ohne allzu großes Staunen entgegen. Immerhin aber war es eine für alle Anwesenden ernste und ergreifende Stunde. Auch der im Vorzimmer versammelten Dienerschaft stellte der Graf Alexander als seinen Sohn vor.

Nach diesem wichtigen und erschütternden Tage bedurfte es für Graf Eikstein einiger Zeit, bis er im stande war, unter Beihilfe eines Notars und mit seinen Söhnen alle Rechtsfragen zu lösen und das Besitz- und Erbrecht endgültig festzusetzen.

Ehe dieses geschah, wollte der Graf Alexanders Wünsche hören und das Gut bestimmen, welches ihm jetzt gleich als Wohnsitz zufallen sollte.

Alexander sagte, nachdem sein Vater ihn gefragt: „Das von Deinem alten Verwandten ererbte Gut Burgheim, lieber Vater, das ich hier und da bei einem Ausfluge in meiner Knabenzeit gesehen habe, hat den größten Reiz für mich. Es liegt in der Gegend, in der ich aufgewachsen bin, Anna hat ihre Freunde so gut in der Nähe wie ich, und ich würde nirgend lieber wohnen."

„Auf dem Gute steht kein herrschaftliches Haus."

„Gleichviel, wir schaffen nach unserm Bedarf, was nicht da ist."

„Überleg es Dir."

„Etwas Prunkhaftes würde uns abstoßen, wir lieben das Schlichte und das Bescheidene."

„In heutiger Zeit eigentümlich; mancher wird es unglaublich finden."

„Die reinste Wahrheit und ich hoffe, Du sollst Dich auch bei Deinen einfachen Kindern dann und wann wohl fühlen."

„Nun gut, so will ich mich mit dem Pächter in Verbindung setzen, seine Zeit ist ohnehin bald abgelaufen; er wird nicht abgeneigt sein, uns gegen Entschädigung das Gut etwas früher zurückzugeben. Den Garten, den Tonnemachers bewohnen, lege ich Dir dazu, Du kannst den guten Leuten über kurz oder lang eine andere Gärtnerei kaufen und den einst recht hübschen Besitz Dir herrschaftlich herstellen lassen. Die Nähe der großen Stadt wird Dir für zeitweiligen Aufenthalt angenehm sein."

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Über ein Jahr ist dahin gegangen. Zwei junge Ehepaare wohnen in leicht erreichbarer Nähe und verkehren freundlich miteinander.

Richard ist mit Liesbeth in die Villa Rosenau gezogen. Die jungen Leute versuchten in Liebe und Sorgfalt den beiden gebeugten Eltern ihren Lebensabend zu verschönen, sie sehen aber täglich, daß da kaum noch etwas herzustellen ist. Der Vater ist körperlich durch seines Sohnes Unthat vernichtet, er wankt dem Grabe zu, die Mutter ist seelisch tot. Aller Lebensmut, alle Entschlußfähigkeit und alles Interesse an den Dingen ist ihr verloren gegangen. Sie bewegt sich wie ein Automat, sie lebt, sie ist nicht krank, aber sie empfindet das Leben wie eine Last. Die Rückkehr ihres Sohnes Werner aus Amerika hat sie gleichgültig hingenommen, der Vater hat den schmächtigen, jungen Menschen nicht einmal erkannt. Werner ist jetzt auf dem Kontor jenes blühenden Geschäftes als Buchhalter eingetreten, das einst seinem Großvater und Vater gehörte. Er unterstützt heimlich, ohne daß sie es bemerken, die Eltern mit seinen Ersparnissen und bringt seine Mußestunden bei ihnen zu, in dem vergeblichen Bemühen, sie zu erheitern. Auch Liesbeth thut, was sie kann, aber was der eine im Größenwahn und Übermut verdorben hat, vermögen die beiden andern Kinder nicht wieder gut zu machen.

Richards Fabrik nimmt einen so gesegneten Aufschwung, daß er ohne Sorgen in die Zukunft sieht und entschlossen ist, die Villa der Schwiegereltern käuflich zu erwerben, um dem armen Werner seinen Anteil herauszuzahlen und diesem fleißigen, bescheidenen Menschen sein Los zu erleichtern.

Alexanders Gut Burgheim, das neben einem Dörfchen gleichen Namens in freundlicher Gegend liegt, ist die Stätte des reinsten Glücks für ihn und seine junge Frau. Sie arbeiten beide mit vereinten Kräften, ihre Wirtschaft empor zu bringen, ihr Haus zu verbessern und das süße Genügen, das sie erfüllt, zu verdienen und festzuhalten. Alexander ist Tonnemachers freundlich entgegengekommen; er will erst später, wenn er eine andere, für sie passende Gärtnerei gefunden hat, den Umzug vorschlagen; sie sollen nicht glauben, daß er sich der nahen Beziehungen zu ihnen schämt, oder daß er sie unfreundlich verdrängen will. Er weiß aber, daß sie selbst den Wunsch hegen, einst nach Berlin zurückkehren zu können, und forscht im geheimen nach einem guten Ruheplätzchen für sie.

Es war wieder Herbst geworden, ein scharfer Ost bestrich die Burgheimer Chaussee, riß die dürren Blätter von den zerzausten Bäumen und jagte das abgefallene Laub zu wildem Tanze im Wirbel vor sich rundum.

Digitized by Google

Von der Stadt keuchte eine gebeugte Frauengestalt, auf den verbogenen Regenschirm gestützt, daher. Sie blieb, nach Atem ringend, oftmals stehen und wagte doch die scharfe Luft nicht tief in die kranken Lungen einzusaugen. Ein hohler, schmerzhafter Husten erschütterte die zu einem Gerippe Abgemagerte, um deren widerstandslose Glieder der Sturm wie im Hohn das fadenscheinige, hier und da zerrissene Seidenkleid wickelte und sie dadurch noch mehr am Vorwärtskommen hinderte. Eine verschossene Sammetjacke schlotterte auf dem elenden Körper. Das blumengeschmückte, jetzt zerzauste Hütchen fiel ihr beim Kampf mit dem Winde in den Nacken und entblößte einen mit gelichtetem rotem Haar bedeckten Kopf. Das Gesicht war erschreckend mager und eingefallen, die rötlich braunen Augen lagen tief in dunkel umrandeten Höhlen und sahen mit hilflosem Fieberflackern scheu um sich her.

Endlich hatte die Kranke den Tonnemacherschen Garten erreicht, sie stützte sich am Thorpfeiler, schauderte vor Kälte zusammen, seufzte tief und überflog mit feucht verschleiertem Blicke das Haus, dann trat sie ein und ging geradeswegs in den Gartensaal.

Die Familie saß eben beim Mittagessen. Eine große Schüssel voll Gemüse dampfte auf dem Tische, das alte Zimmer sah noch ebenso wüst aus wie früher, die Kinder waren herangewachsen, die Eltern ziemlich unverändert geblieben.

Die hohlen Augen der Eintretenden überflogen das bekannte Bild, sie blieb an der Thüre stehen — fehlte es ihr an Kraft vorzutreten, oder wurde sie von innerer Bewegung und Scham überwältigt? Aller Augen richteten sich erstaunt auf sie.

Da, ein lauter Schrei: „Bärbe — Bärbe!“ Die Mutter fuhr empor. „All Ihr Götter, wie sieht das Mädchen aus!“

„Ich bin krank, Mutter — todkrank.“

Die Frau stand bereit und fing die Wankende in ihren Armen auf. Welch ein Augenblick unbeschreiblichen Trostes für die Verirrte, dies Ruhen an der Brust ihrer Mutter!

Auch der Vater kam herbei. Die Geschwister staunten den seltsamen Gast an. Sie konnten sich der ältesten Schwester, die schon zu lange fort gewesen war, kaum mehr erinnern.

„Armes Kind — armes Kind“ — stammelte die Mutter; „komm, da Du krank bist, wollen wir Dich in die Kammer und zu Bette bringen.“

„Nein — nein,“ stöhnte Bärbe, „nicht fort — bei Euch — ich will hier bleiben.“

Man rückte eine Gartenbank an den Kamin, warf Reisig aufs Feuer, legte Kissen und Decken auf die Bank, bettete die Kranke und bot der Armseligen Erquickungen an. Sie aß mit Gier und streckte sich dann zufrieden lächelnd aus. Starker Husten überfiel sie oft, im übrigen schien sie sich wohl geborgen zu fühlen.

Am Nachmittage saß die Mutter allein bei der Hinfälligen, deren Wangen jetzt in Fieberglut brannten. Und obwohl die Mutter nur tröstete, nicht fragte, begann Bärbe jetzt doch von ihrer Vergangenheit zu sprechen.

„Ich habe auch schöne Zeiten gehabt, Mutter,“ erzählte sie, „sehr schöne! Wie eine vornehme Dame bin ich in Kutschen gefahren und habe in seidenen Betten geschlafen. In Paris, bei Oskar, war's zuerst eine wahre Herrlichkeit. Gut gelebt haben wir, in vollen Zügen genossen, was es Köstliches gab. Aber sein Geld ging zu Ende und da hieß es: was nun thun? Ich fing wieder als Goldfliege an und er, da ich ihn so nicht durchbrachte, wurde Voltigeur, Equilibrist, Clown. Das ging einige Zeit gut, er gefiel. Dann aber — er mochte den rechten Kniff nicht weghaben — stürzte er und brach das Bein. Sie trugen ihn in ein Spital. Ich konnte doch nichts für ihn thun und hörte nichts weiter von ihm; hatte Last, mich selber durchzubringen. Mein Husten fing an und überfiel mich oft, wenn ich in der Luft an den Drähten schwebte, und ich wundere mich noch heute, daß ich nicht herabgefallen bin und mir das Genick gebrochen habe. Na, wäre vielleicht das beste gewesen!

„Monsieur le Directeur kündigte mir, mein Husten sei im Publikum bemerkt worden und störe. Ich suchte ein anderes Engagement, fand kurze Zeit etwas, aber es ging doch bergunter. Ich ward sterbensmüde, Heimweh befiel mich, mein guter Mut war dahin, ich wollte nichts mehr, als ausruhen, bei Euch ausruhen. Mit Mühe schleppte ich mich glücklich bis hierher, und da bin ich nun am Ziele.“

Sie barg das bleiche Gesicht an der Brust ihrer Mutter, die ihr freundlich zusprach: „Ja, ja, Bärbchen, Du bist nichts Kleines, Du wolltest immer hoch hinaus; man stille, Kind,“ sie klopfte der Hustenden den Rücken, „Du hast genossen das irdische Glück. Du hast gelebt und geliebet!“

„O nein, Mutter!“ rief Bärbe mit ihrer schwachen, rauhen Stimme verzweifelt, entschuldige mich nicht; ich weiß jetzt, daß ich nichts getaugt habe, und ich möchte, daß ich noch einmal anfangen könnte. Ich war eitel und hochmütig und wollte nur genießen. Mein Platz im Leben schien mir nicht hoch genug, und weil mir das Kleine, was ich hatte, nicht gefiel, verstieg ich mich in die Wolken, aus denen ich nun zerschmettert herabgestürzt bin.“

Sie phantasierte dann noch viel von Turnen und Schweben und lag an Beklemmungen und Angst hart darnieder. Doch dauerten ihre Leiden nicht lange mehr, als der erste Reif die Bäume mit glitzerndem Scheinlaube und trügerischen Silberblumen schmückte, wurde die Verirrte zur ewigen Ruhe gebettet. Nun hatte sie wirklich das Vaterhaus gefunden, das ihr nicht verschlossen bleiben mochte, da sie mit einem Gebet um Vergebung auf den blassen Lippen entschlafen war.

Zum Frühlinge glückt es Alexander, die alte Gärtnerei, die Tonnemacher einst in Berlin besessen hat, wieder zu erwerben. Die Frau, die meint, die Tage ihrer Jugend, ihres Glanzes zurückkehren zu sehen, ist außer sich vor Freude über das großmütige Geschenk ihres Pflegesohns. So genau sie auch jetzt die Grenze zwischen sich und dem Herrn von Eikstein auf Burgheim empfindet, so kann sie doch nicht umhin, ihm die Hände zu drücken und ihn mit poetischen Sprüchen dankbarer Liebe zu überschütten.

Digitized by Google

Alexander umarmt die treue Pflegerin seiner Kindheit, die Freundin und Stütze seiner armen Mutter und sagt ihr, daß er immer bereit sein wird, für sie und die Ihrigen zu thun, was in seinen Kräften steht.

Auch Tonnemacher richtet sich etwas auf, sieht aus seinen matten Augen Alexander dankbar an und murmelt, nun möchte wohl manches besser werden. Sie packen dann bald ihren Hausrat zusammen und besorgen ihre Übersiedelung, worauf Alexander den Garten von überflüssigen Treibhäusern und Mistbeeten befreien und das Haus ausbessern läßt.

Mienchen Vogelsang, die oft draußen in Burgheim ist und Anna beisteht, wo sie gebraucht werden kann, übernimmt mit ihrem alten Freunde Jakob Pienemann die Verwaltung des Hauses und Gartens, die zu zeitweiligem Aufenthalt für die Herrschaften aus Burgheim bereit gehalten werden.

Im nächsten Jahre erlag der Kommerzienrat Rosenau einem zweiten Schlaganfalle. Frau Elfriede nahm auch diesen Verlust scheinbar gleichgültig auf, sie war jetzt so unempfindlich und schlaff, daß sie, obwohl sie noch gehen konnte, sich doch in ihres Mannes Rollstuhl durch den Garten fahren ließ. Ihr blondes Haar ist weiß geworden, die Augen blicken erloschen, die Haltung ist wie die einer Greisin.

Richard ordnet jetzt den Nachlaß seines Schwiegervaters und zahlt Werner sein kleines Erbe heraus, es ist nicht ganz so viel wie Oskar mitgenommen hat. Der wohlhabende Schwiegersohn kann die Erhaltung der leidenden Frau auf seinen Teil nehmen. Die Fabrik geht vortrefflich, eine Vergrößerung ist für die nächste Zeit geplant.

An einem heißen, staubigen Spätnachmittage, etwa ein Vierteljahr nach des Kommerzienrats Tode, lehnte ein Mann in schäbiger Kleidung, mit je einer Hand einen Eisenstab des Gitters umklammernd, an Rosenaus Garten und suchte durch das verstaubte Gebüsch, dessen Blätter schlaff und durstig herabhingen, einen Einblick in den Garten zu gewinnen. Er sah eine blonde junge Frau in Trauerkleidern auf der Veranda neben einem Kinderwagen sitzen und dann, vom Diener geschoben, einen Rollstuhl um die Ecke des Hauses auf dem Kieswege daherkommen. In dem Stuhle lag eine kraftlose Frauengestalt, ein Gartenhut beschattete die bleichen Züge, aber die trostloseste Hinfälligkeit war so deutlich in jeder Linie dieser Gestalt ausgeprägt, daß der Mann am Gitter sich erschrocken und zusammenschaudernd abwandte.

Als er so plötzlich auf den Weg zurücktrat, stieß er mit einem jungen Menschen in der Tracht eines Arbeiters zusammen, der, aus der Stadt kommend, ein Päckchen trug. Sie sahen sich an und der Fremde fragte, nach einem Worte der Entschuldigung, wem der Garten gehöre?

„Früher dem alten Rosenau, der kürzlich gestorben ist, jetzt unserm Herrn Warneke, der die Tochter geheiratet hat und dem auch die große Schuhfabrik gehört, in der ich Stepper bin. Suchen Sie Arbeit? Sie können vielleicht ankommen, wir vergrößern."

Der Fremde, der danach aussah, als habe er lange keinen guten Verdienst gehabt, murmelte etwas Unverständliches in seinen verwilderten Bart. Dann fragte er noch dies und jenes, während sie miteinander der Fabrik zugingen. Er hinkte etwas und blickte scheu und doch gespannt um sich.

Richard hatte sich ein kleines Privat-Comptoir unten in seiner Fabrik eingerichtet, in dem er gesondert von seinen Kommis arbeitete. Hierhin führte der junge Gesell den Zugewanderten auf dessen Wunsch.

Als der verlotterte Herumtreiber von der Landstraße in den kleinen Raum eintrat, in dem Richard am Schreibtische saß, blickte dieser gleichgültig empor und fragte, was der andere wolle. Der Fremde kam, ohne etwas zu antworten, an den Tisch heran und sagte, die Hand darauf stützend: „Möchte doch den Herrn Schwager 'mal um die Abrechnung über meine Erbschaft ersuchen."

Richard fuhr empor: „Oskar — Unglücklicher!"

„Es geht Dich nichts an, ob ich glücklich oder unglücklich bin. Ich will auswandern und brauche dazu Geld."

„Geld! Das hast Du Dir vorweg genommen, Elender!"

„Ich habe Dir schon gesagt, daß ich mir jede hochnasige Kritik verbitte. Es ist von meinem Erbe die Rede, das ist eine Geschäftssache."

„Wohlan. Dein Erbe ist ein Minus. Ich habe kürzlich mit Werner eine Übersicht, behufs unserer Teilung, aufgestellt. Der arme Junge ist in dem Lebensalter, in dem er mit seinem kleinen Kapital etwas anfangen muß. Die Villa habe ich käuflich erworben und die Hypothekenschuld, die damals für das Gut darauf gelegt worden war, teilweise abgezahlt. Deine Mutter ist bei uns gut aufgehoben, sie hat in die angedeutete Ordnung der Dinge eingewilligt."

„Möchte doch, schwarz auf weiß, Beweise sehen für Deine Behauptung."

„Sie sind zur Hand. Setze Dich da an jenen Tisch und blättere diese Papiere durch. Du wirst wohl noch so viel Geschäftskenntnis besitzen, um die Berechnung zu verstehen."

Gierig zugreifend nahm Oskar die ihm dargereichten Papiere.

„Der Verkauf Rabinskos war notwendig," fuhr Richard erklärend fort, „da sich keine Mittel mehr fanden, die beträchtlichen Zinsen zu zahlen. Für die amerikanischen Eisenbahn-Aktien ist nie ein Pfennig eingekommen, das Geld ist ganz verloren. Du siehst hier die Summe, die für das Gut und die, welche für das Inventar, beides auf dem Wege des Meistgebots, erzielt worden ist."

„Was! Der Halunke Kruschkinski hat Rabinsko!"

„Ja, es scheint, daß Eure verlorenen Hunderttausende ihm dazu verhalfen, daß Ihr seinen Plänen dientet, daß er Euch eingefangen und überlistet hat."

Oskar murmelte einen Fluch. Er hatte die Blätter überflogen, die Zahlen verglichen und ließ sie mit einer Gebärde trostloser Verzweiflung sinken.

Was sollte nun mit ihm geschehen? Seine letzte Hoffnung, irgend etwas zur Erhaltung seines Lebens in einem fremden Weltteile anzufangen, war vernichtet.

Digitized by Google

Das peinliche Schweigen dieser Minute wurde wohlthätlich unterbrochen. Die Thür öffnete sich, und Liesbeth, ihren kleinen Knaben auf dem Arm, trat herein. Mit freundlicher Stimme sagte sie:

„Herzensmann, nun mache doch nach dem heißen Tage einmal Feierabend!“ Dann stutzte sie, als sie den Fremden am Seitentische sitzen sah und dem auf sie gerichteten stieren Blick begegnete. Sie stand wie gebannt, das Blut wich aus ihren Wangen, sie drückte das Kind fest an sich und lehnte sich an die Wand zurück, während, fast wie ein Schrei, der Name: „Oskar!“ über ihre Lippen bebte.

Richard sprang ihr zu Hilfe, er nahm ihr das ängstlich um sich schauende Kind ab und schob ihr einen Stuhl unter. Händeringend, voll Schauder und tiefer Bewegung sank sie darauf: „O, Oskar — unsere arme — arme Mutter!“

Der verzweifelte Mann am Tische fuhr sich mit beiden Fäusten in das verwilderte krause Haar, legte die Arme breit auf den Tisch und sank mit dem schweren Kopfe darauf. Ein Schütteln lief durch den Körper, ein Stöhnen, wie das eines kranken Tieres, und dann lag er eine bange Minute regungslos.

Der kleine Knabe lallte in kosenden Lauten: „Papa — dute Papa.“ Dann hob Liesbeths sanfte, thränenschwere Stimme wieder an:

„Du hast unsägliches Unglück über uns gebracht, Oskar. Beide Eltern haben sich nie von jener fürchterlichen Stunde erholt, in der Dein leichtfertiges Schreiben in Rabinsko eintraf. Vater rührte der Schlag, er war körperlich gebrochen, und Mama hat wohl noch schwerer gelitten, sie ist seitdem seelisch vernichtet. Sie hat Dich zu sehr geliebt.“

Der Mann am Tische fuhr auf: „Das ist es, Schwester — das — Du hast es gesagt — zu sehr haben sie mich geliebt, zu sehr! Und wenn es eine Entschuldigung für mich giebt, so ist es die, daß ich in allen Schwächen und Thorheiten bestärkt, daß ich verwöhnt — daß ich schlecht erzogen bin!“

„Das ist der Dank, abscheulich!“ murmelte Richard, sich abwendend.

„O, die Schuld ist nicht allein auf meiner Seite! Ja, ich war herrisch und unbändig, wer aber hat mich je gebändigt, wer mir je den Herrn gezeigt, mich angehalten zur Mäßigung meiner Leidenschaften? Ich sah bei den Eltern nur Großthuerei, Eitelkeit, Genußsucht, kein Wunder, daß ich sie übertrumpfte.“

Wie ermattet von dieser erschütternden Anklage sank er zurück und rang die Hände. „Und was ist es denn alles gewesen, was ich genossen habe? Wie ein wüster Traum, ein Nichts liegt es hinter mir. Vorbei! Und nun stehe ich da, elend. „Was soll nun aus mir werden?“ fuhr er dumpf grollend fort. „Das Elend des Vagabondentums habe ich kennen gelernt, fürchterlich — immer am Rande des Versinkens in den Schlamm des Verbrechens — habe ich mich durchgedrückt. Ich wollte jetzt, wenn ich noch ein paar tausend Mark als mein Erbe herausgeschlagen hätte, übers Meer gehen, wollte arbeiten, einerlei was, und wollte mich retten aus diesem Sumpf, diesem elenden Zustande — nun — nun ist alles aus!“

„Oskar — kannst Du nicht hier —“

„Unmöglich — hier nicht — erbetteln einen Groschen für den Strick — anderes giebt es nicht für mich!“

„Bruder!“ Liesbeth verhüllte ihr Gesicht mit den Händen.

„Hütet das Kind — zeigt ihm Ernst — erzieht es mit Strenge, daß es nicht einst vor Euch steht, wie ich hier stehe. Und nun will ich gehen — ich bin Euch ein Greuel und will das einzige für Euch thun, was ich noch kann — Euch von meinem Anblick befreien.“ Er wandte sich der Thür zu.

„Schwager,“ sagte Richard gütig, „möchtest Du Deine Mutter nicht wiedersehen, nicht die Vergebung der Ärmsten mit Dir nehmen?“

Aufblickend fügte Liesbeth hinzu: „Es wäre trotz allem vielleicht eine Erquickung für sie.“

Oskar stand unschlüssig: „Wie kann ich — so — in diesem Zustande.“

„Ich begreife, Schwager, doch wäre da ja zu helfen. Du sollst so nicht in die Villa gehen, wir haben hier vorn im kleinen Hause eine Kammer. Mutter bringt Dir Essen, Wäsche kannst Du von mir brauchen. Das Zeug des kleinen Schusters langt nicht für Dich. In der Dämmerung gehen wir zusammen in die Stadt, und da finden wir schon irgendwo einen heilen Rock, der Dir sitzt. Selbstgemachte Stiefel sind genug da.“

Der Unglückliche, überwältigt von dem gütigen Ton und dem ersten Lichtpunkt, der sich ihm zeigte, stand wie ungläubig da, er blickte von einem zum andern und zwei große Thränen rannen, rasch mit dem Rücken der Hand fortgewischt, über seine Backen. „Das wolltest Du thun — für mich thun?“ stammelte er.

Richard gab das Kind seiner Frau, nahm des Schwagers Arm und ging mit ihm durch den Garten auf das vordere Haus zu.

Sein Vater, der Feierabend gemacht hatte, stand, die lange Pfeife im Munde, vor der hinteren Thür und sah den Fremden mit seinem Sohne auf sich zukommen. Er traute seinen Augen kaum, als er Oskar erkannte. Alle Wetter, war das möglich? Und so fürchterlich schäbig und heruntergekommen!

Als Schuster Warneke Oskar mit: „Guten Abend, Herr Rosenau,“ begrüßte, fühlte der Unglückliche sich von der peinlichsten Scham überfallen; warum war er auch wieder hierher gekommen, wo er so Furchtbares durchmachen mußte. Wie hatte er immer auf diesen behäbigen Schuster herabgesehen! In der Fremde irgendwo enden, wäre das beste für ihn gewesen.

Richard schien ihn zu verstehen, leicht die Hand auf seinen Arm legend, sagte er: „Ja, Vater, dem armen Oskar ist's schlecht gegangen. Mutter soll ihm die blaue Kammer geben, er bleibt ein paar Tage bei uns.“

Der Alte nickte gutmütig: „Jeder schief getretene Stiefel, wenn er noch heil und von gutem Leder ist, läßt sich wieder richten und brauchbar machen.“

Am andern Morgen war Oskars äußere Erscheinung so weit verwandelt, daß Richard ihn in die

Digitized by Google

Villa führen konnte. Aber auch der Gesichtsausdruck des Unglücklichen war ein anderer geworden. Güte hatte das Eis der Rohheit und Verzweiflung aufgetaut. Das verschwommene Auge blickte nicht mehr scheel und mißtrauisch, es war beschämt niedergeschlagen, und die gespannten Züge hatten sich gesänftigt.

Liesbeth kam aus dem Zimmer der Mutter ihnen erregt entgegen: „Ich wage ihr nichts zu sagen — ich habe in all den Jahren Deinen Namen nicht nennen dürfen."

Oskar stand zaudernd — sollte er gehen — scheiden, ohne sie noch einmal gesehen, ihre Vergebung erlangt zu haben, ohne die — das war ihm in der letzten Nacht klar geworden — ohne die er namenlos elend sein würde.

„Nur Mut!" sagte Richard getrost, „so leicht tötet Freude nicht und Freude ist und bleibt es doch für ein Mutterherz, wenn der Verlorene heimkehrt."

Sie traten ein, Richard ging voran. Zusammengesunken, halb schlummernd, saß die vor wenigen Jahren noch so behende und anmutige Frau Elfriede im Lehnstuhle, ein Bild tiefen Kummers und frühzeitigen Verfalls. Der Schwiegersohn trat zu ihr heran. „Ermuntern Sie sich, Mutter," sagte er heitern Tons. „Heute giebt es etwas Gutes für Sie. Das Allerbeste, was Sie sich nur wünschen können."

„Was soll ich, Richard, was wollen Sie wieder von mir?" fragte sie matt, dabei schlug sie die schweren Lider auf. Ihr Blick fiel auf den hinter Richard Stehenden. Ein Zittern und Zucken lief über ihre schlaffen Züge, sie öffnete die Lippen, kein Ton kam hervor, sie hob die Hände und nun ein Schrei, ein Freudenruf: „Oskar!"

Er stürzte vor, lag zu ihren Füßen, vergrub den Kopf in ihrem Schoße. Ihre dünnen, blassen Finger glitten liebkosend durch sein Haar. „Oskar," flüsterte sie, „Kind, wie ist das möglich? Woher kommst Du? Du lebst und ließest so lange nichts von Dir hören?"

„Vergebung, Mutter — Vergebung!" schluchzte er in Tönen der Verzweiflung. „O, ist es denn möglich, Du verstößt mich nicht? Ich fühle Deine lieben Hände, Du siehst mich gütig an? O, was habe ich über Euch gebracht, es ist abscheulich, sich so versündigt zu haben!"

Sie neigte den Kopf zu ihm nieder, ihre Lippen berührten seine Stirn. „Ich erinnere mich nicht mehr, was Du thatest, ich sehe nur, daß Du wieder da bist, daß Du bereust. Wie könnte ich Dir noch zürnen, weiß ich doch nicht, ob ich es je gekonnt habe." —

Gestärkt und bereit, den Kampf mit dem Leben neu aufzunehmen, erhob sich Oskar von seinen Knieen. Es war ihm, als habe der Mutter Kuß ihn entsühnt.

Frau Elfriede aber war müde und erschöpft. Ein Lächeln spielte um ihre Lippen, wie sie es nie besessen hatte, ein Zug stiller, genügsamer Zufriedenheit. Sie begehrte jetzt nichts mehr, es war alles gut.

Oskar wollte nicht lange dableiben. Er litt zu sehr unter der Scham und unter den Vergleichen mit früher, die sich ihm hier allerorten aufdrängten.

Als er Richard sagte, daß er baldmöglichst wieder aufbrechen wolle, fragte ihn dieser, was er für Zukunftspläne habe? Oskar zuckte die Achseln und wandte sich schweigend ab.

„Höre, Schwager," sagte Richard freundlich, „nimm ein Darlehen von mir an. Ganz ohne Mittel sollst Du nicht in die weite Welt gehen. Ich vertraue Dir, daß Du zur Einsicht gekommen bist. Ich will Dir dreitausend Mark mitgeben. Hast Du einst etwas verdient, so kannst Du es mir zurückzahlen, wo nicht, laß es als ein Geschenk Deiner Schwester gelten."

Ergriffen drückte Oskar dem Großmütigen, der Zutrauen zu seiner Änderung zeigte, die Hand. Ja, er wollte seine gute Meinung rechtfertigen, wollte ein anderer Mensch werden!

Nach längerer Beratung der Geschwister untereinander reiste Oskar, ohne bestimmten Abschied von der Mutter zu nehmen, fort. Sie war zu schwach und so sehr in ihre Apathie zurückgesunken, daß niemand es wagte, sie durch neue Gemütsbewegungen aufzurütteln. Sie schien auch des Sohnes Fernbleiben kaum zu empfinden, ihr letztes Wünschen war erfüllt. Sie hatte Oskar reuig zu ihren Füßen gesehen, hatte ihm vergeben, alles übrige lag außen und berührte sie nicht mehr, ihr Leben war abgeschlossen.

Wieder nimmt die Zeit ihren Fortgang; der Mai ist da mit seinem frischen Grün, seinem Blütenprangen und der sonnig reinen Luft. Für Burgheim bricht ein festlicher Tag an. Dem Töchterchen von Alexander und Anna der kleinen, zweijährigen Alexandrine, ist ein Sohn gefolgt, er soll Wolf heißen nach seinem Großvater und dieser hat sich angemeldet, das Kind selbst aus der Taufe zu heben. „Ich komme zu Euch," schreibt der Graf, „mit einer erfreulichen Neuigkeit, die ich Euch aber selbst überbringen will."

Zwar ist Graf Eikstein schon einmal in Burgheim gewesen, damals aber, zu Anfang sah es noch wüst und unfreundlich dort aus. Zu Annas großer Freude sind jetzt vielerlei Verbesserungen gemacht, und mit dem Stolz der eifrigen Hausfrau hat sie in allen Räumen, in Küche und Keller ihr möglichstes gethan. Die kleine Alexia trippelt schon hinter ihr her und hilft auf ihre Art der Mutter.

Anna ist ein frisches, rundliches Frauchen geworden. Sie sieht vielleicht etwas größer und selbstgewisser aus als früher, ist aber in ihrer schlichten Herzlichkeit dieselbe geblieben.

Alexander, ein tüchtiger, reifer Mann, in dessen schönen Zügen man nur noch selten jenen schwermütigen, weltabgewandten Ausdruck sieht, der sie sonst verschleierte, fühlt sich ganz auf dem Platze im Leben, den er als den richtigsten für sich erkannt hat und segnet sein Geschick, das ihm in der Gespielin seiner Kindheit ein Weib beschert hat, wie er es passender für sich nicht denken könnte.

Jetzt ist Alexander zur Stadt gefahren, um seinen Vater von der Bahn abzuholen. Als sie nach der ersten Begrüßung im Wagen sitzen und Burgheim zurollen, sagt Alexander: „Dein Brief hat uns neugierig gemacht, lieber Vater. Du willst uns etwas Besonderes mitteilen? Etwas Erfreuliches solltest Du nicht länger zurückhalten."

Digitized by Google

„Du hast recht, Alexander. Die Sache berührt Dich auch näher als Deine Frau. Stephanie hat sich endlich entschlossen, dem Werben Hans Maltes Gehör zu geben, sie sind verlobt und hier ist der Brief Deines Bruders, der Dir sein Glück mitteilt."

Alexander nahm den Brief und sagte erfreut: „Ich glaube, das ist von beiden Seiten wohlgethan," dann las er die vor Glück und Freude überströmenden Zeilen des jungen Bräutigams, er schrieb: „Meine schneidige Stephanie behauptet freilich, ihr Onkel Wolf sei die älteste und beste Liebe ihres Herzens, da sie den nun leider nicht haben könne, wolle sie mit mir fürlieb nehmen, womit ich mehr als einverstanden bin. Diese Königin unter den Frauen mit weniger als einem Erbgrafen abzuspeisen, wäre nicht möglich gewesen, daher danke ich Dir noch einmal, Bruderherz, daß Du mich in die beglückende Lage gebracht hast, meiner Stephanie genug zu thun und ihr den Platz zu geben, den sie verdient."

Alexander lächelte: „Sie werden beide mit vielem Vergnügen die Rolle spielen, die ihnen vom Schicksal angewiesen ist."

„Und Du hast Deinen großmütigen Verzicht noch nie, in keiner Minute Deines Lebens bereut, lieber Alexander?" fragte der Graf, indem er einen forschenden Blick auf den Sohn richtete. „Du hast Dich noch nie an Hans Maltes Stelle gewünscht?"

Sie fuhren eben auf den Gutshof von Burgheim. Ein paar mächtige, blühende Kastanien standen zu den Seiten des grün übersponnenen Hauses. Eine Doppeltreppe führte hinauf und bildete oben einen von Weinlaub bekränzten kleinen Söller. Hier erschien Anna in diesem Augenblicke in einem weißen Kleide, sie trug den Täufling auf dem Arm, die kleine Alexandrine hielt sich am Rock der Mutter, die mit der freien Hand freundliche Grüße herabwinkte.

Alexander wies seinem Vater das anmutige Bild. „Du kannst nicht ernstlich glauben," sagte er innig, „daß im Besitz eines so überschwänglich reichen Glücks je der Gedanke an mehr oder anderes in meinem Herzen Raum finden könnte."

Der Graf nickte, es war da etwas in seines Sohnes Empfinden, das er wohl verstand, doch lag es bei ihm weit zurück und verschüttet von vielem andern.

Ende.

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Sommernacht.

Im Westen
Erlosch der Tag,
Das Glühgewölk
Verglomm,
Das letzte Lied
Der gefiederten Sängerschar
Verhallte. —
Stille und Frieden
Beherrschen die Weite.
Weich rinnt durch des Parkes
Uralte Wipfel
Nun des Mondes
Flutendes Silberlicht.
Und fern aus der Nied'rung,
Am Ufer des Stromes,
Wo im magischen Glanz
Die Nebel wallen,
Tönt einer Hirtenflöte
Einsame Weise. —
Sonst ringsum
Kein Laut.
Was lebt,
Ruht im Arme des Schlafes. —
O blaue Sommernacht,
Du wunderbare, schöne,
Du streichst uns
Von der Stirne
Den Schweiß des Tages,
Den Staub des Lebens
Von der Seele.
Uns'rer ersten Jugend
Unsagbares Glück
Holst Du wieder
In solcher Stunde
Heiliger Weihe
Aus seinem Grabe . . .
Und längst Gestorbener
Geliebte Schatten
Gleiten in weißen Schleiern
Hin durch die Stämme
Und schau'n uns an
Mit freundlichen Augen,
Aus denen der Frieden
Der Ewigkeit strahlt.
Und winken uns
Mit bleichen Händen
Traute Grüße zu.
Dann zerstäubt in Atome
Das irdische Ich.
Alle Schuld und Sünde
Zerrinnt wie ein Traum;
Und es schwebt der Geist
Mit seinen Toten,
Selbst ein Seliger,
Durch der Schöpfung
Unendliche Räume,
Wo in stolzer Pracht
Zahllose Welten
Ihre Bahnen ziehn. —
Und aus der Fülle
Des göttlichen Strahlenmeers
Fällt auch ein Schein,
Ein Schein der Verklärung,

Digitized by Google

Hellleuchtend
Auf unſ'res Lebens
Fern'ren, dornigen Pfad. —
— O blaue Sommernacht,
Der Armen Tröſterin,
Der Müden Erquickerin,
Erheberin der Seelen,
Habe Dank,
Du wunderbare, ſchöne. —

Wilhelm Müller-Weilburg.

Spaziergänge in der Seele.

Von **Otto von Leixner.**

II.

Die Verbindung der Bilder.

Die Betrachtung jener inneren Regungen, die wir als Eitelkeit, als Beſtreben, das Ich zu genießen, bezeichnen, hat uns gezeigt, wie die Seelenregungen überhaupt, die Gefühle, ſich in verſchiedener Art verknüpfen und ineinander übergehen können. Durch die oft kaum wahrnehmbaren Übergänge werden Gegenſätze miteinander verbunden, d. h das nach außen erſcheinende Weſen ſtellt das Widerbild der urſprünglichen Regung dar, Eitelkeit tritt als Beſcheidenheit, Feigheit als Tollkühnheit, Schwäche als Härte auf.

Es giebt wenige Regungen, die untereinander nicht Verbindungen eingehen können, oder die, wenigſtens im unfertigen Menſchen, nicht nebeneinander beſtehen könnten.

Echte Menſchenliebe, die von tiefem religiöſem Gefühl getragen iſt, kann nicht neben Menſchenhaß beſtehen; wahres Mitleid aber ſchließt Härte in einem einzelnen Falle nicht aus. Jene Demut, die erkennt, daß wir die beſten Gaben nicht dem Ich verdanken, kann ſich nicht mit hochmütiger Selbſtbewunderung vereinen; zerfahrenes Empfinden nicht mit klarem, zielbewußtem Ablauf der Gefühle.

Aber bei dem Durchſchnittsmenſchen, der weder im Guten noch im Böſen hervorragt, nicht große noch kleine Einbildungskraft, weder ſehr ſtarken noch ſehr ſchwachen Willen oder Verſtand beſitzt, kommen ſolche Höhepunkte einzelner Gefühle ſelten vor. Und darum können bei ihnen faſt alle Regungen in andere übergehen.

Nun aber bilden dieſe nur im Ausnahmsfalle den einzigen bewußten Inhalt der Seele. Der Seelenraum an ſich iſt nämlich ſehr groß; niemand vermag in einem Augenblick ihn ganz zu überſehen. Nur der in jedem Augenblick ſozuſagen beleuchtete Teil iſt uns bewußt, die nächſte Umgebung liegt im Zwielicht, die fernere im Dunkel.*) Aber das, was in uns fühlt, wahrnimmt, kann in ſehr großer Schnelligkeit die Blickrichtung wechſeln, ſodaß das eben noch Dunkle hell, d. h. bewußt und das eben Bewußte unbewußt wird. Aber unbewußt nicht ganz. Denn das, was ich eben noch im Bewußtſein hatte, hinterläßt eine Stimmung, die ſich mit dem Inhalt des neuen Augenblicks in verſchiedener Art verbinden kann.

Alſo nicht nur Gefühle werden wahrgenommen, obwohl auch das zuweilen geſchehen kann. Wenn uns eben ein großes Leid widerfahren iſt, dann drängt zunächſt eine Regung empor, die wir Schmerz nennen und die mit gewiſſen körperlichen Vorgängen verknüpft iſt. Der Schmerz kann ſo groß ſein, daß man für einige Zeit mit geſchloſſenen Augen daſitzt und nichts in ſich wahrnimmt, als dieſe lebenhemmende Regung. Das ganze beleuchtete innere Geſichtsfeld iſt für einige Zeit nur von dieſem Schmerze eingenommen, ſodaß ſogar die Veranlaſſung unbewußt werden kann.

Wir liegen an einem milden Frühherbſttage im Waldſchatten und träumen. Allmählich verſchwindet alles Faßbare, nichts als ein wonniges Gefühl des Seins erfüllt uns; es fließt durch uns wie ein ſegenſpendender Strom; über dieſe Regung des Wohlgefühls webt es wie etwas Lichtes, Klares. Aber nichts ſonſt liegt augenblicklich im beleuchteten Blickfeld; ein Etwas in uns genießt eine Empfindung.

Zumeiſt jedoch werden noch im Innern Bilder wahrgenommen, die das Etwas ſich ebenſo „vor ſich ſtellt", wie die Gefühle. Dieſe bildlichen Vorſtellungen werden mit Hilfe der Sinne wahrgenommen, beſonders mit Auge und Ohr, als Form, Farbe, Bild oder Ton, aber auch mit dem Getaſt, dem Geſchmack und Geruch. Bei einzelnen Dingen der „Außenwelt" genügt das Geſicht zur Wahrnehmung, bei andern das Gehör, bei wieder andern ſind mehrere Sinne thätig, um mir die „Vorſtellung" zu vervollſtändigen. Eine Reihe von Bewegungen z. B. erfaſſe ich mittels des Auges; eine Tonfolge mittels des Ohres; genieße ich eine ſaftige Frucht, ſo habe ich ſie geſehen, ich taſte, ſchmecke und rieche ſie.

Indem ich nun mit Hilfe der Sinne ein „Ding" der „Außenwelt" erfaſſe, nehme ich es in Beſitz, d. h. nicht das Ding ſelbſt, ſondern die Vorſtellung, und führe es in mein Inneres hinein. In dem Etwas, das in mir lebt, wirkt nun eine beſondere Art der Thätigkeit, die es ermöglicht, dieſe Vorſtellung zu behalten — wir nennen ſie Gedächtnis — und eine zweite: ich kann jene Vorſtellung jeden Augenblick, ohne Hilfe der Sinne, in mir wachrufen — mich ihrer erinnern.

Aber nicht allen Vorſtellungen gegenüber iſt dies Gedächtnis gleich ſtark. Die der höheren Sinne, Geſicht und Gehör, werden am treueſten feſtgehalten. Ich kann einen Menſchen, den ich als fünfjähriges Kind geſehen habe, mir jeden Augenblick wieder vorſtellen; die Stimme beſonders lieber oder beſonders unangenehmer Menſchen klingt nach Jahrzehnten in uns auf. Wenn man aber verſucht, ſich den Geruch oder Geſchmack einer geſtern genoſſenen Speiſe zurückzurufen, iſt faſt ſtets alle Mühe vergeblich, zu einer entſprechenden Vorſtellung zu gelangen. Eher gelingt es, Taſtempfindungen wachzurufen. Mit dieſen Thatſachen ſtimmt es auch überein, daß Geſchmacks- und Geruchsträume ungemein ſelten ſind. Gewöhnlich pflegt man bei geträumten Mahlzeiten zu ſchlingen, ohne die geringſte Geſchmacksempfindung zu haben; man träumt von Roſen oder von Unrat, aber keins von beiden riecht; dagegen iſt das Getaſt im Traume lebhafter, als in der Tageserinnerung.

Wir haben ſchon erfahren, daß die Wirkung eines neu auftauchenden Gefühls von dem ſchon vorhandenen Inhalte der Seele abhängt.

Das iſt bei den Vorſtellungen auch der Fall. Die vorhandenen Bilder ſuchen das neue an ſich heranzuziehen und es einer Gruppe, die enger zuſammenhängt, anzureihen. So tauchen bei dem Eintritt einer Vorſtellung eine Anzahl von andern auf, aber nicht bei jedem Menſchen die gleichen und nicht bei jedem ſtets dieſelben.

*) Der Leſer darf nicht vergeſſen, daß alle dieſe Ausdrücke der ſogenannten ſinnlichen Anſchauung entnommen ſind und alſo hier ſtets nur bildlich gebraucht werden.

Digitized by Google

Nehmen wir eine beliebige einfache Vorstellung, um diese Verbindung der Bilder an Beispielen zu kennzeichnen, also etwa „Apfel“. Vorausgesetzt werden muß nur, das jenes Ding, das wir so nennen, einmal mit den Sinnen wahrgenommen und vom Gedächtnis festgehalten worden ist.

Also: die Vorstellung Apfel taucht auf und zwar im Kopfe eines Obstzüchters. Sofort drängen sich die Bilder einzelner Arten dieser Frucht auf, sei es an den Bäumen hängend, oder im Obstkeller aufgestapelt. Die Vorstellung der Bäume zieht das Bild des Gartens nach sich; es stellt sich dar das Bild der Arbeiter, die graben, beschneiden, pfropfen. Das Bild des Kellers kann das der Fässer, in denen Äpfel verschickt werden, nach sich ziehen; und dieses das des Mannes, dem sie verkauft werden. Aber der Apfel kann auch die Birne, Aprikose, Pflaume und andere Obstarten vor das innere Auge bringen.

Bei diesen Bilderreihen geht die Vorstellung Apfel in vollem Inhalt durch. Es kann sich aber auch an jede einzelne Eigenschaft des Apfels eine Reihe knüpfen.

Der Apfel ist rund. Alle anderen Kennzeichen werden vernachlässigt und an die allgemeine Vorstellung „rund“ knüpft sich die einer Billardkugel, daran der grüne Spieltisch, der Raum eines Kaffeehauses.

Der Apfel ist wohlschmeckend. Diese Eigenschaft wird allein festgehalten und an sie reiht sich eine Anzahl von anderen wohlschmeckenden Dingen, die vielleicht mit der Vorstellung der Köchin und der Küche abschließen.

Der Apfel ist auch rotbackig. Ein Kind taucht auf mit roten Wangen, darauf das blühende Mädchenantlitz einer längst Toten, deren Grabstätte u. s. w.

Kurz: von jedem der Merkzeichen, die eine Vorstellung ausmachen, kann sich eine Bilderreihe entwickeln; und von jedem ihrer Glieder auch wieder eine.

Wenn aber statt des Obstzüchters ein gelehrter Pflanzenkundiger die Vorstellung Apfel hat, so wird sich eine andere Reihe bilden. Zuerst etwa zieht sie den lateinischen Namen Malus nach, dann der Gattung, Pirus L., aus der Familie der Rosacäen; es werden sich die Hauptkennzeichen, die fünf verwachsenen Griffel oder die Fruchtfächer darstellen.

Bei dem Chemiker wird sich zunächst der ihm geläufige Begriff Apfelsäure einfinden und die Formel C_4, H_6, O_5 wird ihm vorschweben. Als zweites Bild taucht vielleicht die Herstellung auf: Vogelbeerensaft, der mit Kalkmilch neutralisiert wird u. s. w., bis sich die farblosen Krystalle einstellen.

Und dem Arzt wird zunächst die bei Bleichsucht verwendete Tinctura ferri pomata in der Erinnerung auftauchen und das Bild einer Kranken nach sich ziehen; dem Philologen stellt sich der Vorgang ein, wo Eris den Zankapfel in die Versammlung der Götter wirft; er sieht dann die Göttinnen vor Paris, Helena taucht vor ihm auf, das Epos über den trojanischen Krieg und bei einer besonders strittigen Stelle des Gedichts bleibt er vielleicht hängen. Einem andern fällt zunächst Adam ein, dann Eva, der Sündenfall, ein Bild, das ihn darstellt, dessen malerische Eigenschaften. Und wieder ein anderer, dem der Genuß eines Apfels Unwohlsein bereitet hat, sieht sich gekauert auf einem Stuhle sitzen und Thee trinken, um das Magendrücken los zu werden.

Je nach Beruf und Stimmung können diese Bilderreihen in unberechenbarer Verkettung sich ändern und sich, wenn nicht ein Anlaß von außen oder innen sie abreißt, ins Unendliche fortsetzen. Jede in uns einmal eingezogene Vorstellung, die das Gedächtnis festgehalten hat, kann mit jeder anderen in Beziehung kommen, selbst wenn innerlich gar keine Verwandtschaft zwischen ihnen besteht.

Die gewählten Beispiele sind aber unzureichend, die vielfache Verknüpfung zu erweisen, denn die einzelnen Glieder der Reihen sind alle durch einen einzigen Sinn, das Gesicht, vermittelt.

Aber nun verschaffen uns auch die anderen, vornehmlich das Gehör, Vorstellungen.

Menschen, die sehr musikalisch sind, können auch, wenn sie nicht Tonstücke schreiben, ihr inneres Gesichtsfeld ganz mit Tönen ausfüllen, die untereinander unübersehbarer Verbindungen fähig sind.

Zumeist aber treten Töne mit Formen vereint in unser Bewußtsein, mit andern Worten: wir nehmen mit Gesicht und Gehör zugleich wahr. Das Kind thut das noch nicht. Es kann z. B. nach uns blicken, wenn wir es fest ansehen, und läßt dann die Augen suchend umherschweifen, sobald wir zu sprechen beginnen. Bild und Laut sind also von ihm wahrgenommen, aber erst nach einiger Übung verbindet es beide.

So lernen wir aus einer zwingenden Anlage unseres Wesens heraus, Bild und Ton in der Vorstellung zu verknüpfen: Hahn und Krähen; Hund und Bellen; Strom und Rauschen; Säge und Knirschen; Feile und Raspeln u. s. w. vereinigen sich in der Vorstellung so fest, daß, wenn wir den Ton hören, sofort das Bild in uns auftaucht, und wenn eine bekannte Stimme in der Nähe laut wird, der Besitzer derselben vor das innere Auge tritt, ehe er sich wirklich zeigt. Ebenso umgekehrt. Man kann eine Feile nicht in die Hand nehmen — natürlich vorausgesetzt, daß man schon einmal eine benutzt hat — ohne daß, wenn auch noch so flüchtig, das Geraspel in das Bewußtsein tritt; man vermag sich einen bekannten Menschen kaum vorzustellen, ohne ihn redend ins Bewußtsein eintreten zu lassen.

Wir werden noch einmal die Macht des Tons und dessen Verhältnis zu den Gefühlen genauer beobachten.

Wie Bild und Ton sich verbinden, so auch Gesichtseindruck mit Getast und Geruch.

Wir sehen z. B. eine Rose, betasten die weichen, zarten Blätter und riechen den feinen Duft. Er verbindet sich fester mit dem Bilde, als die Tastempfindung; wenn wir den kennzeichnenden Geruch wahrnehmen, steigt auch das Bild der Blume in das beleuchtete Feld. Die beiden Teile der Vorstellung verbinden sich so, daß wir erstaunt sind, wenn eine Rose nicht riecht. Die durch das Getast vermittelte Wahrnehmung hängt sich nur sehr lose an das Bild in Duft.

Der Feinschmecker riecht z. B. den eigentümlichen Duft der See, der den Austern anhaftet. Das Bild des Schalentiers steigt vor ihm auf, aber noch mehr, auch der Geschmack wird von der Vorstellung insofern angeregt, als ihm der Mund zu „wässern“ beginnt.

Es giebt aber auch Fälle, wo mit der Gesichtswahrnehmung die des Getastes fester zusammenhängt.

Wir sehen ein Stück Seidensammet von tiefer Farbe. Schatten und Licht wechseln je nach den Falten, wunderbar weich sind die Übergänge. Man beachte das Wort „weich“. Es hat eigentlich kein Recht, bei Gesichtseindrücken verwendet zu werden. Aber doch ist es vom Sprachgefühl richtig gewählt. Indem der Blick über den Stoff hingeht, ahmt er die gleitende Bewegung der Hand nach, die leise über den Sammet hinschmeichelt, und in der Empfindung vereinen sich

Digitized by Google

beide durch Getast und Gesicht vermittelte Wahrnehmungen zu einer einzigen.

Wenn wir ein frisches rosiges Kindergesicht sehen, zuckt unwillkürlich die Hand, welche die Wange streicheln möchte.

Merkwürdig ist auch, wie das Gehör Farbenvorstellungen hervorlockt. Höre ich mit geschlossenen Augen Verse, in denen das A vorwiegt, so sehe ich innerlich Flächen oder Muster von hellem Blau; bei E lichtet sich das innere Sehfeld bis zu leuchtender Weiße; I erzeugt gelbe oder rote aufzuckende Streifen. Bei O und U habe ich noch keine entsprechenden Farbenbilder beobachten können. Daß diese Wirkungen aber nicht gleichartig sind, beweist die Thatsache, daß in anderen Fällen den Selbstlautern andere Farben entsprechen. Leider sind über diese Erscheinungen noch sehr wenige Beobachtungen aufgezeichnet.*)

Von sehr großer Wichtigkeit ist es, welcher Art von Sinneseindrücken der Einzelne besondere Aufmerksamkeit zuwendet. Wenn das Etwas in uns alle Vorstellungen bis auf eine oder eine Gruppe mit Absicht ins Unbeleuchtete schiebt und längere Zeit oder häufig nur auf das Ausgewählte das Bewußtsein sammelt, so ist es „aufmerksam".

Je öfter es nun das ist, desto größere Bedeutung gewinnt es in der Innenwelt und beeinflußt den übrigen Inhalt, der von außen zuströmt.

Am deutlichsten tritt das bei den Dichtern und Künstlern hervor.

Ein Maler lenkt seine Aufmerksamkeit natürlich zunächst auf Farben und, da diese in der sogenannten Außenwelt stets an Dingen gesehen werden, auch auf diese. Je mehr er wirklicher Künstler ist, desto mehr Gefühle wird er in seine Vorstellungen von der Welt verweben.

Wenn er nun Musik hört, so wird er sie malerisch, d. h. vom Sehen aus auffassen — falls er nicht auch musikalische Bildung besitzt. Während die Tonfluten in ihrem rhythmisch geregelten Gewoge von ihm wahrgenommen werden, wandeln sie sich in farbige Bilder, in Landschaften von seltsam wechselnder Beleuchtung: in sanfte, wellige Flächen, in bewegtes Meer, in sturmdurchtobten Wald. Oder es tauchen Menschen auf, alte, junge Männer und Frauen, auf deren Antlitz der Ausdruck sich so ändert, wie die Beleuchtung auf der Landschaft.

Dem Bildhauer aber schweben plastische Gestalten vor, und während die Rhythmen der Musik seinen Herzschlag nach ihren Takten regeln, macht er vielleicht unbewußt mit dem Daumen Bewegungen, als arbeite er an weichem Thon. Und in anderer Weise, aber nach dem gleichen Gesetze, werden sich im Dichter die Tonfluten in ganze Gedichte oder doch in Fetzen lyrischer Stimmungen, oder in Vorgänge auf der Bühne oder in einen Roman verwandeln.

Was wir in den Gefühlen gefunden haben, zeigen auch die Bilder: Das in uns wirksame Etwas ist nicht in abgeschlossene Fächer zerteilt, die für sich bestehen, sondern ein Strom gemeinsamen alles verbindenden Lebens durchflutet sie. Was da sieht, ist auch was hört und sonstwie durch die Sinne mit den Dingen in Beziehungen tritt.

Aber schon die letzten Beispiele führen uns auf die Verbindung von Gefühl und Vorstellung. Denn auch diese sind nicht voneinander geschieden. Im nächsten Spaziergange wollen wir die Aufmerksamkeit auf das Wechselspiel beider richten.

*) Die Thatsache, daß Töne Farbenvorstellungen auslösen können, hat in seltsamer Weise der französische Romanschriftsteller Flaubert in erweitertem Sinn zu erhärten gesucht. Er sagt z. B., er habe mit dem Roman „Salambo" die Vorstellung des Purpurs, mit „Madame Bovary" die grauweiße, schimmelfarbene Tönung der Kellerassel hervorrufen wollen. Das ist nun eine arg übertriebene Bemerkung. Jedenfalls erzeugen die Werke diese Vorstellungen nicht.

Gedicht.

Von **Ida von Coring.**

Nach stillem Weg, in öder Einsamkeit
Vor einem Grabe, stand ich lange heut.
Kein Name war zu lesen auf dem Stein,
Nur wenig Zeichen, fast verlöscht; allein
Als ich gesäubert sie von Moos und Staub
Und von des Herbstes buntgefärbtem Laub,
Sah mir ein seltsam traurig Wort entgegen:
„Ein Lächeln auf den Lippen starb sie heut."
Nichts mehr! O, welche Last von Weh und Leid
Trug diese Tote wohl auf ihren Lebenswegen?
Wie trüb es klingt, daß sie so gern gestorben! —
Vielleicht lag Schuld und eig'ne Fehle
Mit schwerem Druck auf ihrer müden Seele,
Eh' sie das kühle Plätzchen hier erworben.
Vielleicht war's fremde Sünde, die sie still getragen,
In Wochen, Monden, endlos trüben Tagen,
Bis dann ihr Schifflein sank, zerstört durch Sturm und Klippen
Und sie gestorben ist — „ein Lächeln auf den Lippen."

Eine Audienz im Jahre 1789.

Von **M. Roos.**

(Schluß.)

Die Gräfin drückte das junge Mädchen hastig an sich. „Ach, mein Kind, ich habe zu viel gelitten," flüsterte sie „Sorgen und Gram haben mich vor der Zeit alt gemacht, aber Du, mein Herz, mir wäre es, wenn auch aus anderen Gründen, mit Dir fast ebenso ergangen. Du bist groß und schön geworden. Das letzte Jahr hat das Kind zur lieblichen Jungfrau entfaltet. Wie gut, liebe Marie, daß diese furchtbaren Zeiten, welche so manches Familienglück geknickt, so manches teure Band zerrissen haben, Dich und die Deinen verschonten."

„Ach nein, gnädige Frau Pate," seufzte Marie mit einem Blick auf ihr Trauergewand, „mein Vater ist im Kriege gefallen, meine Mutter und ich sind in großer Armut zurückgeblieben; ich muß schwer arbeiten —" sie hielt ihre schlanken Hände in die Höhe, welche wirklich die Spuren harter Arbeit trugen — „um Brot für uns zu verdienen."

„Und was willst Du hier?" fuhr die Gräfin mit ängstlicher Teilnahme fort, „wie bist Du hierhergekommen?"

Marie errötete tief. „Durch die gütige Fürsprache des General Armfelt," erwiderte sie verlegen.

„Was willst Du denn beim König?" fragte die Gräfin im gleichen erregten Ton.

Das junge Mädchen schlug die Augen zu Boden. „Ich bin seit einem Jahre mit meinem Vetter Ferdinand verlobt, jenem jungen Burschen, der so viel mit mir am Johannisabend tanzte, als meine gnädige Pate mich hierher eingeladen und der König mir unbedeutenden Person so viele Gnadenbeweise spendete," antwortete sie, ohne aufzusehen.

Digitized by Google

„Aber wir sind beide gleich arm und können nicht an die Hochzeit denken, bevor Ferdinand eine Anstellung hat. Er ist zu zaghaft und bescheiden und läßt andere immer vorgehen. Da dachte ich, es könne mir als Frau vielleicht mehr Glück beschieden sein; es ist durch Todesfall ein Hausmeisterposten beim Königlichen Schloß Haga erledigt, ich bat den guten General, der so oft mit mir scherzte, als ich, ein Kind noch, dem Vater durch den Burggarten nachlief, er solle mir diese Audienz verschaffen, und ich hoffe sicher, daß der König meine Bitte erhören wird."

Die Gräfin lächelte wehmütig. „Du hast recht, Marie," war ihre Antwort und ein bewundernder Blick streifte das durch die Röte und Verlegenheit wahrhaft entzückende Antlitz vor ihr. „Du hast recht, der König kann Dir nichts abschlagen! Ach, mein Kind, wenn ich Deine Jugend und Schönheit besäße, stände ich nicht so hoffnungslos hier. Mein armer Graf hat keine junge, schöne Frau, die zu seinen Gunsten plaidieren kann," fügte sie tief seufzend hinzu.

Marie sah sie erstaunt an.

„Weshalb will meine gnädige Pate Seine Majestät sprechen?" fragte sie schüchtern.

„Hast Du denn nicht von unserem Elend gehört?" sagte die Gräfin in fieberhaftem Eifer. „Der Graf sitzt hier als Staatsgefangener wegen seiner Teilnahme am Anjala-Bund, Du weißt, mein Kind, jener Verein echter Patrioten, welche das Land von den wahnsinnigen Kriegsplänen des Königs zu retten suchten, und welche, weil sie keinen Erfolg hatten, Verräter genannt wurden. — Aber nein — hier ist nicht der passende Ort, darüber zu reden — ach, mein Kind — welche grausamen Zeiten, wo die edelsten Namen mit Blut befleckt und entehrt werden — Mein armer Gatte ist krank vor Kummer und Gram — eine tödliche Krankheit, welche ihm vielleicht nur noch wenig Lebenstage überläßt — nach den heißesten Bitten hat man mir diese Audienz bewilligt, wo ich kniefällig um seine Freiheit bitten will. Aber ach, ich habe wenig oder keine Hoffnung — der König ist hart, unversöhnlich — Armfelt hat mich auf das schlimmste vorbereitet — O, Marie, gedenkst Du der Zeiten, wo wir uns zuletzt sahen? Der Graf war frisch und froh, ich so reich an tausend schönen Zukunftsplänen — mein Sohn tugendhaft und aimable — Und nun? Mein Mann ein sterbender Gefangener — mein Sohn fort im blutigen Krieg, ich bin so arm, so bar jeder Hoffnung — mein höchstes irdisches Glück liegt darin, meinen Gatten während seiner letzten Tage zu pflegen und dies einzige — was ich vom Könige erflehen will — wird er mir verweigern — ich weiß es."

Ihr Haupt sank auf Mariens Schulter, sie vergaß Ort und Zeit und brach in lautes Schluchzen aus.

„Beruhigen Sie sich, teuerste Gräfin," tröstete Marie zärtlich; „er kann es Ihnen nicht abschlagen, sein Herz muß von so großem Unglück gerührt werden. General Armfelt erzählte mir von seiner Güte, seinem Edelmut, ich selbst erinnere mich seiner herablassenden Königlichen Gnade. Aber still!" unterbrach sie sich hastig und ein plötzliches Erbleichen zeugte von ihrer eigenen Gemütsbewegung. „Die Stunde ist gekommen! Mut, geliebte Pate! Gott wird Ihnen beistehen und Ihnen die rechten Worte auf die Lippen legen."

Die Gräfin trocknete hastig ihre Thränen, beide Damen trennten sich aus ihrer Umarmung und nahmen eine steife, abwartende Haltung an. Die Thüre wurde vom General Armfelt geöffnet, der nach kurzer Verbeugung Marie zum König führen wollte. Diese wich mit einer Gebärde kindlicher Angst zurück und zeigte auf die tief bestürzte Gräfin.

„Je n'y peux rien", entgegnete Armfelt achselzuckend. „Seine Majestät hat aus mir unbekannten Gründen zuerst befohlen, Mademoiselle Degner."

„Geh, mein Kind," sagte die Gräfin mit bitterem Lächeln. „das Maß meiner Leiden und Erniedrigungen ist lange zum Überfließen voll, folge dem Herrn Baron, denke nicht an mich, und möge Dir wenigstens Glück beschieden sein." Sie drückte einen Kuß auf die Stirn des bleichen Mädchens, welches vor Aufregung kein Wort hervorbringen konnte und auf Armfelts wiederholte Aufforderung bebend in das Audienzzimmer hineinging.

Alle Gegenstände tanzten im bunten Wirbel vor ihren Augen. Die lichtblaue Seidentapete, die leuchtenden Plafonds-Malereien von Ehrenfeld, der vergoldete Königsstuhl unter dem Thronhimmel; alle äußeren Laute wurden durch ein klingendes Ohrensausen übertönt.

Aber aus dem glänzenden Nebel sah sie allmählich eine schlanke, elegante Gestalt hervortreten, die über der reich gestickten Uniform ein blaues Band trug und deren große, strahlende Augen mit heiter scherzendem Ausdruck auf ihr ruhten, während eine Stimme, welche ihr infolge der großen Erregung wie aus weiter Ferne zu kommen schien, ein paarmal wiederholte:

„Nun, mein Kind, was begehrst Du von Uns?"

Marie wagte es, in die tiefblauen Augen zu schauen, welche sie fortwährend mit einem Ausdruck wohlwollender Bewunderung anblickten; sie fühlte wieder die so oft erprobte Zaubermacht ihrer einnehmenden Schönheit und die freudige Siegesgewißheit rief ein entzückendes Lächeln auf ihre geöffneten Lippen, als wenn eine Blumenknospe sich plötzlich einem Sonnenstrahl erschließt.

„Eh bien, ma petite," sagte der König nochmals; er faßte sie unter das Kinn und zwang sie, ihm gerade in die Augen zu sehen, „courage! Sage frei heraus, was Du wünscht, und wenn Wir auch nicht gleich liberal wie Herodes Dir die Hälfte Unseres Reiches versprechen, so geben Wir Dir doch Unser Königliches Wort, daß Du nicht enttäuscht von Uns gehen sollst, falls die Erfüllung Deiner Bitte im Bereich der Möglichkeit liegt!"

Marie lächelte wieder ihr glückseliges Kinderlächeln. Blitzschnell tauchte ein berauschendes Bild vor ihren Augen auf: Ein schönes Heim an den Fluten vom Brunnsvik, ein Garten mit duftenden Blumen, ein junger Mann, an dessen Brust sie sich schmiegt und der sie seine kleine Frau nennt. „Sire," stammelte sie, „meine Bitte —"

Im selben Augenblick verwischte eine unsichtbare Hand die beglückenden Zukunftsträume aus ihrer Phantasie. Der Gräfin von Schmerz gefurchtes, verzweifelndes Antlitz erschien anstatt dessen in greifbarer Deutlichkeit und eine traurige Stimme wiederholte die bitteren Worte: „Wenn ich Deine Jugend und Schönheit hätte, wäre ich nicht so trostlos, hoffnungslos!" Marie konnte ihre angefangene Bitte nicht vollenden. Ihre unbeschreibliche Verwirrung ging in einen gewaltigen Seelenkampf über, der abwechselnd Röte und Erblassen über die Wangen jagte, von denen alles sonnige Lächeln plötzlich verschwand. — Nein, es war zu viel, sie konnte nicht entsagen! Hielt sie denn nicht in diesem Augenblick ihr Glück in den Händen, war die Forderung nicht allzu grausam, daß sie es selbst von sich werfen sollte? Ist nicht

Digitized by Google

jeder sich selbst der nächste, hat nicht jeder seinen Anspruch auf irdische Glückseligkeit im Leben? Wie viel hatte sie bisher gelitten, wie viel entbehrt! Nun sollte, nun wollte sie auch glücklich werden! — So versuchte sie, sich von den traurigen Bildern zu befreien, sie wollte jene flehende Stimme nicht mehr hören, die ihr zurief: „Hilf mir, mein Kind, erbarme Dich über mein Leid, verleugne Dich selbst, bitte um die Freiheit meines Gatten, welche der König mir nie gewähren wird." —

„Sire, meine Bitte —"

Sie konnte nicht weiter, es war ihr, als wenn die Worte in der Kehle erstickten; nach einer kurzen Pause sprach sie kalt und eintönig, als ob sie nur auf Befehl, nicht aus eigenem Antrieb handelte:

„Sire, ich erbitte die Begnadigung meines guten Paten, des gefangenen Grafen, wollen Euer Majestät ihm gnädigst verzeihen und ihm die Freiheit wiederschenken."

König Gustavs Antlitz verfinsterte sich, er zog die Augenbrauen verdrießlich zusammen.

„Haben Sie keine andere Bitte, Mademoiselle, die Wir Ihnen mit Freuden bewilligen können?"

Marie zuckte zusammen, aufs neue fühlte sie die lähmenden Zweifel, aufs neue lockten und winkten die lichten Zukunftsbilder, sie hätte laut ausschreien mögen, was ihr Herz so tief erregte, aber sie wiederholte ebenso ruhig und gemessen:

„Nein, meine einzige Bitte ist die Befreiung des Grafen."

Der König drehte sich auf den Hacken kurz um und ging einige Male mit verschränkten Armen und gerunzelter Stirn im Zimmer umher.

„Cette maudite comtesse," dachte er, „sie schafft mir eine neue Verschwörung auf den Hals — gestern Armfelt, heute diese Kleine" — „Wissen Sie, was Sie begehren, Mademoiselle," fragte er darauf, während er Marie fast mit seinen Blicken durchbohrte.

„Ich flehe, daß eine unglückliche Gattin ihrem sterbenden Mann die letzten Liebesbeweise erzeigen darf," entgegnete Marie, deren Verlegenheit nach dem so schwer erkämpften Sieg über das eigene Herz geschwunden war.

„Il me semble, que j' entends la comtesse", rief der König lächelnd. Dann fuhr er mit immer wachsender Heftigkeit fort: „Nein, Mademoiselle, Sie begehren, daß Wir Unsern bittersten Feind freigeben, eine Person, welche nicht nur gegen Uns, sondern auch gegen Ihr unglückliches Vaterland konspiriert hat, eine Person, die Uns das Übermaß früherer Wohlthaten mit dem schwärzesten Undank lohnte — Sie fordern zu viel, Mademoiselle!"

„Er ist todkrank," sagte Marie sanft.

„Für den Augenblick ja," erwiderte der König mit einem ironischen Lächeln, „aber nach wenig Monaten, vielleicht schon nach einem einzigen, wird er wiederhergestellt sein, um aufs neue gegen uns zu intriguieren und konspirieren."

Marie wurde von allen auf sie einstürmenden heftigen Eindrücken überwältigt, sie verbarg das Gesicht in den Händen und brach in Schluchzen aus.

„Pauvre petite," lächelte der König; er trat näher an sie heran und entfernte freundlich die Hände von ihrem mit Thränen betauten Gesicht. „Ich hätte Dir gern einen Wunsch erfüllt, kannst Du denn nicht etwas für Dich selbst erbitten? Voyons — kümmere Dich nicht um die alte Pate, Du selbst kannst doch kein besonderes Interesse an der Freilassung des Grafen haben?"

Marie sah den König treuherzig an. „Ja, Sire," erwiderte sie in dem gleichen gedämpften Ton, „ich fühle die Teilnahme, welche ein großes Unglück uns einflößt. Meine arme Pate hat so unsäglich gelitten, ihr Sohn verblutet vielleicht draußen im Kriege, und ihr Gatte liegt auf dem Totenbette, verweigern Euer Majestät ihr nicht das letzte einzige Glück, daß sie ihm liebevoll die Augen schließen darf."

Der König sah ernst aus, Mariens flehender, warmherziger Blick, ihre ergreifenden Worte schienen ihn zu erschüttern. Er begann wieder mit gekreuzten Armen auf und nieder zu schreiten, augenscheinlich ein Raub streitender Gefühle.

Schließlich ergriff er Mariens beide Hände. „Eh bien, ma petite," sagte er, „wir wollen Dir gewähren, was niemand von Uns erreicht hätte. Wir betrachten es als einen Wink des Himmels, daß ein so liebes, gutes Kind wie Du, zu dieser Bitte überredet wurde. Baron Armfelt soll dem Grafen sofort seine Begnadigung verkünden. Übermitteln Sie Ihrer Pate den Auftrag, daß Wir Ihren reichen Geist bewunderten, von dem dieser letzte coup de main wieder hinreichend Zeugnis ablegte, sagen Sie ihr, daß Ich durch Sie, mein liebes Kind, einigermaßen für die Unannehmlichkeit der nachfolgenden Audienz entschädigt sei. Adieu, ma toute belle," fuhr er fort und beugte sich nieder, um auf Mariens Stirn einen Kuß zu drücken, „souvenez vous, daß Sie Uns bei der nächsten Begegnung um etwas bitten müssen, was Wir Ihnen weniger ungern bewilligen mögen." Der König nickte freundlich und gab mit der Hand das Entlassungszeichen. Marie zögerte noch einen Augenblick. Die letzten Worte hatten die halb zurückgedrängten Bilder von Schloß Haga in ihre Phantasie zurückgerufen. Es war aber zu spät, der König schien sie nicht mehr zu bemerken, er hatte ihr den Rücken zugewandt und sie sah ein, daß sie sich entfernen mußte. Schüchtern und niedergeschlagen ließ sie sich vom Kammerdiener durch eine kleine Seitenthüre herausführen. Sie wollte sich so gern ihres schwererkämpften Sieges freuen, aber der Schmerz darüber, daß sie vielleicht für immer ihr Glück hatte aus den Händen gleiten lassen, blieb das vorherrschende Gefühl ihrer Brust.

„Ach, mein armer Liebling," seufzte sie, „Deine Marie war ein schlechter Sendbote, ein sehr schlechter." —

Die Gräfin stand nach einigen Augenblicken an Mariens Stelle vor dem König. Sie verneigte sich fast bis zur Erde und erwartete mit gesenktem Haupt die Anrede des Königs. Dieser musterte sie anfänglich mit düsterem, feindlichem Blick, der jedoch allmählich milder wurde, vielleicht infolge des leidenden Ausdruckes in jenem sonst so strahlenden jugendschönen Antlitz.

„Was begehren Sie," fragte er endlich kurz und strenge. „Sie haben ja schon Ihre Trümpfe ausgespielt und gewonnen."

Die Gräfin schien ihn nicht zu verstehen. Sie sank auf die Kniee und hob ihre gefalteten Hände zum König empor.

„Gnade, Sire," flüsterte sie mit bebender Stimme, „Gnade für meinen unglücklichen Gatten — Euer Majestät wolle gnädigst erwägen, daß er nicht lange mehr leben kann — seine Krankheit ist zu weit vorgeschritten — lassen Sie mich ihn in unser Heim führen, vergeben, vergessen Euer Majestät, was er gefehlt hat — Sire, es muß erhebend sein, einem sterbenden Feinde zu verzeihen —"

Der König zuckte die Achseln unter ironischem Lächeln.

„Aus zwei Gründen können Wir Ihr Ansuchen nicht erfüllen, Madame," antwortete er kurz.

Digitized by Google

„Mon Dieu, mon Dieu," jammerte die Grafin händeringend, „Sire, haben Sie Erbarmen."

Der König hob abwehrend den Arm und wich einige Schritte zurück, als ob ihm ihre Annäherung verhaßt sei.

„Pro primo," fuhr er fort, „würden Wir Ihnen jene Gnade nie bewilligen, denn Sie und Ihr Mann, Madame, haben Uns zu tief verletzt und Wir glauben nicht an die Aufrichtigkeit Ihrer Reue. Pro secundo," hier wurde des Königs Lächeln noch ironischer, „können Wir jene Gnade nicht bewilligen, weil sie schon bewilligt ist. Sie waren intrigant genug, Madame, Uns durch die kleine Degner überrumpeln zu lassen, sie hat des Grafen Begnadigung erbeten und bereits erhalten."

Die Gräfin erhob sich verwirrt aus ihrer knieenden Stellung.

„Es ist nicht möglich, Sire," stammelte sie. „Majestät belieben mit einer Unglücklichen zu scherzen — Marie sollte die Freilassung meines Gatten erbeten haben?"

„Folgte sie darin vielleicht nicht den Instruktionen ihrer Pate?"

„Ich verstehe nicht, was Euer Majestät meinen. Die kleine Degner erhoffte von Euer Majestät Gnade eine Anstellung für ihren Bräutigam beim Lustschloß Haga. Wir sahen uns zum ersten Male nach vier Jahren hier im Wartezimmer wieder."

„Mademoiselle Degner erbat von Uns einzig die Begnadigung des Grafen," entgegnete der König kalt, „wenn sie die Absicht hatte, sich für ihren Bräutigam zu verwenden, so hat sie dieselbe vollständig vergessen."

Die Gräfin starrte traumverloren vor sich hin. Plötzlich fuhr sie leicht mit der Hand über ihre Stirn, eine schwache Röte stieg in ihre Wangen und Thränen glänzten in ihren Augen.

„Kann es möglich sein?" rief sie, „giebt es denn wirklich in dieser Welt voller List und Trug so viel Edelmut, so viel Selbstaufopferung? Sire —"

Aber es bedurfte keiner Erklärung mehr von seiten der Gräfin. Mariens eigentümliches Aussehen beim Vortrag ihrer Bitte, ihr plötzliches Erbleichen, ihr trauriger Ausdruck, der doch so wenig im Einklang stand mit der Freude über einen erfüllten Wunsch, alles, was der König zuerst ihrer Schüchternheit zugeschrieben, kam ihm wieder ins Gedächtnis, er begriff die ganze Größe des gebrachten Opfers, die Bedeutung des so schwer erkämpften Sieges. Mit einem Ruf des Staunens unterbrach er die Gräfin und auch in seine Augen trat eine Thräne der Rührung. „La petite folle," sagte er dann lächelnd, „sie hätte jede andere Gnade von Uns erbitten können, aber Wir sind enchantiert, daß sie es unterließ."

Er näherte sich der Gräfin. „Madame," fuhr er fort, „dieser Zug von Seelengröße strahlt wie ein Lichtpunkt aus dem Dunkel der Verräterei und Undankbarkeit, von der Wir im letzten Jahre umgeben waren. Mademoiselle Degner hat in Uns den Glauben an das Gute im Menschenherzen wieder erweckt, der beinahe schon erstorben war. Ihretwegen" — er bot der Gräfin bei diesen Worten die Hand — „gaben Wir Ihren Gatten frei, ihretwegen wollen Wir ihm zuletzt auch verzeihen."

„Sire, wie soll ich meine tiefste Dankbarkeit beweisen?" stammelte die Gräfin und küßte inbrünstig die dargereichte Hand des Königs.

„Dadurch, daß Sie nur auf so artige, angenehme Weise wie Mademoiselle Degner gegen Uns konspirieren," scherzte der König wieder in seinem gewöhnlichen leichten Ton. „Und nun, Madame, adieu, Wir werden dem Baron Armfelt sofort Befehl erteilen, Ihnen den Grafen auszuliefern. Unsere Wege trennen sich hier, nehmen Sie die Vergebung und die Gnade Ihres Königs mit hinweg." —

Am folgenden Tage wurde der Graf auf sein Gut in Södermanland überführt, wo der Tod ihn bald der liebevollen Pflege seiner Gattin entrückte.

Zugleich mit seiner Befreiung erhielt Mariens Bräutigam den Hausmeisterposten beim Lustschloß Haga und die beiden jungen Leute feierten eine fröhliche Hochzeit. Nach dem Tode des Gatten und Sohnes zog die Gräfin sich ganz von der Welt zurück, sie fand in jedem Jahre mehrere Monate lang einen friedlichen Zufluchtsort in Mariens kleinem Heim am Brunnsvikstrande, wo man sie mit allen erdenklichen Beweisen der Verehrung und Zärtlichkeit umgab. Mariens Opfer hatte beide mit unlöslichen Banden vereint, inmitten aller Erinnerungen der Sorge und Enttäuschungen tauchte Mariens Edelmut als ein freundlicher Stern hervor, der seinen Glanz bis in die Schatten des Alters bewahrte und noch ihre letzten Lebenstage verschönerte.

Durch hohe Kirchenfenster —

Durch hohe Kirchenfenster flutet voll und klar
Das Sonnenlicht,
Ein Strahl umflimmert golden meiner Liebsten Haar
Und Angesicht —

Sie selber hält in frommer Andacht tief gesenkt
Das junge Haupt —
Ob ihr der Himmel gnädig wohl den Frieden schenkt,
Den sie mir raubt? . . .

Leon Vandersee.

Gleichheit!

Die Zeit der Gleichheit war gekommen. Nirgend mehr gab es Groß und Klein, Schwachkopf und Genie: in gleichmäßigem Trott zog sie ihre schnurgerade Straße dahin, die große Armee der Menschheit.

Da begann es sich aufs neue zu regen. Der Verein der Rosse und Rinder, an dem die Bestrebungen des Tierschutzvereins, sowie die ganze, große Zeit des Gleichheitsumschwungs nicht ohne Spuren vorübergegangen war, nahm eine Entscheidung an, in der er sich verpflichtete, nicht eher zu ruhen, als bis ein allgemeiner „Lebewesenbund" sich begründet habe, der nicht nur diejenigen Säugetiere, welche sich jetzt unter dem Namen „Menschen" zusammengeschlossen hätten, sondern alles, was da kreucht und fleucht, als Kinder einer Mutter umfasse. Nur zu lange habe man gezaudert, sich der unwürdigen Knechtschaft zu entwinden, in welche man von einer lächerlichen Minderheit geschlagen worden sei. Eine Fülle ungeahnter Kraft und Thatendurstes schlummere noch in ihnen, den rassigsten Söhnen der Vollblutmutter Natur, die noch von keiner Entnervtheit einer ausgebeuteten Menschheit befallen seien. Nur Einheit thue not. Dann sei der Tag nicht mehr ferne, wo auch der fünfte Stand, die unterdrückten, um die höchsten Güter betrogenen Schichten

Digitized by Google

des Lebewesenreiches, ihrer Fesseln spotten würden. — Zielbewußte Führer lenkten die junge Bewegung in richtige Bahnen und bald kündete über den Bergen ein leuchtendes Morgenrot die neue Sonne.

Was wird geschehen, wenn auch dies erreicht ist?

Dann werden die Thäler sich empören wider die Berge und schreien: Wir wollen hier nicht liegen, hier unten zu Euren Füßen, Euch zu tragen, während Ihr hinausschaut da oben in die freien Lüfte, auf uns herab; und die Thäler werden sich erheben gegen die Berge, und die Berge werden stürzen herab auf die Thäler und werden zermalmen die kleinen Menschen und Rosse und Rinder, und die alte Mutter Erde wird es alles gleich machen — alles gleich.

Paul Mahn.

Neue Bücher.

Poesie aus Böhmen. Fremde und eigene Übersetzungen aus dem Böhmischen. Herausgegeben von Dr. Eduard Albert, Univ. Prof. in Wien. (Wien 1893, Alfred Hölder.)

Neuere Poesie aus Böhmen. Anthologie aus den Werken von Jaroslav Vrchlicky. Herausgegeben von demdemselben. (Ebenda.)

Die czechische Dichtung hat sich eigentlich erst in diesem Jahrhundert entwickelt. Die frühere Zeit bietet wenig von echtem Werte; manches, was man bis in die Neuzeit als echt bewundert hat, mußte als Fälschung beiseite gelegt werden. Es war natürlich, daß zunächst Deutschland einen großen Einfluß ausübte, denn es war das nächste Kulturland im höheren Sinne. Vom Beginn des 19. Jahrhunderts an waren eine Reihe begabter Dichter aufgetreten, aber nur in jenen Lyrikern, die sich mehr oder minder innig an das Volkslied anschlossen, kam czechisches Wesen zum Vorschein. Nach dem Erstarken des nationalen Gefühls hob sich das Schrifttum, aber trotz allem überwogen und überwiegen noch heute europäische Stimmungen. Die czechische Poesie der Neuzeit hat viel Schönes geschaffen, aber ist mit dem Volkswesen noch nicht so innig verknüpft, wie die der Russen. Als der meist hervorragende der lebenden czechischen ist Jaroslav Vrchlicky, eigentlich Emil Frida, zu nennen (geb. 1853). In ihm lebt die in allen Litteraturen nur vereinzelt auftretende allgemeine Feinfühligkeit, die von überallher befruchtet wird. Am meisten aber neigt er sich dem romanischen Wesen zu. Mit großer Begabung faßt er die Stimmungen der fremden Dichtung auf und gestaltet sie frei aus sich heraus, mit reicher, beweglicher Einbildungskraft, starkem Gefühl und ungemeiner Formbeherrschung. Diese Gaben haben ihn auch zum Übersetzen besonders tauglich gemacht. Er hat Viktor Hugos und Leopardis Gedichte, Dantes „Paradies", Tassos „Befr. Jerusalem", Ariosts „Ras. Roland", Goethes „Faust", Schillers „Tell" übertragen, daneben noch eine Menge kleinerer Werke. Bedenkt man, daß er 40 Sammlungen eigener Gedichte (Lyrik und Epen), 20 Dramen und einige Bände prosaischer Erzählungen geschrieben hat, so genügt diese Erwägung, ihn einen der fruchtbarsten Dichter der Welt zu nennen. Es ist auch natürlich, daß in einem solchen Kopfe der weltbürgerliche Geist vorherrschen muß, wie es einst bei unserem Herder der Fall war, aber auch, daß er in seinem Volk um so mehr eine vereinzelte Erscheinung darstellt, je mehr der oft ganz unberechtigte czechische Dünkel sich ausbreitet. Jedenfalls verdient Vrchlicky auch bei uns Beachtung, denn er ist ein echter Dichter.

Prof. Albert hat sich durch die Herausgabe dieser beiden Bände den Dank aller verdient, die wenigstens im Abbild die neuere czechische Dichtung kennen lernen wollen. Zum Teile hat er fremde Übertragungen gegeben, aber auch sehr viel eigene. Klingt auch manches hart, so findet sich doch vieles mit dichterischer Nachempfindung gestaltet. Auch die Einleitungen sind dankenswert. Ich empfehle die sehr hübsch ausgestatteten Bände bestens. O. v. L.

Von anderen Verdeutschungen seien noch genannt:

Aus der Spruchweisheit des Auslandes. Parömiologische Skizzen von Dr. Leonhard Freund. (Hannover 1893, Carl Meyer [G. Prior].) 1 Mk.

Das Heft bringt in vier Abteilungen französische, italienische, russische und chinesische Sprichwörter. Der Herausgeber bezweckt durch seine Erläuterungen und durch die Zusammenstellung der verwandten Sprichwörter das Wesen der Völker zu zeichnen. Einiges ist schon bei uns erschienen. Wir empfehlen die kleine Schrift.

In Hendels Bibliothek der Gesamtlitteratur (Halle, Otto Hendel), die wir schon ihres Druckes wegen stets allen verwandten Sammlungen vorziehen, sind erschienen:

„Des Lebens Mühsal ein Segen" und andere Betrachtungen von William Gannett.

Vier religiöse Reden, nicht gerade sehr tief, aber wirksam.

Alfred Tennysons Aylmers Feld. Deutsch von Viktor Zenker.

Argonauten-Geschichten von Bret Harte. Deutsch von Johannes Hoops.

Klein Dorrit. Roman von Charles Dickens. Deutsch von Gottlieb Walter.

Rosmersholm. Schauspiel von Henrik Ibsen. Deutsch von J. Engeroff.

Julius Cäsars Denkwürdigkeiten aus dem gallischen Kriege. Neue Bearbeitung der Übersetzung von Dr. Fried. Stracke.

Berliner Kunstfrühling 1893. Von Franz Servaes. (Berlin 1893, Speyer & Peters, Unter den Linden 43.)

Ein junger Kritiker tritt hier mit Begeisterung für die neue Richtung der Kunst ein. Die Frische ist erfreulich. Einigen Überschwang in Lob und Tadel muß man ihm zu gute halten; er wird es noch lernen, schärfer zu sehen und auch, sich in den Schilderungen zu beschränken. Noch bleibt er leicht an Kleinigkeiten äußerer Art hängen, noch ist er zu sehr Parteigänger und zu wenig freier Beurteiler.

Inhalt der Nr. 8.

Verurteilt. Roman von Jos. Gräfin Schwerin. Forts. — Die Macht des Kleinen. Roman von A. von der Elbe. Schluß. — **Beiblatt:** Sommernacht. Von Wilh. Müller-Weilburg. — Spaziergänge in der Seele. Von Otto von Leixner. — Gedicht. Von Ida von Conring. — Eine Audienz im Jahre 1789. Von M. Roos. Schluß. — Durch hohe Kirchenfenster. Von Leon Vandersee. — Gleichheit. Von Paul Mahn. — Neue Bücher.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Digitized by Google

Deutsche
Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 9.

Rang und Geld.

Roman

von

Helene von Beniczky-Bajza.

Erster Band.

Erstes Kapitel.

An einem nebeligen Nachmittage im Spätherbst des Jahres 186 ... hielten vor der Budapester Pfarrkirche zwei Fiaker an. Denselben entstiegen vier Personen, die sich beeilten, durch einen Nebeneingang der Kirche in den düsteren Innenraum derselben einzutreten.

Die kleine Gesellschaft bestand aus drei Männern und einem jungen Mädchen. Das Antlitz der jungen Dame war bleich und traurig und paßte durchaus nicht zu dem weißen Brautkleide und dem Myrtenkranz, den sie auf ihren kastanienbraunen Locken trug.

Nur die Kleidung der Gesellschaft ließ vermuten, daß dieselbe zu einer Trauung gekommen sei. Der Gesichtsausdruck der Männer trug nicht jene freudigen, zuversichtlichen Merkmale, die man bei solchen Gelegenheiten wahrnehmen kann, er war vielmehr niedergeschlagen und düster, und die Augen der Braut waren sogar sehr verweint.

In der Kirche sahen alle umher, es hatte den Anschein, als ob sie jemand suchen würden; allein dieselbe war leer, es zeigte sich niemand. Vorn beim Altar fegte ein Kirchendiener unter Aufsicht des Küsters die Stufen rein. Keinerlei feierlicher Anstrich, nicht die geringste Vorbereitung deutete die bevorstehende Trauung an.

Zwei der Männer traten zur Seite und sprachen leise miteinander. Der dritte blieb an der Seite der Braut. Es war der reiche Fabrikant Imre Hermajos und seine Tochter Elvira. Er redete ihr eifrig zu und seine heftigen Bewegungen verrieten den beiseite Stehenden, wovon die Rede war.

„Sei stark," sprach der Fabrikant zu seiner Tochter. „Du weißt, daß Deine Ehre diese Ceremonie erfordert. Wenn Du besser auf Dich bedacht gewesen wärest, könnten wir heute ein fröhlicheres Hochzeitsfest feiern. So aber mußt Du dem Zwange gehorchen. Zeige keine Schwäche, damit diejenigen, die Deine Ehre in den Staub traten, nicht noch über Dich triumphieren."

Das Mädchen antwortete mit leisem Schluchzen, welches in der tiefen Stille der Kirche, zwischen den hohen Marmorsäulen einen traurigen Widerhall erweckte.

Endlich waren die Altarstufen reingefegt, die Kerzen wurden angezündet und der Küster bereitete alles für den Trauungsakt vor. Allein die Hauptperson, der Bräutigam, war noch immer nicht da, und eine peinliche Erregung begann sich der Männer zu bemächtigen; bald zog der eine, bald der andere seine Uhr hervor.

Die Uhr des Rathausturmes verkündete die fünfte Stunde; der Klang der Schläge drang auch zu den Wartenden hinein, und die Braut blickte erschrocken zu ihrem Vater auf.

„Er wird nicht kommen!" flüsterte sie mit bebender Stimme.

„Dann wird er den morgigen Tag nicht erleben," antwortete dieser zähneknirschend vor Wut. Der drohende Ton drang auch zu den anderen zwei Männern hinüber, und ängstlich blickten sie zum Eingange hin.

Und als ob es infolge der großen Willenskraft, infolge der Macht des fürchterlichen Entschlusses geschähe, welcher in den Worten des Vaters ausgedrückt war, trat ein hoher, schlanker Mann von auffallend vornehmer Haltung in die Kirche und näherte sich den Wartenden, die seinen flüchtigen Gruß mit kaltem Kopfneigen erwiderten.

„Ich habe mich verspätet," sagte der Neuangelangte, jedoch wie jemand, der sich nicht entschuldigen, sondern nur einfach eine Thatsache konstatieren will. Dann sah er sich gleichgültig um und warf einen Blick auf die Harrenden.

Digitized by Google

Die Braut stand abgewendet da, gelassen, kalt und thränenlos. Im Dunkel der Kirche konnte man nicht sehen, wie schön sie sei und welch klassisches Ebenmaß in ihrer Gestalt lag. Lang herabwallend floß ihr Haar gleich einem goldig braunen Schleier über ihr weißes Kleid hinab, und nur das Gebetbuch und das Spitzentuch bebten in ihrer Hand; allein niemand bemerkte es.

Indessen hatte der Küster den Priester herbeigerufen. Dieser trat vor den Altar, das Gesicht dem zu trauenden Paare zugewendet. Braut und Bräutigam knieten nebeneinander nieder, hinter ihnen nahmen die zwei Männer Aufstellung, während der Vater etwas abseits stehen blieb.

Die Trauung ging in aller Stille nach der vorgeschriebenen Ordnung vor sich.

Nach beendigter Ceremonie begab sich die Gesellschaft in die Sakristei, um daselbst ihre Namen in die Matrikel einzutragen.

Während der Bräutigam seinen Namen einschrieb, sprach er denselben auch laut vor sich hin:

„Graf Albert Artemon," und als er fertig war, überreichte er die Feder seiner Braut.

Ohne sie indessen auch nur eines Blickes zu würdigen, wandte er sich dann dem schmalen Fenster zu und blickte zu demselben hinaus, nicht etwa als ob er die Blicke der Anwesenden hätte vermeiden wollen, sondern als ob diese selbst gar nicht für ihn existierten.

Mit nervöser Hast schrieb die Braut ihren Namen ein, dann folgten die Zeugen und die Ceremonie war beendigt.

Graf Artemon trat auf Imre Hermajos zu.

„Wünschen Sie noch etwas von mir," frogte er mit eisiger Höflichkeit.

„Nichts, Herr Graf! Der Ehre ist Genüge geleistet. Und nun frage ich Sie: wünschen Sie, daß wir den Scheidungsprozeß sofort einreichen?"

Der Graf sah einige Augenblicke sinnend vor sich hin.

„Nein," sprach er dann. „Ich habe ohnehin nicht die Absicht, eine neue Ehe einzugehen. In dem Augenblicke aber, da es Ihre Tochter zu thun wünscht, stehe ich zu ihrer Verfügung."

„Ich danke."

„Da ist die Visitenkarte meines Rechtsanwaltes, nehmen Sie dieselbe. Ich verlasse demnächst das Land für mehrere Jahre und weiß daher nicht, wo ich mich befinden werde."

Imre Hermajos übernahm die Visitenkarte, Graf Artemon lüftete den Hut, grüßte flüchtig die Gesellschaft und eilte dann mit raschen Schritten dem Ausgange zu.

„Noch ein Wort, Herr Graf!" rief ihm der Fabrikant nach.

Graf Artemon wandte sich zögernd und mit merklicher Unlust zurück.

„Ich kann dem Wunsche nicht widerstehen, Ihnen, bevor wir für ewig scheiden, meinen Dank für Ihre Handlungsweise auszusprechen. Sie ist der Beweis eines edlen Herzens und einer edlen Denkungsart."

„Ich that, was ich für meine Pflicht hielt," erwiderte der Graf und entfernte sich eilend, damit er nicht aufs neue aufgehalten werde.

Imre Hermajos reichte seiner Tochter den Arm, drückte seinen beiden Freunden die Hand und verließ dann, von denselben gefolgt, die Kirche.

Verwundert blickte ihnen der Priester nach. Eine so seltsame Trauung war ihm noch nie vorgekommen.

Die zwei Fiaker fuhren von der Kirche nach entgegengesetzten Richtungen davon. Und als der Fabrikant in dem seinigen vor seinem dreistöckigen Zinshause angelangt war und er seiner Tochter aus dem Wagen helfen wollte, bemerkte er erst, daß diese ohnmächtig neben ihm dalag. Er war genötigt, sie in seine Arme zu nehmen und sie so in ihrem Brautkeide, mit dem Myrtenkranz auf dem Haupt, die Treppen hinaufzutragen.

Zweites Kapitel.

In einer der schönsten Gegenden Ungarns lag die freundliche Herrschaftsbesitzung Alba, welche seit langer Zeit einen beträchtlichen Teil des Vermögens der ungarischen Linie der Grafen von Artemon bildete. Hier hatte die gräfliche Familie auch ihren Wohnsitz und lebte daselbst in luxuriösester Weise.

Oliver Artemon, das erste in Ungarn ansässig gewordene Mitglied dieser Familie war ein Opfer der französischen Revolution. Er hatte sein Vaterland verlassen müssen, und hatte dann die Welt lange Zeit unter angenommenem Namen durchstreift, bis es seinen im Vaterlande gebliebenen Verwandten gelungen war, einen Teil seines Vermögens zu retten, denselben zu Geld zu machen und ihm nachzusenden.

Von diesem Betrage lebte er dann, bis er die Tochter eines reichen Engländers kennen lernte, die er auch heiratete und mit der er eine runde Million als Mitgift erhielt. Indessen starb die Frau nach kurzer Ehe, nachdem sie ihren Gatten zuvor mit zwei Söhnen beschenkt hatte.

Graf Artemon war also wieder frei. In sein Vaterland wollte er nicht mehr zurückkehren und konnte sich auch nicht entschließen, sich anderswo endgültig niederzulassen, bevor er die Landesverhältnisse genau kannte. Er beschloß daher, die erste Zeit seines Witwertums mit Reisen zu verbringen. Nachdem er die Kinder in einem Genfer Erziehungsinstitute untergebracht hatte, ließ er seinem Entschlusse die That folgen.

Der Zufall brachte ihn auch nach Ungarn. Die Einladung einer vornehmen ungarischen Familie, mit der er auf seinen Reisen bekannt geworden war, führte ihn dorthin. Er fühlte sich bei derselben so wohl, daß er beschloß, sich hier niederzulassen und erstand zu diesem Zweck die Besitzung Alba, die damals eben verkäuflich war.

Sein jüngerer Sohn war inzwischen zu den Großeltern nach England gebracht worden, während der ältere bei ihm in Ungarn aufwuchs, sich dort mit einer Ungarin verheiratete und später auch das

Digitized by Google

Indigenat erhielt. Und seither betrachteten sich die Nachkommen des Grafen Oliver Artemon als Ungarn. Graf Stefan Artemon, der Sohn des Grafen Oliver, vervielfachte noch das väterliche Vermögen; allein sein Sohn lebte schon sehr verschwenderisch und ließ die Herrschaft Alba, als er, kaum vierzig Jahre alt, starb, mit Schulden belastet zurück. Seiner Witwe und den drei Kindern lag es nun ob, sich in den zerfahrenen Vermögensverhältnissen zurechtzufinden. Doch weder ihr, noch ihren zwei Söhnen fiel es ein, sich darum zu bekümmern, sie lebten vielmehr auch fernerhin in der altgewohnten luxuriösen Weise. Besonders Jenö, der ältere Sohn und nunmehrige Chef der Familie, hatte den ganzen leichtsinnigen Charakter seines Vaters geerbt. Er gab das Geld mit vollen Händen aus, ohne daß es ihm jemals eingefallen wäre, zu rechnen.

Viel ernster geartet war Albert, der jüngere Sohn. Er lebte zusammen mit Mutter und Schwester, denen er seine ganze Zeit widmete, auf dem Familiengute, er leitete die von der Mutter veranstalteten Festlichkeiten, arrangierte große Herbstjagden, lebte mit einem Worte das vornehme und kostspielige Leben eines Magnaten. Natürlich kam die ländliche Haushaltung der gräflichen Familie durch die zahlreichen Festivitäten viel höher zu stehen, als wenn sie in der Großstadt gelebt hätte.

Jenö, ein Welt- und Lebemann, war fortwährend abwesend; er hing seinen Passionen nach und lebte bald in dieser, bald in jener Großstadt, ohne sich im geringsten darum zu bekümmern, wie sich die materiellen Verhältnisse seines Hauses, hauptsächlich infolge seiner verschwenderischen Lebensweise, gestalteten. Albert aber hätte in seiner Unerfahrenheit selbst dann nicht zu helfen gewußt, wenn er überhaupt eine Ahnung von der prekären materiellen Lage seiner Familie gehabt hätte. Doch woher hätte er das wissen sollen? Er vernahm stets nur Lobeserhebungen und die aristokratischen Grundbesitzer der Umgebung vermochten seine Stallungen, sein gastfreundliches Haus, seinen vortrefflichen Geschmack und seinen ausgezeichneten Koch nicht genug zu loben und zu bewundern. Von den Eltern aber hatte er nur Hochmut gelernt und die Verachtung der anderen Gesellschaftsklassen. Mit den Angehörigen derselben kamen sie übrigens niemals in Berührung, da sie sich im Komitate von all jenen Elementen, die ihnen nicht ebenbürtig waren, abgeschlossen hielten.

Die natürliche Folge davon war, daß es im ganzen Komitate keine unpopuläreren Leute gab, als die gräflich Artemonsche Familie. Die Gräfin Artemon und ihre Tochter bekam man überhaupt nicht zu Gesicht, Graf Jenö lebte stets in der Residenz, daher so gut wie unbekannt, es war also nur Graf Albert, der zweitgeborene Sohn, der zuweilen, aber sehr selten, mit den anderen Gesellschaftsklassen des Komitates in Berührung trat, wenn er nämlich bei einer Notabelnversammlung des Komitates, oder bei einem Jahrmarkte in der benachbarten Komitatshauptstadt erschien. Allein er verhielt sich bei solchen Gelegenheiten allen gegenüber dermaßen reserviert, daß seine Anwesenheit nur einen üblen Eindruck übte und durchaus nicht geeignet war, die gegen die Familie Artemon gehegten Vorurteile zu mildern. Dennoch aber mußte anerkannt werden, daß Graf Albert das sympathischste Mitglied der Familie sei.

Zu Beginn unserer Erzählung ballten sich schon dunkle Wolken über den Häuptern der Familie zusammen. Der Güterdirektor hatte schon zu wiederholten Malen versucht, mit dem älteren Bruder zu konferieren, erhielt aber immer einen ablehnenden Bescheid. Der jüngere hinwieder wies ihn an den älteren Bruder, da nach dem Tode des Vaters dieser das Haupt der Familie sei. Die Witwe aber hielt es unter ihrer Würde, über Geldangelegenheiten zu sprechen, trotzdem sie aus den Erträgnissen der Güter hohe Beträge in Anspruch nahm, die sie für ihre noblen Passionen verwendete und durch ihre Organe ohne irgendwelche Kontrolle verausgaben ließ. Sie lebte wie eine Königin und dachte sonst an nichts, als an die Verheiratung ihrer Tochter, der reizenden Csilla, für die sie in ihren Gedanken unter den vornehmsten Kavalieren des Landes kaum ein, zwei gut und würdig genug fand.

Eines Tages begab sich im Schloß zu Alba — sonst nur ein Schauplatz von Lust und Freude, von prächtigen Festlichkeiten und glänzenden Triumphen — etwas Erstaunliches.

Ein fremder Herr war von der Eisenbahnstation auf einem Mietwagen angelangt und wollte mit der Gräfin sprechen.

Die Lakaien musterten ihn bedauernd.

„Nur so einfach glattweg?“ fragte der herbeigerufene Haushofmeister den fremden Herrn mit einem maliziösen Lächeln. „Ach, mein Herr, das wird nicht so leicht gehen.“

Der fremde Herr hatte indessen nicht die geringste Lust zu scherzen.

„Da haben Sie meine Karte,“ sprach er, „tragen Sie dieselbe der Gräfin hinein und sagen Sie ihr, daß man in einer unaufschiebbaren und sehr wichtigen Angelegenheit Einlaß bei ihr wünsche.

Als der Haushofmeister sah, daß der Fremde seiner Autorität und Wichtigthuerei keine Beachtung schenke, reichte er die Visitenkarte kalt zurück.

„Ich kann diesen Namen nicht anmelden, mein Herr,“ sagte er kühl, „ich weiß gewiß, daß die Gräfin Sie nicht kennt, und Fremde pflegt ihre Herrlichkeit niemals zu empfangen.“

Der Fremde nahm die Visitenkarte zurück, zog einen Bleistift hervor und schrieb folgendes auf dieselbe: „Wenn ich nicht die Ehre haben könnte, mit Eurer Herrlichkeit heute zu sprechen, so hat Graf Jenö morgen um diese Zeit zu leben aufgehört.“

„Lesen Sie dies, wenn es Ihnen beliebt, und überreichen Sie es dann, denn ich habe weder Zeit noch Lust zu warten,“ sprach er, indem er dem Diener die Visitenkarte zurückgab.

Als der Haushofmeister diese Worte gelesen hatte, erbleichte sein Antlitz merklich. Nochmals blickte er den Fremden an, dessen Auge mit so drohendem und entschiedenem Ausdrucke auf ihm ruhte; dann wandte er sich wortlos um und eilte die breite,

Digitized by Google

teppichbelegte und mit südlichen Pflanzen geschmückte Marmortreppe empor. Der Fremde stand indessen regungslos und in Sinnen vertieft da, ohne sich um die herumlungernden Lakaien zu kümmern, bis der Haushofmeister einen Diener zu ihm schickte und ihn bitten ließ, er möge sich gefälligst die Treppe hinaufbemühen.

Der Fremde folgte dem Diener.

Er würdigte die ihn umgebende Pracht, welche einem Herrscherpalaste zur Zierde gereicht hätte, keines Blickes.

Weder die freskogeschmückten Wände, noch die hohen Marmorsäulen, noch auch die kostbaren Teppiche und exotischen Gewächse vermochten seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Mit fast zu Boden gesenkten Augen folgte er dem Diener und blickte erst auf, als dieser eine hohe, mit vergoldeter Klinke versehene Thür vor ihm öffnete und ihn durch einige, mit blendender Pracht eingerichtete Säle entlangführte.

„Belieben Sie hier zu warten, mein Herr," sagte er, „Graf Albert wird sofort herkommen."

„Wer ist dieser Graf Albert?" fragte der Fremde überrascht. „Ich wünsche mit der Gräfin zu sprechen."

„Die Gräfin empfängt unbekannte Personen nicht, allein Graf Albert ist geneigt, mit Ihnen zu sprechen."

„Sehr gnädig," murmelte der Fremde, während sich der Diener entfernte.

Wenige Minuten darauf trat Graf Albert Artemon ein, der den Gast kühl genug und mit der größten Gelassenheit begrüßte.

„Mein Name ist, wie Sie aus meiner Karte ersehen haben werden, Herr Graf, Imre Hermajos," begann der Fremde.

„Das steht auf der Visitenkarte."

„Und wen habe ich eigentlich das Vergnügen, vor mir zu sehen?"

„Ich heiße Albert Artemon."

„Der Bruder des Grafen Jenö Artemon?"

Der jüngere Artemon antwortete mit einem stummen Kopfnicken.

„So muß ich also Ihnen mitteilen, was ich der Gräfin zu sagen beabsichtigte."

„Wenn Sie es so wünschen, ja."

„Das ist aber eine sehr heikle Sache."

„So erzählen Sie sie nicht."

Herr Hermajos zog die Augenbrauen zusammen.

„Ich muß es Ihnen aber mitteilen! Nur der Umstand läßt mich noch zögern . . ."

Graf Albert unterbrach ihn mit einer Handbewegung.

„Herr, wünschen Sie mit uns zu sprechen oder nicht? Haben Sie mit uns zu thun oder nicht? Wenn ja, so erledigen wir die Sache; je eher, desto lieber."

„Ich werde mich beeilen."

„Sie sind wahrscheinlich in irgend einer Duellangelegenheit hier?" fragte Albert Artemon, als er sah, daß sein Gast aufs neue schwieg und mit sich zu kämpfen schien.

„Nein, Herr Graf, es ist keine Duellaffaire."

„Dann weiß ich nicht, wie ich die Worte auf Ihrer Visitenkarte deuten soll."

„Sie gestatten, daß ich mich niedersetze?"

„Ganz nach Belieben."

Hermajos nahm auf einem nahestehenden Stuhle Platz. Er schien sehr aufgeregt und ließ die Hand einen Augenblick auf seinen Augen ruhen.

Graf Albert blieb stehen.

„Das, was ich sagen will," begann Hermajos mit düsterer Stimme, „war für die Gräfin, für die Mutter berechnet und ich weiß nicht, ob es auch in Ihrem Herzen Widerhall finden wird, Herr Graf, der Sie noch viel zu jung sind, um mit Ihren bisherigen Lebenserfahrungen gewisse Dinge zu begreifen."

Die Lippen Graf Alberts überflog ein flüchtiges Lächeln.

„Versuchen Sie es," sagte er fast ironisch.

„Ich werde es versuchen. Sie versprechen mir aber, daß Sie mich gelassen und ohne mich zu unterbrechen anhören?"

„Unzweifelhaft!"

„Erfahren Sie vor allem, mit wem Sie sprechen. Ich . . ."

„Ich glaube, daß ich einmal schon das Vergnügen hatte, den Namen zu hören, wenn ich mich recht erinnere, so lautete er Her . . . ma . . . jos . . ."

„Jawohl, Imre Hermajos, Fabrikant, Besitzer dreier Fabriken in Ungarn und ebenso vieler in Deutschland, was ungefähr sechs bis sieben Millionen repräsentiert."

Graf Albert verneigte sich mit so kalter Miene und so fragendem Ausdrucke in seinen ernsten Augen, als ob er fragen wollte: Was interessiert das mich?

Der Fabrikant verstand diese stumme Frage und beantwortete sie auch sogleich.

„Dieses Vermögen wird dereinst meiner Tochter gehören, meinem einzigen am Leben befindlichen Kinde."

„Das ist sehr schön."

„Ich habe für die Erziehung meiner Tochter alles gethan, damit sie dereinst, wenn sie heiratet, welch hohe Stellung immer würdig einnehmen kann. Die Natur hat sie außer ihrer Schönheit mit Geist und Verstand bedacht, und ich glaube, daß es wenige junge Mädchen im Lande giebt, die ihr gleich kämen.

Graf Artemon machte eine ungeduldige Bewegung.

„Seien Sie nicht unruhig, Herr Graf. Was ich da sage, ist nicht leeres Geschwätz. Es hat einen tieferen Grund, ein ernsteres Ziel und steht in direktem, engem Zusammenhange mit meiner Hierherkunft."

„Wirklich?"

„Eine sehr tiefe Bedeutung! Sie werden dies erst dann völlig verstehen, wenn ich Ihnen mitteile, daß Ihr Bruder, Graf Jenö Artemon, mehr denn anderthalb Jahre ein täglicher Gast meines Hauses war und meiner Tochter in entschiedener Weise den Hof machte."

„Ah!" rief Albert voll Überraschung aus. Man sah es ihm an, daß ihn die Angelegenheit nun zu interessieren begann. Der Fabrikant lächelte ironisch.

„Fangen Sie nun endlich an zu begreifen, Herr

Digitized by Google

Graf, warum ich mit Ihrer Mutter, mit der Frau Gräfin, zu sprechen wünschte?"

„Nun begreife ich es weniger denn je."

„So werde ich es Ihnen also erklären."

Albert warf sich in einen Stuhl.

„Wie ich schon sagte, war Graf Jenö anderthalb Jahre hindurch ein fleißiger Besucher meines Hauses, bis er vor nun ungefähr sechs Wochen seine Besuche plötzlich einstellte, und obwohl es uns bekannt ist, daß er in Budapest weilt, besucht er uns seither nicht mehr."

„Das war vorauszusehen."

„Weshalb?"

„Weil Jenö mit Ihrer Familie nichts anderes vorhaben konnte, als bloß eine flüchtige Zerstreuung.

„Das ist eine sehr sonderbare Bemerkung von Ihnen, Herr Graf, nachdem Sie eben vernommen haben, daß Ihr Bruder länger denn anderthalb Jahre meiner Tochter, die Millionen besitzt, den Hof machte."

Albert machte eine nervöse ungeduldige Bewegung.

„Vor allem muß ich Sie bitten, mein Herr, mir nicht von Ihrem Gelde zu erzählen. Bei Leuten wie wir sind, besitzt Geld nicht die geringste Bedeutung. Das kann nur für denjenigen wichtig sein, der es selbst erwarb. Wenn ferner mein Bruder Jenö zu Ihnen kam, so that er es, um sich zu zerstreuen, und wenn er wegblieb, so ist dies ein Zeichen, daß er dieser Bekanntschaft satt war. Die Sache ist also meiner Ansicht nach auf die natürlichste Weise erledigt.

Imre Hermajos erbleichte vor Wut.

„Glauben Sie?" rief er, von seinem Platze aufspringend.

Albert zuckte mit empörender Gelassenheit die Achseln.

„Nun, ich aber sage Ihnen, daß Graf Jenö Artemon meine Tochter heiraten wird."

„Das ist seine und Ihre Sache, und ich kann nicht begreifen, weshalb ich oder meine Mutter dies alles erfahren müssen."

„Wir werden gleich darauf kommen. Ich werde mich kurz fassen, denn ich wünsche, daß wir ehestens ins reine kommen."

„Das wäre auch mir sehr angenehm."

„Graf Jenö Artemon machte meiner Tochter ein Liebesgeständnis und obwohl er um ihre Hand bei mir noch nicht anhielt, so ist dies dennoch gleichbedeutend."

„Nicht immer."

„Mein Herr!"

„Ich bitte, fahren Sie fort."

„Meine Tochter verliebte sich in ihn und man sah sie überall zusammen. Die Welt begann von ihnen zu reden; man hielt sie schon für Verlobte, und wenn diese Heirat unterbleiben würde, so ist unser Name, unser Ruf, die Zukunft meiner Tochter zu Grunde gerichtet; ganz abgesehen von der bitteren Enttäuschung, welche das Herz meiner Elvira erleiden würde."

Albert sah mit dem Ausdruck aufrichtiger Verwunderung seinem Gaste in das zornbleiche Antlitz.

„Aber Herr, Sie haben doch nicht denken können, daß mein Bruder Ihre Tochter zu seiner Gattin erheben wird?"

„Ich war davon überzeugt!"

„Ah, darauf habe ich nichts zu erwidern; was ich darüber denke, will ich nicht aussprechen."

„Sie glauben, daß ich ein Narr sei?"

„So etwas schwebte auf meinen Lippen, allein wie Sie wissen, sprach nicht ich dies aus."

„Nun denn, so überzeugen Sie sich auch davon, Herr Graf, daß ich nicht so närrisch bin wie Sie sich dies vorstellen. Hier, betrachten Sie diese Wechsel und berechnen Sie, welchen Betrag dieselben repräsentieren. Bedenken Sie ferner, daß sich all diese Wechsel in meiner Hand befinden, und Sie werden dann einsehen, daß ich das Schicksal Ihres Bruders völlig in meiner Hand halte. Ich kann ihn in die verzweifelste Situation bringen, oder ihm das glücklichste und glänzendste Geschick verschaffen."

Albert richtete sich auf. Sein Gesicht glühte vor Zorn, seine Augen leuchteten stolz und seine Stimme zitterte vor Aufregung.

„Aus welcher Ursache haben Sie diese Wechsel an sich gebracht?"

„Um dem Grafen Jenö Artemon, wenn er einmal mein Schwiegersohn sein wird, sein Vermögen wieder zurückgeben zu können."

„Das glaube ich nicht, ich muß vielmehr annehmen, daß Sie ihm dadurch Ihre Tochter aufnötigen wollen."

Hermajos legte die Wechsel wieder in seine Brieftasche zurück.

„Sie sind sehr hochmütig, Herr Graf, wenn Sie fähig sind, so etwas von mir vorauszusetzen. Ich kann ja für jeden Finger meiner Tochter zehn Bewerber finden! . . . Nein, das ist nicht die Ursache meiner Hierherkunft und des Ankaufes dieser Wechsel; ich wünsche bloß einfach, daß Ihr Bruder meine Tochter, deren Herz er geraubt, nicht unglücklich machen möge. Es wäre mein Tod, wenn ich sie unglücklich sähe."

„Sagten Sie ihm dies? Weshalb wenden Sie sich nicht an ihn?"

„Weil ich ihm schon zweimal schrieb und ihn ersuchte, zu uns zu kommen, er aber weder Antwort gab, noch selber kam."

„Dies wollten Sie meiner Mutter mitteilen?"

„Dieses und noch hinzufügen, daß, wenn ihr Sohn meine Tochter nicht heiratet, ich ihn ermorden werde."

„O, o, Herr Hermajos! Dann ist es wirklich ein Glück, daß Sie mit ihr nicht sprechen konnten, denn sie würde Ihnen nicht nur auf Ihre letztere Behauptung, sondern schon auf die erste hin ins Gesicht gelacht haben."

„Und welche Ursache hätte sie denn gehabt, mich auszulachen?"

„Von ihrem Standpunkte zahlreiche, von dem Ihrigen möglicherweise keine einzige!"

„Erklären Sie mir, ich bitte, was Sie damit sagen wollen?"

„Nichts weiter, als daß der Wunsch, den Sie der Gräfin Artemon vortragen wollten, derselben einfach unbegreiflich erschienen wäre, und sie würde,

Digitized by Google

glaube ich, ihren Sohn eher tot als in einer Ehe sehen wollen, welche seinem Range nicht angemessen ist."

„Was könnte sie an meiner Tochter, die ein schönes, gebildetes, geistreiches Mädchen ist und außerdem eine Mitgift von sechs Millionen besitzt, einzuwenden haben?"

„Sehen Sie, da liegt eben der Irrtum! Sie, die Männer des Geldes, glauben, daß das Vermögen über alles gehe. Dem ist aber nicht so. Ein Artemon verkauft seinen Namen nicht für schnödes Geld."

„Aber seine Frau wird ja auch eine Gräfin Artemon sein und die sechs Millionen würden doch seinen Namen nur noch glänzender machen."

„Sie täuschen sich, jene sechs Millionen würden seinen Namen nur beflecken, ohne daß Ihrer Tochter damit geholfen wäre, Gräfin Artemon zu heißen."

„Das verstehe ich nicht!"

„Ich wußte, daß Sie dafür kein Verständnis haben und deshalb wollte ich mich auch in keine Erklärungen einlassen."

Hermajos sprang von seinem Platze auf.

„Halten Sie mich für verrückt, Herr Graf?"

„Nein, nur für einen eitlen Menschen, der viel Geld erworben hat und nun seiner Tochter dafür einen hohen gesellschaftlichen Rang erkaufen möchte."

„Sie aber glauben, hoch über anderen zu stehen, weil Sie als Graf zur Welt kamen."

„Möglich, daß ich nach Ihrer Ansicht an dieser Schwäche leide, aber eben diese Schwäche macht mich stark, wenn davon die Rede ist, meinen Namen für Geld zu verkaufen."

„Aber von Ihnen ist ja gar nicht die Rede, Herr Graf, sondern von Ihrem Bruder."

„Er ist ein noch viel größerer Aristokrat als ich . . ."

„Und benutzte seinen Namen und seinen glänzenden, gesellschaftlichen Rang dazu, um die Augen und das Herz eines jungen Mädchens zu bethören und es dann im Stiche zu lassen . . . Ziemt sich diese Handlung für einen Mann von so vornehmem Range, der sich in jeder Beziehung für exklusiv hält und dies nur in Bezug auf die Ehe nicht sein will?"

Eine leichte Bläße bedeckte das Gesicht des Grafen Albert und seine Haltung wurde unwillkürlich stolzer und steifer.

„Was mein Bruder that," sprach er, „ist möglicherweise nicht korrekt gewesen, nichtsdestoweniger aber muß ich Sie ersuchen, mein Herr, wenn Sie in meiner Gegenwart von ihm sprechen, Ihre Worte besser zu wählen."

„Sie sind also nicht geneigt, diese Angelegenheit in Ihre Hand zu nehmen und Ihren Bruder zu veranlassen, daß er meine Tochter heirate?"

„Durchaus nicht! Erstens ist keine moralische Ursache dazu vorhanden, zweitens menge ich mich nicht in die Angelegenheiten meines Bruders, was er übrigens auch nicht dulden würde, drittens aber wünsche ich meine Mutter nicht zu betrüben, welcher diese Heirat den Tod bringen würde."

„Und wird es etwa nicht ihr Tod sein, wenn sie sich aus diesen herrlichen Besitzungen und aus diesem glänzenden Schloß entfernen muß? Wenn sie genötigt sein wird, sich in irgend ein ärmliches Haus zurückzuziehen und ihre letzten Lebensjahre gleich einer armen Bürgersfrau zu verbringen, welche indessen dennoch viel besser daran ist, weil sie den Luxus nie vorher gekannt hat?"

„Genug, mein Herr, machen wir ein Ende. Ich glaube, wir haben einander alles mitgeteilt, was sich auf diese Sache bezieht und was Sie für notwendig hielten. Gott befohlen!" sagte Graf Albert. Damit wandte er sich um und verließ das Zimmer.

Der Fabrikant blickte ihm mit zusammengepreßten Fäusten und Lippen nach.

„Einer ist so wie der andere," rief er dann laut. „Sie verdienen keine Schonung . . . Sie wollen den Krieg, gut, sie sollen ihn haben bis aufs Messer. Wir wollen sehen, was mächtiger ist in dieser Welt, der Rang oder das Geld!"

Drittes Kapitel.

Imre Hermajos verließ das Schloß. Graf Albert sah von seinem Fenster aus den Wagen aus dem Hofe rollen und blickte ihm nicht ohne Unruhe nach.

Neben ihm auf einem kleinen Mosaiktischchen lag die Visitenkarte, auf welche Hermajos die drohenden Worte aufgeschrieben hatte, um sich Einlaß zu verschaffen. Er hatte gelächelt, als er sie gelesen hatte; er war neugierig gewesen, den Wahnsinnigen zu sehen, der imstande war, sich zu solchen Worten hinreißen zu lassen. Nun hatte er ihn gesehen und war überzeugt, daß dieser Jenö wohl nicht töten, jedoch alles daran setzen werde, um seine Rache zu befriedigen, daß er ihn zu Grunde richten werde; wenn es nicht anders möglich ist, wenigstens materiell.

Nun fiel es ihm zum ersten Mal ein; sich bei dem Güterdirektor zu erkundigen und den alten Rechtsanwalt des Hauses zu sich zu bitten.

Er läutete und ließ den Güterdirektor rufen. Während er wartete, nisteten sich sonderbare Gedanken in seinem Hirn ein.

Er sann darüber nach, ob denn nicht vieles von dem, was der Fabrikant sagte, wahr sei. Noch niemals hatte jemand mit ihm in dieser Weise gesprochen. Seit seiner Geburt hatte er nichts als Schmeicheleien gehört. Er verschloß sich sogar vor allem, was ihm hätte unangenehm werden können und nun hatte ihn der Zufall Dinge vernehmen lassen, die ihm alle neu waren und die, er konnte es nicht leugnen, ihm Unruhe verursachten.

Er wollte es vor dem Fremden nicht verraten, aber er hielt das Betragen und das Vorgehen seines Bruders dem Fabrikanten gegenüber für unkorrekt. Was suchte Jenö in einem solchen Hause? Zu welchem Zwecke machte er den Hof, wo er keinerlei Aussichten hatte? Denn Fräulein Hermajos konnte weder seine Frau, noch seine Geliebte sein! . . . Da er aber den Leichtsinn, den starren Hochmut und die egoistische Seele seines Bruders kannte, mußte er fast annehmen, dieser habe das letztere gehofft und

Digitized by Google

erst nachdem er sich überzeugt, daß er sich vergeblich bemühe, habe er das Mädchen im Stiche gelassen und damit ihre Hoffnungen und ihren Ruf zerstört, was er nicht hätte thun dürfen.

Graf Albert hatte eine sehr unangenehme Empfindung, als David Szabo, der Güterdirektor, eintrat.

Er empfing ihn mit ungewöhnlicher Zuvorkommenheit, denn er hoffte, derselbe werde ihn über viele Dinge beruhigen, welche ihn infolge der Drohung des Fabrikanten besorgt machten.

„Sie haben öfter mit mir zu sprechen gewünscht, Herr Direktor," sprach er, indem er ihm entgegenging. „Allein Sie wissen ja, daß das Schloß stets von Gästen voll ist und daß ich deshalb selten Zeit habe, mich mit anderen als mit meinen Hausherrnpflichten zu beschäftigen."

„Ich weiß das, Herr Graf," erwiderte der Neuangekommene fast kühl und nahm auf dem angewiesenen Stuhle Platz.

Graf Albert blickte ihn überrascht an.

„Ich will von Ihnen über gewisse Dinge Aufklärung erbitten. Zu diesem Zwecke ließ ich auch den Rechtsanwalt Berger zu mir bitten," sagte dann Albert, indem er sich eine Cigarre anbrannte und Platz nahm.

„Was in meiner Macht steht, will ich bereit willig thun, Herr Graf, ich wollte schon längst über Wirtschaftsangelegenheiten Vortrag halten."

„Lag eine besondere Veranlassung dazu vor?"

„Eine sehr wichtige sogar!"

„Welche ist diese?" fragte Graf Albert nicht ohne Unruhe.

„Die Veranlassung dazu boten einige briefliche Anordnungen des Grafen Jenö, welche ich zwar gezwungen war zu erledigen, die ich aber dennoch gerne gewünscht hätte der Frau Gräfin oder Ihnen, Herr Graf, vorher mitzuteilen . . . Indessen konnte ich aber leider keine Audienz erhalten."

„Ja, die vielen Besucher, die Jagden u. s. w.," sagte Graf Albert etwas verwirrt; „doch bitte, teilen Sie mir das jetzt mit."

Szabo vermochte beim Anhören dieser zweifelhaften Verhinderungen ein flüchtiges Lächeln nicht zu unterdrücken.

„Leider gehört das, was ich zu sagen habe, Herr Graf, nicht zu den angenehmen Dingen, doch eben darum will ich meine Sache schnell erledigen."

Graf Albert schwieg, legte aber unwillkürlich seine Cigarre beiseite.

„Haben die Herrschaften Kenntnis davon, daß Graf Jenö die ganze diesjährige und nächstjährige Ernte um viermalhunderttausend Gulden verkauft hat?"

Der jüngere Artemon sprang totenbleich von seinem Platze auf.

„Wie, was sagen Sie, Herr Szabo? Das ist ja unmöglich! Dazu hat er ja kein Recht und darf auch, so lange unsere Mutter lebt, nicht solchermaßen verfügen!"

„Und dennoch ist dies geschehen! Die Hälfte des Betrages hat er auch schon erhalten, und was das größte Malheur ist, er hat mir für die laufenden Wirtschaftsangelegenheiten nichts angewiesen, so daß ich seit Monaten in der unangenehmsten Lage bin."

„Das ist ja ein furchtbarer Leichtsinn," rief der jüngere Bruder, der nun einzusehen begann, daß die Drohung des Fabrikanten dennoch einigermaßen begründet sei.

„Gut, Herr Szabo!" sagte er alsdann, nachdem dieser auf diese Ausrufung nichts erwiderte. „Ich spreche noch heute darüber mit meiner Mutter und werde es durchsetzen, daß mein Bruder die andere Hälfte des Betrages nicht in die Hände bekomme und daß ein Teil derselben Ihnen aus Ihrer Verlegenheit heraushelfe. Ich danke Ihnen für Ihr Hierherkommen."

Nach diesen Worten wandte er sich ab und der Güterdirektor entfernte sich; er sah es dem Grafen an, daß er sich in großer Aufregung befinde und eine heftige Erschütterung erlitten habe. Dem war auch in der That so.

Graf Albert war totenbleich, als er nach der Entfernung des Güterdirektors seine Apartements verließ und sich nach dem von der Gräfin bewohnten Flügel begab.

Dieser Teil des Schlosses besaß eine ideal schöne Einrichtung. Graf Albert durcheilte den langen Wintergarten, welcher jetzt im Hochsommer, bei den geöffneten luftigen Fenstern, einen betäubenden Blumenduft ausatmete, und betrat den großen Salon, aus welchem eine Seitenthür in das Boudoir der Gräfin führte. Die Witwe des Grafen Oliver Artemon saß eben am Theetische, als ihr Sohn eintrat. Sie war eine Frau von imponierendem Äußeren. Ihr feingeschnittenes, von silberweißen Haaren umrahmtes Gesicht konnte noch immer für schön und interessant gelten, wie denn die Gräfin in der That dem Wunsche auch noch nicht entsagt hatte, dafür gehalten zu werden.

Mit lächelnder Miene begrüßte sie ihren Sohn, der ihr liebevoll die Hand küßte und fröhlich und heiter erscheinen wollte, trotzdem er noch immer nicht Herr seiner Empfindungen geworden war.

„Ich erhielt heute morgen einen Brief von Jenö," begann die Gräfin. „Er reist zu den Derby-Rennen und gedenkt in England längere Zeit zu verweilen."

„Ohne daß er vorher wenigstens auf einige Tage nach Alba käme?"

„Er hatte dies beabsichtigt, wie er schreibt, doch fand er keine Zeit dazu; den Herbst aber wird er jedenfalls zu Hause verbringen."

„Jenö lebt nicht richtig, Mama," sagte Albert losbrechend, nachdem er einige Minuten nachgedacht hatte, auf welche Weise er seine Mitteilung beginnen sollte. „Er verbraucht mehr als es heilsam wäre, und das wird ein böses Ende nehmen!"

Die Gräfin ließ den Löffel aus der Hand fallen.

„Was soll das heißen, Albert?" fragte sie in mißbilligendem Tone. „Ich höre heute zum ersten Male eine mißbilligende Äußerung über die Handlungen Deines Bruders von Dir. Weshalb thust Du das? Du bist doch viel zu sehr ein Artemon, als daß

Digitized by Google

Dich lediglich schnöde Geldfragen dazu veranlassen würden?"

„Ich spreche nur ungern von solchen Dingen, Mama, und habe mich bisher selbst auch sehr wenig darum bekümmert; aber ich bin gezwungen, Sie zu bitten, Sie mögen Jenö in seinen Ausgaben ein wenig beschränken, da dieselben noch unser aller Ruin hervorrufen werden."

„Albert, Albert! Ich erkenne Dich nicht!"

„Wissen Sie, daß Jenö die diesjährige und nächstjährige Ernte um viermalhunderttausend Gulden verkauft hat und den ganzen Betrag verbraucht für seine eigenen Ausgaben, ohne daß uns das Geringste davon bliebe?"

„Sind nicht unsere anderen Besitzungen noch da, Kocsard und Szentber?"

Albert seufzte unwillkürlich auf, er war so unbewandert in diesen Angelegenheiten, daß er weder verteidigen, noch widerlegen konnte. Er schwieg.

„Sprich mir nicht mehr von solchen Angelegenheiten, mein Sohn," sagte die Gräfin. „Laß Dich nicht von dem Krämergeiste unserer Zeit beeinflussen. Du bist ein Artemon, einer jener Bevorzugten, die sich nur mit dem Dufte und nicht mit den Schlacken des Lebens befassen. Geldangelegenheiten passen für Krämer und Kaufleute, wir empfinden Gott sei Dank nur den Genuß dieser Güter und überlassen das Rechnen, Kaufen und Verkaufen unseren Beamten."

Albert war in diesem Augenblicke mit dieser Ansicht nicht völlig einverstanden und erwiderte niedergeschlagen:

„Ich erwarte den Rechtsanwalt, ich werde mit ihm von diesen Dingen reden."

„Wenn es Dich eben unterhält, thue es," versetzte die Gräfin lächelnd. „Und nun sprechen wir von anderen, von erfreulicheren Dingen. Der Haushofmeister hat vom Grafen Szent-Tamassy ein Telegramm erhalten, er bittet um einen Wagen zur Station."

Diese Worte schienen auf Albert eine angenehme Wirkung auszuüben.

„Wie es scheint, haben Csillas schöne Augen Eindruck auf ihn gemacht," sagte er lächelnd.

„Es scheint so. Heute kommt er zum dritten Male in diesem Monate nach Alba, und er bleibt immer drei bis vier Tage."

„Und wenn er um die Hand Csillas anhielte, hätten Sie gegen diese Heirat nichts einzuwenden, Mama?"

„Diese Heirat ist eine so glänzende und entspricht nach jeder Richtung so sehr meinen Wünschen, daß wir uns eine bessere selbst im Traume nicht wünschen könnten."

„Dann freue auch ich mich derselben, denn Ihr Wunsch, Mama, ist stets auch der meinige."

Die Gräfin streckte lächelnd die Hand nach ihrem Sohne aus. Sie that dies mit jener reizvollen Bewegung, welche nur ihr Gleichgestellte bei ihr kannten, welche seiner Zeit ihren Gatten zu ihrem Sklaven gemacht und nun trotz ihrer sechzig Jahre heute noch ihre Kinder in Entzücken versetzte.

Albert ergriff die Hand seiner Mutter und führte sie zärtlich an seine Lippen. Dann sprachen sie noch lange vom Grafen Szent-Tamassy, von Csilla, von den nächsten Herbstjagden und von der Gesellschaft, welche sie zu den nächsten Herbstfestlichkeiten einladen würden u. s. w., bis der Kammerdiener dem Grafen Albert die Ankunft des Rechtsanwalts Berger meldete, welcher in der drei Stunden weit gelegenen Stadt wohnte.

„Gehe, gehe!" sagte die Gräfin scherzend zu ihrem Sohne. „Es scheint, daß Du Dich langweilst, da Du Dir solche kleinen Zerstreuungen verschaffst. Verständige Berger, daß ich fünf bis sechstausend Gulden benötige, er möge mir dieselben morgen früh herschicken."

Albert eilte in seine Zimmer zurück, wo ihn der Rechtsanwalt erwartete.

„Ich habe Ihr Telegramm erhalten, Herr Graf, und beeilte mich zu erscheinen," sagte er, indem er den eintretenden Hausherrn begrüßte.

„Ich danke Ihnen für Ihr schnelles Kommen."

„Ich selbst habe schon gewünscht, mit Ihnen zu sprechen, Herr Graf, und ich unterließ es bisher nur deshalb, weil ich hoffte, den Grafen Jenö endlich einmal hier zu treffen."

„Er kommt gegenwärtig nicht nach Hause. Er reist nach England."

„Auf längere Zeit?"

„Ich glaube für die Zeit der Derby-Rennen."

Der Rechtsanwalt schaute eine Weile sinnend vor sich hin.

„Womit kann ich dienen?" fragte er dann, während er seine durchdringenden Augen auf den Grafen Albert heftete.

„Das läßt sich schwer sagen, Herr Rechtsanwalt, ich hatte eigentlich keine besondere Veranlassung, Sie nach Alba herüber zu bitten; ich wünschte bloß einige Aufklärungen über eines und das andere von Ihnen zu erhalten, denn ich fange an zu befürchten, daß sich in meiner Familie niemand um diese Dinge kümmert."

„Was verstehen Herr Graf unter eines und das andere?"

„Unsere Angelegenheiten. Der Güterdirektor Szabo erzählte mir beunruhigende Dinge über die Handlungen meines Bruders. Ich glaube, daß auch Sie von denselben Kenntnis haben müssen und mir daher vielleicht noch gründlichere Aufklärung geben könnten als er."

„Jawohl und zwar die allerschlimmste, Herr Graf."

„Wieso die allerschlimmste?"

„Zu meinem Leidwesen. Es kursieren zur Zeit so viele Wechsel des Grafen Jenö auf dem Geldmarkte, daß wir nun schon nicht mehr imstande wären, dieselben einzulösen."

„Was — sa—gen — Sie?"

„Die reine Wahrheit, Herr Graf. Ich muß sogar noch hinzufügen, daß, wenn wir nicht schnelle und gründliche Hilfe anwenden, diese schöne Herrschaft alsbald in fremde Hände übergehen wird."

„Das ist doch nicht möglich!"

„Und ist dennoch so. Vor zwei Jahren wurde

Digitized by Google

die Herrschaft von einer Bank mit einem so hohen Betrage belehnt, daß wir außer den laufenden Ausgaben kaum mehr die jährlichen Tilgungen decken können, überdies haben die vielen Wechsel den Kredit des Artemonschen Namens so sehr erschüttert, daß bald auch die letzte Quelle erschöpft sein wird."

„Wer konnte denn aber das Geld von der Bank behoben haben?"

„Graf Jenö."

„Dazu hatte er kein Recht."

„Es geschah mit Einwilligung der Gräfin, die die darauf bezügliche Ermächtigung unterschrieben hat."

Graf Albert bedeckte sein Gesicht mit den Händen.

„Sie wollen also sagen, Berger, daß wir zu Grunde gerichtet sind?"

„Ungefähr, Herr Graf! Zu meinem großen Leidwesen muß ich das sagen."

„Wie läßt sich da helfen?"

„In diesem Augenblick weiß ich das selbst noch nicht, wenn es Sie aber interessiert, Herr Graf, so werde ich darüber nachdenken."

„Ob es mich interessiert? Hängt doch unsere Zukunft davon ab!"

„Ich bitte um Entschuldigung, aber ich habe bisher nicht die Erfahrung gemacht, daß Sie sich mit diesen Angelegenheiten beschäftigen wollten."

„Sie haben recht! Das war ein Fehler von mir; aber ein Zufall machte mich aufmerksam. Vielleicht war es der Wille des Schicksals, und ich thue nun, was ich längst hätte thun können, leider aber unterließ."

Der Rechtsanwalt antwortete mit einem feierlichen Räuspern.

„Ihr Schweigen erschreckt mich, Herr Rechtsanwalt."

„Beunruhigen Sie sich nicht, Herr Graf, mit gemeinsamer Kraft und entschiedenem Willen läßt sich vieles thun, obwohl . . ."

„Nun, nun, warum schweigen Sie wieder?"

„Weil wir hier nicht nur dem Zwange der Verhältnisse gegenüber stehen, sondern, wie ich befürchte, auch einem eisernen Willen, einem gefährlichen Feinde, der solche Opfer begehrt, welche Graf Jenö nicht geneigt sein wird zu bringen."

Alberts Miene verdüsterte sich.

„Von wem sprechen Sie?" fragte er fast zornig.

„Von Imre Hermajos."

„Kennen Sie ihn?"

„Er war schon öfter bei mir und zeigte mir die in seiner Hand befindlichen, auf Hunderttausende sich belaufenden Wechsel, welche er, wie ich fürchte, nicht aus purer Kauflust gesammelt hat."

„Wissen Sie, in was für Verbindung er mit meinem Bruder stand?"

„Ich weiß es."

„Was halten Sie von dieser Sache?"

„Darf ich aufrichtig sein?"

„Unzweifelhaft, ich will ja eben Ihre Meinung wissen, da ich die Angelegenheit nur einseitig kenne."

„Graf Jenö hat sich in dieser Sache nicht korrekt benommen."

Dem Grafen Albert stieg bei diesen Worten das Blut in das Gesicht. Sein Stolz empörte sich bei den mürrischen Worten des Rechtsanwaltes, mit welchen sich dieser über einen Grafen Artemon äußerte; allein nur für einen Augenblick, dann kämpfte er seine Erregung nieder.

„Was that er denn eigentlich?"

„Er machte dem Mädchen den Hof, brachte es in Ruf und machte es dann durch rasches, unerwartetes Sitzenlassen lächerlich. Wenn ihn aber das Mädchen liebt, so machte er sie auch unglücklich."

„Sie liebt ihn!" rief Graf Albert verächtlich. „Fräulein Hermajos wollte wahrscheinlich Gräfin werden . . ."

„Zugegeben. Mag sein, daß lediglich nur Eitelkeit im Spiele war, allein selbst dann wir dürfen uns nicht wundern, wenn der Fabrikant wilde Rache gegen den Mann plant, der seine hochfliegenden Pläne eine Zeit lang förderte und dieselben dann ohne jeden Grund vernichtete."

„Es war Wahnsinn, zu glauben, daß Jenö sie heiraten werde."

Berger zog die Augenbrauen düster zusammen.

„Verzeihung, Herr Graf, wenn ich Ihre Ansicht nicht teile, doch anstatt mich in Widerlegungen einzulassen, will ich einfach nur auf das praktische Leben hinweisen."

„Es giebt Fälle für solche Heiraten, das ist wahr, aber diese haben sich alle bestraft. Die Ehe ist meiner Ansicht nach ein Sakrament und nicht eine gewinnbringende Institution."

„Das ist sie auch nicht immer in diesem Falle, denn es kann auch zwischen Personen verschiedener Stellung eine gegenseitige Neigung herrschen."

„Das leugne ich, die Aristokratie und das Bügertum hassen einander."

„Das ist eine irrtümliche Auffassung, Herr Graf, besonders in unserem gegenwärtigen aufgeklärten Zeitalter."

„In dieser Richtung werden wir niemals aufgeklärt sein. Im allgemeinen mag es ja gelten, persönlich aber wird die gegenseitige Kälte stets vorherrschen. Wir stehen in Bezug auf unsere Geburt über dem Bürgertum und schließen uns deshalb ab, sie aber neiden uns unsere Vorteile, Vorrechte und unsere Überlegenheit."

Der Rechtsanwalt konnte sich bei dieser Behauptung eines Kopfschüttelns nicht enthalten.

„Herr Graf halten es demnach für ganz ausgeschlossen, daß Graf Jenö Fräulein Elvira Hermajos zu seiner Gattin erhebt?"

Albert lachte unwillkürlich auf.

„Jenö? Mit seinen Begriffen und seiner Erziehung? Ich wundere mich, daß Sie auch nur eine solche Frage stellen können, Herr Berger, da Sie doch meinen Bruder kennen."

„Weshalb machte er ihr dann aber so lange Zeit den Hof?"

„Eine Laune! Oder vielleicht noch etwas Ärgeres . . . Ich muß gestehen, daß es unrecht von ihm war."

„Nun denn, diese Laune wird dem Grafen Jenö sehr teuer zu stehen kommen! Eine so teuere Unterhaltung hat er noch niemals gehabt!"

Digitized by Google

„Kann uns Imre Hermajos also wirklich schaden?“ fragte Albert wieder ernst werdend.

„Er kann Sie vollkommen zu Grunde richten, da er Alba, diese wundervolle Herrschaft, zu seinem Eigentum machen kann, wann es ihm beliebt.“

Der junge Artemon verstummte vor Schrecken.

„Sprechen Sie die Wahrheit, oder wollen Sie mir nur Angst einjagen?“ fragte er nach einer Weile mit erstickter Stimme.

„Die reinste Wahrheit. Der Fabrikant hat Wechsel in der Höhe von zweimalhunderttausend Gulden in der Hand, die Herrschaft ist seitens der Bank mit anderthalb Millonen belastet, ferner andere Verwicklungen allerwärts, und wenn einmal die Bank an diese Besitzung Hand anlegt und dieselbe zum Verkauf feilbietet, so wird Hermajos dieselbe sogleich ankaufen, er wird sogar bestrebt sein, alles zu thun, um dies ehestens hervorzurufen.“

Albert erhob stolz das Haupt.

„Demnach müssen wir alles versuchen, um unsere Angelegenheiten zu ordnen oder uns auf andere Weise zu helfen, wenn das schon zu spät wäre; allein um den Preis, welchen Hermajos von meinem Bruder fordert, soll uns diese Besitzung niemals erhalten bleiben. Die Artemons besaßen bisher immer einen reinen, fleckenlosen Stammbaum. Niemand soll sagen können, daß es auch nur einen unter ihnen gab, der sich verkaufte!“

Der Rechtsanwalt verbeugte sich kühl, doch Albert kümmerte sich nicht mehr viel um ihn. Was er vernommen hatte, nahm ihn völlig gefangen und machte einen so furchtbaren Eindruck auf ihn, daß ihm schwindelte und er kaum mehr wußte, was er sprach.

„Ihre dringendste Aufgabe ist es nun, Herr Rechtsanwalt, mir einen vollkommenen Ausweis über den Stand der Dinge zu geben und mir mitzuteilen, auf welche Weise wir uns vor dem Allerschlimmsten bewahren könnten.“

„Das wird in der allerkürzesten Zeit geschehen, Herr Graf, um so eher, da ich selbst mit alledem vollkommen im reinen bin.“

Albert winkte mit der Hand, zu sprechen hatte er nicht die Kraft.

„Übermorgen werde ich die Ehre haben, vorzusprechen,“ sprach Berger; damit verneigte er sich und verließ rasch das Zimmer. Als sich Albert allein sah, sank er erschöpft in einen Sessel . . .

Dies war der erste Schlag, der ihn seit seiner Geburt traf. Der erste Blitz, der aus lächelndem, sonnigem Himmel unerwartet auf ihn niederschlug.

Viertes Kapitel.

Am nächsten Tage folgten einander die Gäste auf Alba, als Graf Szent-Tamassy angelangt war. Man wünschte, daß er sich auch gut unterhalte und versandte an all jene Aristokraten der Umgebung, die mit der Artemonschen Familie in engerem Verkehr standen, Einladungen zu einem Gartenfeste. Jeder beeilte sich, der Einladung Folge zu leisten.

Den schönen Abend, der dem Feste voranging, benutzten Graf Anton Szent-Tamassy und Komtesse Csilla zu einem gemeinsamen Spaziergange in dem schattigen Park des Schlosses. Da Gäste noch nicht angelangt waren, konnten sie es getrost thun.

Sie waren ein trefflich zusammenpassendes Paar. Graf Szent-Tamassy einer der interessantesten Männer der höchsten Gesellschaft, und Komtesse Csilla eine der reizendsten Schönheiten der ungarischen Aristokratie.

Sie sprachen leise miteinander.

Sie sagten einander alles, was man mit zarten Worten, ohne offenes Geständnis, sagen kann. Beide waren von ihrer gegenseitigen Neigung überzeugt, obwohl Szent-Tamassy Csilla weder gefragt hatte, ob sie ihn liebe, noch auch selbst davon gesprochen hatte, was er für sie empfinde.

Wagengerassel und das Anlangen der Gäste schreckte sie aus ihrer poetischen Schwärmerei auf.

Der herrliche, mehrere hundert Morgen große, das Schloß umgebende Park war festlich geschmückt. Kleine Lampions in den mannigfaltigsten Farben hingen an den Bäumen und selbst die hohe Säule des Springbrunnens war beflaggt. Die einander nahe stehenden Bäume prangten im Schmucke der sie verbindenden Blumenguirlanden, und der viereckige Platz, welcher für die Tanzenden vorbereitet war, war durch einen zerlegbaren Parkettboden tanzfähig gemacht. Die Musikkapelle saß in einer Fichtenlaube verborgen. In den entfernteren Teilen des Parkes begannen hinter den duftenden Büschen allmählich Fackeln aufzuleuchten, während auf den Wipfeln der Bäume aus flammenden Buchstaben gebildete, scherzhafte Sinnsprüche erglänzten und die Gäste unterhielten. Solche Festlichkeiten kamen in Alba oft vor und kosteten gewöhnlich einige Tausend Gulden.

Allmählich langte die ganze vornehme Gesellschaft der Umgebung an. Die Gräfin und ihre Tochter empfingen dieselben und wurden dabei vom Grafen Albert und von Szent-Tamassy unterstützt, welch letzterer schon von jedermann als zur Familie gehörig betrachtet wurde. Als die Geladenen alle beisammen waren, ertönte versteckt, geheimnisvoll die aus dem Grünen hervorbrechende Musik. Erfrischungen wurden herumgereicht und der Haushofmeister gab das Zeichen zum Anzünden der Lampions und der Lüster in den Sälen. Die Jugend begann zu tanzen, während die Älteren auf den von Blumen umgebenen Moosbänken Platz nahmen und zu plaudern begannen.

Die weichste und poetischste Dämmerung senkte sich auf die Erde herab und ein würziger Zephyr neckte die Tanzenden, zauste ihre weißen Spitzenkleider, ihre Bänderchen und ihre duftigen Locken.

Selbst die Natur schloß sich der Festlichkeit der Artemons an, und der auftauchende Mond schien die Unterhaltung der glänzenden Gesellschaft mit lachender Miene zu betrachten.

Nur ein einziger Mensch in dieser heiteren, sorglosen Gesellschaft war bleich, niedergeschlagen und verzweifelt, es war dies der Hausherr, Graf Albert Artemon. Sowie es nur möglich war, sich unbemerkt zu entfernen, verschwand er im Dickicht des

Digitized by Google

Parkes und wanderte, von furchtbarer Bangigkeit, von entsetzlichem Vorgefühl und schmerzlichen Ahnungen gefoltert, mit stürmischer Brust und brennendem Gehirn die von hohen Bäumen und Gesträuchen umsäumten Wege entlang.

Fast wie Hohn erschien ihm alles, was um ihn herum geschah.

Seit er mit dem Rechtsanwalte gesprochen, hatte er keinen Augenblick Ruhe. Am liebsten hätte er sich allein eingeschlossen; das konnte er aber nicht thun, er mußte vielmehr auf jeden Zug seines Gesichtes und selbst auf jeden Blick seiner Augen acht haben.

Man soll ihm vorzeitig nichts anmerken. Es wird noch immer frühzeitig genug eintreffen, wovor er zittert und wovor ihm bangt, was die Hoffnungen Csillas vernichtet und seiner Mutter den Tod bringt — der unaufhaltsame Ruin.

Als sich der Rechtsanwalt entfernt, hatte er nach langem Sinnen und Nachdenken an Jenö nach Budapest und Wien telegraphiert, er möge noch vor seiner Abreise nach England und zwar unverweilt nach Alba kommen.

Er entfernte sich immer weiter von der Gesellschaft und die Klänge der Musik drangen nur noch in einzelnen gedämpften Tönen zu ihm. Zuweilen blieb er stehen. Er versenkte seinen brennenden Kopf in die Hände und schrie fast auf vor Unruhe. Was wird daraus werden? Wo ist die Hilfe?

Voll Schrecken dachte er an den nächsten Tag, an welchem der Rechtsanwalt mit der fürchterlichen Verständigung kommen mußte. Voll Entsetzen dachte er daran, wie er dies seiner Mutter und seiner Schwester zur Kenntnis bringen sollte, denn wissen mußten sie es, da dem Unglück nicht mehr abzuhelfen war.

Wie waren auch nur die Dinge so weit gediehen?

Sie waren zu Grunde gegangen, sie, die ein auf mehrere Hunderttausende sich belaufendes Einkommen besaßen, und hatten sich dabei gar nicht aus ihrem Dorfe herausgerührt. Es ist ja wahr, sie hatten ein kostspieliges Leben geführt, allein niemals ein solches, welches den Ruin hätte hervorrufen können. Jenö, Jenö war es, der sie zu Grunde gerichtet hatte. Seine Verschwendung, sein Leichtsinn hatte dies alles bewirkt. Nun möge er Rat schaffen; möge er die Angelegenheiten in seine Hand nehmen und wieder gut machen, was er gegen seine Familie gesündigt hatte.

Unter solchen Gedanken hatte er einen abseitsliegenden Teil des Parkes durchstreift. Dann wandte er sich um, denn er fühlte, daß er von seinen Gästen, ohne aufzufallen, nicht lange fern bleiben dürfe. Seine Hausherrnpflichten riefen ihn zurück.

Als er in die Nähe des Schlosses kam, klang laute Rede an sein Ohr, und er hörte seinen Namen aussprechen.

„Ich versichere Sie, Herr Graf, daß er diese Richtung nahm," sprach der Kammerdiener, dann erwiderte eine andere Stimme etwas, und nach wenigen Minuten stand Albert seinem Bruder gegenüber.

„Richtig," sprach der Kammerdiener freudig, „da ist Graf Albert, ich habe die Richtung doch gut gewählt," und er entfernte sich, während die Brüder einander die Hand drückten.

„Wann bist Du angelangt," fragte Albert, indem er einen Blick auf den Anzug seines Bruders warf, welchem der Reisestaub noch anhaftete.

„Vor einigen Minuten, da ich aber die Musik hörte und erfuhr, daß Gesellschaft da sei, hielt ich mich von den anderen fern und suchte Dich auf. Zu welchem Zwecke wünschtest Du, daß ich hierherkomme, denn ich muß gestehen, dieser Abstecher ist mir sehr unangenehm."

„Mir auch, daß ich Dich herbeirufen mußte," erwiderte Albert düster, während sie sich dem Schlosse näherten. „Du kannst Dir vorstellen, daß mich nur die größte Notwendigkeit veranlaßt haben konnte, Deinen Reiseplan nach England zu stören."

„Das dachte ich mir, aber was geschah denn?"

„Ahnst Du gar nichts?"

„In welchem Tone Du dies sagst! Nichts!"

„Auf wie lange kamst Du?"

„Morgen früh reise ich wieder."

„Du mußt länger bleiben, Du mußt! Du weißt ja . . ."

„Ich verstehe Dich nicht."

„Wir sind zu Grunde gerichtet."

Jenö blickte seinen Bruder forschend an. Er dachte, dieser sei wahnsinnig geworden.

„Wir sind zu Grunde gerichtet. Alba wird in kurzem in fremde Hände übergehen, und unsere übrigen Besitzungen sind ohnehin überschuldet, wir sehen der verzweifeltsten Lage entgegen."

„Was sagst Du?"

„Die traurigste Wahrheit."

„Aber was ist denn geschehen?"

„Das weißt Du am besten, der Du auf Hunderttausende sich belaufende Wechsel in Umlauf gesetzt hast."

„Du machst mir Vorwürfe?"

„Ich teile Dir nur die Wirklichkeit, die Thatsachen mit."

Sie schritten auf das Schloß zu und traten beim Ostportale unbemerkt ein, von wo sie sich in das erste Stockwerk begaben.

„Kleide Dich um," sprach Albert, „und begrüße unsere Mutter und die Gesellschaft."

„Es fällt mir gar nicht ein, mich unter die Fröhlichen zu mischen."

„Willst Du im geheimen hier weilen?"

„Vor den Gästen, die sich ja morgen wieder entfernen werden."

„Szent-Tamassy ist auch da."

„Auch er wird morgen weggehen."

„Das glaube ich nicht. Und ich mache Dich aufmerksam, Jenö, daß er von unseren unglückseligen Verhältnissen nichts bemerken darf, wenigstens so lange nicht, bis er um Csilla angehalten hat."

„Macht er ihr den Hof?" fragte Jenö zerstreut.

„Auf das ernstlichste, und wenn diese Ehe zu stande kommt, so ist wenigstens unsere Schwester vor dem Elend gerettet."

„Und unsere Mutter? Und ich und Du?"

Digitized by Google

„Über all das fand ich noch keine Zeit nachzudenken.“

„Schöne Aussichten!“ sprach mit übereinandergepreßten Zähnen der ältere Artemon und schloß dann seine Worte mit einem wilden Fluche. Er warf sich in einen Stuhl.

Die fröhlichen Klänge der Musik drangen zu ihnen empor.

„Was soll diese Festlichkeit?“ fragte Jenö zornig.

„Die Mutter veranstaltete dieselbe, um Szent-Tamassy zu unterhalten. Sie weiß noch nichts von dem Stande unserer Verhältnisse.“

„Wer wird ihr dies mitteilen?“

„Ich denke Du als der ältere Sohn.“

„Ich? Ach, wir sind ja auch noch gar nicht so weit.„

„Es ist wenigstens noch nicht festgestellt, wie weit das Übel reicht.“

Jenö verließ wortlos seinen Platz und begab sich in seine Apartements. Eine halbe Stunde später verbeugte er sich schon vor seiner Mutter, die vor Freude aufschrie, als sie ihren glänzend aussehenden Lieblingssohn erblickte, der das Musterbild eines Magnaten und eines vollkommenen Kavaliers war.

Jedermann staunte und war erfreut ob seines unerwarteten Erscheinens, denn Jenö ließ sich in Alba nur selten blicken.

Nur sein Ruf drang in das Komitat zu seinen Verwandten und Bekannten. Bald siegten seine Pferde bei den verschiedenen Wettrennen, bald erschien er bei den Höfen, und die Zeitungen brachten seinen Namen. Da und dort flüsterte man von seinen Liebesabenteuern, bald wieder sprach man von seinen Gewinnsten und Verlusten an der Riviera, mit einem Worte, er lebte, wie in unserer Zeit ein perfekter Aristokrat, Kavalier und Lebemann leben muß, dem alle Mittel in Fülle zu Gebote stehen.

Und Jenö Artemon besaß dieselben. Er war ein schöner, interessanter, gebildeter Mann, reich und vornehm. An geistigen Fähigkeiten zwar nicht sonderlich reich, aber auch nicht arm; allein diese Mängel wurden durch seine zahlreichen Reisen, seine Weltkenntnis und seine Erfahrungen ersetzt. Er war lebhaft und amüsant, und wenn zuweilen etwas an ihm abstoßend sein konnte, so war dies der grenzenlose Hochmut, welcher ihm angeboren war und zu dessen Entwickelung auch noch seine Erziehung beigetragen hatte.

Die Gesellschaft war daher von seinem unerwarteten Erscheinen entzückt. Als Csilla ihn erblickte, flog sie mit einem Freudenausrufe in seine Arme, und sein zukünftiger Schwager, Graf Szent-Tamassy, eilte ebenfalls mit freundlicher Zuvorkommenheit auf ihn zu.

„Ich bin sehr erfreut, Dich zu sehen,“ sagte dieser lächelnd, „um so mehr, als ich Dich vielleicht in der nächsten Zeit in weiter Ferne hätte aufsuchen müssen.“

„Wünschest Du etwas von mir?“

„Nur in Deiner Eigenschaft als Chef der Familie,“ erwiderte Szent-Tamassy mit einem Blick auf Csilla.

Diese stand mit flammendem Gesichte vor ihm.

Nach dem, was Jenö von Albert vernommen hatte, war dies deutlich genug.

„Ich stehe Dir zu Diensten,“ erwiderte der ältere Artemon und begrüßte dann der Reihe nach seine Bekannten, bis er sich endlich auf einige Minuten neben seiner Mutter niederließ.

„Was brachte Dich nach Hause?“ fragte diese mit freudestrahlender Miene.

„Das werde ich Dir morgen sagen.“

„Bleibst Du längere Zeit?“

„Ich habe noch nichts bestimmt.“

„Sage, so lange Du nur kannst. Ich entbehre Dich ohnehin sehr viel.“

Jenö führte die Hand seiner Mutter an die Lippen. „Welch ausgezeichneter Sohn,“ flüsterten die Leute, die es sahen. „Ein außerordentlicher Mann, ein außerordentlicher Sohn . . .“

Später mischte sich auch Albert unter die Gesellschaft, allein jedermann fand, daß er ungewöhnlich ernst, bleich und niedergeschlagen sei. Er ist sicherlich verliebt, meinten einige.

Als es ganz finster wurde und die Nacht völlig hereingebrochen war, begab sich die Gesellschaft in die Salons, wo bis Tagesanbruch getanzt wurde. Als auch der letzte Stern vom Himmel verschwunden war und der zauberische Schein der ersten Sonnenstrahlen sich am Horizonte zeigte, da fuhren die Equipagen vor, und die meisten benachbarten Aristokraten begaben sich nach Hause, nur die entfernter wohnenden verblieben im Schloß, und unter diesen Szent-Tamassy.

„Morgen wird er um Csilla anhalten,“ flüsterte Jenö seiner Mutter zu, bevor sich diese in ihre Gemächer zurückzog.

„Dies war die letzte Festlichkeit, welche auf Alba von den Artemons veranstaltet wurde,“ sagte Albert für sich, dann begab er sich seufzend zur Ruhe.

Wenn er nur Ruhe gefunden hätte!

Allein das Bewußtsein, was seiner am nächsten Tage harrte, was ihm noch alles bevorstand, ließ ihn keinen Schlaf finden. Die verletzte Eitelkeit, der gedemütigte Stolz und eine wahre Furcht vor der ungewissen Zukunft wirkten mit solcher Macht auf ihn ein, daß er nicht imstande war, die Augen zu schließen. Als er morgens um zehn Uhr das Bett verließ, war er bleich und erschöpft und fühlte sich fast schwach.

Sein Kammerdiener meldete ihm gleich darauf die Ankunft des Rechtsanwaltes.

„Gehe zum Grafen Jenö,“ sprach er zu ihm, „wenn er schläft, wecke ihn und sage ihm, ich lasse ihn bitten, er möge zu mir kommen; den Herrn Rechtsanwalt aber führe herein.“

Der Diener entfernte sich, und kurz darauf trat der Rechtsanwalt Berger in das Gemach. Graf Jenö ließ auch nicht lange auf sich warten, benahm sich aber dem alten Rechtsanwalt gegenüber mit auffallender Kälte.

„Nun möchte ich von Ihnen hören, was mir gestern mein Bruder erzählte, und dem ich, aufrichtig

Digitized by Google

gestanden, sehr wenig Glauben schenke," sagte er in stolzem, fast verächtlichem Tone.

„Graf Albert konnte nur die Wahrheit erzählt haben, und ich vermag dieselbe heute schon zu bekräftigen," sagte Berger. „Was vorgestern noch zweifelhaft war, ist heute schon gewiß, der Konkurs ist unvermeidlich."

Graf Jenö sprang zornig von seinem Platze auf, während Albert zusammenzubrechen schien. Sein Kopf sank traurig auf die Brust herab. Er wußte, daß der Rechtsanwalt die Wahrheit sagte.

„Ist dies nicht eine etwas sehr kühne und übereilte Behauptung?" fragte der ältere Artemon in hochfahrendem Tone.

„Diese Behauptung ist das Resultat der gewissenhaftesten Untersuchung, Herr Graf," erwiderte der Rechtsanwalt kalt; denn die Manier, in welcher man mit ihm verkehrte, empörte ihn.

Jenö schwieg ein Weilchen und sagte dann:

„Wodurch sind wir so weit gekommen, wenn ich fragen darf? Sie leiteten ja unsere Angelegenheiten und mußten von all dem Kenntnis haben, was dies Unglück hervorrief."

„Ich hatte Kenntnis davon, Herr Graf, ich versuchte es auch oft genug, die Herrschaften davon zu verständigen und sie von der Unterschrift der zahlreichen Wechsel zurückzuhalten; ich that alles, um die Aufnahme großer Anleihen und mit einem Worte den Ruin hinzuhalten. Sie wissen am besten, daß ich niemals gehört wurde."

„Sie hätten energisch darauf dringen sollen und uns mitteilen, wovon die Rede sei, wir ahnten gar nicht, über was Sie mit uns konferieren wollten."

„Ich schrieb Ihnen einen Brief nach dem anderen, Herr Graf, erhielt aber keine Antwort; wahrscheinlich wurden dieselben gar nicht geöffnet."

„Wahrscheinlich," sagte Graf Jenö leise.

„Ich selbst kannte die Größe der Gefahr nicht, bis mir endlich von dem Fabrikanten Imre Hermajos Ihre Wechsel vorgelegt wurden, Herr Graf, von denen ich einen Teil schnell einlösen mußte."

Der Name Hermajos machte auf Jenö augenscheinlich einen unangenehmen Eindruck.

„Wie gelangten diese Wechsel in seinen Besitz?" fragte er zögernd.

„Das weiß ich nicht."

Graf Jenö zerrte nervös an seinem Schnurrbarte.

„Die bei den Banken aufgenommenen Gelder wurden gestern bei mir gekündigt," fuhr der Rechtsanwalt in amtlichem Tone fort.

„Ge—kün—digt! Warum das?"

„Der Kredit des Artemonschen Namens ist erschüttert, die Herrschaft und die übrigen Besitzungen bis zur Unmöglichkeit überlastet, und die Zinsen sind nicht bezahlt."

„Warum versäumten Sie denn das aber?"

„Weil ich nichts hatte, um sie zu tilgen. Die diesjährige und nächstjährige Ernte ist nicht nur verkauft, sondern der Betrag dafür auch schon zur Hälfte behoben . . ."

„Ei, Herr Rechtsanwalt, lassen wir doch diese unangenehmen Details weg!" rief Jenö voll Zorn.

„Das klingt fast wie eine Anklagerede im Gerichtssaal. Was bisher geschah, das bleibt sich nun schon gleich. Hier kann nur davon die Rede sein, auf welche Weise zu helfen wäre?"

„Das ist wahr," sagte Berger kühl, indem er seine Dokumente zusammenraffte. „Ich fürchte, daß die Bank demnächst die öffentliche Feilbietung veranlassen wird, und wenn ich raten darf, so wäre es das beste, Alba unter der Hand zu verkaufen und die Forderungen der Bank zu begleichen."

„Niemals," rief Albert, „Alba können und dürfen wir nicht verkaufen."

„Welch ein Gedanke!" sagte Jenö verächtlich.

„Etwas anderes und besseres weiß ich nicht zu raten, um so weniger, als für diese Herrschaft ein annehmbarer Käufer vorhanden wäre."

„Also so weit ist es schon gekommen, daß man von Albas Verkauf spricht?" rief Jenö.

„Das geschieht schon länger, als die Herren Grafen denken würden."

„Und wir wußten nichts davon!"

Der Rechtsanwalt schwieg.

„Wir werden darüber nachdenken, was zu thun ist," sagte der ältere Artemon mit kalter Höflichkeit, „und werden Ihnen unseren Entschluß zur Kenntnis bringen."

Berger verbeugte sich.

„Wer ist denn der Käufer, der Alba kaufen würde?" fragte Albert.

„Imre Hermajos."

Beim Aussprechen dieses Namens wurden beide Brüder betroffen. Der Rechtsanwalt that, als ob er dies nicht bemerkte, er grüßte und entfernte sich.

„Sie werden sich doch nicht vor dem Frühstück entfernen?" fragte Graf Albert, indem er ihn bis zur Thüre begleitete und die Wirkung der hochfahrenden Manier seines Bruders mildern wollte.

„Ich danke, Herr Graf. Mein Wagen steht eingespannt vor dem Thore, ich muß sofort in die Stadt zurückkehren."

Mit einem unwillkürlichen Seufzer ließ ihn Albert ziehen, vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben fiel ihm jetzt ein, daß man sich auf solche Weise keine Freunde erwerbe.

Bisher hatten sie auch keine gebraucht.

Fünftes Kapitel.

Als die Brüder allein geblieben waren, bemächtigte sich ihrer eine tiefe Befangenheit.

Der ältere mußte fühlen, in welch falscher Situation er sich dem Bruder und der Familie gegenüber befand, und er empfand eine so seltsame und unangenehme Beklemmung, wie er sie bisher noch nicht gekannt hatte.

„Darf ich eine Frage an Dich richten?" sprach endlich Albert nach langem Schweigen.

Jenö nickte stumm mit dem Haupte, unterbrach seinen Spaziergang und blieb vor ihm stehen.

Seitdem sich der Rechtsanwalt entfernt hatte,

Digitized by Google

war er in dem Zimmer auf und ab gegangen, als ob es ihn an einer Stelle nicht mehr duldete.

„Erzähle mir Deine Verbindung mit der Familie Hermajos."

Jenö lachte etwas gezwungen auf.

„Von meinen Liebesabenteuern soll ich sprechen? Ein sonderbarer Wunsch in diesem ernsten Momente."

„War es in der That ein Liebesabenteuer?"

„Mehr oder weniger, im übrigen urteile Du selbst."

Albert blickte seinen Bruder gespannt an und glaubte in dessen Angesicht eine gewisse Verwirrung zu bemerken.

„Elvira Hermajos ist ein sehr schönes Mädchen. Eines Tages sah ich sie mit ihrer Begleiterin in der Kirche. Ich ging ihnen bis zu ihrer Wohnung nach und erfuhr dort, daß sie die Tochter eines reichen Fabrikanten sei.

„Dies war mir nicht angenehm zu hören. Du kannst Dir denken, daß ich sie für etwas anderes hielt, da ich mir sonst ihretwegen keine Mühe gemacht hätte. Bleibt sich gleich, dachte ich. Das Mädchen ist schön und vielleicht angenehm, sie wird mir eine kleine Zerstreuung bieten, und wenn ich ihrer satt bin, reise ich ab.

„Ich bestrebte mich, mir jemand zu verschaffen, der mich in das Haus des Fabrikanten einführen könnte, und erkundigte mich, wer zu ihnen ins Haus käme.

„Dies war nicht schwer zu erfahren. Hermajos ist in Budapest sehr bekannt. Er ist Mitglied vieler Klubs und Banken, ist ein Mäcen der Künstler und Theater, und unter diesen besitze ich mehrere Bekannte.

„Ein bekannter Maler, der Elvira früher im Zeichnen und Malen Unterricht erteilt hatte, führte mich bei ihnen ein, und dies sicherte mir schon im voraus einen guten Empfang; zudem gehört der reich gewordene Fabrikant zu jenen eitlen Leuten, die unter ihren Gästen einen vornehmer klingenden Namen immer mit Freuden begrüßen.

„Ich begann das Haus zu besuchen und muß gestehen, daß ich niemals ein liebenswürdigeres und reizenderes Mädchen kennen lernte, als Elvira. In kurzer Zeit zeigte sie mir eine entschiedene Sympathie, welche möglicherweise meiner Person galt, vielleicht aber nur ein Vorwand war, um mich zu ködern. Vielleicht dachte das Mädchen ans Heiraten und mein Rang machte mich ihr angenehm."

„Und was für einen Zweck hattest Du eigentlich mit diesem Scherze, denn ernstlich konntest Du ihr doch weder aus dieser noch aus jener Ursache den Hof machen?"

„Welchen Zweck? Gar keinen! Sie unterhielt mich. Es war mir etwas Neues, eine Gesellschaft zu besuchen, wie es diejenige war, die ich im Hause des Fabrikanten traf; wo alles nur durch das Geld Bedeutung erhielt, alles davon ausging und alles wieder dazu zurückführte. Dies erschien mir lächerlich und amüsant zugleich."

Albert war auffallend ernst und zurückhaltend während dieser Erzählung und teilte die zeitweilige Heiterkeit seines Bruders nicht.

„Ich war in das Mädchen entschieden verliebt und nicht nur einmal dachte ich daran, was wohl geschehen würde, wenn ich sie heiratete?"

„Du?" rief Albert staunend aus.

„Nun, erschrecke nur nicht, es war das bloß eine flüchtige Idee. Ich begann endlich einzusehen, daß meine Rolle in den Salons Hermajos sehr sonderbar zu werden beginne und blieb aus."

Der jüngere Artemon forschte zweifelnd in den Zügen seines Bruders, der seine Erzählung sehr rasch und sehr unwahrscheinlich beendet hatte.

„Das war das Ganze? Sonst trug sich nichts Ernsteres zwischen Dir und der Tochter des Fabrikanten zu?"

„Erwähnenswertes nichts. Einmal bei einem von ihnen veranstalteten Balle sagte ich ihr, daß ich sie liebe, bei einer anderen Gelegenheit wieder . . ."

„Nun, was sagtest Du ihr noch?"

„Wenn ich mich recht erinnere, sprach ich von der Ehe, jedoch nur im allgemeinen."

Albert schaute düster vor sich hin. Was er von seinem Bruder vernommen hatte, berührte ihn sehr unangenehm, denn er fühlte sich über ihn enttäuscht.

„Du hast also gar keine Verpflichtung ihr gegenüber?"

Jenö zuckte lachend die Achsel.

„Verpflichtung? Welche Frage!"

„Ich meine, ob Du ihr nichts versprochen hast?"

„Was bringt Dich auf den Gedanken?"

„Der Umstand, daß Imre Hermajos hier war, mit der Mutter sprechen wollte, und daß er wünscht, Du mögest seine Tochter heiraten."

„Welche Unverschämtheit und welch ein Gedanke!"

„Wenn Du ihr kein Versprechen machtest und Du keine Verpflichtungen ihr gegenüber hast — dann ja! Im entgegengesetzten Falle, ist es eine natürliche und berechtigte Forderung!"

„Die Tochter des Tuchfabrikanten, Gräfin Artemon! Ein amüsanter Gedanke . . ."

„Das ist er möglicherweise für Dich. Für sie mag er sehr traurig sein, für wen er aber zum Schlusse am traurigsten sein wird, das können wir heute noch nicht wissen."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Verurteilt.

Roman

von

Josephine Gräfin Schwerin.

(Fortsetzung und Schluß.)

Eine Stunde später stand sie in ihrem, aus roten und weißen Stoffen zusammengesetzten, mit goldenen Schnüren und Quasten drapierten Zelt, dessen Hinterwand von terrassenartig aufgestellten Blattpflanzen und blühenden Topfgewächsen eingenommen wurde, zwischen denen unzählige Gasflämmchen aus buntfarbigen Glocken in Blumenform hervorleuchteten und ein magisches Licht verbreiteten. Im Vordergrunde des Zeltes befanden sich auf Tischen die reizendsten Blumenarrangements: Jardinieren, Körbe und Sträuße verschiedenster Art, vom großen Vasenstrauß bis hinab zu dem kleinsten Bouquet, für das Knopfloch der Herren bestimmt. Eine bunte Menschenflut wogte durch den Saal, man plauderte und lachte, und an den Zelten drängten sich die Käufer, denen die jungen Damen mit allerhand Scherzen ihre Waren anpriesen.

Auch an Priskas Zelt sammelten sich Herren und Damen, die Blumen von ihr begehrten, so daß die elegante, als Kasse dienende Schale an ihrer Seite sich bereits reichlich mit Gold- und Silberstücken gefüllt hatte. Sie war von den wechselnden und frohen Eindrücken so hingenommen, daß sie für eine kurze Weile vergessen hatte, was sie bis dahin gequält; da stand plötzlich Dankwitz vor ihr.

„Endlich, mein gnädiges Fräulein, bin ich bis zu Ihnen durchgedrungen," sagte er, „es war nicht leicht unter dieser schiebenden und wieder hemmenden Menge und ich ersehnte doch den Augenblick, wo es mir vergönnt sein würde, Sie wiederzusehen," setzte er leiser hinzu.

Ihr Herz schlug bis zum Halse hinauf, sie konnte sich nicht entschließen, den Blick zu ihm zu erheben und erwiderte, scheinbar die Blumen auf ihrem Tische ordnend: „Wollen Sie sich aussuchen, was Ihnen gefällt, Herr von Dankwitz, Sie sehen, ich habe noch eine reiche Auswahl."

Er wählte einen aus verschiedenfarbigen Rosen zusammengestellten Strauß, legte, ohne nach dem Preise zu fragen, ein Goldstück hin und sagte, ihn Priska überreichend: „Darf ich mir erlauben, Ihnen diese Blumen zu Füßen zu legen, Gnädigste?"

Sie errötete tief und erwiderte verwirrt: „O nein, wir dürfen von unseren Käufern nicht solche Geschenke annehmen."

„Fräulein Priska, Sie werden nicht so ungnädig sein, eine armselige Blume abzuweisen," bat er, und nun hielt sie auch schon den Strauß in der Hand und als sie nach einem geflüsterten „Ich danke!" seinem heißen Blick begegnete, verbarg sie ihr Gesicht in den Rosen, scheinbar um ihren Duft einzuatmen.

„Und das noch für mich selbst," plauderte Dankwitz heiter weiter, indem er ein, aus einer Tuberose und einigen Veilchen gewundenes Sträußchen nahm und abermals ein Goldstück hinwarf. „Wollen Sie die Güte haben, es in meinem Knopfloch zu befestigen, ich bin unsäglich ungeschickt."

„Nein, nein, Herr von Dankwitz, das müssen Sie schon selbst machen," wies ihn Priska ab.

„Bitte, bitte, ich verstehe es wirklich nicht," beharrte er, „und ich kann doch unmöglich mit dem Sträußchen in der Hand herumgehen, wie ein Bettelknabe auf der Straße." Er sagte das mit einem so komischen Ausdruck, daß Priska lachen mußte und sich nun wirklich bereit fand, seinen Wunsch zu erfüllen. Sie ahnte, wie er diese Gunst deuten würde — durfte er es? Ihre Hand zitterte — da tauchte Georgs hohe Gestalt aus dem Gewühl auf, und jetzt war sie entschlossen; mit einem lieblichen Lächeln beugte sie sich über den Tisch und sagte: „Kommen Sie her, Herr von Dankwitz, ich will sogar die Nadel dazu liefern."

Während sie das Sträußchen an seinem Rock befestigte, sagte er leise: „Darf ich morgen vormittag mir die Antwort auf meine Frage von Ihnen holen?"

Ihr schwindelte, der Atem versagte ihr, sie öffnete die Lippen und unwillkürlich, wie von einer magnetischen Kraft gezogen, wandte sie ihr Auge Georg zu und ein finsterer Blick unter zusammengezogenen Brauen traf sie.

„Man beobachtet uns," wollte sie sagen, vielleicht hatte sie es auch schon gesagt, als der Ruf: „Feuer!" an ihr Ohr drang.

„Es brennt." — „Dort, die Draperie," klang es erschrocken von verschiedenen Stimmen durcheinander. Eines der zwischen den Blumen angebrachten Lämpchen hatte die Zeltwand erfaßt und als Priska sich umwandte, sah sie eine helle Flamme an den faltigen Stoffen emporzüngeln. Lautes Geschrei ertönte, die Damen, die als Käuferinnen und Verkäuferinnen in der Nähe waren, hatten sofort vollständig den Kopf verloren und versuchten in wilder, durch das Gedränge gehemmter Flucht dem Ort der Gefahr zu entrinnen, während Dankwitz mit noch einigen anderen Herren versuchte, die hindernden Tische beiseite zu schieben, um dann die brennenden Stoffe herunterreißen zu können.

Priska sah und hörte das alles einen Moment, dann wurde es ihr dunkel vor den Augen, sie vermochte sich nicht mehr aufrecht zu erhalten und wäre, umsinkend, wahrscheinlich von den Flammen ergriffen worden, wenn Georg, der nur sie gesehen, sie nicht umfaßt und auf seinen Armen fortgetragen hätte. Er hatte sich schnell Bahn gemacht, alle waren so von

Digitized by Google

dem Feuer in Anspruch genommen, daß niemand auf ihn und das ohnmächtige Mädchen achtete; mit wenigen Schritten hatte er eine Thür erreicht, sie führte in einen nur matt erleuchteten Nebenraum, in den man allerlei bei der Ausschmückung des Saales ungebraucht gebliebenes Material untergebracht hatte. Er sah suchend umher, entdeckte einen Stuhl, auf den er sich niederließ und lehnte den Kopf der noch immer Bewußtlosen an seine Brust. Ein unaussprechlich seliges Gefühl erfüllte ihn, wie er dies holde, warme Leben in seinem Arm, so willenlos hingegeben an seinem Herzen hielt, er beugte sich über sie herab und das heiße Verlangen stieg in ihm auf, diesen süßen Mund zu küssen. Fast wäre er der Versuchung erlegen — doch er raffte sich auf — nein, er wollte ihr frei ins Auge sehen dürfen wenn sie erwachte. Und da zuckten auch schon ihre Lider — ein Moment, dann schlug sie die Augen auf: „Georg, Georg, rette mich!" stammelte sie, ihre Arme schlangen sich um seinen Hals, ihr Kopf sank hilflos an seine Brust und noch einmal schlossen sich ihre Augen.

Georg fühlte alles Blut zu Kopf und Herzen dringen, träumte er, oder war es Wahrheit, was er gehört, klammerten sich wirklich diese weichen, warmen Arme so fest an ihn? Er drückte sie an sich, sein Kopf senkte sich tief herab und er flüsterte dicht an ihrem Ohr, so daß seine Lippen fast das dunkle Gelock, das sich darüber kräuselte, berührten: „Priska!" In diesem einen Wort lag die ganze Tiefe und Leidenschaft seines Empfindens, es weckte sie aus dem Zustand süßer Ermattung, sie schlug die Augen von neuem auf und sah ihn an, voll bewußt und doch noch wie träumend.

„Lebe ich? — Du hast mich gerettet? Du, Du — ach!" Ihr Blick hing an dem seinen noch immer wie fragend und zweifelnd.

„Ja, Du lebst, wir leben, und ich liebe Dich mit allen Kräften meiner Seele, sage mir, daß Du mein sein willst, Du Einzige!"

„Dein, Dein, Georg," jauchzte sie, und ihre Lippen fanden sich in heißem Kuß und dann löste sie sich aus seiner Umarmung, sah sich um, lachte wie ein Kind und rief: „Hier unter Geröll und Schurrmurr haben wir uns verlobt, das ist gar nicht feierlich und doch so süß, so köstlich;" und dann hielt er sie wieder in seinen Armen und küßte sie von neuem unter stürmischen Liebesworten, bis sie endlich sagte: „Brennt es denn da nebenan wirklich? Wie selbstsüchtig ich bin, ich habe gar nicht mehr daran gedacht."

„Es war wohl nicht so schlimm," tröstete er sie, öffnete einen Spalt der Thür und konnte ihr, nach flüchtiger Umschau, die Versicherung geben, daß die Flamme erstickt sei und wohl nichts als einige Meter Stoff und etliche Pflanzen erfaßt hatte.

„Doch auf meinen Platz kehre ich nicht mehr zurück," erklärte sie, „mögen sie nun ohne mich fertig werden, wie könnte ich jetzt all den gleichgültigen Leuten begegnen."

Als Herr und Frau Krenfeld, die sich am andern Ende des Saales befunden hatten, bis zu Priskas Zelt vordrangen, war das Feuer längst gelöscht, wo aber Priska geblieben sei, wußte ihnen niemand zu sagen.

„Wahrscheinlich in der Garderobe," beruhigte Herr Krenfeld seine aufgeregte Gattin, „jedenfalls ist sie nicht verbrannt," und ging dann sie zu suchen.

Wirklich fand er sie, von Georg bereits in Pelz und Capote gehüllt, und ihre glückstrahlenden Augen, die Blicke beider, die sich suchten und fanden, sprachen so deutlich, daß, als Georg, nachdem er sie in den Wagen geleitet, ihm sagte, er werde ihn morgen vormittag um eine Unterredung unter vier Augen bitten, er genau wußte, welchen Inhalts dieselbe sein werde. So hatten sich seine klugen Berechnungen doch noch als richtig erwiesen!

Er genoß heute mit besonderem Behagen das Abendessen und überlegte unterdessen all die Vorteile, welche seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu der Firma G. A. Williams mit sich bringen würden.

Priska hatte sich, unter dem Vorgeben, von dem gehabten Schreck sehr angegriffen zu sein, gleich auf ihr Zimmer zurückgezogen, war aber, nachdem sie rasch ihr Kostüm abgelegt, zu Tante Ulrike hinübergeschlüpft und hatte unter Lachen und Weinen ihr übervolles Herz ausgeschüttet und mehr Liebe und Verständnis gefunden, als sie selbst erwartet hatte. Die alte Dame hatte sie geküßt und gestreichelt und wiederholt gesagt, der Smith sei ein braver Mann und sie hätte sie keinem andern so gegönnt wie eben ihm, er werde sie glücklich machen.

Von ihrem Glück hatte Priska gesprochen, doch nicht von dem Vorwurf, den ihr Gewissen ihr wegen Dankwitz machte, das bekam sie nicht über die Lippen. Als sie dann wieder in ihrem Zimmer saß, stützte sie eine Weile nachdenklich den Kopf in die Hand und dann ging sie mit raschem Entschluß an ihren Schreibtisch, öffnete die Mappe und schrieb:

„Heute abend habe ich mich mit Mr. Georg Smith verlobt. Noch wissen es nicht einmal Onkel und Tante, doch ich würde keine Ruhe gefunden haben, wenn ich es Ihnen nicht noch heute mitgeteilt hätte. Morgen mit dem Frühesten erhalten Sie diese Zeilen; ich weiß, ich habe unrecht gegen Sie gehandelt, Sie nur einen Tag im Ungewissen zu lassen, wenn Sie können, vergeben Sie Ihrer, trotzdem überglücklichen

Priska Holitz."

Georg war in einer gänzlich schlaflos verbrachten Nacht mit sich zu Rate gegangen, ob er Herrn Krenfeld ein Bekenntnis über seine Vergangenheit abzulegen habe, war dann aber zu dem Entschluß gekommen, zu schweigen. Für ihn war er der geachtete Geschäftsmann, an dessen Ruf kein Makel klebte, was ging es ihn an, daß vor langen Jahren der Jüngling eine Schuld auf sich geladen, die mit der Gegenwart nichts zu thun hatte. Wahrheit war er nur Priska schuldig und sie sollte sie hören.

Er wurde von Herrn Krenfeld mit außerordentlicher Freundlichkeit empfangen und die Art, wie dieser seine Werbung um Priskas Hand anhörte und annahm, ließ keinen Zweifel übrig, daß sie ebenso erwünscht, wie längst erhofft war.

„Da bedarf es ja gar keiner Frage, mein ver-

Digitized by Google

ehrter Freund," sagte Herr Krenfeld, ihm kräftig die Hand schüttelnd, „wem könnte ich lieber als Ihnen, einem so vortrefflichen hochgeschätzten Mann, das Geschick meiner Nichte anvertrauen. Das Mädchen kann stolz darauf sein, daß ein Mann wie Sie, ein so kleines unbedeutendes Ding haben will. Sie wollen abwehren? Ja, ja, die Liebe ist blind und wahrhaftig" — er lachte — „ich will unsere Priska nicht herabsetzen, sie ist ein herziges Mädel, das wir, meine Frau und ich, lieben wie unser eigenes Kind, nun, das haben Sie ja gesehen, ganz wie unser eigenes Kind. So, als ob sie unsere Tochter wäre, werden wir sie natürlich auch ausstatten —"

„Ich bitte, Herr Krenfeld, das ist durchaus nebensächlich," unterbrach ihn Georg.

„Nein, nein, verehrter Freund, ich bin Geschäftsmann und darf das nicht unerwähnt lassen; Priska ist arm, ein paar tausend Thaler, das Erbteil ihres Vaters, sind nicht der Rede wert."

„Ich bitte Sie dringend, darüber jetzt kein Wort," wiederholte Georg, „ich liebe Priska und verlange nichts als ihr Herz und ihre Hand."

Herr Krenfeld klopfte ihm auf die Schulter und fuhr in dem Biedermannston, den er während der ganzen Unterredung angeschlagen hatte, fort: „Selbst der vortrefflichste Kaufmann wird leichtsinnig, wenn es sich um die Liebe handelt. Nun gut, ich will nicht weiter davon reden, da Sie's nicht hören wollen. Priskas Herz haben Sie, denke ich, seit lange, nun, darüber haben Sie sich ja auch wohl schon Gewißheit verschafft, und ihre Hand gebe ich Ihnen mit tausend Freuden. Sie wissen, daß ich Sie hochschätze und es mir zur Ehre anrechne, Sie fortan als ein Glied unserer Familie betrachten zu dürfen. Ja, ja, man wird uns darum beneiden."

Georg fühlte sich durch die ganze Art und Weise des Mannes aufs höchste gepeinigt, niemals war er ihm so unsympathisch gewesen als in diesem Augenblick.

„Sie gestatten, daß ich nun Priska aufsuche," unterbrach er, sich erhebend, den Redestrom.

„Gewiß, natürlich," stimmte Herr Krenfeld zu, „ich lasse sie sofort rufen."

Er wollte auf den Knopf der elektrischen Klingel drücken, doch Georg legte die Hand rasch auf seinen Arm und sagte: „Nicht so, ich möchte sie allein sprechen, sie empfängt mich wohl auf ihrem Zimmer."

„Ah — ganz wie Sie wünschen, selbstverständlich," gab Herr Krenfeld zu, obgleich er sich ungern um die feierliche Scene gebracht sah, bei der er eine Hauptrolle zu spielen gedachte.

Als Georg einige Minuten später, von Friedrich gemeldet, bei Priska eintrat, flog sie ihm entgegen, in seine Arme. „Du, Du, wie lange hast Du mich warten lassen! Böser Mann, Deine Sehnsucht war nicht so groß als die meine!" schmollte sie und setzte dann lächelnd und errötend hinzu: „Das sollte ich Dir wohl nicht sagen, doch ich kann nicht anders! Ach, George, ich fing schon wieder an, an Deiner Liebe zu zweifeln, Du warst allzulange so stolz und kalt zu mir gewesen, daß auch ich mein Herz mit einer Eisschicht umgab — ich wollte nichts, nichts von Dir wissen. Warum das alles, George? Weshalb quältest Du mich und Dich? Doch nein, kein Warum, ich will nichts fragen, nur glücklich sein, jetzt ist ja alles, alles gut, Du liebst mich — o sage es mir doch!"

„Mein süßes Leben, ich liebe Dich unsäglich," rief er, sie an sich ziehend, und selige, beglückende, in halben Worten gestammelte Bekenntnisse flogen hin und her.

Nur wenige Augenblicke gab sich Georg diesem Rausche hin, dann raffte er sich auf. „Komm, Liebste," sagte er, „wir wollen ernst und vernünftig miteinander reden."

„Jetzt schon?" lachte sie, während sie sich willig von ihm zu dem Sofa führen ließ, „was hast Du denn gar so Ernstes und Vernünftiges zu sagen?"

Er war sehr bleich geworden; fühlte er sich auch Priskas Liebe sicher, so war es ihm doch nicht leicht, in diesem Augenblick reinsten Glückes das Gespenst der alten Schuld heraufzubeschwören. „Du kennst mich noch nicht ganz, Liebste," sagte er, „in meiner Vergangenheit —"

Sie legte ihm die Hand auf den Mund. „Nein, sei still, ich will nichts wissen, nichts hören, was Du gethan und gewesen, bevor Du mir gehörtest, daran habe ich kein Recht, das soll mich nicht kümmern — und doch, wenn ich's wüßte, ich bin so schwach und thöricht, es könnte mich grämen. Nein, nein, bitte schweige," drängte sie, als er sie unterbrechen wollte, „so wie Du jetzt bist, mich liebst und mein bist, so liebe ich Dich und will Dich sehen und im Herzen halten, und was Du vorher gethan und gesündigt — an andern — das soll mein köstliches Glück nicht stören; was geht's mich an, was war, ehe ich Dich kannte! Es ist kindisch, ja, aber ich fürchte mich davor. Jetzt bist Du ja mein, ganz mein und das ist genug."

Georg verstand wohl, daß sie ein Bekenntnis irgend einer Liebesgeschichte, bei der ihn eine Schuld traf, erwartete — wie weit lag das von der Wahrheit ab! Trotzdem machten ihre Worte einen tiefen Eindruck auf ihn; wenn sie es so entschieden abwehrte, einen Einblick in seine Vergangenheit zu gewinnen, und es so betonte, daß nur die Gegenwart ihr gehöre, weshalb sollte er dann ihr Herz mit dieser alten, traurigen Geschichte belasten! Was geht es mich an, was einst war, ich liebe Dich, wie Du jetzt bist, sagte sie, und hatte sie darin nicht recht? War der Georg, der damals in blinder Leidenschaft tötete und verurteilt wurde, nicht ein anderer als der reife Mann, der jetzt vor ihr stand? Weshalb sollten die Schatten der Vergangenheit auf das reine, sonnige Glück dieser Stunde fallen! Ihm kam es plötzlich thöricht und nutzlos vor, ihr jetzt ein Bekenntnis abzulegen, das viel später, wenn sie längst sein Weib war, auch noch zur Zeit kam. Er fuhr mit der Hand über die Stirn und lächelte: „Du willst nicht hören, Liebste, willst mich auf Treu und Glauben so annehmen, wie ich da heute vor Dir stehe?"

Sie nickte. „Ja, ich will."

Und neue Küsse besiegelten ihren Bund.

„Ein ganz improvisiertes kleines Diner en famille," wie Herr Krenfeld sich ausdrückte, wurde

Digitized by Google

dann zur Feier des Tages veranstaltet, bei dem er einen schwungvollen Toast ausbrachte und Georg mit Worten des Lobes und der Anerkennung überschüttete, die dieser, so sehr sie ihn peinigten, doch mit guter Miene über sich ergehen lassen mußte. Frau Minna vergoß dabei einige Thränen, strahlte aber gleichzeitig in Freude und Wonne, die der Abglanz der frohen Stimmung ihres Gatten waren. Selbst Fräulein Ulrikens sonst meist saures Gesicht hatte heute einen freundlichen Ausdruck und die kurzen, herzlichen Worte, mit denen sie Georg begrüßte, berührten ihn wärmer als die lange Rede Herrn Krenfelds. Als sie mit einem kräftigen Händedruck sagte: „Machen Sie Priska glücklich," da dünkte es ihn, als fordere sie ein Gelöbnis von ihm, das er ihr in seinem Herzen ablegte und treu halten wollte. Ja, sie sollte glücklich werden und er mit ihr, was konnte ihnen die Vergangenheit anhaben, die weit hinter ihm lag und mit dem heutigen Tage begraben sein sollte. So dachte er. — —

„Sie entschuldigen, verehrter Freund," sagte Herr Krenfeld, als man nach dem Diner noch eine Tasse Kaffee genommen hatte, „doch die Pflicht ruft, ich muß noch auf das Comptoir."

Fräulein Ulrike nickte dem Brautpaar zu und stapfte dann ebenfalls aus dem Zimmer. Frau Minna nahm in der Sofaecke Platz und nach wenigen Minuten schon hatte sie die Müdigkeit übermannt, die Augen fielen ihr zu, sie war sanft eingeschlummert.

„Auch ich werde aufs Comptoir müssen, Liebste," erklärte Georg, sich erhebend.

Priska schüttelte den Kopf, legte den Finger auf die Lippen und zog ihn, sacht auf den Fußspitzen schleichend, in das Nebenzimmer. „Nein, George," sagte sie dort, „heute darfst Du nicht an das Geschäft denken, heute gehörst Du mir, wenigstens noch ein Weilchen," bat sie, als sie sein Zögern bemerkte. „Komm hierher, zu mir," sie hatte sich auf ein kleines Sofa in der Ecke des Zimmers niedergelassen, in die das Licht der großen, von der Decke herabhängenden Ampel nur als sanfter Dämmerschein drang, „ich habe Dir noch etwas anzuvertrauen — ein Bekenntnis."

Er hatte neben ihr Platz genommen und sagte nun, den Arm um sie legend, lächelnd: „Ein Bekenntnis? Daß ich Veranlassung hatte, auf Herrn von Dankwitz eifersüchtig zu sein? Du haßt ja Bekenntnisse, auch ich will —"

„O nein, Liebster, nicht das, es handelt sich um ganz anderes und — Du mußt es hören. Mir ist bange, George," gestand sie mit einem beklommenen Seufzer.

„Nun, wenn ich muß, so sei es denn," scherzte Georg, „also fasse Mut, mein Liebling."

Sie atmete tief auf und begann leise: „Zuerst eine Frage: der Freund, der damals — als Du von Amerika herüberkamst, im Duell fiel, hieß Limburger, nicht wahr?"

„Jawohl, doch was —?"

„Sein Gegner war mein Bruder."

„Du irrst, es war Helmuth von Tilmans."

„Er ist mein Stiefbruder; Du darfst ihm nicht zürnen, George, o mein Gott, ich weiß ja, wie wehe er Dir gethan hat, dadurch, daß er Dir den Freund nahm, gerade in dem Augenblick Deiner Rückkehr zumal, und doch — es war nicht seine Schuld, das Duell ist doch ein Gebot der Ehre, er hat nur gethan, was er mußte, und er selbst hätte ja ebenso gut fallen können als der andere."

Sie hatte das alles schnell hervorgesprudelt, während ihre Augen ängstlich an Georg hingen, der mit finster gefalteten Brauen vor sich hinstarrte. So ließ ihn also doch das graue Gespenst nicht los, das er vertrieben glaubte, da streckte es wieder die Hand nach ihm aus und breitete seine Schleier über das Glück, das ihm eine kurze Stunde geleuchtet hatte!

„Sieh nicht so finster aus," fuhr Priska bittend fort, ehe er sich noch zu einer Antwort gesammelt hatte, „Du mußt Helmuth verzeihen, um meinetwillen; bis Du kamst, war er mir der teuerste Mensch, den ich besaß, er ist stets lieb und gut zu mir gewesen, ich kann den Gedanken nicht tragen, daß Ihr Euch nicht lieben solltet, o gewiß, George, wenn Du ihn nur kennen lernst, so werden Eure Herzen sich finden, Du mußt es nur wollen, o sei gut, sage doch nur ein Wort, Dein Schweigen, die Falte auf Deiner Stirn ängstigen mich."

„Beruhige Dich, mein Lieb," erwiderte Georg mit einem mühsam erzwungenen Lächeln, „es kam nur so überraschend, ich muß mich an den Gedanken erst gewöhnen — ja, ja, ich habe Leo Limburger sehr lieb gehabt — also Dein Bruder!"

Etwas in seinem Ton, seiner Art beklemmte sie, sie schmiegte sich an ihn und Thränen zitterten in ihrer Stimme, als sie sagte: „George, ich hatte es Dir so lange verschwiegen, daß Helmuth mein Bruder ist, und nun Du es weißt, liebst Du mich nicht mehr so — Du zürnst nicht nur ihm, sondern auch mir!?"

„Priska, Geliebte, Einzige, nein, nein, o was kannst Du denn dafür," rief er, sie in überströmender Zärtlichkeit an sich ziehend, „was könnte es geben, das zwischen uns träte, was meine Liebe erschütterte, Du bist mein, ich Dein, für alle Zeit."

Priska drückte das Tuch gegen die feuchten Augen: „O ich wußte und hoffte es, nichts kann uns trennen und — siehst Du, Helmuth ist von früh an sehr gut zu mir gewesen, so müßt Ihr, meine beiden Liebsten, Euch auch gut sein. Er hat ja auch seine Schuld gebüßt — wenn es eine war — das Duell ist doch nun einmal Sitte, — eine böse Sitte, Du hast recht, runzele nur nicht die Stirn, und sie sagen, Helmuth habe ganz korrekt gehandelt; er hatte Festungsstrafe bekommen und nun ist er begnadigt, Herr von Dankwitz brachte mir die Nachricht und zugleich die zweite, daß Helmuth sich mit meiner Freundin, Franziska von Mellenthien, verlobt hat. In seinem Glück wird er es doppelt schmerzlich empfinden, daß er Dich, mein Teuerstes, Liebstes, betrübt, Dir den Freund genommen hat; er wird Dir schreiben, — natürlich — Dich bitten, ihm zu verzeihen, und dann, nicht wahr, ist alles vergeben und vergessen, und wenn er herkommt, was wohl bald geschieht, kein Schatten zwischen Euch?"

Digitized by Google

Georg sah tief in die zärtlich und ängstlich an ihm hängenden Augen, strich ihr sanft die Löckchen von der Stirn und küßte sie. „So nicht, mein Lieb, Du darfst Deinem Bruder nichts von alle dem schreiben — nicht, daß ich Leo gekannt und geliebt habe —"

„Aber weshalb denn nicht?" fragte sie erstaunt.

„Wir, Dein Bruder und ich, wollen das mündlich miteinander ausmachen, Du versprichst mir, ihm nichts zu verraten?"

„Es wäre doch besser, George, wenn ich es ihm schriebe, und Ihr dann mündlich die böse, traurige Geschichte gar nicht mehr berührtet"

„Ich wünsche es aber so," beharrte er.

„Ich begreife es nicht," sagte sie noch immer zögernd.

„Wenn Du es nicht begreifst, so thue es mir zu Liebe, es ist meine erste Bitte, und Du erfüllst sie, ja?"

„Ich muß doch wohl," gab sie zu.

„Dank, meine Priska, und nun lebewohl."

„Du willst gehen?" fragte sie erschrocken.

„Ich muß, mein Herz, ich darf nicht gleich am ersten Tage meines Bräutigamsstandes ein schlechter Kaufmann werden," erklärte er, mit einem Versuch zu scherzen.

Ein zärtlicher Abschied, dann schloß sich die Thür hinter ihm. Priska atmete tief auf; sie fühlte sich nicht ganz beruhigt, George war doch noch tiefer von ihrer Mitteilung ergriffen worden als sie gedacht — trotzdem erfüllte es sie mit Befriedigung, daß sie schon am ersten Tage ihm ihr Geheimnis bekannt hatte; das Schwerste war nun geschehen und wenn nur Helmuth erst kam, so würden beide Männer, schon in der Liebe zu ihr, sich schnell zusammenfinden.

Georg war auf sein Comptoir gegangen, wichtige Korrespondenzen warteten auf ihn, er durfte sich nicht den ihn umdrängenden Gedanken hingeben, und doch schoben sie sich gewaltsam zwischen die Arbeit hinein, sie verlangten aufdringlich erwogen zu werden, damit aus der Unklarheit Klarheit werde. So erledigte er die Geschäfte flüchtig, gab hastig und zerstreut einige Anweisungen, so daß die jungen Leute, die an seine klare und bestimmte Art gewöhnt waren, sich befremdet ansahen, und verließ dann das Comptoir.

Er wanderte in seinem Zimmer ruhelos auf und ab; was sollte er thun? Jetzt noch Priska seine Geschichte erzählen? Eine erzwungene Wahrheit? Sein ganzes Wesen sträubte sich dagegen. An Helmuth schreiben? Auch das widerstrebte ihm; ein offener Herzenserguß, Auge in Auge, Mann zu Mann, das war das Richtige. Und je mehr er nachdachte, und sich mit dem, was ihn so überraschend getroffen hatte, vertraut machte, um so mehr verlor es das anfangs so Erschreckende. Helmuth hatte ihn als Jüngling nicht nur gekannt, sondern auch lieb gehabt, er wußte, daß jener Mord eine That der Leidenschaft war, er konnte in ihm nicht den Verbrecher, sondern nur den vom Moment hingerissenen Schuldigen sehen. Er erinnerte sich jetzt deutlich, daß Frau Limburger damals in Hamburg ihm gesagt hatte: Helmuth lasse ihn grüßen, er wäre gern mitgekommen, um ihm noch Lebewohl zu sagen. Hatte er sich damals nicht von ihm abgewandt, so würde er es jetzt um so weniger thun. Und dann — hatte Helmuth nicht auch ein Menschenleben auf der Seele, ein junges, schönes, hoffnungsvolles Leben, mußte er sich nicht selbst sagen, daß es keinen Vergleich duldete mit dem Leben jenes, den er getötet hatte? Der Gedanke, sich seines Geheimnisses Helmuth gegenüber zu entlasten, gewann sogar etwas Beruhigendes für ihn; Priska blieb davon unberührt, ihr Bruder mußte ja unzweifelhaft damit einverstanden sein, daß ihr fürs erste die dunkle Vergangenheit verschwiegen bliebe, er mußte und würde in ihm den in der Schule des Lebens gereiften Mann sehen, der nichts mehr mit der Schuld gemein hatte, die die Leidenschaft des Jünglings begangen.

So war, als er am nächsten Tage zu Priska kam, der Schatten von seiner Stirn verschwunden und in seinem Auge leuchtete ungetrübtes Glück.

IX.

Helmuth nahm die Nachricht von Priskas Verlobung mit sehr geteilten Empfindungen auf. Gewiß war dieser George Smith eine gute Partie, eine viel bessere als Dankwitz, und für die Vorteile einer solchen war er keineswegs unempfänglich, doch Smith war ein Kaufmann und Helmuth liebte den Kaufmannsstand nicht; er betrachtete ihn als sich nicht ebenbürtig und hatte Priska nach dem Tode der Eltern nur mit Widerstreben, weil er eben keinen anderen Platz für sie wußte, in das Krenfeldsche Haus eintreten lassen. Jetzt aber blieb sie durch diese Heirat in den Kreisen, die ihm durchaus unsympathisch waren; überdies hatte Priska so ganz selbständig gehandelt, sich, ohne seinen Rat einzuholen, verlobt, ihr Bräutigam hatte weder vorher noch nachher es für nötig gefunden, sich ihm zu nähern, alles das behagte ihm nicht, und er taxierte George Smith ohne weiteres als einen „Geldprotzen". Zudem verstimmte es ihn, daß auch Franziska diese Verlobung mit einer gewissen hochmütigen Abneigung betrachtete.

„Mr. Smith mag ja ein sehr liebenswürdiger und hochgebildeter Mann sein," sagte sie, „er ist es sogar gewiß, denn sonst würde Priska ihn nicht gewählt haben, doch er gehört einmal nicht zu unserm Kreise, unter diesen reichen Kaufleuten herrscht ein anderer Ton und Geist, und Priska wird uns durch die Heirat entfremdet werden. Ich hätte Dankwitz als Schwager bei weitem vorgezogen."

„Nun, Smith ist ein Amerikaner und diese überseeischen Nabobs sind, glaube ich, etwas ganz anderes als unsere deutschen Kaufleute," versuchte Helmuth sie zu beruhigen. „Jedenfalls muß ich doch nun Priskas Bitte erfüllen und nach Hamburg reisen, um ihren Verlobten wenigstens kennen zu lernen."

„Das gefällt mir auch nicht," erklärte Franziska,

Digitized by Google

„mag er sich doch Dir vorstellen, weshalb sollst Du ihm gleichsam die Visite machen und Dich von mir trennen, ich gebe Dir keinen Urlaub."

„Du wirst es müssen, Liebchen," entgegnete Helmuth, „ich fühle mich verantwortlich und als der natürliche Vormund Priskas, wenn ich auch nicht der gesetzliche bin. Und sie selbst bittet so dringend, ich kann es ihr nicht abschlagen; in drei bis vier Tagen bin ich ja wieder bei Dir."

„Vier Tage der Trennung dünken mich eine Ewigkeit," behauptete Franziska, „und Dir scheinen sie ein Nichts."

„Das habe ich nicht gesagt, Fränzchen," verteidigte sich Helmuth, „jedenfalls mußt Du mich in Gnaden entlassen, denn meine Bruderpflicht verlangt die Reise. Bin ich freilich auch nicht um meine Einwilligung gefragt, so muß ich mir doch wenigstens jetzt den Mann ansehen, dem meine Schwester ihr Jawort gegeben hat, ehe ich ihn so ohne weiteres als Schwager annehme."

„Du bist ein Tyrann," behauptete Franziska schmollend, „ich sehe schon, daß ich Dir gegenüber stets den Kürzeren ziehen werde! Wenigstens mußt Du mir versprechen, mir ein Bild des Brautpaares mitzubringen, damit ich weiß, wie mein Herr Schwager, dieser amerikanische Nabob, wie Du ihn nennst, aussieht. Eine seltsame Grille von ihm, daß Priska Dir nicht sein Bild schicken durfte. Auch er scheint ein Tyrann zu sein; o diese Männer!"

* * *

Priska hatte einen Brief von Helmuth bekommen, der seine Ankunft für den nächsten Morgen ankündigte. Als Georg kam, teilte sie es ihm voller Glück mit. „Nun werdet Ihr Euch kennen lernen und lieb gewinnen, und der letzte Rest von Groll gegen ihn wird dann aus Deinem Herzen verschwinden," sagte sie.

„Gewiß, meine Priska," erwiderte er, „ich hoffe auch, es soll alles gut werden."

„Und doch siehst Du blaß und erregt aus, leugne es nicht, ich sehe es. Ach, George, denkt Ihr drüben in Amerika so ganz anders über das Duell als die deutschen Männer? Sie erkärten alle — Oberst von Mellenthien, Herr von Dankwitz — Helmuth sei in keiner Weise zu tadeln; daß sein Gegner nun Dein Freund war, ist eben ein Unglück, aber doch keine Schuld. Du hast ja recht, auch mir erscheint das Duell als etwas Grausames, Unmenschliches — und doch, ich wollte jetzt, Du dächtest darüber wie die anderen Männer!"

„Gräme Dich nicht, mein Herz," bat Georg, ihr sanft die Wange streichelnd, „glaube mir, daß ich mit Hoffnung und Vertrauen Helmuth entgegengehe und überzeugt bin, daß wir uns verständigen werden."

Sie schmiegte ihre Wange in seine Hand.

„Mein George!" Dann fuhr sie zu erzählen fort: „Früh um neun Uhr kommt er an und steigt im Hamburger Hof ab. Er hält sehr auf die Form, und so fürchte ich, er wird nicht gleich zu uns herüberkommen, sondern erst die passende Visitenstunde abwarten; er steht überdies mit dem Onkel nicht gerade verwandtschaftlich, betont es sogar gerne, daß er gar nicht mit ihm verwandt sei, da die Tante ja eine Schwester meiner Mutter ist. Zum Mittagessen bist Du natürlich auch bei uns, doch ich hoffe, Du kommst noch früher, damit Ihr beiden Lieben Euch seht und aussprecht, bevor die ganze Familie versammelt ist. Nicht wahr?"

„Ich will sehen, wie ich's einrichten kann!" versprach Georg. — —

Es war kaum eine halbe Stunde nach neun Uhr, als Georg am nächsten Morgen vor dem Hamburger Hof stand. Alles Schwere schnell abthun, war stets sein Grundsatz gewesen, und so wenig er daran zweifelte, daß er sich mit Helmuth gut verständigen werde, lag es doch wie ein dumpfer Druck auf seiner Brust, der nicht weichen wollte. Ein grauer, dichter Nebel hatte Straßen und Häuser in einen undurchsichtigen Schleier gehüllt; in dem Augenblick, als er in das Portal des Hotels eintreten wollte, durchbrach ein Sonnenstrahl die Wolken und umflutete alles mit einem goldigen Lichtschein. Das dünkte ihm wie ein günstiges Vorzeichen, und unwillkürlich hob er, tief aufatmend, das Haupt.

Auf seine Frage wurde ihm der Bescheid: der Herr, für den Herr Krenfeld ein Zimmer bestellt, sei vor einer Viertelstunde mit dem Berliner Zuge angekommen.

Georg schrieb einige Worte auf seine Visitenkarte, die er dann zu Helmuth hineinschickte. Dieser hatte eben nur Zeit gehabt, sich des Reisestaubes zu entledigen und sich's ein wenig bequem zu machen; der Kellner hatte ihm das Frühstück gebracht, und er wollte eben behaglich seinen Kaffee nehmen, als von neuem geklopft wurde. „Der Herr wartet draußen!" meldete der Kellner, Georgs Karte abgebend. Helmuth sah den Namen und las:

„Es ist notwendig, daß wir uns sprechen, bevor Sie Ihre Schwester sehen, deshalb entschuldigen Sie den frühen Besuch."

Helmuth runzelte ein wenig die Stirn; ihm war diese Störung seines Frühstücks durchaus nicht angenehm, er fühlte sich nach der durchwachten Nacht gar nicht gestimmt, den fremden Mann jetzt schon zu empfangen, noch weniger zu Auseinandersetzungen, die seine Worte doch zu verheißen schienen. Doch war an eine Abweisung natürlich nicht zu denken.

„Bitten Sie den Herrn einzutreten!" sagte er, und einen Augenblick später stand Georg vor ihm.

„Ich muß um Verzeihung bitten, Sie finden mich noch etwas derangiert von der Reise!" begann Helmuth. „Trotzdem ist mir natürlich der Verlobte meiner Schwester willkommen."

Er bot ihm die Hand, die Georg mit festem Druck faßte und in der seinen behielt, ihm dabei mit einem vollen Blick ins Auge sehend.

„Helmuth," sagte er mit bedeckter Stimme, „kennst Du mich nicht mehr?"

Helmuth sah ihn etwas unsicher an und erwiderte nicht ohne Verlegenheit: „Verzeihung — ich erinnere mich wirklich augenblicklich nicht."

Digitized by Google

„Georg Schmidt, der Jugendgefährte, steht vor Dir!“ fuhr Georg fort. „Den Namen wirst Du nicht vergessen haben.“

Helmuth ließ seine Hand los und trat unwillkürlich einen Schritt zurück. „Georg Schmidt, der —“

„Einen Mord verübt und im Zuchthause gebüßt hat, sprich es nur aus!“ vollendete Georg, als Helmuth stockte. „Ich wußte, daß Du erschrecken würdest und wollte nicht, daß es vor Priskas Augen geschah, deshalb mußte ich Dich zuerst allein sprechen.“

„Auch Priska konnte mir das verschweigen?“ rief Helmuth empört.

„Sie hatte Dir nichts zu sagen, denn sie weiß nichts!“ entgegnete Georg.

„Nichts?“ fuhr Helmuth auf. „Du wagtest es, Dich in ihr Herz zu schleichen, ohne ihr zu sagen, wer und was Du bist? Das ist —“

„Mäßige Dich!“ unterbrach ihn Georg. „Das, was ich als Jüngling, in rasender Leidenschaft und nur zu gerechter Entrüstung gegen einen Elenden, der meinen Vater um Glück, Ehre und Leben betrog, ihn zum Wahnsinn brachte, verbrach, wurde nach dem Gesetz bestraft. Das Gesetz richtet die That und prüft wenig die Motive, ich habe meine Schuld, wenn es eine war, hart gebüßt. In den folgenden zwölf Jahren habe ich, denke ich, bewiesen, daß ich kein Bösewicht von Profession war. Ich habe innerlich mit der Vergangenheit abgeschlossen und bin auch äußerlich rehabilitiert, ein rechtschaffener, geachteter Mann geworden. Frage bei Mr. Williams in New-York an! Du wirst hören, daß er mich schätzt und mir sein volles Vertrauen schenkt. Frage Herrn Krenfeld, er wird Dir sagen, daß er mich mit Freude in seine Familie aufnimmt. Ich lege auf diese äußere Rechtschaffenheit, diese Ehre vor der Welt wenig Wert; doch ich fühle mich auch innerlich rein, ich bin der Überzeugung, daß, weil ich mit achtzehn Jahren einer wilden, aufs höchste gereizten Leidenschaft nachgab, ich nach zwölf Jahren redlicher, ernster Arbeit nach außen und innen, nicht mehr unwürdig bin, meine Hand nach jedem Glück auszustrecken.“

„Das sind Sophistereien, die ich nicht verstehe, nicht verstehen mag!“ fuhr Helmuth, der mehrmals versuchte, ihn zu unterbrechen, jetzt heftig auf.

„Höre mich zu Ende!“ sagte Georg. „Trotz allem, obgleich ich Priska liebte und wußte, daß auch sie mich liebte, war ich entschlossen, sie aufzugeben, da dieses Schemen, das man bürgerliche Ehrenhaftigkeit nennt, mir nicht zur Seite stand. Da kam ein Moment, der all meine Entschlüsse zu Boden warf — Priska selbst mag es Dir einmal erzählen, wie wir uns fanden! Als sie mir halb bewußtlos ihre Liebe gestand, wäre es nicht übermenschlich, sondern unmenschlich gewesen, das teure Bekenntnis zurückzuweisen. Dann wollte ich ihr die dunkle Vergangenheit enthüllen, sie sollte alles wissen. Doch als sie — freilich auf völlig falscher Fährte — mein Geständnis zurückwies und erklärte, meine Vergangenheit gehöre ihr nicht, kümmere sie nicht, sie liebe mich und wolle mich wie ich jetzt vor ihr stehe, da wurde es mir klar, daß sie recht hatte; weshalb sollte ich ihr reines, frohes Gemüt mit dieser traurigen Geschichte belasten? Was ich gethan, habe ich gebüßt, es war die That eines unreifen Jünglings, mit der der reife, ernste Mann, der sich im Leben bewährt, nichts mehr zu thun hat; und ich schwieg.“

„Eine bequeme Philosophie,“ höhnte Helmuth, „die Du so weit ausdehntest, auch gegen Priskas Vormund zu schweigen.“

„Herr Krenfeld ist ein tüchtiger Geschäftsmann, den ich als solchen hochschätze, doch niemals der Mann, den ich zu meinem Gewissensrat machen würde!“ erklärte Georg.

„Gewissensrat! Eine Phrase! Hier handelt es sich nicht um Dein Gewissen, sondern darum, daß Priska sich mit einem — Zuchthäusler verlobte.“

Georg fuhr auf, doch er bezwang sich und schwieg mit festgeschlossenen Lippen.

„All diese Phrasen täuschen mich nicht,“ fuhr Helmuth fort. „Du schwiegst nur deshalb, weil Du wußtest, Priska nur so gewinnen zu können. Du glaubtest, der vollendeten Thatsache würde auch ich mich fügen, doch Du irrst Dich.“

„Gegen einen Bruder, von dem ich nichts wußte, den ich nicht kannte, hatte ich keine Pflichten,“ erklärte Georg. „Priska hatte zufällig in der ersten Stunde unserer Bekanntschaft gehört, daß Leo, der durch Deine Hand gefallen war, meinem Herzen sehr nahe stand. Ihre zarte Güte, vielleicht schon ihre aufkeimende Neigung zu mir, veranlaßte sie, mir Deinen Namen zu verschweigen; erst nach unserer Verlobung erfuhr ich, wer ihr Bruder war. Und da, Helmuth, sah ich es als eine freundliche Fügung an; Du kanntest mich von der Knabenzeit her, wir hatten uns lieb. Und dann — Du weißt aus eigenster, jüngster Erfahrung, daß man durch unglückliche Umstände dazu kommen kann, ein Menschenleben auf der Seele zu haben. Und welch ein Menschenleben — es mißt sich wahrhaftig nicht mit Martinsen — Du ahnst vielleicht nicht, was für ein Mensch Leo war! Du tötetest ihn um eines nichtigen Streites willen und hast doch auch darum nicht allem Glück, aller Freude und Ehre entsagt! Nein, Du hast sogar jetzt schon nach wenig Monaten ein liebes Mädchen aus geachteter Familie zur Braut erworben. Siehst Du, deshalb war ich überzeugt, wir müßten uns gleich verständigen und — ich will Dir das böse Wort, das Du erst brauchtest, nicht nachtragen — ich will auch den tiefen Schmerz, den Du mir durch Leos Tod bereitet, zu vergessen suchen, wenn wir uns jetzt um Priskas willen brüderlich die Hände reichen.“

Helmuth hatte sich auf einen Stuhl geworfen und das Gesicht mit der Hand verschattet; was da hinter der Hand vorging, sah Georg nicht, doch er meinte es zu wissen. Helmuth war ergriffen — überzeugt. Da fuhr der blonde Kopf, dessen hübsche, vornehme Züge ihm das Herz warm gemacht hatten, weil sie noch ganz an die des Knaben von damals erinnerten, herum, die blauen Augen sprühten einen Zornesblitz und er sagte scharf und spöttisch: „Sehr gütig, doch ich danke für diese Brüderschaft.“

„Helmuth!“ rief Georg.

„Ich verbitte mir auch jeden beleidigenden Vergleich zwischen Deinem und meinem Fall.“

Digitized by Google

„Und weshalb?“ brauste Georg auf.

„Weil sie keinen Vergleich dulden.“

„Du hast recht, ich tötete halb in der Notwehr, halb in sinnloser Leidenschaft, die bei einem so furchtbar gereizten Jüngling wohl zu begreifen war, einen sittlich verkommenen Menschen, einen Dieb und Betrüger, an dem die Welt wahrlich nichts verlor; Du tötetest einen reichbegabten, hoffnungsvollen Jüngling, vor dem ein ganzes, volles Leben lag, das ihm Schönes verhieß und in dem er noch Großes geleistet hätte; Du nahmst einer braven Frau ihren einzigen Schatz, der ihr nach einem arbeitsvollen Leben geblieben war. Das ist der Unterschied.“

„Das Duell ist ein Ehrenhandel, es ist von der ganzen gebildeten Welt sanktioniert; töte ich meinen Gegner, so ist das ein Unglück, kein Mord.“

„Du wirst nicht behaupten wollen, daß dieser Standpunkt ein sittlich berechtigter ist.“

„Die Thatsachen sprechen. Ich wurde mit einem Jahr Festung bestraft, von dem mir ein halbes Jahr erlassen ist, Dich schickte man ins Zuchthaus.“

„Das Strafgesetz also ist der sittliche Maßstab, nach dem Du die Menschen mißt? Weil sein Urteil bei dem einen auf Zuchthaus, bei dem anderen auf Festung lautet, soll der eine nicht imstande sein, seine Vergangenheit durch ein sittlich gutes Leben auszulöschen, während der andere, kaum aus der Strafe entlassen, in vollen Ehren und Würden dasteht? Eine bürgerliche Rechtschaffenheit, die auf solchen Äußerlichkeiten basiert, dünkt mich keinen Deut wert.“

„Du urteilst, wie es Dir bequem ist.“

„Helmuth, hüte Dich!“

Helmuth sah ihn groß und kalt an. „Wovor? Willst Du mir etwa mit einer Forderung drohen? Ich bin kein Feigling und außerdem — Du bist nicht satisfaktionsfähig.“

„Ah!“ Georg schloß für einen Moment die Augen und atmete schwer. Dann raffte er sich auf. „Um Priskas willen möchte ich nicht, daß wir uns so entzweiten, daß keine Versöhnung möglich ist.“

„Ich gebe meine Einwilligung zu Deiner Verbindung mit ihr nicht — nie, nie!“

„Das ist nicht möglich; sie liebt mich, und ihr Glück steht auf dem Spiel. Du kannst es nicht opfern wollen und selbst wenn Du es wolltest, Du hättest gar nicht das Recht dazu.“

„Ohne meine Einwilligung heiratet sie nicht, ich kenne meine Schwester.“

„Du könntest Dich irren, vielleicht steht ihr doch der Verlobte näher als der Bruder.“

„Und Du glaubst wirklich, ich sollte ohne Einspruch meine Schwester einem Manne mit Deiner Vergangenheit geben? Selbst wenn ich überzeugt wäre, daß Du ein völlig anderer geworden bist, schwebt denn nicht fortwährend die Gefahr über Dir, daß Du erkannt wirst, daß die alte Geschichte auftaucht und lebendig wird — Du bist den Orten, in denen sie spielte, nahe genug — und dieser Möglichkeit sollte ich meine Schwester aussetzen, daß sie und die ganze Welt erfährt: ihr Gatte hat eine Zuchthausstrafe verbüßt!? Ah!“

Sie hatten beide immer erregter und heftiger gesprochen. „Was denkst Du also zu thun?“ fragte Georg jetzt mit flammendem Auge.

„Wie die Sache einmal steht, muß Priska natürlich die Wahrheit erfahren, weshalb ich meine Zustimmung zu dieser Verbindung nicht gebe — es ist nicht mehr zu ändern.“

„Gut, dann mag sie selbst entscheiden.“ In Georgs Augen leuchtete eine freudige Siegesgewißheit auf.

Um Helmuths Lippen zuckte ein ironisches Lächeln. „Dieser Entscheidung bedarf es nicht mehr, sie ist getroffen.“

Georg beachtete diese Bemerkung nicht, sondern fuhr fort: „Ich verlange mit meinem guten Recht als ihr Verlobter, ihr selbst die Geschichte meiner Vergangenheit zu erzählen.“

Helmuth runzelte die Stirn. „Ich verweigere es.“

„Das darfst Du nicht; sie würde übrigens sicher selbst verlangen, alles aus meinem eigenen Munde zu hören.“

Helmuth dachte einen Augenblick nach. „Es mag sein; sprich mit ihr, doch in meiner Gegenwart.“

„Ah — Du willst Dich zwischen uns drängen.“

„Nur hören und meinen Standpunkt vertreten. Du machst ja ebenso stark Dein Bräutigamsrecht geltend, dagegen stelle ich ebenso das meine als Bruder. Die Unterredung findet zu dreien statt, oder garnicht.“

Georg konnte den auflodernden Zorn kaum mehr bemeistern, doch er drängte ihn gewaltsam zurück; ja, er wollte sich auch in diese Forderung fügen, er fühlte sich ja auch Priskas Liebe so sicher. Vielleicht war es sogar besser, wenn Helmuth mit eigenen Augen sah, daß die Schatten der Vergangenheit sie nicht beeinträchtigen konnten.

„Gut also, so gehen wir gleich zu ihr,“ sagte er.

„Ich habe mich noch umzukleiden,“ erwiderte Helmuth, „wo treffen wir uns in einer halben Stunde?“

„Ich werde Dich unten in dem Restaurationszimmer erwarten.“

Georg bestellte eine Flasche Wein und stürzte rasch einige Gläser hinunter; das Blut klopfte in all seinen Pulsen, er mußte sich gewaltsam zwingen, ruhig sitzen zu bleiben. Er nahm eine Zeitung zur Hand und breitete das große Blatt vor sich aus, so konnte ihn wenigstens niemand beobachten; lesen wollte er nicht, er hätte es auch nicht vermocht, denn die Buchstaben tanzten in wildem Wirbel vor seinen Augen. Wohl ein Dutzend Mal hatte er nach der Uhr gesehen, ehe Helmuth endlich eintrat.

„Ich bin bereit,“ sagte er.

Georg erhob sich rasch. und dann legten sie schweigend die kurze Strecke bis zu dem Krenfeldschen Hause zurück. Wie scharf die Glocke, die Georg zog, in seinem Ohr gellte. Der Diener öffnete ihnen; noch ehe sie ihm den Auftrag gegeben, sie bei Fräulein Holitz zu melden, riß Priska die Thür auf und warf sich mit einem Jubellaut in Helmuths Arme.

„Da bist Du! Willkommen tausendmal! Und Du auch, George, Ihr beide zusammen!“

Sie hatte Georgs Hände erfaßt, er zog sie an

Digitized by Google

sich und küßte sie heiß. Sie duldete es einen Augenblick, dann befreite sie sich aus seiner Umarmung und sah erschrocken von einem zum andern. „Ihr seid so still, was ist geschehen? Ihr seht nicht froh aus! Mein Gott!"

„Wir haben mit Dir zu reden, führe uns auf Dein Zimmer," sagte Helmuth ernst.

„Um Gottes willen, sei ruhig, ganz ruhig, mein Lieb," tröstete sie Georg, „ich habe Dir nur eine alte, ganz alte Geschichte zu erzählen." Er legte den Arm um sie und führte die Zitternde auf ihr Zimmer; Helmuth folgte ihnen.

Priska sank auf einen Stuhl, hob die gefaltenen Hände wie bittend empor und die großen Augen sahen aus dem blassen Gesicht von einem zum andern.

„Helmuth und ich waren in unserer Jugendzeit befreundet," sagte Georg, „er kennt ein trauriges Stück meines Lebens, deshalb mußte ich ihn zuerst allein sprechen."

„Ach, etwas Trauriges — und Ihr habt Euch gekannt, lieb gehabt — o, weshalb erfuhr ich das denn nicht?"

„Weil dieser Herr es vorzog, dies traurige Stück seines Lebens, wie er es zu nennen beliebt, Dir zu verschweigen," antwortete Helmuth gereizt.

„Weil ich die entsetzliche Erinnerung, die auf meinem Leben liegt, allein tragen und Dir ersparen zu können meinte," sagte Georg. „Nicht wahr, Priska, Du liebst mich so wie ich hier vor Dir stehe, wie Du mich kennst und glaubst an mich, auch wenn Du hörst, daß ich in meiner Jugend von der Last meines Elends, das zu tragen meine jungen Schultern noch zu schwach waren, überwältigt, meine Leidenschaft nicht zu zähmen vermochte?"

„Ja, ich liebe Dich, Du weißt es ja," erwiderte Priska, immer in demselben ängstlich erschrockenen Tone, „doch — ich verstehe Dich nicht."

„Wozu die Umschweife und Andeutungen," fuhr Helmuth dazwischen, „erzähle klar und einfach, was sie erfahren muß."

„Mein Gott, Ihr tötet mich," schrie Priska auf, „wollt Ihr mir denn nicht sagen, was es ist?"

Georg hatte einen Stuhl an ihre Seite gerückt und nahm ihre Hand in seine beiden.

„Willst Du mir ruhig und aufmerksam zuhören, mein geliebtes Herz?"

Sie nickte.

„Es ist eine lange Geschichte, ich muß weit in meine Kinderzeit zurückgreifen."

„Sprich nur." Sie wandte sich nach ihrem Bruder um und streckte ihm die Hand entgegen — „Helmuth."

Er schüttelte mit finster gerunzelten Brauen den Kopf und trat in eine Fensternische. Ihr Blick blieb geängstigt an ihm hängen. Georg legte seine Hand an ihre Wange und wandte mit sanftem Druck ihr Gesicht sich zu.

„Sieh mich an, Priska, es handelt sich um unser Glück, um unser ganzes Leben."

Sein Auge senkte sich tief in das ihre und er begann zu erzählen, zuerst leise, mit gepreßter Stimme — die Gegenwart Helmuths beengte ihn, doch allmählich erfaßte ihn die Tragik seiner Erzählung so gewaltig, daß er vergaß, daß noch einer außer Priska ihn hörte. Er durchlebte noch einmal all den Jammer, welcher damals auf sein junges Herz eingestürmt war, und er klang so voll und tiefinnerlich aus seinen Worten wider, daß Priska sich davon wie von einem neuen, eben erst geschehenen ergriffen fühlte. Sie vergaß über der Unmittelbarkeit des heißen Mitleids mit Georg, daß es sich um ihre eigene Zukunft handeln sollte, sie empfand nur für ihn, in ihren Augen standen Thränen, ihre Hände schlossen sich fest um die seinen und sie sagte leise: „Mein armer George!"

Es lag eine so tiefe Zärtlichkeit in ihrem Ton, daß in ihm die Zuversicht zu ihrer unwandelbaren Liebe zu freudigster Gewißheit wurde. Er atmete tief auf und ein heißer Blick dankte ihr. Und ohne Zagen und Stocken erzählte er nun weiter, von seiner Begegnung mit Martinsen bis zu der Katastrophe, mit einer gesteigerten Erregung, lebendig, anschaulich, sie sah das grause Bild vor sich, ihre Augen erweiterten sich, sie starrte ihn in angstvoller Spannung an, und wie er mit den Worten schloß: „Er war tot," kam es wie ein jammerder Laut über ihre Lippen: „Tot!" Ihm schien es, als ob ihre Hände in den seinen zuckten, doch er hielt sie fest und wiederholte: „Tot; als ich es sah, war ich ernüchtert und das Gefühl, ein Menschenleben auf dem Gewissen zu haben, warf mich nieder. Was nun folgte, ist kurz gesagt, in Ansehung aller mildernden Umstände, die mein Verteidiger hervorhob und die Richter anerkannten, wurde ich zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt."

Ein weher Aufschrei Priskas folgte, sie befreite ihre Hände aus den seinen und schlug sie vor das Gesicht — einen Moment, dann ließ sie sie sinken und sah ihn an: „Du wurdest natürlich begnadigt, Du hast nicht im —" sie stockte, „die Strafe nicht verbüßt — so sag es doch — natürlich, deshalb gingst Du nach Amerika."

Ihm war es, als ob sich eine eisige Hand um sein Herz krallte, er fühlte es wie einen körperlichen Schmerz, und ihn dünkte, die Stimme wolle ihm versagen, doch dann antwortete er ruhig und fest: „Nein, ich wurde erst nach zwei Jahren durch eine allgemeine Amnestie begnadigt und ging dann nach Amerika."

Ein neuer Aufschrei, dann drückte Priska unter leisem Wimmern ihr in die Hände vergrabenes Gesicht an die Lehne des Sessels.

„Priska!" Es war ein zwiefacher Ruf — sie hob den Kopf, Georg und Helmuth standen vor ihr.

„Ach, Helmuth!" Sie schlang die Arme um seinen Hals und schmiegte sich an ihn, ihr ganzer Körper erbebte unter einem krampfhaften, tonlosen Schluchzen.

„Du siehst," sagte Helmuth, „sie sucht bei mir Schutz, ich habe recht behalten."

„Priska, sprich ein Wort, sag, daß er unrecht hat," beschwor sie Georg, „ich bin doch derselbe geblieben der ich war, den Du liebst."

Sie sah ihn mit verängstigten Augen an. „Ja —

Digitized by Google

nein — Du hast einen Menschen gemordet — o, warum habe ich's nicht gewußt, damals gleich, als ich Dich zuerst sah — noch ehe es so kam!"

In Helmuths Blick schimmerte der Triumph. Er legte den Arm um ihre Schulter, als wolle er sie vor Georg schützen. „Dann wäre Dir viel Schweres erspart, meine arme Schwester, doch Du wirst stark sein und es überwinden."

„Deine Liebe wird stark sein," sagte Georg, „sie wird, sie muß überwinden, was Dir einen Augenblick lang unüberwindlich schien. Sieh mich doch an, Priska, denke doch, wie wir uns gefunden und verstanden haben vom ersten Moment an, das kann durch eine Jugendschuld, so schwer sie auch sein mag, nicht ausgelöscht sein; Du kannst mich nicht für einen Verbrecher halten, frage doch Dein Herz, ob Du mich jetzt nicht ebenso liebst wie vorher.

„Ja, ja — ich liebe Dich!"

„O, Du mein Herz, mein Lieb!" Er breitete die Arme aus und wollte sie an seine Brust ziehen, doch sie wehrte ihn, einen Schritt zurücktretend, ab und preßte die Hände mit einer verzagten Gebärde gegen die Schläfen.

„Du bist ein Zuchthäusler gewesen, das könnte ich nie, niemals überwinden; wenn ich's einen Augenblick vergäße, so würde es mir einfallen, wenn Du mich in die Arme schlössest — nein, ach nein!"

„Wozu die Qual, sie hat entschieden, bestürme sie nicht länger," mischte sich Helmuth hinein.

„Priska, besinne Dich auf Dich selbst, bedenke, daß unsere ganze Zukunft, unser ganzes Glück auf dem Spiel steht," flehte Georg, ohne auf Helmuth zu achten, „Du täuschest Dich über Dich selbst."

Sie schüttelte den Kopf. „Wenn ich's vergessen könnte, wer steht mir dafür, daß es nicht bald oder später doch einmal andere erfahren, daß mein Mann im Zuchthaus gewesen ist — nein, das ertrüge ich nicht — die Scham, o Gott!"

„Priska!" Es klang beinahe drohend. Er hatte ihre Hand mit festem Griff erfaßt und sein Auge flammte zornig. „Die schnöde Welt steht Dir höher als unsere Liebe?"

„O — siehst Du — ich fürchte mich vor Dir — wenn Du mich so ansiehst — o, mein Gott, Du bist ja ein Mörder! Helmuth!" Sie wandte sich ihm zu und lehnte den Kopf an seine Schulter.

„Helmuth rufst Du an," fuhr Georg fort, „hat er denn nicht auch gemordet wie ich? Ich that es als unreifer Jüngling, in besinnungsloser Leidenschaft, er hat jetzt als Mann, wohl überlegt einen vor seine Waffe gefordert und getötet. Was ist das denn anders, selbst wenn ich den Wert der beiden Opfer nicht gegeneinander abwägen will. Warum fürchtest Du Dich denn nicht vor ihm?"

Priska sah ihn einen Moment an, als ob sie ihn gar nicht verstände, dann sagte sie: „Ein Duell ist doch kein Mord! Und — ach, das Zuchthaus!"

Er ließ ihre Hand los und machte ein paar stürmische Schritte durch das Zimmer. „Also die Sträflingsjacke ist es, die uns trennt! O!"

„Ich halte das Gespräch für beendet," begann Helmuth. „Priska hat entschieden, wie ich es von ihr erwartete. Ich vermute, daß Du es vorziehen wirst, mir die Mitteilung an Herrn Krenfeld zu überlassen. Ich bin dazu bereit."

„Priska, soll ich gehen?" fragte Georg mit heiserer Stimme.

Sie hatte das Gesicht an Helmuths Brust verborgen und schwieg.

„Bedenke, wenn ich jetzt gehe, so ist es auf immer, dann hat sich ein Abgrund zwischen uns aufgethan, den nichts mehr schließen kann; dieser Augenblick entscheidet."

„Du erlaubst Dir einen Ton, der schwerlich zu der Situation paßt," fuhr Helmuth auf, „Du vergißt vollständig —"

„Ich rede zu Priska," unterbrach ihn Georg, „sie muß mir antworten. Sage, daß ich bleiben darf, daß Du mich liebst, und niemand soll es wagen, uns zu trennen."

Sie wandte sich nach ihm um, ein schmerzlicher Blick, ein halb stöhnend ausgestoßenes: „Ich kann nicht" — dann fiel die Thür hinter Georg zu und sein Schritt verhallte auf der Treppe.

X.

In dem Krenfeldschen Hause herrschte große Verwirrung; eine aufgelöste Verlobung war schon an und für sich etwas, das Herr Krenfeld so ungefähr wie einen Skandal betrachtete, und nun gar um solchen Grundes willen! „Es ist ja geradezu unglaublich, wie uns dieser Mensch dupiert hat, tritt hier mit der Art und Weise eines vornehmen Mannes auf, führt sich in unsere Kreise ein, nimmt dabei eine Miene an, als ob er uns eine Ehre erweise, erlaubt sich dann gar, sich in das Herz meiner Nichte zu schmeicheln, um sie zu werben, und entpuppt sich schließlich als ein Zuchthäusler! Es ist geradezu empörend!" deklamierte Herr Krenfeld, während er mit zorngerötetem Gesicht in dem Zimmer auf- und ablief. „Williams weiß natürlich von gar nichts. Ob man nicht eigentlich verpflichtet wäre ihn aufzuklären?" Er blieb einen Augenblick nachdenklich stehen und schüttelte dann den Kopf. Mochte sich jeder selbst wehren, was ging's ihn an? Wer konnte wissen, wie Williams die Mitteilung aufnehmen würde, war sie ihm unbequem, so konnte es einen Geschäftsnachteil bringen.

Dann nahm er seinen Gang im Sturmschritt wieder auf; daß eben ihm so etwas passiert war, ihm, F. R. Krenfeld, der sich auf seinen Scharfblick und seine Menschenkenntnis etwas einbildete! „Ich bin wütend, vollständig wütend!" schrie er heraus.

Frau Minna saß ganz überwältigt von diesem entsetzlichen, unglaublichen Ereignisse in ihrer Sofaecke. „Fritzchen, rege Dich nicht so auf," bat sie. Wenn sich ihres Mannes tief in den Schultern steckender Kopf so dunkel rötete, fürchtete sie jedesmal einen Schlaganfall.

„Ich soll mich nicht aufregen? Wie soll ich das denn machen?" schrie er noch lauter. „Wofür hielt mich dieser Mensch! Wirbt bei mir um Priska

Digitized by Google

und sagt mir kein Wort, mir, dem Vormund, dem Chef des Hauses, läßt mich in dem Glauben, daß es eine Ehre für mich ist. Schöne Ehre das!"

Frau Minna rang die Hände. „Wenn ich bedenke, daß wir einen Menschen, der im Zuchthause gesessen hat, an unserem Tisch gehabt haben, es ist schrecklich, wirklich gefährlich!"

„Frau, rede keinen Unsinn!" sagte Herr Krenfeld ärgerlich.

„Wer ihm das zugetraut hätte!" klagte Frau Minna weiter.

„Er hat mich blamiert und um die besten Chancen betrogen, dieser nichtswürdige Patron," fuhr Herr Krenfeld fort. Er sprach's nicht aus, auch nicht zu seiner Frau, aber im tiefsten Innern war er sehr böse auf Helmuth, der diese ganze abscheuliche Geschichte aufgedeckt hatte. Mr. Smith war der hochgeschätzte Vertreter der Firma G. A. Williams, Priska war glücklich — was ich nicht weiß, macht mich nicht heiß! Muß da zum Unglück dieser Helmuth kommen und alte Geschichten zu Tage bringen! Nun natürlich, da man wußte, daß er ein Zuchthäusler war, konnte man sich mit ihm nicht einlassen. —

Priska saß unterdes in ihrem Zimmer in einem Zustande völliger Betäubung; sie konnte das Erlebte nicht begreifen, sie hätte sich nicht gewundert, wenn einer zu ihr gekommen wäre und ihr gesagt hätte: das alles war ein böser Traum, Du darfst wieder glücklich sein und George lieben. War es denn möglich, konnte einer, der einen Mord begangen, wissentlich und mit Absicht begangen, und dann eine Zuchthausstrafe verbüßt, in der Sträflingsjacke in der Zelle gesessen hatte, das so ganz überwinden und vergessen, daß er es wagte, sein Auge so frei und offen aufzuschlagen wie er, ja, es sogar wagte, das Geschick eines reinen, unbescholtenen Mädchens an das seine zu fesseln? Wenn sie sich die Möglichkeit vorstellte, daß sie ahnungslos seine Frau geworden und dann später erfahren hätte, dieser Mann, dem Du Dein ganzes Selbst geschenkt, ist ein Verbrecher — es überlief sie eiskalt und laut aufstöhnend schlug sie die Hände vor das Gesicht. Und trotz allem — o, es war trostlos, es sich gestehen zu müssen, liebte sie Georg jetzt so wie je, der Gedanke, von ihm für immer getrennt zu sein, ihn niemals wiedersehen zu sollen, dünkte ihr grausam, unerträglich, und ohne daß sie es wußte, flossen heiße Thränen über ihre Wangen. Da öffnete sich die Thür und Helmuth trat ein.

„Ich habe soeben mit Deinem Onkel Rücksprache genommen," begann er in geschäftsmäßigem Ton, als er dann aber in ihr bleiches Gesicht sah, und ein Blick aus ihren nassen Augen ihn traf, unterbrach er sich und sagte freundlich: „Du leidest, ich verstehe, diese Prüfung ist ein harter Schlag für Dich, den Du nicht so schnell überwinden kannst, doch ich hoffe, Dein Stolz soll Dir helfen, Dich bald selbst wiederzufinden. Wir, Dein Onkel und ich, sind also zu dem Resultat gekommen, daß wir am besten über diese widerwärtige Situation hinwegkommen, wenn Du mich nach Königsberg begleitest. Mellenthiens werden Dich mit offenen Armen empfangen; ich telegraphiere sofort, und wir benutzen noch den Fünf-Uhr-Zug zur Abreise. Du bist einverstanden?"

Priska nickte. „Wie Du willst."

Ihr war es in diesem Augenblick vollständig gleichgültig, was sie thun und lassen sollte, sie ließ willenlos über sich bestimmen.

„So werde ich Dir Deine Jungfer schicken, daß sie sofort Deine Sachen packt; nur das Notwendigste, Du kannst Dir später, was Du bedarfst, nachschicken lassen. Und nun den Kopf hoch, Priska, bedenke, was Du Dir und uns allen schuldig bist."

Als dann die Jungfer kam, Schränke und Schubfächer öffnete und fortwährend fragte: „Soll ich das einpacken? Werden Fräulein das befehlen? Bleibt jenes zurück?" hatte Priska auf alles nur die Antwort: „Thue, was Du willst." Was kümmerten sie jetzt diese Dinge!

Da klopfte Fräulein Ulrikens Stock auf dem Korridor und gleich darauf öffnete sie die Thür. Sie warf einen prüfenden Blick auf die Unordnung im Zimmer und sagte dann: „So, so, Du willst abreisen; komm doch einmal herüber zu mir, ich habe mit Dir zu reden."

„Ach, Tante, laß mich," bat Priska mit einem so flehenden Ausdruck in den traurigen Augen, daß ein weniger energischer Mensch als Fräulein Ulrike wahrscheinlich nicht weiter in sie gedrungen wäre. Doch diese ließ sich nicht so leicht abschrecken; sie ging vielmehr auf Priska zu, faßte sie ohne weiteres am Arm und sagte: „Komm!" So gab es keine Weigerung.

Als sie Fräulein Ulrikens Zimmer erreicht hatten, begann diese: „Es ist notwendig, daß ein Mensch ein vernünftiges Wort mit Dir redet, ich glaube, Ihr seid alle verrückt geworden."

„O nein, Tante, das Unglaubliche ist Wahrheit," erwiderte Priska matt.

„Na natürlich; setze Dich da einmal hin, sonst fällst Du mir noch um," gebot Fräulein Ulrike. „Aus dem Gewäsch Minens konnte ich nicht klug werden, da rief ich mir Deinen Bruder und er hat mir die ganze Geschichte erzählt. Nun, ich gebe zu, eine angenehme Überraschung für Dich ist es nicht, und deshalb war Smith der einzig Vernünftige, da er Dir nicht sagte, was Du gar nicht zu wissen brauchtest."

Priska sah sie erstaunt an. „Und wenn ich es durch irgend einen Zufall erfahren hätte, wenn — es zu spät war?"

„Zu spät? Unsinn! Du willst Dir doch nicht einbilden, daß Du dann Deinem Mann davon gelaufen wärest? Sei doch klug, Kind, Du kennst doch Smith, vergleiche ihn doch einmal mit den anderen Männern, die hier aus- und eingehen; ist er nicht ein ganzer Mann, ein braver, fester Charakter, und behauptetest Du nicht, ihn zu lieben? Hast Dich ja auch wie ein ganz verliebtes Mädchen um ihn gegrämt und nun ist das alles auf einmal vergessen, weil Du erfuhrest, daß er nicht immer ein fleckenloser Held gewesen ist, daß er als achtzehnjähriger Junge sich von der Leidenschaft zu einer schlechten That hinreißen ließ! Stelle Dir doch einmal vor, was

Digitized by Google

solch ein armer Junge, als er all das Elend seines Elternhauses erfuhr, gelitten haben muß, wie es in ihm gegährt haben mag, und als der Mensch, den er haßte und zu hassen berechtigt war, auf einmal vor ihm stand, gab es natürlich kein Halten mehr. Und dann ist ein Dutzend Jahre darüber hingegangen und er zu einem rechtschaffenen Menschen geworden, der nicht nur in seinem Beruf tüchtig ist, sondern auch in seinem Charakter, er hat's abgebüßt, was er in der Jugend verbrochen, es ist ihm ein Sporn gewesen, sich aufzuraffen, es zu sühnen und gut zu machen, und deshalb ist er mehr und besseres geworden als die, die nur so in den Tag hineinleben, in dem befriedigenden Bewußtsein, kein Verbrechen begangen zu haben, das strafrechtlich verfolgt werden kann, was da hinter den Coulissen geschieht, mag man lieber nicht wissen — aber freilich, der Staatsanwalt hat damit nichts zu thun. Und trotzdem soll dieser eine Augenblick, in dem er seiner ungebändigten Leidenschaft erlag, ihm durchs ganze Leben nachgehen, ihn um Glück und Liebe betrügen? Na, das war eine lange Rede," schloß Fräulein Ulrike mit einem Seufzer, „ich denke, ich habe gesprochen wie ein Advokat und habe Dich hoffentlich zur Vernunft gebracht. Nicht wahr?"

Priska schüttelte den Kopf. „Ich kann nicht die Frau eines Mörders, der im Zuchthause gesessen hat, werden — nie, nie, ich kann nicht!"

Fräulein Ulrike legte ihr die Hand unter das Kinn und hob ihren Kopf in die Höhe. „Eine kluge Frau hat gesagt: tout comprendre c'est tout pardonner, und ich meine, hier ist das Verstehen nicht so schwer. Kann ich alte Person mich denn eher in die haltlose Verzweiflung eines armen Jungen, die gedankenlos darauf losgeht, hineindenken, als Dein junges Herz, das diesen Mann doch liebt? Sei vernünftig, Priska, laß Dir nichts von den hochweisen, rechtschaffenen Leuten einreden, sondern lasse den Smith rufen und sage ihm: ‚Ich hab's mir überlegt, ich habe Dich lieb gewonnen wie Du jetzt bist und nicht wie Du vor so und so viel Jahren warst, und ich will verzeihen und Dich lieb behalten.'"

„Verzeihen, daß er gemordet hat — o Tante!" rief Priska.

„Herr Gott im Himmel, hat denn Helmuth nicht ebenso gut ein Menschenleben auf der Seele?" entgegnete Fräulein Ulrike ärgerlich. „Hat da um irgend einer Lappalie willen einen jungen Menschen erschossen, der wahrscheinlich mehr wert war als der alte Betrüger, den der Smith getötet, und er grämt und schämt sich nicht und hat, kaum daß er die paar Monate Festungshaft hinter sich hat, frank und frei um das Fräulein von Mellenthien geworben, und sie und ihre Eltern haben ohne Bedenken eingewilligt."

„Das sagte auch George, und es ist doch so himmelweit verschieden, ein Duell ist doch kein Mord, der Ausgang steht in Gottes Hand."

„Ach, papperlapapp!"

„Schilt mich kleinlich, engherzig, wie Du willst, Tante, doch eines Mörders Frau werden — mein ganzes Wesen sträubt sich dagegen. Ich liebe George, ich werde ihn immer lieben, ihn nie vergessen — doch ihm angehören kann ich nicht, mich würde neben ihm ein Grauen erfüllen, das ich niemals überwinden könnte; so oft ich seine Hand berührte, würde ich denken: an ihr klebt Blut."

„Und Helmuths Hand?" fragte Fräulein Ulrike.

„O Tante, wie kannst Du das nur vergleichen?"

Fräulein Ulrike stieß ihren Stock auf die Erde, daß es dröhnte. „Nun, dann habe ich also umsonst geredet; ich sehe, Du bist auch nicht besser als die anderen, sitzest mitten in den Vorurteilen all dieser Leute, die sich so viel auf ihre bürgerliche Ehrenhaftigkeit einbilden, man darf nur nicht nachsehen, was dahintersteckt. Geh, Dir wünsche ich, daß Du bereust, dem armen Kerl, dem Smith, daß er so verständig ist, sich bald zu trösten."

„Tante!" bat Priska.

Fräulein Ulrike wandte sich ab und winkte ihr, zu gehen. Als die Thür sich hinter ihr schloß, fuhr sie mit der Hand über die Augen, die zu ihrem Ärger feucht geworden waren.

„Das arme Ding thut mir trotz allem leid," brummte sie vor sich hin, „sie hat's nicht anders gehört und gelernt; man muß eben eine Weile in der Welt gelebt haben, um die Dinge mit eigenen Augen und nicht durch die Brille der landläufigen Vorurteile anzusehen."

* * *

Die plötzliche Auflösung von Priskas Verlobung erregte in dem weiten, mit Krenfelds und Smith in Verbindung stehenden Kreise Sensation. So sehr Herr Krenfeld sich bemühte, die Sache zu vertuschen und über das Ereignis hinzugehen, indem er von Übereilung, Mißverständnis u. s. w. andeutend sprach, etwas von der Wahrheit sickerte doch durch und man fing an, sich allerlei Gerüchte über Mr. Smiths Vergangenheit zuzuraunen. Freilich durfte man nur im Flüsterton davon sprechen, denn, wie es auch immer sei, er war der Vertreter von G. A. Williams und mußte als solcher honoriert werden.

Die wenigen, die sich an Georg auch nur mit einer andeutenden Bemerkung über „das bedauerliche Ereignis" heranwagten, begegneten einer so finsteren, eisigen Miene, daß sie es sicher nicht zum zweiten Mal versuchten. Er fühlte sich in dem tiefsten Kern seines Wesens getroffen; die Überzeugung, die ihn bisher gehoben und getragen hatte, daß es für jede Schuld auch eine Sühne gebe, hatte ihn betrogen, durch sein ganzes Leben schleppte er wie eine Kette die Folgen dieser einen That hinter sich her. Selbst das Mädchen, in dessen Liebe er sich so sicher ruhen gefühlt, vermochte nicht über diesen dunklen Punkt seiner Vergangenheit hinwegzusehen, auch für sie war er nicht der brave, tüchtige Mann, der sich Ehren und Ansehen erworben hatte, sondern nur der Verbrecher, der wegen eines Mordes verurteilt war. Immer wieder mußte er sich fragen: ist denn allein das Strafgesetz der Maßstab, nach dem man die That eines Menschen richtet? Kann denn nicht einmal die Liebe sich zu dem Höheren emporschwingen, der die Motive der That in Betracht zieht? Das Leben er-

Digitized by Google

schien ihm grau, öde und nüchtern, es war so wertlos geworden und er hatte Mühe, seine volle Aufmerksamkeit auf sein Geschäft und die damit verbundenen Arbeiten zu richten.

Er hatte gehört, daß Priska abgereist sei, und damit war der Hoffnungsschimmer erloschen, der ihm zuerst noch leuchtete, sie könne zur Besinnung kommen und ihn mit denselben Worten zurückrufen, die sie ihm damals an dem Tage ihrer Verlobung gesagt: „Ich liebe Dich wie Du jetzt bist, was kümmert mich Deine Vergangenheit, da ich Dich noch nicht kannte.“ Und nun war ihm sein Weg vorgezeichnet: Hierbleiben konnte er nicht, denn nicht allein, daß ihm selbst die rein geschäftlichen Begegnungen mit Herrn Krenfeld fast unerträglich wurden, er fühlte auch den Boden unter seinen Füßen fortgezogen. Er kannte die Welt zu gut, um nicht zu ahnen, daß hier und dort Gerüchte auftauchen würden, die vielleicht noch schlimmer als die Wahrheit waren. Seine geschäftliche Stellung und demzufolge auch seine gesellschaftliche würde dadurch kaum erschüttert werden, doch die Vorstellung, daß man ihn nur duldete, weil der persönliche Nutzen es erforderte, war ihm unerträglich. Er erkannte es als einen argen Fehlgriff, daß er nach Europa zurückgekehrt war, die Welt vergißt und vergiebt nicht eine That, durch die der Mensch sich einmal in den Kreisen der sogenannten guten Gesellschaft unmöglich gemacht hat. Also fort von hier, zurück nach Amerika; auf Glück hatte er verzichtet, für ihn gab es jetzt nur noch Arbeit, ernste, treue, gewissenhafte Arbeit, die ihn mit sich selbst versöhnen sollte, mit der Welt hatte er fortan gebrochen. Jetzt war er auch Mr. Williams eine rückhaltlose Mitteilung schuldig; nicht allein, daß er nicht plötzlich, scheinbar grundlos, die hier einmal übernommenen Verpflichtungen aufgeben konnte, er mußte ja auch darauf gefaßt sein, daß selbst bis übers Meer Andeutungen seiner Vergangenheit klangen.

So sandte er Mr. Williams eine kurzgefaßte, offene Darlegung der Thatsachen, ohne Entschuldigung und Beschönigung. Er schloß mit der Bitte, schleunig einen anderen Vertreter des Hauses herzusenden, da seine Stellung hier unhaltbar geworden sei; wolle er ihn drüben wieder in sein Geschäft aufnehmen, so drücke er ihm warm die Hand dafür, könne er sich aber nicht dazu entschließen, so scheide er von ihm mit aufrichtigem Dank für die Güte und das Vertrauen, das er bisher von ihm genossen habe.

Die Wochen, die vergehen mußten, bis er von Mr. Williams Antwort erhielt, dünkten ihm eine Ewigkeit. Als sie dann eintraf, lautete sie so befriedigend als möglich. Mr. Williams schrieb ihm einfach, er habe in einem Jahrzehnt den Mann und seine Arbeitskraft schätzen gelernt und werde sie freiwillig seinem Geschäft nicht entziehen, was der Jüngling einmal gesündigt und verbüßt habe, gehe ihn nichts an. Er bedauere, daß er die Vertretung seines Hauses in Deutschland nicht ferner in der Hand behalten wolle, doch er ehre seine Gründe, und schon mit dem nächsten Dampfer werde sein Nachfolger, Mr. Burton, nach Hamburg abreisen.

Georg atmete auf; er durfte hier sein Zelt abbrechen! — Er hatte Frau Limburger bisher nur in kurzen Worten die Lösung seines Verlöbnisses mitgeteilt, sie las zwischen den Zeilen den Grund davon, den er nicht schrieb, und die schmerzliche Gebrochenheit die, obgleich sein Brief keine Klage enthielt, doch aus jedem Worte sprach. Jetzt erst, nachdem über seine Zukunft entschieden war, schrieb er wieder und bat sie dringend und herzlich, mit ihm nach New-York zu kommen.

„Das Geschick hat uns beide einsamen Menschen aufeinander angewiesen,“ schrieb er, „wir haben nichts mehr auf der Welt als uns, gönnen Sie mir das letzte, einzige Glück, das meinem Leben nur noch beschieden sein kann, Ihr Alter freundlich, sorglos und von Liebe umgeben, zu gestalten. Sie suchen keine Menschen mehr, begehren von ihnen nichts, so wenig wie ich, da kann es Ihnen gleich sein, ob Sie diesseits oder jenseits des Meeres leben, fassen Sie also ohne Bedenken den großen Entschluß, mit mir zu kommen, der für mich das Schönste umfassen würde, was das Leben mir noch zu bieten imstande ist.“

Er wartete ungeduldig auf Frau Limburgers Antwort und als sie kam und ein entschiedenes Nein enthielt, war er kaum überrascht, er hatte es ja geahnt.

„Ich danke Dir, mein Sohn, für all Deine Liebe,“ schrieb sie, „doch alte Bäume lassen sich nicht mehr verpflanzen; wollte ich selbst das mir ungeheuerlich und unüberwindlich scheinende wagen, es würde auch für Dich nicht zum Glück sein. Laß mich hier, bei meinen Gräbern, die mein einziger Besitz auf dieser Welt sind. Gott sei mit Dir, mein Georg, und mit seiner Hilfe wirst Du auch, wenn nicht das Glück, das immer von Menschen abhängt, so doch die Befriedigung gewinnen, die in unermüdlicher Arbeit und treuer Pflichterfüllung ruht. Der Segen und die dankbare Liebe eines Mutterherzens geleiten Dich.“

Er legte den Brief zusammen, die Falte auf seiner Stirn vertiefte sich und ein schwerer Seufzer hob seine Brust. Auch dies bescheidene Glück wurde ihm nicht gewährt, Arbeit, nichts als Arbeit sollte sein Los sein!

— — — — — — — — — — —

Die letzten, sich für Georg zu einer Ewigkeit dehnenden Wochen in Hamburg waren vorüber. Mr. Burton war angekommen, er hatte ihm die Geschäfte übergeben und konnte den rückkehrenden Dampfer zur Überfahrt nach New-York benutzen. Wieder wie damals, als er übers Meer ging, war Frau Limburger gekommen, ihm das Geleit zu geben. Noch wenige Minuten, dann würde der Pilot seine Anker lichten. Sie standen Hand in Hand und sahen sich in die Augen — beide wußten, daß es zum letzten Mal war.

„Hätten Sie sich entschließen können mit mir zu kommen,“ sagte Georg mit gepreßter Stimme, „es wäre für uns beide gut gewesen.“

Sie schüttelte den Kopf. „Ich konnte mich nicht losreißen, alten Leuten ist das Bekannte das einzig

Digitized by Google

mögliche, ich wäre auch für Dich nur eine Last gewesen."

Er drückte ihre Hand so fest, daß es sie schmerzte. „Auch das Glück ist verscherzt, Ihnen eine Heimat schaffen zu können, nicht einmal das darf der Ausgestoßene! Auch das haben sie erreicht, diese rechtschaffenen Leute mit den zarten Gewissen."

„Werde nicht bitter, Georg," mahnte Frau Limburger, „Du mußt hindurch. Du wirst auch das überwinden und noch einmal Ruhe, Frieden und Glück finden."

Er lächelte trübe. „Ruhe vielleicht, in Arbeit und ernster Pflichterfüllung, Glück nie mehr; zwischen ihm und mir steht ewig meine Vergangenheit, das habe ich bitter gelernt. — Es ist Zeit, leben Sie wohl, Gott mit Ihnen." Er schloß sie in seine Arme und drückte einen innigen Kuß auf ihre Stirn.

Als einige Minuten später sich der Pilot langsam in Bewegung setzte, winkte wieder ein weißes Tuch Georg einen Abschiedsgruß, nur daß die rüstige Frau von damals heute eine gebeugte Greisin war, und daß der fröhliche Knabe neben ihr fehlte.

Der Pilot hatte unter günstigen Anzeichen seine Fahrt begonnen; als sich die Abendschatten senkten, war er schon weit hinaus in See gedampft und die Küste lag hinter ihm. Millionen Sterne flimmerten an dem wolkenlosen Himmel und die Wogen schlugen leise an die Wand des ruhig dahingleitenden Schiffes. Die meisten Passagiere befanden sich auf Deck, teils auf- und niedergehend, teils in Gruppen vereinigt, plaudernd, lachend, auch wohl ein gemeinsames Lied versuchend, alle sichtlich in bester Laune. Nur einer stand einsam an das Geländer gelehnt und schaute mit finsterer Stirn in die Weite; so dunkel, in tiefe Schatten gehüllt wie sie, lag sein Leben — Vergangenheit und Zukunft — vor ihm.

* * *

Im Mellenthienschen Hause herrschte frohe Feststimmung, heute feierte man Franziskas Polterabend, und die Vorbereitungen für die von ihren Freunden geplanten Aufführungen hatten das Unterste nach oben gekehrt. Nur das kleine Fremdenstübchen, das Priska bewohnte, war von der allgemeinen Unruhe nicht betroffen; sie hatte es sich gegen die Einwendungen der ganzen Familie, mit Einschluß Helmuths, errungen, nicht mitwirken zu dürfen. Auch dem wunderbaren Kunstwerk aus rosa Tüll, Seide und Rosenzweigen, das sie heute schmücken sollte, hatte sie kaum einen Blick geschenkt; sie saß bleich und traurig in der Sofaecke und starrte auf den Brief, den sie vor einer halben Stunde erhalten hatte. Er war von Frau Krenfeld und enthielt neben allerlei ihr durchaus gleichgültigen Mitteilungen über das gesellschaftliche Leben in ihrem Kreise den Schlußpassus: „Smith hat so viel Takt gehabt, seine Abberufung zu verlangen. Mein Mann wußte es natürlich längst, doch wollten wir Dich nicht eher davon benachrichtigen, bis die Sache entschieden war. Jetzt ist sein Nachfolger, Mr. Burton, ein feiner, liebenswürdiger Mann, angekommen, und Smith ist gestern glücklich nach New-York abgereist. So bist Du nun vollständig frei und kannst, sobald Du es nach der Hochzeit Deines Bruders wünschst, hierher zurückkehren; Du weißt, daß Du uns willkommen bist und kannst Dich auf die Diskretion unserer Bekannten verlassen, niemand wird Dich mit unbequemen Fragen inkommodieren."

Es war gut so, die Tante hatte recht, weshalb war es nur ein so grenzenloser Schmerz, zu wissen, daß die Weite des Oceans sich fortan zwischen ihnen dehnen würde und sie sich niemehr wiedersehen konnten!"

Ein energisches Klopfen schreckte sie auf, die Thür wurde geöffnet und Helmuth trat ein. Mit einer raschen Bewegung drückte sie den Brief in der Hand zusammen und steckte ihn in die Tasche. „Du? Jetzt? Das ist sehr unerwartet," begrüßte sie ihn.

Er fixierte sie. „Du hast geweint? Weshalb?"

Sie zuckte die Achseln. „Muß ich Dir über meine Thränen Rechenschaft ablegen?"

„Nein, Du hast recht, denn ich kenne ja ihre Ursache. Ich muß Dich wiederholt darauf aufmerksam machen, daß es Deiner nicht würdig ist, diesem Menschen, der Dich, uns alle hintergangen hat, nachzutrauern. Du bist es Dir, Deinem Mädchenstolz, Deiner Ehre schuldig, ihn zu vergessen, jede Erinnerung an ihn aus Deinem Herzen zu reißen. Du mußt, Priska, ich verlange es von Dir."

„Du hast höchstens ein Recht meine Handlungen zu kontrollieren, nicht meine Gefühle," entgegnete sie.

„Doch, wenn diese Gefühle Dich erniedrigen. Meine Schwester darf sich nicht so weit vergessen, einen Mörder, Zuchthäusler und Betrüger noch zu lieben. Jedes andere Gefühl für ihn, als Verachtung, muß mit der Wurzel ausgerottet werden."

Priska faltete krampfhaft die Hände ineinander. „Laß doch das ruhen, es ist ja vorbei und ich werde damit fertig werden."

„Das hoffe ich und erwarte, daß Du heute, an meinem Polterabend, mit froher Miene unter den Gästen erscheinst; es ist schon auffallend genug, daß Du Dich nicht an den Aufführungen beteiligst."

„Kamst Du nur, um mir das zu sagen?" fragte Priska.

„Nein, es handelt sich um Wichtigeres. Dankwitz hat mir nicht mißzuverstehende Andeutungen gemacht, daß er sich Dir wieder zu nähern wünscht, falls er hoffen darf, keine neue Zurückweisung zu erfahren. Er ist keine glänzende Partie, doch seine Werbung ist jetzt eine Rehabilitation für Dich, denn immerhin liegt auf einer entlobten Braut, mag sie noch so schuldlos an der Sache sein, ein Schatten, der sich nicht sobald verwischt. Du wirst klug genug sein das einzusehen und ihm unbedenklich Dein Jawort zu geben."

„Nie, niemals!" schrie Priska auf.

„Ich bitte Dich, Kind, keine Sentimentalität, sie ist in diesem Augenblick sehr übel angebracht. Du wirst mir nicht einreden wollen, daß Du Dein ganzes Leben über diesem Georg Schmidt nachzutrauern gedenkst, das wäre ebenso lächerlich als unklug. Weisest Du jetzt aber Dankwitz abermals zurück, so ist es sehr zweifelhaft, ob sich noch ein

Digitized by Google

Bewerber für Dich findet, und wie gesagt, Deine Verlobung würde am schnellsten und sichersten alle ekln Gerüchte, die natürlich doch über Dich und jenen Menschen umgehen, zum Schweigen bringen. Das überlege, und ich setze von dem Takt und Ehrgefühl meiner Schwester voraus, daß sie handeln wird wie sie muß. Dankwitz wird heute Dein Tischnachbar sein. Adieu."

Priska wandte sich um. „Helmuth!"

Die Thür hatte sich bereits hinter ihm geschlossen. Sie drückte die Hände gegen die schmerzende Stirn; Helmuths Worte waren nicht ohne Eindruck auf sie geblieben, sie waren klug und richtig: unvermählt bleiben, einsam werden, von der Welt verlassen und unbeachtet — ihr graute! Und doch liebte sie nur einen — George! —

Das Fest war vorüber, die Kerzen erloschen, das ganze Haus lag in Dunkel und Stille, alles schlief, nur Priska stand noch am Fenster und starrte in die sternenlose Nacht hinaus. Sie hatte froh geschienen und gelacht und gescherzt wie die andern, ob ihr auch das Herz weh zum Zerspringen war, und sie hatte auch zu Dankwitz gelächelt und angehört, was er ihr gesagt, und geschwiegen, weil sie nicht den Mut der Treue und Wahrheit hatte. Sie sank mit einem leisen Schmerzenslaut an dem Stuhl nieder und ein thränenloses Schluchzen der Scham und Reue erschütterte ihren ganzen Körper. —

Am nächsten Tage lag sie fiebernd zu Bette. Doch am darauffolgenden, dem Hochzeitstage von Helmuth und Franziska, war sie, wenn auch noch bleich und angegriffen, doch so weit hergestellt, daß Oberst von Mellenthien den versammelten Gästen bei dem Festmahl ein neu verlobtes Paar: Fräulein Priska Holitz und Assessor von Dankwitz, vorstellen konnte.

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

An meine Mutter.

O lege Deine lieben Hände
Auf meine heiße Stirn gelind,
Daß mir es kühle Ruhe spende,
Wie einst dem fieberkranken Kind.

O schau mich an mit diesem Blicke
Voll traur'ger Liebe milder Macht,
Daß mich der Frieden d'raus erquicke,
Wie wenn Dein Aug' bei mir gewacht.

Und laß sie tönen leise, leise,
Die oft in Schlaf den Schmerz gewiegt,
Die alte wehmutvolle Weise
Von Liebe, die den Tod besiegt.

Die Weise, die im Ohr mir bliebe,
Wenn jeder and're Laut verklingt:
Vielleicht, daß mir das Lied der Liebe
Der Liebe Leid in Schlummer singt.

Hans Nordeck.

Bubi's Brief.

Dem Leben nacherzählt von **Victor von Kohlenegg.**

Ich saß in der sonnigen Gaststube des Vetters Amtsrichter und sah träumend aus dem breiten Armstuhl den bläulichen Wolken meiner Cigarre nach. Ich dachte an die schönen Zeiten, die ich vor Jahren hier in dem traulichen Städtlein und hier in diesem großen ehrwürdigen Hause verlebt hatte. Und der Gedanke kam mir komisch vor, daß wir Knirpse von einst, der Vetter Fritz und ich, jetzo Männer, Herren unserer Thaten seien, und gleich dem weiland Großvater und seinen Söhnen, unseren Vätern, in dem ernsten Hause nach Gutdünken schalteten und sogar rauchten.

Alles fließt, dachte ich. Es kommt, wächst, vergeht. Das tritt uns allenthalben entgegen, das ist so alltäglich — und doch sind wir oft verwundert, wenn wir diesen Lauf des Irdischen an uns selbst wahrnehmen.

Alles fließt. Es ist traurig, daß es so ist. Ich denke es manchmal — wie man so oft gar thörichte Gedanken hat ... Was ist man doch für ein ganzer Kerl in der Kindheit! Mit all seiner Dummheit, mit all seiner lachenden Ichsucht, mit all seiner gedankenlosen Grausamkeit! Warum läßt man uns das nicht alles, auf daß wir gesund und heiter seien! Doch nein! Wir müssen ja klug sein, um des Lebens willen, und damit wir die Erkenntnis haben des Guten und Bösen. Sonst können wir das Gute nicht wollen ... Ob wir Wissenden besser sind, denn die Kinder? Ja, wir werden mächtiger versucht, denn in uns wohnt die Leidenschaft.

Aber die Kindheit ist schön, sie liegt wie sonnenbeschienen hinter einem. Und jedes frische Kindergesicht, das ich sehe, schaut mir gleichsam wie ein Sonnenblick in mein ernstes Dasein.

Und da kam mir wieder ein so schnurriger Gedanke in den Sinn. Ich dachte, daß Vetter Fritzens kleiner Lorenz, daß der Bubi, wie der fünfjährige Bursche in der Familie hieß, eigentlich das sei, was wir vor Jahrzehnten waren. Und welchen Respekt der Bubi vor uns hat ...

Da klappert es die Treppe herauf und über die Diele auf mein Stübchen zu. Mit Mühe wird die Thür aufgeklinkt, und ein Dreikäsehoch mit neugierigen braunen Augen und einer altklugen Stupsnase stapft eilig auf mich zu.

„Onkel Vicky, weißt Du — ich — ich möchte gern wissen, wie man 'n Dichter wird," fragt mich Bubi fast atemlos und mit ernsthafter Miene.

„Wie kommst Du darauf, Bubi?"

„Wie ich darauf —? Ja! Weißt Du, Onkel Vicky, ich — ich hab' halt immer so gedacht, daß Du 'n Paster bist; nämlich weil Du immer dem Papa so lange Reden hältst, ohne stecken zu bleiben — weißt Du? Und da hab' ich die Mama halt gefragt. Und da hat die Mama gesagt, daß Du ein Dichter bist. Und da hab' ich halt gefragt, was ein Dichter ist. Und da hat die Mama gesagt, daß ein Dichter nämlich Märchen und — und Geschichten dichtete. Weißt

Digitized by Google

Du — solche Geschichten, wie sie in mei'm Märchenbuch sind. Weißt Du — die laß' ich mir furch'bar — furch'bar gern vorlesen. Und — und da hab' ich halt gedacht, daß es doch furch'bar nett ist, wenn man ein — ein Dichter ist. Weißt Du — dann — dann braucht man sich die reizenden Geschichten gar nicht mehr vorlesen zu lassen, weil man sie halt doch selber dichtet. Weißt Du, Onkel Vicky? Und da hab' ich halt die Mama gefragt, wie man solche reizenden Geschichten dichten muß. Und da hat die Mama gesagt, daß Du das ganz haarklein wissen thät'st. Na ja, wenn Du ein Dichter bist, Onkel Vicky, dann — dann mußt Du das auch halt wissen. Das 's doch klar wie Torf. Nich', Onkel Vicky?"

Mit diesem dem Papa Amtsrichter abgelauschten Kraftausdruck schloß Bubi seine eilig herausgeplapperte Erklärung, steckte die Händchen in die Taschen seiner ersten Hose und pflanzte sich breitbeinig und erwartungsvoll vor mir auf.

„Wie man das macht, Bubi? Ja, das ist 'ne ganz einfache Geschichte. Da muß man sich mit der Dichtmuse befreunden. Die sagt einem dann alles ins Ohr, was man aufzuschreiben hat."

„Das ist aber furch'bar nett. Nicht, Onkel Vicky?"

„Ja, Bubi."

„Freilich," meinte Bubi plötzlich sinnend, „aufschreiben thut es die — die Dichtmuhme nicht? Dann ist es halt doch nicht so leicht. Denn — denn Du hast keine Ahnung, Onkel Vicky, wie schwer das ist mit 'n großen Buchstaben und mit 'n kleinen und dann mit 'm Richtigschreiben, wie Fräulein immer sagt. 's ist furch'bar schwer, Onkel Vicky!" Und der kleine Bubi seufzte mit traurigem Gesichtchen aus tiefster Brust.

„Na, Bubi, das ist alles nicht so schlimm, wie es aussieht. Mit den Jahren lernt man das spielend. Und dann, wenn man es einmal kann, dann schreibt man selbst im Schlafe alles richtig. Kannst mir's glauben, Bubi," fügte ich meinen Worten hinzu, da mich der putzige Stöpsel ungläubig ansah.

„Ach, das wär' furch'bar nett, Onkel Vicky," meinte Bubi dann aufatmend. „Aber, Onkel Vicky, wo wohnt denn nun die Dichtmuhme?"

„Ja, Bubi, die läßt sich mit kleinen Jung's nicht gern ein. Da mußt Du schon warten, bis Du älter bist."

Bubi machte ein verdrießliches Gesicht. Dann sagte er mißbilligend: „Die ist wohl wie Tante Röschen, die immer nur mit 'm kleinen Assessor und mit 'm langen Lieutenant und mit den andern all' zusammen sein mag, nicht, Onkel Vicky?"

„So ähnlich, Bubi," sagte ich.

„Wie sieht sie denn aus, Onkel Vicky?"

„Ja, Bubi, das ist ganz verschieden. Sie ist nämlich eine Art Fee. Und deshalb kann sie sich gar mancherlei Gestalt geben. Dem einen erscheint sie schwarzäugig und schwarzhaarig, weißt Du, Bubi, so recht feurig. Dem andern erscheint sie wieder anders. Zu mir kommt sie immer als blondes, blauäugiges Mädchen, manchmal heiter, manchmal wehmütig. Und in ihren großen, tiefen Augen, da stehen allerlei freundliche oder sinnige Gedanken. Und dann wallt ihr noch ein schneeigweißer Schleier von den Schultern, auf dem zahllose goldene Sterne eingestickt sind, die gar geheimnisvoll funkeln. Verstehst Du, Bubi?"

Und Bubi lauschte mit offenem Munde, als ich das von dem Schleier sagte.

„Weißt Du, Onkel Vicky," sagte er leise und seine klugen Braunaugen leuchteten, „so möchte auch meine Dichtermuhme sein."

„Wenn Du sie Dir so aus tiefstem Herzen wünschest, Bubi — aber auch aus tiefstem Herzen — dann kommt sie auch in dieser Gestalt zu Dir. Das heißt später."

Der Knirps verzog wieder das Mäulchen.

„Weißt Du, Onkel Vicky, ich will's ja gar nicht aufschreiben, weil ich's ja auch noch gar nicht kann. Die Dichtmuhme soll mir nur so wundernette Geschichten erzählen. Weißt Du, Onkel Vicky, das wär' furch'bar hübsch."

„Ja, ja, Bubi. Doch wie gesagt, sie kommt nur zu großen Leuten. Aber, ich werd' Dir was sagen, Bubi: schreib' ihr jetzt einen Brief; Du kannst ihn mir vorsprechen, und ich werd' ihn aufschreiben. In dem Briefe bitt'st Du sie recht schön, daß sie Dich doch später besuchen möchte. So ein Brief kann nämlich gar nichts schaden. Die Dichtmuhme wird sehr, sehr viel in Anspruch genommen, und da ist es gut, wenn sie Dich schon beizeiten vormerkt, Bubi. Verstehst Du?"

„Ach, das ist famöse, Onkel Vicky!" rief Bubi entzückt und klatschte sich mit der Hand auf die kleinen Schenkel.

Dann setzte ich mich an den Tisch, nahm einen feinen Bogen Schreibpapier, zog die Gänsepose aus dem Wischer und tunkte ihre meisterlich geschnittene Spitze ins Tintenfaß. Bubi stand derweil neben mir auf den Fußspitzen und sah mir neugierig zu.

„Also, Bubi! Erst: Ort und Datum; dann die Anrede — die Dichtmuhme ist übrigens ein Fräulein, Bubi — und dann sagst Du ihr Deine Wünsche, wie Dir der Schnabel gewachsen ist; g'rad' so, als wenn Du der Mama etwas erzähltest. Also los, Bubi!"

Und der kleine Kerl steckte die Hände in die Hosentaschen und stapfte, während er das folgende sprach, in der Stube auf und nieder, genau so, wie es der Papa Amtsrichter drüben in der großen Gerichtsstube machte.

Lerchenfeld, am 6. Mai 1893.

„Liebes Fräulein Dichtmuhme!

Ich kann nämlich noch nicht schreiben, weil ich am 10. April erst fünf Jahr geworden bin. Dessentwegen schreibt der Onkel Vicky. Ich sag' ihm aber jedes Wort vor. Und Du brauchst gar nicht zu glauben, daß mir der Onkel Vicky hilft. (Nicht, Onkel Vicky? — „Nein, Bubi!") Ich möchte Dich nun recht herzlich bitten, liebes Fräulein Dichtmuhme, daß Du später einmal mich besuchen kommst. Ich möchte nämlich dichten. So wie der Onkel Vicky. Und da sollst Du mir halt bei helfen — weißt Du? — Und dann komm' auch immer so nett, wie Du zum Onkel Vicky kommst. Vergiß mir nur ja nicht den weißen Schleier mit den goldenen Sternchen drauf. Ja? Es wär' wirklich furch'bar nett von Dir, wenn Du kommen thät'st, liebes Fräulein Dichtmuhme! Und dann komm' auch recht, recht oft; alle Tage. Und wenn Du jeden Tag recht, recht lange bei mir bleibst und mir recht, recht wundernette Geschichten erzählst, dann kriegst Du auch immer Chokolade mit Sträußelkuchen, soviel Du nur haben magst. Du kannst Dich ganz sicher drauf verlassen! (Weißt Du, Onkel Vicky, ich glaube, das mit der Chokolade und dem Sträußelkuchen, das — das war furch'bar schlau von mir. Nicht? — „Freilich, freilich, Bubi!") Und nun will ich schließen. Der Onkel Vicky hat nämlich gesagt,

Digitized by Google

Du sollst mich vormerken — weißt Du? Nun bleib' hübsch gesund, und mit herzlichem Gruß und Kuß.

Dein Bubi."

„Was, Onkel Vicky, der Brief ist fein! Und ich hab' ihn doch ganz allein gemacht!" rief dann Bubi, seine Händchen zusammenschlagend. „Famöse! Famöse!"

„Hm, hm ..." machte ich, den Brief noch einmal überlesend. „Weißt Du, Bubi, mit dem alle Tage kommen, ist das eine mißliche Sache. Die Dichtmuhme würde schon kommen; aber Du hast später einmal nicht alle Tage und vor allem nicht den ganzen Tag über Zeit, Dir von der Dichtmuhme Geschichten erzählen zu lassen. Sieh' mal, Bubi, Du mußt doch Geld verdienen, um Brot kaufen zu können. Und wenn Du dann gar eine Frau und einen Bubi hast, dann mußt Du erschrecklich viel Geld verdienen. Und dabei ist Dir die Dichtmuhme hinderlich. Die kümmert sich nicht ums Geld und ums Brot; die kümmert sich um nichts, Bubi; die mag Dir nur immer und immer ihre Geschichten und Gedanken ins Ohr raunen. Und das geht doch nicht, weil Du eben Geld verdienen mußt — als Lehrer oder Amtsrichter oder Zeitungsmacher und so — weißt Du? ... Drum ist es besser, Du sagst der Dichtmuhme gleich: ‚Komme nur alle Abende und am ganzen Sonntage zu mir oder einmal oder höchstens zweimal in der Woche den ganzen Tag über ...' Denn wenn Du Dich, wenn auch nur für kurze Zeit, daran gewöhnt hast, daß die Dichtmuhme jeden, jeden Tag von früh bis spät bei Dir sei, dann fällt es Dir ganz erschrecklich schwer, Dich von ihr loszumachen, sie wegzuschicken — weißt Du? ... um Geld verdienen zu können. Und das muß doch sein, Bubi! Sonst hast Du — und Dein Bubi und Deine Frau nichts zu essen. Weißt Du? ..."

„Weißt Du, Onkel Vicky," sagte da der Bubi leise zu mir und sah mir dabei treuherzig und träumerisch in die Augen, „wenn mir die Dichtmuhme so recht wundernette Geschichten erzählt, dann — dann bin ich auch mit dem kleinsten Stück trocken Brot zufrieden. Und das werden mir die Leute schon schenken — und — und einen Bubi und eine Frau brauch' ich dann ja nicht. Weißt Du, Onkel Vicky!"

Ich aber mußte feuchten Auges das rosige Knabengesicht gegen meine Lippen pressen, und ich sagte leise: „Du wirst einmal ein rechter Dichter, Bubi! Behüt' Dich Gott!"

Tod.

Wie warst Du mir nah! Schon im Morgenrot
Des Lebens spürt ich Dein leises Mahnen!
Du grauser Geselle, Du bleicher Tod —
Kurz nur, kurz sind des Lebens Bahnen!

Mich streifte Dein Hauch, der so grabeskalt,
Und ich ahnte, ich fühlte des Sterbens Schwere,
Im Schauder vor Deiner Schreckensgestalt,
Vor des Auges gespenstischer Leere.

Vor der eisigen, drohenden Knochenhand,
Die zur ungekannten, zur dunklen Ferne
Mich führen würde ins Schattenland,
Und ich lebte, ich lebte so gerne!

Mich lockt es berückend, gleich flimmerndem Schein,
Das Leben, die Lust zu ermessen,
Verloren im Taumel des Glückes zu sein,
Daß ein Ende es giebt, zu vergessen!

Doch ob ich Dich bannte, allzeit, allerort,
Bist Du mahnend mir nahe geblieben —
Und unerbittlich rafftest Du fort,
Vom Wege mir all' meine Lieben. —

Da vermocht ich's nicht mehr, Dich länger zu flieh'n,
Und still bezwang ich mein Grauen,
Es wollte mit leisen Gewalten mich zieh'n,
Dir fest in das Antlitz zu schauen.

Und wie zagend ich forschte im Dämmerlicht,
Da scheint es mir mählich, als trüge
Dein blasses, unheimliches Angesicht,
Mir bekannte, gar vielteure Züge.

Da grüßt des Geliebten Auge mich mild,
Wie aus fernem, seligem Raum,
Es steigt meiner Mutter verblichenes Bild
Vor mir auf, wie im wachen Traum.

Und statt der Hand, die so starr und hart,
Aus Nebelwolken, aus bleichen,
Seh' ich zwei Händchen, winzig und zart
Sich stumm mir entgegen reichen.

Es klingt um mich her wie sanftes Getön
Gleich verlornen Worten der Liebe:
„Komm zu uns, hier ist es so still, so schön,
Nach dem rastlosen Weltengetriebe."

Und es faßt mich die Sehnsucht, die tiefe, an,
Nach der Heimat, dem ewigen Frieden!
Das Leben verrauscht und abgethan,
Wenn die Liebe, die Lieben geschieden.

Nun weile, weile, Du blasser Tod,
Denn zu sterben und hinzuschwinden,
Es ist in der Ewigkeit Morgenrot
Nur ein selig Sichwiederfinden.

Alice Kurs. †

Weltnational.

Von **Karl Pröll.**

I.

Niemand wird einen Zufall oder eine Willkür darin finden, daß der Weltumsegler, welcher die verschiedensten Länder und Völker gesehen und vielfache Anknüpfungen gewonnen, wieder zu einem heimischen Hafen zurückkehrt. Denn wäre es anders, so hätte er ja sein eigentliches Ziel aufgegeben. Aber als Nation klügeln und zagen wir Deutschen, ob wir nach langer historischer Umfahrt, reich an Gefahren und Schiffbrüchen, einmünden dürften in das Bewußtsein eines alle umfassenden, alle verpflichtenden Vaterlandes. Wir fragen uns zweifelnd, ob wir ein Recht haben, die Kraft und das Licht, welche wir ausstrahlten, als einen unantastbaren, unverlierbaren Besitz zu betrachten. Wir halten vielmehr die Nationalgesinnung für ein Frachtgut, das wir beliebig verladen und löschen und in den Raum hinter den schützenden Planken einpferchen dürfen. Und deshalb wechseln in unseren Anschauungen unaufhörlich die Begriffe des Vaterlandes, der nationalen Treue, der politischen Notwendigkeit, welche mit einem sittlich geläuterten Selbsterhaltungstrieb verknüpft bleiben. Die natürlichen Ge-

Digitized by Google

markungen, welche der Entwicklungsprozeß unserer eigenen Art festgestellt, verdämmern dem getrübten Auge bald näher, bald ferner. Wir verfallen stets in den alten Irrtum, unsere Volksgeschichte in eine dem Zufalle preisgegebene Staatengeschichte aufzulösen, die zu Kleingebilden, oft von wunderlichster Nichtigkeit, sich zersplittert. Und während bei anderen Völkern der kindliche Gemeininstinkt frühzeitig zu einem wahrhaften Nationalgeist herangereift ist, der sich ausschweifend gebärden, nimmer sich verlieren kann, sind wir noch immer nicht von der Unzucht des Sondergeistes erlöst, überlassen wir die Erfüllung nationaler Nächstenpflicht einem säumigen Gewissen. Deshalb sind wir unempfindlich gegen Verluste am Stammgut geworden und dulden die Abtrennung von Ländern deutschen Ursprunges, die Vernichtung von deutschen Volksangehörigen Deshalb verleugnen Deutsche, welche in fremde Umgebung geraten, häufig aus niedriger Selbstsucht oder thörichter Eitelkeit ihren mütterlichen Ursprung. Und deshalb schaffen auch die größten äußeren Erfolge, die von einem flüchtigen Aufflackern des Nationalstolzes begleitet sind, keine sicheren Bürgschaften für die Zukunft unseres Volkes. Zu Waffenschmieden anderer Nationen werden wir; den schwer errungenen Thatwillen überzieht gleich wieder der Rost unserer nationalen Trägheit. Es ist, als fürchteten wir uns vor der blanken Schärfe des siegreichen Stahles. Der Gewinn auf dem Schlachtfelde lockert häufig das vorübergehend angespannte Gemeingefühl, welches die weiteren Ziele vergißt. So wird der Deutsche mit seiner nationalen Auferstehung niemals fertig, muß den Kampf für seine Existenz stets wieder von vorne beginnen.

Weil nach der Niederwerfung des ersten Napoleon, dessen Gewaltherrschaft, die das Nationalgefühl der Unterdrückten aufgestachelt, eine politische Ebbe eintrat, bei welcher die Sandbänke veralteter Regierungssysteme sichtbar wurden und jedes Auslaufen verhinderten, mußte die „deutsche Frage" nochmals eine Reihe entscheidender Kämpfe bestehen. Und weil wir trotz des errungenen nationalen Staatswesens abermals gezaudert haben, die Weltstellung des Deutschtums in unzweideutiger Weise zu bestimmen, wird uns ein dritter Weltkrieg nicht erspart bleiben. Unsere offenen Feinde rüsten unablässig für diesen Krieg und unsere geheimen Gegner zerstören sachte den deutschen Charakter jener Vorländer, welche die politisch-strategische Flankendeckung des deutschen Reiches bilden. Dazu gehören in erster Linie die österreichischen Sudetenländer, welche unter Beistand der Wiener Regierung der slawischen Beutegier ausgeliefert worden sind. Die unheimliche Erscheinung, daß wir ein den europäischen Frieden schirmendes Bündnis mit der Schwächung des Deutschtums in Österreich erkaufen, verrät, wie wir unsere Nationalkraft vorübergehender Zwecke willen auswuchern lassen. Am großen Zahlungstage werden wir uns ärmer an Volkskapital finden und der Kredit unserer Weltstellung wird schon vorher erschüttert sein, vielleicht soweit, daß das teuer bezahlte Bundesverhältnis versagt. Das hätte nimmer geschehen können, wenn wir uns nicht ängstlich das Wort gegeben, nichts zu sehen und nichts zu hören, was jenseits der Reichsgrenzen vorgeht. Die Untergrabung der deutschen Grundlagen Österreichs verdient dasselbe ernsthafte Mißtrauen, wie die Brutalität, mit welcher die Russen die deutschen Pflanzungen in den Ostseeprovinzen entwurzeln. Beide zielen dahin ab, den Lebens- und Wirkungskreis unserer Nation einzuengen, dem deutschen Volke nur im Bereiche seines Schwertes den Atem zu gönnen Würden wir weltnational empfinden, statt im nationalen Philisterium unsere besten Kräfte zu vergeuden, so wäre längst eine Gegenströmung im Gange, welche den bedrängten Volksgenossen moralischen Ersatz brächte. Das Spiel mit der Völker-Vielherrschaft in Österreich und das Spiel der Alleinherrschaft des Zaren wird auf unsere Kosten geführt. Und wir sind dieselben unverbesserlichen Spieler, wenn wir den Kultureinsatz in jenen Reichen ohne Bedenken hingeben. Das zerrüttet schließlich den weltnationalen Haushalt, vernichtet unseren weltgeschichtlichen Erwerb.

Aus diesen flüchtigen Andeutungen geht bereits hervor, wie ich die „weltnationale Frage" gestellt wissen will. Es ist müßig, zu grübeln, ob es neben dem Staatsrecht des zeitlichen Staates auch ein allgemeines Recht auf Erhaltung der Volksindividualitäten in ihrem vollen Umfange gäbe. Das letztere Recht ist in der Nationalitätenbewegung eingeschlossen, die den Leitgedanken der Geschichte unseres Jahrhunderts bildet, welche Gestalt gewonnen hat und nach weiterer Verwirklichung strebt. Das überhebt auch der Erörterung, ob die nationale Gliederung, welche mit dem Erwachen des Selbstbewußtseins der Völker anhebt, ein dauerndes Bedürfnis des Menschengeschlechtes bleiben werde, oder ob ein soziales Urmeer darüber nochmals hinwegfluten dürfte. Die philantropischen Gleichheitsträume der Kosmopoliten sind durch sozialdemokratische Utopien in den Hintergrund gedrängt worden, doch der heutige Inhalt unseres naturwissenschaftlichen Erkennens verhält sich spröde gegenüber diesem Zukunfts-Aberglauben. Wohl aber verträgt er sich mit der Anschauung von dem Kampfe um das Daseinsrecht der Völker. Und zweifellos ist es, daß wir mitten in diesem Daseinskampfe stehen, welcher die höchsten Anforderungen an die Thatkräfte der einzelnen Volksindividualitäten erhebt. Selbst die Religionskriege des Mittelalters und der Reformationszeit erscheinen uns beim Rückblicke als verkleidete Rassenkämpfe oder Rassenspaltungen, zu welch letzteren wir Deutschen von jeher besonders veranlagt waren. Auch die sittliche Betrachtung der menschlichen Entwicklung kommt bei dem Festhalten an der natürlichen Gliederung nicht zu kurz. Der ernsthafte Beschauer wird eingestehen müssen, daß nur derjenige, welcher seiner Zeit und seinem Volke opferwillig gedient, auch der Menschheit wahrhaft genützt habe. Die Schwarmgeister mögen Allheilmittel feilbieten, welche heute gerühmt werden und morgen vergessen sind. Erstarkung des Volksgeistes: das allein erhebt zu den Höhen, welche das Menschengeschlecht erreichen kann.

Und dieser Volksgeist ist zwar an sprachliche und andere lebendige Überlieferung, an Vaterart und Muttererziehung, nicht aber an die zufällige Geburtsstätte gebunden. Er gleicht dem Samen, der eine bestimmte Triebkraft in sich birgt und von dieser unter passenden Verhältnissen zur Blüte und Frucht entfaltet wird. Äußere Einflüsse können langsame Änderungen oder rasche Entartung herbeiführen, womit die Lebensfähigkeit endet. Jedoch sich zu entwickeln vermag dieser angeborene Volksgeist in verschiedenen Ländern und unter verschiedenen Bedingungen, besonders, wenn er seines Ursprunges nie vergißt. Diese Einheit des Volksgeistes findet ihren sichtbaren Ausdruck in der Nation. Und weil sich mit der Nation der ebenso unmittelbare Begriff des geistigen Nährbodens, des Vaterlandes, verknüpft, so ist das deutsche Vaterland überall dort, wo ein Deutscher die sittlichen und die Kultur-Zwecke seines Volkes im

Digitized by Google

Glauben an dasselbe zu erfüllen strebt. Wer dieses sich zum Bewußtsein gebracht hat, der denkt und handelt weltnational!

Jede sittliche Aufgabe ist unzertrennlich von der Macht, sie zu vollbringen. Es ist mithin die oberste Pflicht einer Nation, durch Vereinigung ihrer sämtlichen Kräfte die höchste Stufe der Macht zu erklimmen, die derselben erreichbar ist. Und sie muß, da der Krieg im Völker-Prozesse noch immer die letzte Entscheidung fällt, den Waffengeist ebenso pflegen wie Volkserziehung und die Ausgestaltung ihrer sozialen Zustände. Sie darf sich vor allem nie auf der That des Widerspruches ertappen lassen, das Ganze um des Einzelnen oder das Einzelne um des Ganzen willen zu vernachlässigen. Wer die Entwicklung des Gemeinwohles und der äußeren Macht seines Volkes verhindert, begeht dasselbe Verbrechen als derjenige, welcher Glieder dieses Volkes gleichgültig dem Absterben überantwortet. Es ist nationaler Hochmut, zu sagen, was kümmern uns die Deutschen in den Ostseeprovinzen, in Siebenbürgen, im Caplande, in den Vereinigten Staaten u. s. w. Man sprengt nicht die Brücken in die Luft, welche das feste Lager der Nation mit den noch verteidigten Brückenköpfen verbinden, denn man schwächt damit auch die Hauptstellung. Aber auch der Deutsche, welcher auf gefährdetem Posten sich dem Feinde ergiebt oder sich von ihm überlisten und überrumpeln läßt, verdient den nationalen Tod und die nationale Verachtung. Er hat nicht nur sich, sondern das ganze Volk geschädigt.

Auch die griechischen Kolonisten, welche infolge von Mangel und inneren Streitigkeiten nach Kleinasien, Sizilien und Süditalien auswanderten, blieben der Väter Sprache und Sitte jahrhundertelang getreu. Und doch verfügte die antike Welt nur über höchst unvollkommene Verkehrsmittel. Unserer Zeit ist es durch ihre hochentwickelte Technik gelungen, den Verkehr beinahe ins Ungemessene zu steigern, den Raum gleichsam zu besiegen. Der Deutsche in New-York ist uns heute in derselben Zeit erreichbar, als der Berliner vor hundert Jahren zur Begegnung mit dem Wiener brauchte. Das war einst der Zukunftstraum schwärmerischer Kosmopoliten, welche in ihrem unklaren Sehnen hofften, daß eine solche Mobilisierung der Kultur zur allgemeinen Völkerverbrüderung führen müßte. Allein gerade das Umgekehrte ist eingetreten. Dieses Aneinanderrücken der Völker, verbunden mit der Zunahme und dem Zusammendrängen der Volksmassen, hat erst recht die Verschiedenheiten der Charakteranlagen ersichtlich gemacht. Dadurch wurde zugleich ein nationaler Wettbewerb entfesselt, welcher mehr schlimme als gute Züge zeigt und dem uralten Neid, dem grimmen Haß und der unausrottbaren Hoffart neue Antriebe und neue Formen der Überwältigung gab. Vom Münzwesen bis zum Austausch der Landesprodukte waltet der zügellose Wunsch, sich auf Kosten anderer Völker zu bereichern, sie wirtschaftlich zu unterjochen, falls man zu dem Schwerte zu greifen zögert. Dieser wirtschaftliche Krieg nimmt immer schroffere Handlungsweisen an und entfremdet innerlich mehr, als es einst gegenseitige Unbekanntschaft gethan. Die vervielfältigten Beziehungen des Weltmarktes haben auch die Streitpunkte der rivalisierenden Nationen vervielfacht. In diesem Wirrwarr sich befehdender Ansprüche klingt nun ein erfreulicher Ton an unser Ohr. Während früher der deutsche Auswanderer, welcher dem zerrissenen Vaterlande und unleidlichen Verhältnissen entfloh, meistens auch den Nationalsinn und die Sprache seiner Kindheit preisgab, entdeckt er jetzt leichter den seelischen Zusammenhang mit dem alten Vaterlande, erlauscht er dabei, daß es neben den äußeren Gütern des Lebens auch unverlierbare tief in der Brust giebt. Und so wird er zum wiedergewonnenen und wiedergeborenen Deutschen. Wenn dieser Deutsche außerhalb des Reiches, befriedigt oder bedrängt in seiner Existenz, an uns herantritt und seinen Anteil an den Freuden und Sorgen der Nation, an ihrem Ringen und an ihrer Größe fordert — dürfen wir ihn kalt abweisen und sagen: „Was gehst Du uns an? Du hast Dich verausländert, unsere Befreiungsschlachten nicht mitgeschlagen, unseren Parteizwisten Dich entrückt!“ Das wäre sinnlose Thorheit und Undankbarkeit gegenüber einer Gemütstreue, welche gleich uns ausgeharrt in den Tagen der Erniedrigung beim deutschen Stamme und nun der befriedigten Sehnsucht froh werden will. Nein, wir müssen vielmehr aus vollem Herzen antworten: „Im deutschen Vaterlande giebt es viel der Wohnungen. Und wo Du auch in überzeugter und unentwegter Nationalgesinnung Deine Stätte aufschlägst, da ist auch dieses Vaterland, das teure. Wir aber wollen deutsche Brüder sein und bleiben von Geschlecht zu Geschlecht.“ Wer so sagt, der fühlt weltnational. Der versteht es, unser Volksvermögen zu bewahren und zu steigern. Der lebt der Zukunft eines vielgeprüften, aber wieder erhobenen Volkes, dem es nur schlecht erging, als es seiner selbst vergaß.

Ich habe, seitdem ich den weltnationalen Gedanken mit Bewußtsein erfaßt und denselben offen verkündet, zahlreiche Beweise in Zuschriften und dergleichen empfangen, daß der deutsche Herzenshort in vielen, die jenseits des großen Meeres Heim und Erwerb suchen mußten, ungeschmälert geblieben ist. Je mehr diese Deutschen in der Zerstreuung an unsere eigene Vaterlandsliebe zu glauben wagen, desto mehr lieben sie auch mit uns die weit erstreckte „Gemeinschaft der Deutschen“, die in Haupt und Gliedern gesunde nationale Kirche, deren Grundvesten gelegt sind, welche aber noch der Vollendung entgegenharrt. Und diese Vollendung zu beschleunigen, soll die Mission aller willenstapferer Deutschgenossen werden. Was wir dafür leisten, das thun wir auch für die Menschheit, welche von der unzersplitterten deutschen Kraft einen unverkümmerten geistigen und sittlichen Fortschritt erwarten darf. Die hinreißende Beredsamkeit, welche Fichte in seinen „Reden an die deutsche Nation“ zu lichtloser Stunde ausgeströmt, geht von der erhabenen Voraussetzung aus, daß die Deutschen allein noch ein Urvolk seien, in welchem die besten Eigenschaften schlummern. Über dieses ideenberauschte Selbstlob bin ich im persönlichen Empfinden, sind die historischen und ethnologischen Forschungen bereits hinausgelangt. Allein wenn wir auch nicht mit der mystischen Weise eines auserwählten Urvolkes uns schmücken wollen, so möge uns doch der edle Ehrgeiz erfüllen, ein Mustervolk zu werden, das Waffenmacht und Geistesmacht würdigen Zielen zuwendet, das sich läutert von angeerbten Untugenden und das auch keinen verloren gehen läßt, der in Wahrheit ein Deutscher ist. Was die Romanen aus sentimental-koketter Eitelkeit, die Britten mit der zähen Nüchternheit eines unerschrockenen Erwerbsvolkes längst sind, was die Panslawisten als Ausgeburt brutaler Herrschaftsträume sich vorspiegeln, das sollen wir Deutsche endlich werden — nämlich weltnational. Gemeinsames Erleiden des Widrigen und Erleben alles Großen, wozu wir veranlagt sind, Sammeln aller lebendigen Kräfte, welche der deutsche Pulsschlag beseelt, organisches Zusammenwirken des Mutter-

Digitized by Google

landes, der alten und der neuen Kolonien deutschen Ursprunges; solche Thatenmale sind die sichtbaren Zeichen jener Volkseinheit, welche wir anstreben müssen!

Ich verlange nicht einmal, daß die nationale Idee zu einer so absolut herrschenden, alles aufsaugenden wird, wie bei den Franzosen, slawischen Völkerschaften oder Magyaren. Nicht ein deutsches Universalreich, welches die anderen Völker unter gleißenden Vorwänden gewaltthätig bevormundet, ist das Ziel meiner Wünsche, noch sehne ich mich im Barbarengeiste der Panslawisten danach, daß wir die neue Gottesgeißel werden. Fremd ist mir auch der Anspruch, daß der Deutsche als eine Art von Tambourmajor an der Spitze der Civilisation marschieren und das klingende Spiel des Ruhmes und des Rühmens mit dem grellleuchtenden Stocke lenken solle. Für mich bedeutet weltnational jener Großbetrieb des Willenlebens unseres Volkes, bei dem jeder Teil desselben, wo auch seine Werkkraft sich entwickeln mochte, herangezogen wird. Die Zeit für eine vaterländische Hausindustrie, welche längst nicht mehr dem gewaltigen Massenzug der Millionen-Völker gewachsen ist, geht zu Ende. Die Selbstbescheidung dünkt manchem vielleicht rührend, aber für politische Idyllen bleibt kein Raum beim ehernen Gange des modernen Schicksales, welches alle unfertigen Kleingebilde vernichtet. Wir müssen die unabläßigen Anbohrungen unseres mit Mühe und Not zusammengeschmiedeten nationalen Staatswesens durch wuchtige Hammerschläge vereiteln und den Diebstahl unseres anderwärts gelagerten Volksstoffes verhindern. Eine Dreistigkeit ohnegleichen ist es, daß in unserer unmittelbarsten Nähe slawische Kleinvölker deutsches Gut entwenden oder zerstören wollen, und eine verderbliche Nachsicht wird es, wenn wir hierzu die Augen zudrücken, des lieben Friedens wegen. Was uns jetzt verloren geht, bringt kein späteres Geschlecht wieder heim, dem wir die Reue über ein feiges Gewährenlassen hinterlassen. Die Enterbten des Deutschtums, welche in anderen Nationalitäten aufgegangen, dürften das Mark derselben bilden, die Faust stärken, welche dann ungestüm an unseres Reiches Pforten pocht. Zu spät wird der deutsche Philister, welchem das weltnationale Szepter aus der Hand gewunden worden, zittern und über Unbill klagen, während er es doch war, der seinen Bruder an Fremde verkaufte. Hätte ich die Beredsamkeit, welche dieses traurige Bild der Zukunft heraufbeschwören könnte wie ein Erschaunis des Tages, so erlangte ich die Genugthuung, daß schon jetzt alle deutschen Herzen vor Zorn erbebten. Der gerechte Zorn muß aber auch die richtige Stunde wählen, in der man den Feind noch vor dem Einbruch in unser Nationalgebiet zurückschreckt. Ist die Verwüstung vollzogen, dann hilft selbst kein Gott mehr.

(Schluß folgt.)

Meine Gedanken.

Meine Gedanken sind Schwalben,
Sie fliegen so weit!
An stiller Hütte nisten
Sie auf der braunen Heid!

Meine Gedanken sind Sterne!
Sie halten bei Nacht
Fromm über jener Hütte
Auf dunkler Heide Wacht.

Meine Gedanken sind Tropfen
Am regnerischen Tag.
An jener Hütte Fenster
Sie klopfen mit leisem Schlag.

Meine Gedanken sind bei Dir,
Mag ich auch ferne sein,
Gott schirme Dich, Du gutes,
Du treues Mütterlein!

Chr. Dietr. Owesen.

Neue Bücher.

Spanische Lieder von Gustavo Adolfo Becquer. Ins Deutsche übertragen von Richard Jordan.

G. A. Becquer (geb. 1836, † 1870) ist der Enkel eines Deutschen, eines Uhrmachers, der nach Sevilla verschlagen worden war. Die gesamten Werke des unglücklichen Dichters, der, fast ohne aufatmen zu können, um das Brot des Tages kämpfen mußte, beschränken sich auf einen Band Legenden, auf eine Reihe von Reisebriefen und auf Gedichte. Die spanische Originalausgabe der „Obras" umfaßt zwei mäßig starke Bände. Der Dichter ist seinem innersten Wesen nach so deutsch, daß manches Gedicht, manche Legende in der Ursprache auf einen Deutschen geradezu den Eindruck einer musterhaften Übertragung macht. Die vorliegende Übersetzung der Gedichte ist gewandt; auch die beigegebene prosaische Einleitung zu den Legenden. Ich empfehle das Bändchen angelegentlich. L.

Handbuch des Sozialismus. Von Dr. jur. Carl Stegmann und Dr. phil. C. Hugo. (Zürich 1894, Verlags-Magazin [J. Schabelitz].)

Dieses Werk, dessen erste Lieferung uns vorliegt, wird in 18 Heften zu 80 Pf. vollständig sein. Die Verfasser — deren eigene politische Ansichten sich nirgendwo vordrängen — sind von dem ehrlichen Bestreben bemüht, in dem nach dem Alphabet angeordneten Handbuche alles zu erläutern, was mit dem Sozialismus im Zusammenhange steht. Das erste Heft enthält neben ziemlich vielen kürzeren Lebensabrissen größere Artikel über „Alliance international"; Amerika; Anarchismus; Arbeiterausschüsse; Allgemeiner Deutscher Arbeiter-Verein; Arbeiterversicherung; Arbeitsamt; Baboeuf; Bakunin u. s. w. Sie sind so eingehend gehalten, als es der Raum erlaubt, und stellen den Stoff in klarer Sprache dar. Ich empfehle das Nachschlagebuch allen, die einen bequemen Überblick gewinnen wollen. Über das Ganze soll nach Vollendung berichtet werden.

Die Entwicklung der Ehe. Von Th. Achelis. (Berlin 1893, Emil Felber.) 2,60 Mk.

Der Band gehört als zweiter der Reihe zu einer größer angelegten Sammlung, die unter dem Titel „Beiträge zur Volks- und Völkerkunde" von dem genannten Verleger herausgegeben wird. Der erste Band „Wlislockis Volksglaube und Volksgebrauch der Siebenbürger Sachsen" ist an dieser Stelle schon besprochen worden.

Th. Achelis hat die bis jetzt vorhandenen Vorarbeiten mit großer Gewissenhaftigkeit studiert und die Ergebnisse, ohne sich stets des eigenen Urteils zu begeben, in klarer Sprache dargestellt. In fünf Abschnitten behandelt er: „Die primitive Ehe"; „Die individuelle Ehe"; „Die Verwandtschaftsverhältnisse (Mutterrecht, Vaterrecht; Zwischenstufen; Eltern-

Digitized by Google

recht und künstliche Verwandtschaft)"; Die Eheschließung" und „Die Eheauflösung". Es war nicht leicht, auf 122 Seiten den Stoff zu bewältigen, aber der Versuch ist gelungen. Einen Fehler teilt das Buch mit den meisten Darstellungen des Gebietes: Man baut die Urgeschichte zu sehr nach den Verhältnissen auf, die bei den sogenannten Naturvölkern der Gegenwart sich finden und vernachlässigt zu sehr die psychologischen Vorgänge. Bachofen, obwohl oft sehr einseitig in seinen Rückschlüssen und zu Übertreibungen geneigt, hat in dieser Richtung zuweilen ein sehr feines Gefühl bewiesen. Dies zeigt auch die von Achelis angeführte Stelle (S. 7) aus der Vorrede seines „Mutterrechts". — Das Unternehmen sei unseren Lesern empfohlen. Als 3. Band werden „Lieder und Geschichten der Suaheli" von C. G. Büttner erscheinen.

Auf dem Wege zur deutschen Einheit. Erinnerungen und Aufzeichnungen eines Mitkämpfers aus den Jahren 1867—1870. Von Hans Blum. (Jena 1893, Hermann Costenoble.) 2 Bde.

In zwei starken Bänden giebt der Verfasser, ein Sohn Robert Blums, eingehenden Bericht über jene für die letzten 23 Jahre so wichtige Zeit von 67—70. Er war, damals erst ein Sechsundzwanzigjähriger, in den Reichstag des Norddeutschen Bundes gewählt worden, in dem er sich den Nationalliberalen angeschlossen hat. Seine schriftstellerische Begabung kommt ihm sehr zu nutzen. Er schildert lebendig, mit sichtlicher innerer Teilnahme, ja oft Begeisterung, und bringt eine Menge kleiner kennzeichnender Züge, die dem Geschichtsschreiber oft mehr sagen, als die schönsten Urkunden. Vielenorts sind größere Abschnitte gehaltener Reden und Auszüge der Vorlagen eingeschaltet. Der zweite Band enthält von S. 175—358 Kriegsberichte, deren frische Anschaulichkeit ihren Wiederabdruck rechtfertigt. Dies Werk sei der Beachtung empfohlen.

Faust in der Geschichte und Tradition. Mit besonderer Berücksichtigung des okkulten Phänomenalismus und des mittelalterlichen Zauberwesens. Als Anhang: **Die Wagnersage und das Wagnerbuch.** Von Carl Kiesewetter. (Leipzig 1893, Max Spohr.)

Wir besitzen ein reiches Schrifttum über die Gestalt des Faust. Aber dennoch eignet diesem neuen Werke selbständige Bedeutung. Es dürfte gegenwärtig kaum einer in Deutschland sich mit dem Verfasser an Belesenheit, was das sogenannte „okkulte" Schrifttum betrifft, messen können. Kiesewetter benutzt für seine Darstellung eine große Zahl bis jetzt unbeachteter Quellen. Zunächst untersucht er sie, um die Gestalt des geschichtlichen Faust als solche nachzuweisen. Es dürfte wenig gegen seine Ausführungen einzuwenden sein. Im zweiten Buche behandelt K. die Volksbücher von Faust und fügt in die Erläuterung eine Menge von wertvollen Erörterungen über die Magie, über die Geschichte des Glaubens an Teufelsbündnisse u. a. ein. Fesselnd ist der Abschnitt über Mephistopheles. Das 3. Buch führt in noch bedeuterem Umfang die dem Faust zugeschriebenen Höllenzwänge und verwandte Zauberbücher vor, beschäftigt sich dann mit Theurgie, Nekromantie und Kryställseherei des 15. und 16. Jahrhunderts und bietet so eine ungemein reichhaltige Geschichte des Zauberwesens, die sitten- und geistesgeschichtlichen Wert besitzt. Den Schluß bilden Nachträge, deren größter Wagner betrifft. Dem starken Bande sind 33 Abbildungen eingefügt, angebliche Bildnisse des Faust und anderer verwandter Gestalten, Bilder aus dem alten Höllenzwang u. s. w. Alle gut ausgeführt. Es ist ganz gleichgiltig, wie man sich zum Okkultismus stellen mag; das Buch bietet auch denen, die K.'s Überzeugungen nicht teilen, eine Menge des Merkwürdigen und Neuen und es ist wirklich ein Denkmal eisernen Fleißes. Wir werden gelegentlich einen kleinen Abschnitt über Mephisto im Beiblatt bringen.

Von demselben Verfasser sind im gleichen Verlage erschienen:

1) **John Dee, ein Spiritist des 16. Jahrhunderts.** Mit dem Protokoll der ältesten bekannten spiritistischen Sitzung vom 28. Mai 1583 und den Porträts von Dee und Edw. Kolley.

John Dee ist ein so eigenartiger Mensch, daß sein Lebenslauf auch den Gegner des Spiritismus fesseln kann.

2) **Die Entwicklungsgeschichte des Spiritismus von der Urzeit bis zur Gegenwart.** Vortrag, gehalten in der Loge „Zum Licht" in Hamburg.

Auf etwa drei Bogen ist eine gedrängte Geschichte des Spiritismus gegeben.

Religiös-soziale Bilder aus der Geschichte des deutschen Bürgertums von G. Maisch. (Leipzig 1883, Reinhold Werther.)

Wir haben den Anfang des vortrefflichen Werkes unseren Lesern schon empfohlen und damals auch ein Bruchstück zur Probe der Darstellung im Beiblatte abdrucken lassen. Seitdem sind uns zwei neue Abteilungen zugekommen, die den ersten Band mit der Schilderung der religiös-sozialen Kämpfe des 16. Jahrhunderts schließen. Prof. Maisch verfügt über großes Wissen und klare frische Darstellung, welche die Teilnahme niemals erlahmen läßt. Aber er verliert sich nicht, so leicht das bei der Fülle der Einzelheiten möglich wäre, in Kleinigkeiten, sondern behält stets den leitenden Gedanken fest in der Hand. Das Werden, Blühen und Sinken des sozial-religiösen Geistes innerhalb des Bürgertums tritt uns lebendig entgegen. Auch wer nicht ganz auf seinem Boden steht, wird manches Neue kennen lernen, und wird der redlichen Gesinnung des Verfassers Achtung zollen müssen. L.

Schaupöbel. Stuck, Klinger, Exter, v. Hofmann ꝛc. „Die künftigen Heroen der Rumpelkammer". Glossen zum Streit der Alten und Jungen von F. von Franquet. (Leipzig 1893, Max Spohr.)

Es hat mich gefreut, das von mir für einen Teil des Publikums gebildete Wort auf dem Titel der Flugschrift zu finden. Der Verfasser ist voll von Begeisterung für die neueste Malerei und seine Wärme ist wohlthuend. Aber er steckt doch noch zu sehr in seinem Stoffe, um ruhig über ihn urteilen zu können, und sieht nur die Vorzüge, denen er größere Bedeutung zuschreibt, als sie innerlich besitzen. Aber wenn nicht einmal die Jugend überschäumen dürfte, wäre es wahrhaft traurig. Und es ist köstlich, begeistert zu sein. Vielleicht verbreiten solche Flugschriften doch auch etwas Wärme dorthin, wo der Schaupöbel in dichten Scharen wohnt — nach Berlin selbst. L.

Zur Besprechung eingesendete Bücher.

Erzählungen.

C. Treutler: **Bürgerlich.** Novelle. Berlin 1893, Bibl. Bureau. — Anna Croissant-Rust: **Lebensstücke.** München, Dr. E. Albert. — Rudolf von Gottschall: **Dämmerungen.** 3 Bde. Breslau, Trewendt. — Ilse Frapan: **Bekannte**

Digitized by Google

Geschichte. Berlin, Gebr. Paetel. A. Meinhardt: Heinz Kirchner. Berlin, Ebenda. — Olga Wohlbrück: Glück. Novellen. Berlin, Felber. — Doris von Spättgen: Gespenster. Rübezahl. Jena, Costenoble. — B. Clement: Tage des Glücks. Stuttgart, Weise. — Agnes Hoffmann: Ruth. Stuttgart, Weise. — Auguste Hauschner: Doktor Ferenczy. Berlin, Bibl. Bureau. — „Lazare, komm heraus!" Aus Come forth von Phelps und Ward frei übertragen. Leipzig, Hobbing. — Wilh. Bode: Individ. Leipzig. Tienken. — O. Elster: Majana. Breslau, Schottlaender. — Reich werden. Roman von C. Karlweis. Stuttgart, Bonz & Co.

Dichtungen.

M. Meinhard: Meine Frau und ich. Lieder eines glücklichen Ehemannes. Berlin, Bibl. Bureau. — Lieder eines Taubstummen. Verlag von Kaiser in Bern. — W. Arent: In Flammen. München, Poeßl. — Karl Friedr. Jordan: Morgenglühen. Oden und Lieder eines Antimodernen. Berlin, Rehtwisch. — Heinrich von Reder: Rotes und blaues Blut. München, Dr. Albert. — W. Arth. Jordan: Dichtungen. 2. Aufl. Weimar, Zuckschwerdt. — Albert Möser: Pol de Mont. Idyllen. Berlin, Lüstenöder. — Max Hoffmann: Morgenstimmen. München, Dr. Albert. — Pharus am Meere des Lebens. 12. Aufl. Leipzig, Bädecker. — Wilh. Jensen. Holzwegtraum. 2. Aufl. Berlin, Felber. — Emil Roland: Der Cantor von Orlamünde. Oldenburg, Schulze. — Detlev von Liliencron: Neue Gedichte. Leipzig, Friedrich. — Ernst Rosmer: Wir Drei. Fünf Akte. München, Dr. Albert. — Herm. Friedrichs: Chryssoulas Liebe. Bühnendichtung. Leipzig, Mutze. — Franz Blei: Die rechtschaffene Frau. Drama. Berlin, Bibl. Bureau.

Vermischtes.

Prof. Dr. Max Koch: Geschichte der deutschen Litteratur. Stuttgart, Göschen. — H. von Basedow: Charaktere und Temperamente. Berlin, Rentzel. — H. Merian: Karl Bleibtreu als Dramatiker. Leipzig, Friedrich. — Th. von Sosnosky: Ridicula. Breslau, Trewendt. — Heinrich Keiter: Praktische Winke für Schriftsteller. Die Kunst, Bücher zu lesen. Regensburg, Selbstverlag. — Th. von Sosnosky: Der Sprachwart. Breslau, Trewendt. — Graf von Schack: Die englischen Dramatiker vor, neben und nach Shakespeare. Stuttgart, Cotta. — Benno Rüttenauer: Der kleine Volland. München, Dr. Albert. — Otto Henne am Rhyn: Geschichte des Rittertums. Leipzig, Friesenhahn. — Dudler und Dulder. Studien über die Anmaßungen der Tonkunst. Leipzig, Reißner. — K. Th. Gaedertz: Friedrich der Große und General Chasot. Bremen, Ed. Müller. — Otto Ziemssen: Makrokosmos. Gotha, Thienemann. — Henry Harley: Von den letzten Dingen. Hannover, Carl Meyer. — Reinhold von Stern: Stimmen der Stille. Zürich, Stern. — Dr. W. Rubens: Das Talmudjudentum. Zürich, Schabelitz. — P. Wafer: Sport- und Schlachtkaninchenzucht. Magdeburg, Kreutz. — Aus dem Hamburg der 60er Jahre von Kopal. — Karl Pröll: Vergessene deutsche Brüder. Wanderungen im Böhmerwalde und im Sachsenlande Siebenbürgens. 3. Aufl. Leipzig, Reclam.

Briefkasten.

Herrn E. S. in T. Noch nicht reif genug. — Golona. Sprache und Form genügen noch nicht. — Herrn C. H. in St. Wärme der Empfindung ist vorhanden, aber Eigenart des Ausdrucks fehlt noch. Ästhetische Abhandlungen kann ich vorläufig nicht brauchen, da zu viel davon daliegt. — Neue Proben in D. „Verkehrte Welt" hat einen guten Gedanken, aber der Rhythmus ist leider gar zu lässig behandelt. Besten Gruß. — Herrn P. G. in K. „Hedwig" ist gut für Hedwig, für uns aber genügt es noch nicht. — Frl. A. G. in Gr. (Rheinpfalz). Aus den Gedichten und Gedanken spricht ein warmes Herz. Aber beiden fehlt es noch an Eigenwesen. Besten Gruß. — Frl. H. in St. Gutgemeinte Anfängerarbeit. Briefliche Antwort unmöglich. — Frl. Elis. J. „Einzige Zuflucht". Leider nicht verwendbar. — Herrn E. S. in N. Zu wenig Eigenart — Tertianer in W. Aus Verszeilen Heines ein neues „Gedicht" zusammenkleistern, heißt noch nicht dichten. — Besorgter Vater. Da müssen Sie mit dem Hausarzte sprechen. Besten Dank für die wohlwollende Gesinnung. — stud. Pf. in W. Ihre Lyrik ist schmierig. — Frau L. G. R. M. in P. Das Buch hätte schon im September gedruckt werden sollen, aber der Verlag hat bis heute noch nicht den Satz beginnen lassen. Beste Empfehlung. — Herrn Dr. jur. L. R. in B. Ich habe es schon mehrmals ausgesprochen, daß ich weder der Egidy-Gemeinde noch der „Ethischen Gesellschaft" angehöre, obwohl ich H. v. E.'s reine Gesinnung kenne und schätze und weiß, daß auch in dem zweiten Vereine sich achtbare Männer befinden. Die Bewegungen zu bekämpfen habe ich nicht die Zeit. Ich halte es für besser, in meinen Schriften und hier in der Roman-Zeitung für positive Ziele einzutreten, statt meine Kraft in der Verneinung fremder Bestrebungen zu zersplittern. Im Zusammenhange habe ich meine Anschauungen im „Andachtsbuche eines Weltmannes" ausgesprochen (Hans Lüstenöder, Berlin W. 30) und in den „Laienpredigten", die bei Schall und Grund (Berlin W.) erscheinen. Besten Gruß. — Frl. C. F. in H. Senden Sie. — Frau A. S. M. Wie gerne sagte ich Ihnen: Ihre Gedichte sind zu verwenden. Aber wie sehr auch Ihre Denkungsart und Ihr ehrliches Fühlen mich anspricht, so muß ich doch das alte Urteil abgeben: Sprache und Form wimmeln von Fehlern und echte dichterische Begabung ist überhaupt nicht vorhanden. Nichts für ungut. Hier sitze ich — Gott helfe mir, ich kann nicht anders. — Frl. A. D. in M. Die Gedichte sind von ungesunder Lüsternheit veranlaßt. Diese widert mich bei Männern an, noch mehr aber bei einem weiblichen Wesen. Ich bin auch wohl nicht „modern" genug, um den Ausdruck hysterischer Erregtheit schön zu finden.

Inhalt der No. 9.

Rang und Geld. Roman von Helene v. Beniczky-Bajza. — Verurteilt. Roman von Josephine Gräfin Schwerin. Schluß. — **Beiblatt**: An meine Mutter. Von Hans Nordeck. — Bubis Brief. Dem Leben nacherzählt von Victor von Kohlenegg. — Tod. Von Alice Kurs. — Weltnational. Von Karl Pröll I. — Meine Gedanken. Von Dietrich Owesen. — Neue Bücher. — Zur Besprechung eingesendete Bücher — Briefkasten.

Verantwortlicher Leiter Otto von Leirner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Digitized by Google

Deutsche Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 10.

Rang und Geld.

Roman

von

Helene von Beniczky-Bajza.

(Fortsetzung.)

Jenö nahm seinen Spaziergang im Zimmer wieder auf. Seine erregte Miene zeigte an, daß er die Worte seines Bruders nicht leicht hinnehme und daß er, was er selten zu thun pflegte, über dieselben nachdenke. Einige Minuten herrschte tiefe Stille im Zimmer, beide Artemons schienen in Gedanken verloren.

„Schließlich," begann Albert, „müssen wir etwas thun und auch mit unserer Mutter sprechen."

„Was sollen wir ihr sagen?"

„Wenigstens so viel, daß unsere Angelegenheiten in ein sehr verwickeltes Stadium gelangt seien . . . „In diesem Augenblicke hallte der scharfe Ton einer Glocke durch das Schloß, welcher die Familie zum Dejeuner rief.

„Sollten sie schon aufgestanden sein?" fragte Jenö, seine Uhr hervorziehend, mit einer gewissen Unruhe. „Richtig, es ist schon zwölf Uhr und wir haben heute noch nicht gegessen, ein anderes Mal hätte ich es in der Frühe ohne eine Tasse Thee nicht ausgehalten."

Albert folgte ihm wortlos und beide begaben sich auf die neben dem Wintergarten befindliche Veranda, deren Dach mit roter Leinewand überzogen war, und die der dort befindlichen, um den Frühstückstisch versammelten, fröhlichen Gesellschaft angenehmen Schatten bot. Csilla sah in ihrem weißen Spitzenkleide, mit dem himmelblauen Bande um die Taille, sehr schön aus. Noch ein junges Mädchen war im Schloß geblieben, und mit dieser unterhielt sich Csilla; neben ihnen stand Szent-Tamassy, der mit ihnen zu scherzen schien.

Als die Gräfin ihre Söhne erblickte, reichte sie freudestrahlend Jenö die Hand, der ihr Liebling und ihr Stolz war.

„Gestern fragte ich Dich gar nicht, was Dich so unerwartet zu uns brachte: nach Deinem Briefe dachten wir, daß Du schon nach London unterwegs seist."

Jenö zog die Hand seiner Mutter an die Lippen.

„Das war meine ursprüngliche Absicht, allein ich änderte sie, weshalb, werde ich Dir später mitteilen."

So sehr sich auch Jenö bestrebte, heiter und gelassen zu scheinen, hatte diese Antwort dennoch ungewöhnlich ernst geklungen, so daß die Gräfin Artemon überrascht aufblickte.

„Ist etwas Besonderes geschehen?"

„Nichts Besonderes," erwiderte Jenö lächelnd, und die alte Dame war sogleich wieder beruhigt.

Neben ihr saß die Baronin Cservary, eine mit ihr in gleichem Alter befindliche Dame, ihre Jugendfreundin, und ein General, der die Damen unterhielt.

„Du bist glücklich, Annette," sagte die Baronin Cservary zu der Hausfrau, daß Du Deine Söhne in Deiner Nähe haben kannst. Der meinige ist in Konstantinopel bei der Botschaft, und es ist mir, als ob ich gar keinen Sohn hätte."

„Du hast recht, ich bin darin glücklich," erwiderte heiter die Gräfin Artemon. „Ich war immer dagegen, daß meine Söhne irgend eine Laufbahn betreten, und nun sehe ich erst, wie recht ich hatte! Meiner Ansicht nach kann es für einen Edelmann nur eine einzige Laufbahn geben: die militärische, diese allein ist seiner würdig, jede andere ist nur eine Nachäffung der demokratischen Prinzipien und des hochtönenden Fortschrittes, die Gott sei Dank über meine Schwelle noch nicht hereinkamen und, so lange ich lebe, auch nicht hereinkommen werden."

Tiefe Stille folgte dieser in stolzem Tone ausgesprochenen Erklärung, den beiden Artemons jedoch klang sie fast wie Hohn in den Ohren.

Jenö wandte sich ab. Albert heftete den Blick auf die weit geöffnete Thür, und nur der General pries die Prinzipien der Gräfin. Auch er denke völlig so, sprach er, und wenn die Aristokratie überall dieser Meinung wäre, würde es weniger Mes-

Digitized by Google

alliancen und weniger Skandale in der Welt geben.

Als Szent-Tamassy hörte, wovon die Rede sei, trat er hinzu.

„Sie sprechen von Mesalliancen?“ fragte er lächelnd. „Als ich in Budapest bei Dir weilte, Jenö, hörte ich, daß Du der Tochter eines reiches Fabrikanten den Hof machst.“

„In Budapest hört man allerei Gerüchte.“

„Und daß Du sie heiraten wirst. Man sagt, sie sei eine einzige Tochter und erhalte sechs Millionen Mitgift.“

Das Gesicht der Gräfin Artemon überflog ein zürnender Ausdruck.

„Gott sei Dank, die Artemons haben niemals wegen des Geldes geheiratet, und werden auch in Zukunft das Mädchen, welches sie heiraten wollen, nicht fragen: wie viel besitzest Du, sondern — wer bist Du?“

„Das Ganze mag ja nur ein schlechter Scherz gewesen sein,“ sprach Graf Szent-Tamassy entschuldigend, als er bemerkte, daß dieser Gesprächsstoff Jenö sehr unangenehm sei, und er beeilte sich daher, denselben zu ändern.

Der ganze Tag verfloß ziemlich fröhlich. Das zweite Frühstück wurde erst spät um drei Uhr eingenommen. Vor dem Diner hatten sich schon alle Fremden aus dem Schloß entfernt, mit Ausnahme von Szent-Tamassy, der — wie es schien — sich von Csilla nicht trennen konnte.

Als Jenö und die Gräfin, allein geblieben, an einem stillen Platze des Parkes spazieren gingen, brachte der ältere Artemon die Rede allmählich auf die Vermögensangelegenheiten und trug seiner Mutter im einzelnen die vorhandenen Übelstände vor. Die Gräfin verstand anfangs nicht, wovon ihr Sohn spreche, dann wollte sie es nicht glauben, und schließlich verbot sie ihm voll Zorn, zu ihr von so gewöhnlichen Dingen zu sprechen. Sie verstehe Geldangelegenheiten nicht, wolle auch von denselben weder wissen noch hören. Die Leitung und Instandhaltung des Vermögens sei Sache des Rechtsanwalts und des Güterdirektors, und es wäre ihr am liebsten, wenn sich auch ihre Söhne in solche, für sie nicht passende Dinge nicht einmengen wollten.

Schließlich wurde Jenö, so befangen und blind er auch bisher gewesen, durch die Not gereizt.

„Aber liebe Mama, wir stehen am Rande des Ruins!“ rief er ausbrechend, „und es ist möglich, daß Alba schon in nächster Zeit nicht mehr uns gehören wird, und wir nicht wissen werden, wo wir wohnen sollen . . .“

All dies zu sagen, war sehr grausam, allein er war ein sehr heftiger und ungeduldiger Mensch. Verwöhnt durch seine Eltern und durch die Welt, hatte er sich niemals darum bekümmert, was andere empfanden, ihn beschäftigte stets nur sein eigenes Ich.

Verstummend blickte ihn die Gräfin an.

Nicht vor Schreck, sondern vor Staunen, sie dachte, daß ihr Sohn phantasiere, und in ihrem Gehirn tauchte die Frage auf, ob er wohl berauscht, oder verrückt sei.

Keine Macht der Welt hätte sie glauben machen können, was Jenö ihr gesagt hatte.

„Rufe Albert her,“ sagte sie endlich voll Zorn zu Jenö. „Ich werde mit ihm sprechen, denn Du hast, wie es scheint, Deinen Verstand gänzlich verloren.“

Der jüngere Bruder war gezwungen, die Behauptungen Jenös zu bekräftigen und die Dunkelheit, welche seine Mutter umgab, durch Erklärungen aufzuhellen.

Endlich begann sich der Schleier, der die Augen der Gräfin umdunkelt hatte, zu zerteilen. Man brachte sie halb ohnmächtig in ihre Gemächer, und sie hatte nicht mehr die Kraft, beim Diner zu erscheinen. An ihrer Stelle machte dann Graf Jenö die Honneurs. Nach dem Diner ging der ältere Artemon mit ruhiger Seele schlafen, indem er erklärte, daß er sich von der Reise und von dem Balle sehr ermüdet fühle.

Albert suchte seine Mutter auf, während Csilla mit dem Grafen Szent-Tamassy und ihrer englischen Gesellschafterin in dem großen, glänzend erleuchteten Salon allein zurückblieb. Die Engländerin unterhielt sich mit einer Handarbeit und verstand kein Wort von der Unterhaltung des jungen Paares, welche in ungarischer Sprache fortgesetzt wurde.

„Was ist denn an dem, was Sie heute früh über Jenö erzählten?“ fragte Csilla unter anderem den Grafen. „Mama wurde davon ganz aufgeregt.“

„Das staunenswerte Gerücht war ernstlich verbreitet.“

„Über Jenö, mit seinem Stolze und seinen Prinzipien? Es ist wirklich lächerlich, daß man so etwas über ihn spricht.“

„Das bedeutet,“ erwiderte Graf Anton scherzend, „daß es in der Familie alsbald Hochzeit geben wird.“

Das flammend rote Gesicht Csillas zeigte, daß ihr dieser Scherz zu Herzen gedrungen war.

„Zwischen Jenö und der Fabrikantentochter?“ fragte sie rasch, jedoch mit unsicherer Stimme.

„O nein, Komtesse. Ich meine eine ganz andere Heirat, und ich sehe es an Ihrem Blicke, daß Sie auch erraten haben, was ich damit sagen wollte. Antworten Sie, ich bitte, wie es Ihnen Ihr Herz befiehlt.“

„Ich verstehe Sie nicht,“ stotterte Csilla verwirrt.

„Und ich versichere Ihnen, daß Sie mich verstehen. Wenn diese englische Dame nicht da wäre, würde ich Ihre Hand sogleich in die meinige nehmen und Sie fragen, ob Sie mir dieselbe für ewig lassen wollen?“

„Thun Sie das nicht, Anton . . .“

„Eben deshalb bitte ich nur wörtlich um Ihre Antwort.“

„Was wollen Sie wissen?“

„Ob Sie mich lieben, und ob Sie meine Gattin werden wollen und mich zum glücklichsten Menschen machen?“

„Muß ich darauf unbedingt antworten?“ fragte Csilla mit einem schalkhaften Lächeln und einem warmen Blicke.

„Ja und zwar sogleich,“ setzte der junge Mann

Digitized by Google

ebenso schalkhaft und ebenso warm fort, „denn sonst wird die aufgehende Sonne einen Selbstmörder in Alba erblicken."

„Nun, damit dies nicht geschieht, so sage ich Ihnen, was Sie ohnehin schon längst wissen, daß ich Sie liebe!"

Der junge Mann ließ einen Ruf des Entzückens vernehmen.

Die Engländerin blickte von ihrer Arbeit auf; sie erriet ungefähr den Stoff der Unterhaltung, denn sie lächelte bedeutungsvoll.

Nach diesen Erklärungen folgte ein sehr glückliches Plaudern. Sie bemerkten kaum, daß Mitternacht herannahte. Die Lakaien brachten unter Führung des Kammerdieners den Thee herein und bald darauf erschien auch Albert. Er sagte, daß die Gräfin sich noch immer schwach fühle und den heutigen Abend im Bette verbringen müsse.

Das glückliche Liebespaar bemerkte die auffallende Blässe Alberts nicht, auch nicht das erzwungene Lächeln, welches angesichts ihrer Heiterkeit zuweilen über seine Lippen flog. Nach den Aufregungen der letzten Tage that es seinem Herzen wohl, beim Anblicke dieses glücklichen, hoffnungsvollen Paares auszuruhen, und als sie sich trennten, und er seine Schwester zu der noch immer leidenden Mutter begleitete, dankte er Gott für das, was Csilla dort erzählte. Das Mädchen beschrieb ihnen ihre Freude und ihr Glück über die Erklärung des Grafen Anton, den sie nicht bloß als eine glänzende Partie betrachtete, sondern auch als den Erwählten ihres Herzens.

Die Gräfin vergoß Thränen der Freude und des Schmerzes zugleich, Albert aber dachte: diese Eine von unserer Familie ist gerettet, für sie ist die Zukunft gesichert, aber nur Gott weiß es, was mit uns anderen geschehen wird . . .

Sechstes Kapitel.

Am nächsten Tage fühlte sich die Gräfin Artemon wohler. Der unerwartete Schlag hatte ihre Nerven zwar erschüttert, allein sie raffte sich dennoch auf, und als Graf Szent-Tamassy sie fragen ließ, ob er sie in der Mittagstunde sprechen könnte, da er abreisen müsse, stand sie auf, ließ sich ankleiden und nahm auf dem Balkon ihres kleineren Salons Platz, wo sie den Grafen erwartete.

Sie wußte mit Bestimmtheit, daß dieser um die Hand ihrer Tochter bei ihr anhalten werde, und die Freude darüber verlieh ihr eine staunenswerte Kraft.

Szent-Tamassy hielt thatsächlich in aller Form um die Hand Csillas an, und erhielt sie auch, darauf verabschiedete er sich von der Gräfin mit der Erklärung, daß er in zwei Tagen mit seinem Vater wieder nach Alba zurückkommen werde, der seine Bitte wiederholen würde.

Nach dem gestrigen düsteren Tage, war der heutige ein wahrer Tag des Glanzes für die Familie Artemon und als Szent-Tamassy Alba verlassen hatte, war die erste Handlung der Gräfin, den Haushofmeister rufen zu lassen.

„In zwei Tagen langt der alte Graf Szent-Tamassy mit seinem Sohne hier an," sagte sie zu dem Eintretenden. „Sorgen Sie dafür, daß er von einem Glanze empfangen werde, wie ihn dies Schloß seit Ihrem Hiersein noch nicht gesehen hat. Eilen Sie mit Ihren Anordnungen, damit nichts versäumt wird, und scheuen Sie weder Geld noch Mühe. Ich wünsche, daß der alte Graf, der sehr viel, vielleicht sogar alles, was Europa an Pracht besitzt, schon gesehen hat, durch den Glanz, den er hier vorfindet, überrascht werde."

Der Haushofmeister entfernte sich nach einer tiefen Verbeugung und eilte sofort an die herrschaftliche Kasse, um zehntausend Gulden aufzunehmen.

„Bringen Sie eine Anweisung auf diesen Betrag," sagte ihm der Kassierer, und der Haushofmeister begab sich zu Albert, um dieselbe von ihm zu erbitten. Albert wollte seinen Ohren nicht trauen.

„Warten Sie," sprach er zu ihm, „ich will noch erst mit der Mutter darüber sprechen."

„Versäumen wir nur nichts, Herr Graf, die Sache hat Eile; ich habe besondere Ideen, zu deren Ausführung man Zeit braucht."

„Ich gehe sogleich," erwiderte Albert und eilte niedergeschlagen zu seiner Mutter, die ihn in der fröhlichsten Stimmung empfing, und die, wie es schien, die Vorfälle von gestern schon ganz vergessen hatte.

Es entstand ein langer Disput zwischen Mutter und Sohn, und das Ende desselben war, daß Graf Albert zum Kassierer ging, der Kasse entnahm, was er darin fand — an sechstausend Gulden — und dieselben zur Deckung der Festeskosten dem Haushofmeister übergab. Dieser fuhr mit dem nächsten Zuge nach Budapest.

Albert aber suchte dann Jenö auf, teilte ihm mit, was geschehen sei, was die Mutter gewünscht habe und daß er genötigt gewesen, den letzten Inhalt der ohnehin leeren Kasse zu diesem Zwecke in Anspruch zu nehmen.

„Aber das müssen wir doch thun, Albert," erwiderte der ältere Artemon stolz. „Dies geschah ja immer, wenn ein wichtiger Besuch in Alba erschien, und Graf Benö Szent-Tamassy ist uns jetzt ein doppelt wichtiger Gast."

Graf Albert wandte sich seufzend um und begab sich in der erbittertsten Gemütsstimmung in seine Zimmer. Dort erwartete ihn sein Diener mit einem Briefe.

„Ein Schreiben vom Rechtsanwalt Berger, Herr Graf," sagte der Diener, indem er den Brief auf silbernem Teller überreichte. „Ein Berittener kam damit her — und bittet um Antwort."

Albert erbrach den Brief und las folgendes:

„Hochgeborener Herr Graf!

Der Fabrikant Hermajos ist bei mir und wünscht mit Euer Hochgeboren zu sprechen. Er ist, wie es scheint, geneigt zu unterhandeln, will aber, wie er sagt, Alba nicht eher betreten, bis . . . doch lassen wir das! Er wird seinen Wunsch persönlich mitteilen. Wenn daher Euer Hochgeboren

Digitized by Google

geneigt sind, ihn zu hören, belieben Sie in die Stadt zu kommen. Er will mit dem Nachmittagszuge um sechs Uhr nach der Hauptstadt zurückreisen. Ihre gefällige Antwort erbittend u. s. w.

Dr. Karl Berger."

Albert, der ohnehin schon auf das höchste erregt war, setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb mit flammender Miene und mit zitternder Hand folgendes:

„Wenn Herr Hermajos mit mir zu sprechen hat, bin ich immer zu Hause zu finden. Ich habe mit ihm nichts zu thun.

Albert Artemon."

Diese Antwort war unter den gegenwärtigen Umständen unbesonnen genug, allein der Stolz ist eine so hartnäckige Eigenschaft, welche oft selbst das größte Elend und die härtesten Prüfungen nicht auszulöschen vermögen.

Und Graf Albert stand erst am Beginn seines Lebensdramas.

Vom Rechtsanwalt Berger kam keine Verständigung mehr. In Alba rüstete man eifrig zu dem feierlichen Empfange vor, welcher auch stattfand. Der alte Szent-Tamassy war von demselben entzückt. Graf Anton und Csilla wurden Verlobte und die Bewohner der Gegend wurden von dem freudigen Ereignisse verständigt. Gratulationen, Briefe und Gäste folgten einander auf Alba. Alles war vergessen, was vor einigen Tagen so drohend erschien. Außer Albert, der es zuweilen that, gab sich niemand trüben Gedanken hin. In der glänzenden und heiteren Gesellschaft dachte niemand an die drohende Gefahr.

Eines Tages erschien indessen der Rechtsanwalt Berger wieder und wies einen auf zweihunderttausend Gulden lautenden Wechsel vor, welcher binnen drei Tagen eingelöst werden mußte.

Dies rüttelte die Artemons wieder aus ihrem Rausche auf.

„So zahlen Sie ihn aus, Herr Rechtsanwalt," sagte Jenö zu Berger.

„Sogleich, wenn ich das Geld von dem Kassierer erhalte," erwiderte dieser mit der größten Ruhe.

Allein die Kasse war leer, man wußte nicht einmal mehr, wovon man die ökonomischen und Haushaltungsausgaben decken sollte. Und auch die Banken, bei denen man versäumt hatte, die ziemlich bedeutende Beträge ausmachenden Zinsen zu bezahlen, hatten dem Rechtsanwalt Mahnungen zugeschickt.

Das so lange künstlich aufrecht erhaltene Gebäude, der Kredit und das scheinbare Vermögen der Artemons, stürzte auf einmal ein.

Die Herrschaft Alba wurde gepfändet, wie auch die übrigen in ferneren Gegenden gelegenen Besitzungen. Die Feilbietung wurde ausgeschrieben und die Artemons wurden in den Augen der Welt zu Heimatlosen und Bettlern.

Der Rechtsanwalt Berger versuchte noch einmal, den ihm vom Fabrikanten Hermajos übermittelten Antrag vorzutragen.

„Wenn Graf Jenö geneigt ist, die Tochter des [illegible]en zu heiraten, so ist Hermajos, der Alba ankauft, bereit, die Herrschaft seinem Schwiegersohne sofort zurückzugeben und dieselbe auf die Namen beider eintragen zu lassen; sie wird zu gleichen Teilen dem Grafen Jenö Artemon und seiner Gattin gehören."

Der ältere Artemon wies dieses, nach seinen Worten unverschämte Anerbieten roh zurück. Er packte seine Sachen und reiste nach England zu den Rennen.

Er besaß von dem im voraus aufgenommenen Preise der Ernte noch zwanzigtausend Gulden, diese wollte er wenigstens benutzen und genießen.

Albert war über ihn höchst erbittert und sprach sich auch vor seiner Mutter aus, die Jenö in Schutz nahm, indem sie sagte, sie finde es natürlich, daß Jenö aus dieser unangenehmen Lage davoneilte und erst dann zurückkehren werde, wenn alles geordnet sei.

Albert wußte, daß dies niemals geschehen werde. Dieser Vorfall machte aber auch auf die Grafen Szent-Tamassy einen unangenehmen Eindruck. Anton schlug vor, die Trauung je eher und in der größten Stille stattfinden zu lassen, allein die Gräfin wollte nichts davon hören. „Bei einer Artemonschen Hochzeit muß Glanz und Pracht herrschen," sagte sie, und sie bat die Grafen Szent-Tamassy, ein wenig Geduld zu haben, bis diese unangenehmen Verhältnisse geregelt wären.

Drei Tage vor der Feilbietung überredete Albert seine Mutter und seine Schwester, sie mögen nach Wien fahren, die Ausstattung zu bestellen. Sie wollten dies anfangs nicht, endlich aber entschlossen sie sich dennoch zur Reise.

Der Gräfin war auch das schon entsetzlich gewesen, daß man im Schloß alles amtlich aufgenommen hatte, allein was in nächster Zukunft bevorstehe, davon hatten weder sie noch Csilla eine Idee.

Nur Albert durchlitt alle Qualen der Situation und er dachte, daß die Martern Christi im Verhältnis zu den seinigen linde Schmerzen gewesen sein.

Als die Equipagen vorfuhren, um die Gräfin, ihre Tochter, den Kammerdiener und die Kammerzofe zur Eisenbahnstation zu bringen, erfaßte die Gräfin Artemon, die seit dreißig Jahren die prachtvolle Herrschaft und das glänzende Schloß bewohnte, eine Schwäche und ein schweres Vorgefühl. Fast schwindelnd ging sie, auf den Arm ihres Sohnes gestützt, die Freitreppe hinab und blickte mit nassen Augen im Schloß umher, auf die altgewohnte Pracht, auf den seit Jahrhunderten blühenden Park und auf die zahlreiche Dienerschaft, welche sich vor der Treppe versammelt hatte, um die abreisende Herrschaft zu begrüßen.

„An dem Tage, an welchem man mir Alba wegnehmen möchte, würde ich einen Selbstmord begehen," flüsterte die Gräfin ihrem Sohne mit bebender Stimme zu. „Ich würde nicht eine Stunde lang fern von dem Platze leben wollen, wo ich bisher so glücklich war."

Albert erschütterten diese Worte, allein er erwiderte den traurigen Blick seiner Mutter mit einem Lächeln und verbarg, was er in seinem blutenden Herzen empfand.

Albert ließ in der traurigsten Stimmung anspannen und war in einer halben Stunde schon nach

Digitized by Google

der kleinen Kreisstadt unterwegs, in welcher der Rechtsanwalt Berger wohnte.

Es war die höchste Zeit, daß etwas gethan werde und darüber mußte er sich mit dem Rechtsanwalte beraten.

Berger war zu Hause und obwohl ihn zahlreiche Klienten erwarteten, empfing er den Grafen Albert sogleich.

„Ist die Feilbietung Albas für übermorgen bestimmt?" fragte Albert eintretend.

„Ja, Herr Graf, aber ich bin dessen gewiß, daß man einen guten Preis dafür bezahlen wird. Denn Hermajos ist entschlossen, die Besitzung, wie hoch man den Preis auch emportreibe, anzukaufen."

„Der Preis ist jetzt Nebensache. Schließlich sind wir dennoch unrettbar zu Grunde gegangen, und es kann nur noch davon die Rede sein, ob es möglich ist, daß meine Mutter, wenigstens bis zum kommenden Frühling, bis meine Schwester heiratet, auf Alba verbleiben kann."

„Das ist fast, ja sogar völlig unmöglich."

„Könnte man nicht um eine Verzögerung ansuchen?"

„Das ist unter den gegenwärtigen Umständen ebenfalls unmöglich."

„Wenn Hermajos der Käufer sein wird, wäre er nicht geneigt, uns dies zu thun?"

Der Rechtsanwalt blickte ihn groß an.

„Nach dem, was vorgefallen ist, Herr Graf, wird er nicht geneigt sein, Ihren Wunsch zu erfüllen, und dann müßte es auch für einen Grafen Artemon unangenehm sein, von einem Tuchfabrikanten abgewiesen zu werden."

„Das ist wahr!" sagte Albert verwirrt. „Was sollen wir aber thun? Dieses Ereignis kann vielleicht meiner Mutter das Leben kosten."

Der Rechtsanwalt schwieg.

Er hätte vieles sagen können, allein er fand es für überflüssig und zwecklos.

Er war ein sehr kluger Mensch und vermied jede überflüssige That und jede sonstige Zeitversäumnis.

„Wären Sie geneigt, mit Hermajos darüber zu sprechen?"

„Wenn Sie es wünschen, Herr Graf, ganz gewiß."

„Teilen Sie ihm mit, wie kränklich die Gräfin sei und wie sehr sie es angreifen würde, wenn sie sich von Alba entfernen müßte. Sagen Sie ihm, daß hier von der Verzweiflung, vielleicht von dem Leben einer schwachen Frau die Rede sei. Herr Hermajos hat ja auch ein Herz, und er wird unsere Lage einsehen."

„Wie denn nicht, Herr Graf! Herr Hermajos ist ein sehr wackerer Mann, er liebt seine Tochter über alles und dies zeigt auf ein gutes Herz."

Albert wurde bei diesen Worten noch bleicher als er schon sonst war, er ahnte den versteckten Sinn dieser Worte.

„Wenn er das thun wollte, um was ich ihn bitte, so würden wir ihm für die Benutzung des Schlosses gern Miete bezahlen. Wir verlangen seine Gefälligkeit nicht umsonst, sagen Sie ihm das, ich bitte. Ich wäre zu allem bereit, um meine arme Mutter vor der Verzweiflung zu retten und damit die Trauung meiner Schwester noch im Familienschloß stattfinde."

„Ich verstehe, Herr Graf. Ich werde ihm dies alles getreulich schreiben."

„Thun Sie das nicht schriftlich. Reisen Sie lieber selbst nach Budapest und reden Sie ihm zu Herzen. Das Geschriebene vermag niemals das auszudrücken, wie das lebendige Wort. Wenn Sie dann zurückgekehrt sind, kommen Sie zu mir, vielleicht morgen abend, nach Alba hinaus. Ich bin jetzt dort allein, denn meine Mutter und meine Schwester sind nach Wien gereist."

Der Rechtsanwalt versprach alles, und Graf Albert entfernte sich beruhigt und das Beste hoffend. Er hatte ja bisher von niemand etwas anderes als Gefälligkeit und Freundlichkeit erfahren, obwohl es ihm meistenteils nicht eingefallen war, diese andern gegenüber zu erwidern . . .

„Armer, junger Mensch," sagte der Rechtsanwalt, ihm nachblickend. „Er ist der einzige in der Familie, der etwas wert ist, und wie dies gewöhnlich zu sein pflegt, wird er am bittersten empfinden, was er um der Sünden und des Leichtsinns anderer willen zu leiden hat."

Er beschloß, mit dem nächsten Zuge nach der Hauptstadt zu reisen und mit Hermajos zu sprechen, trotzdem er die guten Hoffnungen des Grafen Albert durchaus nicht teilte. Er wußte auch, daß das, was der mächtige Fabrikant und beleidigte Vater zum Tausche dafür verlangen würde, der jüngere Artemon, selbst wenn er geneigt wäre, es zu thun, nicht würde erfüllen können.

Siebentes Kapitel.

Der Fabrikant Hermajos besaß nahe an der Hauptstadt eine hübsche Sommerwohnung, die er vor zwanzig, dreißig Jahren gekauft hatte; damals hatte er noch keine so großen Ansprüche besessen wie jetzt, wo sich sein Vermögen von Jahr zu Jahr um Hunderttausende vermehrte und er in dem Schloß Alba wohnen, oder wenigstens seine Tochter als Eigentümerin und Gräfin Artemon darin sehen wollte.

In dieses kleine Landhaus hatte er sich mit seiner Tochter und deren Gesellschafterin vor der Sommerhitze der Hauptstadt geflüchtet. Als der Rechtsanwalt Berger in Budapest anlangte, fand er Hermajos nicht. Er erkundigte sich daher, wohin er ihm telegraphieren könnte. Zwei Stunden darauf befand sich auch schon die Antwort in seinen Händen, welche wie folgt lautete:

„Wenn Doktor Berger mit mir zu sprechen wünscht, so bin ich zu Hause und stehe ihm zu Diensten.
Hermajos."

Der alte Rechtsanwalt glaubte aus dieser Antwort Zorn herauslesen zu sollen. Es war dies eine Antwort auf jenen Brief, welchen Graf Albert vor einigen Wochen auf den Annäherungsversuch des Fabrikanten aus Alba geschickt hatte.

Digitized by Google

„Das ist alles eins!“ dachte Berger. „Was ich dem Grafen versprochen habe, das will ich thun.“

Er nahm einen Fiaker und fuhr nach dem Landhause des Fabrikanten, der ihn sehr zuvorkommend empfing. Der Rechtsanwalt trug die Bitte und den Wunsch seines Klienten vor.

Als der Fabrikant diese Worte vernahm, färbten dunkle Zorneswellen sein Gesicht.

„Eine Gefälligkeit wünschen sie von mir? Da haben sie sich an den Richtigen gewendet, nach dem was sie uns angethan haben. Nun, so teilen Sie den hochgeborenen Grafen mit, daß Alba keine Stunde, keine Minute länger in ihrem Besitz sein wird, als bis zum Schlusse der Feilbietung.“

„Bedenken Sie, Herr Hermajos, was Sie thun. Diese Hartnäckigkeit kann einer armen, kränklichen, alten Frau, die Ihnen schließlich nichts gethan hat, das Leben kosten.“

„Weil ihr die Gelegenheit dazu fehlte! Was sollen wir da weiter viel Worte verlieren, Herr Rechtsanwalt, sie werden sich aus dem Schloß Alba hinauspacken müssen, wie es sich gehört, und damit punktum! Sprechen wir nicht mehr davon, und jetzt kommen Sie in den Garten, wo ich eine kleine freundschaftliche Erfrischung vorbereiten ließ, da ich Sie nun nicht mehr als den rechtlichen Berater der Artemons betrachte, sondern als den wackern Rechtsanwalt, dessen aufrichtiger Verehrer ich bin.“

Berger geriet bei diesen Worten in Verlegenheit und zögerte sehr, die Einladung von dem erbitterten Feinde seines Klienten anzunehmen.

„Was bedenken Sie sich?“ fragte der Fabrikant erstaunt, „hat der Stolz der Artemons vielleicht auch Sie ergriffen, daß Sie die Tafel des Tuchfabrikanten verachten? Kommen Sie, lernen Sie meine Tochter kennen.“ Er faßte den Rechtsanwalt unter und zog ihn in den Garten, trotzdem dieser von Schritt zu Schritt zögerte und sich nicht recht klar werden konnte, ob er richtig handle. Allein er hoffte, daß die Gemütsstimmung des Hausherrn beim Glase Wein gelassener sein werde und that sich daher Gewalt an. Plaudernd durchschritten sie eine schattige Allee, bis zu einer blühenden Laube, in welcher ein gedeckter Tisch stand.

Vor der Laube weilten zwei Damen, welche die Ankunft des Fabrikanten und seines Gastes zu erwarten schienen und denen der Hausherr den Rechtsanwalt vorstellte.

Eine der Damen war die Gesellschafterin, die andere Elvira Hermajos. Berger betrachtete mit unverkennbarem Interesse die junge Dame, die er trotz ihrer Jugend sowohl in ihrer Haltung, als auch in ihrer Sprache auffallend ernst und selbstbewußt fand.

„Ich freue mich sehr, Sie kennen zu lernen, Herr Doktor,“ sagte Elvira, indem sie ihm die Hand reichte. „Ich habe von meinem Vater viel Schönes über Sie gehört, seien Sie uns willkommen.“

Der Rechtsanwalt wurde bei diesen Worten fast verlegen.

„Ich bin sehr erfreut, Sie kennen zu lernen, Fräulein. Am heutigen Tage geht mir ein alter Wunsch in Erfüllung, da mir Gelegenheit wird, in Ihre Nähe zu gelangen.“

Das Gesicht des schönen Mädchens überflog ein doppelsinniges Lächeln, dann setzten sie sich zu Tisch.

Von Minute zu Minute begriff Berger immer mehr die Bewunderung des Grafen Jenö für die Tochter des Fabrikanten, auch den Zauber und die Macht, durch welche Fräulein Hermajos den traditionellen Stolz des älteren Artemon fast vernichtet hatte.

„Herr Berger kommt mit einem sonderbaren Auftrage zu uns,“ begann der Fabrikant nach einer Weile zu seiner Tochter gewendet.

„Von den Grafen Artemon?“ fragte Elvira gleichmütig.

„Von ihnen. Sie wünschen nicht mehr und nicht weniger, als daß ich, wenn ich ihre Herrschaft Alba gekauft habe, ihnen das Schloß mietweise überlassen möge, sie würden mir dafür eine gute Miete bezahlen.“

Und das übrige erzählte er unter lautem Lachen.

„Und Du, Vater, bist nicht geneigt, dies zu thun?“ fragte das Mädchen.

„Welche Frage?“ fuhr Hermajos auf. „Das Schloß vermieten, wo ich selbst wohnen will? Für gutes Geld den Artemons? Ein amüsanter Antrag. Sie wollen mir gute Miete bezahlen. Das konnten nur sie ausdenken . . .“

Niemand machte auf diese heftig hervorgesprudelten Worte eine Bemerkung.

Elvira wandte sich an den Rechtsanwalt.

„Zu welchem Zwecke wünschen die Grafen Artemon auch ferner in Alba zu bleiben? Der Aufenthalt dortselbst kann ihnen doch nicht angenehm sein, nachdem die Herrschaft aufgehört hat, ihr Eigentum zu bilden.“

„Wegen der alten Gräfin, Fräulein, die eher sterben will, als sich von dort entfernen, und ferner wegen Komtesse Csilla, die Braut ist, und deren Hochzeit die Brüder in Alba zu halten wünschten.“

„Sie bitten also um diese Gefälligkeit nur für kurze Zeit?“

„Nur für ein Jahr. Bis dahin hoffen sie, die Gräfin mit der Situation zu versöhnen.“

„Das könntest Du ihnen thun,“ sprach Elvira zu ihrem Vater gewendet.

„Niemals! Die Artemons haben mich auf eine Weise beleidigt, und zwar nicht nur einmal, daß sie von mir ein Entgegenkommen oder eine Gefälligkeit nicht erwarten können.“

Fräulein Hermajos schien nachzudenken; der Rechtsanwalt betrachtete ihr edles, klassisches Profil mit Interesse und Aufmerksamkeit.

„Ich würde ihnen diesen Wunsch erfüllen,“ sagte sie, ihre tiefdunklen Augen auf ihren Vater heftend.

„Möglich,“ erwiderte er, „ich thu es aber nicht. Du bist jung und ein Weib und bist vielleicht nicht imstande, Deine Zuneigung zu einem Mitgliede der hoffärtigen Familie zu unterdrücken, allein dazu bin ich. Dein Vater, alt und erfahren genug, um die Unbill, die man Dir angethan, nicht ungerächt zu lassen.“

Elvira zuckte die Achseln.

Digitized by Google

„Das ist schon vorbei, ich zürne ihnen darum nicht.“

„Das ist nicht wahr!“ rief der Fabrikant ärgerlich. „Dieser Tage erst kehrtest Du mit thränenüberströmtem Gesichte aus der Hauptstadt nach Hause und ich sah Dich den ganzen Tag nicht mehr — Du befandest Dich in solcher Aufregung, daß Du Dich zu Bette legen mußtest.“

„Vater!“

„Hören Sie, Herr Rechtsanwalt, was meiner Tochter, die nun die Großmütige spielen will, passiert ist.“

Elvira wurde totenblaß.

„Es ist wirklich nicht notwendig, Vater,“ sagte sie, nun zum ersten Mal aus ihrer Ruhe kommend, „daß der Herr Rechtsanwalt dies erfährt.“

„Das ist sogar sehr notwendig! Möge er unsere Lage kennen lernen, um die Berechtigung meiner Rache zu begreifen!“ rief der Fabrikant voll Zorn.

Der Rechtsanwalt fühlte sich sehr peinlich berührt.

„Meine Tochter fuhr mit ihrer Gesellschafterin vor einigen Tagen nach der Hauptstadt, um in die Kirche zu gehen. Während der Messe saßen zwei Damen hinter ihrem Rücken, die sie vom Sehen kannten und halblaut über sie zu sprechen begannen.

„‚Elvira Hermajos, die Braut des Grafen Artemon, sitzt vor uns,‘ sagte die eine.

„‚Wenn er sie nicht sitzen gelassen hätte,‘ erwiderte darauf mit böswilligem Spotte die andere, laut genug, damit es meine Tochter höre.

„‚Das war vorauszusehen. Solche Herren pflegen keine Fabrikantentöchter zu heiraten und wenn ja, dann höchstens nur um ihres Geldes willen, Graf Artemon aber hat dies nicht nötig.‘

„Die andere wollte die spöttischen Bemerkungen fortsetzen, allein Elvira stand von ihrem Platze auf, unterbrach ihr Gebet und entfernte sich thränenden Auges aus der Kirche.“

„Dafür können die Artemons nichts,“ sagte leise, mit unsicherer, entschuldigender Stimme der Rechtsanwalt, der das Unangenehme der Situation, in welcher sich die Tochter des Fabrikanten befand, fühlte. Nach ihrem vorherigen Erbleichen saß sie nun mit brennendem Antlitze da.

„Sie können nicht dafür?“ rief Hermajos wütend. „Wer denn hat uns diesem ausgesetzt, wer meine Tochter zum Gegenstande des Spottes und so unverschämter Bemerkungen gemacht? Bei mir giebt es keine Gnade für sie, sie mögen büßen, wie sie es verdienen, vom ersten bis zum letzten, die ganze Familie . . .“

Tiefe Stille folgte diesen zornig hervorgestoßenen Worten. Die Gesellschafterin, die kein einziges Wort von der ganzen Unterhaltung verstand, blickte staunend bald den einen, bald den andern der Disputierenden an.

„Demnach,“ begann der Rechtsanwalt, „reden wir nicht mehr von der Angelegenheit, Herr Hermajos. Ich hatte nicht die Absicht, Ihnen unangenehme Momente zu bereiten, und besonders nicht dem Fräulein . . . Ich betrachte die Angelegenheit für erledigt und werde die verneinende Antwort dem Grafen Albert überbringen.“

„Und zwar bitte ich Sie, dies in der allerentschiedensten Form zu thun,“ rief, heftig auffahrend, der Fabrikant unwiderruflich.

Dann sprachen sie nicht weiter darüber; Rechtsanwalt Berger entfernte sich mit der Überzeugung, daß die Grafen Artemon hier nichts zu erwarten hätten, und da er Elvira kennen gelernt hatte, fügte er in Gedanken hinzu: „es geschieht ihnen recht! Denn Fräulein Hermajos konnte welcher Familie immer, so hoch sie auch stehe, nur zur Ehre gereichen.“

Er verabschiedete sich von der Fabrikantenfamilie und reiste mit dem nächsten Zuge nach Hause.

Dort fand er auf seinem Schreibtische einen Brief des Grafen Albert vor, in welchem ihn dieser verständigte, daß er nach Wien abreisen mußte, denn er habe telegraphisch Nachricht erhalten, daß die Gräfin plötzlich unwohl geworden sei, er hoffe jedoch in einigen Tagen wieder zurückkehren zu können und dann die Antwort Hermajos' zu erfahren.

„Es ist besser, wenn er sie später erfährt,“ dachte der Rechtsanwalt, während er den Brief beiseite legte.

Tage vergingen. Die Abgesandten der Behörde erschienen in Alba, und da Graf Albert sich noch immer in Wien aufhielt, sandte der Rechtsanwalt Berger nach der Auktion ein Telegramm folgenden Inhaltes an ihn ab:

„Heute vormittag um elf Uhr ist die Herrschaft Alba für den Preis von einer Million und sechsmalhunderttausend Gulden in den Besitz Hermajos übergegangen.“

Am nächsten Tage kam Graf Albert an, und der Rechtsanwalt teilte ihm die Antwort von Hermajos mit und erzählte ihm gleichzeitig jene unangenehme Scene, welche sich in der Kirche abgespielt, und die den Fabrikanten nur noch mehr erbittert hatte.

Graf Albert stand erschüttert vor dem Rechtsanwalt da.

„Und es muß dennoch geschehen, Herr Rechtsanwalt,“ rief er mit tiefem Schmerze. „Hermajos muß meinen Wunsch erfüllen, wenn ich gleich genötigt wäre, ihn mit gefalteten Händen darum zu bitten. Meine Mutter ist sehr schwach, wenn sie erfahren würde, was geschehen sei, würde das ihr Leben kosten; sie muß nach Alba zurückkehren, sonst stirbt sie, und wir werden ihre Mörder sein.“

„Ist die Gräfin sehr leidend?“ fragte Berger betroffen.

„Während ihrer Reise nach Wien ließ sie durch den Kammerdiener Zeitungen kaufen und las in einer derselben von der Feilbietung. Sie verfiel in Herzkrämpfe. Man dachte, daß sie sterben werde, und als sie zu sich kam, ließ sie mich telegraphisch zu sich berufen, und ich war gezwungen, all das, was in der Zeitung stand, in Abrede zu stellen. Ich sagte, daß die Feilbietung wohl bestimmt gewesen sei, allein nun sei schon wieder alles in Ordnung und von dem Verkaufe Albas gar nicht die Rede.“

„Armer Herr Graf!“ rief mit unwillkürlicher Teilnahme der Rechtsanwalt. „Ihre Lage ist in der That sehr bedauernswert. Und wo ist denn Graf Jenö, der eigentlich berufen wäre, unter diesen schweren Verhältnissen der Mutter und Schwester zur Seite zu stehen?“

Digitized by Google

„Möge er die Freuden des Lebens genießen, so lange er kann," sagte Albert, „es wird ohnehin nicht lange währen, und Jenö hätte wirklich ein besseres Schicksal verdient."

Der Rechtsanwalt, der den älteren Artemon genügend kannte, um für ihn keine Teilnahme zu empfinden, war kaum imstande, eine Bemerkung zu unterdrücken, die besser ungesprochen blieb.

„Was geschieht aber nachher, Herr Graf?" fragte, seine buschigen Augenbrauen voll Spannung emporziehend, der Rechtsanwalt.

„Das weiß ich nicht, das ist ja aber auch jetzt nebensächlich, angesichts der großen Gefahr, welche meine Mutter bedroht . . ." sagte Albert verzweifelt.

„Diese aber werden wir unmöglich abwenden können."

„Aber Sie sagten ja, daß Sie Fräulein Hermajos trafen und in ihr ein ausgezeichnetes Mädchen fanden, könnte man nicht durch sie auf ihren Vater einwirken? Sie ist ja sein einziges Kind und er liebt sie über alles."

„Sie versuchte das gleich dort in meiner Anwesenheit. Aber eben, weil sie in dieser Sache die Beleidigte ist, ist ihr Vater unerbittlich."

„Ich muß sie aufsuchen, ich muß mit ihr sprechen."

„Gehen Sie nicht, Herr Graf. Setzen Sie sich von seiten des Fabrikanten keiner Erniedrigung aus. Er wird Ihnen Ihre Bitte abschlagen, und das Mädchen kann nichts thun."

Albert ging im Zimmer erregt auf und ab. „So giebt es also gar kein Mittel, den Fabrikanten milder zu stimmen?"

„Nur das einzige, daß Graf Jenö seine Tochter heiratet, die nach der Ansicht des Fabrikanten durch den Grafen Artemon in Verruf gebracht wurde."

„Jenö ist unmöglich dazu zu bewegen, und was für eine Ehe würde schließlich daraus werden und was ein für Mädchen müßte das sein, das sich zu so einer Heirat entschließt."

„Wie Fräulein Hermajos über diese Sache denkt, das weiß ich nicht, so viel ich aber das zwischen Vater und Tochter bestehende Verhältnis nach einmaligem Zusammentreffen zu beurteilen vermochte, so glaube ich, daß die Tochter dem Vater zuliebe und auf seinen Befehl alles thun würde."

„Ist sie denn in Jenö verliebt?"

„Das weiß ich nicht. Darüber haben wir nicht gesprochen. Nebenbei gesagt, halte ich die Tochter des Fabrikanten für eine sehr ruhige, ernste, besonnene und außerordentlich verständige Dame, die keinerlei Lebensverhältnisse in Verwirrung bringen könnten."

„Ist sie schön?" fragte Albert voll Interesse.

„Sehr schön. Ihr edles Profil, ihr kluger, ruhiger Blick imponieren, während das um ihre Lippen spielende Lächeln von einem Reize ist, dem man unmöglich widerstehen kann."

Albert begann seinen Spaziergang aufs neue.

„Was soll ich thun?" fragte er mit niedergeschlagener Stimme, indem er vor Berger stehen blieb.

„Ich weiß Ihnen nicht zu raten, Herr Graf, es wird das beste sein, wenn wir den Dingen ihren ruhigen Lauf lassen. Nächste Woche findet die Übergabe Albas statt und da wäre es jedenfalls sehr gut, wenn Herr Graf Hermajos begegnen würden."

„Zu welchem Ende, zu welchem Zwecke, was sollen wir miteinander sprechen?"

„Wenigstens könnten Sie bei ihm durchsetzen, daß die Gräfin ihre Lieblingsmöbel und Erinnerungsgegenstände mitnehmen könnte."

„Niemals! Das würde ich von ihm nicht verlangen. Entweder das Schloß selbst, was meiner Mutter das Leben erhalten würde, oder nichts. Almosen und Gnaden braucht ein Graf Artemon von Herrn Hermajos nicht!"

Der Rechtsanwalt wendete sich ab und dachte bei sich: „Diese Leute ändert kein Schicksalsschlag, kein Elend, vielleicht selbst die Todesfurcht nicht. Was wird aus ihnen in der Zukunft werden?"

Achtes Kapitel.

Graf Albert Artemon verließ das Bureau des Rechtsanwaltes, begab sich nach Alba und Doktor Berger hörte drei Tage lang nichts von ihm. Am vierten Tage kam der Obergärtner in einer Privatangelegenheit zu ihm und durch diesen erfuhr er, daß Graf Albert nach Budapest gereist sei und nicht hinterlassen habe, wann er zurückkehren werde.

Am darauf folgenden Tage erhielt er einen Brief von Hermajos, in welchem ihn dieser verständigte, daß er an dem vorbestimmten Termine in Alba zur Übergabe erscheinen werde. Zugleich bat er den Rechtsanwalt, die Beamten der Herrschaft möchten zu diesem Tage einberufen werden und daß alles in Ordnung sei. Das Schloß und der Park würden noch eine Zeit lang im Besitze der gräflichen Familie verbleiben, schrieb er ferner, in dieser Beziehung werde keinerlei Veränderung eintreten.

Berger las diese Verständigung mit der größten Überraschung. Die Behauptung des Fabrikanten erschien ihm unglaublich. Was war geschehen, auf welche Weise hatte ihn Graf Albert zu dieser Konzession bewogen? Denn daß dies Ereignis mit dessen Anwesenheit in der Hauptstadt zusammenhänge, daran zweifelte er nicht . . . Allein um welchen Preis dies zustande gekommen war, darauf vermochte er keine Antwort zu finden. Er beschloß daher noch an demselben Tage nach Alba zu fahren, wo er den Grafen Albert zu finden hoffte.

Er täuschte sich aber. Derselbe war noch immer nicht angelangt. Das Dienstpersonal befand sich in der größten Aufregung. Jeder wußte schon, was geschehen sei, daß die Herrschaft nicht mehr den Grafen Artemon gehöre, sondern in den Besitz eines Tuchfabrikanten übergegangen sei. Alle baten den Rechtsanwalt, er möge in Abwesenheit der gräflichen Familie ihre Künbigung annehmen, da keiner unter ihnen bei einem Herrn bleibe, der Hermajos heiße und der sich sein Vermögen durch Tuchfabrikation erworben habe.

„Beruhigen Sie sich," sprach der Rechtsanwalt, der ein Lächeln über diese aristokratischen Gesinnungen nicht unterdrücken konnte: „Die Gräfin wird mit

Digitized by Google

der Komtesse alsbald zurückkehren. Im Schloß wird keinerlei Veränderung eintreten und Ihre ferneren Angelegenheiten können Sie einrichten, wie es Ihnen beliebt." Dies beruhigte die Leute einigermaßen. Nachdem Berger einige Stunden in Alba verbracht hatte, kehrte er in die Stadt zurück. Trotz seiner gelassenen Natur und seiner gestählten Nerven erwartete er aber den Tag der Übergabe dennoch in fieberhafter Aufregung, denn an diesem Tage hoffte er vom Fabrikanten zu erfahren, was sich eigentlich zwischen ihm und dem Grafen Albert begeben habe.

Der sehnlichst erwartete Zeitpunkt kam heran, allein einen Tag vorher trat Graf Albert bei ihm ein, nahm ihn mit sich nach Alba und bat ihn, den letzten Abend vor der Übergabe bei ihm zu verbringen.

Berger that dies nicht gern, allein er wollte nicht widersprechen und seine zahlreichen, dringenden Arbeiten im Stiche lassend, bestieg er den Wagen und fuhr mit dem jüngeren Artemon aus der Stadt.

„Dieser Tage erwarte ich meine Mutter zurück," begann Albert, nachdem sie angelangt waren, und brannte sich eine Cigarre an. „Die Ärzte haben ihr Landluft empfohlen und beschleunigen ihre Abreise aus Wien . . ." Berger blickte ihn forschend an. Er bemerkte eine ungewöhnliche und sonderbare Veränderung an ihm.

Er schien etwas gelassener zu sein, allein auf seinem Gesichte wie in seiner Haltung lag eine so tiefe Niedergeschlagenheit ausgeprägt, daß dieselbe dem Advokaten selbst im Verhältnis zu der schon früher wahrgenommenen Traurigkeit auffallend erschien.

Albert unterbrach zuweilen seine Rede, dachte und sann, als ob er etwas sagen wollte, jedoch nicht wisse, wie es zu beginnen.

Berger wollte ihn nicht stören, er antwortete ihm nur auf seine Fragen, schwieg aber im übrigen.

„Ei," rief endlich Albert gleichsam losbrechend und blieb vor dem Rechtsanwalt stehen. „Schließlich muß ich es Ihnen doch erzählen, es giebt also da nichts zu zögern . . . So erfahren Sie denn, daß ich seit drei Tagen ein verheirateter Mann bin."

Berger konnte bei diesen Worten nichts anderes denken, als daß der junge Graf verrückt geworden sei.

Er blickte ihm forschend ins Gesicht.

„Glauben Sie nicht, daß ich den Verstand verloren habe und nun phantasiere, ich weiß ganz gut, was ich sage," fuhr Albert bitter fort, als er den erschrockenen Gesichtsausdruck Bergers sah. „Was ich sage, ist die Wahrheit! Ich führte die Tochter des Tuchfabrikanten Hermajos zum Altar, und heute ist sie Gräfin Artemon."

„Aber Herr Graf . . ."

„Nun ist also der Wunsch Hermajos' erfüllt, seine Tochter ist Gräfin! Sie hat nun neben ihrem vielen Gelde einen Rang. Sie ist mit einem Worte eine Frau von vornehmem Namen und hat alles, nur nicht einen Gatten. Allein ich glaube, daß dies für Fräulein Hermajos nebensächlich war, wer sich zu einer solchen Heirat entschließt, mit dessen Herzen und dessen Charakter muß man im reinen sein."

„Ich verstehe Sie nicht . . ." stotterte der Rechtsanwalt, der aus allen Wolken gefallen war. Er wußte nicht, was er über den Grafen Albert denken sollte und insbesondere auch über die Tochter des Fabrikanten, die er nach kurzem Beisammensein ganz anders beurteilt hatte, als dies jetzt Graf Albert that.

„Und es ist dennoch sehr leicht zu verstehen. Es bedarf gar keiner Erklärung . . . Jenö Artemon machte einem ehrgeizigen Mädchen den Hof, welches sich der beglückenden Hoffnung hingab, durch ihn Gräfin zu werden . . . In dieser Hoffnung sah sie sich getäuscht! Ob die Handlungsweise meines Bruders richtig oder unrichtig war, darüber will ich nicht streiten; allein er hatte, wie Hermajos behauptete, seine Tochter im Stiche gelassen, ihren Ruf und ihren Namen an den Pranger gestellt und ihre Zukunft, wieder nach seiner Behauptung, vernichtet. Der Zufall gab ihm die Mittel zur Rache in die Hand. Er beeilte sich, dieselben zu benutzen, und war bereit, meine Mutter zu töten. Ich aber war verpflichtet, ihr Leben zu retten. Ich bot seiner Tochter meine Hand und meinen Namen zum Tausche dafür an, wenn er gestattet, daß meine Mutter noch ein Jahr lang im Schloß Alba verbleibe . . . Sie nahm es an und wir wurden getraut. Ich übernahm bei dieser Heirat keine andere Verpflichtung, als daß die Gräfin, so lange es ihr beliebt, meinen Namen tragen kann. Sie waren damit zufrieden und sind nun völlig befriedigt, denn Fräulein Hermajos kann ihren Bekannten sagen: ‚Ich bin Gräfin Artemon', von welchem Artemon sie die Frau sei, das ist gleichgültig, ihr Ruf ist hergestellt, und mehr wollten sie nicht . . ."

„Und Sie?" fragte Berger vor Staunen und Befangenheit kaum vernehmbar. „Was wird aus Ihnen werden, da Sie sich nun vielleicht fürs ganze Leben gebunden haben und Ihren Namen in Hände legten, von denen Sie gar nicht wissen, was dieselben mit ihm beginnen werden? Mit einem Worte, Sie haben sich die Zukunft nach vielen Richtungen abgeschnitten, Sie haben sich vielleicht eine glänzende Heirat vernichtet, welche Sie, sowohl was die Verbindungen als auch die Vermögensumstände betrifft, aus aller Not befreit hätte."

Albert erhob stolz das Haupt.

„Sie glauben also, daß ich einer solchen Lumperei fähig gewesen wäre? Niemals! Sie kennen mich nicht, wenn Sie von mir voraussetzen, daß ich mit dem Vermögen meiner Frau den Herrn spielen wollte, oder durch Protektion und Familienverbindungen meine Position verbessern. Ein Mensch wie ich, kann nur nach seinem Herzen und seinen Begriffen entsprechend mit einer Gleichgeborenen sich verbinden, aber weder Geld, noch sonst welche nebensächliche Fragen könnten bei mir jemals in Betracht kommen. Nach dieser Richtung hin habe ich also nicht viel verloren, ich gewann vielmehr dadurch, da ich meiner Sohnespflicht Genüge that und jenes Leben rettete, welchem ich das meinige verdanke."

Dem Rechtsanwalt traten Thränen in die Augen, Thränen der Freude und der Rührung. So viel Trauer ihm auch die Thatsache selbst verursachte, so viel Freude bereitete ihm die Erkenntnis vom Charakter des Grafen Albert, den er stets für das hervorragendste Mitglied der Familie Artemon gehalten, den er aber

Digitized by Google

noch niemals Gelegenheit gehabt hatte, in solchem Lichte zu sehen.

„Sie sind ein wackerer Mann, Herr Graf! wenn es mir erlaubt ist, meiner Bewunderung auf diese Weise Ausdruck zu verleihen. Was Sie thaten, kann man vielleicht eine Übereilung, eine Sünde gegen sich selbst und, mit dem stärksten Ausdrucke, sogar einen Leichtsinn nennen, allein das Gefühl, welchem dieser entsprang, das Herz, welches einer solchen That fähig ist, verdient unter allen Umständen unsere Bewunderung."

Albert wandte sich ab und schwieg. Die Anerkennung des alten Rechtsanwaltes that ihm wohl, er wollte aber nicht schwach erscheinen und verheimlichte die ihm in die Augen tretenden Thränen der Bitterkeit. Unter anderen Umständen hätte ihn vielleicht diese Schwäche nicht übermannt, allein er hatte seit Wochen so viel erlitten, hatte so viel Enttäuschungen, Erniedrigungen, Verzagtheiten und Kämpfe durchgemacht, daß seine Willenskraft schließlich für einige Minuten brach und das Weh seines Herzens, Thränen qualvollster Pein in seine Augen sandte.

Eine lange Pause trat ein und tiefe Stille herrschte in dem Gemache. Beide waren unter dem Eindrucke der Ereignisse in Sinnen versunken, bis schließlich der Rechtsanwalt ins reine kommen wollte.

„Sie werden also von Ihrer Gattin getrennt leben?" fragte er.

„Jawohl, die Gräfin Artemon ist nur dem Namen nach meine Frau. Ich hoffe sogar, daß meine Familie diese Heirat niemals erfahren wird."

„Das ist undurchführbar."

„Warum? Ich habe es mir ausbedungen, daß nichts davon in die Zeitungen gelange. Jene Welt, in welcher die Familie Hermajos lebt, weiß, daß ein Graf Artemon die Fabrikantentochter geheiratet hat, aber meine Gesellschaft wird das niemals erfahren."

„Das ist unmöglich. Nachrichten fliegen wie Vögel. Wer vermöchte es, diese oder jene aufzuhalten?"

„Ich werde nicht davon sprechen. Unsere Umstände bringen es mit sich, daß wir ein zurückgezogenes Leben führen. Die Leute werden sich alsdann wenig um uns bekümmern. Während eines Jahres werde ich dann meine Mutter überreden, nach dem Auslande zu übersiedeln. Und wenn wir einmal fern von hier sein werden, wird sie wenigstens, die eine solche Heirat am meisten zur Verzweiflung brächte, niemals etwas davon erfahren."

„All' dies ist eitel Einbildung, Herr Graf. Indessen wird die Zukunft lehren, wie sich die Dinge gestalten. Fand diese Trauung in aller Ordnung statt?"

„In der strengsten Ordnung."

„Wer waren die Zeugen?"

„Zwei Freunde der Familie Hermajos, ein Rechtsanwalt und ein Großhändler."

„Und kein Bekannter von Ihrer Seite?"

„Keiner! Wozu? Zwei Zeugen waren notwendig, diese brachten sie in die Kirche mit. Ich erschien allein. Ich trat vor den Altar, sprach die Schwurformel, entfernte mich und bin nun ein verheirateter Mann."

„Sie wechselten kein einziges Wort miteinander?"

„Mit meiner Gattin — nichts. Hermajos fragte mich, ob ich wünsche, daß sie den Scheidungsprozeß sogleich anstrengen sollten, worauf ich zur Antwort gab, dies hänge ganz von ihnen ab. Ich habe nicht die Absicht, mich aufs neue zu verheiraten und brauche daher meine Freiheit nicht, wenn sie meine Einwilligung zur Scheidung wünschen sollten, können sie mich durch Sie, Herr Doktor, immer finden."

Berger schüttelte den Kopf.

„Wissen Sie, Herr Graf, daß dies die sonderbarste Heirat ist, von der ich jemals vernahm?"

„Ich bin davon überzeugt."

„Und daß es sehr leicht wäre, diese Ehe aufzulösen?"

„Zweifellos. Auf Grund des thatsächlichen Nichtvorhandenseins der Ehe. Doch wozu? Möge Fräulein Hermajos den Grafentitel benutzen, so lange es ihr beliebt, ich werde ihr weder mit meinen Forderungen, noch mit meinen Rechten in den Weg treten, ausgenommen —"

„Ausgenommen?"

„Daß sie sich auf eine Weise beträgt, daß die Ehre und Reinheit unseres Namens darunter leiden würde."

„Das wird sie nicht thun."

„Das hoffe ich. Man sagt, daß die Bürgermädchen bei uns eine moralische Erziehung genießen."

„Haben Sie sich das Gesicht und die Augen Ihrer Braut nicht angesehen?"

„Nein! Wenn ich ihr jetzt begegnen würde, würde ich sie nicht erkennen."

„Sie haben sie also keines Blickes gewürdigt?"

„Nein."

„Das war schade, schon vom ästhetischen Standpunkt aus."

„Warum, finden Sie sie schön?"

„Sie ist die entzückendste Erscheinung, die ich jemals gesehen habe, und ich war über die Bewunderung des Grafen Jenö nicht im geringsten erstaunt."

„Das ist wahr. Er war ja in sie verliebt, aber bei ihm ist alles nur Laune."

„Dies war die schädlichste seiner Launen, denn keine andere hat so viel Böses gestiftet."

Albert schwieg, wie immer, wenn er über die Handlungen seines Bruders ein Urteil fällen sollte.

„Wäre die Möglichkeit nicht vorhanden, daß Sie diese Heirat zur Geltung brächten?" fragte Berger forschend.

„Nein. Ich wollte die Ruhe und das Leben meiner Mutter durch diese Heirat retten, die Geltendmachung derselben aber wäre ihr Tod."

„Richtig, die Frau Gräfin ist ja eine große Aristokratin."

„Das bin ich auch."

„Vielleicht nicht in solchem Maße, wie Sie meinen, Herr Graf —"

„In dem edelsten, aber strengsten Sinne. Ich will keinem Menschen seine Rechte entziehen, bin aber stolz auf die Tradition, die ich durch meine Geburt die meine nennen kann."

Digitized by Google

„Und von dieser wollen Sie niemand etwas zukommen lassen, selbst derjenigen nicht, die — wenn auch nicht mit Ihnen von gleicher Geburt — Sie glücklich machen könnte und Ihnen eine gute, treue und liebende Gattin wäre."

„Wir würden nicht zu einander passen. Wo keine Vergangenheit ist, fehlt die gleiche Erziehung, Sitten, Begriffe, Urteil und Anschauungen sind verschieden, es sind daher Eintracht und Berührungspunkte kaum möglich. Es wäre eine Ehe, wie zwischen Öl und Wasser, sie trennen sich und können sich niemals vereinen."

„Und die Bildung, Herr Graf, die die Menschen zusammenbringt und Standesunterschiede vergessen macht?"

„Selbst diese ist eine andere, verschieden unter zweierlei Elementen. Ich gebe zu, daß die Grundlage der Bildung dieselbe sein mag, es giebt aber ein Etwas, ein Nichts in den Augen der Bürgerschaft, und dennoch wichtig für diejenigen, die darin erzogen sind, und dieses ist imstande, jene bedauernswerte Situation hervorzurufen, daß die Frau sich des Gatten, der Mann sich der Handlungen und Manieren seiner Gattin schämt — und dann sind Zwist und Erbitterung fertig."

„Mit einem Worte, Sie klammern sich auch heute noch so sehr an Ihren Stolz, Herr Graf, daß selbst die Liebe ihn nicht zu mildern vermöchte."

„Das weiß ich nicht. Ich fühle nur, daß sich in dieser Beziehung nichts geändert hat, daß ich von nun an auf meinen Namen und auf meine Abstammung vielleicht noch stolzer sein werde, als ich es bisher gewesen bin, weil ich nun nichts mehr besitze, woran ich mich klammern könnte, als den Glanz meiner Geburt."

„Dann sprechen wir nicht mehr von diesem Gegenstande. Wenden wir uns den Details der morgigen amtlichen Übergabe zu, bezüglich welcher ich Ihnen noch manches mitteilen möchte, Herr Graf."

Neuntes Kapitel.

Die nächsten Tage zogen sehr trübe über Alba hin.

Die Übergabe hatte stattgefunden, die herrschaftlichen Beamten machten dem neuen Eigentümer ihre Aufwartung und verabschiedeten sich von ihrem alten Herrn, der auch weiter der Bewohner des Schlosses blieb; allein jedermann wußte, daß er dort von nun an nur als Pächter wohne. Der Dienerschaft wurde aufgetragen, wenn die alte Gräfin heimkehre, weder vor ihr noch vor der Komtesse das Vorgefallene auch nur mit einem Wort zu erwähnen.

Dazu waren alle mit Leib und Seele bereit, sie liebten ihre Herrin, die Gräfin, deren Tochter und auch den Grafen bis zur Anbetung. Fast weinend betrachteten sie den neuen Eigentümer, der die Salons und alle Räumlichkeiten des Schlosses in Augenschein nahm, jedoch an keinen einzigen von ihnen ein Wort richtete. Er fühlte instinktiv, daß diese Leute ihn mit Haß empfingen.

Als Hermajos seine Angelegenheiten auf Alba erledigt hatte, fuhr er mit Berger in die Komitatshauptstadt, wo sie zusammen noch amtlich zu thun hatten.

Der Rechtsanwalt konnte kaum den Moment erwarten, mit Hermajos allein zu sein, um zu erfahren, was ihm noch immer unbegreiflich erschien: die Art und Weise des Zustandekommens dieser Heirat und deren Details.

Bei Bergers Hause angelangt, atmete der Fabrikant erleichtert auf.

„Nun fühle ich mich wieder wohl," sprach er, während er sich setzte und sich eine Cigarre anbrannte. „Es giebt nichts Entsetzlicheres, als mit den verzweifelten Mitgliedern einer zu Grunde gegangenen Familie in Berührung zu sein, und ein solches Sumpfnest zu übernehmen, wo alles nur aus Betrug, Diebstahl und Verschwendung besteht, und wo man vor einem Eigentümer zittert, der alles durchblickt, der sich sein Vermögen selbst erworben und daher den Wert und die Bedeutung des Geldes kennt."

„Und der es vielleicht allzusehr überschätzt, wie Sie dies thun, Herr Hermajos!"

„Sie täuschen sich, wenn Sie dies von mir glauben! Ich bewies eben das Gegenteil davon, als ich meine Tochter einem zu Grunde gegangenen Manne zur Gattin gab."

„Und der Name, der Grafentitel? Die sind für den noch immer einige hunderttausend Gulden wert, der sie — nicht besitzt."

„Mir sind sie keinen Pfennig wert, Herr Rechtsanwalt, das können Sie mir glauben; ich gebe nur darauf etwas, was Kursfähigkeit und ertragsfähigen Wert besitzt. Rang und Titel aber sind in dieser Beziehung wertlos."

„Das sagen Sie, der seine Tochter dem Titel und dem Namen aufopferte?"

„Ich wollte der Welt nur beweisen, daß ich meine Tochter dem gebe, dem ich will, und daß ich sie selbst zur Gräfin Artemon mache, wenn es mir paßt, trotzdem man dies schon mit spöttischen Bemerkungen in Zweifel zog."

Der Rechtsanwalt konnte ein zweideutiges Lächeln nicht verbergen.

„Und was wird die Gräfin ohne Gatten thun?"

„Sie wird leben wie bisher, sie ist ohnehin noch sehr jung. Sie wird auf Reisen gehen — als Frau kann sie sich in der Welt schon freier bewegen, und wenn sich jemand findet, dem zuliebe sie diese Ehe lösen will, so steht ihr das immer frei."

„Darf ich eine Frage an Sie richten, Herr Hermajos?"

„Belieben Sie, und wenn es möglich ist, werde ich sie auch beantworten."

„Wodurch haben Sie Ihre Tochter dazu gebracht, daß sie zu einer so unwürdigen Verbindung die Hand reichte und sich zum Werkzeuge Ihrer Sache hingab?"

„Daß es mir nicht so leicht mit ihr wurde, das können Sie sich denken, obwohl Sie diese Sache irrtümlich auffassen."

Der Rechtsanwalt lächelte mit spöttischer Doppel-

Digitized by Google

sinnigkeit. Der Fabrikant fuhr fort: „Wie Ihnen sicherlich bekannt ist, kam Graf Albert nach Budapest mit der Bitte zu mir, ich möge das Schloß seiner Mutter auf eine Jahr vermieten und so weiter. Das wissen Sie ja."

„Ich weiß das."

„Erst schlug ich es ihm ab, wie ich es Ihnen abschlug, allein er gab nicht nach. Man muß es ihm lassen, er mag sonst viele Fehler haben, aber als Sohn ist er so tadellos, daß ich wünschte, auch einen solchen zu haben."

„Das glaube ich!"

„Unter anderem erwähnte er auch, daß er wohl wisse, sein Bruder habe sich gegen uns vergangen, doch würde er, wenn es in seiner Macht stände, dessen Fehler mit Freuden gut machen. Er brachte mich auf die Idee, daß es schließlich einerlei sei, welcher Artemon meine Tochter heirate, sie wäre dennoch Gräfin Artemon. Ich warf ihm den Gedanken hin, er möge Elvira heiraten, vielleicht mit der Absicht, daß er dies zurückweisen würde; auf diese Weise wäre ich wenigstens von der Erfüllung seiner Bitte gefreit gewesen."

„Und was antwortete Graf Albert?"

„Zuerst schien er betroffen. Er bat um Bedenkzeit, und ich glaube, daß er fürchterlich mit sich gekämpft hat, aber schließlich ging er auf meine Idee ein, und war nur noch Elvira dazu zu bewegen."

„Und wie fingen Sie dies an?"

„Ich muß vorausschicken, Herr Berger, daß meine Tochter ein außerordentlich empfindsames Herz hat. Äußerlich ist sie kalt und gelassen, wer aber auf ihr Herz rechnet, der täuscht sich nicht, und darauf baute ich meinen Plan."

„Was Sie erzählen, Herr Hermajos, ist sehr interessant, nur leider etwas unwahrscheinlich."

„Glauben Sie? Nun, Sie werden sich gleich überzeugen. Als ich den Brief des Grafen in der Hand hatte, suchte ich Elvira auf und sagte zu ihr: ‚Nun liegt Dein Schicksal in Deiner Hand, ja, sogar das Wohlbefinden anderer, Du kannst nach Belieben entscheiden.'

„Sie verstand mich nicht und blickte mich staunend an.

„‚Siehe,' sagte ich, indem ich ihr den Brief des Grafen zeigte, ‚der jüngere Artemon ist geneigt, den Fehler seines Bruders gutzumachen und Dich zu heiraten.'

„‚Niemals!' rief sie empört. ‚Das würde ich niemals annehmen.'

„‚Liebst Du den Grafen Jenö?' fragte ich sie.

„‚Ich liebte ihn. Allein einen Mann, den man nicht achten kann, den liebt man auch nicht, das ist schon vorbei.'

„‚Nun, was hält Dich ab, die Frau des Grafen Albert zu werden?'

„‚Ich würde es für eine Niedrigkeit halten, seinen Antrag anzunehmen, da ich ihn schon um dessenwillen noch weniger achte, als seinen Bruder. Und leben mit ihm würde ich überhaupt nicht können.'

„‚Das ist auch nicht notwendig, wir haben uns sogar dahin geeinigt, daß er sich vom Altar entfernt, und sich Dir niemals nähert.'

„‚Weshalb will er mich dann aber heiraten?' fragte sie verwundert.

„‚Weil ich wünsche, daß Dein Ruf hergestellt sei, er aber thut es wegen seiner Mutter, die — nach seiner Behauptung — es nicht überleben würde, aus dem herrschaftlichen Schlosse vertrieben zu werden.'

„Elvira begann die Sache zu verstehen.

„‚Du kannst sie ja im Schlosse wohnen lassen, Vater, ohne daß er mich zur Frau zu nehmen braucht.'

„‚Das thu' ich nicht. Ich lasse sogar die Schuld von zweimalhunderttausend Gulden, über die ich Wechsel in der Hand habe, von ihnen eintreiben. Aug' um Auge! Sie beleidigten Dich, und ich räche Dich.'"

„Sie sind ein Meister edler Überredungskunst, Herr Hermajos!" rief mit schneidendem Spott der Rechtsanwalt.

„Edel oder nicht edel, das galt mir gleich. Ebenso edel verfuhr die Familie Artemon mit mir, und ich hatte die entschiedene Absicht, ihre Beleidigungen heimzuzahlen. Warum sollte ich denen gegenüber, die mich für nichts achten, ein Engel sein. Die Rache ist süß, und ich wollte diese Süßigkeit genießen —"

Der Rechtsanwalt schwieg.

„So sagen Sie mir doch, ich bitte Sie, wenn die Sache umgekehrt stände, würde die gräfliche Familie mir gegenüber anders gehandelt haben? Hätte ich bei ihnen auf Nachsicht und Schonung rechnen können? Sie antworten nicht, weil Sie nicht den Mut haben, mir ins Gesicht zu sagen, was Sie nicht glauben. Gut, antworten Sie nicht. Ich kenne Sie schon so weit, um zu wissen, was Sie denken. Ich fahre also fort:

„Elvira wollte auf keine Weise in diese Heirat einwilligen, bis ich sie endlich allein ließ, damit sie sich besinne.

„Am Abend desselben Tages fragte sie mich beim Abendbrot, was mit den Artemons geschehen werde, wenn ich die Herrschaft übernehme.

„‚Sie werden die Besitzung verlassen,' sagte ich, ‚wenn Du Dich nicht ihrer erbarmst.'

„‚Eine so große Verantwortung wälzest Du auf mich?' sagte sie weinend.

„‚Es hängt ganz von Dir ab, ob sie sofort heimatlos werden sollen, oder so lange auf Alba verbleiben, bis sie ihre Angelegenheit einigermaßen in Ordnung gebracht haben.'

„Ich sah, daß sie mit sich kämpfte und in Gedanken versank. Am nächsten Tage erbot sie sich zu dem, was ich wünschte. Und so kam diese Heirat zu stande."

„Gräfin Elvira ist Ihnen nicht ähnlich, Herr Hermajos," sagte der Rechtsanwalt lächelnd.

„Ihr wird es leicht, großmütig zu sein, da sie sechseinhalb Millionen besitzt. Wenn sie aber dort angefangen hätte, wo ich es that, sich so viel in der Welt geplagt hätte und die Bosartigkeit und Grausamkeit so kennen würde, dann besäße sie sicherlich kein so empfindsames Herz."

Digitized by Google

„Sie haben ja aber Ihr eigenes Kind unglücklich gemacht."

„Eine Gräfin Artemon, die sechseinhalb Millionen besitzt, kann niemals unglücklich sein."

Berger sah ihn bedauernd an, umdunkelt tauchte die Frage in ihm auf, was wohl schrecklicher sei, der Ahnen- oder Geldstolz.

„Ich danke Ihnen für Ihre Erzählung," sprach er kühl, „nun bin ich mit dem Stande der Dinge schon im reinen."

Der Fabrikant sah ihn forschend an.

„Sie halten mich nun für schlechter als ich bin," sprach er lächelnd. „Gestehen Sie es nur aufrichtig, ich habe in Ihrer Achtung verloren?"

„Wenn Sie es zu wissen wünschen, Herr Hermajos, so muß ich es bejahen," sagte Berger, während er die notwendigen Dokumente hervorsuchte.

„Dann habe ich also nicht die beste Zeit zu dem gewählt, was ich fragen wollte," fuhr Hermajos fort.

„Das werden Sie selbst am besten beurteilen können."

„Und ich schrecke mit meiner Frage dennoch nicht zurück; wollen Sie mein Rechtsbeistand werden, Herr Berger?"

Der Rechtsanwalt zögerte keinen Moment mit der Antwort. Es schien, als ob er diese Frage erwartet hätte.

„Ich danke Ihnen für Ihr Vertrauen, Herr Hermajos, aber ich kann es nicht annehmen."

„Ich dachte, daß Sie so antworten würden. Darf ich den Grund Ihrer Zurückweisung erfahren?"

„Derselbe liegt einfach darin, daß ich der Rechtsanwalt der Grafen Artemon bin."

„Wir sind ja keine Gegner mehr, und sie werden von nun an ohnehin keinen Rechtsanwalt mehr halten."

„Ihre Angelegenheiten sind aber noch nicht endgültig erledigt und bis dahin —"

„Wollen Sie standhalten. Da haben Sie recht. Das ist richtig gehandelt; wenn aber alles verkauft sein wird, und sie Ihrer nicht mehr bedürfen werden?"

„Dann sprechen wir darüber. Und nun, mein Herr, bitte ich Sie, kehren wir zu unseren amtlichen Angelegenheiten zurück, da wir ohnehin schon viel Zeit mit anderen Dingen verbrachten."

„Sie haben recht, wann können wir die Übertragung vornehmen lassen?"

„Ich glaube, binnen drei Monaten. Für Sie kann das ja gleich sein, da die Herrschaft nun thatsächlich Ihr Eigentum ist."

„Ich wünsche nur der Ordnung wegen, daß es ehestens geschehe. Im übrigen ändert dies betreffs des Namens nicht viel. Anstatt des Grafen Artemon wird die Gräfin Artemon als Eigentümerin eingetragen werden."

„Sie lassen die Besitzung also auf Ihre Tochter übertragen?"

„Natürlich, ich habe ja dieselbe für sie gekauft."

„Fürchten Sie nicht, daß es Ihnen wie dem König Lear ergeht?"

„Lieber Herr, für mich ist ja der Ankauf dieser ganzen Herrschaft nur ein kleiner Scherz — mein Hauptvermögen bilden meine Fabriken und meine in Cirkulation befindlichen Kapitalien. Alba gehöre ganz und ausschließlich meiner Tochter."

„Ganz nach Ihrem Wunsche. Wann schicken Sie Ihren Rechtsanwalt zu mir?"

„Wann es Ihnen beliebt."

„Und was wird mit den abgelaufenen Wechseln des Grafen Jenö geschehen, die sich in Ihrer Hand befinden?"

„Diese werde ich von dem Verkaufspreise der Besitzungen eintreiben lassen, wenn nach Befriedigung der Bankforderungen noch etwas übrigbleibt."

„So viel ich mich erinnere, versprachen Sie Ihrer Tochter, diesen Betrag der gräflichen Familie zu erlassen, wenn sie den Grafen Albert heiratet."

„Das sagte ich ihr, aber es hängt von ihr ab, was sie damit zu thun wünscht. Ich werde mit ihr darüber sprechen."

„Verständigen Sie mich dann davon, und wenn ich bitten darf, je eher, desto besser."

„Jedenfalls," sagte der Fabrikant, und damit gingen sie zu ihren amtlichen Angelegenheiten über.

Nach Beendigung derselben reiste Hermajos mit dem Abendzuge nach Budapest zurück.

Rechtsanwalt Berger verbrachte den Abend allein, er befand sich in sehr übler Laune. In seinem an Erfahrungen so reichen Leben hatte er sich schon oft in den Menschen getäuscht, aber selten hatte ihn eine Enttäuschung so unangenehm berührt als heute, wo er den eigentlichen Charakter von Hermajos zu erkennen geglaubt hatte . . .

Einige Tage nach der Übergabe der Herrschaft kehrte die Gräfin Artemon mit ihrer Tochter zurück, und bald darauf kam auch Szent-Tamassy. Obwohl nicht mehr in dem Maße wie früher, nahmen dennoch wieder die Besuche und Diners ihren Anfang. Die Gesundheit der Gräfin hatte sich sichtlich gebessert. Ihr Gemüt war ruhiger und heiterer geworden. Sie fragte ihren Sohn nicht, wie sich die Dinge gestaltet hätten, das fiel ihr gar nicht ein. Die glänzende Ausstattung war bestellt, und nun wurde der Tag der Trauung bestimmt, welcher zu langen Disputen Veranlassung gab. Die Familie Szent-Tamassy wünschte die Trauung einfach und in der Stille abzuhalten, die Gräfin aber in Glanz, Pracht und Geräusch, wie dies bisher auf Alba immer gehalten war.

Niemand hatte den Mut, sie an die veränderten Umstände zu erinnern.

Endlich kam ihnen der Zufall zu Hilfe. Die Schwester des alten Szent-Tamassy starb, und die Trauer nötigte beide Familien zu einer stillen Trauung. Jedermann freute sich dieser Lösung, nur die Gräfin war darüber untröstlich. Einige Wochen vor der Trauung rief Albert den jungen Grafen Szent-Tamassy in sein Zimmer.

Er teilte ihm die Lage seiner Familie mit. Er sagte ihm, daß die Schwester keine Mitgift bekommen könnte, daß ihm sogar die Frage, wie er seine Mutter den Ansprüchen entsprechend erhalten sollte, die größten Sorgen bereite; er hoffe indessen, aus den Ruinen des großen Vermögens noch so viel zu retten, daß sie wenigstens nicht werde Not leiden müssen.

Graf Szent-Tamassy drückte ihm die Hand und

Digitized by Google

sagte ihm, er wisse all dies schon früher als sie selbst. Jenös Leichtsinn und Verschwendung bildeten seit Jahren den Gesprächsstoff in der Hauptstadt und im Komitate. Für ihn aber bedeute dieses Unglück keine Änderung, er heirate Csilla um ihrer selbst willen, und nicht wegen ihrer Mitgift.

In dieser Beziehung war Albert also beruhigt, und ein großer Stein fiel ihm vom Herzen.

Jenö zeigte sich nicht und schrieb auch nicht ein einziges Wort während der ganzen Zeit. Dies kränkte die Gräfin unbeschreiblich. „Gewiß hat man ihn durch etwas beleidigt," sagte sie zuweilen wehmütig zu Albert. „Vielleicht warst gerade Du es, vielleicht sagtest Du ihm etwas, was ihn von uns vertrieb, wenn er Dir aber auch zürnt, so könnte er doch mir oder Csilla schreiben."

Bei solchen Gelegenheiten dachte Albert voll Zorn an seinen Bruder, dem er gar nicht schreiben konnte, weil er nicht wußte, wo er sei. Und er war auch überzeugt, daß Jenö, so lange er noch Geld habe, auch nichts von sich hören lassen werde . . .

Berger fuhr fleißig fort, die verwirrten Angelegenheiten des Vermögens zu ordnen; er bereiste alle Besitzungen und strengte seine ganze Kraft an, der Familie Artemon aus den Ruinen des Vermögens etwas zu retten.

Von Zeit zu Zeit erschien Hermajos auf der Herrschaft und stieg beim Güterdirektor David Szabo ab, bis es ihm endlich einfiel, daß eine halbe Stunde vom Schloß entfernt, ein hübsches, aus fünf Zimmern bestehendes Parterrehaus sich befinde, welches in einem schönen Thale lag, von hohen Platanen umgeben, und unbewohnt war. Dieses kleine Haus befahl er herzurichten und zu möblieren. Von dieser Zeit an stieg er dort ab und empfing dort seine Beamten und den Direktor.

(Fortsetzung folgt.)

Hedwig.

Roman

von

E. Karl.

I.

Sie saßen auf der Bank am Wasser und schauten schweigend hinab. Sie mit Thränen in den Augen und hochgeröteten Wangen, er mit fest aufeinander gepreßten Lippen und unmutig gefalteter Stirn. Eine Weile hörte man nur das Murmeln des Flüßchens, dessen Wellen gegen das Floß schlugen und den daran befestigten Kahn schaukelten, dann brach der junge Mann das Schweigen:

„Kannst Du denn gar nicht an mich glauben, Hedwig?"

„Ich glaube an Dich, Bruno, hätte ich sonst alle diese Jahre an Dir festgehalten? — Fest, trotz aller Stichelreden und ohne eine tröstende Zeile von Dir?"

„Aber?" fragte der Mann.

„Aber Du hast nicht gehalten, was mein Vater Dir als Bedingung stellte, Du kommst wieder, wie Du uns vor drei Jahren verließest, es ist alles geblieben, wie es war."

„Das heißt, ich darf meinem Namen noch immer keinen Titel vorsetzen und somit meinem inneren Menschen kein äußeres Etikett anhängen, woran jeder Narr sofort erkennt, was das Herrchen in der Welt bedeutet!"

Hedwig schmiegte sich an ihn und sagte bittend: „Jetzt wirst Du bitter, Bruno, aber sieh die Sache doch einmal vom Standpunkt des Vaters an, er —"

„Ja, warum stellt der Vater sich nicht ebenso gut auf meinen Standpunkt," unterbrach er sie, „leben wir denn in Indien oder im alten Ägypten, daß ich aus der Kaste, in welche ich zufällig hineingeboren bin, nicht mehr herauskann? — Es ist wahr, mein Vater war Gerichts-Direktor, hier in dieser edlen Stadt. — Erwächst mir aber daraus die Pflicht, unweigerlich in seiner Bahn zu wandeln und der blinden Themis die Wage zu halten, wenn mein ganzes Wesen sich dagegen sträubt? Ich habe es Deinem Vater schon damals gesagt, daß ich nicht zum Juristen tauge, ich ließ mich durch Deine Bitten bewegen, wenigstens einen Versuch mit dem trockenen Studium zu machen, weil mein verstorbener und Dein lebender Vater es so gewünscht hatten, aber es geht nicht, es geht absolut nicht, warum also die Komödie weiter führen?"

Hedwig seufzte tief. „Wir sind also genau so weit wie vor drei Jahren."

„Nein, das sind wir nicht, denn aus dem grünen Studenten von damals ist ein zielbewußter Mann geworden, der die ersten Schritte auf seiner selbstgewählten Künstlerlaufbahn längst gethan hat und weiß, was er von sich erwarten darf. — Vertrau mir, Hedwig!"

Sie lehnte den Kopf an seine Schulter und blickte unter den überhängenden Weiden hindurch, in das Wasser hinab.

„Ich vertraue Dir, Bruno, und will in Treue auf Dich warten, sei es auch noch so lange, aber gieb dem Vater einen Beweis Deines Talents, bringe ihm irgend ein Zeugnis eines berühmten Künstlers, damit auch er Zutrauen zu Dir faßt. Er schätzt die Kunst zwar hoch, glaubt aber nicht, daß sie einem

Digitized by Google

gewöhnlichen Sterblichen Brot giebt. Er spricht wohl von einzelnen gottbegnadeten Künstlern, wird sich aber nicht leicht zu der Anschauung bekehren, daß Du, unser Stadtkind, Direktors wilder Junge, einer der Auserwählten seiest."

„Nun, so sitze mir, Liebchen, ich will Dich malen, und wenn Ihr einen besonderen Schutzheiligen für die Malerei habt, so bete zu ihm, daß er mir Kraft verleihe, alle Zweifler in eifrige Bekenner meines Talents zu verwandeln."

„Laß die Heiligen," rief Hedwig verletzt, „wir haben ihre Fürbitte wahrhaftig nötig genug, und Du sollst nicht über meinen Glauben spotten."

„Ich spotte nicht, Liebling, verzeih den Scherz," bat Bruno zärtlich, „ich will an Deinem frommen Glauben nicht rütteln, aber schenke ein Stückchen davon auch mir und glaube an mein Talent und an eine glückliche Zukunft für uns beide."

Er schlang den Arm um ihren Nacken, und mit der Hoffnungsfreudigkeit der Jugend begannen die Liebenden Pläne zu schmieden, wie wohl das geplante Werk zu beschaffen und wie der Widerstand des Vaters gegen ihre Verlobung zu besiegen sei.

— — — — — — — — — — — — — —

Es war nicht das erste Mal, daß Hedwig und Bruno auf der Bank am Fluß saßen.

Vor drei Jahren etwa stand das damals siebzehnjährige Mädchen — das einzige, verhätschelte Töchterchen des wohlhabenden Ziegeleibesitzers Riedel in Heilsberg — eines Tages in dem Garten, welcher sich von dem stattlichen Wohnhause bis zum Flüßchen hinunterzog.

Die Äpfel begannen gerade zu reifen, und das junge Ding, selbst zart, rund und rosig wie ein besonders appetitlich gewachsenes Exemplar ihrer Lieblingsfrucht, stand mit einer Stange auf dem Rasen und blinzelte gegen den rötlichen Abendhimmel nach einem weit vorstrebenden Ast hinauf, ob wohl ein reifer Apfel zu erspähen sei.

Da klangen Schritte auf dem Gartenwege, ein fröhliches „Hurra" ertönte, und ehe Hedwig wußte, wie ihr geschah, fühlte sie sich von zwei Armen umschlungen, und zwei frische Lippen legten sich küssend auf ihre heiße Wange.

Im ersten Schrecken fuhr sie zurück, und eine wohlgezielte Ohrfeige traf die Wange des dreisten Jünglings, der sich so ungeniert seinen Willkommensgruß holte, dann aber unterdrückten beide mühsam ein herzliches Gelächter.

„So," rief der junge Mann empört, „darum also läuft man wie toll von der Post hierher, um von Fräulein Hedwig mit Ohrfeigen empfangen zu werden —"

„Wenn der neugebackene Herr Student noch nicht weiß, wie man sich erwachsenen Damen gegenüber benimmt, so muß man ihn Mores lehren," zürnte scheinbar das Mädchen, „frage doch erst, ob ich Dir noch erlaube, mich sans façon zu küssen, wie in der Kinderzeit."

Der neunzehnjährige Jüngling, dessen dunkellockiges Haupt die rote Abiturientenmütze zierte, fiel mit komischem Pathos auf die Knie und schaute wie zerknirscht zu dem Mädchen empor, das mit der langen Bohnenstange in der Hand wie eine Theaterwalküre vor ihm stand.

„Nun, so vergieb, holdestes aller Jungfräulein, mein eigenmächtiges, nur durch die Freude des Wiedersehens veranlaßtes Gebahren, neige Dich gnädigst herab zu mir und gieb mir als Zeichen Deiner Verzeihung noch einen Kuß!"

Hedwig stand eine Weile unschlüssig und bemühte sich, sehr ernst und würdevoll auszusehen, aber die schelmischen Grübchen in den runden Wangen und die zuckenden roten Lippen straften die streng gefaltete Stirn Lügen. Es ging doch nicht mit dem Ernst, besonders wenn man dabei dem lieben, alten Spielkameraden in die lachenden Augen sehen und sich sagen mußte, daß sein vorgestern mit Auszeichnung bestandenes Examen doch eigentlich einer Belohnung bedürfe. — Plötzlich flog die Stange ins Gras und Hedwig wie ein Vogel den Gartenweg entlang, dem Park am Flußufer zu.

„So hole ihn Dir," rief sie neckend über die Schulter zurück, „aber es ist auch ganz gewiß der aller, allerletzte!"

Ob es wirklich der letzte war?

Vierzehn Tage vergingen, dann brachte ein warmer Mondscheinabend, lind und duftig wie ein Abschiedsgruß des vergangenen Sommers, die Katastrophe.

Herr Riedel, der stattliche Besitzer des stattlichen Anwesens, welches baum- und blumenumkränzt vor dem Städtchen an der Straße lag, wollte sich nach Schluß der Comptoirs noch ein halbes Stündchen im Garten ergehen, ehe die alte Christine, nach dem Tode seiner Gattin das Faktotum des Hauses, zum Abendessen rief.

Mit Behagen atmete er die vom Duft der Herbstlevkojen durchzogene laue Luft, schaute hier und dort nach einer späten Rose und schlenderte so langsam und oft stehenbleibend dem schattigen Teil des Gartens zu. Das Mondlicht lag silbern auf den wohlgepflegten Rasenflächen und schimmerte auf der Gruppe von Hängeweiden, welche das Flußufer säumten, aber trotz des entzückenden Abends schien Herr Riedel der einzige zu sein, der ihn zu genießen trachtete.

„Wo nur Bruno stecken mag?" dachte der Mann, „der Junge ist doch sonst ein solcher Naturschwärmer, Hedwig hat natürlich in der Küche zu thun."

Er schritt weiter, jetzt lag das dunkle Boskett hinter und der Lieblingsplatz seiner Tochter, ein von Trauerweiden überschattetes Rondel, vor ihm. Die schlanken Zweige umschlossen es bis zum Boden und ließen nur einen Durchgang vom Garten nach dem Flusse frei. Kaum ein Mondstrahl drang durch das Blättergewölbe, und fast tappend trat Riedel unter das dunkle Dach und ließ sich auf eine der Bänke nieder. Der Fluß gluckste leise, und im tiefsten Schatten unter den weit ins Wasser hineinhängenden Zweigen klirrte leise die eiserne Kette des Kahns.

Aber nun mischte sich in diese Naturlaute ein anderer Klang, Hedwigs silberhelles Lachen, in welches Bruno sofort fröhlich einstimmte. Sie saßen augenscheinlich im Kahn.

Digitized by Google

„Da ist nichts zu lachen," rief Bruno, „wenn ich erst ein berühmter Maler bin und Du meine angebetete kleine Frau, dann baue ich Dir ein Schloß, und Du wohnst darin wie eine Prinzessin im Märchen."

Hedwig lachte noch herzlicher. „Und wovon willst Du das Schloß dann bauen, mein Herr Krösus? Von Deinen fünftausend Thalern etwa, die auf unserer Ziegelei eingetragen stehen?"

„O, Du kleine Prosa, willst Du mir nicht auch die Zinsen vorrechnen?" schalt der junge Mann. „Ich baue das Schloß oder meinetwegen auch nur eine kleine Villa von meinen Einkünften, was glaubst Du wohl, daß ein berühmter Maler verdient? Da hat neulich in Berlin einer zehntausend Thaler für ein einziges Bild erhalten."

„Zehntausend Thaler," sprach Hedwig fast andächtig, „das sind dreißigtausend Mark."

„Siehst Du, kleine Rechenmeisterin, das imponiert auch Dir!"

„Aber," wendete Hedwig ein, „es werden doch nicht alle Bilder so teuer bezahlt, wenn Du nun keine Käufer für die Deinigen fändest? Wovon sollten wir dann leben? Wäre es da nicht besser, Du studiertest, wie es ja auch Dein Vater wünschte, Jura? Frau Kreisrichter oder Frau Gerichtsrat klingt doch recht hübsch, mir wäre es schon recht."

„Nein, Hedwig, es ist nicht zu glauben, wo Du bei Deiner Jugend die bedächtigen, altväterischen Ansichten her hast," rief Bruno fast heftig, „rede ich da eine Stunde in Dich hinein, um Dir zu beweisen, daß nur die Kunst allein, außer Deinem Besitz, mich glücklich machen könne, und Du sprichst von Einnahme und Brotstelle, als wäre das Geld, und recht viel davon, die Hauptsache im Leben."

„Aber Bruno," bat Hedwig fast weinend, „sei doch nicht gleich so böse, ich bin ja mit allem einverstanden, was Dein Glück ausmacht, aber sieh, der Vater wird so schon nicht wollen, daß wir uns jetzt verloben, wenn Du nun gar Dein sicheres Studium gegen einen so unsicheren Beruf wie die Malerei vertauschst, so sagt er vollends ‚nein,' das weiß ich bestimmt, er ist ohnehin gegen alle langen Brautschaften."

„Eine lange Brautschaft kann ich Dir leider nicht ersparen, mein Lieb, aber halte nur treu an mir fest, so vergeht endlich auch die längste Zeit. Was Deinen Vater anbetrifft, so dürfen wir ihm unser süßes Geheimnis freilich noch nicht offenbaren, er würde mir mit gutem Recht die Thüre weisen. Wir müssen unser Glück tief und fest im Herzen verschließen, so fest, wie ich Dich jetzt in meine Arme schließe, und in Geduld harren, bis mein Fleiß und mein Talent mir eine Stellung geschaffen, die mir erlaubt, Dich von Deinem Vater für mich zu erbitten, aber nur Mut, Hedwig, Mut und Ausdauer, dann kommt auch unsere Zeit."

Der Ton einer lebhaft geschwungenen Glocke schrillte über den Garten, ein Zeichen, daß das Abendessen der Hausgenossen harre. Riedel erhob sich von der Bank und trat in den tiefsten Schatten der Bäume zurück, um das ahnungslose Paar an sich vorüber zu lassen, dann folgte er auf Umwegen.

Als er in das hell erleuchtete Speisezimmer trat, standen die jungen Liebesleute, sowie einige Beamte der Fabrik schon seiner harrend, hinter ihren Stühlen, und Hedwig schaute befremdet auf die düster gefaltete Stirn ihres Vaters, wagte in Gegenwart der fremden Leute aber keine Bemerkung. Das Abendessen verlief schweigend, es war, als hinge ein Gewitter in der Luft, und jeder fragte sich, über wem es sich wohl entladen könnte.

Nach Tisch trat Riedel in sein kleines, einfach eingerichtetes Arbeitszimmer und rief in befehlendem Tone: „Hedwig, Bruno, kommt einmal hierher!"

Die Gerufenen erschienen mit schreckensbleichen Gesichtern, was war nur geschehen? Der Vater stand hoch aufgerichtet in der Mitte des Zimmers und rief zornig:

„Also, Mosjö Bruno, Du willst Dein verständiges Studium aufgeben, ehe Du es begonnen hast, willst ein Farbenklexer werden, Dir dann von Deinen Einkünften ein Schloß bauen und meine Hedwig heiraten?"

„Onkel Du weißt —" stammelte der Angeredete, während Hedwig mit dem Ruf: „o, nun ist alles aus," die Hände weinend vor das Gesicht schlug.

„Und Du, Mädel," fuhr der Vater fort, „hättest auch vernünftiger sein können, als auf solchen Unsinn einzugehen, Du kennst doch meine Ansichten über Verlobungen u. s. w."

„Aber Vater, ich liebe ihn doch," rief Hedwig, schwieg aber sofort auf eine befehlende Gebärde ihres Vaters hin.

„Du sagst selbst," fuhr dieser zu Bruno gewendet fort, „daß ich ein Recht hätte, Dir die Thür zu weisen, — nun, so wirst Du nicht überrascht sein, wenn ich es hiermit thue."

„Aber Onkel, was hast Du außer meiner Jugend gegen mich einzuwenden?" fragte der junge Mann.

„Nichts," lautete die Antwort, „vielleicht wärest Du mir sogar ein willkommener Schwiegersohn, wenn Du mindestens acht Jahre mehr zähltest. Liebschaften neunzehnjähriger Jünglinge nimmt man aber nicht ernst. Und nun hört beide mein letztes Wort und richtet Euch danach: „Du, Bruno, schlägst Dir entweder meine Tochter oder die Malerei aus dem Kopf. — Im ersten Falle magst Du thun, was Du nicht lassen kannst, ich hindere Dich nicht, auf Deine Art selig zu werden, denkst Du aber ernstlich an eine Verbindung mit meiner Familie, so gehst Du morgen schon als angehender Studiosus juris nach Berlin. Ich wähle diese ferne Universität, da mir Königsberg unter den obwaltenden Verhältnissen zu nahe ist. Denn, höre wohl, ich wünsche keine, aber auch gar keine Beziehungen zwischen Dir und Hedwig, ehe Du den Referendar gemacht hast. Bist dahin sind drei bis vier Jahre vergangen, und dann wollen wir weiter reden, wenn Du noch Lust dazu hast. Für Hedwig aber verlange ich volle Freiheit. Solche jugendlichen Thorheiten schlagen meistens nur zum Unglück aus, wie ernst und ehrlich sie auch gemeint sein mögen."

Digitized by Google

„Onkel, Du behandelst mich wie einen Knaben," rief Bruno entrüstet.

„Der Du in meinen Augen auch noch bist," antwortete Riedel ruhig, „aber, mein Junge," fuhr er wärmer fort, „was ich thue, geschieht nach bester Überzeugung zu Deinem und meines Kindes Besten. Wenn ich Freiheit für meine Tochter verlange, so geschieht es nicht, um sie hinter Deinem Rücken zu einer Ehe zu zwingen, sondern um ihr und Dir volle Wahlfreiheit zu sichern, wenn Ihr in die passenden Jahre kommt, denn jetzt wißt Ihr selbst noch nicht, was Ihr wollt, und jeder liebt im andern nur ein Gebilde seiner eigenen Phantasie. Ich liebe mein einziges Kind über alles, und ich habe auch Dich herzlich lieb, Bruno, nicht nur, weil Du der Sohn meines besten Freundes und mein Mündel bist, sondern auch um Deiner selbst willen, aber eben deshalb kann ich nicht anders handeln, als ich es thue.

„Sieh, mein Junge," fuhr er fort, als die jungen Leute schweigend verharrten, „Du bist meiner Hedwig gegenüber im Vorteil, denn die nächsten acht oder zehn Jahre werden aus Dir, dem grünen Jüngling — verzeih das Wort — den fertigen, vielleicht recht stattlichen und bedeutenden Mann machen, wird Dir dann das verblühende Mädchen recht sein? Ich verlange aber für mein Kind ein besseres Schicksal, als nach langjähriger Brautschaft aus Pflichtgefühl geheiratet zu werden."

„Onkel, ich schwöre Dir —"

„Schwöre nichts, mein Junge, ich weiß, daß Du es in diesem Augenblick ganz ehrlich meinst, aber niemand kann in Deinem jungen Lebensalter voraussagen, wie er in zehn Jahren denken wird. — Nun geh und überlege Dir die Sache — morgen um neun Uhr geht für Dich die Post und Hedwig bleibt bis dahin unter meinen Augen."

Der Frühstückstisch versammelte am nächsten Morgen nur ernste oder trübe ausschauende Personen um sein Rund. Hedwigs Augen waren von Thränen dick verschwollen, und Brunos bleiches Gesicht zeugte von schlafloser Nacht. Riedel sprach freundlich ernst zu ihm, ohne des vergangenen Abends zu gedenken, gab ihm Ratschläge in Bezug auf die Gestaltung seines selbständigen Lebens — er hatte als Schüler bisher in einer Pension gewohnt — informierte ihn über seine von ihm verwalteten Geldangelegenheiten und über dergleichen praktische Dinge mehr.

„Und sollten die Moneten einmal nicht reichen, Junge, auf der Universität kann das passieren, so weißt Du, wo Dein alter Freund wohnt, denn der bin und bleibe ich trotz allem." Und damit zog er den Jüngling an sich und küßte ihn herzlich auf die Wangen.

So kam die Scheidestunde heran und Hedwig und Bruno reichten sich die Hände. — Es war doch schrecklich, daß sie sich auf die mindestens dreijährige Trennung hin nicht einmal einen armseligen Kuß geben durften.

„Der infame Schlingel, der Gottlieb, da fährt er wieder mit dem vollgeladenen Ziegelwagen im Trab über die Brücke —" Und Herr Riedel eilte ans Fenster und öffnete dasselbe, Gottlieb war natürlich längst über alle Berge, er war ja Trab gefahren, aber Herr Riedel hielt es doch für nötig, hinter ihm dreinzuschauen, auch betrachtete er noch einen Augenblick den Rosenstrauch unter dem Fenster, und erst als er sich überzeugt hatte, daß er noch genau so aussah wie gestern, schloß er es bedächtig und drehte sich wieder herum.

Es war merkwürdig, wie die Gesichter der beiden armen Sünder sich aufgeklärt hatten und noch merkwürdiger, daß sie jetzt dicht bei einander standen, aber der Vater achtete nicht darauf.

„Adieu, Bruno," sprach er, „und wenn Du einmal, wie ich hoffe, Lust zu brieflichen Stilübungen hast, so schreibst Du an mich."

„Ja, Onkel."

„Dein Ehrenwort!"

„Auf Ehrenwort."

So schieden sie, und das war vor drei Jahren gewesen.

Eine Zeitlang ging alles gut, Bruno hatte wirklich mit dem Studium begonnen und sollte sogar — im ersten Semester eine Seltenheit — recht fleißig sein. So erfuhr Herr Riedel durch einen in Berlin lebenden Geschäftsfreund, dem er sein Mündel ans Herz gelegt hatte.

Aber nach einem Jahr lauteten die Nachrichten weniger befriedigend, Bruno sollte nur selten auf der Universität zu sehen sein und dann Kollegia hören, die dem juristischen Studium ziemlich fern lagen, Anatomie zum Beispiel.

Brunos seltene Briefe gaben auch keinen Aufschluß, er schrieb regelmäßig jedes Vierteljahr nach Empfang seiner Zinsen, versicherte stets, recht fleißig zu sein, ging aber auf keine genauere Frage nach dem Termine seines Referendarexamens ein.

Da brachte eine Berliner Zeitung, die Herr Riedel aus geschäftlichem Interesse hielt, fast drei Jahre nach Brunos Abreise die Notiz, daß bei einer Schülerkonkurrenz der Kunstakademie der Schüler Bruno Hillbach den ersten Preis erhalten habe.

Da war es heraus und das Geheimnis verraten, Bruno war doch unter die Farbenklexer gegangen. Im Riedelschen Hause gab es eine erregte Scene, Hedwig hielt zu dem immer noch treu Geliebten, der Vater erklärte jede fernere Anknüpfung für ausgeschlossen. Bruno kenne seine Ansichten, er habe durch seinen Schritt die Lösung des kindischen Verlöbnisses ausgesprochen, er werde nicht wieder kommen.

Aber Bruno kam.

Als die Akademieferien begannen, war er eines Tages da und quartierte sich in einem Gasthof des Städtchens ein.

„Ich habe Deinen Wunsch nicht erfüllen können, Onkel," sprach er zu Riedel, als er in dem wohlbekannten Arbeitszimmer vor ihm stand. „Aber ich hoffe, Du überzeugst Dich jetzt, daß ich weiß, was ich will und erstrebe und daß ich genügende Charakterstärke besitze, um es durchzuführen."

„Hm," machte der ältere Mann.

„Ich habe, um Numero Sicher zu gehen, für den Fall mein Talent zur Malerei sich als nicht aus-

Digitized by Google

reichend erwiese, noch fast ein und ein halbes Jahr Jura studiert und daneben die Akademie besucht. Du wirst mir zugeben müssen, daß zu dieser Leistung eine gute Portion Selbstverleugnung und wahre Begeisterung für die Kunst gehörte. Ich saß über der Arbeit, wenn meine Kommilitonen sich in der Kneipe verlustierten, ja, ich gab noch obenein Stunden, als mein kleines Einkommen sich für die Kosten dieses doppelten Studiums als nicht ausreichend erwies. — Ich habe viel entbehrt, um Dir, gegen Deinen Willen, Achtung einzuflößen, nun sei gütig, lieber Onkel, und willige in meine Verlobung mit Hedwig, daß heißt, wenn sie mich noch will," fügte er hinzu, „denn ich habe wenigstens darin Deinen Wunsch erfüllt, daß ich ihr nie schrieb."

„Du hast mir allerdings Achtung eingeflößt, obgleich Deine Handlungen meinen Wünschen direkt entgegen liefen. Aber, lieber Bruno, meine Einwilligung zu Eurer Verlobung gebe ich doch nicht. Welche Garantie kannst Du mir denn für die Zukunft bieten? Du hast für eine gelungene Schülerarbeit einen Preis erhalten, gut, liegt aber darin irgend eine Sicherheit, daß Deine Bilder in Zukunft den Geschmack des Publikums treffen und gekauft werden? Ein Maler lebt nicht von den Bildern, welche er malt, sondern von denen, die er verkauft."

„Aber Onkel, die Kunst —"

„Schon gut, ich weiß, was Du sagen willst, Bruno, höre mich nur geduldig an. Ich habe in Königsberg eine Cousine, die an einen Maler verheiratet ist. O, was war das für eine Seligkeit, als die beiden sich verlobten. Der junge Mann hatte Bilder auf der Ausstellung gehabt, die um ihrer Originalität willen von vielen Kritikern hoch gelobt wurden, gewöhnliche Menschenkinder konnten freilich wenig daran finden. Die Originalität verschwand aber immer mehr, je länger er malte, es waren ihm eben einmal ein paar gute Gedanken gekommen, und als die Prosa des Lebens an ihn herantrat, blieben sie fort, er hatte sich verausgabt.

„Nun sind fünfzehn Jahre seitdem vergangen und er sitzt mit Frau und Kindern in einer ärmlichen Dachwohnung und malt Stuben und Schilder, damit die Seinigen nicht verhungern. Soll es meinem Kinde vielleicht auch einst so ergehen?"

„Du malst schwarz, Onkel, der Mann hat kein Talent und keine Energie, sonst wäre es nicht dahin gekommen."

„Möglich, aber Du kannst es mir nicht verdenken, wenn ich für mein einziges Kind eine völlig sichere Existenz fordere. Hast Du erst mindestens zwei Jahre ein eigenes Atelier und weisest Du mir nach, daß Du eine Frau, wenn auch nur bei ganz bescheidenen Ansprüchen, ernähren kannst, so will ich in Gottes Namen Ja und Amen sagen. Ich bin kein Starrkopf."

So stand die Angelegenheit, als Hedwig und Bruno am Wasser saßen und über ihre Zukunft sprachen.

II.

Zwei Wochen später traf ein Brief eines wohlbekannten Berliner Malers, Professor an der königlichen Malerakademie und Lehrer Brunos, an Herrn Riedel ein. Der alte, würdige Herr schrieb, er sei von Bruno um seine Fürsprache angegangen worden, und könne dem jungen Manne nur unbedingt das Wort reden.

„Wenn Sie, geehrter Herr," schrieb er weiter, „mit Rücksicht auf die große Jugend Ihres Neffen oder aus anderen Gründen in eine Verlobung mit Ihrem Fräulein Tochter nicht willigen wollen, so ist das Ihre Sache, und es steht mir nicht zu, Ihnen Vorschriften machen zu wollen. In Bezug auf die Karriere des jungen Herrn aber dürfen Sie ganz außer Sorge sein. Wir alle, die wir die Freude haben, seine Lehrer zu sein, schätzen ihn als das hervorragendste Talent unter den Schülern der Akademie und erwarten bei seinem außerordentlichen Fleiß in nicht zu ferner Zeit, ihn in der ersten Reihe unserer Kunstgenossen zu sehen. Sie können es darauf hin getrost mit ihm wagen."

Herr Riedel ward nachdenklich, sobald er den Brief gelesen, sprach aber kein Wort darüber.

Am nächsten Tage trat Bruno bei ihm ein und bat ihn, in das Wohnzimmer kommen zu wollen, er habe ihm etwas zu zeigen. Erstaunt folgte der arglose Mann und blieb völlig verblüfft am Eingange stehen. Seitwärts von dem breiten Fenster des Zimmers stand im besten Licht eine Staffelei und darauf ein fast lebensgroßes Brustbild seiner Tochter, in weichen Pastellfarben gemalt. Aus dem improvisierten Rahmen von dunklem Stoff schaute es ihn so rosig, so lebensvoll und sprechend an, daß er seinen Augen nicht zu trauen wagte. Ja, das war Kunst, das sah auch er, der Laie, auf den ersten Blick, denn das Bild lebte. Mochte sich in der Technik noch die Schülerhand verraten, in der ganzen Auffassung zeigte sich schon der künftige Meister. Das war der treue, zuverlässige Blick ihres blauen Auges, das waren die eigensinnigen blonden Löckchen, die sich um die weiße Stirn kräuselten und leichten Schatten über das blaue Geäder der Schläfen warfen, das waren die schelmischen Grübchen in den runden Wangen und der schwellende, wie zum Sprechen geöffnete Mund. Ja, das war Hedwig in ihrer vollen Jugendblüte, und nicht nur ihr körperliches Abbild, es war auch ihre Seele, die zu ihrem Vater sprach. Riedel trat näher und starrte immerfort auf das Bild.

„Junge, das hast Du gemacht?" stammelte er fast erschreckt, und der Brief des Berliner Professors trat vor seine Seele, es war ihm, als stünden die Worte: „der Ersten einer" über dem Bilde in der Luft, nur ihm sichtbar.

„Vater, gieb uns Deinen Segen," sagten plötzlich beide Kinder, ihn gleichzeitig umschlingend, „wir lassen ja doch nicht voneinander, weshalb willst Du uns noch jahrelang quälen?"

Sie küßten und drückten ihn, sie flehten mit Thränen in den Augen und endlich sprach der über-

Digitized by Google

rumpelte Mann selbst gerührt: „Nun, so gebe Euch Gott seinen Segen, ich habe gethan, was ich konnte, um Eure Unbesonnenheit von damals wieder gut zu machen, aber gegen den Strom kann man nicht schwimmen. Möget Ihr die heutige Stunde nie bereuen.“

Da gab es eitel Freude in dem sonst so stillen Hause, und als Bruno nach Schluß der Ferien abreiste, trug er den schmalen Goldreif am Finger, der ihn für ewig an Hedwig fesseln sollte.

— — — — — — — — — — —

„In drei Jahren machen wir Hochzeit, und einstweilen komme ich nächstes Jahr wieder,“ hatte Bruno beim Abschiede gesagt — und Hedwig begann mit glückseligem Herzen ihre Ausstattung zu rüsten.

Mit dem ihr eigenen praktischen Sinne hatte sie sofort beschlossen, die lange Zeit ihrer Brautschaft auszunützen, indem sie den gesamten notwendigen Wäschevorrat, zu welchem in dem wohlhabenden Bürgerhause alles erforderliche Material längst aufgespeichert lag, mit eigenen Händen anfertigte. So saß sie denn täglich viele Stunden über irgend ein Stück weißen Linnens gebeugt, und während die Nähmaschine schnurrte, oder ihre Finger die verschlungenen Linien eines Monogrammes in dem feinen Tischzeuge hervorzauberten, flogen die Gedanken der Gegenwart weit, weit voraus, einer glückseligen Zukunft zu. Brunos häufige Briefe waren ebenfalls eine Quelle stets sich erneuernden Glückes, denn sie atmeten vollste innere Befriedigung. Er genoß das Glück, mit Erfolg vorwärts zu streben, nun die drückende Heimlichkeit von ihm genommen war, mit vollen Zügen. Aber schon vor Ablauf des ersten Jahres überzeugte er sich, daß der Grad der Meisterschaft, nach dem er mit allen Fasern seines Herzens strebte, in den festgesetzten drei Jahren nicht zu erreichen sei. Was lag aber schließlich an ein paar Jahren, sie waren ja beide noch so jung.

Hedwig durchlebte trotz der Sehnsucht nach dem Geliebten, der, so lange sie denken konnte, den Inhalt ihres Lebens ausgemacht hatte, in dem seit frühester Kindheit alle ihre Gefühle wurzelten, das schönste Jahr ihres Lebens. Sie glaubte mitunter zu träumen, die Seligkeit war zu groß für diese Welt.

Leider nur zu bald sollte sie an die Unvollkommenheit irdischen Glückes erinnert werden.

Schon bald nach Brunos Abreise hatte sie das Befinden ihres Vaters mitunter in Sorge versetzt. Der sonst so gleichmütig gestimmte Mann zeigte pausenweise eine eigentümliche nervöse Unruhe, die mit Epochen geistiger Abspannung wechselte. Im Laufe des Winters hielt Hedwig es für nötig, den alten Hausarzt zu befragen, derselbe gab aber ausweichende Antworten, meinte, Riedel habe sich überarbeitet und werde gewiß wieder frisch werden, wenn er sich mehr Ruhe gönnen wollte. Eine darauf bezügliche Bitte Hedwigs fand bei dem Vater aber schlechte Aufnahme, er wurde heftig, was sonst der Tochter gegenüber nie der Fall war, und seine Stimmungen wechselten, nun er sich beobachtet glaubte, noch schneller wie bisher.

Im Frühjahr wurde sein Thätigkeitstrieb fast beängstigend, er ritt und fuhr viel in der Umgegend umher, es kamen oft fremde Leute ins Haus, aber jede Frage Hedwigs nach der Ursache fand unwirsche Erwiderung. Schließlich wendete sie sich an den alten Buchhalter mit der Bitte, ihr mitzuteilen, was eigentlich im Werk sei. Aber der Alte lächelte trübe und versicherte, nichts sagen zu dürfen, es sei ihm strenge verboten.

Da trat endlich zu Ende des Mai der Vater eines Tages mit strahlendem Gesicht ins Zimmer und setzte sich Hedwig gegenüber an ihren Nähtisch.

„Nun, Töchterchen,“ sprach er, „Du hast gewiß schon lange gemerkt, daß ich etwas plane, heute ist perfekt geworden, was mich so lange beschäftigte, und nun sollst auch Du es wissen, ich habe das Gut ‚Neuwiese‘ gekauft.“

Hedwig sah den Redenden eine Weile sprachlos an.

„Nun, was guckst Du so, ich denke, Du sollst Dich freuen.“

„Ja, aber Vater, ich verstehe Dich nicht, was willst Du denn mit dem Gute? Es ist ja nichts wie eine häßliche Lehmgrube, kaum ein anständiges Wohnhaus darauf und alles so verwahrlost.“

„Was geht mich der elende Gebäudekram an, den ich doch sofort abbrechen werde. Die Lehmgrube, wie Du es nennst, Mädchen, soll für mich zu einer Goldgrube werden. Binnen acht Tagen schon werden die Arbeiten begonnen, ich errichte dort eine Ziegelfabrik in großartigem Maßstabe. Statt des einen Ringofens, mit dem ich mich bisher begnügte, werden drei gebaut und ich hoffe in wenig Jahren ein reicher Mann zu sein.“

Hedwig sah den Vater entsetzt an. „Aber Väterchen, wohin willst Du denn die vielen Ziegel verkaufen? Du hast doch bis jetzt jeder Nachfrage genügen können.“

„Da sieht man den Weiberkopf,“ lachte der Vater, „immer kleinlich, kein Blick für das Große, Weitausschauende. Ich brenne die Ziegel einstweilen auf Spekulation, Kind, im künftigen Jahr wird hier eine Eisenbahn gebaut.“

Hedwig schlug die Hände zusammen. „Eine Eisenbahn, davon weiß ja noch niemand etwas.“

„Aber ich weiß davon,“ frohlockte der Vater, „man hat so seine Verbindungen. Dann übernehme ich zunächst die Lieferungen für die Bahnhöfe, und ist die Bahn erst fertig, so gehen meine Ziegel alle nach Berlin, dann sollst Du einmal sehen, welchen Umfang mein Geschäft annehmen wird.“

Hedwig schüttelte den Kopf. „Mich ängstigt die Sache, Vater, Du pflegtest sonst nicht zu spekulieren.“

„Umstände verändern die Sache, kleine Weisheit, die Chancen sind so günstig wie noch nie, ein Narr, wer das Geld nicht aufhebt, wenn es auf der Straße liegt. Im Grunde ist im Leben alles Spekulation, es kommt nur darauf an, wie man die Sache angreift.“

„Was hast Du denn für Neuwiese gezahlt?“ fragte Hedwig zaghaft.

„Nun, ganz billig habe ich das Gut nicht bekommen, aber es ist für mich immer noch das Doppelte wert. Ich zahlte hunderttausend Mark dafür.“

Hedwig schrie auf. „Vater, um Gottes willen,

Digitized by Google

das ist ja das Doppelte des Betrages, den Meyer zahlte, als er es kaufte!"

„In der Subhastation, Hedchen, das ist ja etwas ganz anderes," begütigte der Vater. „Hätte ich nicht zugegriffen, so wäre es morgen, wenn erst das Eisenbahnprojekt bekannt wird, gar nicht mehr zu haben gewesen, Meyer hätte sicher selbst eine Ziegelei angelegt, der Boden ist wie geschaffen dazu."

„Es ist merkwürdig, das von dem Eisenbahnprojekt so gar nichts in der Stadt bekannt ist," sprach Hedwig.

Riedel lächelte geheimnisvoll. „Nein man weiß nichts davon." Er sah nach der Uhr. „Ich habe noch eine Besprechung mit dem Baumeister; adieu, Kind."

„Was nur Bruno sagen wird," äußerte Hedwig, als der Vater bereits auf dem Wege zur Thüre war.

Riedel drehte sich herum. „Bruno," sprach er mit eigentümlich verächtlicher Betonung, „nun, eigentlich ist es gleichgültig, was er sagt. Ich kann Dir überhaupt nicht verhehlen, daß mir diese Verlobung mit dem obskuren Maler jetzt gar nicht mehr recht ist. Mein Kind müßte eine bessere Partie machen. Ja, ja," fuhr er fort, als Hedwig ihn sprachlos anstarrte, „Du kannst Ansprüche machen, mein Töchterchen, und ich werde es mir noch sehr überlegen, ob ich Dich diesem Ritter von der Farbe zur Frau gebe."

Er hatte das Zimmer verlassen, ehe Hedwig antworten konnte. Diese starrte zuerst auf den Boden zu ihren Füßen, als hätte sich dort plötzlich ein tiefer Abgrund geöffnet, in den ihr Glück stürzen müsse, dann warf sie sich plötzlich auf das Sofa und brach in leidenschaftliches Schluchzen aus. Was war nur in den Vater gefahren, welcher unheilvolle Einfluß hatte Macht über ihn bekommen, er wollte spekulieren, er, dem sonst der bloße Begriff zuwider, dem die Worte „Spekulant, Glücksritter und Bankerotteur" ziemlich gleichbedeutend gewesen waren.

Die Summe, welche er für das ziemlich große, aber gänzlich devastierte Gut gezahlt hatte, war fast sein ganzes Vermögen, Hedwig kannte die Verhältnisse gut genug. Der Ertrag aus der Landwirtschaft war äußerst gering, welche unendlichen Mengen von Ziegeln mußten jährlich verkauft werden, um nur die Zinsen herauszubringen. Freilich die Eisenbahn, — aber es wußte niemand davon, konnte es sich nicht nur um ein Gerücht handeln? Hedwig sann und sann, aber trotz ihrer Besorgnisse wurde sie zuletzt doch ruhiger. Der Vater war ein so vorsichtiger und solider Geschäftsmann, er hatte gewiß sicheren Grund unter den Füßen.

Was bedeutete aber sein Ausfall gegen Bruno? Es war nicht zu leugnen, daß weder sein Beruf noch Hedwigs lange Brautschaft den Beifall des Vaters hatten, aber er pflegte ihre Gefühle zu schonen.

„Vater war aufgeregt," tröstete sie sich endlich selbst, trocknete die nassen Augen und setzte sich wieder zu ihrer Arbeit, aber die Freude daran war verschwunden und die heiteren Zukunftsbilder wollten sich nicht wieder einstellen.

In der nächsten Zeit war Riedel sehr beschäftigt und wenig zu Hause, die Ringöfen waren im Bau begriffen, noch vor dem Herbst sollten sie in Betrieb gesetzt werden. Seine nervöse Unruhe schien sich aber etwas gelegt zu haben. Hedwig fing an sich zu beruhigen, sie glaubte dem Vater Zutrauen schuldig zu sein, Brunos Besuch wurde zum August erwartet und die Freude darauf drängte alle sorgenvollen Gedanken in den Hintergrund.

Nur der sonst so gerne gepflegte Umgang mit ihren Freundinnen war ihr jetzt peinlich, denn es wurden häufig Fragen an sie gerichtet, die sie nicht zu beantworten vermochte, oder die jungen Mädchen trugen ihr Äußerungen ihrer Väter über die Unternehmungen ihres eigenen Vaters zu, die sie verdrossen, weil sie ihnen im Herzen zustimmen mußte.

Befremdlich war ihr auch ein Brief Brunos, der einen an ihren Vater gerichteten als Einlage enthielt. Er sei natürlich einverstanden, schrieb er, wenn der Vater es für wünschenswert erachte, sein Vermögen von dem Stadtgrundstück auf das Landgut übertragen zu lassen, er freue sich, ihm dienstbar sein zu können, indessen wundere auch er sich über diese großen Unternehmungen. Zumal die Idee, Ziegel nach Berlin absetzen zu wollen, erschiene ihm bedenklich, da in größter Nähe der Riesenstadt bedeutende Fabriken beständen, mit denen eine Konkurrenz aus so weiter Ferne schwer möglich sei. Von dem projektierten Eisenbahnbau sei auch dort nichts zu hören, er habe durch Bekannte Erkundigungen eingezogen.

Riedel war außer sich über den Brief, und alle Begütigung Hedwigs, daß Bruno ja doch anstandslos auf seine Wünsche eingegangen sei, blieb fruchtlos.

„Solch ein Naseweis," rief der Vater erbost, „will mir Vorschriften machen, was ich thun und lassen soll, ich will ihn nicht sehen, den grünen Jungen, den elenden Farbenklexer, er soll mir noch einmal kommen und mich mit einem Bilde überrumpeln wollen, vor die Thür weise ich ihn, Eure Verlobung ist null und nichtig."

Mit vieler Mühe gelang es Hedwig, den Aufgeregten zu beruhigen, er gab zu, daß er Bruno unrecht gethan, daß derselbe es gut gemeint hätte, aber er schien ihm dennoch zu grollen.

Auf die große Aufregung folgte wieder eine Zeit der Abspannung, der sonst so thätige Mann konnte stundenlang schweigend dasitzen und immer auf denselben Fleck starren. Hedwig ängstigte sich, der Vater hatte sich entschieden überarbeitet, und es mußte etwas für ihn geschehen, sie ließ den Hausarzt bitten.

„Ich kann es Ihnen nicht verhehlen, liebes Kind," sprach er, nachdem er Riedel gesehen hatte und mit der Tochter allein war, „daß mir Ihr Vater gar nicht gefällt, es handelt sich bei ihm entschieden um eine bedeutende Nervenaffektion, allein ich hoffe das beste, wenn es gelingt, ihn hier eine Zeitlang ganz herauszubringen. Ich möchte ihn für sechs Wochen mit Ihnen an die See schicken."

„Und mein Bräutigam, den wir binnen drei Wochen erwarten?" wagte Hedwig schüchtern einzuwenden.

„Nun, der kann ja auch dorthin kommen, Ihr Vater ist jetzt die Hauptsache."

Das sah Hedwig natürlich ein, meinte aber, es

Digitized by Google

werde schwer halten, den Vater für so lange Zeit aus dem Geschäft loszulösen.

„Nun, da müssen wir Sie vorschieben, ich will das schon besorgen."

Der alte Arzt und Hausfreund stellte wirklich dem Fabrikbesitzer vor, daß Hedwig sehr elend sei und dringend einer Badekur in dem Seebadeort Cranz benötigt wäre, sich aber nur erholen würde, wenn er selber mit ihr dorthinginge. Riedel weigerte sich zunächst, behauptete, nicht abkommen zu können, gab aber doch schließlich nach, als Hedwig aus Angst um ihn einige Nächte nicht schlief, und wirklich sehr elend aussah. Der liebevolle Vater in ihm siegte über alle Bedenken, die Reise wurde beschlossen und nach acht Tagen schon angetreten.

Es schien wirklich, als ob die herbe Seeluft erfrischend auf die Nerven des Vaters wirkte, er war teilnehmend für seine Umgebung, ohne besonders erregt zu sein, und Hedwig schöpfte wieder Hoffnung, ihn ganz genesen heimzubringen, indessen gab es einen Punkt, der ihr völlig rätselhaft blieb, seine sonderbare Abneigung gegen Bruno. — Hedwig durfte seinen Namen gar nicht nennen, ohne einen Sturm der Entrüstung heraufzubeschwören; auf alle Fragen aber, was ihm der arme Bruno zuleide gethan, hatte er nur die eine Antwort: „ich kann ihn nicht leiden." — Der Gedanke, daß Bruno binnen kurzem nach Cranz kommen sollte, brachte ihn so außer sich, daß er fast raste.

So blieb der armen Hedwig denn nichts anderes übrig, als Bruno zu bitten, seinen geplanten Besuch aufzuschieben.

O welche unendlichen Thränenströme fluteten über das Papier, welches diese Bitte enthielt. Sie mußte mit eigener Hand zerstören, was die Hoffnung und das Glück eines ganzen Jahres ausgemacht hatte, sie mußte in der Angst ihres Herzens auf die Gegenwart des einzigen Menschen verzichten, der ihr, wie sie glaubte, hätte Trost bringen können. Aber gab es denn eine Wahl für sie?

Bruno antwortete umgehend, daß er unter den obwaltenden Verhältnissen seine Ferienzeit wie bisher bei einer Schwester seiner Mutter in Sachsen zubringen würde, beschwor Hedwig indessen, bei ihrer Rückreise in Königsberg einen berühmten Professor, den er ihr bezeichnete, zu konsultieren, da der Vater krank sein müsse.

Auch Hedwig hatte schon ähnliches gedacht. Das Wesen des Mannes schien gerade in seinen Grundzügen völlig verändert. Ihm, dem immer bescheiden Aufgetretenen, war plötzlich nichts mehr gut genug. Er sprach stets von seiner veränderten Stellung, die dieses und jenes von ihm verlange, und Hedwig konnte doch mit dem besten Willen keine andere Notwendigkeit einsehen, als die, mit Rücksicht auf die bedeutenden Verpflichtungen, die ihr Vater auf sich geladen, sehr sparsam zu sein.

Riedel aber gab das Geld mit vollen Händen aus. Nur mit Mühe hatte Hedwig ihn zurückhalten können, ihr auf der Durchreise in Königsberg eine völlig neue, kostbare Garderobe anzuschaffen, jetzt wohnten sie im ersten Hotel und tranken an der Table d'hote täglich Champagner, in ihrer bisherigen Lebensführung etwas ganz Unerhörtes.

Dennoch faßte Hedwig noch einmal die Hoffnung, es möchte sich um eine vorübergehende Nervenstörung handeln, als der Vater, nachdem Brunos drohender Besuch abgewendet war, wieder viel ruhiger und gleichmäßiger, ja fast der alte in seinem Wesen erschien. Er ließ sich sogar den Champagner ausreden und bezog mit Hedwig, der das laute Gasthofleben zuwider war, eine ruhige Privatwohnung. — So gingen die festgesetzten sechs Wochen noch verhältnismäßig befriedigend zu Ende und man rüstete zur Heimkehr. Riedel hatte sich in der letzten Woche eine kleine Verletzung an der Hand zugezogen, die ihn schmerzte, und Hedwig benutzte dieselbe als Vorwand, ihn zu einem Besuch bei Professor N. zu bewegen, den sie aber schriftlich von dem eigentlichen Grunde des Besuches und ihrer großen Sorge um den Vater in Kenntnis setzte.

Als Vater und Tochter nach langem Warten bei dem Professor eintraten, knüpfte derselbe, während er sich scheinbar sehr genau mit der kleinen Wunde an der Hand beschäftigte, eine längere eingehende Unterhaltung an, zeigte sich sehr interessiert für alle Unternehmungen Riedels, von denen dieser sofort zu sprechen begann, schien ganz zu vergessen, daß noch andere Patienten seiner harrten und versicherte schließlich, er müsse sich noch genauer über die großartigen Pläne informieren, die Sache interessiere ihn zu sehr. Riedel war entzückt über das warme Interesse des berühmten Arztes und versprach, noch einen Tag in Königsberg bleiben und ihn am nächsten Vormittag noch einmal ohne die Tochter besuchen zu wollen. Bei der Verabschiedung drückte der Professor dieser einen Zettel in die Hand, der die Worte enthielt: „Ich wünsche Sie morgen nach dem Besuche Ihres Vaters allein zu sprechen."

Mit angstklopfendem Herzen begab sich Hedwig am nächsten Tage nach der Wohnung des Professors. Es war ihr schwer geworden, sich vom Vater unter einem Vorwande loszumachen, denn Riedel sprach unausgesetzt von der Liebenswürdigkeit des Professors, des einzigen Menschen, der ihn ganz verstünde, und der ihm auch bei seinem zweiten Besuch außerordentlich viel Zeit geopfert, ja, ihn sogar, wie er versichert, zu seinem eigenen Vergnügen ganz untersucht, aber natürlich gesund befunden habe.

Das lange Warten wurde Hedwig heute erspart, der Diener fragte nur nach ihrem Namen und führte sie durch eine Seitenthür sofort in das Sprechzimmer des Professors. Das Herz schlug ihr bis in den Hals und versetzte ihr den Atem, als sie die ernste Miene des Arztes sah, der ihr mit höflicher Verbeugung einen Stuhl hinschob.

„Es thut mir herzlich leid, mein Fräulein," begann er die Unterredung, „Ihnen einen recht betrübenden Bescheid geben zu müssen, ich halte aber, der einzigen nahen Angehörigen des Kranken gegenüber, volle Offenheit für nötig. Ich habe bei Ihrem Herrn Vater leider den Beginn einer sehr bekannten unheilbaren Gehirnkrankheit konstatiert und kann Ihnen nur dringend raten, gleich nach seiner Rück-

Digitized by Google

kehr Schritte zu seiner Entmündigung zu thun. Der Kranke ist nicht mehr imstande, richtig zu disponieren und leidet an fixen Ideen."

Vor Hedwigs Augen wurde es Nacht und ihr Haupt sank gegen die Stuhllehne zurück. Eine Flut von Eau de Cologne, die der Professor über sie ausgoß, brachte sie aber wieder zum Bewußtsein, und mit übermenschlicher Anstrengung richtete sie sich auf.

Der Arzt sprach freundlich teilnehmende Worte zu ihr und gab ihr Ratschläge über die Behandlung ihres Vaters, versprach auch, an den Hausarzt schreiben zu wollen, und Hedwig lauschte auf seine Worte mit aller Anspannung ihrer Geisteskräfte, während ihre unnatürlich groß gewordenen Augen ihn starr und thränenlos anblickten.

Sie kam sich vor, wie eine zum Tode Verurteilte, die vor ihrem Richter steht. „Fort, nur fort," klang es in ihr, als der Professor schwieg, und sie erhob sich schwerfällig, reichte ihm mechanisch die Hand und verließ das Zimmer.

Der Straßenlärm, der sie empfing, traf verletzend ihr Ohr, und sie floh in einsame Seitengassen, um ihm zu entgehen. Es lag wie ein Alp auf ihrer Brust, und doch konnte sie nicht weinen, der erlösende Thränenquell war vor dem entsetzlichen Schrecken versiegt.

Sie rannte die Straßen entlang, ohne zu wissen wohin. Nur nicht ins Hotel zurück, nur nicht ihrem unglücklichen Vater ins Gesicht sehen müssen; sie brauchte erst Fassung.

Von einem Kirchturm klang Geläute, es wurde wohl jemand begraben. Sie schauerte zusammen, dann aber kam ihr ein erlösender Gedanke. Nicht weit von ihr standen Droschken, sie rannte auf die nächste zu, warf sich hinein und rief dem Kutscher zu: „Nach der katholischen Kirche."

Nun umfing sie das kühle, weite Gewölbe. Der schöne Brauch, das Gotteshaus als Asyl für belastete Herzen den ganzen Tag über offen zu halten, war ihr zu statten gekommen. Sie warf sich an einem Seitenaltar nieder, und endlich, endlich kamen auch die Thränen und lösten ihre schweigende Qual.

Lange lag sie auf den Stufen, betend und jammervoll schluchzend, dann legte sich eine Hand auf ihre Schulter, und aufschauend, blickte sie in das mitleidige Gesicht eines alten Geistlichen. „Was fehlt Ihnen, mein armes Kind, können Sie es mir sagen? Vielleicht sendet Ihnen die Mutter Gottes, zu der Sie Ihren Kummer getragen, durch meinen Mund den ersehnten Trost."

Da war ein Mensch, da war ein fühlendes Herz, da war ein Diener ihrer Kirche. Hedwig sprang auf und beugte sich mit ehrfurchtsvollem Kuß über die dargereichte Hand.

„O, wenn Sie mich anhören wollten, Hochwürden," stammelte sie, „es drückt mir das Herz ab."

Der Geistliche führte sie aus der Kirche hinaus, nach der dicht danebenliegenden Probstei hinüber. Eine alte Magd brachte auf sein Geheiß ein kühlendes Getränk und Wasser, um ihre brennenden Augen zu kühlen; und schon ruhiger durch die ihr bewiesene Teilnahme geworden, klagte Hedwig dem liebenswürdigen alten Herrn ihr Leid.

Er sprach ihr herzlichen Trost ein, verwies sie auf Gott und den Heiland und beruhigte ihr leidendes Gemüt endlich soweit, daß sie zu ihrem Vater zurückkehren konnte, der gewiß mit dem Mittagessen auf ihre Rückkehr wartete.

Aber der Vater hatte sie kaum vermißt. Nach der ungewöhnlichen Anregung durch den Besuch bei Professor N. war die alte Lethargie wieder über ihn gekommen; er saß teilnahmlos auf dem Sofa und starrte vor sich hin, während die Finger auf der Tischplatte trommelten. Er fragte nicht, wo Hedwig so lange gewesen sei, er sah nicht ihre immer noch geröteten Augen, und nickte nur gleichgültig, als sie den Wunsch aussprach, das Mittagessen auf dem Zimmer, statt im Speisesaal einzunehmen.

III.

Es folgten schwere, schwere Tage für Hedwig, und das arme, des Leidens ungewohnte Mädchen erlag ihnen fast. Sie hatte es, heimgekehrt, nicht über sich gewinnen können, die von Professor N. ihr vorgeschlagenen Schritte zur Entmündigung ihres Vaters zu thun, es erschien ihr wie ein unkindliches, verbrecherisches Unternehmen, und sie ließ den Dingen ihren Lauf. Dazu kam, daß die Hoffnung immer wieder ihr Haupt erhob, sobald sich in Riedels Befinden ein Stillstand oder scheinbarer Fortschritt zur Besserung zeigte. Dann dachte Hedwig wohl, „auch der berühmteste Arzt kann einmal irren," und wiegte sich mit jugendlicher Hoffnungsfreudigkeit in schönen Träumen.

Und der Vater zeigte wirklich eine merkwürdige Klarheit, er schloß, da immer noch nichts von dem nur in seinem Kopf existierenden Eisenbahnprojekt zu hören war, mit dem Fiskus bedeutende Lieferungen für den Bau zweier großer Gerichtsgebäude ab, den die bevorstehende Reorganisation des Justizwesens nötig machte. Ein Brand in einer Nachbarstadt forderte weiteres Ziegelmaterial, und so waren wenigstens für ein Jahr die zu produzierenden Ziegelmassen verkäuflich. Was werden sollte, wenn diese abnormen Verhältnisse wieder den normalen Platz gemacht hatten, wagte Hedwig kaum zu denken.

So kam die Weihnachtszeit heran, aber Hedwigs glühender Wunsch, Bruno dazu einzuladen, mußte unerfüllt bleiben. Riedel erklärte, ihn ermorden zu wollen, wenn er es wagen sollte, über seine Schwelle zu kommen.

Trotzdem sein Leiden so außerordentlich langsam vorschritt, fing man doch bereits an, ihn in der Stadt als nicht zurechnungsfähig zu betrachten, und als gleich nach Neujahr wieder eine Epoche völliger Teilnahmlosigkeit und Abspannung bei ihm eintrat, hielt es auch endlich der alte Hausarzt für nötig, Riedel die Verwaltung seiner Angelegenheiten aus den Händen zu nehmen.

Er that an Hedwigs Stelle die nötigen Schritte

Digitized by Google

bei Gericht und suchte ihr das Entsetzliche nach Kräften zu ersparen.

Ein Ziegeleiinspektor wurde engagiert, und Hedwig selbst setzte alle Kraft daran, in den Betrieb eingeweiht zu werden. Sie wollte selbst Chef der Fabrik bleiben, so lange es irgend ginge. Fortgewischt war die heitere jugendliche Sorglosigkeit und sie mit kaum dreiundzwanzig Jahren das Haupt eines weitverzweigten und durch krankhafte Dispositionen gänzlich verfahrenen Unternehmens.

Riedel selbst merkte wenig davon, daß er nicht mehr Herr im Hause war. Man gab sich den Anschein, seine Befehle einzuholen, suchte alles Geschehene als von ihm befohlen darzustellen, und seine beginnende Gedächtnisschwäche half meistens aus. Er glaubte, was man ihm sagte.

Nur zuweilen kam eine Ahnung der Wahrheit über ihn, und dann gab es furchtbare Scenen, unter denen Hedwig entsetzlich litt.

So verging langsam, langsam ein trauriger Winter. Der Sommer nahte zum zweiten Mal, seit Bruno fortgegangen war, und nun hielten beide es nicht länger aus, sie mußten sich sehen, und wenn die ganze Welt sich dagegen auflehnte.

Nach Heilsberg wagte Bruno nicht zu kommen, seine Anwesenheit wäre in dem kleinen Städtchen nicht vor Riedel zu verbergen gewesen. So entschloß sich Hedwig selbst zu einer Reise nach Berlin.

Freilich konnte sie sich nur wenige Tage gönnen, in denen die Schwester des alten Arztes ihre Stelle im Haushalt und in der Pflege des Kranken vertreten wollte, aber es war doch ein Wiedersehen, und ihre ganze Seele lechzte danach.

An einem kühlen, regnerischen Juniabend kam endlich die Stunde, in welcher Bruno die schwer geprüfte Braut, nach fast zweijähriger Trennung, an sein Herz schloß. Es war ein schmerzlich süßes Wiedersehen, bei welchem reichlich Thränen flossen, die nicht die Freude allein hervorgerufen hatte.

Bruno führte die Geliebte zum Hause einer entfernten Verwandten, die sich bereit erklärt hatte, sie für einige Tage aufzunehmen, und sah hier auf ihrem lieblichen Gesicht die Spuren des Kummers, der sie betroffen hatte. Die anmutige Rundung ihres Körpers hatte ebenfalls gelitten, und unter den Augen zeigten sich bläuliche Ringe, die von Thränen und schlaflosen Nächten sprachen.

Brunos Herz schmolz in Liebe und Mitleid, er erschöpfte sich in Zärtlichkeiten und wußte nicht, was er thun sollte, um sie ihr Leid wenigstens momentan vergessen zu machen.

Und es gelang ihm; das ist ja das köstliche Vorrecht der Jugend, im Genuß des augenblicklichen Glücks Vergangenheit und Zukunft vergessen zu dürfen, um einzig der herrlichen Gegenwart zu leben. Und wie waren sie schön, diese kurzen drei Tage, in die sie gleichsam alles versäumte Glück der letzten Jahre hineinpreßten.

Ob sie unter den herrlich blühenden Linden wandelten, oder ob sie in dem kleinen, vier Treppen hoch gelegenen Wohnstübchen der Tante saßen, es galt ihnen gleich, denn sie sahen doch nur einer den anderen, und alle Herrlichkeit der Welt versank davor.

„Du hast Dich mit einem wohlhabenden Mädchen verlobt, Bruno," sprach Hedwig eines Tages, als sie im Thiergarten auf einer einsamen Bank saßen, „mache Dich darauf gefaßt, daß es einst mit leeren Händen zu Dir kommt, ganz auf Dich angewiesen. Neuwiese muß verkauft werden, sobald die großen Ziegellieferungen aufhören, und mein armer Vater hat es ums Doppelte zu teuer bezahlt, von den kostspieligen und völlig unnötigen Fabrikanlagen ganz zu schweigen."

„Habe ich mir denn je etwas anderes gewünscht, als Dich allein zu besitzen," rief Bruno feurig, „kann ich mir Schöneres denken, als Dein Alles zu sein? An meinem Herzen soll Deine Heimat sein, wenn die alte unter Deinen Fußen zusammenbricht, und meine Hände sollen Dir schaffen, was Du irgend vom Leben verlangen kannst."

„O, Bruno, wie unendlich glücklich machst Du mich, nun mag kommen, was da will, ich werde mich nicht beugen lassen," und aus Hedwigs Augen tropften Thränen, die dieses Mal nur dem reinsten Glück entströmten.

„Sieh, mein Lieb, ich fühle es jeden Tag mehr, daß ich große Ansprüche an mich selbst stellen darf, und wenn Du Geduld hast, noch einige Jahre zu warten, damit ich nicht durch die Sorge ums tägliche Brot von meiner eigenen Vervollkommnung abgehalten werde, so hoffe ich, mich einst den Besten unter meinen Lehrern an die Seite stellen zu dürfen, und das ist das Ziel, dem ich nachstrebe. Wenn es möglich zu machen wäre, möchte ich gerne noch einige Jahre nach Italien, dieser ewig jungen Nährmutter der Kunst, gehen, ehe ich mich hier als fertiger Künstler niederlasse. Sitzt man erst einmal fest, so kommt man schwer los. Meine Zinsen reichen dazu aber lange nicht aus. Wirst Du es mir als Leichtsinn anrechnen, wenn ich einen Teil meines kleinen Vermögens verbrauche?"

„Gott bewahre," versicherte Hedwig eifrig, während doch ein kleiner Schreck durch ihre Glieder fuhr, „thue jedenfalls, was Du für gut hältst, welches Recht hätte ich, Dir Vorschriften zu machen."

In süßem Liebesgeplauder vergaßen die beiden bald alle Sorgen über Geld und Geldesnot, und der einzige stille Kummer Brunos blieb nur, daß Hedwig nie den Wunsch aussprach, das bescheidene Atelier, in welchem er gemeinsam mit einem Studiengenossen arbeitete, zu sehen, um sich von seinem schon recht bedeutenden Können durch den Augenschein zu überzeugen.

Es hätte sich in Begleitung der Tante so gut einrichten lassen, und Bruno hatte daraufhin sein Künstlerheim aufgeräumt und aufgeputzt, so gut es gehen wollte.

Aber Hedwig fragte ebenso wenig mündlich wie sie es schriftlich that, nach seiner Kunst. Sie hatte augenscheinlich wenig Sinn für die Malerei als solche und interessierte sich für Brunos Studien nur insofern, als sie die Staffel bildeten, auf welcher er zu künftiger behaglicher Selbständigkeit aufstieg.

Digitized by Google

Wie schnell vergingen die entzückenden drei Tage, sie flogen dahin wie ein Traum, und wieder war es ein Abend, welcher die Scheidestunde brachte. Hedwig wollte die Nacht hindurch fahren, um am nächsten Tage ihre Heimat zu erreichen. Als sie in Berlin ankam, war der Regen in Strömen geflossen, im Herzen der Langgetrennten aber strahlte die Sonne des Glücks; heute hatten sie keine Augen für die Pracht, mit welcher das Tagesgestirn sank, sein Glanz spiegelte sich allein in den Abschiedsthränen, die aus Hedwigs Augen strömten.

Lange hing sie an des Geliebten Halse und konnte sich nicht losreißen.

„O Bruno," rief sie verzweifelnd, „mir ist es jetzt, als müßte ich aus sicherem Hafen wieder in stürmische See hinaus. Du bist ja alles, was ich noch besitze, Du bist mein einziger Trost, meine Hoffnung, mein Stab, auf den allein ich mich noch stützen kann."

„Aber ein fester, sicherer Stab, der Dir nie untreu werden wird," sprach Bruno fast feierlich, „harre aus, mein Lieb, und hoffe auf eine bessere Zukunft, ich bleibe Dir, und meine Liebe soll Dir Heimat und Vaterhaus ersetzen."

Und während er die Braut fest an sein Herz schloß, legte er sich selbst das Gelübde ab, ihr Glück stets höher zu halten wie sein eigenes. Er wollte sie die traurigen Jugendjahre später in seiner Liebe vergessen machen.

Lange noch schaute Hedwig aus dem sich langsam in Bewegung setzenden Zuge zu dem Geliebten hinüber, bis der Menschenstrom ihn verschlang, ihr war es, als versänke jetzt erst die Sonne für sie und ließe sie in grauer Dämmerung zurück. — Sie drückte ihr Tuch vor die Augen und schmiegte sich fröstelnd in die Ecke des Coupés.

* * *

Wieder war über ein Jahr vergangen und hatte Freude und Leid gebracht, aber die Freude durfte sich nur schüchtern in die Ecke drücken, denn das riesengroße Leid machte sich breit und beschränkte ihr den bescheidensten Raum.

Bruno hatte sich an der Konkurrenz um den Staatspreis, den sogenannten Rompreis, beteiligt und ihn erhalten. Er durfte jetzt auf Staatskosten einen dreijährigen Aufenthalt in Rom nehmen. In einem von Jubel überfließenden Briefe meldete er dieses große Glück seiner Braut und fragte an, ob er vor seiner Abreise nach Heilsberg kommen dürfe, oder ob sie es vorzöge, ihn in Berlin aufzusuchen.

Aber Hedwig mußte sowohl das eine wie das andere ablehnen, denn ihres Vaters Zustand gestattete ihr jetzt nicht die kleinste Abwesenheit, und seine Abneigung gegen Bruno war heftiger denn je. Freilich kamen schon Zeiten, in welchen ihm das Bewußtsein ganz schwand und er die eigene Tochter nicht mehr kannte, sie waren indessen noch vorübergehend.

Der Hauptgrund, weshalb Hedwig das große Opfer brachte, auf ein Wiedersehen mit ihrem Bräutigam zu verzichten, lag aber in den äußeren Verhältnissen. Über das Riebelsche Vermögen war der Konkurs eröffnet, und Hedwig wünschte es Bruno zu verheimlichen, daß auch der Rest seines eigenen Kapitals nur mit großen Opfern ihrerseits zu erhalten wäre. Er hatte damals von der Möglichkeit gesprochen, sein Vermögen angreifen zu müssen, und sie wollte ihn nicht wissen lassen, daß das Geld eigentlich bereits verloren sei. Sie wünschte ihm auch den Schatten einer Verlegenheit fern zu halten.

Bei dem Ankauf von Neuwiese hatte sich Riebel, wie erwähnt, schriftlich von Bruno die Genehmigung eingeholt, dessen Kapital von seinem Stadtgrundstück, wo dasselbe zur ersten Stelle eingetragen stand, auf das Landgut übertragen zu lassen. Bruno, der von der beginnenden Geisteszerrüttung des verehrten Mannes keine Ahnung haben konnte, hatte gern zugestimmt, und nun stand das kleine Vermögen so, daß es bei dem bevorstehenden Zwangsverkauf unfehlbar ausfallen mußte. Der schlaue Verkäufer von Neuwiese, ein Güterspekulant schlimmster Sorte, hatte sich auf die Weise Deckung zu schaffen gewußt, daß er den nicht ausgezahlten Betrag des Kaufgeldes zum größesten Teil auf das wertvolle Stadtgrundstück eintragen ließ.

Es war Hedwig und ihrem Geschäftsführer bis zum vergangenen Winter mit unendlicher Mühe gelungen, die enormen Ziegelmassen, welche produziert werden mußten unterzubringen, dann aber kam der gefürchtete Zeitpunkt, wo der außergewöhnliche Bedarf aufhörte. Die Zinsen konnten zum Julitermin nicht mehr gezahlt werden, und Meyer, der nur auf diesen vorauszusehenden Augenblick gewartet hatte, beantragte die Subhastation. — Sein ganzes Ausnutzungssystem gegen den unglücklichen Mann und das schutzlose Mädchen fand in Stadt und Umgegend heftige Verurteilung, und diesem Umstande war es zu danken, daß der Gauner schließlich moralisch gezwungen wurde, auf einen Vergleich einzugehen, der Hedwig das Stadtgrundstück erhielt, freilich so tief verschuldet, daß ihr kaum ein Ziegel auf dem Dach wirklich gehörte.

Der Spätherbst war über der Ordnung dieser Angelegenheit herangekommen, und Bruno längst nach Rom abgereist. Es war ihm sehr schwer geworden, so ohne Abschied für Jahre von der geliebten Braut zu scheiden, doch die Freude über die Erfüllung seines glühenden Wunsches und die Menge neuer Eindrücke, welche ihn umgaben, half ihm schließlich über das innere Bedauern hinweg.

Er liebte Hedwig noch ebenso herzlich wie früher, aber er hatte sie in der mehr als sechsjährigen Trennung entbehren gelernt, sie war ihm nicht mehr ein Teil seines Ich, wie in der Kinderzeit, wo der kleine Knabe fast ausschließlich mit ihr gespielt, der Schüler des Gymnasiums seine Ferien leidenschaftlich herbeigesehnt hatte, weil sie ihn mit ihr vereinigten.

Von den leidigen Geschäftsangelegenheiten hatte er nur einen Teil erfahren. Hedwig hatte ihm den Konkurs und den späteren Vergleich mitgeteilt, ihm aber gleichzeitig geschrieben, sein Vermögen stünde sicher. So war er verhältnismäßig beruhigt gewesen, denn daß Hedwig selbst mittellos war, focht ihn nicht

Digitized by Google

an, er wollte ja später für sie sorgen. Jetzt galt es nur, erst ein ganzer Mann zu werden.

Hedwig aber hatte nicht gelogen. Ganz heimlich war ein kleines Kapital von neuntausend Mark, welches als ihr Erbteil von ihrer verstorbenen Mutter auf einer Brauerei in der Stadt stand und von dem Konkurs unberührt geblieben war, auf ihn übertragen worden, und Hedwig setzte alles daran, auch noch das fehlende Tausend durch unendliche Sparsamkeit mit den Jahren aufzubringen.

Sie richtete die Fabrik wieder in der Art und Weise ein, wie sie es vor dem unseligen Ankauf von Neuwiese gewesen war, entließ alles entbehrliche Personal, sogar den Ziegeleiinspektor, der zugleich Geschäftsführer gewesen war, und nahm die Leitung selbst in die Hand. Ja, als nach zwei Jahren der alte Buchhalter starb, besetzte sie die Stelle nicht mehr, sondern versah sie selbst und arbeitete in der Zeit der Monatsabschlüsse oft halbe Nächte.

Sie hatte die kaufmännische Buchführung in den letzten Jahren noch von dem alten Manne regelrecht erlernt.

Ihre Kleidung und Lebensführung waren auf einfachste Ansprüche berechnet, den Verkehr mit befreundeten Familien gab sie von Jahr zu Jahr mehr auf, ihr ganzes Denken und Sinnen war nur darauf gerichtet, die Fabrik zu halten und kleine jährliche Überschüsse zu ersparen. Sie wollte dereinst Bruno wenigstens eine gute Ausstattung mitbringen. Daß ihr infolge der hohen Belastung ihres väterlichen Grundstückes bei einem späteren Verkauf so gut wie nichts bleiben würde, wußte sie, da galt es wenigstens jetzt noch zu erwerben.

Riedel war nach und nach in völlige Geistesnacht versunken, während sein Körper sich ziemlicher Rüstigkeit erfreute. Nur in den Beinen fand sich mit der Zeit eine Art Lähmung, die ihn vorzugsweise an den Lehnstuhl fesselte, und dieser Umstand war fast ein Glück für Hedwig, indem er ihr die Beaufsichtigung des Kranken erleichterte. Sie wies jeden Vorschlag, ihn aus dem Hause zu geben, oder wenigstens eine fremde Pflege für ihn zu nehmen, fast mit Entrüstung zurück. Jeder Dienst für ihn, wie schwer oder peinlich er sein mochte, wurde von ihr selbst geleistet, weil sie sich immer noch dem Wahn hingab, er empfinde ihre liebevolle Hand und würde sie vermissen. Und doch hatte er dasselbe blöde Lächeln, mit dem er sie begrüßte, auch für den Suppennapf, den man ihm reichte und den er mit tierischer Gier leerte. Der unförmlich stark gewordene Mann mit dem weißen Haar und den stier vor sich hinblickenden hellblauen Augen war ein furchtbares Bild menschlicher Hilflosigkeit, wenn der erleuchtende Geistesfunke fehlt, und Hedwig entzog seinen Anblick jedem fremden Auge.

So lebte sie still und einsam ein schweres arbeitsvolles Leben, Jahr um Jahr, und die Rosen ihrer Wangen fingen an zu verbleichen.

Fast ihr einziger Umgang blieb schließlich ihr Beichtvater, ein würdiger alter Herr, dem indessen in der klösterlichen Abgeschiedenheit seiner Lebensführung der freie Blick für die Verhältnisse des Lebens abhanden gekommen war.

Und doch, so wunderbar es auch erscheinen mag, war Hedwig nicht unglücklich, denn sie lebte mit ihren Gedanken in der Zukunft und schmückte diese in ihrer Phantasie mit den freundlichsten Farben aus. — Einst mußte die Zeit kommen, die Bruno als berühmten Mann zurückbrachte, einst mußte Gott ihren unglücklichen Vater von seinen Leiden erlösen, und dann würde ihr Glück beginnen. Bruno würde ihr eigen sein und sie in seinem Besitz alle Trübsal vergessen, die das Schicksal über ihr junges Leben verhängt hatte.

O Hoffnung, Du Himmelstochter, die Du in der sinkenden Sonne den Lichtstrahl des kommenden Morgens schauen lehrst, die Du den Kranken über seine Leiden hinwegtäuschest und selbst dem Sterbenden noch ein besseres Jenseits zeigst, was wäre das irdische Leben ohne Dich, Du himmlische Trösterin!

IV.

Während über Hedwigs Haupt die Jahre in einförmiger, unerfreulicher Folge hinzogen, schüttete das Glück sein Füllhorn über Bruno aus. — Freilich nicht unverdient, denn die Erfolge, welche er errang, verdankte er seinem Fleiß und seiner Tüchtigkeit.

Weder Protektion, noch besondere Glücksfälle hatten ihn auf den Platz gestellt, den er einnahm, er hatte ihn sich selbst errungen. Aber gerade darin liegt ja für jeden tüchtigen Menschen das Glück. Nicht die willkürlichen Gaben der launischen Göttin Fortuna schaffen innere Befriedigung, den goldenen Kranz der Anerkennung sich nach heißem Ringen selbst herabholen — streben — und mit dem Erstrebten vor sich selbst bestehen können, das allein ist es, was starken und vorurteilsfreien Naturen Genügen schafft.

Bruno nahm in der internationalen Kolonie junger Maler, die der gleiche Wunsch wie ihn nach dem ewigen Rom geführt hatte, eine bevorzugte Stellung ein und war auch in der römischen Gesellschaft, seitdem ihn ein kunstsinniger Gesandter, dessen Bekanntschaft er zufällig gemacht, dort eingeführt hatte, wohl gelitten.

Er erfreute sich nach wenigen Jahren schon eines ziemlich bedeutenden Rufes und hätte Gelegenheit zu erheblichem Gelderwerb gehabt, wenn er es nicht vorgezogen hätte, sein Leben zu genießen.

Ja, er genoß es in vollen Zügen, wenn auch nicht wild und unwürdig. In den Jahren, die sonst dem überschäumenden Jugendmut zum Austoben dienen, hatte der brennende Wunsch, vorwärts zu kommen und seine außergewöhnlich frühe Verlobung ihn von dem Kreise seiner Jugendgenossen fern gehalten, sein Leben war der Arbeit und seine Gedanken Hedwig gewidmet gewesen.

Nun war der Mann so frei, wie es der Jüngling nie gewesen, und er genoß, was sich ihm in reicher Fülle bot, mit frischen durch kein Übermaß blasiert gewordenen Sinnen.

Digitized by Google

Hedwig darbte fast, um ihm regelmäßig die Zinsen seiner zehntausend Mark schicken zu können, und er verbrauchte ahnungslos ziemlich bedeutende Summen, die ihm mühelos in den Schoß fielen. Seine studiumshalber angefertigten Bilder und Skizzen wurden gerne gekauft, und manche schöne Römerin wünschte von der Hand des interessanten Deutschen ihr Porträt zu besitzen. Gerade in der Darstellung des menschlichen Körpers that es ihm so leicht keiner nach, und sein Fleischton war berühmt. Es war natürlich, daß er darum dieses Kunstgebiet besonders kultivierte.

Manches Frührot fand ihn im Kreise gleichgestimmter Seelen in irgend einer mehr oder minder romantischen Osteria bei der Weinflasche, und unter den flottesten Tänzern der Wintersaison wurde oft sein Name genannt.

Auch den Frauen blieb er nicht fern, wenn ihm auch keine dauernde Fesseln anlegte. Es fehlte ihm nicht an kleinen Liebesabenteuern, und seine Freunde neckten ihn mit seiner Macht über weibliche Herzen. — Trotzdem wurde er Hedwig in seinem Herzen nie untreu. Sie war und blieb ihm die Hoffnung seiner Zukunft, er dachte an sie, wie an ein stilles Glück, welches seiner harrte und ihm unverloren blieb. — So denkt der fröhliche Wanderer auf genußreicher Reise der trauten Heimat, die ihn bei der Rückkehr mit dem alten Behagen wieder umfangen wird. Aber er hat darum nicht den Wunsch, die Reise abzukürzen, so lange seine Kraft frisch ist, und die Sonne ihm freundlich leuchtet. Die Heimat bleibt ihm ja. Und so dachte Bruno liebevoll an Hedwig.

Die dunkelhaarigen, glutäugigen Frauen, mit welchen er tändelte, reizten seine Phantasie und seine Sinne, Hedwig gehörte sein Herz, aber es gehörte ihr ohne die einstige Leidenschaft.

Die für seinen Aufenthalt in Rom festgesetzte Zeit war im nächsten Herbst abgelaufen, kaum ein halbes Jahr noch, dann hörte die Staatsunterstützung auf, und Bruno mußte zum Entschluß kommen, ob er dann heimkehren, oder mit Aufopferung seines kleinen Vermögens sich die Möglichkeit schaffen wollte, noch die geplante Reise durch den Orient zu machen. Im letzteren Falle war es Zeit, Hedwig zu bitten, sein Kapital flüssig zu machen.

Es würde ihr gewiß nicht leicht werden, es aus dem Grundstück herauszuziehen, daher schwankte er noch — und dann — wenn er sein Vermögen jetzt verbrauchte — er wollte sich doch in Berlin ein schönes prächtiges Atelier einrichten. — Das eine oder das andere mußte bestimmt unterbleiben, wenn es ihm nicht gelang, ein paar große Entwürfe, die er im Kopf trug, zur Ausführung zu bringen und gut zu verkaufen. Um das letztere trug er keine Sorge, aber die Ausführung, da hakte es, denn es fehlte ihm das geeignete Modell und Bruno liebte es, stets nach dem Leben zu malen.

Er saß, als diese wechselnden Gedanken auf ihn einstürmten, im Garten einer Osteria vor einem Thore Roms und genoß die balsamische Luft des Märzabends.

Der auf einer Anhöhe gelegene Platz trug die Spuren einer großen Vergangenheit. Zwischen dunklem Lorbeer- und Myrtengebüsch ragten in der Tiefe des Gartens halb verfallene Säulen empor, deren reich ornamentierte Kapitäle im Grase daneben lagen und zu Ruhesitzen umgeschaffen waren. Die Thürpfosten des einfachen Hauses zeigten kostbare Steinarbeit und in die halbzerbröckelte Mauer, welche den Garten gegen den Abhang abschloß, hatte man bunte Marmorstücke hineingeflickt, die wohl der Wandbekleidung einer antiken Römervilla entstammten.

Wie manches üppige Gelage mochte ihre spiegelnde Fläche zurückgeworfen haben, ehe germanische Barbarenhand sie in den Staub geschleudert. und der Zahn der Zeit sie zu unansehnlichen Brocken zerfressen hatte. Nun steckten sie als Zeugen vergangenen Glanzes zwischen Mörtel und Backsteinen, und ein Nachkomme der einstigen Eroberer benutzte sie als Schemel seiner Füße, ohne ihrer glänzenden Vergangenheit zu gedenken.

Wer sollte auch jeden Marmorblock beachten auf einem Boden, der nur ein einziges großes Monument einer großen Vergangenheit ist.

Bruno saß in einer balkonartig an der Mauer erhöhten Laube aus dunkelblättrigem Gebüsch, deren Rückwand ein antikes Mauerstück bildete. Üppiger Epheu wucherte über die Mauerreste und hing festonartig zwischen den hölzernen Säulen, die das Dach trugen. Unter ihm hinweg, über Weinberge und Gärten, mit rötlich blühenden Mandelbäumen, lag das ewige Rom, in jener violetten Abendbeleuchtung, die der schräge Strahl der scheidenden Sonne über die südliche Landschaft ausgießt, sobald er sich mit dem leichten Dunst der Erde mischt.

Das glänzende Band des Tiber leuchtete herauf, dort ragte die Engelsburg und dort St. Peters Kuppel, sich in scharfer Silhouette gegen den purpurnen Abendhimmel erhebend. Und dort, wo nicht mehr berührt von den warmen Tinten des Abendrots, der Himmel sich wie eine zartblaue Glocke über die unendliche Ebene spannte, da lag die blühende Campagna.

Bruno saß schweigend und schauend; bald über die Landschaft, bald in die schattige Tiefe des Gartens, wo die scheidende Sonne noch glühende Lichter zwischen dem dunklen Laubwerk entzündete, und seine Seele trank die Schönheit des zauberhaften Anblicks. — Würde sich hier losreißen nicht sein halbes Leben kosten? Er gedachte der trübfeuchten Märztage seiner Heimat, und es begann ihn zu frösteln.

Die anderen Sitzplätze des geräumigen Gartens hatten sich nach und nach mit fröhlich plaudernden Gruppen, zumeist Künstlern, gefüllt. Scherz und Lachen schallte zu dem Einsamen hinüber, den der Zauber dort auf seinem erhöhten Platz gefesselt hielt. Das Tageslicht verglomm mählich und in dem düsteren Schatten der Bäume tauchte der flackernde Schein einzelner Lichter auf. Um die schmucklosen Holztische saß ein leichtlebiges Völkchen beim Weine. Langflatternde Haare unter breitrandigem Filzhut, öfter noch ganz unbedeckt dem kühlen Abendwinde preisgegeben. Oft recht schäbige Röcke, aber dazu eine Miene, als gehöre ihrem Besitzer die ganze Welt. Und gehört sie nicht auch dem Künstler mehr, wie jedem anderen? Ihm, der ihre Schönheit nicht nur

Digitized by Google

anstaunt, wie ein Äußeres, sondern sie sich zum inneren Besitz erwirbt und in verklärter Form zum zweiten Mal erschafft?

Die flinke Annunziata, der Wirtin schmuckes Töchterlein, schlüpfte geschmeidig wie eine Eidechse zwischen den Gruppen umher, und schenkte aus weitbauchigen, langhalsigen Flaschen den vielbeliebten „Fraskati."

Sie war nicht das einzige weibliche Wesen zwischen den Gruppen der Kunstjünger. Hier und da spielte der rötliche Lichtschein auf den blauschwarzen Flechten oder den weißen Blousenhemden junger römischer Mädchen.

Sie gehörten ausnahmslos den niederen Volksklassen an und verdienten ihr Brot als Fabrikarbeiterinnen oder durch Modellstehen in den Ateliers. An Schönheit aber wetteiferten sie mit den Gestalten antiker Göttinnen, denn Schönheit und Munterkeit waren der Freibrief, der ihnen den exklusiven Kreis der Künstler zugänglich machte.

Mehrere von ihnen hatten ihren erklärten Liebhaber neben sich, andere hüteten sich vor Fesseln und waren um so mehr umworben, je mehr sie sich den Anschein neckischer Sprödigkeit zu geben verstanden.

Bruno saß noch immer allein und lauschte dem Schlagen der zahllosen Nachtigallen, obgleich die Stadt unter ihm längst hinter dem Schleier der Nacht verschwunden war, und nur ihre Lichter sowie die silberne Schlange des Tiber zu ihm hinaufleuchteten. Die Flasche vor ihm war längst geleert, und immer noch hielt es ihn fest auf dem einsamen Platz, denn seine Gedanken flackerten hin und her wie dort die Lichter im Nachthauch, und konnten nicht zur Ruhe und Klarheit gelangen.

Eine Mandoline hatte schon ab und zu aus einer düsteren Gartenecke herübergetönt und einen weichen, schwermütigen Tenor begleitet. Jetzt schwieg sie, um gleich darauf in kecker Tanzweise aus dem Hause herauszuklingen. Der immer kühler werdende Abend hatte die Gesellschaft unter Dach getrieben, und man tanzte wie es schien.

Bruno fuhr mit der Hand über die Stirn, wie um die lästigen Gedanken zu verscheuchen. War er nicht ein Thor, sich jetzt schon damit zu plagen? Die Entscheidung hatte doch keine Eile.

Er schritt dem Hause zu und lehnte sich an eine der antiken Steinsäulen, die den Thürrahmen bildeten. Der niedrige, aber geräumige Flur, der gleichzeitig als Küche und Schenkzimmer diente, nahm fast die Hälfte des Hauses ein. In seiner Tiefe flackerte vor der geschwärzten Mauer ein knisterndes Feuer, an welchem die dicke Wirtin das einfache Abendessen bereitete. Der Geruch gerösteter Fische und siedenden Öles durchzog den Raum und mischte sich mit dem bläulichen Tabakrauch, der über dem Ganzen lagerte.

Auf den einfachen Holzbänken, im Lichte der Messinglampen, saßen die Künstler und Mädchen wie draußen bei einander, trinkend oder essend und dem Tanz zuschauend. Das Orchester, welches die Tanzmusik lieferte, hockte auf der untersten Stufe der Treppe zum Oberstock und bestand aus dem Sänger mit der Mandoline, einem jungen Weinbergbesitzer der Nachbarschaft, und einem alten, grauhaarigen, tamburinschlagenden Weibe.

Bruno schaute nur wie mechanisch auf das ihm wohlbekannte Bild, selbst die Figuren des interessanten Nationaltanzes vermochten heute nicht seine Aufmerksamkeit zu fesseln.

Nun endete der Tanz, und die Tänzer traten lachend und schwatzend zu den Zuschauern. Die Tänzerin, eine üppige Schönheit mit vollen Wangen und breiten, schweren Augenlidern, die die Augen fast immer zur Hälfte verdeckt hielten, ergriff ohne Umstände das volle Glas eines jungen dänischen Malers und trank es auf einen Zug leer, während schallendes Gelächter diesen Raub belohnte.

Der an seinem Wein Verkürzte sprang auf und suchte das Mädchen, das sich hinter den Tisch geflüchtet hatte, zu haschen.

„Das sollst Du büßen, schöne Marietta, für jeden Tropfen einen Kuß von Deinen roten Lippen!"

Das Mädchen zeigte lachend zwei Reihen prachtvoller Zähne, ihre Augenlider hoben sich und enthüllten plötzlich zwei schwarze Sterne, die funkelnd zu dem Kecken hinüberflammten. Wie der elektrische Funke aus dunkler Wetterwolke, so zuckte der Blick des schönen Weibes aus dem bisher schläfrig verhüllten Auge und entzündete eine Feuersbrunst in dem empfänglichen Herzen des Malers. Mit einem Ruck schob er den Tisch beiseite, ohne der schwankenden und überfließenden Weingläser zu achten, und suchte den Arm der Lachenden zu ergreifen. Sie aber entschlüpfte ihm und gewann die Eingangsthür, an welcher Bruno lehnte. Hier erreichte sie der Verfolger, und in dem, wohl nur scheinbaren, Versuch, ihm zu entfliehen, zog sie ihn so heftig durch die schmale Öffnung, daß sie gegen eine andere weibliche Gestalt prallten, die soeben die wenigen Steinstufen hinanschritt.

Einen leisen Schrei ausstoßend, taumelte die Gestoßene und wäre vielleicht die Stufen hinuntergestürzt, hätte Bruno sie nicht aufgefangen und ins Haus geführt. Als sie in den hellen Schein der Lampe und des Feuers traten, stieß die dicke Wirtin einen Freudenschrei aus, riß die Pfanne mit den bratenden Fischen hastig vom Feuer und stürzte der Angekommenen um den Hals.

„O Lalla mia," rief sie fast weinend, „bist Du endlich da, mein Goldkind, Madonna und die lieben Heiligen seien gepriesen, daß sie Dich glücklich hergeführt. Ich dachte schon, Dir sei ein Unheil zugestoßen, mein Täubchen, da der Tag verging und Du nicht kamst. Annunziata, wo bist Du?" rief sie in den Nebenraum hinein, „mein Schwesterkind, meine süße kleine Lalla ist gekommen."

Annunziatas Kopf tauchte soeben aus der Fallthüre, die nach dem Keller führte, empor; nun stellte sie die frischgefüllten Weinflaschen einfach auf den Fußboden, sie ihrem Schicksal überlassend, und stürzte der Angekommenen entgegen, um sie ebenso wortreich zu begrüßen wie ihre Mutter.

Bruno stand währenddessen neben dem Herde und starrte auf das junge Mädchen, als hätte sich

Digitized by Google

der Himmel vor ihm geöffnet und seine Herrlichkeit blende ihn.

Da war ja, was er suchte, was ihm in seinen Künstlerträumen vorgeschwebt hatte. Da stand es leibhaftig vor ihm. — Das junge Mädchen, kaum der Kindheit entwachsen, trug die Tracht der Albanerinnen, sie kam direkt aus dem Gebirge, um hier im Hause ihrer Tante zu wohnen und die Blumenfabrikation zu erlernen. So sagte die Tante und fügte noch hinzu, daß daheim der hungrigen Mäuler zu viel seien und die brave Lalla daher für sich selbst sorgen wolle.

Über der ganzen Erscheinung lag noch der Schmelz und Zauber der früheſten Jugend und — o Wunder unter der Sonne des Südens, das Mädchen war ganz blond. Mochte ihr Urahn ein Gote oder Longobarde gewesen sein, der in dem von seinem Volke einst beherrschten Lande in einsamer Bergschlucht zurückgeblieben war, als die erobernden Byzantiner die Seinigen mit Feuer und Schwert vertilgt hatten, mochte sonst irgend ein wunderbares Naturspiel stattgefunden haben — genug, das junge Geschöpf sah aus wie eine weiße Taube unter dunklem Gevögel.

Schwere Flechten rötlichgoldenen Haares bildeten am Hinterkopf einen dicken Knoten, leichte Löckchen zitterten über der Stirn, und darüber lag wie ein zierliches Deckelchen das steife, weiße Tuch, mit dicken, silbernen Kugelnadeln an den Flechten befestigt. Um den schlanken Oberkörper schloß ein Jäckchen von blauem Wollstoff und der feine Hals stieg aus einem zierlich gefalteten Spitzentüchlein empor. Die ganze, mittelgroße Figur zeigte ein seltenes Ebenmaß und vollendete Grazie in jeder Bewegung. Die Haut aber war, wie so oft bei rotem Haar, von einer Blütenweiße, der selbst die italienische Sonne nichts anhaben konnte.

So stand das Mädchen da im roten Schein des knisternden Feuers und Bruno schaute und schaute trunkenen Auges.

Wenn dieses junge Geschöpf mit den knospenden Formen sich entschließen könnte, sein Modell zu werden, dann blieb er in Rom, und wenn die ganze Welt sich dagegen auflehnen sollte. Dann wollte er unsterbliche Werke schaffen, wie keiner seiner Zeitgenossen.

Aber da galt es Eile, oder es kam ihm ein anderer zuvor, wer aber einen solchen Schatz einmal besaß, der hielt ihn fest, oft mit wahnsinnigen Opfern.

„Mutter Teresa," rief Bruno, als die Familienbegrüßung ihr Ende erreicht hatte, „mir ist Euer Nichtchen in den Arm gefallen, als sie zur Thür Eures Hauses hereintrat, mir kommt es daher zu, ihr Beschützer zu bleiben. Schnell eine Flasche von Eurem besten Wein und eine Schüssel Maccaroni, die Kleine wird Hunger und Durst haben." Lalla lächelte ihn mit den süßesten blauen Taubenaugen an und folgte ihm unbefangen, als er sie zum nächsten Tisch führte.

Es dauerte nicht lange, so plauderten sie gleich alten Bekannten und Bruno lachte herzlich über ihre abweichende Mundart, die ihm von ihren frischen Lippen, im Gegensatz zu dem breiten Dialekt von Transtevere, den die niedere Klasse in Rom spricht, reizend dünkte, obgleich er sie anfänglich schwer verstand.

Der Tanz ging derweil munter weiter; der braune Mandolinenspieler war durch einen anderen abgelöst worden, nun trat er vor Lalla und forderte sie auf, einen Saltarello mit ihm zu tanzen. Sie erhob sich sofort und trat auf den Tanzplatz hinüber, während es in Bruno heiß aufwallte. Es überkam ihn wie Eifersucht, als das entzückende Mädchen, das er schon halb wie sein Eigentum betrachtete, ihre kleine, weiße Hand in die arbeitsharte des Weinbergsbesitzers legte. Aber jedes andere Gefühl ging für ihn im Schauen unter, als der Tanz begann.

Oft schon hatte er den Saltarello tanzen sehen, aber heute erst glaubte er ihn durch Lalla wirklich kennen zu lernen. Das war Grazie, das war Anmut. Terpsichore selber konnte sich nicht leichter geschwungen, sich nicht zierlicher gedreht haben.

Die Tanzlust erhöhte das zarte Rot ihrer Wangen, die Augen leuchteten in immer intensiverem Feuer und schienen dadurch dunkler zu werden. Immer lebhafter wurde der Tanz, immer hastiger klapperten die Kastagnetten, dröhnte das Tamburin. Kaum konnte der Mandolinenspieler folgen und griff oft nur mit einem wilden Akkord in die Saiten, statt eine Passage auszuführen. Trotz dessen schien das Tempo der jugendlichen Tänzerin nicht zu genügen, denn plötzlich bückte sie sich zu der alten Tamburinschlägerin herab, riß ihr das Instrument aus der Hand und schwang es, einen jauchzenden Laut ausstoßend, mit beiden Armen über dem Kopf.

Bruno wußte nicht mehr, ob der Rest des Tanzes noch der echte Saltarello sei, oder eine Erfindung ihrer eigenen Phantasie, er sah nur die wilde, rhythmische Bewegung ihres Körpers, sah, wie eine gelöste Flechte schwer und golden über die Taille hinabfiel, und in seinem Geist wandelte sich das Bild der Albanerin zu dem einer tanzenden Bacchantin. Die ganze Welt versank um ihn her, wie eine Verzauberung kam es über ihn, aus der er erst erwachte, als die Tänzerin sich lachend und atemlos neben ihn auf die Bank warf.

„Lalla, willst Du mir zu einem Bilde Modell stehen?" fragte er hastig und mit stockendem Atem. Das Mädchen schüttelte das Haupt.

„Nein, ich will nicht, sie reden schlecht von den Modellen."

„Sie sollen nicht schlecht von Dir reden, frage nur Deine Tante, ob nicht ganz brave Mädchen darunter sind."

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Unabsehbar . . .

Aus dem Russischen des **Alexis Khoniakoff.**
Übersetzt von Caroline v. Pawloff.

Unabsehbar, Wog' auf Wogen,
In des Herzens frohem Drang
Aus Jerusalem gezogen
Kam das Volk den Weg entlang.
Fernhin, angestimmt von allen,
Tönte des Triumphes Lied:
„Du gehst ein in Deine Hallen,
In Dein königlich Gebiet!
Preist den Herrn, den Gottgesandten,
Preis und Heil Dir, Davids Sohn!"
So erklang der freudentbrannten,
Dichten Menge Jubelton.
Einen kalt in sich gekehrten,
Finstern Greis nur sah man stehn,
Einen stolzen Schriftgelehrten —
Spöttisch fragt er: „Meint ihr den?
Den, der naht mit bleichen Wangen,
Mit verächtlichem Geleit?
Warum kommt er denn gegangen
Wie ein Knecht im schlechten Kleid?
Warum kommt er nicht, der Retter,
Angethan mit Sturm und Nacht —
Wie ein flammenlodernd Wetter
Hergebraust in seiner Macht?
— — — — — — — —
Und Jahrhunderte vergingen,
Und wie ehmals, fort und fort,
Friedlich lösend unser Ringen,
Leitend uns mit mildem Wort,
Stillend jegliche Beschwerde
Durch der Liebe Kraft auch heut —
Hat er stets das Sein der Erde
Wie der Frühlingshauch erneut.
Und die Herzen all der Seinen,
Die er stärkt in Kampf und Not,
Sie erkennen sein Erscheinen,
Sie vernehmen sein Gebot.
Doch wie sonst die Blindheit währte,
Währt sie noch, und jetzt auch spricht
Noch der stolze Schriftgelehrte:
„Zeigt mir ihn, ich find' ihn nicht!
In dem Drang der Weltgeschicke,
Warum geht, der richten soll,
Unbemerkbar meinem Blicke
Still vorbei so demutsvoll?
Warum kommt er nicht, der Retter,
Angethan mit Sturmesnacht —
Wie ein flammenlodernd Wetter
Hergebraust in seiner Macht?"

Weltnational.

Von **Karl Pröll.**

(Schluß.)

Beginnen wir also auch unsererseits die Entdeckungsreise des Deutschtums, welches jenseits der Reichsgrenzen liegt. In Deutschland zählen wir etwa siebenundvierzig Millionen Nationsgenossen, im sogenannten Auslande weitere dreißig Millionen in den verschiedenen Erdteilen und Himmelsstrichen. Verzichtet ein haushälterischer Sinn leichtfertig auf dieses dargeliehene Volkskapital, welches das Drittel unseres Volksvermögens bedeutend übersteigt? Könnte man Nationen unter ein Kuratel stellen, die deutsche verdiente es zuerst wegen dieses nachgewiesenen Verschwendungstriebes. Wir wähnen uns außerordentlich klug, wenn wir auf die politische Hanswurst-Komödie in Österreich ruhig herabblicken, und vielleicht staatsmännisch vornehm, sobald wir das letzte Stöhnen der erdrosselten Balten in Rußland überhören. Schade nur, daß im österreichischen Wurstelprater stets der Deutsche totgeschlagen wird und die Panslawisten ihre Anmaßung befeuern, indem sie die isollerten Stammesgenossen am Strang hinaufziehen. Rings um uns häuft man die Leichen unserer Brüder, allein wir schaudern nicht einmal vor dem Verwesungsgeruch zurück. Innerhalb der Mauern des deutschen Heeres hält sich der politische Philister für so sicher, daß ihm alles übrige gleichgültig wird und er nur noch am häuslichen Zank sein Ergötzen findet. Ist je ein Volk so gefeit, daß es die armen Verwandten als überläftige Mitgenießer seines Glückes und seiner Ehre hinausstößt und den Zugrundegehenden zuruft: Ihr könnt warten!

Wird die Tradition des deutschen Stammesegoismus wieder so mächtig, daß sie den lebendigen Glauben und die lebendige Liebe der Volksgemeinschaft abtötet, dann hat die Stunde des Verfalles oder jene einer unvermeidlichen Gewissensreformation geschlagen, welche das Nationalgefühl wieder läutert, reinigt und heiligt. Es müssen Männer erstehen, welche den versumpften Gemütern zudonnern: Ihr seid abgefallen von dem Göttlichen, das in der nationalen Überzeugung lebt und webt. Diese Stimmen in der Wüste können entweder den Selbstvergessenen den Rettungsweg zeigen oder sie mit dem letzten Fluche der versäumten That beladen. Denn die Deutschen dürfen nur dann auf eine Zukunft bauen, wenn sie weltnational werden. Bei der gegenwärtigen nationalen Gesinnungsart vermag man nur zweifelnd in die Zukunft zu blicken. Verjüngt Euch, Deutsche, überall in der Welt, indem Ihr eintaucht in den Urborn des nationalen Gewissens, sonst siecht Ihr als ideenlose Greise dahin! Und duldet nicht die Verarmung des Vaterlandes, indem Ihr dasselbe auf den Altenteil innerhalb der heutigen politischen Grenzen zwischen Bodensee und Belt einschränkt. Ringen wir uns empor von einer noch immer geteilten, zu einer geistig geeinten Nation! Der Allerweltsmensch und der Gauphilister sollen sich in einen weltdeutschen, wahrhaften Nationsbürger umwandeln. Ihr gelangt dazu durch eine gesunde, arbeits- opferfrohe Volkspolitik.

Hiermit begegne ich gleich dem Einwurfe, welcher von Lauen und Lässigen erhoben werden wird. Diese dürften

Digitized by Google

sagen: Wir haben doch nicht die Regierung in der Hand und können von ihr am letzten verlangen, daß sie sich nationaler Sympathien halber in gefährliche Kriegsabenteuer stürzen oder fast ebenso gefährliche Einmischungen in fremde Staatsverhältnisse wage. Sie erfüllt ihre Pflicht hinlänglich, wenn sie uns und Europa den Frieden weiterfristet und die für innere Entwickelung nötige Ruhe schafft. Ich stimme diesem naturgemäßen Regierungsprogramme völlig zu und weiß, daß die laufende Politik Zeit und Umstände berücksichtigen, Feindschaften ausweichen und Bündnisse nehmen muß, wo sie diese findet. Allein die Regierungspolitik ist nur der Sekundenzeiger, die mit großen Rädern eingreifende Volkspolitik der Stundenzeiger der Weltgeschichte. Beide gehören zusammen und sind doch nimmer dasselbe. Sie sollen sich ergänzen, nicht gegenseitig hemmen. Die Volkspolitik beruht auf einer Selbsterziehung der öffentlichen Meinung und noch mehr auf einer steten Thatbereitschaft der Volksseele. Letztere darf und muß sich weitere Ziele stecken und zugleich die Opferwilligkeit erproben, welche zu der Erlangung unerläßlich ist. Als ich den dauernden Zustand des wirtschaftlichen Krieges in unserer heutigen Gesellschaft erwähnte, ließ ich auch durchblicken, wie einschneidend die wirtschaftlichen Waffen sind. Deren kluge Handhabung ist sogar geeignet, die Rassenkämpfe stärker zu beeinflussen, als Erfolge auf dem Schlachtfelde, weil die Wirkung der ökonomischen Mittel eine stetigere und nachhaltigere ist. Hätten die Czechen nicht so große Opfer für ihre nationalen Zwecke gebracht und den Egoismus und die Furcht des Großadels zu Tributen und zur Mithelferschaft gezwungen, sie würden nimmer solche Eroberungen an der Sprachgrenze gemacht und einen zu ihrer Zahl unverhältnismäßigen Einfluß auf die Innenpolitik Österreichs erlangt haben. In noch augenfälligerer Weise befestigte der magyarische Rassen-Chauvinismus seine Macht, indem er sich die wirtschaftlichen Hilfsquellen dienstbar machte. Wo ein starker nationaler Wille lebt, werden ihm alle Elemente des bürgerlichen Lebens unterthan.

Nur der Deutsche, welcher vielfach den hausväterlichen Spartrieb jetzt vernachlässigt und in prunkender Lebensweise Völkern nachäfft, welche den äußeren Schein bevorzugen, zeigt eine unglaubliche Kargheit, sobald er freiwillig für nationale Schutzeinrichtungen beisteuern soll. Es existieren ja im deutschen Reiche einige Genossenschaften, welche Subsidien für jene auswärtigen Deutschen ansammeln, die einen schweren Existenzkampf zu bestehen haben. Aber wie ungemein gering für unsere dichte Bevölkerung und unseren Volksreichtum ist die Zahl ihrer Mitglieder, ist das Ergebnis ihrer stillen Thätigkeit. Der „Allgemeine Deutsche Schulverein", welcher schon zwölf Jahre besteht, besitzt über 30 000 Anhänger, der vor vier Jahren begründete „Allgemeine Deutsche Verband" über 10 000. Über diese Stufen hinaus scheinen diese Vereinigungen nicht gelangen zu wollen. Das heißt, unter zwölf Millionen deutscher Männer gehört erst jeder dreihundertste einer nationalen Schutzgenossenschaft an. Bei den Czechen und Slowenen ist es mindestens der zehnte Mann, der den nationalen Eroberungsgelüsten sein Schärflein zollt, wodurch jene in ausgiebiger, planvoller Weise gefördert werden können. Für diese Völkerschaften ist der Rassenhochmut ein Gebieter, welcher königlich ausgestattet werden muß, für uns der nationale Gedanke ein Bettler, den man mit einer Kleinigkeit unwillig abfertigt. Unser Parteihader, unser dem Gemeinzwecke abgewandter Sinn machen die Hilfe für bedrängte Stammesbrüder fast wesenlos, während die streitenden Ehrgeizlinge im slawischen Lager sich wechselseitig zum Opfermut anstacheln. Deshalb ist auch der Deutsche allerwärts weniger gefürchtet, geachtet und geliebt, als er es wegen seiner sonstigen Eigenschaften verdiente. Ein Volk, das stets zwischen Ermannung und Erschlaffung dahinschwankt und nie zur rechten Stunde an die Einlösung der natürlichen Verpflichtungen gegenüber Stammesgenossen denkt, muß andern wie eine zufällig zusammengekommene Menge erscheinen, die beliebig auseinanderlaufen kann. Und eine Nation, deren Opfersinn erlahmt ist, taugt nur zum Zaunposten, der in die Weltbühne hineinlugt, weil er knausert, sich in der Arena einen eigenen Platz zu erwerben.

Es erübrigt noch die Frage, wie man den allgemeinen Rückzug des Deutschtums, welches nicht unter dem unmittelbaren Schirme des reichsdeutschen Heeres steht, aufhalten und eine erfolgreiche Verteidigung desselben einleiten könnte. Diese Frage hat nationalpatriotische Männer oft und ernst beschäftigt, nur aber ihre Sorgen gemehrt, da sie sich unsere ungenügende Ausrüstung und unsere Abneigung gegen diesen Fernkampf nicht verhehlen konnten. Rechte Förderung ist nirgends zu finden, immer neue Hemmnisse tauchen auf, das begeisterte Wort verstummt und die thatlustige Hand greift in das Leere. Dennoch bleibt für denjenigen, welcher die Schicksalszeichen erkannt, nur die Wahl, sich von seinem Volke in Unmut zu trennen oder ihm die letzten Kräfte, wenn auch hoffnungslos, hinzuopfern. Vielleicht, träumt er noch, ist es möglich, daß die beseelte Gestalt deutscher Existenzkämpfe eine nicht mit dem Moment erlöschende Wirkung auf die Gleichgültigen, die national Unfertigen und Unselbständigen üben könnte. Dieser letzte Hoffnungsfunke entzündete den Gedanken, im Jahre 1894 einen deutschen Kongreß nach Berlin einzuberufen, welcher von freiwilligen Teilnehmern sowohl aus den altdeutschen, der Verheerung geweihten Kolonien im Osten, als auch von norddeutschen Kolonisten aus anderen Erdteilen, in denen das Nationalgefühl noch lebendig, beschickt werden soll. Ich wage keine Vorauskündigung über diesen Kongreß, denn die Sehergabe erlischt, sobald man nicht ausreichendes Verständnis erwartet. Die Begegnung von Männern, welche jetzt an den Gestaden der Atlantis, des stillen Ozeans und den ungeheuren Gebieten zwischen beiden, in Australien, Südafrika u. s. w. deutsche Kulturarbeit verrichten, mit dem kleinen Stamme von nationalen Patrioten im Reiche wird zum mindesten eine Gemütsbewegung erzeugen, die sich bei günstigen Zufällen in Thaten umsetzen läßt. Es wäre schon viel erreicht, wenn es gelänge, die Inseln des deutschen Volks-Archipels, aus welchen diese Boten des Weltdeutschtums zu uns gelangen, in regelmäßige geistige Verbindung zu bringen. Denn der flüchtige Austausch von Gedanken und Gefühlen genügt nicht in unserer rasch lebenden, rasch begrabenden Zeit. Sehr unsicher bleibt es, ob man diesen dauernden Verkehr, dessen Pflege hauptsächlich der nationstreuen Presse anzuvertrauen wäre, noch steigern könnte durch Einrichtungen wie deutsch-allgemeine Auskunftsstellen, Arbeitsvermittlungsstellen, durch ein volksstatistisches Amt für gesamtdeutsche Lebensvorgänge und endlich durch einen „weltnationalen Bund" im großen Stile. Bei anderen Nationen würden solche Vorschläge leicht Eingang finden, bei den Deutschen dürften sie absterben in der einsamen Studierstube. Ausdauer und Hingebung für Vereinigungen, welche nicht dem Sport und dem Vergnügen Bahn brechen wollen, sondern der nationalen Überzeugung, sind in Deutschland noch seltener, als die Raschheit der

Digitized by Google

Entschlüsse und die Kunst des Handelns. Darum haben unsere nationalen Bewegungen sich nur dann als unwiderstehlich erwiesen, wenn die bitterste Eigennot den Einzelnen zwang, mit seinem Volke zu stehen und zu sterben. Allein die Not des deutschen Nachbars ertragen wir mit jener himmlischen Geduld, welche uns der Trost einflößt, daß unser individuelles Interesse vorläufig dabei nicht zu kurz kommt, Wir bleiben die Renommisten der Entsagung, solange wir sie anderen predigen dürfen. Noch ein Entschuldigungsgrund wird von nichtdeutscher Seite für die Teilnahmlosigkeit an den Vorgängen auf deutschnationalen Kampfschauplätzen angeführt — ein Grund, der übrigens nur für die Deutsch-Österreicher zutrifft. Man sagt, daß die Art der Verteidigung, wie sie von den parlamentarischen Vertretern der Deutschen Österreichs und deren Leitern geführt wird, aller Voraussicht und aller Energie entbehre, daß sich die Taktik derselben in schwächlichen, oft unwürdigen Kompromissen erschöpft und deshalb immer neue Niederlagen und Verluste am Sprachgebiet im Gefolge hat. Darin liegt etwas Wahres und ich selbst fand oft genug Ursache zur Verwunderung und zum Ärger, wenn ich dieses unsichere Tasten, diese Verkennung der Gegner, dieses leichtfertige Hoffen auf glückliche Zufälle beobachtete. War es doch, als könnten die Deutschen Österreichs nicht eifrig genug Holz zu dem Scheiterhaufen heranschleppen, auf dem sie verbrannt werden sollten. Diese Haltung mochte alten, noch immer nicht völlig gebüßten Erbfehlern entspringen, allein das Hin- und Herschwanken ging auch teilweise aus den niederdrückenden Gefühlen hervor, nicht genug moralische Unterstützung bei den nationalgesättigten Reichsdeutschen zu erlangen, für den Bündniszweck ruhig preisgegeben zu werden. Und merkwürdig ist es, daß die in Österreich besitzenden oder erwerbenden Deutschen, welche dem Verbande des deutschen Reiches noch angehörten, für ihre kämpfenden Stammesgenossen gar nichts thaten oder direkt Verrat an ihnen übten. Merkwürdig bleibt es, daß die mit Leonidas-Tapferkeit sich wehrenden deutschen Balten, die zähe ihre Stellungen behauptenden Siebenbürger Sachsen uns ebensowenig ernste, hilfreiche Sympathie entlocken konnten, als die anfänglich sich ungern wehrenden Deutschen in den Sudetenländern und in den österreichischen Alpen. Statt ihnen nun den Mangel an Kraft und Zucht vorzuwerfen, hätten wir lieber durch ermunternden Zuruf, durch reichliche Unterstützung den Mut der Leichtlebigen befeuern sollen, die, wenn sie ihren heimatlichen Besitz behaupten, uns zugleich das Glacis unserer eigenen Veste erhalten. Unterliegen einmal die Deutsch-Österreicher dem slawischen Andrang und den Ränken feudal-verstockter Regierungen, so sind wir zum guten Teile mitschuldig daran. Man darf das abgetrennte Glied des Körpers nicht verbluten lassen, sondern muß es rechtzeitig durch einen künstlichen Verband mit dem allgemeinen nationalen Kreislauf wieder in Verbindung zu bringen suchen. Sonst handelt man unbesonnen und darf sich nicht wundern, wenn das losgelöste Glied völlig abstirbt. Deutschland ohne die Deutschen in Österreich ist ein einarmiger Mann, dem es doppelt schwer werden wird, sich eines Überfalles der Feinde zu erwehren. Wie viele sogenannte Politiker, Vereins- und Fraktions-Schwätzer haben sich diese sonnenklare Thatsache genügend überlegt? Es ist hochköstlich, wenn der gemächlich Ausruhende sich über das Hin- und Herschwanken des Ermüdeten beklagt, aber nicht einen Augenblick daran denkt, ihm zur Stütze zu werden. Diese Art von nationaler Enhaltungspolitik haben die Reichsdeutschen nun schon seit zwei Jahrzehnten geübt und geglaubt, sie wären besser als ihre nach Waffenruhe lechzenden Stammesgenossen in Österreich. Nein, die nationale Untüchtigkeit drüben und die nationale Trägheit hüben decken sich vollständig. Auch wir sind die eingefleischten Kämpen des gesamtdeutschen Nichtsthun, das fünfte Rad am Wagen des nationalen Fortschrittes, der nur durch einen Bismarck vorübergehend in Bewegung gesetzt werden konnte.

Zur Erhöhung des Wertes der Weltstellung einer Volksrasse muß die Vorbedingung erfüllt sein, daß sich alle ihr angehörigen Individuen als eine lebendige Krafteinheit betrachten. Das bleibt das Endziel eines nationalen Patriotismus, von dem sich bis jetzt nur Anfangsspuren gezeigt haben. Nicht vollkommener sind wir als andere Rassen, die sich die Erde und ihre Güter streitig machen, weil wir ihres viel stärkeren und unmittelbareren Familiengeistes entbehren. Und am letzten sind wir ausgewählt für eine große geschichtliche Mission, solange es uns nicht einmal gelungen, das Herdfeuer eines alle Deutschen erwärmenden Gemeingefühles zu behüten. Der deutsche Menschensohn, der von wenigen erst ersehnte Messias des nationalen Gedankens ist noch nicht geboren. Und weil unser Bürgertum, unser Gelehrtentum, unsere Schriftsteller des Tages und des Jahres dem erlösenden Geiste echt deutscher Willenskraft einen so matten Herzensschlag entgegenbringen, deshalb gewinnt die opferbereite Sozialdemokratie in unserer Mitte immer mehr an Boden, spaltet die Nation abermals in das Volk der Armen und der Reichen. Denn der ideenlose Genießling darf nur auf den Anhang des Geldes zählen, solange er es besitzt. Der mammonistische Taumel hat die oberen Klassen seelisch proletarisiert und diese dürfen sich nicht darüber beklagen, wenn die arbeitenden Proletarier ihnen zu Leibe gehen. Statt dem Brote des nationalen Glaubens wurde diesen nur der Stein eines gesellschaftlichen Pflichtdienstes ohne jede Befruchtung des empfänglichen Gemütes dargereicht. Der satten, jeder nationalen Gemeinthätigkeit abholden Ruheseligkeit stellen sie den geträumten sozialen Zukunftsstaat entgegen, welcher den hungernden Trieben wenigstens Schaugerichte vorspiegelt. Die Ausschließlichkeit deutscher Politiker, die entfernte Angehörige der Volksfamilie vollständig vernachlässigt, ruft die Utopien einer Weltrepublik hervor, in der man sich gegenseitig zerfleischen dürfte wie die Minenarbeiter vom Aigues-Mortes.

Man wird mir vielleicht entgegenhalten, daß meine Anklagen übertrieben sind, daß ich das Alltagstreiben unseres nationalen Lebens mit einem zu hohen Ideal-Maßstabe messe. Diesen Vorwurf entkräfte ich nochmals mit dem Hinweis auf den Nationalgeist der Franzosen, Engländer, Italiener, Slawen, Magyaren, welche sicherlich in ihrer Hauspolitik nicht tattlos befunden werden. Aber es giebt nur wenige Zufalls-Franzosen oder Zufalls-Engländer, während man die Mehrheit der Deutschen recht wohl als Zufalls-Deutsche bezeichnen kann, die sich in fremder Umgebung gänzlich umwandeln lassen und die vor allem einer erstaunlichen Nichtempfindung für leidende Stammesgenossen fähig sind. Hier befindet sich der Urquell aller nationalen Übel und eklen Krankheiten, von denen wir Deutschen heimgesucht sind, ohne daß uns die abgestumpften Nerven des Volksorganismus davon die warnende Kunde mitteilen.

Wer dieses tödliche Übel, diese unterwühlenden Krankheiten heilen will, muß zuerst den Nerv des Gemeingefühles wieder reizen, sei es auch durch schmerzhafte Mittel. Könnte

Digitized by Google

man mit glühendem Stempel es jedem auf die Stirne brennen, der es verdient, das häßliche Wort nationsflüchtig, dann dürfte noch in vielen ein verspätetes Empfinden solcher Schmach sich regen und das selbstsüchtige erstarrte Herz zu einer gesunden Wallung bringen. Leider muß man auf ein derartiges Gewaltmittel verzichten und sich bescheiden, die stille Gemeinde jener ehrlichen Nationsfreunde zu sammeln, welche von der großen moralischen Verschuldung unseres Volkes allmählich das Schlimmste und Belastendste zu streichen suchen. Diese wahren Nationsfreunde mögen nicht zögern und hervortreten an das Licht des offenen Tages, um das Werk der Sühne zu beginnen, um die Propaganda des weltdeutschen Gedankens, der sich zu Thaten verdichten soll, mit überzeugungsvollem Eifer aufzunehmen und sie zu tragen allüberall hin, wo Deutsche siedeln. Es gilt, das große deutsche Volksheim zu gründen, welches hinauswächst über das führende nationale Staatswesen, ohne es zu schädigen, nein, es als den Kern einer kräftigen Zukunftspolitik zu bewahren. Der oberste Grundsatz in diesem gesamten Volksheim, in diesem Alldeutschen-Vaterland muß aber sein, daß deutsches Volksgut unveräußerlich, unverlierbar, unteilbar bleibe, daß es von jedem Deutschen mit entschiedener Kraft, ohne Klügelei und Vorbehalt, verteidigt werden müsse. Ist dieser Grundsatz wiedergeboren, dann stehen wir an der Schwelle einer neuen deutschen Geschichte, dann beginnt unsere weltnationale Periode!

Letzter Gruß.

Von **P. Graffunder.**

Eines dunklen Auges Glanz
Traf mich jüngst so wunderklar,
Daß in seiner Tiefe ganz
Herz und Blick verloren war.
Alles ringsumher entschwand,
Wie von linder Nacht umwoben;
In des Traumes sel'ges Land
Ward ich sanft emporgehoben.

Ach, mich reißt des Stromes Bahn
Unaufhaltsam wieder fort.
War es nur ein süßer Wahn,
Kaum erblüht und schon verdorrt?
Lieblich winkte mir zur Rast
Wohl der Duft der Frühlingsrosen;
Wieder jagt des Sturmes Hast
Aus der Ruh den Heimatlosen.

Franz Nissel.

Ein Gedenkblatt von **Dr. Ludwig Fränkel.**

Eines deutschen Dichterdaseins Bitternisse hat er redlich durchgekostet, dieser letzte Dramatiker rein Schillerschen Stils, der vor kurzer Zeit gestorben ist. Am 20. Juli ist Franz Nissel im steierischen Kurorte Gleichenberg heimgegangen, wo er, ein müder Mann, noch einmal Heilung suchte von all seinem Erdenweh. Daß er es auf mehr denn 62 Jahre bringen würde, hat nie einer seiner Freunde vermutet, am wenigsten er selbst, der schmalbrüstig auf die Welt kam, früh in die Höhe schoß und dauernd den Keim zur Schwindsucht mit sich herumzuschleppen schien. Eine tiefe Melancholie hat sich seiner zeitig bemächtigt und fürder seine Stimmung nicht losgelassen, und es bleibt dabei nur verwunderlich, wie wenig Spuren eigentlich schließlich seine Poesie, im übrigen der reine Spiegel seiner Seele, im einzelnen davon auffing.

Einfach und scheinbar neidenswert ruhig sieht sein Pfad aus. Franz Nissel*) wurde am 14. März 1831 zu Wien geboren. Sein Vater Josef gehörte unter dem Künstlernamen Korner ersten österreichischen Provinztheatern, von 1844 bis an seinen Tod dem Wiener Hofburgtheater als beliebtes Mitglied an, und auch die Mutter wie später die Schwester wirkten in der Kaiserstadt damals als Schauspielerinnen und Sängerinnen. So trat er bald in unmittelbare Beziehung zur Bühne und bethätigte, ernsten Strebens voll, den Drang zum dramatischen Schaffen, den er in sich schlummern fühlte. Die übliche Staffel der modernen Dichterdebütanten, erst über Lyrik und Novellen zur Gattung belebter Darstellung emporzuklimmen, benutzte er nicht. Was galt ihm die stille Übereinkunft, auf der sie beruht, wo ihm nur jener einzige Trieb sich ungezügelt regte? Mit dem fast gleichaltrigen Sigmund Schlesinger, der später in Komödie und Journalistik mannigfache Erfolge errang, that er sich zusammen, und die beiden Anfänger schrieben zwei historische Trauerspiele: „Die Inquisitoren" und „Narziß, der Freigelassene", mit denen weder Bretterwelt noch Druckerpresse je Bekanntschaft gemacht haben, dann ein von dem jungen Franz von Suppé flott komponiertes Volksstück „Das Lustspiel", das unter desselben Leitung 1852 am Theater an der Wien in Scene ging. Nun trennten sich aber ihre Wege. Nissel widmete sich seitdem ganz und gar der ernsten theatralischen Muse und näherte sich Schritt für Schritt der klassischen Richtung. Er hatte zwar das Gymnasium zu den Schotten vortrefflich durchlaufen, aber regelmäßige Studien oder gar eine öffentliche Thätigkeit verbot ein periodisch quälendes Brustübel, das ihm jahrelang die äußerste Schonung auferlegte. So spann er sich völlig in seine poetischen Träume ein und weihte all sein Denken und Trachten der Thalia, die ihm stets vorschwebte als eine hochthronende, jedoch düstere, selten Freude spendende Göttin. Der Beginn hätte ihn wohl ermutigen mögen. Der dramatisierten Dorfgeschichte „Ein Wohlthäter" eröffnete zwei Jahre nach der Entstehung das Burgtheater 1856 seine Pforten, und zwar zu durchschlagendem Gelingen. Aber diese rasch gepflückten Lorbeern sollten für mehr als zwei Jahrzehnte keine Nachfolge erhalten, und an ihrem Grün mußte sich der Enttäuschte lange, lange allein laben. Dazu gesellten sich andere Schicksalsschläge. 1864 heiratete Nissel eine junge Witwe, die Opernsängerin Margarete Konrad, geborene Reichsfreiin Binder von Kriegelstein, aber schon 1868 entriß sie ihm der Tod. Es erwuchs ihm die Sorge für drei Kinder im zartesten Alter, ein nachhaltiger Rückfall in seinem Gesundheitszustand lähmte dabei sein Handeln und Hoffen, und so brach eine traurige Periode für ihn an, in der die Dichtung keine Nahrung fand und wie entwurzelt schien. Nissel war ein überaus edler und guter Charakter, ein Mensch mit einem wahren Kindergemüt, unpraktisch angelegt und den Winden des Lebens gegenüber fast schutzlos. Karl Laroche, der geniale Mime des Burgtheaters, im Wesen schier sein Gegenbild,

*) Nicht mit dem schlesischen Tragödiendichter Karl Nissel (1817 geboren) zu verwechseln.

Digitized by Google

vollbrachte eine edle That, indem er Nissel zum Erben einsetzte und so wenigstens teilweise die Sorgen des Tages von ihm abwälzte. Aber der Gedanke, daß er nicht aus eigener Kraft festen Boden unter den Füßen gewann, hat ohne Unterlaß hart auf ihn gedrückt und ihm, dessen goldenes Herz bloß wenige kannten, oft den Atem eingeschnürt, wenn er einmal einen Augenblick etwas freiere Luft um den Kopf wehen meinte.

Fünf vorzügliche Werke hat er seit jenem schönen Sieg auf der führenden deutschen Bühne bis zum Eintritt in die Ehe vollendet, in acht Jahren: die von echtester Poesie und gehaltvollstem Pathos erfüllte Tragödie „Dido" (1856), das energische und höchst wirksame Schauspiel „Heinrich der Löwe" (1858), das leidenschaftliche Trauerspiel „Die Jakobiten" (1860), sodann „Perseus von Makedonien" (1862), eine prächtige Leistung, die den Reifeabschnitt seines Schaffens einleitet, fußend auf dem unvereinbaren Gegensatze glühendster Liebe und national-patriotischen Hasses, endlich das ergreifende Volksdrama aus den religiösen und sittlichen Wirren des 30jährigen Krieges „Die Zauberin vom Stein" (1864). Eine Fülle erhabener Motive, ein Reichtum poetischer Sprache, eine Sicherheit dramaturgischer Technik, diese Eigenschaften erwecken billig das Erstaunen jedes ehrlichen Verehrers litterarischer Erzeugnisse, die sich selbst die höchsten Ansprüche stellen. Ein entschiedener Fortschritt ist zudem in diesen Arbeiten allerseits unleugbar, namentlich in der Charakteristik. Die völlige Nichtbeachtung seines Ringens ließ Nissel geraume Zeit verstummen, und erst 1877 erschien er wieder auf dem Plan mit seinem unstreitig vollkommensten Werke, der Tragödie „Agnes von Meran". Er trug damit sogleich den Berliner Schillerpreis davon. Aber das Burgtheater erschloß ihm deshalb sein Allerheiligstes jetzt ebensowenig, wie die Intendanten und Direktoren in der Preiskommission ihre eigenen Häuser. Erst im September 1882 genehmigte Adolf Wilbrandt „Die Zauberin vom Stein" fürs Burgtheater, und von da an wurde diese gewaltige und erschütternde Dichtung vielerorts ein Repertoirstück, zumal Charlotte Wolter, Louise Dumont und andere Tragödinnen ersten Ranges die Titelrolle kreierten. Vor einigen Wochen ward sie an der Stelle ihrer ersten Triumphe von neuem vorgeführt und bestätigte wiederholt ihren hohen Wert. Ein fein durchgeführtes Lustspiel von der Art der graziösen comedia der Spanier „Ein Nachtlager Corvins", 1881 gedichtet und 1887 in Franzos' „Deutscher Dichtung" gedruckt, beendet seine vollständig bekannt gewordene Dramatik. Eine Tragödie „Timur in Ispahan", ein Geschichtsdrama „Rudolf von Erlach", endlich das historische Trauerspiel „Der Königsrichter", dessen Held der Siebenbürger Sachsengraf Marcus Pempflinger ist, traten nur mit einzelnen Akten ans Licht. Ende 1892 erlebte Nissel noch die Freude, im Cottaschen Verlage seine „dramatischen Werke" vereinigt zu sehen, und die Nachricht, daß seine letztgenannte jüngste Arbeit von der kaiserlichen Hofbühne seiner Vaterstadt als erste „Novität" des neuen Spieljahrs in Aussicht genommen sei, hat ihm vielleicht in den letzten Wochen die nahen Alpenberge wie mit einem kaum erwarteten Abendsonnenstrahl rosig umsäumt.

Und diesen Glauben an ein gerechteres Schicksal nach seinem Tode spricht auch der Kernsatz der Vorrede zur genannten Auswahl seiner Dramen vor einem Halbjahr aus: „So sende ich sie denn hinaus, diese Werke, noch einmal zu kämpfen für sich und den Dichter. Er selbst, leider! nie eine Kampfnatur, kann nicht mehr hinaus in die Welt; ihn fesseln nun wohl Alter und Krankheit hart an seine stille Klause, bis die noch stillere, engste ihn auf immer umschließen wird. Für sein Glück ist es zu spät — nicht für seine Geltung." Vor ungefähr einem Jahrzehnt hat er seine pessimistische Auffassung seines Berufs und sein herbes Abmühen wie folgt geschildert: „Ein Freund meines Strebens hat mich den Sisyphus unter den Dichtern genannt. Nichts ist bezeichnender für mein Geschick! Ich nahm wiederholt schon den glücklichsten Anlauf, erlitt nie eine eigentliche Niederlage; aber selbst meine besten Erfolge blieben dauerlos. Der Felsblock, den ich emporgewälzt, ist immer wieder zurückgerollt. Ein Wunder, daß er im Absturz mich nie zerschmettert hat. Wunden trug ich wohl davon. Daher die große Pause der Erschöpfung, der Entmutigung. Man hatte mich schon zu den Toten geworfen, als ich zu neuer Anstrengung mich aufraffte. Der Schillerpreis hat sie gekrönt. Umsonst! Der Felsblock rollte wieder zurück in die Tiefe. Ich hatte es schon mit verschiedenen Blöcken versucht. Einen, der unbeachtet schon zwei Jahrzehnte im Schutt der Zeiten wie begraben lag, holte ich wieder hervor. Und siehe da! er kam empor und ist oben geblieben. — Bis jetzt! Auf wie lange noch? Lächeln die Götter mir endlich? Spät genug! — zu spät vielleicht! Oder haben sie das Los des Ringens nur um des Ringens willen über mich verhängt? Sei es! Ich beuge mein Haupt." Ob es dem ergebungsvollen Dichter noch gelungen wäre, sich aus dieser freilich nicht ganz zaglosen Resignation aufzuraffen, ist heute eine müßige Frage. Dem deutschen Volke insgesamt, seinem Theater und dessen Kritik die Pflege von Franz Nissels Vermächtnis als eine Ehrenpflicht ans Herz zu legen, ist aber gewiß keine unwürdige Aufgabe.

An Ortwin.

Von **Wilh. Ulrich.**

„Kinderaugen! süße Rätsel!
Heißgeliebte, blaue Sterne,
Ihr, mein Trost in dunklen Stunden,
Ihr, mein Gruß aus weiter Ferne!

Gott der Herr hat Euch gegeben;
Als Entsagung tief mich beugte,
Wart der Trost ihr meinem Leben,
Dessen Frühling schnell sich neigte.

Meine süßen Kinderköpfchen,
Meine süßen Kinderherzen!
Laßt uns treu zusammenhalten
Zu allem Glück und allen Schmerzen."

Geschenkbücher.

Weihnachtsschriften aus dem Verlage von Herm. J. Meidinger, Berlin.

Waldläufer. Nach Gabriel Ferry für die reifere Jugend bearbeitet von Oskar Hoecker. Mit 5 Farbendruckbildern. 2. Aufl. Geb. 3 Mk.

Der Zauber der Fremde wirkt auch auf die heutige Jugend, wie er auf Väter und Ahnen gewirkt hat. Aber während früher Erfindungen und eine falsche Romantik das

Digitized by Google

Thatsächliche oft fälschten, ist die heutige Darstellungsweise realistischer geworden. Das gilt auch von Ferrys „Waldläufer". Hoecker ist ein vortrefflicher Bearbeiter des Buches gewesen. Da dieses neben dem Stofflichen auch einen sittlichen Grundgedanken aufweist, sei es bestens empfohlen. Die Farbendrucke nach Aquarellen von G. Bartsch sind sehr hübsch.

Elf Tage Ferien oder wie einer nicht wußte, was er werden sollte. Von Bruno Garlepp. Mit 5 Autotypien nach Originalen von Paul Heck. Geb. 3 Mk.

Die mit Frohlaune geschriebene Erzählung spielt in der Zeit nach den Freiheitskriegen und führt im Mittelgrunde auch geschichtliche Gestalten, wie Rückert, in gelungener Weise ein. Die Weltanschauung ist gesund, die Darstellung zeigt den gewandten Jugendschriftsteller, der sich schon oft erprobt hat.

Siegfried Eisenhart. Abenteuer eines deutschen Knaben in Ostafrika. Der reiferen Jugend erzählt von Hugo Elm. Mit 5 Farbendruckbildern nach Ed. Klingebeil. 2. Aufl. Geb. 3 Mk.

Wir haben die erste Auflage schon empfohlen. Die geschickte Art, in der Elm in das Geschick Siegfrieds, des Sohnes eines von Arabern ermordeten Missionars, die Thaten Wißmanns, Gravenreuths, Dr. H. Meyers u. s. w. verwebt, fesselt und belehrt zugleich. Das Buch ist für Knaben von 12—16 Jahren vorzüglich geeignet.

Der Goldschmidt von Elbing. Geschichte aus der deutschen Ordenszeit von Ferd. Sonnenburg. Mit 5 Bildern nach M. Raenike. 3 Mk.

Der Bannerherr von Danzig. Ein deutsches Heldenbild. Von Ferd. Sonnenburg. Mit 5 Bildern von M. Raenike. 3 Mk.

Es hat mich sehr gefreut, diese beiden Schriften unseres Mitarbeiters kennen zu lernen. Sie sind vor Jahren zum ersten Mal erschienen. Der Verlag verdient Dank, daß er sie in 2. Aufl. einem größeren Kreise zugänglich gemacht hat. Mit Benutzung geschichtlicher Thatsachen entwirft der Verfasser Kulturbilder, die nicht nur die reife Jugend, sondern auch den Mann fesseln können. Besonders gelungen sind die zwei Hauptgestalten, die jedes unverdorbene Jünglingsherz begeistern können. Die Darstellung ist kräftig, die Gesinnung edel. Wir empfehlen beide Bücher.

Das Schloß am Meer. Erzählung für junge Mädchen von Elisabeth Halden. Mit einer Heliogravüre nach einem Aquarell von Marie Stüler. 3 Mk.

„Mamsell Übermut" und „Evas Lehrjahre", beide an dieser Stelle besprochen, haben der Verfasserin viele Mädchenherzen erobert. Auch der Erzieher darf dieses Mal der „Volksstimme" recht geben. Frl. Halden schreibt so, daß die reinen sittlichen Absichten nirgendwo in trockener Fassung sich aufdrängen; launiger Vortrag umhüllt oft den Ernst und das Ernste selbst wirkt durch Einfachheit. Das Buch paßt für Mädchen bis zum 16. Jahre.

Renée. Geschichtliche Erzählung für junge Mädchen von Agnes Willms-Wildermuth. Mit einer Heliogravüre nach einem Aquarell von Marie Stüler. 3 Mk.

Der Stoff an sich ist gut, die Darstellung zeugt für Anlage, aber doch hätte die Verfasserin besser gethan, nicht in die Zeit der französischen Revolution zurückzugreifen, dazu fehlt ihr doch die Gestaltungskraft und sie besitzt nicht einmal jene oberflächlichen Kenntnisse der Zeit, welche geschichtlichen Romanen anderer Schriftstellerinnen wenigstens ein Scheinleben verleihen. Ihre Leserinnen werden die Mängel allerdings nicht bemerken. Und da eine verständige Weltansicht das Ganze durchzieht, kann es für junge Mädchen von 12—15 Jahren empfohlen werden.

Die Ausstattung ist bei sämtlichen Büchern sehr gefällig.

Im Verlage von Gustav Weise (Stuttgart) sind folgende zwei Bücher erschienen:

Tage des Glücks. Erzählung für Mädchen von 10—12 Jahren von Bertha Clément. Mit 5 Ölabdrucken. 3 Mk.

Die Geschichte ist gewandt erzählt, im Stoffe für das genannte Alter passend, und gesund in der Absicht. Auch die oft hervortretende heitere Laune wird das Buch willkommen machen. Die Ausstattung ist gefällig.

Ruth. Erzählung für erwachsene Mädchen von Agnes Hoffmann. 7,50 Mk.

Die Verfasserin besitzt eine den Durchschnitt überragende Anlage für diese Gattung. Der Stoff entbehrt nicht des Romanhaften, das aber nicht ungesund ist, der erzieherische Gedanke tritt, ohne daß gepredigt wird, klar hervor; das häusliche Kleinleben ist mit leichter und glücklicher Hand geschildert. Ich kann das Buch für Mädchen von 13—17 Jahren bestens empfehlen; ich bin fest überzeugt, daß es ihnen gefallen werde. Natürlich jene ausgenommen, die hinter dem Rücken der Erzieher sich an gepfefferte Kost gewöhnt haben.

Ein Stückchen Alltagsleben. Gedichte von Gertrud Triepel. (Dresden 1894, E. Pierson.)

Unsere Leser haben die Verfasserin dieser Gedichte, die fast seit acht Jahren Mitarbeiterin der D. Rom.-Ztg. ist, lieb gewonnen. Sie werden ihre Teilnahme auch dieser sehr hübsch ausgestatteten Sammlung zuwenden, die in ihrer ganzen Haltung zum Weihnachtsgeschenk für Mädchen und Frauen geschaffen ist. Wohl ist die stärkste Begabung der Verfasserin die sprüchartige Dichtung, aber sie besitzt doch auch eine lyrische Ader. Was besonders wohlthuend berührt, ist die Ehrlichkeit ihrer Empfindung, der ernste, durch Leid geprüfte Sinn und die tiefe religiöse Gesinnung. Ihr Herz schlägt warm für alles Edle und Gute und darum können diese Gedichte auf lebendigen Widerhall in ähnlich gestimmten Frauenherzen rechnen. Dabei ist aber auch anzuerkennen, daß sie Form und Sprache mit Sorgfalt behandelt und in einzelnen Liedern auch den Ton echter Kunstlyrik trifft. Wir wünschen dem Büchlein besten Erfolg.

Für Dich. Ein Liederbuch von Leon Vandersee. (Dresden 1894, Pierson.)

Das kleine Buch eignet sich auch zur Weihnachtsgabe für Mädchen. Trotz des männlichen Namens fühlt man die weibliche Urheberin, denn alles Gefühl trägt durchaus das Gepräge weiblicher Eigenart. Liebe, glückliche und leidende, und Natur bilden den Hauptstoff der Lieder, die frisch und einfach geschrieben sind. Hier und da hätte schärfere Selbstkritik nicht geschadet, aber der Eindruck des Ganzen ist angenehm. Nur sehe ich nicht ein, warum ein weibliches Wesen seine Liebesgedichte vom männlichen Standpunkt schreibt. Das schädigt die Wirkung.

Abenteuer und Schwänke. Alten Meistern nacherzählt von Rudolf Baumbach. Zeichnungen von Paul Mohn u. a. 13. Tausend. (Leipzig 1893, A. G. Liebeskind.)

Der reizend ausgestattete Band enthält zwanzig Schwänke, die mit großem Geschick unserem Geschmack angepaßt sind. Es liegt in diesen alten Geschichten so viel gesunder, oft derbdeutscher Humor, daß die Neubelebung bei guter Auswahl vollkommen berechtigt ist. Das Büchlein sei bestens empfohlen.

Digitized by Google

Illustrierte Bibliothek der Kunst und Kulturgeschichte.

Der Verleger P. Friesenhahn in Leipzig und Bendorf a. Rh. hat ein Unternehmen begonnen, auf das wir die Aufmerksamkeit der Leser hinlenken möchten. Es ist ein Beweis großen Unternehmungsgeistes und idealen Sinnes in der ganzen Anlage. Es soll in einer Bücherei von etwa 60 Bänden das ganze Gebiet der Kunst und Kulturgeschichte von alter Zeit bis zur Gegenwart umfassen, in Bild und Wort. Die Darstellung soll sich von trockener Gelehrsamkeit ebenso fern halten, wie von der Oberflächlichkeit der Tagesschriftsteller; es soll den gebildeten Lesern den riesigen Stoff in knapper, aber anregender Art vermitteln, und doch zugleich dem Künstler und Kunstgelehrten zur Erleichterung der Übersicht dienen. Die kunst- und kulturgeschichtlichen Einzelwerke sind auch mit wenigen Ausnahmen sehr teuer, hier kostet jeder für sich abgeschlossene Band 4 Mk., geb. 4,50 Mk.

Mir liegen, tadellos in Druck und Papier, drei Bände vor.

Handbuch der griechischen Archäologie von Max Collignon. Deutsche Ausgabe von J. Friesenhahn. Gymn. Oberlehrer.

Das Werk, von der „Association pour l'encouragement des Etudes grecques" mit einem Ehrenpreise ausgezeichnet, verfolgt zunächst den Zweck, allen, die für den Stoff Teilnahme haben, als Hilfsbuch zu dienen, besonders aber den Schülern der Oberklassen des Gymnasiums. Mit sehr geschickter Hand hat der Verf. aus der großen Menge der Quellen alles Nötige ausgesucht, ohne die Grenzen zu eng zu ziehen. Das erste Buch behandelt die Anfänge der griechischen Kunst und legt die fremden, phönizischen, ägyptischen und anderen Einflüsse dar; das zweite die Baukunst; im dritten wird die Bildhauerei in sehr übersichtlicher Weise vorgeführt. Die „Terrakotta-Figuren" bilden den Stoff des vierten Buches, „die bemalten Vasen" den des fünften. Das sechste Buch umfaßt die Numismatik und Steinschneidkunst, das siebente die Bronzen und Schmuckſachen. Überall wird auf die allgemeinen Zeitverhältnisse, auf die geistigen Einflüsse Rücksicht genommen, bei jedem Abschnitt auf die Hauptquellen hingewiesen. Das Buch eignet sich vortrefflich als Geschenk für Knaben von Obertertia an, aber ebenso für Erwachsene. Die Bilder sind gut gewählt und ausgeführt, die Übersetzung sehr gewandt.

Der zweite Band behandelt:

Die vlämische Malerei. Von A. J. Wauters, Prof. der Kunstgeschichte an der k. Akad. d. schönen Künste in Brüssel. Preisschrift der belgischen Akademie. Deutsch von Ludwig Neustadt.

Es ist ein vortreffliches Buch, in dieser Gedrängtheit das beste, das diesen Gegenstand behandelt. Der Verf. ist von berechtigtem Stolz erfüllt, indem er die Großthaten seiner malenden Volksgenossen vorführt. Die geschichtliche Entwicklung tritt klar hervor, soweit es die für die älteste Zeit bis zu den Brüdern Eyck sehr spärlichen Quellen erlauben. Auch hier ist die Auswahl der Bilder gut Die Übersetzung ist stellenweise holprig.

Geschichte der Ritterorden stammt von Otto Henne am Rhyn, der seine Fähigkeit zu kulturgeschichtlicher Darstellung schon oft erprobt hat.

Unter den in Vorbereitung begriffenen Werken heben wir folgende hervor: Handbuch der antiken Malerei (Paul Girard). Handbuch der Keramik (O. Hülcker). Manuskripte und Miniaturen (Prof. Leitschuh). Gesch. der Musik (Otto Keller). Japanische Kunst (L. Gonse). Die Siegel (G. A. Seyler). Geschichte des Holzschnitts (Leitschuh). Gesch. d. Kupferstichs (Dr. W. Singer). Besondere Bände werden Münzen, Möbel, Medaillen, Glas und Glasmalerei, die einzelnen Malerschulen behandeln, andere die Gesch. der Schulen und des Schulwesens, der Hexenprozesse, der Feme, der Frauen u. s. w. Diese Andeutungen genügen, die Bedeutung des Unternehmens erkennen zu lassen. Wir wünschen aufrichtig, daß der Wagemut des Verlegers durch lebhafte Teilnahme der kaufenden Leser belohnt werden möge. Wir werden über die später erscheinenden Bände stets berichten. O. v. L.

Vermischtes.

Kinder-Pflegerinnenschulen. Einen sehr bemerkenswerten Aufsatz bringt „Das Rote Kreuz". Er lautet wie folgt:

Die prophylaktischen Bestrebungen der Neuzeit drängen darauf hin, der großen Kindersterblichkeit in den ersten Lebensmonaten dadurch zu begegnen, daß man die Pflegerinnen derselben mit Kenntnissen ausrüstet, welche sie befähigen, die Ernährung und Reinhaltung der Säuglinge den wissenschaftlichen Erfahrungen gemäß zu gestalten, insbesondere aber die hygienischen Anforderungen kennen zu lernen, welche das Leben der jungen Säuglinge zu schützen vermögen. Von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet ist es äußerst wichtig, die Krankheitserreger, das heißt das Heer von Mikroorganismen (Bazillen) und deren zum Teil stille Arbeit zur Vernichtung der Gesundheit zur Erkenntnis der Kinderpflegerinnen zu bringen; damit diese befähigt werden, die Gefahren von ihren Schützlingen fernzuhalten.

Bisher waren wir von dieser Forderung, die sich mit der wissenschaftlichen Erfahrung der Neuzeit deckt und das wertvollste Kapital der Menschheit, die Kleinkinderaufzucht, in humane Bahnen leiten will, weit entfernt.

Wem vertrauen wir heute noch unser Heiligtum, unsere Kinder an?

Die junge Mutter versteht oft selbst nichts von der Kinderpflege, oft aber wird sie gar nicht in der Lage sein, ihre mangelnden Kenntnisse darin durch instinktive liebende Sorgfalt zu ersetzen, da sie so wie so durch andere Pflichten behindert wird, ihre Kinder von früh bis zum Abend selbst zu warten, selbst wenn sie dieselben nährt.

Die jungen Kinder sind also den Kindermädchen, älteren Geschwistern, Tanten, Lehrlingen, schlafsüchtigen Großvätern ꝛc. überlassen und das ist — in der jetzigen Gestalt hygienischer Unwissenheit — aufs tiefste zu beklagen. Von der Gefährlichkeit dieser Mißstände ist allerdings in der Öffentlichkeit wenig bekannt.

Um beispielsweise nur zwei der unerläßlichen Forderungen zu erwähnen, die zur Fernhaltung der Tuberkulose und der Skrophulosis vom kindlichen Organismus, erkannt und erfüllt werden müssen, muß der reichlich abgesonderte Mund- und Nasenschleim des Säuglings mittelst sauberer Tücher oder reiner Leinwand von der Wärterin unermüdlich entfernt werden, um jedes Wundwerden von Mund und Nase zu verhindern. Jede wunde Stelle, jeder Pickel oder gereizte Teil des Gesichts und Körpers ist sorgfältigst durch antiseptische Deckſalben oder Pflaster vor etwaigem Schmutz der kindlichen Händchen zu schützen. Das Kind darf mit

Digitized by Google

den Händchen nie auf den Fußboden kommen, auch keinen Gegenstand ungesäubert zum Spielen bekommen, der am Fußboden gelegen hat. Es soll beim Laufenlernen nie am Boden herumkriechen, vielmehr in geeigneten Stützapparaten stehen oder geführt werden. Nach dem Fallen müssen stets dem Kinde zuerst die Hände gereinigt werden und der Sinn für Sauberkeit bei demselben zuerst geweckt werden u. s. w. u. s. w. — Das alles soll aber, ehe es gethan wird, von der Pflegerin erkannt werden, weshalb zum Schutze eines Kindeslebens dies alles zu erfüllen eine pflichtmäßige Notwendigkeit ist!

Dr. Volland, der auf dem Kongreß der Naturforscher- und Ärzte-Versammlung in Halle a. S. energisch für Errichtung von Kinder-Pflegerinnenschulen eintrat, sprach sich sehr energisch darüber aus: daß, um den vielen Unkenntnissen zum Schutze des Lebens in der Kinderaufzucht abzuhelfen, auch um Vorbeugungsmaßnahmen gegen andere, von den Mikroorganismen unabhängige Kinderkrankheiten, richtig anzuwenden, Kinderpflegerinnen nach den heutigen Erkenntnissen der Wissenschaft auszubilden, ein humanes und dringendes Erfordernis sei. Es genügt durchaus nicht, den frommen Wunsch zu hegen, „daß sich Gebildete aus dem weiblichen Geschlecht mehr als bisher geschehen, der ersten physischen Erziehung der Kinder widmen möchten". — Die Kinderpflege läßt sich noch weniger wie die Krankenpflege überhaupt rein theoretisch aus Büchern lernen, vor allen Dingen muß dem Lernbegierigen auch hinreichende Gelegenheit geboten werden, wo dieselbe auch wirklich mit Nutzen praktisch erlernt werden kann. Sowie es Krankenpflegerinnen- und Hebammenschulen giebt, so müssen auch weibliche Personen in der Kinderpflege und -Wartung geschult und solche Anstalten müssen in genügender Anzahl eingerichtet werden.

Daß das Bedürfnis bereits erkannt worden ist, geht aus dem Bestehen der Kinderpflegerinnenschule des Fröbel-Vereins in Berlin hervor. Natürlich ist mit dieser einen Schule dem Bedürfnis nicht genügt, selbst wenn an anderen Orten bereits noch einige ähnliche Anstalten beständen. Um nur einigermaßen dem Bedürfnis zu entsprechen, müssen sich unsere bereits bestehenden oder erst ad hoc zu bildenden deutschen Frauenvereine der Sache annehmen und die Unterstützung von Staat, Provinzialverbänden und Gemeinden anrufen, damit ein Netz solcher Schulen sich über das ganze Vaterland ausdehnen könnte. Schließlich geben wir Dr. Volland in Davos-Dörfli das Wort, der diesen humanen Fortschritt angeregt hat. Derselbe urteilt in sachkundiger Weise über die Organisierung von Kinderpflegerinnenschulen in nachstehender Weise:

„Das Material für dieselben wäre sehr leicht zu beschaffen. Es hätte zunächst aus den Neugeborenen der Gebärhäuser zu bestehen. Damit wäre zugleich eine Humanitätspflicht erfüllt, denn es würde dann noch manches Opfer den Klauen der Engelmacherinnen vorenthalten werden. Die Krippen, welche ja ihr edles Bestreben eben dahin richten, müßten nicht allein diesen Zweck betonen, sondern vor allen sich zugleich auch zu Schulen der Kinderpflege erklären. Dann würde der Segen, den sie stiften, ein ganz unverhältnismäßig größerer werden. Um den Zudrang zu diesen Schulen ist mir nicht bange: Mädchen, die zur Kinderpflege in Dienst gehen wollen, müssen dieselbe vorerst erlernen und sich darüber ausweisen können. Dann wird das Kindermädchen aufhören, der am schlechtesten bezahlte Dienstbote des Hauses zu sein. Durch seine schulmäßige Ausbildung wird es wesentlich an Ansehen gewinnen und auch materiell besser gestellt werden. Aber auch Kindergärtnerinnen, Erzieherinnen und Lehrerinnen hätten vor Erteilung ihres Diploms einen Kursus in der Kinderpflege durchzumachen. Sie sollten zunächst wissen, was den Kindern körperlich not thut, sie werden dann um so erfolgreicher auf deren Gemüt und Geist einwirken können. Auch sie würden ihre materielle Lage verbessern, denn die Häuser sind nicht zahlreich genug, die sich zur körperlichen Pflege der Kinder neben der Gouvernante noch eine Kinderwärterin halten können, um allen Erzieherinnen, die nicht beide Pflichten übernehmen, Unterkommen gewähren zu können. Dann würde noch eine große Anzahl von Frauen als Leiterinnen solcher Schulen Verwendung finden, so daß den Bestrebungen für Frauenerwerb, die brennende soziale Frage der Zeit, ein erheblich erweitertes Feld geboten würde. Aber auch für die junge Dame und künftige Mutter der besser situierten Stände ist die Erlernung der Kinderpflege mindestens ebenso notwendig, wie die Kenntnis von Küche und Wirtschaft. Koch-, Wirtschafts- und Kinderpflegkurse sollten nicht nur unter der Damenwelt Mode werden, sondern sollten zur eigentlichen Schulbildung derselben mit gehören. Alle Schülerinnen müssen die Kinderpflege vom Neugeborenen an, wenn es die Gebäranstalt verläßt, bis zum Schulbesuch praktisch gründlich erlernen. Sie müßten, um den Verhältnissen möglichst zu entsprechen, wie sie die Familie mit sich bringt, gleichzeitig mehrere Altersstufen zur Pflege und Wartung bekommen. Daß sie dabei auf die große Verantwortung, die sie übernehmen, nachdrücklich aufmerksam gemacht werden müssen, ist selbstverständlich und daß sie dabei streng auf ihre Gewissenhaftigkeit zu prüfen sind, ist eins der ersten Erfordernisse. Wer es da fehlen läßt, ist abzuweisen. Wie lange ein solcher Kursus zu dauern hätte, wird die Erfahrung lehren. Alle weiteren Einzelheiten bleiben der Praxis vorbehalten und es wäre verfrüht, mich weiter darüber zu verbreiten.

Ich komme zum Schluß. Wenn baldigst Hand an die Errichtung von Kinderpflegerinnenschulen gelegt wird und die Erkenntnis von dem, was bei der Kinderwartung besonders not thut, bald in die breiten Schichten des Publikums dringt, werden jüngere Kollegen in 15 bis 20 Jahren unter den 9jährigen Kindern vielleicht nur noch 60 pCt. mit geschwollenen Halsdrüsen antreffen. Damit wäre Großes erreicht und wir dürfen hoffen, daß unsere Nachkommen allmählich eine Abnahme der Tuberkulose nachweisen könnten."

Inhalt der Nr. 10.

Rang und Geld. Roman von Helene v. Beniczky-Baiza. Forts. — Hedwig. Roman von E Karl. — **Beiblatt:** Unabsehbar. Aus dem Russischen des Alexis Khoniakoff. Übersetzt von Caroline von Pawloff. — Weltnational. Von Karl Pröll. Schluß. — Letzter Gruß. Von P. Graffunder. — Franz Nissel. Ein Gedenkblatt von Dr. Ludwig Fränkel. — An Ortwin. Von Wilh. Ulrich. — Geschenkbücher. — Vermischtes.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins)

Digitized by Google

Deutsche Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 11.

Rang und Geld.

Roman

von

Helene von Beniczky-Bajza.

(Fortsetzung.)

Die Gräfin Artemon hatte inzwischen erfahren, daß die Herrschaft verkauft worden sei; da sich aber in ihrer nächsten Umgebung nichts geändert hatte, kümmerte sie sich nicht darum und dachte gar nicht daran. Ihre größte Sorge bildeten ihre untergrabene Gesundheit, Jenös Schweigen und die bevorstehende Trauung ihrer Tochter.

So verging der Sommer, sogar der schönere Teil des Herbstes, und trübe, unfreundliche Regentage traten ein.

Csilla trennten nur noch zwei Wochen von ihrer Trauung, welche für den zwanzigsten November angesetzt war.

Eines Tages kam die Baronin Cservary mit ihrer Tochter nach Alba. Die letztere war von Csilla zur Brautjungfer gebeten worden, und als die zwei Mädchen allein geblieben waren, setzte sich Baronesse Ilona ganz nahe zu ihrer Freundin und fragte sie mit leiser Stimme:

„Kennst Du eine junge Gräfin Artemon, die in Budapest wohnt?“

„Nein,“ erwiderte Csilla überrascht, „meines Wissens existieren auch außer uns keine Artemons mehr.“

„Ich aber kann Dir ganz bestimmt sagen, daß es eine junge und sehr schöne Frau giebt, die diesen Namen führt.“

„Ich habe niemals von ihr gehört.“

„Vor einigen Wochen war ich mit Mama in Budapest, wo wir im Opernhause eine wunderbar schöne Frau sahen, die mit einem alten Herrn, der sehr ernst aussah, dort saß! Wir fragten mehrere Bekannte, wer jene unbekannte Dame sei, allein niemand vermochte es uns zu sagen, endlich erkundigte sich jemand, und diesem wurde gesagt, es sei eine Gräfin Artemon, wahrscheinlich verwitwet, da man sie niemals mit ihrem Gatten sah. Der Herr, welcher bei ihr sitze, sei ihr Vater.“

„Wir werden Albert fragen, ob er etwas davon weiß.“

Die zwei Mädchen plauderten heiteren Gemütes beim Kaminfeuer weiter, bis sie das Rollen eines herannahenden Wagens vernahmen. Sie liefen zum Fenster und sahen Szent-Tamassy anlangen. Bald darauf trat er mit Albert zusammen bei ihnen ein. Das Wiedersehen der Verlobten war sehr innig. Der Bräutigam hatte schon seit zehn Tagen nicht nach Alba kommen können und war nun unerwartet angelangt.

Albert nahm neben Ilona Platz, die einstmals die geheime Hoffnung gehegt hatte, daß sich der junge Mann für sie interessiere. Jetzt natürlich, da sie seine mißliche Vermögenslage kannte, war er zum Gatten nicht mehr wünschenswert, aber noch immer ein angenehmer und unterhaltender Gesellschafter.

„Vorhin habe ich mit Csilla darüber gesprochen, daß in Budapest eine Gräfin Artemon existiere,“ begann Ilona unter anderem, „da sie aber nicht wußte, wer das sei, wollten wir Sie darüber befragen, kennen Sie sie, Albert?“

„Nein,“ erwiderte dieser rasch, erschrocken und sichtlich erbleichend, was der Aufmerksamkeit seiner Gesellschafterin nicht entging.

Sie hörte sofort auf zu fragen, nahm sich aber vor, auf irgend eine Weise der Sache auf den Grund zu gehen, denn daß Albert wußte, wer das sei, davon war sie nun schon überzeugt.

Die Cservarys waren zu längerem Aufenthalte nach Alba gekommen. Gäste aus der Nachbarschaft kamen und gingen, und die Zeit verfloß sehr vergnüglich.

Man lebte in dem Schloß ganz so, als ob nichts geschehen wäre. Es war alles gerade so glänzend ausgestattet wie vorher, es kümmerte sich jetzt ebensowenig jemand um etwas wie früher. Der Haushofmeister und der Kammerdiener leiteten die

Digitized by Google

Haushaltung und sorgten für alles Notwendige; der einzige Unterschied bestand darin, daß das Geld nicht mehr vom herrschaftlichen Kassierer gegeben wurde, sondern von dem Rechtsanwalt Berger, der wegen der großen Verschwendung dem Grafen Albert mehrmals ernstliche Vorwürfe machte. Er erhielt aber immer von ihm zur Antwort, daß er nicht imstande sei, seiner Mutter den Stand der Dinge mitzuteilen, und als der Rechtsanwalt sich erbot, es zu thun, wies er dies voll Zorn und erschrocken zurück.

Man mußte immer neue Gelder ausborgen, denn man konnte noch immer nicht die Angelegenheiten ordnen. Sie hatten überhaupt keinen Begriff, wie die verwickelte Angelegenheit enden und was geschehen werde, wenn alles verkauft und die Gläubiger befriedigt sein würden.

Graf Albert verbrachte schlaflose Nächte und entsetzliche Tage. Von Woche zu Woche wurde er niedergeschlagener, so daß dies selbst der Gräfin und Csilla auffiel, die ihn wiederholt darüber befragten, allein er antwortete ihnen immer ausweichend.

Endlich war der Tag der Trauung gekommen, und obwohl scheinbar in der Stille, fand dieselbe dennoch mit einer gewissen inneren Pracht statt.

Es waren mehr als hundert Menschen geladen. Sämtliche Salons des Schlosses waren in einen Blumengarten umgewandelt worden, und das Dejeuner war so großartig und kostbar, daß es einer königlichen Tafel zur Ehre gereicht hätte.

Nur Graf Jenö, das gegenwärtige Haupt der Familie Artemon, fehlte, was die Gräfin und ihre Kinder, den zahlreichen Fragen gegenüber, in die peinlichste Verlegenheit brachte. Denn was war natürlicher, als daß jedermann, teils aus Höflichkeit, teils aus Malice oder aus Neugier, fragte, weshalb der ältere Artemon bei dieser Familienfeier nicht zugegen sei.

Die Gäste flüsterten allerlei, und die Cservarys, die von der Existenz der unbekannten Gräfin Artemon Kenntnis hatten, waren überzeugt, daß Graf Jenö unter seinem Stande geheiratet hatte, und daß dies die Ursache sei, weshalb er gegenwärtig zu der Familie in schlechtem Verhältnisse stehe, und bei der Trauung seiner Schwester nicht erschienen sei.

Diese Nachricht hatte sich schon früher in der Gegend verbreitet und wirbelte unter den Hochzeitsgästen viel Staub auf.

Als die Trauung und darauf das Dejeuner, bei welchem auch der Rechtsanwalt Berger zugegen war, vorüber waren, reiste das junge Ehepaar ab. Die Baronin Cservary mit ihrer Tochter, ferner der alte Graf Szent-Tamassy mit seiner Frau, und noch einige unter den Gästen blieben zurück, um die Gräfin zu zerstreuen. Unwillkürlich oder zufällig begann man von der in der Hauptstadt lebenden Gräfin Artemon zu sprechen, noch dazu in Gegenwart der Hausfrau, die erstaunt zuhörte und nicht begreifen konnte, wovon die Rede sei.

„Diese Heirat muß Dir sehr unangenehm sein," sagte die Baronin Cservary voll Teilnahme zu ihr, „denn sie wirft nicht nur einen Makel auf Euren Namen, sondern entriß Dir auch Deinen erstgeborenen Sohn."

„Von was und von wem sprichst Du denn?" fragte die Gräfin, die bisher in der besten Laune gewesen war, verwundert.

„Von Jenö, der irgend ein Fräulein Hermajos geheiratet hat."

Nun hatte man auch schon den Familiennamen der geheimnisvollen Gräfin erfahren.

Die Gräfin Artemon wurde totenbleich.

„Davon ist mir nichts bekannt," stotterte sie mit bebender Stimme, „und da ich Jenö kenne, glaube ich es auch nicht."

„Ich weiß aber aus sicherer Quelle, daß Deine Schwiegertochter die Tochter desselben Hermajos ist, der Alba gekauft hat," sagte die Baronin.

Albert befand sich in einer entfernten Ecke des Salons mit Baronesse Ilona und hörte von der ganzen Konversation nichts.

Allein der Rechtsanwalt Berger befand sich in der Nähe der zwei alten Damen und verfolgte mit ängstlicher Gespanntheit das Gespräch.

Die Gräfin Artemon wandte sich voll Zorn an ihn.

„Wissen Sie etwas von dieser Sache, Herr Rechtsanwalt?" fragte sie.

„Nicht ein Wort, Frau Gräfin."

„Woher stammt denn diese uns erniedrigende Nachricht?" fragte sie streng.

„Das weiß ich ebensowenig."

„Das ist sehr unwahrscheinlich," bemerkte die Baronin Cservary, die sich ärgerte, daß sich ihre wichtige Neuigkeit als Lüge erwies.

„Das Ganze wird nur ein Geschwätz sein," sagte ein älteres Mitglied der Gesellschaft, um damit den unangenehmen Gesprächsstoff zu erledigen.

Allein die Gräfin Artemon war viel zu nervöser Natur und schon von der Möglichkeit einer solchen Annahme viel zu erbittert, als daß sie dieselbe nicht völlig hätte widerlegen wollen. Mit lauter Stimme rief sie ihren Sohn herbei. Albert näherte sich rasch seiner Mutter, die ihm mitteilte, wovon die Rede sei, und ihn fragte, was er von Jenö wisse.

„Nichts, Mama!" sprach er verwirrt, „Jenö weilt wahrscheinlich in Südfrankreich; ein Bekannter sagte mir dies, der ihm vor einigen Wochen in Monte Carlo begegnete."

„Auf diese Weise ist es ja unmöglich, daß die Nachricht von seiner Verheiratung wahr sei."

„Ich gebe Ihnen mein Wort, Frau Gräfin, daß kein Wort davon wahr ist," sagte Berger mit Entschiedenheit.

„Aber woher stammt dann diese Nachricht?" fragte die Gräfin erregt.

„Und wer ist jene Dame im Theater, welche wir sahen?" fragte Baronesse Ilona, sich in die Konversation mengend.

„Ihr habt im Theater eine Gräfin Artemon gesehen?" fragte die Hausfrau.

„Ich fragte schon damals Albert nach ihr, aber er wußte nichts zu sagen."

„Wie ich auch jetzt nichts weiß."

„Das ist sonderbar," sagte die Gräfin nach-

Digitized by Google

denklich und begann rasch von etwas anderem zu sprechen. Allein ihre üble Laune den ganzen Abend hindurch verriet, daß sie durch die Erklärung des Rechtsanwaltes und die geheuchelte Gleichgültigkeit ihres Sohnes nicht beruhigt sei.

Zehntes Kapitel.

Am nächsten Tage verließen alle Gäste das Schloß, selbst der Rechtsanwalt Berger entfernte sich; allein den Abend zuvor hatte er vor dem Niederlegen noch eine längere Unterredung mit dem Grafen Albert, welchem er in dessen Zimmer folgte.

„O, Herr Rechtsanwalt," sagte dieser, indem er sich in einen Sessel warf und sein Gesicht in die Hände barg, „ich hätte niemals gedacht, daß das Schicksal mir so schwere Lasten auferlegen würde. Oft komme ich in Versuchung, eine Verzweiflungsthat zu begehen."

„Haben Sie Geduld, Herr Graf," sprach der Rechtsanwalt. „Ein wenig Willenskraft und Selbstbeherrschung, und Sie werden sehen, alles wendet sich zum Guten."

„Von wo, von welcher Seite könnte Hilfe kommen? Wohin ich blicke, überall gähnen mir tiefe Abgründe entgegen, und nirgends ein tröstender Hoffnungsstrahl."

„Dieser Zufall von heute abend war mir sehr unangenehm, und mochte Ihnen noch unangenehmer sein."

„Unangenehm! Das ist ein sehr milder Ausdruck, Herr Rechtsanwalt. Entsetzlich! Fortwährend zu heucheln und zu lügen . . . Ich, der ich die Heuchelei stets haßte. Sie wissen am besten, daß all das, was ich that, der verzweiflungsvollsten Notwendigkeit entsprang, es ist aber dennoch Betrug und Lüge."

„Ich habe es Ihnen prophezeiht, Herr Graf, daß die Sache nicht lang geheim bleiben kann. Es wäre besser gewesen, die Gräfin über alles aufzuklären. So hätte sie nur einen Schlag zu erleiden gehabt, während sie nun zwei wird ertragen müssen."

„Was soll ich ihr morgen sagen, wenn sie mich, was ganz gewiß ist, über diesen geheimnisvollen Fall befragen wird?"

„Einfach das, was heute, daß Sie von nichts wissen."

„Ich soll wieder lügen? Wie lange kann das vorhalten. Der Verdacht ist vorhanden, sie wird nachforschen und auf die leichteste Weise alles erfahren, was geschehen ist."

„Darf ich Ihnen einen Rat geben?" fragte nach kurzem Nachdenken der Rechtsanwalt.

„Wenn er aus wohlwollendem Herzen stammt, bin ich Ihnen dafür dankbar."

„Erzählen Sie ihr alles aufrichtig und versuchen Sie sie dazu zu bringen, daß sie diese Heirat anerkenne. Dies wäre für Sie alle das größte Glück, und damit würde jede weitere Verwickelung aufhören."

Graf Albert sah ihn voll Staunen an.

„Was raten Sie mir? Ich verstand nicht, was Sie sagten."

Der Rechtsanwalt wiederholte ruhig seine Worte, indem er die Vorteile dieser Heirat mit Hinsicht auf die zerrütteten Verhältnisse der gräflichen Familie entwickelte.

Albert maß ihn mit einem kalten Blicke.

„Ich danke Ihnen für Ihren Rat, Herr Rechtsanwalt. Ich sehe erst jetzt, wie wenig Sie mich kennen. Diese Heirat, welche meine ganze Zukunft vernichtet, kam unter dem Zwange der Verhältnisse zustande. Ich wollte meine Mutter vor der Verzweiflung retten, und damals sagten Sie zu mir: ‚Sie sind ein wackerer Mann!' Was berechtigt Sie dazu, mich nicht mehr dafür zu halten?"

„Ich bitte um Entschuldigung, aber . . ."

„Setzen Sie nicht fort, ich bitte. Sie sind der einzige, zu dem ich in meinen Nöten aufrichtig reden konnte und von dem ich dachte, daß er mich verstehe. Nun muß ich sehen, daß ich mich in Ihnen täuschte, daß Sie mich einer solchen Schurkerei fähig halten, auf die ich mit meinen Begriffen niemals verfallen wäre."

„Aber, Herr Graf!"

„Was würden Sie von mir, oder von wem immer sagen, wenn er aus Eigennutz eine solche Verbindung eingehen würde? Ein Mädchen von dieser Abstammung zu heiraten, welches ich gar nicht kenne, und von dem ich weiß, daß es meinen Bruder liebte? Es heiraten und mit der Mitgift unsere Schulden bezahlen? Dies Mädchen als meine Frau betrachten, mich verkaufen, zu ihrem Diener herabwürdigen und mich dem aussetzen, daß sie mir bei der ersten Gelegenheit den Vorwurf ins Gesicht schleudert, daß ich meinen Namen und Rang für Geld verkaufte und sie zu meiner Frau machte, ohne sie auch nur gekannt zu haben?"

„Man muß diese Heirat nicht von dieser Seite betrachten," sagte Berger verwirrt. Er hatte von Albert nicht vorausgesetzt, daß er dies in solcher Beleuchtung sehen werde.

„Geben Sie mir einen anderen Rat. Dieser ist weder Ihrer noch meiner würdig," fuhr der junge Mann fort. „Wenn Sie aber wirklich diese Meinung von mir haben, dann sehen wir uns heute zum letzten Mal."

„Aber um Gottes willen, wie können Sie denn das so ernst nehmen; sind Sie denn nicht überzeugt, Herr Graf, daß ich stets Ihr Bestes wollte? Und wenn Ihnen mein Antrag auch unpassend erscheint, so hat mich eben die äußerste Notlage zu demselben veranlaßt, denn ich weiß in der That nicht, was schon in der nächsten Zukunft geschehen soll."

Albert sah ihn betroffen an.

„So schlecht stehen unsere Angelegenheiten?" fragte er befangen.

„Verzeihen Sie, wenn ich gestehen muß: am allerärgsten!"

„Giebt es keine Rettung?"

„Meines Wissens nicht, obwohl alles geschehen

Digitized by Google

ist, was menschlicher Verstand, Wille und Bestreben in dieser Sache thun konnten."

Albert starrte niedergeschlagen vor sich hin.

„Vor einigen Minuten sprachen Sie noch von Hoffnung zu mir."

„Von jener Hoffnung, welche in uns liegt, und von der Willenskraft, mit welcher man selbst die schwersten Schicksalsschläge überwindet."

„Ein magerer Trost! Wenn ich allein in der Welt stände, würde ich nicht lange darüber im Zweifel sein, was ich thun soll. Allein um meiner Mutter willen muß ich leben und alles thun, wozu Kindesliebe befähigt."

Der Rechtsanwalt schwieg.

„Und nun gute Nacht," sagte Albert, seinem Gaste die Hand reichend. „Morgen sehe ich wieder einem schweren Tag entgegen. Zur Beruhigung meiner Mutter bin ich wieder genötigt das zu thun, was ich mein Leben lang so sehr haßte — zu lügen."

Berger drückte die zitternde kalte Hand des jungen Mannes voll Wärme.

„Mut, Herr Graf, Mut. Mit achtundzwanzig Jahren kann man sehr viel ertragen."

„Sie kehren morgen früh in die Stadt zurück?"

„Nein, Hermajos ist hier auf der Herrschaft und ich muß mit ihm sprechen."

„Bei David Szabo?"

„Nein, er ließ sich das ‚Auwinkel' benannte, leer stehende Haus einrichten und bringt dort zuweilen mehrere Tage zu. Er hat dort eine ganze Haushaltung."

„Das wußte ich gar nicht."

„Es sind schon zwei Monate her, daß er Möbel aus Budapest hinbringen ließ und auch Domestiken mitbrachte."

„Ich kann mir vorstellen, wie wütend er über uns sein mag, weil wir im Schloß wohnen, und er, der Eigentümer, sich mit einem kleinen Häuschen begnügen muß."

„Es ist wahr, Hermajos hat eine etwas wilde, auffahrende Natur, allein im Grunde ist er kein schlechter Mensch und hegt von Ihnen, Herr Graf, die beste Meinung, seitdem Sie seine Tochter von der durch den Grafen Jenö hervorgerufenen Schande retteten."

„Das glaubt er? Das war ja nur eine gemeinsame Vereinbarung zwischen uns. Er überläßt uns das Schloß, und ich machte seine Tochter zur Gräfin."

„Er faßt die Sache anders auf und sagte mir sogar, daß, obwohl Sie, Herr Graf, ein bewunderungswerter Sohn seien, Sie dennoch ein so stolz denkender Magnat sind, daß Sie es nicht zu ertragen vermochten, daß Ihr Bruder eine Familie und ein unschuldiges Mädchen in Verruf bringe, und deshalb wollten Sie dies gut machen . . ."

Auf Alberts Gesicht spiegelte sich ein angenehmer Eindruck. Diese gute Meinung verursachte ihm Freude. Der Rechtsanwalt bemerkte dies, und auch er freute sich darüber, denn er bemerkte heute zum ersten Mal, daß Graf Albert auch auf die Meinung anderer etwas gebe und daß ihm diese sogar wohl thue.

Am nächsten Morgen ließ Berger anspannen und sich zum „Auwinkel" hinfahren. Dort fand er Hermajos neben dem flackernden Kaminfeuer beim Frühstück.

„Ich fürchtete, daß Sie noch nicht aufgestanden seien," sprach der Rechtsanwalt eintretend.

„Wenn ich es nicht verstände, jede Minute meines Lebens zu benutzen, so wäre ich heute nicht der Eigentümer dieser Herrschaft," erwiderte mit gemütlichem Lachen der Fabrikant. „Darf ich Sie zum Frühstück einladen?"

„Ich nehme die Einladung dankend an, nur weiß ich nicht, weshalb Sie dies in so spöttischem Tone sagen."

„Nun, nach dem, was bei unserem letzten Zusammentreffen vorfiel, weiß ich nicht, ob Sie ein Frühstück von mir annehmen."

„Ich habe heute noch nichts gegessen, es wird mir daher jedenfalls sehr gut munden," erwiderte Berger, die Bemerkung Hermajos unbeantwortet lassend.

„Wie es scheint, sind die Diener des Schlosses vornehmer als ich selbst."

„Warum?"

„Weil ich schon seit einer Stunde frühstücke, sie aber schlafen noch. Es wird dort anders werden, wenn meine Tochter im Schloß wohnen wird."

„Das glaube ich selbst," sagte Berger.

Ein hübsches Stubenmädchen brachte noch ein Gedeck herein und wollte sich entfernen.

„Ist die Gräfin schon wach?" fragte sie Hermajos.

„Sie ist im Hofe und wird gleich zum Frühstück hereinkommen."

Berger ließ den Löffel aus der Hand fallen.

„Was für eine Gräfin?" fragte er erschrocken.

„Nun, meine Tochter Elvira, die seit einigen Tagen hier ist und aus der Entfernung die ganze Hochzeitskomödie mit angesehen hat."

„Ich bitte, Herr Hermajos, wählen Sie Ihre Worte."

„Wie könnte man denn einen solch bodenlosen Luxus im Hause eines anderen nennen?"

In dem Rechtsanwalt begann der Zorn zu kochen.

„Aus welcher Ursache kam die Gräfin nach Alba?" fragte er, seinen Ärger unterdrückend.

„Weil es sie unterhielt."

„Bei so herbstlichem Wetter, in diesem kleinen Hause?"

„O, sie ist an keinen besonderen Luxus gewöhnt. Sie liebt das Gute, aber die Einfachheit macht sie nicht unglücklich."

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thüre und die junge Dame, von der eben gesprochen wurde, trat ein.

Rechtsanwalt Berger verließ seinen Platz und begrüßte sie mit einer tiefen Verneigung.

„Nicht wahr, Sie wundern sich, mich hier zu sehen?" fragte sie freundlich, während sie sich zu Tische setzte. „Bitte, nehmen Sie wieder Platz und fahren Sie fort zu frühstücken."

„Er hat ja noch gar nicht angefangen," sagte

Digitized by Google

der Fabrikant lachend, „trotzdem er schon vor einer halben Stunde anlangte.“

„Und was that er bis jetzt?“

„Er wunderte sich, daß Du in Alba bist.“

„Hätte ich nicht herkommen sollen?“

„Das habe ich nicht gesagt,“ erwiderte der Advokat verwirrt.

„Sie meinen aber, daß es eine Unbesonnenheit von mir war, nicht wahr, Herr Rechtsanwalt? Bitte, sagen Sie es mir aufrichtig.“

„Ich fürchte, daß Ihr Hiersein böse Folgen haben wird.“

„Wieso denn?“

„Der alten Gräfin würde Ihre Anwesenheit zu Ohren kommen. Ich begehe vielleicht nichts Übles, wenn ich Sie aufmerksam mache, daß diese Heirat ein tiefes Geheimnis für die Gräfin ist.“

„Sie haben recht. Heute nachmittag fahre ich nach Budapest zurück.“

„Zürnen Sie mir nicht, Frau Gräfin?“

„Nicht im geringsten. Ich betrachte Sie als meinen Freund,“ sagte Elvira mit einem Blicke, welchem selbst das schroffste Herz nicht hätte widerstehen können.

„Wie es Dir beliebt,“ sagte Hermajos achselzuckend. „In der That ein seltsamer Wunsch das, daß sich die Besitzerin der Herrschaft vor den Leuten verstecken möge, die ihr Hiersein ihrer Gnade verdanken.“

„Vater!“ rief Elvira vorwurfsvoll.

„Ich pflege auszusprechen, was ich denke, und als ich Deinen Entschluß vernahm, dachte ich dies.“

„Von Verstecken ist keine Rede, Herr Hermajos. Die Gräfin bleibt nur noch kurze Zeit hier, und dann können Sie in Alba thun, was Ihnen beliebt.“

„Das weiß ich ohnehin. Und wohin übersiedeln Sie von hier?“

„Auf eine andere Besitzung.“

Der Fabrikant lächelte spöttisch.

„Hat der ältere Artemon schon etwas von sich hören lassen?“

„Noch nichts, allein wir glauben, daß er sich in England befindet, wo er von großmütterlicher Seite Verwandte besitzt.“

„Diese werden ihn nun erhalten . . .“

„Wenn Du die Konversation in dieser Weise fortführst, Vater, bereitest Du mir einen großen Schmerz.“

„Nun, so reden wir nicht mehr davon. Sagen Sie mir, Herr Rechtsanwalt, weshalb Sie eigentlich kamen, denn daß Sie mich nicht aus Freundschaft aufsuchen, das weiß ich.“

„Warum nicht, wenn ich gewußt hätte, daß die Frau Gräfin hier sei, wäre ich bloß gekommen, um ihr meine Aufwartung zu machen.“

Elvira nickte ihm freundlich zu, und als der Rechtsanwalt sie jetzt anblickte, fiel es ihm auf, daß sie sich in Trauer befand.

„Ist jemand unter Ihren Verwandten gestorben?“ fragte er Elvira.

Das Gesicht der jungen Dame übergoß dunkle Röte.

„Nein, Herr Rechtsanwalt, ich meine nur, daß die schwarze Kleidung für mein Schicksal am besten passe.“

„Unsinn!“ sagte der Fabrikant ärgerlich.

„Ein Leben ohne Zukunft,“ sagte Elvira, „das ist traurig genug.“

„Wer sagt das?“

„In dem Momente, in welchem ich vor den Altar hintrat, um einen Bund zu schließen, zu welchem Du mich zwangest, Vater, in dem Momente war meine Jugend abgeschlossen und meine Zukunft vernichtet!“

„Und schließlich bist nur Du selbst die Ursache von allem, weil Du Dich in einen Mann verliebtest, der Deiner nicht würdig war.“

Elvira antwortete nicht, sie wandte den Kopf ab, aber der Rechtsanwalt sah, daß sie sich die Augen trocknete.

Sie liebte ihn also dennoch, dachte er und empfand im Interesse Alberts fast etwas wie Neid. Dieser wäre ihrer Liebe jedenfalls würdiger gewesen.

„Ich bin anderer Meinung bezüglich Ihrer Zukunft, Frau Gräfin,“ sagte er in ermutigendem Tone. „Sie können noch sehr glücklich werden, haben Sie nur Geduld, die Gestaltung der Zukunft abzuwarten.“

„Sprechen wir nicht davon,“ rief Hermajos dazwischen. „So sehr es mich ärgerte, daß unsere Bekannten mit höhnischem Lächeln das Unterbleiben der Heirat mit dem Grafen Artemon bedauerten, so würde ich jetzt meiner Tochter gern einen braven, fleißigen, talentvollen Gatten bürgerlicher Abstammung wünschen, der stolz darauf wäre, sie glücklich zu machen, und der das von mir erworbene Vermögen vermehren würde.“

„Ich wünsche nicht mehr zu heiraten.“

„Nicht mehr?“ rief lachend und mit etwas brutaler Bedeutung der Fabrikant. „Du hast ja eigentlich noch gar nicht geheiratet; der einzige Nutzen, den Dir Deine Heirat brachte, besteht darin, daß man Dich Gräfin nennt, und das ist für das Glück eines Lebens zu wenig.“

„Deshalb sagte ich ja, daß ich keine Zukunft habe.“

„Und ich widerspreche dieser Behauptung,“ rief der Fabrikant voll Zorn, „und halte es für eine Feigheit, mit entmutigtem Herzen dem Leben entgegen zu blicken, wenn man zweiundzwanzig Jahre zählt und so schön und so reich ist wie Du.“

„Herr Hermajos hat recht. Denn wie alles in der Welt, ist auch das Herz Veränderungen unterworfen. Ein Gefühl erstirbt in uns und an Stelle desselben entsteht ein anderes, und es giebt keinen Menschen, der von sich sagen könnte: ich kann nicht mehr lieben, ich kann nicht mehr hoffen, für mich hat alles aufgehört.“

„Das will ich nicht bestreiten, aber es giebt Charaktere, welche eine Ausnahme bilden.“

„Und Sie sind einer von denen — ich glaube das. Aber all das, Frau Gräfin, was ich seit unserer kurzen Bekanntschaft von Ihnen hörte und sah, läßt mich ahnen, daß Ihr Herz so reich sei, Ihre Charakterstärke und Ihr Wille so jugendkräftig, daß Sie Ihr Leben nicht thatlos vertrauern, nicht liebeleer verträumen werden. Es wird eine Zeit kommen, wo Sie mir sagen werden: ‚Sie haben recht gehabt, alter

Digitized by Google

Freund, Sie kannten mich besser, als ich mich selbst, ich bin glücklich!“

Elvira blickte ihn traurig an.

„Es ist möglich,“ sagte sie zweifelnden Tones. „Aber ich kann mir nicht vorstellen, wie dies geschehen könnte . . .“

„Und nun, Herr Rechtsanwalt, möchte ich wissen, was Sie zu mir brachte, da ich mit dem Güterdirektor sprechen muß, ich denke, es sind Geschäftsangelegenheiten.“

„Richtig erraten, Herr Hermajos. Ich muß auch in die Stadt fahren, wo ich erwartet werde; allein ich vernahm gestern eine überraschende Nachricht, die mich in Unruhe versetzte. Ich wollte erfahren, ob dieselbe wahr sei!“

„Meinen Sie die zu erbauende Fabrik?“

„Ja. Es ist also dennoch etwas daran?“

„Vorläufig sind fünfmalhunderttausend Ziegel bestellt, die übrigen werden wir schon hier auf dem Gebiete der Herrschaft brennen.“

„Und wann wollen Sie den Bau in Angriff nehmen?“

„Frühestens im Frühling, wenn die Fröste vorbei sein werden.“

„Das würde ein neues Übel sein. Die Gräfin Artemon würde es erfahren und darüber in Verzweiflung geraten.“

„Sie mag verzweifeln, diese sonderbare Dame, so viel sie will. Besser als dieses fortwährende Inohnmachtsinken wäre es jedenfalls gewesen, wenn sie ihr und das Vermögen ihrer Kinder nicht verzettelt, sondern ihre Söhne so erzogen hätte, daß diese nicht bloß durch ihren Namen, sondern auch durch ihr Wirken etwas bedeuteten.“

„Dies ist wieder eine andere Frage, Herr Hermajos, die nicht hierher gehört. Ich werde jedenfalls Ihren Plan noch heute dem Grafen Albert mitteilen und ihn aufmerksam machen, daß er seine Mutter im Frühling von hier wegbringen möge, denn es wäre ihr Tod, wenn sie erfahren würde, daß in Alba Fabriken gebaut werden.“

„Das würde uns nur freuen, nicht wahr, Elvira?“

Die junge Dame gab keine Antwort. Dies schien den Fabrikanten zu ärgern, denn er sprang von seinem Sessel auf und nahm seinen Hut.

„Sie entschuldigen, Herr Rechtsanwalt, aber mein Wagen ist angespannt und ich muß gehen. Auf Wiedersehen,“ sagte er, seiner Tochter mit der Hand einen Gruß zuwinkend.

„Mein Vater ist manchmal sehr eigentümlich, aber der beste Mensch,“ sagte Elvira, nachdem sich ihr Vater entfernt hatte, in entschuldigendem Tone.

„Verzeihung, Frau Gräfin, wenn ich Ihnen widerspreche, aber man kann ihn eigentlich weder gut noch schlecht nennen, ich glaube, er wird zu sehr von seinen Launen regiert.“

„Er hat schon viel Gutes in seinem Leben gethan, und was bei ihm Laune scheint, das ist nur ein plötzliches Aufbrausen, welches aber immer gut endigt.“

„Nicht immer, Frau Gräfin. Hat er zum Beispiel nicht auch Ihr Geschick und Ihre Zukunft leichtsinnig verrannt?“

„Nein,“ sprach Elvira so entschieden und energisch, daß der Rechtsanwalt sie überrascht anblickte.

„Dann bin ich von den Prämissen nicht gut informiert,“ sagte er fast verlegen.

„Der einzige Fehler lag in dem Umstande, daß wir unser Haus gesellschaftlich Höherstehenden eröffneten, doch das war mein Wille, denn Graf Jenö interessierte mich nicht als Graf, sondern individuell.“

„Waren Sie in ihn verliebt?“

„Ich hielt große Stücke auf ihn. Nun weiß ich, daß ich unrecht hatte; aber ich war ein junges, unerfahrenes Mädchen und er ein sehr geschickter Courmacher und — Gaukler. Doch sprechen wir nicht davon.“

„Sie wollten von Ihrem Vater sprechen?“

„Ich wollte ihn entschuldigen und Ihre Meinung über ihn ändern. Sie können sich nicht vorstellen, welch unangenehme Position wir in unseren Kreisen gehabt hätten, wenn diese Heirat nicht stattgefunden hätte. Es giebt nichts Entsetzlicheres als den Spott, und daß mein Vater ohnehin viele Neider besitzt, das brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen.“

„Und ist jetzt Ihre Situation nicht noch sonderbarer, Frau Gräfin? Sie sind weder Frau noch Mädchen, sind ehelich gebunden und haben doch keinen Gatten.“

„Mein Vater ist zufrieden gestellt und ich lehne mich selten auf. Ich bin fromm und gottergeben erzogen und werde das mir von Gott auferlegte Kreuz tragen.“

„Und Sie glauben wirklich, daß man mit solcher Entsagung und solchem Gram im Herzen ein ganzes langes Leben hinleben kann?“

„Vielleicht wird es nicht lang sein!“ sagte Elvira träumerisch . . . „Für mich ist das Leben doppelt schwer, Herr Rechtsanwalt. Ich war seit jeher anders geartet als diejenigen, unter denen ich lebe, wir hatten niemals Berührungspunkte, niemals gemeinsame Interessen miteinander, und wer eine solche Lage nicht kennt, der kann auch mein Geschick nicht begreifen.“

„Das ist zum Staunen! Sie genossen doch Ihre Erziehung immer in denselben Kreisen. Nicht wahr, Sie waren niemals vom Hause Ihres Vaters entfernt?“

„Niemals! Meine Mutter verlor ich frühzeitig, und außer mir besaß mein Vater niemand. Wer würde dies große Vermögen geerbt haben, wenn ich gestorben wäre?“

Die letzten Worte hatte sie unwillkürlich spöttisch ausgesprochen.

„So viel ich aus Ihren Worten vernehme, Frau Gräfin, machen Sie sich nicht viel aus dem Gelde.“

„Ich halte es in den meisten Fällen für ein Unglück; es kann viel Gutes hervorrufen, es kann aber oft zum Bösen führen. Für mich wäre viel weniger viel besser gewesen . . .“ All dies hatte sie gedankenvoll gesprochen, und in ihrem Wesen und in ihrem Vortrage lag dabei eine so reizende Ein-

Digitized by Google

fachheit und so anspruchslose Anmut, daß der alte Rechtsanwalt sie ganz bezaubert betrachtete.

„Wenn Albert sie so sehen und hören würde," dachte er, „würde er sich sicherlich in sie verlieben. Ihr Vater sagte mir, daß Sie demnächst verreisen werden. Welches Reiseziel haben Sie sich zunächst gestellt?"

„Ich will den Winter in Südfrankreich verbringen."

„Reisen Sie allein dahin?"

„Mein Vater begleitet mich und meine Gesellschafterin bleibt bei mir."

Berger erhob sich. „Darf ich Ihnen eine gesegnete Mahlzeit wünschen?" fragte er, die Hand Elviras an die Lippen führend.

„Thun Sie das, Herr Rechtsanwalt. Ich danke Ihnen; Glück können Sie mir ja ohnehin nicht wünschen . . ."

„Das kommt von selbst! Gott mit Ihnen, Frau Gräfin, auf Wiedersehen." Damit entfernte sich der Rechtsanwalt, bestieg seinen Wagen und fuhr in die Stadt.

Elftes Kapitel.

Es war ein unangenehmer, stürmischer Tag, und die alte Gräfin Artemon blieb die ganze Zeit über im Bette. Sie sagte, die Hochzeitsfeier und der Abschied von ihrer Tochter hätten sie so angegriffen, daß sie es für das Beste halte, gar nicht aufzustehen.

Sie ließ aber ihren Sohn zu sich rufen, der sich beeilte, den Wunsch seiner Mutter zu erfüllen. Anfangs sprachen sie vom Wetter, von den Feierlichkeiten des vergangenen Tages, dann gingen sie auf Jenö über, und bei dieser Gelegenheit fragte die Gräfin, wer wohl die junge Frau sein möge, die sich Gräfin Artemon nenne und in Budapest wohne.

Albert war zwar auf diese Frage vorbereitet, er vermochte aber bei derselben dennoch nur mit der größten Anstrengung seine Ruhe zu bewahren.

„Ich habe keine Ahnung, wer sie sein kann," erwiderte er auf die Frage seiner Mutter.

„Du mußt der Sache dennoch nachgehen, Albert. Wenn es eine Abenteurerin ist, kann sie uns eventuell Unannehmlichkeiten verursachen."

„In welcher Beziehung, Mama? Eine Erbschaft verlangt sie von uns nicht und würde dies wohl auch vergebens thun," sagte der junge Graf seufzend. „Und in anderer Beziehung werden wir mit ihr nichts zu thun haben."

„Hältst Du es nicht für möglich, daß es irgend eine Geliebte Jenös sei, die man, so lange sie mit ihm zusammen war, Gräfin Artemon nannte?"

„Das glaube ich nicht. Ich werde aber der Sache nachgehen und mich erkundigen lassen."

„Und wenn ihr der Name nicht zukommt, so soll sie ihn ablegen. Man muß ihr das Tragen desselben polizeilich verbieten lassen."

„Es wird alles geschehen, Mama."

„Früher hätte ich über Jenö nicht so gesprochen und solche Dinge von ihm nicht vorausgesetzt, aber seit er sich jetzt auf solche wirklich zu mißbilligende Weise gegen uns beträgt, fallen mir die entsetzlichsten Dinge über ihn ein, so daß ich deshalb ganze Nächte schlaflos verbringe."

„An was dachten Sie?"

„Ob er nicht etwa aus Leichtsinn eine Ehe schloß, die er verheimlichen muß, und ob jene Gräfin Artemon nicht seine Frau sei, die er, gleich uns, im Stiche ließ, und nur deshalb nichts von sich hören läßt?"

„Ach, was Ihnen nicht einfällt, Mama! Denken Sie doch das nicht. Jenö ist viel zu stolz, um so etwas thun zu können . . ."

„Ich hoffe es!"

„Er ist einfach vor unseren Vermögenskalamitäten durchgegangen, das war am bequemsten. Er pflegt bei allen Dingen das Bequemste zu erwählen."

„Schließlich kann er sich ja auch nicht mit dem Ordnen der Vermögensverhältnisse befassen. Dazu ist der Rechtsanwalt Berger da und der Güterdirektor, diese sind berufen, die verwickelten Angelegenheiten zu ordnen. Es wird schon wieder alles langsam ins Geleise kommen."

Albert seufzte unwillkürlich auf.

„Du zweifelst daran? Sei doch nicht so kleinmütig."

„Hoffen wir wenigstens das Beste."

„Was ist dieser Tuchfabrikant für ein Mensch, der Alba gekauft hat? Können wir hoffen, die Besitzung mit der Zeit von ihm zurückzukaufen?"

„Nein, Mama. Er ist ein sehr reicher Mann und hat die Herrschaft für seine Tochter gekauft."

„Was hat er davon, wenn das Schloß und der Park nicht ihm gehört?"

Nun war der Moment gekommen, die Mutter vorzubereiten.

„Mit der Zeit wird auch das Schloß in seinen Besitz übergehen," erwiderte Albert. Die alte Gräfin erhob sich erschrocken von ihrem Kissen.

„Das Schloß gehört auch ihm?" fragte sie mit bebender Stimme.

„Er hat die ganze Herrschaft gekauft, und dadurch ist jedes auf derselben befindliche Gebäude sein Eigentum geworden."

„Dann wohnen wir hier ja nur aus Gnaden des Fabrikanten."

„Von Gnade kann keine Rede sein, wir bezahlen Miete dafür," erwiderte Albert düster, während ihm der hohe Preis einfiel, den er dafür gezahlt hatte.

Die Gräfin sank niedergeschlagen in ihre Kissen zurück.

„So weit ist es also mit uns gekommen?" sagte sie schluchzend.

„Wir kamen so mit dem neuen Eigentümer überein," sprach Albert. „Er übernahm die Herrschaft thatsächlich, wir aber behalten, bis unsere Angelegenheiten geordnet sind, das innere Gebiet samt Park und Schloß."

„Meine herrlichen Salons, meine prachtvollen Glashäuser, meine wunderbaren Ställe und dieser unvergleichlich schöne Park, sind also alle in den Besitz eines anderen übergegangen."

„Beruhigen Sie sich, Mama. Es war schon

Digitized by Google

ein Ding der Unmöglichkeit, den Bankerott aufzuhalten. Unsere Schulden betrugen schon ungeheuere Summen, und diese mußten schließlich bezahlt werden."

Die Gräfin Artemon machte der gelassene, rechnende Ton nervös, sie wurde heftig und rief:

„Nein, ich bleibe keinen Tag länger als Pächterin hier. Eine Gräfin Artemon kann nicht die Pächterin eines Menschen dieser Abstammung sein. Morgen früh reise ich ab."

„Aber wohin denn, Mama?" fragte Albert erschrocken.

„Nun, nach Wien und dann nach Paris. In London werde ich Jenö aufsuchen und bleibe dann dort eine Zeit lang bei unseren Verwandten. Du läßt indessen auf einer anderen von unseren Besitzungen irgend ein Schloß herrichten. Ich wünsche gar nicht mehr, daß es so prächtig sei wie dieses, ich begnüge mich auch mit einem einfacheren. Dann kehre ich zurück. Wenn ich dann wo immer wohne, bin ich wenigstens in meinem eigenen Besitze."

Albert senkte unwillkürlich das Haupt.

„Was bedeutet dieser Ausdruck der Hoffnungslosigkeit?" fragte die Gräfin streng. „Du sitzest da, als ob alles zu Ende wäre. Ich bitte Dich, rege mich nicht weiter auf. Jenö wäre mir gegenüber einer solchen Handlungsweise nicht fähig gewesen, es scheint, daß Du Dich um meine Leiden nicht viel kümmerst."

„Gut, Mama, es sei wie Sie wünschen, ich bitte Sie, nur einige Tage Geduld zu haben, bis man mit dem Einpacken fertig wird."

„Ich gebe Dir achtundvierzig Stunden Zeit zur Vorbereitung, bis dahin lasse alles zur Reise in Ordnung bringen."

Albert nickte zustimmend; er wußte zwar nicht, wie er das Geld für seine Mutter herbeischaffen werde, war aber dennoch fast vergnügt darüber, daß sie das Schloß verließ, und daß damit die peinliche Situation ein Ende hatte. Eine Weile sprachen sie noch von anderen Dingen, dann schickte sich Albert an, das Zimmer zu verlassen.

„Du kommst doch mit mir nach Wien?" fragte ihn die Gräfin, bevor er sie verließ.

„Ich werde Sie nach Wien hinaufbegleiten, Mama, allein ich muß zurückkehren, um hier alles zu ordnen," erwiderte Albert und verließ das Gemach. Fast schwindelnd ging er in sein Zimmer, von wo er sich seinen Hut holte, und erkundigte sich dann nach Berger. Als er hörte, daß der Rechtsanwalt schon abgereist sei, verständigte er ihn in einigen Zeilen von dem Entschlusse seiner Mutter und begab sich dann nach den Stallungen. Dort angelangt, sah Albert, daß zwei Pferde fehlten; er ahnte, daß diese für den Rechtsanwalt angespannt worden waren.

„Wo sind denn die Schimmel?" fragte er einen der dort stehenden Kutscher.

„Sie bringen den Herrn Rechtsanwalt nach dem Auwinkel," antwortete der Gefragte.

„Er begab sich nicht zur Bahn?"

„Ich hörte ganz deutlich, daß er befahl, ihn hinzufahren."

Ich muß unbedingt mit ihm sprechen, dachte Albert. Er ließ sein Pferd satteln, und ritt nach wenigen Minuten, trotz des stürmenden Wetters, nach der Wohnung des Fabrikanten.

Es war ihm unangenehm, dort eventuell auch mit dem Fabrikanten zusammenzutreffen, allein es war eine brennende Frage, die er an Berger richten wollte. Nämlich auf welche Weise das Geld für die Mutter zu beschaffen sei. Wenn er ihn auf Alba nicht mehr traf, so ergab dies eine Verspätung von mindestens sechs Stunden.

In starkem Trabe langte er vor dem reizend gelegenen Hause an, übergab einem herbeieilenden Diener das Pferd und fragte ihn, ob der Rechtsanwalt Berger noch hier sei.

„Das weiß ich nicht, Euer Gnaden," erwiderte dieser, „ich komme soeben aus dem Walde, wo ich Holz hackte. Belieben Euer Gnaden hineinzugehen, er wird sicherlich beim Herrn drinnen sein."

Obwohl Graf Albert nirgends einen Wagen sah, welcher den Rechtsanwalt erwartete, überschritt er dennoch die Schwelle des Vorzimmers und ging weiter in das Zimmer hinein. Dieses war leer, allein die Thüre des Nebenzimmers stand offen und aus demselben klang das Knistern eines fröhlichen Kaminfeuers heraus. Er blickte hinein. Eine Dame saß neben dem Kamine, den Kopf nachdenklich auf die Hand gestützt, und als sie aufblickte, zeigten ihre Augen Thränenspuren. Albert trat betroffen zurück. Ihre Augen begegneten sich, und in dem jungen Manne erwachte eine dunkle Ahnung davon, mit wem ihn der Zufall zusammengeführt habe.

„Verzeihung, Madame," sagte er stotternd und zog sich zur Thüre zurück, durch welche er eingetreten war.

„Suchen Sie meinen Vater," fragte die junge Dame mit leiser, angenehmer Stimme, welche aber sehr traurig gefärbt war.

„Man sagte mir, daß ich den Rechtsanwalt Berger hier treffen werde, ihn suche ich."

„Er war hier, entfernte sich aber vor einer halben Stunde."

„Dann muß ich mich beeilen ihn einzuholen," sagte Albert, indem er sich rasch und flüchtig verneigte und aus dem Zimmer hinausstürzte.

Elvira sah ihm betrübt nach. Er fürchtet mich wie eine Aussätzige, dachte sie bitter. Aber er hat recht. Nach dem, was zwischen uns vorfiel, kann dies auch nicht anders sein!

Graf Albert stürzte in der That hinaus, als ob ihn Gespenster jagen würden. Wenn er auch nur eine Ahnung gehabt hätte, wen er bei Hermajos finden werde, so hätte er nicht um die Welt die Schwelle seines Hauses überschritten. Eben wollte er sich wieder zu Pferde setzen, als ein Wagen in den Hof einfuhr, in welchem er den Herrn des Hauses mit noch jemand sitzen sah. Als ihn Hermajos erblickte, maß er ihn mit argwöhnischen Blicken, er ahnte, daß der junge Graf aus dem Hause kam, und konnte sich leicht denken, wem er dort begegnet sei.

„Suchen Sie mich, Herr Graf?" fragte er, indem er vom Wagen herabsprang und Albert begrüßte. Dann stellte er seinen Begleiter vor: „Herr

Digitized by Google

Architekt und Ingenieur Peterffy, Herr Graf Albert von Artemon."

Albert grüßte den Fremden flüchtig und wandte sich dann an Hermajos.

„Ich hätte einige Worte an Sie zu richten, Herr Hermajos."

„Treten wir ins Haus, wenn es Ihnen beliebt. Bitte, Herr Architekt, haben Sie die Freundlichkeit, Ihre Wohnung aufzusuchen, die Thüre dort im linken Flügel führt hinein, Sie werden sie leicht finden."

Peterffy wandte sich nach der angedeuteten Richtung, wo eine Magd zu seinem Empfange schon herbeieilte.

„Es ist nicht notwendig, daß wir hineingehen," erwiderte Graf Albert, indem er fast mit Entsetzen daran dachte, wen er da drinnen sehen würde. „Ich suchte eigentlich Herrn Berger, aber auch Ihnen wollte ich sagen, daß wir das Schloß übermorgen endgültig verlassen, und daß Sie dasselbe übernehmen können."

„Endgültig?" fragte der Fabrikant überrascht.

„Für ewig."

„Dann ist ja aber . . ."

„Sie wollen sagen, daß ich dann vergebens das große Opfer brachte . . . nicht wahr? Seien Sie deshalb beruhigt. Für mich hat das nichts zu bedeuten, daß ich zehn Minuten vor dem Altar stand. Sie aber wird auf diesem Gebiet niemand mehr stören."

„Darf ich wissen, was Sie und besonders die Frau Gräfin zu diesem raschen Entschlusse veranlaßt hat? Es wurde doch behauptet, daß es ihr Leben kosten würde, wenn sie unverhofft erfährt, daß sie das Schloß verlassen muß."

Albert schwieg einen Augenblick. Er dachte vielleicht nach, ob er das harte Wort aussprechen sollte, das auf seinen Lippen schwebte.

Weshalb nicht — dachte er, dieser Mensch wird sich von seinem Standpunkte aus nur freuen.

„Erstens ging mein ganzes Streben nur dahin, daß Ihnen Alba ehestens und mit allem was dazu gehört endgültig übergeben werde, zweitens hat meine Mutter in Erfahrung gebracht, daß sie ihr Hiersein Ihrer Freundlichkeit verdanke, und dies war für sie unerträglich."

„Also wieder Hoffart und Stolz!" sagte Hermajos mit ironischem Lächeln.

Albert zuckte die Achseln.

„Bisher hat die Gräfin Artemon noch niemals einen Genuß einem andern zu verdanken gehabt, und ich glaube, man kann es ihr verzeihen, daß sie sich noch nicht daran gewöhnt hat."

„Ohne Zweifel."

„Ich," sagte dann Graf Albert, „werde, wenn ich meine Mutter begleitet habe, noch auf einen halben Tag zurückkehren. Ich will noch einige Kleinigkeiten bezüglich der Dienerschaft in Ordnung bringen, die schon von alters her in den Diensten meiner Familie stand."

„Und nur einige Kleinigkeiten, vielleicht ihre Lieblingsgegenstände mit sich zu nehmen."

„Auch das, wenn Sie es gestatten," erwiderte mit einem spöttischen Lächeln Graf Albert und winkte dem Diener, der sein Pferd auf und ab führte.

„Sie können wann immer kommen, Herr Graf, denn das Schloß bleibt vorläufig so, wie Sie es verlassen. Ich bin mit dem Baue einer großen Fabrik beschäftigt, deren Plan der Architekt Peterffy eben mitbrachte, ich habe also keine Zeit, mich dem Schloß zu widmen."

„Sie wollen auf Alba eine Fabrik erbauen?" fragte Albert überrascht.

„Noch dazu eine sehr ausgedehnte, welche den Ertrag der Besitzung um das zehnfache erhöhen wird."

„Was für eine Fabrik soll das sein?"

„Dies eine Mal weiche ich von meinem gewöhnlichen Berufe ab und werde eine Mosaikfabrik erbauen lassen."

„Eine Mosaikfabrik?"

„Die Herrschaft ist voll von Edeltannen, die sich zur Herstellung brauchbaren Mosaiks vorzüglich eignen. Das Holz derselben ist rötlich-gelb, besitzt eine herrliche Farbe, die Höhe beträgt fünfunddreißig bis vierzig Meter und repräsentiert auch so unbearbeitet ein großes Vermögen."

„Und thut es Ihnen nicht leid, diese Wälder abholzen zu lassen?"

„Nicht im geringsten. In vierzig Jahren sind wieder neue da, und wenn ich bedenke, welch bedeutendes bewegliches Kapital diese Tannenwälder repräsentieren, muß ich das Geld bedauern, welches Sie hier verloren."

Albert hatte sich inzwischen zu Pferde gesetzt, den Hut gelüftet und war aus dem Hofe hinausgaloppiert, ohne dem Fabrikanten, der ihm lachend nachsah, weiter eine Antwort zu geben.

„Das Geld würde Ihnen gut kommen, Herr Graf," rief er ihm laut nach. Alsdann begab er sich in jenen Teil des Hauses, in welchem der Architekt einquartiert war, setzte sich mit diesem zusammen, um die Pläne durchzustudieren, und hatte in wenigen Minuten alles um sich her vergessen. Er dachte an nichts weiter, als an den Plan der zu erbauenden Fabrik und berechnete im voraus, welche bedeutende Summe ihm diese eintragen werde.

Indessen saß seine einzige Tochter beim Kamin und blickte mit umflorten Augen in die aufzüngelnden Flammen des Feuers, die ihr traurige Märchen zuwisperten. Märchen von einem reichen Manne, dessen Herz vom Gold erstickt wurde, von einer schönen, gefühlswarmen Tochter, welcher der Reichtum zum Fluche ward, und von stillem, traulichem Familienglück, welches der jungen sehnsüchtigen Frau in unerreichbare Fernen entrückt war.

Zwölftes Kapitel.

Es entschwand der Herbst, der rauhe Winter, und das Schloß zu Alba blieb sechs Monate geschlossen. Graf Albert war während der ganzen Zeit nicht zurückgekehrt. Die Dienerschaft war entlassen worden und nur der alte Haushofmeister, der

Digitized by Google

sich nicht entfernen wollte, war geblieben und hütete das Schloß . . . Elvira Artemon verbrachte den Winter mit ihrer Gesellschafterin in Südfrankreich. Der alte Berger hatte nach vielem Feilschen und Hin- und Herziehen die Ordnung der Angelegenheiten der Familie Artemon nahezu beendigt. Was er retten konnte, sandte er der alten Gräfin und dem Grafen Albert, welche die Wintermonate in Wien verbrachten. Berger wußte von ihnen nur so viel, daß die alte Gräfin zum Frühling ihre Tochter, die Gräfin Szent-Tamassy, besuchen werde, Albert aber schrieb ihm, er werde bald zu ihm kommen.

Der Park zu Alba war schöner denn je. Der Frühling hatte ein duftiges Sprießen und Knospen erweckt, frisches Grün bekleidete die Baumkronen, und die mannigfaltigen, seltenen Blumen verbreiteten köstlichen Duft. Als Elvira von ihrer langen Reise zurückkehrte, war sie entzückt von der Herrlichkeit der Natur, welche sie hier empfing.

Der Bau der Fabrik hatte begonnen und die Arbeit ging fleißig von statten. Das Schloß wurde renoviert und eine neue Dienerschaft erschien in demselben. Der alte Haushofmeister empfing seine neue Herrin am Fuße der Freitreppe mit einer tiefen Verbeugung. Sie erwiderte seinen Gruß mit einem freundlichen Lächeln, welches ihrem blühenden, lieblichen Gesicht erhöhten Reiz verlieh, und nahm die Apartements der Gräfin Artemon in Besitz. Jenen Flügel des Schlosses, in welchem seit jeher die weiblichen Mitglieder der Familie gewohnt haben.

Auch sie war eine Gräfin Artemon.

Es ist wahr, wohl ohne Gatten und von der Familie, deren Namen sie trug und deren Mitglied sie war, mißachtet; aber schließlich, wenn man dreiundzwanzig Jahre zählt, gesund und stark ist und alles besitzt, was die Annehmlichkeiten und den Comfort des Lebens bildet, kann man nicht ewig traurig sein. Auf ihren Reisen in fremden Ländern hatte sie vieles gesehen und gelernt, was man die Schule des Lebens nennt, und hatte sich überzeugt, daß sie ihre Hand nur auszustrecken brauche, um all das zu erlangen, was sie noch bedurfte. Aber ihr fehlte eigentlich gar nichts; als sie ihren Vater wiedersah, nahm dieser voll Freuden die Veränderung an ihr wahr.

Elvira war mit einer viel älteren, deutschen Dame gereist, die nun mit ihr nach Alba gekommen war, um der Welt als Elviras Gesellschafterin zu verbleiben.

Die ersten Tage nach ihrer Ankunft durchstreifte sie den größten Teil des blühenden Parkes. Die Schönheit der Natur interessierte sie mehr als die innere Pracht des Schlosses. Sie liebte das Schöne, allein der Luxus, den sie hier vorfand, war ihr fast lästig. Sie ließ auch die meisten Salons absperren und nur die neben ihrem Schlaf- und Wohnzimmer befindlichen behielt sie zur Benutzung.

Von ihrem langen Spaziergange zurückgekehrt, fand sie den Wagen Bergers vor der Treppe. Suchend sah sie umher und erblickte Berger auf der Veranda, wo er mit ihrem Vater saß. Diese grüßten sie schon von weitem.

„In welch prächtigem Aussehen Sie zurückgekehrt sind, Frau Gräfin!“ rief Berger, der sein Entzücken über die Schönheit Elviras nicht verheimlichen konnte.

„Ich folgte dem Rufe des Frühlings,“ erwiderte die junge Dame, indem sie Hut und Handschuhe ablegte und auf einem mit einem persischen Teppich bedeckten Sofa Platz nahm.

„Und brachten den Frühling mit sich, denn wohin Sie kommen, da ist es überall Frühling.

Elvira lächelte.

„Ei, ei, Herr Rechtsanwalt! Welch poetische Höflichkeit,“ sagte der Fabrikant lachend; „als wir vorher disputierten, zeigten Sie sich als solch trockenen Rechtsgelehrten, daß ich Sie gar nicht fähig hielt, so schöne Sätze zu sprechen.“

„Das Schöne versetzt immer und jedermann in Begeisterung.“

„Sind Sie schon jetzt in besserem Verhältnisse mit Papa?“ fragte Elvira.

„Jetzt sind wir schon ganz gut. Es gelang mir, vom Herrn Rechtsanwalt das Versprechen zu erlangen, daß er, sowie die Angelegenheiten der Artemons erledigt sind, unsere Angelegenheiten übernimmt und mein Rechtskonsulent wird, später der Deinige.“

„Und mein Freund,“ erwiderte Elvira freundlich, „denn ich hoffe, mit Rechtsangelegenheiten wenig zu thun zu haben.“

„Das kann man nicht wissen.“

„Ich bin sehr friedliebender Natur.“

„Das hängt auch nicht immer von uns ab, Frau Gräfin. Zuweilen wird man vom Zufall in Dinge verwickelt, die nur mit Hilfe des Gesetzes erledigt werden können.“

„Das ist wahr,“ sagte Elvira seufzend, „und um zu beweisen, daß ich auch nicht selbständig meinem Willen folgen kann, will ich eine Bitte an Sie richten.“

„Befehlen Sie, Gräfin.“

„Bitten Sie, oder vielmehr überreden Sie meinen Vater, daß er mir zehntausend Gulden für eine auf der Herrschaft zu erbauende Schule giebt.“

„Ich soll ihn dazu überreden?“ fragte Berger, indem er Hermajos staunend anblickte, der in sehr widerspruchsvoller Haltung und Miene auf seinem Platze saß. „Weshalb soll ich dies thun?“

„Weil er es mir verweigerte.“

„Unmöglich! Die Verwirklichung einer so wohlthätigen Sache?“

„Ich verweigerte es,“ sagte auffahrend der Fabrikant, „weil Elvira nur zur Hälfte erzählte, was sie zu thun beabsichtigt, und eben dieser zweite Teil ist es, zu welchem ich mein Geld nicht hergebe.“

Der Rechtsanwalt sah bald den Fabrikanten, bald dessen Tochter voll Neugierde an.

„Möglich, daß es eine Laune von mir ist, möglich, daß es einer anderen Ursache entspringt,“ sagte Elvira, „aber ich verlange doch so wenig von dem, was, wie mein Vater sagt, einstmals mir gehören wird von diesem kolossalen Vermögen, daß er

Digitized by Google

mir nicht verweigern sollte, was meinem Herzen wohl thut."

„Jawohl, Gräfin, Sie haben vollkommen recht."

„Stellen Sie sich vor, Herr Rechtsanwalt," rief Hermajos, „Elvira will dieser Schule den Namen: ‚Aglaja-Artemon-Stiftung' geben."

„Den Namen der alten Gräfin?"

„Finden Sie nicht, Herr Rechtsanwalt, daß es sich für uns, die wir jetzt die Nachfolger dieser zu Grunde gegangenen armen Familie sind, schicke, derselben, die doch länger als ein Jahrhundert diese Herrschaft besaß, ein bleibendes Andenken zu errichten?"

„Hätten sie dies selbst gethan," sagte Hermajos zornig.

Berger war so sehr überrascht, daß er nicht imstande war zu antworten. Die junge Dame meinte schon, daß er ihrem Wunsch nicht zustimme.

„Sie wollen dies thun, Gräfin?" fragte endlich der Rechtsanwalt.

„Was giebt es daran zu staunen? Trage nicht auch ich diesen Namen? Es ist wahr, ich gelangte nur durch Gewaltmittel dazu, das bleibt sich aber jetzt gleich, ich wünsche diese Stiftung."

„Erbaue die Schule auf Deinen eigenen Namen, so habe ich nichts dagegen."

Elvira wandte seufzend den Kopf ab und gab keine Antwort.

„Wenn ich Sie wäre, Herr Hermajos, würde ich die Gräfin in solchen Kleinigkeiten nicht beschränken."

„Das ist keine Kleinigkeit! Es besitzt eine große Tragweite, die Artemons durch eine That zu verherrlichen, welcher dieselben nicht würdig sind. Solange sie hier waren, hatten sie an nichts weiter gedacht als an Luxus und Verschwendung, und nun soll ein solches Institut ihre Wohlthätigkeit verkündigen? So etwas wäre ihnen ja niemals eingefallen, wenn sie es erfahren würden, so wären sie ja selbst darüber am meisten erstaunt."

„Reden wir also nicht mehr darüber," sagte Elvira. Der Fabrikant war sichtlich unruhig, man konnte bemerken, wie unangenehm es ihm sei, seiner Tochter etwas zu verweigern.

Berger nahm sich vor, die Sache nicht auf sich beruhen zu lassen, sondern dieselbe, wenn er mit Hermajos allein sein würde, zur Sprache zu bringen und ihn zur Hergabe des Geldes zu bewegen.

Einige Minuten trat eine drückende Stille in der Gesellschaft ein.

„Und wie beabsichtigen Sie Ihr Leben hier einzuteilen, Grafin?" fragte Berger, in dem Bestreben, der Konversation eine andere Wendung zu geben.

„Ich will die schöne Natur in der größten Zurückgezogenheit genießen."

„Werden Sie keine Besuche in der Gegend machen?"

„Wie könnte ich dies thun? Bei wem könnte ich herzlichen Empfang erhoffen? Ich, die Gräfin Artemon, Elvira Hermajos! Als erstere habe ich in den Augen des hiesigen Adels keine Berechtigung, als die zweite bin ich nach Ansicht dieser Leute nicht würdig, empfangen zu werden."

„Sie sind vielleicht übermäßig streng gegen sich, Gräfin!"

„Ich habe über diese Frage nachgedacht und bin zu dem Entschlusse gelangt, mich lieber von einer Gesellschaft fern zu halten, in welcher das Individuum als solches nichts bedeutet."

„Dies kann man doch nicht behaupten, bevor man nicht einen Versuch gemacht hat. Sie nennen einen beträchtlichen Teil des Komitates Ihr Eigentum und haben deshalb den anderen Grundbesitzern gegenüber gewisse Pflichten zu beobachten."

„Wo es gilt, gemeinnützigen Zwecken beizutreten, oder zu welch' heilsamer Sache immer beizusteuern, da werden wir niemals fehlen; was aber unsere gesellschaftliche Verbindung anbelangt, werden weder wir von den Grundbesitzern des Komitates, noch diese von uns vermißt werden."

„Und glauben Sie, Gräfin, daß dies ein Leben, eine Existenz für ein so junges Wesen sei, wie Sie es sind?"

„Ich wünsche nichts Besseres. Und wer bei sich selber nicht Zerstreuung findet, wer auf die Gesellschaft anderer Leute angewiesen ist, der kann sich getrost ein geistiges Armutszeugnis ausstellen lassen."

Der Rechtsanwalt schüttelte ungläubig das Haupt und blickte fragend auf den Frabrikanten, welcher sich während dieser Unterhaltung stumm und neutral betragen hatte.

„Schauen Sie," sagte Elvira, indem sie ihren Platz verließ und eine der Glasthüren der Veranda öffnete, „werfen Sie einen Blick in diese reiche Bibliothek und in das neben derselben befindliche Zimmer; bietet dieser Raum mit seinen reichen Schätzen nicht für alles andere Entschädigung? Hier wieder die Thüre zum Parke, wo mich die Natur mit all ihrer Pracht entschädigt und sowohl mein Auge bezaubert als auch mein Herz ergreift. In der That, Herr Rechtsanwalt, meiner Ansicht nach ist nur derjenige wahrhaft glücklich, der sich vor der Bosheit und der Grausamkeit der Leute und vor deren gegenseitigen Verfolgung hütet. Hier in meiner Zurückgezogenheit behalte ich meine menschliche Würde, mein menschliches Fühlen, welches mir durch keinerlei Bemängelung meiner Geburt und Abstammung vergällt wird, denn schließlich sind wir ja vor Gott alle gleich."

„Bravo, Gräfin, das heiße ich schön gedacht, und ich gebe Ihnen vollkommen recht. Ich fürchte nur, daß all dies die Wünsche eines langen Lebens nicht befriedigen kann, und daß Sie wenigstens noch einen Gefährten haben sollten, der diese schöne, poetische und edle Zurückgezogenheit mit Ihnen teilte."

„Es ist eben nicht jedem alles beschieden," sagte Elvira lächelnd. „Mir gab das Schicksal viel solche Mittel, mit welchen ich der Allgemeinheit, der Menschheit dienen kann, und es ist fast natürlich, daß es Dinge giebt, die ich entbehren muß."

Den alten Hermajos schien diese Unterhaltung zu langweilen. Er zog seine Uhr hervor und sagte:

„Ich muß mich zum Fabrikbau begeben, Peterffy langt heute an. Ich komme später mit ihm zum Dejeuner zurück."

„Ich gehe auch nach Hause, nachdem ich mir

Digitized by Google

den Bau angesehen habe," sagte der Rechtsanwalt, „denn ich habe viel zu thun, wenn Sie aber gestatten Gräfin, werde ich von nun ab in Alba öfter Ihr Gast sein."

„Und stets gern gesehen," sagte Elvira. Der Fabrikant bestieg den Wagen des Rechtsanwaltes und beide fuhren zu dem Fabrikbau hin, welcher vom Schloß ungefähr eine Stunde entfernt war.

„Sie dürften die Gräfin in ihren Freuden nicht beschränken, Herr Hermajos," sagte der Rechtsanwalt während der Fahrt.

„Ich soll also die Narrheit zugeben, daß sie den Namen ihrer ärgsten Feinde glorifiziert. Nicht wahr? Sie vertreten noch immer die Interessen der Artemons, wie ich bemerke, denn sonst würden Sie einer solchen Dummheit Ihre Unterstützung nicht leihen."

„Wissen Sie, daß diese Absicht auf ein edles Herz hindeutet?"

„Das ist möglich, aber das hat hier keine Raison."

„Solche kleine Freuden sollten Sie aber Ihrer Tochter nicht verweigern, da Sie ihr ohnehin das größte Lebensglück entzogen haben."

„Das ist noch keine vollendete Thatsache, sie kann noch sehr glücklich sein."

„Es scheint aber, daß gerade sie ihr Schicksal nicht verändern will."

„Sie wird auch noch darauf kommen. So junge Wesen gefallen sich eine Zeit lang in der Rolle unglücklich Verliebter."

„Aber in wen ist sie denn eigentlich verliebt?"

„Wahrscheinlich in Jenö Artemon, denn ihr Gatte hat durch sein Betragen nicht eben ihre Sympathie erweckt."

„Das ist wahr! Dann liegt eben darin das Unglück, daß sie jemand liebt, mit dem sie nicht glücklich werden kann."

„Weshalb?"

„Weil sie an einen anderen gefesselt ist, und weil Graf Jenö wahrscheinlich niemals mehr in dieses Land zurückkehrt."

„Wo steckt er denn? Wissen Sie etwas von ihm?"

„Vor ungefähr zwei Monaten erhielt ich von ihm einmal einen Brief. Damals befand er sich in England bei seinen Verwandten auf dem Lande. Die Gattin des Artemon, der diese Herrschaft gekauft hatte, war eine Engländerin. Und als er sich nach ihrem Tode hier niederließ, brachte er nur den einen seiner Söhne mit sich, der andere kam zu seinen Großeltern nach England, wo er erzogen wurde und ein großes Vermögen erbte. Bei diesen Verwandten hält sich nun Graf Jenö auf."

„Eine ungewisse Existenz. Ich bin überzeugt, daß dieser Herr eines Tages bei Ihnen eintreten wird, damit Sie ihm über Ihr Walten mit dem Vermögen Rechnung ablegen."

„Das glaube ich nicht, er weiß ganz gut, wie wenig von diesem Vermögen übrig geblieben ist."

„Aber etwas ist es dennoch. Und wenn er sich schon so lange in England aufhält, so wird er doch sicherlich erlernt haben, daß man arbeiten muß, wenn man kein Vermögen hat; Protektion wird er genug haben, und Sie werden sehen, er wird sich zu etwas entschließen."

„Dann müßte er sich sehr geändert haben. Übrigens hat er sich auch niemals für irgend eine Laufbahn vorbereitet."

„Das bleibt sich gleich, ich bin überzeugt, es wird so sein, wie ich es Ihnen sagte."

„Ich wünsche von Herzen, daß Sie nicht recht behalten mögen und daß wir ihn hier niemals wieder erblicken," erwiderte der Rechtsanwalt, der den Grafen Jenö zur Genüge kannte, um von dessen Kommen weder für sich, noch hauptsächlich für Elvira Gutes zu erwarten.

Sie langten bei der Fabrik an und stiegen aus; der Rechtsanwalt betrachtete die vorgeschrittenen Arbeiten und begrüßte den schon dort befindlichen Architekten, und kurz darauf fuhr er wieder nach der Stadt zurück.

Dreizehntes Kapitel.

Wochen vergingen; im Komitate, in welchem die Herrschaft Alba lag, wurde sehr viel über den Fabrikanten Hermajos und seine Tochter gesprochen, die sich sonderbarerweise Gräfin Artemon nennen ließ.

Niemand wußte, auf welche Weise sie zu diesem Namen gelangt war, und eben deshalb fand man es interessant, denn es gab zu allerlei Kombinationen Anlaß.

Am meisten interessierte dies die Gräfin Csilla Szent-Tamassy, die in dem benachbarten Komitate wohnte. Sie schrieb auch in dieser Angelegenheit an Berger.

Der Rechtsanwalt antwortete ihr, daß er in dieser Beziehung keine Aufklärung geben könne, obwohl er nicht leugne, daß ihm die Einzelheiten dieser Heirat bekannt seien; doch sei er nicht berechtigt, über dieselben zu reden.

Die Gräfin Csilla war nach dieser Antwort überzeugt, daß die in Alba wohnende Gräfin die Gattin Jenös sei, welche dieser ohne Vorwissen seiner Familie geheiratet habe. In diesem Glauben bestärkten sie noch die Andeutungen, welche vor ihrem Hochzeitstage die Baronin Cservary gemacht hatte.

Das machte Csilla sehr viel Kummer. Seit ihrer Verheiratung hatte sie schon so viele leichtsinnige Handlungen Jenös vernommen, daß sie ihm was immer zugemutet hätte.

Außer den Grundbesitzern der Umgegend empfand niemand die geringste Teilnahme für die Artemons.

Stolz und Hoffart machen jedermann abstoßend, und die gräfliche Familie war im Komitate eher ein Gegenstand des Hasses, als daß jemand mit ihr Teilnahme empfunden hätte, und eben deshalb wandte sich den neuen Grundbesitzern mehr die Sympathie der Leute zu, als dies sonst geschehen wäre.

Dazu kam noch die Menge der Nachrichten, welche von Alba allerwärts geflogen kamen. Der alte Hermajos wurde als ein strenger, jedoch gerechter Mensch geschildert, und es verschaffte ihm beim Volke

Digitized by Google

eine große Popularität, daß er den Armen bei seinen großen Bauten gut bezahlte Arbeit gab. Die Beamten der Herrschaft gewahrten Ordnung und Sorgfalt, die Aufmerksamkeit des neuen Besitzers erstreckte sich auf alle. Nach langem Stagnieren begann alles wieder zu blühen und zu gedeihen. Die unehrlichen und leichtsinnigen Beamten wurden entlassen, die Braven und Ehrlichen hingegen belohnt und ausgezeichnet, was ihnen zu fernerer Anspornung diente. Mit einem Worte, die Wirtschaft auf Alba bekam eine gesunde Richtung.

Der Kassierer hatte stets Geld in Fülle. Man kam niemals in Verlegenheit, alles wurde auf das praktischste verwertet. Das Getreide, die Frucht und das Holz wurden erst dann verkauft, wenn sie eine gute Preislage hatten und wenn ein guter Käufer vorhanden war. David Szabo, der Güterdirektor, war selig; ein solches System, ein solcher Betrieb war immer sein Ideal gewesen. Die alten Diener des Schlosses, welche den Dienst der neuen Herrschaft stolz und verächtlich verlassen hatten, kamen allmählich zurück, um Stellung zu bitten. Der Haushofmeister vermochte die Güte und die sanfte Behandlung der Gräfin Elvira Artemon nicht genug zu loben. Kurz, die Besitzer von Alba waren schon populär, ehe man sie noch persönlich kannte. Dazu kamen noch zahllose Äußerungen des Rechtsanwalts Berger, der von der jungen Gräfin Artemon mit einem wahren Entzücken sprach.

Eines Tages saß der Rechtsanwalt in seinem Zimmer und arbeitete, als plötzlich die Thür aufging und Graf Jenö Artemon eintrat. Berger wollte seinen Augen nicht trauen, als er ihn erblickte.

„Sie erkennen mich gar nicht mehr," sagte lachend der Angekommene, der blühender aussah und sich in rosigerer Laune befand als je; seine elegante Kleidung zeigte die neueste englische Mode. Er war ein so überraschend schöner Mann, daß es dem Auge wohl that, ihn anzusehen. Seine vornehme Haltung, sein heiterer Blick und seine angenehme Stimme bezauberten die meisten Menschen, nur auf den Rechtsanwalt machten sie keinen Eindruck, denn er hatte niemals zu den Bewunderern, noch weniger zu den Verehrern des Grafen gehört.

„O doch, Herr Graf," erwiderte er, sich von seinem Platze erhebend, mit etwas erzwungener Höflichkeit.

„Ach was, Sie haben mich sicherlich nicht erwartet, Sie waren sogar überzeugt, daß ich mich weder bei Ihnen, noch in dieser Gegend zeigen werde," fuhr der Graf fort, indem er sich in einen Sessel warf. „Nun, so täuscht man sich, und ich setze voraus, daß dies noch nicht die unangenehmste Enttäuschung ist, die Ihnen im Leben widerfuhr."

„Dies brauche ich gar nicht zu widerlegen," erwiderte Berger, in den scherzhaften Ton des Grafen einstimmend.

„Wir waren ja immer gute Freunde," sagte der Graf mit einem spöttischen Lächeln. „Aber erzählen Sie mir, ich bitte, was hier geschehen ist, seit ich nicht hier war. Ich weiß nur soviel, daß Alba verkauft wurde, und daß sogar auch Kocsard und Szentber bei der Tilgung der Schulden drauf gingen."

„Leider ist es so. Es war unmöglich, etwas zu retten."

„Auf diese Weise ist die Familie Artemon völlig zu Grunde gerichtet?"

„Einige hunderttausend Gulden sind noch in der Schwebe, das heißt, die alte Frau Gräfin behält, so lange sie lebt, die Nutznießung derselben. Das ist das einzige, was ich unter den größten Anstrengungen imstande war zu retten."

„Das ist doch etwas, wie hoch beläuft sich das Einkommen meiner Mutter?"

„Acht-, höchstens zehntausend Gulden."

„Früher kostete eine Festlichkeit oder ein Ausflug ins Ausland so viel."

Der Rechtsanwalt schwieg.

„Und wer ist der neue Eigentümer von Alba?"

„Der Tuchfabrikant Imre Hermajos."

Graf Jenö fiel sein Stock aus der Hand.

„Imre Hermajos?" rief er erstaunt.

„Er war einer Ihrer größten Gläubiger, Herr Graf, und der Meistbietende bei der gerichtlichen Versteigerung."

„Das ist seltsam. Und jetzt wohnt er hier?"

„Jawohl, im Schloß zu Alba."

„Mit seiner Tochter?"

„Mit ihr."

„Hat die schöne Elvira noch nicht geheirathet?"

„Sie ist schon verehelicht . . ."

Der Rechtsanwalt hatte bei diesen Worten seinen Blick aufmerksam auf den Grafen geheftet, und es kam ihm vor, als ob aus dem Gesichte desselben alles Blut gewichen sei.

„Sie ist verheiratet . . . Mit wem?"

„Wie ich bemerke, Herr Graf, sind Sie von der Verheiratung des ehemaligen Fräulein Hermajos überrascht. Sie werden aber noch erstaunter sein, wenn Sie erfahren, daß sie Gräfin Artemon heißt."

Graf Jenö sprang von seinem Sitze auf. „Das verstehe ich nicht," stotterte er erregt. „Woher nahm sie denn diesen Namen, oder weshalb läßt sie sich so nennen?"

„Weil ihr dieser Name und Titel rechtmäßig gebührt."

„Nun verstehe ich es noch weniger."

„Geben Sie mir Ihr Wort, daß Sie das, was Sie von mir hören, niemals wieder erzählen werden."

„Mein Wort darauf."

„Nun denn, Elvira Hermajos ist mit dem Grafen Albert Artemon in aller Ordnung getraut worden, und so gehört die Herrschaft Alba wieder einer Gräfin Artemon, denn die Herrschaft wurde auf ihren Namen eingetragen, und sie ist deren einzige und ausschließliche Besitzerin."

Graf Jenö wurde totenbleich, seine Augen flammten.

„Was höre ich!" rief er, „ist das wahr?"

„Die reinste Wahrheit."

„Albert und eine solche Heirat! Was sagt unsere Muter dazu?"

„Sie weiß kein Wort davon."

„Und wo ist Albert?"

Digitized by Google

„Nach der Trauung, gleich vom Altar weg trennten sie sich, und seither kamen sie bloß durch einen Zufall auf einige Minuten zusammen. Sie leben nicht in Ehe."

Jenö faßte sich rasch.

„Das ist unrecht von ihm," sagte er lachend, „ich hätte es eher umgekehrt gethan."

„Das ist eine sehr ernste Sache, Herr Graf, wünschen Sie, daß ich Ihnen erzähle, was den Grafen Albert zu dieser Heirat, oder richtiger gesprochen, zu dieser Trauung veranlaßte?"

„Ich bin begierig, es zu erfahren."

„Nehmen Sie wieder Platz und ich werde Ihnen diese ein wenig lange Geschichte erzählen."

Graf Jenö setzte sich und sah den Rechtsanwalt in erwartungsvoller Spannung an.

Dieser erzählte ihm all das, was sich mit dem Grafen Albert im Laufe unserer Erzählung ereignet hatte. All die traurigen Ereignisse, die Verzweiflung der alten Gräfin, der fortwährende Geldmangel, der in der Familie herrschte, und die auf kolossale Summen sich belaufenden Wechsel, welche Hermajos in der Hand hatte, und die er nicht imstande war einzulösen. Und noch viele andere Kalamitäten veranlaßten ihn endlich zu der Trauung, welche lediglich nur durch den Druck der Verhältnisse zu stande kam.

Jenö hatte ihm aufmerksam zugehört und ihn nur durch eine zeitweilige Ausrufung unterbrochen, dann versank er minutenlang in Gedanken.

„Es ist unbegreiflich," sagte er endlich. „Elvira ist also jetzt meine Schwägerin, wahrscheinlich haßt sie mich aber jetzt noch mehr als je zuvor, sie hat sogar alle Ursache, die ganze Familie zu hassen. Die Artemons bildeten ihr Unglück."

„Ich glaube, sie ist gar nicht imstande zu hassen."

Jenö erhob sich und nahm seinen Hut.

„Wohin gehen Sie, Herr Graf?" fragte Berger.

„Zuerst in das Hotel, wo mich mein Vetter, Lord Castle erwartet, der mich nach Ungarn begleitete, weil er Alba, von dessen Schönheit er schon so viel gehört hat, zu sehen wünscht. Dann fahre ich hinaus, meine Schwägerin zu besuchen."

„Was fällt Ihnen ein, Herr Graf?"

„Das Allernatürlichste, was ich thun könnte. Ich nehme meinen Vetter mit und stelle sie einander vor."

„Haben Sie bedacht, welcher Empfang Ihnen eventuell zu teil werden könnte?"

„Graf Jenö Artemon ist in diesem Leben noch niemals und nirgends schlecht empfangen worden."

„Aber aus welcher Ursache wollen Sie sich diesem eben jetzt aussetzen?"

„Weil ich nicht daran zweifle, daß ich gut empfangen werde, ich bin sogar so sehr davon überzeugt, daß ich auch meinen Verwandten mitnehme."

„Das ist mehr als Einbildung, Herr Graf, es ist sogar, verzeihen Sie, daß ich es ausspreche, nach dem, was zwischen Ihnen und der Familie Hermajos vorgefallen ist, eine entschiedene Beleidigung."

„Möglich, daß dies Ihre Meinung ist, ich aber denke anders darüber. Diese Ehe ist geschlossen worden. Elvira ist heute Gräfin Artemon, meine Schwägerin, und es liegt gar kein Grund von unserer Seite vor, diese Heirat nicht anzuerkennen, und sie meinerseits, als meine nächste Verwandte, die Gattin meines Bruders, zu begrüßen, was ich, nebenbei gesagt, auch sehr gern thue."

„Aber, Herr Graf . . ."

„Nicht wahr, Sie staunen über das, was ich sage; ich wäre eine solche Ehe nie eingegangen, wenn sie aber schon stattgefunden hat, halte ich es für schicklich und richtig, dieselbe wenigstens meinerseits anzuerkennen."

Berger wußte vor Staunen gar nicht, was er sagen sollte, um so weniger, als er überzeugt war, daß Graf Jenö nicht aus Großmut so sprach, sondern daß ihn eine ganz andere Ursache und Absicht nach Alba führe.

Und eben diese Überzeugung war es, die sein Blut empörte und ihn in Zorn versetzte.

„Was Ihnen beliebt," sprach er kühl. „Ich sagte Ihnen meine Meinung, Herr Graf, handeln Sie nach Ihrem Belieben."

„Das werde ich auch thun," erwiderte Graf Jenö lachend und verließ das Zimmer.

Er ist unheilbar, dachte Berger, nichts bessert ihn, weder die Armut, noch die unsichere Zukunft . . . Die Folgen wird er sich ja selbst zuzuschreiben haben, ich will wenigstens den Grafen Albert von seinem Hiersein verständigen und auch davon, daß er auf Alba seinen Besuch abstatten wolle, Graf Albert mag dann thun, was ihm gefällt.

Er setzte sich sofort nieder, schrieb den Brief an den Grafen Albert und teilte ihm in demselben auch seine ganze Unterredung mit dem Grafen Albert mit.

Diesen Brief ließ er sofort zur Post befördern.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Hedwig.

Roman

von

E. Karl.

(Fortsetzung.)

Er suchte ihre Hand zu erhaschen, die sie ihm aber hastig entzog, indem sie mit erhobenen Armen das Tuch von ihrem Haupt loszunesteln begann. Ganz ungeniert löste sie das verwirrte Haar völlig, daß es wie ein Mantel in goldigen Wellen um sie herumwallte, strich glättend mit den Fingern hindurch und begann es dann wieder zusammenzuflechten.

„Tizian hatte kein schöneres Modell," murmelte Bruno und fügte dann laut hinzu: „So schönes Haar hat kein zweites Weib in Rom, würde es Dich nicht freuen, es in einem Bilde verewigt zu sehen? Wenn Du Dich entschließen könntest, zu mir in mein Atelier zu kommen, so würdest Du selbst Freude daran haben, Dein Gesicht von der Leinwand Dich anlachen zu sehen, und dann senden wir auch ein Bild Deiner Mutter."

Lalla zögerte immer noch mit der Antwort und schien in das Flechten ihres Haares ganz vertieft zu sein, während Bruno sie mit klopfendem Herzen betrachtete.

„Sie wollen nur mein Gesicht malen?" fragte sie dann schüchtern.

„Nur Dein Gesicht, wenn Du es nicht anders willst," sprach der Maler, „und nach jeder Sitzung gehe ich dann mit Dir spazieren und zeige Dir die Stadt und erzähle Dir schöne Geschichten aus ihrer Vergangenheit."

Das Mädchen schaute, während es mit vorgeneigtem Haupt die Flechten wieder am Hinterkopf befestigte, schalkhaft und neugierig von unten zu ihm auf.

„Ich höre gern Geschichten und weiß auch selbst welche aus alter Zeit."

„Nun, siehst Du," rief Bruno lebhaft, „so erzählen wir uns gegenseitig, was wir wissen, und ich male ein schönes Bild nach dem andern von Dir."

Lalla sann nach und brach plötzlich in heiteres Lachen aus.

„Ach ja, malen Sie doch mein Bild und dann schicken wir es, wenn es fertig ist, nach Hause. Da wird sich die schwarze Franziska ärgern, sie schilt mich immer einen Fuchs, um meines roten Haares willen. Aber eigentlich ist sie so böse auf mich, weil der Nicola mich schöner findet als sie."

„Nun, und findest Du den Nicola auch begehrenswert?" fragte der Maler gespannt.

„Pah," machte das Mädchen verächtlich, „ich mache mir gar nichts aus ihm. Ich mache mir aus keinem Manne etwas!"

Bruno lachte. „Das findet sich vielleicht noch. Vorerst ist es mir lieb, daß Du Dich zu dem Bilde entschlossen hast. — Ich hole Dich morgen früh hier ab, Deine Blumenfabrik kann warten. Aber Du versprichst mir auch, keinem Menschen, er möge Dir bieten, was er will, zu einem Bilde zu sitzen — außer mir. Gieb mir die Hand darauf."

Lalla legte ihr Händchen lachend in seine ausgestreckte Rechte und machte sich dann von ihm los, um zu ihrer Base Annunziata hinüberzuschlüpfen, die sich von der alten Tamburinschlägerin, ihrer Großmutter, die neueste Liebesgeschichte erzählen ließ.

Als Bruno in später Nachtstunde ins Freie hinaustrat, schwamm der Vollmond mit blendender Klarheit in dem transparenten, dunkelblauen Äther. So durchsichtige Mondnächte kennt nur der Süden, und des Nordländers Auge hatte oft wie berauscht ihre Schönheit getrunken, aber heute verfehlte die milde Mondnacht ihre sänftigende Wirkung auf das Gemüt des Erregten. Der Künstler und der Mann befanden sich beide wie im Rausch.

Stundenlang schweifte Bruno durch die stillen Straßen der ewigen Stadt, um das Fieber in seinem Innern zur Ruhe zu bringen. Vorüber schritt er an den Palästen der Reichen, an den Hütten der Armen, vorüber an den Ruinen alter, vergangener Kultur, sie sprachen heute nicht wie sonst zu ihm von verschollener Pracht und Größe. In seinem glühenden Haupte jagten sich die Gedanken und Pläne für seine Zukunft, wie sollte er der Vergangenheit gedenken?

Da rauschte Wasser — er sah empor und beim Anblick des klaren sprudelnden Elements ward ihm bewußt, daß brennender Durst ihn quälte. Er stieg hinunter zu dem Wasserbecken der Fontäne, neigte sich und trank das kühle klare Bergwasser, das sie spendete, er tauchte seine Hände hinein und netzte seine glühende Stirn. — Da ward ihm besser und das erregte Blut begann langsamer zu fließen.

Er setzte sich auf die äußere Steineinfassung der Fontäne und schaute sinnend zu dem herrlichen Bauwerke empor.

Eine hohe Fassade mit Grotten und Nischen erhob sich über dem Wasser und das Mondlicht lag silbern über der herrlichen Gestalt des Neptun, der auf zackigem Felsen in der Mitte stand und den Strömen zu gebieten schien, die von allen Seiten in die tiefe Schale stürzten.

Bruno erkannte das gewaltige Werk, es war die Fontana di Trevi, vor der er stand, sie spendete das schönste Wasser in Rom, aber es knüpfte sich eine sinnige Sage daran. Wer von dem Wasser der Fontana di Trevi trinkt, den fesseln geheimnisvolle Fäden an die ewige Stadt und das Heimweh verzehrt ihn allerwärts, bis er wieder den reisemüden Fuß auf ihren geheiligten Boden setzt.

Digitized by Google

Bruno hatte achtlos von dem Zauberwasser getrunken, waren seinem Schicksal damit die Würfel geworfen? Konnte er sein Herz nicht mehr von der Stadt lösen, die seine zweite Heimat geworden war?

Fast schien es so.

Der sinnende Mann erhob sich endlich, um heimzugehen, aber die Nacht war so schön und eine phantastische Laune kam ihn an, die Stätten zu sehen, auf denen sich wichtige Akte der Weltgeschichte abgespielt hatten. Er gewann den nahen Korso und schlenderte auf diesem Schauplatz karnevalistischer Volkslust langsam dem Kapitol zu. Sinnend stieg er hinan, schritt über den Platz und lehnte eine Weile am Fußgestell Marc Aurels. Hier stand er auf dem geheiligten Flecken Erde, der einst vor Jahrtausenden den Verfolgten Zuflucht gegeben hatte. Der heilige Ort schützte sie, so lange sie auf ihm weilten.

Wie viel Herzen mochten hier in Angst und Verzweiflung, vielleicht auch in leiser Hoffnung gepocht haben, wenn nach schreckenvollem Lauf das Asyl sie umpfing.

Bruno nahm den Hut vom Haupt und ließ die weiche kühle Nachtluft um seine Stirne streichen. Einen Augenblick kam ihm wohl der Gedanke, ob es geraten sei, so um Mitternacht allein zwischen Steinen und Ruinen herumzuschlendern, aber er dachte ihn kaum zu Ende. Er sah in seinem vielgetragenen Jackett wohl nicht aus, als führe er Schätze bei sich. — Und wie wohl that ihm die Ruhe, die erhabene Schönheit dieser Trümmer der Weltgeschichte, die sich in dem zauberhaften Mondlicht ihm nacheinander enthüllten. Er schritt weiter — er mußte noch das Symbol der Größe Roms — er mußte das Kolosseum sehen. Oft hatte er in blendendem Sonnenlicht auf seinen gigantischen Trümmern gestanden, heute zog das silberne Mondlicht ihn dorthin.

Er schritt weiter auf der heiligen Straße, die die Trümmer zweier gewaltiger Kulturepochen begrenzten. — Dort die Säulentrümmer vom Saturntempel, der Bogen des Septimius Severus erinnerte an das heitere Heidentum, an eine Zeit der Pracht und des raffinierten Lebensgenusses.

Dann war das Christentum gekommen und hatte mit ernstem Finger nach oben gedeutet, den Himmel als Ziel der irdischen Pilgerfahrt bezeichnend.

Da waren die Tempel der fröhlichen Götter in Trümmer zerfallen und schmucklose Basiliken hatten sich auf ihren Ruinen erhoben. Dort ragte der gewaltige Rundtempel des Romulus, aber eine Kirche hatte sich seines Heiligtums bemächtigt, man hatte sie in seine Mauern hineingebaut. Dort den mächtigsten Trümmern heidnischer Kunst gegenüber hatte Kaiser Constantin die gewaltigen Bogen seiner Basilika erhoben, aber sie waren zerfallen, wie jene, als ob dieser klassische Boden nichts Ebenbürtiges eines neuen Zeitalters auf sich dulden wollte.

Erst späteren Jahrhunderten war es vorbehalten, unter der Weltherrschaft der christlichen Kirche in Sankt Peters Dom, fernab von den Stätten des heidnischen Kultus, ein Gotteshaus zu wölben, welches sich an Pracht und Größe diesen einigermaßen sich an die Seite stellen konnte.

Sieh da, noch ein anderes Zeugnis verschollener Macht — da steht im weißen Mondlicht der Titusbogen und sein schwarzgähnendes Rund birgt die Skulpturen, die an den Sieg des römischen Imperators über das auserwählte Volk Jehovas erinnern sollten.

Der Tempel zu Jerusalem lag in Trümmern und die Kinder Israels begannen ihre heimatlose Wanderung durch die Welt, als das triumphierende Heidentum diesen Bogen aufrichtete. Jetzt läge auch er in Schutt, wenn kunstsinnige Christenhände seine wankenden Mauern nicht mitleidig gestützt hätten.

Dort der Palatin — zwischen den dunklen Baumgruppen, die geisterhaft im Nachtwind flüstern, ragen die Denkmäler höchster weltlicher Macht, die Kaiserpaläste. Auch sie in Trümmern, auch ihre märchenhafte Pracht nur eine Sage aus längst vergangener Zeit — vorüber, vorüber. Hier feiert man keine üppigen Feste mehr, aber hier breut auch kein Nero und läßt das Dunkel der Nacht durch menschliche Fackeln erleuchten. Es waren nicht die Hände der nordischen Barbaren allein gewesen, die diese in Üppigkeit verrottete Kultur vernichtet hatten, mehr, viel mehr hatte im Lauf der Jahrhunderte nationale Schwäche und Zerrissenheit, religiöser Fanatismus und feudale Gewaltherrschaft zerstört. Das klassische Rom des Altertums war von dem hierarchischen Rom des Mittelalters verschlungen worden, stolze Tempel und heitere Paläste hatten ihre Auferstehung als düstere Kirchen und plumpe Adelskastelle gefeiert.

Bruno wanderte weiter — dort in der Tiefe endlich, wo einst die Gärten des goldenen Hauses sich gebreitet, da lag es, das Ziel seiner Sehnsucht, das Kolosseum, da breitete sich seine gigantische Elipse aus. Er schritt in die Arena hinein und setzte sich auf einen der umherliegenden Marmorblöcke.

Tiefes Schweigen herrschte rings, aber die schwarz aufragenden Mauerreste, auf einer Seite noch in voller Höhe erhalten, redeten auch stumm eine verständliche Sprache von der Vergänglichkeit alles Irdischen. Die Hände, welche die Backsteine und Marmorquadern aufeinandergetürmt, hatten wohl gewähnt, für die Ewigkeit zu schaffen, das gewaltige amphitheatrum flavium sollte ein unvergängliches Zeugnis des weltbeherrschenden Kaisertums sein.

„So lange das Kolosseum steht, wird Rom stehen, fällt einst das Kolosseum, so fällt Rom und mit Rom die ganze Welt.“ So hatte der Volksmund diesem grandiosen Bauwerk prophezeit. Nun hatte der eherne Schritt von achtzehn Jahrhunderten das Kolosseum zertreten, aber die Welt stand noch, und die ewige Roma, wenn auch von ihrer einstigen Höhe herabgeschleudert, hatte sich selbst wiedergeboren und prangte auch heute noch in unvergleichlicher Schöne.

Der Mond war tief herabgesunken und stand hinter den Mauern, die sich in schwarzer Silhouette gegen den hellen Himmel abhoben.

Gigantische Schatten krochen über den Boden der Arena wie Ungeheuer, die im bleichen Mondlichte zu gespenstischem Leben erwachten. Ab und zu klang

Digitized by Google

aus weiter Ferne der Schrei einer Eule herüber, flüsterte der Wind in den zerbröckelten Bogengängen. Oder war es nicht der Wind? Waren es die Geister der Unglücklichen, deren Blut einst dieser historische Boden getrunken?

Unsagbares ging in dieser antiken Trümmerwelt durch Brunos Seele — aber das eine fühlte er klar — er konnte nicht fort. Hatte es ihm das Wasser der Fontana di Trevi angethan? War es das Mondlicht, das geisterhafte Fäden zwischen seinem Herzen und der herrlichen Roma spann? Oder hatte gar das rote Goldhaar der schönen Lalla das Netz gewoben, in dem er sich gefangen sah?

Einerlei, er fühlte nur, daß er bleiben mußte, bis er Werke geschaffen hätte, die seinen Namen auf die Nachwelt bringen mußten, oder bis er im Ringen danach sein Leben erschöpfte. Nur nicht fort von hier — nicht fort —

Der Mond war untergegangen, und im Osten zeigte sich der erste helle Schimmer, der den kommenden Tag andeutet, da erhob er sich, in der kühlen Nachtluft fröstelnd, und schritt seiner Wohnung zu.

— — — — — — — — — — —

Am nächsten Morgen ging ein herzlich, aber ziemlich flüchtig gefaßter Brief an Hedwig ab, in dem er sie bat, sein kleines Kapital flüssig zu machen, um es ihm vom Herbst ab in bestimmten Zwischenräumen zuzusenden, er bliebe einstweilen noch hier, und wolle frei schaffen, ohne durch Sorgen um den Erwerb gezwungen zu sein.

Hedwig weinte heiße Thränen, als sie den Brief in der Hand hielt. Es wnrden zum kommenden Sommer vier Jahre, seit sie Bruno nicht gesehen hatte, und sie zählte die Monate bis zum Abschluß des festgesetzten dreijährigen Aufenthaltes in Italien. Nun war ihre Vereinigung wieder in unbestimmte Ferne gerückt, und wie — wenn er sie vergäße?

Ihr Herz krampfte sich zusammen bei dem Gedanken — nein — das war unmöglich — Bruno war treu. Es ging ins neunte Jahr, seit sie sich dort unter den Trauerweiden am Fluß ihre Liebe gestanden — hatte er so lange an ihr festgehalten, so würde er es auch noch länger thun. Nur Geduld, Geduld.

Und das arme Mädchen faltete den Brief zusammen und ging in das Zimmer des geisteskranken Vaters, um ihm den Morgenkaffee zu bringen.

V.

Für Bruno kam jetzt eine Zeit der angestrengtesten Arbeit, aber doch eine schöne, genußreiche und beglückende Zeit, denn die Arbeit befriedigte ihn, und er fühlte, daß er den Grund zu künftigem Ruhm legte.

Lalla saß ihm so oft und lange er es wünschte, und er hatte die Scheu des Mädchens bald überwunden, das an ihm hing, wie ein Hündchen an seinem Herrn.

Anfänglich hatte die dicke Teresa es noch für ihre Pflicht gehalten, ab und zu im Atelier als Anstandsdame zu erscheinen, aber sie versäumte zu Hause so viel darüber und es war auch so langweilig — da blieb sie fort und überließ die beiden ihrem Schicksal.

Bruno malte das schöne Mädchen zunächst als Bacchantin in griechischem Gewande mit dem Epheukranz im Haar und den blumengeschmückten Stab in den Händen, so wie er sie am ersten Abend in Gedanken gesehen.

Das Bild erregte, in einem Kunstsalon ausgestellt, allgemeine Sensation und brachte den Namen des Malers auf alle Lippen. Hohe Summen wurden Bruno dafür geboten, aber er konnte sich von seinem Werk nicht trennen, er hing an ihm mit der Liebe eines Vaters zu seinem Kinde, lehnte alle Anerbietungen ab und beschloß, es später in die Heimat zu senden. Es sollte ihm dort den Ruhm schaffen, den er in Italien schon besaß.

Ein Entwurf verdrängte den andern. Er konnte des Schaffens kein Ende finden, und führte viele Bilder nur halb aus, die Vollendung auf eine geeignetere Zeit verschiebend. Es war ihm, als müsse er ausnutzen, was das Schicksal ihm Kostbares in den Schoß geworfen, als könne die schöne Lalla ihm einst so wieder verschwinden, wie sie ihm plötzlich an jenem gesegneten Märzabend in den Arm gefallen war.

Der Hochsommer fand ihn im Albanergebirge, in dem Heimatsdorfe der blonden Lalla, wo er landschaftliche Studien für ein neues großes Gemälde machte.

Bruno gehörte nicht jener modernen Richtung an, die es sich genügen läßt, den Hauptsachen ihre volle Kunst zuzuwenden und alles Beiwerk mit genialer Flüchtigkeit behandelt, indem sie vorgiebt, auf diese Weise den Blick des Beschauers auf eben diese Hauptsache zu konzentrieren; die aber dabei vergißt, daß sich der Blick nicht fesseln läßt, sondern das Ganze umfaßt und von der ihm begegnenden Unfertigkeit, als nicht naturwahr, abgestoßen wird.

Bruno führte mit der Gewissenhaftigkeit der alten Meister auch das kleinste Beiwerk künstlerisch fertig aus, wie ja auch die Natur das unbedeutendste Gräschen mit derselben Liebe formt, und seine Bilder trugen daher den Stempel einer schönen Naturwahrheit, die ihnen im Verein mit der blühenden Farbengebung eine sinnberückende Schönheit verlieh.

Hatte ihm früher Rubens als Ideal vorgeschwebt, so waren jetzt Tizian und Paul Veronese die Vorbilder, denen er nachstrebte.

Mit Lallas Mutter hatte er freilich einen harten Kampf zu bestehen gehabt, als sie dahinter kam, welcher Art die Bilder seien, zu denen Lalla ihren Körper als Modell hergab. Sie verklagte, als ihre eigenen Vorstellungen nichts fruchteten, die Tochter bei dem Geistlichen des Dorfes, der ihr schwere Kirchenbuße auferlegte und das Gelübde von ihr forderte, hinfort jede Verbindung mit dem gottlosen Maler aufzugeben.

Lalla kämpfte einen harten Kampf zwischen Gehorsam und Liebe, denn sie hing mit Leidenschaft an Bruno, hätte aber bei ihrer mehr passiv als energisch angelegten Natur wohl schließlich den Willen des

Digitized by Google

Geistlichen erfüllt, wenn Bruno in der Angst um sein unvergleichliches Modell sich nicht ins Mittel gelegt hätte.

Er gelobte dem würdigen Herrn, das Mädchen fortan wie seine Schwester halten zu wollen und ihr Bild, zur Sühne für alle heidnischen Motive, zu denen sie ihm gestanden, als Madonna der Kirche ihres Heimatorts zu stiften.

In Wahrheit war seine heftig aufflammende Leidenschaft für das schöne Mädchen ebenso rasch verraucht und hatte einer mehr väterlichen Zuneigung für das kaum den Kinderjahren entwachsene Geschöpf Platz gemacht, wobei aber die Bewunderung des Künstlers sich keineswegs verringerte.

Bruno war nicht der Mann, sich durch Schönheit allein für die Dauer fesseln zu lassen, er verlangte, seit er die engen Kreise seiner frühen Jugend verlassen hatte, auch von der Frau, daß sie mehr sei als Schmuckstück, und sein Verkehr in der internationalen Gesellschaft Roms, hatte ihn oft mit geistig bedeutenden Frauen zusammengeführt und ihn Geist und Bildung schätzen gelehrt.

Die hingebende Liebe, die Lalla ihm entgegenbrachte, rührte ihn oft tief, und es mischte sich in sein Empfinden eine Art von Mitleid, das ihn herzlich und liebevoll für sie stimmte, ohne daß sein Herz dabei besonders in Frage gekommen wäre.

So beschränkte er sich nun, um keinen neuen Anstoß bei den Naturkindern, unter denen er lebte, zu erregen, auf landschaftliche Studien und zahlreiche Skizzen und begann anstatt des geplanten Bildes, einer badenden Nymphe, die gelobte Madonna. Er war ungern an diesen ihm fernliegenden Stoff herangegangen, nun er ihn aber unter dem Pinsel hatte, fesselte er ihn im hohen Grade.

Das rein Menschliche in dem schönen Verhältnis der liebenden Mutter zu ihrem hilflosen Kinde, berührte ihn noch tiefer wie die religiöse Vorstellung der Gottesmutter; er faßte das Bild der Madonna daher auch nicht als thronende Himmelskönigin, sondern als schlichtes Weib aus dem Volke in ärmlichen Gewändern, und nur der leuchtende, weltumfassende Blick des Kindes und die Reinheit und Hoheit, welche gleichsam von innen heraus die bescheidene Hülle des Weibes durchleuchtete, ließ den Beschauer die Trägerin des Gottessohnes erkennen. Ein leiser, wehmütiger Zug in dem lieblichen Gesicht, deutete auf die künftige mater dolorosa hin.

Bruno war zufrieden mit seinem Werk, nicht so der ehrwürdige Geistliche, der es zu betrachten kam, als es fast vollendet war. Ihm fehlte die speziell kirchliche Anschauung darin.

Es gab heftige Auseinandersetzungen zwischen Pfarrer und Maler, und dieser mußte schließlich nachgeben. Madonna und Kind sollten jedes einen Heiligenschein und der dürftige Mantel der armen Zimmermannsfrau einen Saum von Goldbrokat mit Edelsteinen besetzt erhalten. Bruno war außer sich über diese Verunstaltung seines Werkes, die er mit eigener Hand ausführen sollte, er konnte sich tagelang nicht entschließen, nur einen Pinselstrich zu machen; sondern irrte planlos in den Bergen umher und zeichnete barocke Karrikaturen von Menschen und Dingen.

Da kam ihm eines Tages ein Gedanke, der ihn von dieser Stimmung befreite. Er wollte das Bild, das ihm lieb geworden, nicht zerstören, sondern ein anderes in gewünschter Art anfertigen. Das Begonnene sollte Hedwig als Geschenk von ihm erhalten, und er wollte es in seinem Sinn mit aller Kunst ausführen.

Der Gedanke, für die ferne Braut zu schaffen, that ihm wohl, indem er sein leise mahnendes Gewissen beruhigte. Nicht daß er sich seine flüchtige Leidenschaft für Lalla als Schuld angerechnet hätte, er ging darüber mit der in seinen Verkehrskreisen üblichen leichten Auffassung solcher Vorkommnisse hinweg; aber daß er nicht heimkehrte und sie aus den unerträglichen Verhältnissen, in denen sie schmachtete, befreite, das bedrückte zuweilen sein Herz. Er mußte sich sagen, daß keine zwingende Notwendigkeit für ihn vorlag, noch länger als bis zur Fertigstellung der geplanten oder schon begonnenen Bilder in Rom zu bleiben, es war sein eigenes Verlangen, die goldene Freiheit noch länger zu genießen, das ihn festhielt.

Er hatte sogar den Briefwechsel mit Hedwig in den letzten Monaten stark vernachlässigt, nun sollte sie wenigstens sehen, daß er sich mit ihr in Gedanken beschäftigte. Die beiden Madonnen sollten ein doppeltes Sühneopfer sein.

Der Aufenthalt im Gebirge war ihm verleidet, zudem war die Septembersonne nicht mehr so glühend, und er beschloß heimzukehren.

Lalla sollte noch bis nach der Weinlese daheim bleiben, aber er konnte sie zur Zeit entbehren.

In unglaublich kurzer Zeit entstand das Bild für die kleine Dorfkirche, ganz im Sinne strengster kirchlicher Auffassung, der Pfarrer wußte nicht genug zu loben, als er es in Händen hatte, dann aber nach Erledigung dieser lästigen Pflicht, ging Bruno an die Vollendung seiner eigenen Madonna, die ihm nun wie ein Geschenk erschien.

Ein schöner friedlicher Herbst und ein schaffensfreudiger Winter verging ihm wie im Fluge, und als Prinz Karneval, dieses Jahr auffallend spät, seinen Einzug in die Stadt hielt, stand wieder ein großes Bild fertig im Ausstellungssaal und zog alle Blicke durch seine Schönheit und geniale Auffassung auf sich.

Bruno hatte es „Frühling" genannt und es stellte eine Quellnymphe dar, die, von der warmen Frühlingssonne aus ihrer Grotte ins Freie gelockt, dem Licht entgegenjubelt.

In seinem freundlichen Verhältnis zu Lalla war aber eine Störung eingetreten. Das Mädchen war seltsam scheu geworden, ihre blauen Augen zeigten oft Spuren von Thränen, und ihr ganzes Wesen erschien wie das eines Menschen, dem schwere Seelenkämpfe die innere Ruhe rauben. Auf Brunos Befragen hatte sie aber nur ausweichende Antworten.

Er beschloß endlich ihre Tante, die dicke Teresa zu fragen, in deren Hause das Mädchen immer noch lebte, uud da kam die Ursache ihrer Sorgen an den Tag.

Bruno erinnerte sich deutlich des schwarzhaarigen, glutäugigen Weinbergsbesitzers, der am ersten Abend

Digitized by Google

ihrer Bekanntschaft, den Saltarello mit Lalla getanzt. Dieser Mann nun hatte, eben wie Bruno, am selbigen Abend eine heftige Leidenschaft für sie gefaßt, nur daß dieselbe nachhaltiger geblieben war und sich mit der Zeit immer mehr gesteigert hatte. Nachdem er vergeblich versucht hatte, sich ihr zu nähern, war er endlich auf den Ausweg verfallen, die Tante um ihre Beihilfe zu bitten, und damit an die richtige Schmiede gekommen. Teresa war glücklich in dem Gedanken, ihre zärtlich geliebte Nichte an den wohlhabenden Weinbergsbesitzer zu verheiraten.

„Denn sehen Sie, Signor Hillbach," sagte sie, „es wäre doch ein grenzenloses Glück für das arme Mädchen, so ins warme Nest zu kommen. Das bißchen Schönheit ist bald dahin und das gottlose Modellstehen, wenn sie es auch nur bei Ihnen thut, ist auch nicht geeignet, einen braven Burschen anzulocken, wenn er erst mal dahinterkommt. Ich halte es so geheim wie möglich, daß sie zu Ihnen geht."

„Aber kann Lalla denn glücklich werden, wenn sie den Mann nicht liebt?" unterbrach Bruno den Redefluß der dicken Frau.

„Lieben – papperlapap," meinte diese geringschätzig. „Natürlich wird sie mit dem braven Paolo glücklich werden, und sie wird ihn auch lieben lernen, wenn sie erst seine Frau ist. ‚Lalla mia,' sage ich alle Tage zu ihr, ‚Du bist ein rechtes Gänschen,' sage ich, ‚daß Du den braven Paolo, der Dich so liebt, nicht nehmen willst,' sage ich, ‚Du könntest Dir alle Vierteljahr ein neues Kleid kaufen, und soviel Hüte wie Du nur willst, und könntest Dich tragen wie eine vornehme Signora,' sage ich, ‚was hast Du davon, wenn Du immer nur Augen für den Signor Hillbach hast, er heiratet Dich doch nicht,' sage ich. Nehmen Sie es nicht für ungut, lieber Signor Hillbach, aber Sie wollen das arme Ding doch sicherlich nicht heiraten."

„Nein," sagte Bruno, unangenehm berührt, „ich könnte sie nicht einmal heiraten, denn ich bin verlobt und außerdem nicht ihres Glaubens."

„Verlobt?" schrie Teresa, „das wußte ich nicht einmal, aber Lalla denkt ja auch gar nicht daran, sie denkt an gar nichts anderes als nur immer bei Ihnen sein zu dürfen. ‚Lalla mia,' sage ich alle Tage zu ihr, ‚vergiß den deutschen Signor und heirate den braven Paolo, das ist das beste Mittel, um zu vergessen, was man nicht haben kann,' aber sie läßt mich reden und weint nur."

Bruno starrte unmutig auf den unsauberen Fußboden der Osteria und murmelte: „Aber so lassen Sie das arme Ding doch in Ruhe."

„In Ruhe lassen, ehe sie ja gesagt hat? Wo denken Sie hin, damit wäre dem Paolo schlecht gedient, aber nehmen Sie sich nur vor ihm in acht, Signor Hillbach, er weiß, daß Sie den halben Sommer in ihrem Dorf gewohnt und das schöne Altarbild von ihr gemalt haben, nun ahnt er, woher Lallas energische Weigerung, seine Frau zu werden, stammt, und glüht vor Eifersucht."

Bruno ging tief verstimmt aus der Osteria fort. Sein Verstand sagte ihm, daß eine solche Lösung auch für ihn das Beste wäre und ihm das endliche Scheiden von Rom erleichtern würde, aber der Gedanke, daß das arme Mädchen zu einer verhaßten Ehe überredet werden sollte, war ihm in hohem Grade zuwider, und er nahm sich vor, ernsthaft mit ihr zu sprechen.

Am nächsten Tage, noch ehe er Gelegenheit gehabt hatte seinen Vorsatz auszuführen, mußte er sich abermals abends nach der Osteria begeben, um laut Verabredung mit einigen anderen Künstlern Rücksprache wegen eines Festes zu nehmen, das man während des Karnevals zu geben beabsichtigte.

Er fand die Freunde bereits auf ihn wartend. Man erledigte den geschäftlichen Teil der Zusammenkunft ziemlich rasch und ging dann zu gemütlichem Geplauder über. Am Tische nebenan hatte der braune Paolo Platz genommen und verschlang Bruno fast mit seinen brennenden Augen.

„Alle Wetter, Hillbach," rief plötzlich ein blonder Jüngling, „ich muß Ihnen meine Hochachtung aussprechen, ich sah heute zum ersten Mal ein Bild von Ihnen — Sie wissen, ich bin noch nicht lange hier — und war völlig verblüfft; der ganze Saal des ehrenwerten Signor Angelo strahlt ja von dem Licht, das Ihre Nymphe ausströmt. Ist das nur Phantasie, oder haben Sie wirklich hier in Rom ein so entzückendes rotblondes Geschöpf als Modell aufgetrieben? Dann seien Sie gnädig und verraten uns Neuen die Adresse."

„Da kannst Du lange bitten, Erhard," meinte ein anderer, „Hillbach ist mit seinem Schatz so geizig, daß ihn niemand anders als aus der Ferne ansehen darf, kommst Du aber in sein Studio, so kannst Du die rote Schönheit in allerlei Gestalt und Ausführung, mit und ohne Kleider bewundern. Er ist wirklich ein Glückspilz."

Bruno winkte ihm ärgerlich Schweigen zu, und der vorige Sprecher lachte: „Hier darf man freilich nicht davon reden."

„Warum nicht hier?" fragte der Blonde arglos, blieb aber, noch ehe ihm Antwort wurde, mit offenem Munde sitzen. Lalla kam eben die Treppe hinunter, schritt freundlich grüßend an dem Tische vorüber und begab sich zu den andern weiblichen Familiengliedern an den Herd.

Das Gespräch nahm sofort eine andere Wendung, das Gesicht des heißblütigen Paolo hatte sich aber vor Aufregung fast schwarz gefärbt, und es war kein Segenswunsch, den er durch die Zähne stieß, als er hastig seinen Platz verließ, um sich ebenfalls zu den Frauen zu begeben.

Am nächsten Morgen führte ihn sein erster Gang in den Kunstsalon des Signor Angelo, wo er, kochend vor Wut, das Abbild seiner Angebeteten als Nymphe entdeckte.

Zwei Tage später fand das Fest der jungen deutschen Künstler statt.

Aus Rücksicht auf die teilweise recht schmalen Geldbeutel der jungen Künstler hatte man ein ziemlich unansehnliches Quartier gemietet, das indessen einen recht geräumigen Hauptsaal aufweisen konnte, und alle Räume durch malerische Ausstattung so anmutend wie möglich gemacht.

Digitized by Google

Wo ein halbes Dutzend genialer Köpfe die Ideen hergiebt und ein halbes Hundert fleißiger Künstlerhände in freiwilligem Schaffen sie zu verkörpern sucht, da können auch die anspruchlosesten Räume sich wie durch Feenzauber in die Gärten der Armida verwandeln.

So weit hatte man sich freilich nicht verstiegen; der Hauptsaal stellte eine Oase in der Wüste vor, auf der ein arabischer Fürst seine Zelte aufgeschlagen hat und die aus allen Himmelsgegenden herbeiströmenden Künstler begrüßt.

Die bisher schlecht getünchten nackten Wände hatten es sich müssen gefallen lassen in Wüstenlandschaften mit kühner Perspektive verwandelt zu werden. Palmen und anderes Baum- und Buschwerk bildeten in glücklicher Vereinigung von Kunst und Natur den Vordergrund, die Sitzbänke an den Wänden schienen Steinhaufen und Rasenstücke zu sein, und der Eingang zu einem kleinen Nebenzimmer, sowie dieses selbst versinnbildlichte das erwähnte Zelt. Daß dieses einen modernen Bierausschank enthielt, war eine Widersinnigkeit, die der tollen Laune überschäumender Jugend entsprach.

Über allem aber schwebte an der Decke des Hauptsaales die Sonne der Tropen, eine Laterne von gelbrotem Glase, die aus einem fetten Frauengesicht hervorglänzte. Im übrigen hatte das moderne Gas die Beleuchtung übernommen.

Die Gesellschaft, welche diese phantastisch geschmückten Räume beleben sollte, konnte man im wahren Sinne des Wortes „gemischt" nennen.

Fast keiner der Maler hatte Angehörige, nur wenige von ihnen Familienverkehr in Rom, so setzte sich der größte Teil der weiblichen Gesellschaft aus Frauen und Töchtern des Bürgerstandes, Angehörigen der Hauswirte und jungen Freundinnen der Maler zusammen. Bedingung war nur Schönheit, Heiterkeit und sittiges Benehmen, um bei den in geringer Zahl anwesenden Damen der guten Gesellschaft keinen Anstoß zu erregen.

Das Völkchen wogte in den buntesten Trachten und in ungebundener Lust durcheinander, doch herrschte bis zum letzten Augenblick der wohlanständige Ton, der selbst den Italienern der niederen Klassen nie fehlt.

Als Bruno mit Lalla und deren Tante und Cousine erschien, war die Gesellschaft fast vollzählig bei einander und wogte bunt und malerisch umher. Lalla trug das reizende deutsche Gretchenkostüm und sah unendlich lieblich darin aus. Teresa hätte in ihrem ebenfalls altdeutschen Anzuge als Nachbarin Martha gelten können, wenn ihre Erscheinung nicht viel zu behäbig-liebenswürdig für die alte Kupplerin gewesen wäre. Bruno selbst trug die Kleidung eines Landsknechts und konnte für den Bruder Valentin genommen werden. Er hatte es verschmäht als Faust zu erscheinen, um keine anzüglichen Scherze hervorzurufen.

Als die Angekommenen den weisen Omar, den Beherrscher der Wüste, der in langem weißem Beduinenmantel und wallendem Barte die Gäste empfing, begrüßt hatten, beeilten sie sich, einen guten Platz auf einer imitierten Steinpyramide zu erlangen, um den eben beginnenden Vorstellungen bequem zuschauen zu können.

Unter einer Palmengruppe, an einer Schmalseite des großen Saales, hatte man eine etwas erhöhte Tribüne errichtet, deren Vorderseite vorläufig durch ein buntes Tuch von Stamm zu Stamm verhüllt war. Drei phantastisch aufgeputzte Negerknaben kauerten daneben und begannen gerade eine ohrenbetäubende Musik auf wunderbaren Instrumenten, deren wichtigstes eine große Trommel zu sein schien. Nachdem sie ein paar Minuten wie toll darauf herumgewirbelt hatten, erdröhnte plötzlich ein gewaltiger Tamtamschlag, und wie durch Zauber sank die Gardine herab und ein braunhäutiger Athlet, nur mit einem Lendenschurz bekleidet, stand auf dem Brettergerüst und beugte sich mit gekreuzten Armen grüßend fast zur Erde hinab. Die arabische Hautfärbung war täuschend, dennoch erkannten viele sofort die Züge des jungen Dänen, der viel in der Gesellschaft der Deutschen verkehrte und „gegrüßt seist Du, Olaffen," tönte es mehrstimmig aus dem Zuschauerkreis. Der Pseudoaraber achtete nicht darauf, sondern beugte sich abermals, nahm mit steifen Armen zwei Centnergewichte vom Boden und hob sie langsam erst bis zur Schulterhöhe und dann über den Kopf, sie dort zusammenhakend und wie einen Schmuck über denselben hängend. Langsam beugte er so belastet die Knie, bis seine Hände abermals den Boden erreichten und dort vier Centnergewichte aufnahmen, die er sich seelenruhig, immer seinen eigenartigen Kopfschmuck balancierend, um die Taille hing. Mit einer ihm zugereichten Stange hob er dann noch zwei weitere Gewichte vom Boden, schob sie an die beiden Enden und balancierte die Last auf dem Zeigefinger der steif ausgestreckten Rechten. So, mit achthundert Pfunden belastet, stand der Künstler unter dem lebhaften Beifallklatschen seiner Zuschauer eine halbe Minute, dann fiel das Wüstenorchester mit Höllenspektakel ein, und die Gewichte rollten von dem sich Schüttelnden wie Hagelkörner herab.

Eine Menge ähnlicher Kunststücke folgte, dann kam der Schlußeffekt. Der Künstler ergriff eine eiserne Kugel vom Umfang eines Männerkopfes, spielte damit eine Weile Ball, legte sie dann auf den Rücken seiner ausgestreckten Hand und ließ sie langsam über die Arme, die Schultern und den Nacken hinweg zum andern Handrücken rollen, von wo er sie spielend in die Höhe schleuderte, mit der Hand ergriff und auf den Kopf legte.

Langanhaltender Jubel lohnte die gelungene Vorstellung, und er war verdient, denn wenn die scheinbaren Centnergewichte auch nur aus Pappe oder Blech gefertigt waren, so zeigte das unter dem festanliegenden Tricot deutlich sichtbare Spiel der Muskeln von so genauem Studium, daß die Täuschung eine vollständige wurde und die Leistung, namentlich bei den anatomiekundigen Malern, die höchste Bewunderung erregte.

Wenige Minuten nachdem die Gardinen sich hinter dem Athleten geschlossen hatten, trat ein prächtig gekleideter Orientale vor und teilte der Versammlung

Digitized by Google

mit, daß er vom Fürsten Omar aus dem fernen Persien herberufen sei, den Anwesenden einen Spiegel des Lebens und das Ende aller Dinge zu zeigen. Sofort verfinsterte sich der Saal fast völlig, und auf einer weißen Leinwand, die man zwischen den Palmenstämmen aufspannte, zeigte sich ein Schattenspiel.

In scharfsatyrischer Färbung flogen kleine Bilder des römischen Lebens, von dem Magier durch Knüttelverse erklärt, an den lachenden Zuschauern vorüber. Da war der heuchlerische Osteriawirt, der den Wein tauft, da der Wucherer, der den armen Künstlern erst die Taschen ausleert und ihnen dann die Kleider auszieht, dort eine wohlbekannte, an ihrer spitzen Nase kenntliche Eminenz, der der böse Leumund eine besondere Hinneigung zum ewig Weiblichen nachsagte. Hier eine schmachtlockige alte Jungfer, die aus Neid ein junges Liebespaar verrät, dort ein grober Hauswirt, der die Ateliermiete nicht länger stunden will, und noch viele andere, häufig vorkommende Dinge. Aber die Vergeltung blieb nicht aus. Ein Teufel mit gewaltigem Rachen erschien plötzlich und verschluckte sie alle, den Weinwirt wie den Hauswirt, den Wucherer wie die alte Jungfer, sie verschwanden trotz verzweifelten Sträubens hinter den furchtbaren Zähnen des augenrollenden Unholdes, der sich nach jedem neuen Bissen behaglich den Bauch strich.

Zuletzt kam die Eminenz, eine junge Schöne am Arme führend, an die Reihe und komplimentierte mit ihr um den Vortritt in den Höllenrachen. Sie mußten beide hinein, wie alle anderen, und wurden vom Teufel mit ganz besonderem Behagen verspeist. Des Kardinals noch lange zwischen den grinsenden Lippen hervorzappelnde bestrumpfte Beine erregten schallende Heiterkeit.

Lalla und ihre Angehörigen, die derartige Feste noch nicht mitgemacht hatten, waren ganz außer sich vor Freude, und Bruno lachte fast mehr über sie, als über die Vorführungen selbst. Als nach Schluß der Schattenbilder der Saal sich wieder zu erhellen begann, schaute Bruno wie von geheimnisvoller Macht gezwungen hinter sich, fuhr aber fast entsetzt zurück, denn er schaute in ein fremdes wutverzerrtes Gesicht.

Die wie alle hier kostümierte Gestalt trug den bekannten Brigantenanzug der Abruzzen und war bis an die Zähne bewaffnet. Ein dichter, fast an die Augen reichender Vollbart versteckte den unteren Teil des Gesichts, das Haar hing wild in die Stirn, und die schwarzen Augen glichen Dolchspitzen, die auf einen Gegner gezückt werden.

So stand der Unheimliche dicht hinter ihm und Lalla auf der höchsten Spitze des künstlichen Felsens und durchbohrte das lachende Mädchen, das seinen Kopf gegen Brunos Schulter gestützt hatte, mit den Augen.

Unangenehm berührt, ging Bruno schnell in Gedanken die Reihe der Anwesenden durch, ohne die Person des Unheimlichen erraten zu können. Es mußte eine vom nahen Korso hereingekommene Maske sein, die vielleicht durch eines der in den Nebenräumen offenen Fenster geschlüpft war. Zu diesem Resultat gekommen, wendete er sich noch einmal herum, um den Fremden nach seiner Berechtigung des Hierseins zu fragen, doch war derselbe ebenso geheimnisvoll hinter dem Lorbeergebüsch, das die Saalecke füllte, verschwunden, wie er daraus aufgetaucht war.

Der unangenehme Eindruck der kleinen Scene verwischte sich schnell in der geräuschvollen Heiterkeit, die die nächste Vorstellung erregte. Fürst Omar selbst erschien auf der Tribüne und ließ sich also vernehmen:

„Allah ist groß, gepriesen sei sein Name! Seine Weisheit setzte den greisen Omar zum Herrscher der Völker, die vom Aufgang zum Niedergang der leuchtenden Sonne diese gesegneten Gefilde — die nur fränkische Kurzsichtigkeit als Wüste bezeichnet — bewohnen. Seine milde Hand rührte an den Boden, und siehe, ein Quell sprudelte heraus, den Sand zu netzen, duftendes Gras und hochstrebende Palmen sogen ihre Nahrung aus dem durchfeuchteten Erdreich, und die Tiere der Wüste kamen herbei, um ihren Durst und Hunger zu stillen. Sie mehrten sich unter dem Licht der Sonne und des weißen Mondes, und Allah, der Herr, gab ihnen auch einen Fürsten, auf daß das Tierreich nicht hinter den Menschen zurückstehe. Ernst und majestätisch schreitet der Löwe durch sein Reich, oder durchmißt es nachts auf flüchtigem Renner. In Folge der Macht aber, die Allah der Gütige mir verliehen, habe ich den Fürsten der Tiere bewogen, hier in unserer erleuchteten Versammlung zu erscheinen. Sofort wird es Nacht werden, und Ihr, meine werten Gäste, die Allah segnen möge, werdet den König der Wüste auf seiner nächtlichen Jagd sehen."

Sofort ward wieder sanfte Dämmerung, das glühende Gesicht der Sonne verschwand in einer Wandöffnung, und der gute Vollmond mit jovialem Gesicht und langer Nachtmütze steckte seine grünliche Laterne heraus und hüllte den ganzen Saal in holdes Zauberlicht. Da raschelt es im Gebüsch hinter der Tribüne, ein stattlicher Löwe tritt hervor, schüttelt seine Mähne und wandelt langsam über den Saal, um im nächsten Winkel hinter hohem Schilf zu verschwinden.

„Wüstenkönig ist der Löwe," deklamiert die Stimme eines Unsichtbaren, und während Freiligraths herrliches Gedicht an den Ohren der Zuhörer vorüberrauscht, spielt sich die bewegte Scene vor ihren Augen ab.

Unter der Palmengruppe hervor tritt langen beweglichen Halses die Giraffe, sie umschreitet den Saal bis zur winkenden Quelle neben dem Schilf, kauert nieder und neigt den beweglichen Nacken zur Flut hinab.

Da, wildes Gebrüll, der Löwe springt mit mächtigem Satz auf ihren Rücken, schlägt seine Pranken um ihren Hals, und nun beginnt der wilde Todesritt. Auf und ab, hin und her, durch die kreischenden, zurückweichenden Zuschauer geht die Jagd, und die Kraft der buntgestreiften Giraffe scheint unermüdlich, nur der lange Hals schwankt bedenklich und bringt Bäume und Kronleuchter in Gefahr.

Auf der Spur des fürstlichen Jägers aber zieht

Digitized by Google

der krächzende Geier mit ausgebreiteten Flügeln, der fleckige Panther und die schleichende Hyäne. Als das gehetzte Tier endlich zusammenbricht, kündet furchtbares Geheul der Tiere, den Schluß der Jagd an.

Wieder erschien der beturbante Omar und zeigte an, daß der Löwe, nun gesättigt, den Tieren der Wüste nun die Reste der Mahlzeit, ihm aber Skelett und Haut der erjagten Giraffe als Trophäen überlassen habe.

Vier Neger brachten dieselbe unter schallendem Gelächter der Zuschauer auf einer Tragbare herbei. Das Skelett hatte ganz frapante Ähnlichkeit mit zwei hintereinander stehenden Männern, deren Schultern durch ein Stück Bettmatratze verbunden waren.

Reicher Beifall wurde dem tollen Humor der Vorstellung gezollt; hatte auch der größere Teil der weiblichen Zuhörer die fremde Sprache des Gedichts nicht verstanden, so ließ die Darstellung selbst über ihren Sinn keinen Zweifel. Nun aber schien eine Pause dringend geboten, um auch dem Durst sein Recht zu lassen.

Alles zerstreute sich in die Nebenräume, mit einer Flasche Wein die trockene Kehle zu feuchten.

Auch Bruno suchte mit seinen Begleiterinnen ein lauschiges Plätzchen auf, und fand es in einer künstlichen Laube von Myrtengebüsch, die durch eine rote Ampel magisch erleuchtet war. Ein offenes Fenster ließ die kühlende Nachtluft in den kleinen Raum. Dort saßen sie plaudernd bei einer Flasche mit feurigem Marsala, und die redselige Teresa wußte des Lobes kein Ende zu findn.

„Und Du, Lalla?“ fragte Bruno, „bist auch Du zufrieden?“

„O Signor,“ war die Antwort, „noch nie im Leben war ich so froh, o, wie sind die Reichen doch zu beneiden, denen das Leben so Schönes in Fülle bietet!“

„Siehst Du, Lalla,“ fiel ihre Tante ein, „das alles, oder wenigstens viel davon, könntest Du haben, wenn Du den reichen Paolo nähmest, er führte Dich gewiß jede Woche einmal ins Puppentheater.“

Lalla hing das Köpfchen, und alle Lust war aus ihrem reizenden Gesichtchen fortgeweht.

„Aber so lassen Sie doch den unglücklichen Paolo aus dem Spiel, Sie verderben ja dem Mädchen jede Freude. Lalla, mein Liebling,“ wendete er sich an diese, „denke wenigstens heute nicht an den Elenden, der Dich mit seiner angeblichen Liebe nur quält. Der heutige Abend gehört mir, und ich will ihn genießen. Komm, trinke noch ein Glas, und dann will ich wieder Dein lachendes Gesicht von vorhin sehen. Die Aufführungen sind vorüber, jetzt kommt der Tanz an die Reihe, da wollen wir es mit dem Saltarello versuchen, den Du mich gelehrt hast.“

Er ergriff die Flasche, um einzuschenken, da war es wieder, als würde er zum Umschauen gezwungen, als bannte ihn ein magischer Blick. Er wendete den Kopf und blickte in den schattigen Winkel zwischen Gebüsch und Wand.

Da stand er wieder, der unheimliche Brigant, mit seinem leidenschaftlich verzerrten Gesicht, und im Augenbick kam Bruno die Erkenntnis. Es mußte Paolo sein, der ihnen voll Eifersucht nachgeschlichen war.

Die Flasche hinsetzen und den Fremdling am Arm packen, war das Werk eines Augenblicks.

„Was wollen Sie hier? — Warum schleichen Sie uns nach?“

„Um Dir Deinen Lohn zu geben, verfluchter Mädchenverderber!“ schrie der Italiener. Im Augenblick funkelte ein Dolch in seiner Hand und fuhr auf die Brust des ahnungslosen Bruno nieder. Aufschreiend taumelte er zurück, und der Wütende holte zum zweiten verhängnisvollen Stoß aus. Aber er traf nicht das Ziel, das er sich gewählt. Mit Blitzesschnelle hatte Lalla sich zwischen den Rasenden und ihren Freund geworfen, und der diesem zugedachte Stoß traf ihre Schulter, daß das Blut wie ein roter Strahl über das lichtblaue Gewand schoß und das Mädchen aufstöhnend über den zusammenbrechenden Maler hinsank.

Während Teresa und Annunziata furchtbar zu kreischen begannen, ohne den Versuch zu machen, den Verwundeten Hilfe zu bringen, stand der unselige Paolo wie versteinert da und schaute auf das blutende Mädchen zu seinen Füßen.

Das hatte er nicht gewollt — das nicht. — Er hatte sie von dem Zauber befreien wollen, mit dem der ketzerische Deutsche sie seiner Meinung nach umsponnen hatte — nun war er ihr Mörder geworden.

Er strich mit der Hand über die glühende Stirn, er deckte sie über die brennenden Augen — das Schreckbild blieb.

Das Geschrei der Frauen hatte Menschen aus den Nebenräumen herbeigerufen; sie standen in ihrem phantastischen Schmuck dem in Waffen starrenden Mann gegenüber, ohne den Versuch zu wagen, sich ihm zu nähern.

Da tönte der Ruf: „Holt die Polizei, holt Soldaten,“ und mit diesen Worten kam Leben in die regunslose Gestalt des Mörders. Wie ein Ruck ging es durch seine Glieder, und im nächsten Augenblick war er durch das Fenster verschwunden.

Der junge Däne, der zu Anfang des Festes den Athleten vorgestellt hatte und nun das kleidsame Kostüm eines Montenegriners trug, griff zuerst thatkräftig ein, indem er die Thür zum Nebenraum schloß und einen Aufwärter nach zwei Wagen schickte. Ein Arzt war zum Glück in der Gesellschaft und konnte sofort herbeigerufen werden.

Man hatte die Verwundeten aufgerichtet und flüchtig untersucht. Lalla hatte nur eine recht böse Fleischwunde davongetragen, bei Bruno aber stand die Sache schlimmer. Freilich hatte ein Blechschild seines Anzuges den Stoß aufgehalten und von dem bedrohten Herzen abgelenkt, allein der Stich war immer noch tief genug gegangen und hatte augenscheinlich die Lunge verletzt.

Bruno, der nur einen Augenblick die Besinnung verloren, drang darauf, daß jedes Aufsehen vermieden und der in dem abgelegenen Raum wenig bemerkte Vorfall der fröhlichen Gesellschaft verschwiegen werde.

So hob man denn die Verwundeten durch dasselbe tief gelegene Fenster, welches dem Mörder den

Digitized by Google

Eintritt ermöglicht hatte, in die bereitstehenden Wagen.

Noch einen festen Händedruck tauschte Bruno mit seiner Lebensretterin, die, auf Annunziata gestützt, zu ihm trat. Er ahnte, daß es ein Abschied für ewig sei, aber die Schwäche, die ihn plötzlich überfiel, ließ es ihn kaum empfinden.

Böse Wochen folgten für den schwer Verletzten. Zwar machte, unter der sorgsamen Pflege einer barmherzigen Schwester, seine Heilung gute Fortschritte. Bis zur völligen Genesung mußten aber immer noch Monate vergehen, und den lebensfrischen Mann quälte oft die Sorge, er könnte sein Leben lang siech und elend bleibe.

War diese Besorgnis nun freilich übertrieben, so forderte seine verletzte Lunge doch sorgsamste Pflege und äußerste Vorsicht. Als im Mai die Hitze plötzlich sehr drückend wurde, forderte der Arzt dringend seine Entfernung aus der Stadt, und Bruno ging an den Comersee.

Von Lalla hatte er nur durch Teresa, die ihn zuweilen besuchen kam, erfahren, daß sie nach einigen Wochen genesen und zu ihrer Mutter ins Gebirge heimgegangen war.

Eine Verfolgung Paolos hatte Bruno um des jungen Mädchens willen verboten.

Nun lebte er friedlich in einer kleinen Villa am See, gehegt und gepflegt von seiner Wirtin, einer alten Dame, deren Herz er gewonnen, und doch unzufrieden und mit sich selbst uneins.

Zum ersten Male seit er in Italien weilte, überkam ihn eine Art von Heimweh, überkam ihn Sehnsucht nach Hedwig.

Trotz aller Befriedigung in Bezug auf sein künstlerisches Schaffen, schien ihm seines Lebens bester Teil zu fehlen, eine Seele, die die Ergänzung der seinigen war, ein Wesen, das auch äußerlich die warme Atmosphäre der eigenen Häuslichkeit um ihn bereitete. Jetzt in seinem Siechtum hatte er sie vermißt.

Er nahm den stark vernachlässigten Briefwechsel mit Hedwig wieder auf, aber er befriedigte ihn nicht.

Sie ging auf alles was mit seiner Kunst zusammenhing kaum ein, „sie verstände es nicht," schrieb sie ihm ganz ehrlich, und berichtete ihm dafür tausend Kleinigkeiten aus ihrem eigenen Wirkungskreis, die ihn selbst nicht interessierten.

Sie schickte ihm ihr Bild, das sie von einem reisenden Photographen hatte anfertigen lassen, und Bruno legte es unbefriedigt aus der Hand. Der Mann hatte sein Handwerk schlecht verstanden, kaum erkannte er darin die Züge der lieben Jugendfreundin, sie sahen hart und spitz aus, das mußte infolge der fehlenden Mitteltöne sein, der Photograph hatte nur helles Licht und tiefen Schatten zum Ausdruck gebracht.

Bruno legte das Machwerk in die fernste Ecke seines Schrankes und stellte eine kleine Kopie des Bildes, das er einst gemalt, an seine Stelle. Das war Hedwig, so mußte sie auch jetzt noch aussehen, die wenigen Jahre konnten sie nicht so verändert haben.

Als der September auch für Rom kühlere Tage verhieß, kehrte er völlig genesen zurück und betrat mit Freude sein Atelier wieder. Er sehnte sich nach Arbeit.

Am liebsten hätte er seinen Koffer gepackt und wäre nach Deutschland zurückgegangen, um sich dort mit Hedwig die Häuslichkeit zu gründen, nach der er sich so sehnte, das Schicksal selbst hatte ein Hindernis endlich aus dem Wege geräumt, indem es den unglücklichen geisteskranken Vater von der Erde nahm.

Aber jetzt war es der Arzt, der ein energisches „Veto" einlegte. Bruno dürfe seiner kaum geheilten Lunge den Klimawechsel nicht zumuten, er müsse bis zum Frühjahr warten. Eine heftige Erkältung könne seine Gesundheit ernstlich in Frage stellen, hatte er gemeint. Da hieß es gehorchen. Bruno wollte keine zweite Auflage monatelangen Siechtums.

Als Bruno in die bescheidenen Räume seines Ateliers trat, grüßten ihn Lallas Abbilder mit neuem Zauber, und es war ihm eine Freude, daß mehr als ein begonnenes Bild von ihr auf seine vollendende Hand wartete. Freilich mußte es jetzt ohne ihre Gegenwart geschehen, aber es ging ja auch so.

Mit Freude ging er an die Fertigstellung einer ruhenden Venus, und unter der innigen Beschäftigung mit dem herrlichen Bilde kam ihm der dringende Wunsch, Lalla wiederzusehen.

Er hatte die Osteria ihrer Tante bisher vermieden, heute, an einem entzückenden Oktobertage, machte er sich auf den Weg dahin. Vielleicht war Lalla schon zurückgekehrt.

Als er unter die Thür trat, schrie Teresa laut auf vor Freude und wäre ihm fast um den Hals gefallen.

„O, Du gepriesene Madonna," schrie sie, „der liebe Signor Hillbach, o welche Freude! Annunziata, wo steckst Du?" rief sie die Treppe hinauf. „Annunziata," schallte es in den Keller hinunter, „Annunziata — a — a — so höre doch, Mädchen, der liebe Signor Hillbach ist da. Schnell, Annunziata, eine Flasche Falerner, ganz hinten auf dem letzten Brett im Keller, es ist unser bester Wein."

Annunziata brachte endlich die verlangte Flasche. Die Wirtin schob den Kessel mit der kochenden Speise vorsichtig an den Rand des Feuers, wo er ihrer Aufsicht weniger bedurfte, und setzte sich zu Bruno an den Tisch.

„Aber nun erzählen, Signor Bruno, wie es Ihnen ergangen ist. Sie glauben gar nicht, wie viel ich an Sie gedacht habe. Annunziata, sagte ich oft, wie es wohl unserm lieben Signor gehen mag, ob er wohl gute Pflege hat, und so vortrefflichen Wein wie bei uns. Ich würde gerne eine Wachskerze opfern, so groß wie ein zehnjähriges Kind, wenn ich ihn g sund wüßte. O, Signor, was war das für eine böie Zeit!"

Bruno unterbrach ihren Redefluß, indem er kurz von seinem Ergehen berichtete und dann nach Lalla fragte.

Teresa wurde verlegen.

„O, Signor Hillbach, die gepriesene Madonna hat noch alles zum Guten geführt, sie hat sich in voriger Woche nun endlich mit dem treuen Paolo verlobt und kommt erst zu ihrer Hochzeit nach Rom.

Digitized by Google

Wir werden sie hier feiern, da ich doch ihre zweite Mutter bin —"

Bruno war aufgesprungen und starrte der Alten entsetzt ins Gesicht.

„Mit dem Meuchelmörder hat sie sich verlobt? das konnte Lalla?"

„Meuchelmörder?" rief Teresa fast beleidigt, „nein, so dürfen Sie ihn nicht nennen, Signor Hillbach, was er that, geschah nur aus Liebe, und das thut hier jeder brave Bursch, wenn er sein Mädchen bedroht glaubt."

Bruno schaute die Frau, die einen beabsichtigten Mord so entschuldigte, sprachlos an, sie aber fuhr fort:

„Sie hätten nur sehen sollen, wie verzweifelt er sich über sein Unglück gebärdete, weil er die arme Lalla so schwer verletzt hatte, denn das wollte er ja nicht. Sie hätten ihn sehen sollen, wie er ganze Nächte lang vor unserer Schwelle kauerte, als das Mädchen so fieberte und immer irres Zeug sprach. Es hätte einen Stein erbarmen müssen, wie der arme Mensch litt."

„Und wie ich litt, den seine rohe Faust fast ins Jenseits befördert hätte, danach fragte sie nicht?" warf Bruno bitter dazwischen.

„O doch, lieber Signor Hillbach," versicherte Teresa lebhaft, „ganz kläglich hat sie nach Ihnen gerufen, ganz kläglich, sage ich Ihnen, ich mußte immer weinen, wenn ich es hörte."

„Und dann," fuhr sie fort, als Bruno schwieg, „dann kam die Mutter, sie zu holen, und der treue Paolo fuhr sie heim auf seinem eigenen Wagen, und der ehrwürdige Pfarrer hat ihr ins Gewissen gesprochen, daß sie durch ihre Halsstarrigkeit einen braven Burschen fast um die ewige Seligkeit gebracht hätte, denn ein Mord ist doch immer eine schwere Sünde, wenn Sie auch ein Ketzer sind, Signor Hillbach."

Terese mußte Atem schöpfen.

„Und dann hat er Lalla gesagt, daß auch ihr eigenes Seelenheil bedroht sei, da sie absolut nicht von Ihnen lassen wollte. Das Bild, welches Sie von ihr gemacht haben, so ganz ohne Kleider, wie Paolo berichtet hat, sei Teufelswerk, und Sie würden dafür in die Hölle kommen, wenn Lalla nicht einen braven Christen heiraten und täglich für Sie beten wolle. Da hat das fromme Kind dann endlich ja gesagt und ist nun auch ganz zufrieden. In vierzehn Tagen kommt sie her, und über drei Wochen ist die Hochzeit."

Bruno erhob sich und legte das Geld für den Wein, den er nicht berührt hatte, auf den Tisch.

„Sie wollen doch nicht gehen, Signor Hillbach," fuhr Teresa auf, „Sie werden den Wein doch nicht verschmähen und dem armen Kinde nicht böse sein?"

„Ich bin ihr nicht böse," sprach Bruno bitter, „im Gegenteil, ich habe herzliches Mitleid mit diesem armen Opfer Eurer Beredsamkeit, aber ich fürchte, wir würden uns nicht mehr verstehen, trinkt diese Flasche mit dem braven Paolo auf meine Gesundheit, ich glaube, der Wunsch wird ihm recht von Herzen kommen."

„Das wird er auch," versicherte Teresa ernsthaft, sie fühlte die Ironie nicht heraus.

„Nun sich alles zum Guten gewendet hat, ist er Euch nicht mehr böse und freut sich herzlich, daß der Dolch damals von Eurem Kleide abglitt."

„Nun, so stattet dem Brautpaar meine Glückwünsche ab, und dann lebt wohl, ich verlasse in einigen Wochen Rom für immer, und wir sehen uns wohl nie wieder."

Teresa erschöpfte sich in Worten des Bedauerns, aber Bruno war nicht länger zum Bleiben zu bewegen, er schüttelte ihr und Annunziata die Hand und verließ die Osteria — für immer.

Mit fieberhafter Eile betrieb er jetzt die Vorbereitungen zu seiner Abreise, die ihm bis dahin noch in weiter Ferne zu liegen schien. Er wollte Lalla als Braut seines Angreifers nicht mehr sehen, ihm war, als hätte ein häßlicher Wurm sich der Rose bemächtigt, die er liebevoll gehegt und gepflegt.

Mit innerem Widerstreben beendete er die wenigen Kleinigkeiten, die noch an seiner „Venus" fehlten, um das Bild dem Signor Angelo, der schon darauf wartete, überlassen zu können.

Er brauchte Geld.

Die Trennung davon fiel ihm auch nicht schwer, es war ihm verleidet worden.

Der „Frühling" und die „Madonna", folgten wohlverpackt der vorangegangenen „Bacchantin". Sie sollten eine in München stattfindende Ausstellung zieren und dann nach Berlin weiterziehen, ihn dort würdig anzukündigen.

So vergingen noch ein paar Wochen und dann kam der Tag, der ihn südwärts nach Neapel führen sollte, seiner ersten Etappe zu der geplanten Orientreise.

Er hatte schon in den letzten Tagen alle ihm teuer gewordenen Stätten noch einmal abschiednehmend besucht, nun stieg er zu dem ihm am nächsten gelegenen Monte Pincio hinauf, um einen letzten Blick über die unvergeßliche Roma zu werfen.

Es war am Morgen ein leichter Regen niedergegangen und hatte an den November gemahnt, aber wie ganz anders als droben im rauhen Norden. Jetzt lag es nur wie leise wehmütige Abschiedsstimmung in der klaren Luft, just die richtige zu einem Lebewohl für lange, lange Zeit.

Bruno blickte, an die Balustrade gelehnt, wehmütig über das weite Rund vor ihm. Die Cypressen und Pinien der Anlagen rauschten leise im Lufthauch, als sängen sie ein Abschiedslied, und aus der Tiefe grüßten ihn die Kuppeln und Türme der geliebten Stadt.

Dort flatterten die Fahnen der Engelsburg, dort wölbte sich die Kuppel des gewaltigen Sankt Peter neben dem prächtigen Vatikan. Er sah sie heute zum letzten Male. Und dort im Süden, durch die ganze Breite der riesigen Stadt von ihm getrennt, da lagen die ehrwürdigen Trümmer, die ihn einst in jener unvergeßlichen Mondnacht mit Zauberfäden an ihren klassischen Boden geknüpft hatten. Sie waren nicht gerissen seitdem, wie viel sich auch geändert hatte. Ein Stückchen seines Herzens blieb doch hier,

Digitized by Google

das fühlte er deutlich, die alte Sage der Fontana di Trevi würde recht behalten.

Mit einem letzten Rundblick wendete er sich zum Gehen.

„Lebewohl, Roma," sprach er leise zu dem speertragenden Standbilde, das den Namen der ewigen Stadt trug, „auf Wiedersehen." Er schritt dem Ausgang zu, aber dicht davor stockte sein Fuß.

Da kamen sie herauf, die er nicht mehr sehen gewollt. Lalla am Arme ihres Verlobten Paolo. Bruno lehnte gegen den Fuß der Sphinx, die neben ihm aufragte, konnte sie wohl ein tieferes Rätsel bieten wie das menschliche Herz?

Lalla trug seine städtische Kleidung und sah darin reizend, aber nicht mehr so ideal aus, wie er sie bisher gefunden.

Auf ihrem nicht besonders geistig belebten Gesicht lag ein Zug leiser Resignation, aber sie schien nicht unglücklich zu sein.

Als das Brautpaar an dem regungslosen Manne vorüberschritt, errötete das Mädchen tief und senkte die Augen. Paolo blickte scheu zur Seite, doch es war ein Blitz tiefsten Hasses, der Bruno streifte, ehe er den schuldbewußten Blick abwendete.

Bruno schaute ihnen eine Weile nach, dann wendete er sich energisch zurück und schritt den Berg hinab. Seine Hand beschrieb eine Linie in der Luft, als wolle er etwas abschneiden, und es war in Wahrheit seine Vergangenheit, die er mit diesem symbolischen Schnitt von sich abtrennte.

Seine überschäumende und rastlos stürmende Jugend lag hinter ihm. Lalla war nur die letzte Episode darin gewesen — nun war auch diese vorüber und abgethan.

* * *

Während in Deutschland der Spätherbst unendliche Regenschauer über die kahlen Fluren ausgoß, der Winter seinen weißen Flockenmantel darüber breitete, wehte um Bruno der milde Hauch Süditaliens, die Wüstenluft Oberägyptens. Er sah den Golf von Neapel, die unvergleichliche Schönheit Kapris, dessen antike Trümmer, den furchtbaren Namen „Tiberius" wachrufend, eine Fortsetzung der schauerlichen Geheimnisse des Palatin zu sein schienen. Ein wunderbar klarer Sommertag, an dem die Natur kaum vom Herbst zu träumen schien, führte ihn in das feenhafte Gewölbe der „blauen Grotte". Dann wieder stand er zwischen den antiken Häuserresten des wiederauferstandenen Pompeji und versetzte sich im Geist in die Zeit zurück, da fröhliches Gewühl diese geisterhaften Gassen belebte.

Die wiederauferstandene Stadt erinnerte ihn an eine schöne versteinerte Leiche, die nach jahrhunderte langem Schlaf aus ihrer Gruft gehoben wird.

Und dann thaten sich endlich die lange ersehnten Wunder des Orients vor ihm auf.

Auf schnellem Dampfer durchschnitt er die Fluten des Mittelmeeres und betrat den Boden Alexandriens. Er fuhr den Nil aufwärts, schaute die ältesten Denkmäler menschlicher Kunst, die Pyramiden von Gizeh, und ließ die Schauer der Königsgräber von Theben auf sich wirken. Auf ausdauerndem Roß durchzog er in munterer Gesellschaft ein Stück der Wüste, hörte fern den Löwen brüllen und schaute in Wirklichkeit, was froher Jugendübermut vor Jahresfrist im Scherz darzustellen versuchte, eine Oase in der Wüste.

Der Winter, den er durchlebte, war für ihn nur ein andauernder Frühling. Hier in Ägypten, wo der Landmann im Dezember säet und im März erntet, gab es Sonnenschein und Blütenpracht und als er sich nordwärts wendete, um langsam und allmählich die Heimat zu gewinnen, da folgte ihm der Frühling, wohin er kam, und schüttete sein Füllhorn über die Lande. Über Griechenland, dessen klassische Altertümer ihm höchstes Interesse einflößten, ging er im Anfang des März zu Schiff nach Konstantinopel.

Byzanz — die alte Nebenbuhlerin Romas, die die sinkende in den Staub geschleudert und ihre Erbschaft angetreten hatte. Welche Fülle der Gedanken drängte sich bei der Einfahrt in das goldene Horn dem Reisenden auf.

Auch hier zwei gewaltige Kulturepochen, die miteinander gerungen und von denen die Siegende die Unterlegene zu vernichten getrachtet hatte.

Dort das Heidentum, dem der christliche Kultus den Fuß auf den Nacken setzte und die Stadt zur Centralstelle christlicher Weltherrschaft machte. Hier das Christentum vom Halbmond unterjocht.

Dort christliche Kirchen in heidnische Tempelräume hineingebaut, hier ehrwürdige Stätten des christlichen Kultus zu Moscheen umgewandelt.

Und doch ein Unterschied.

Das Christentum hatte nicht allein zerstört, es hatte in neuer Richtung auf dem Fundamente des Altertums fortgebaut; der Halbmond zerstörte wohl, aber er schuf keine neue fruchtbare Kultur.

Bruno besaß Empfehlungsbriefe an einige liebenswürdige Familien und die gepriesene orientalische Gastfreundschaft zeigte sich ihm im abendländischen Gewande nicht minder lobenswert.

Zu Roß, zu Wagen und zu Schiff durchzog er mit seinen neuen Freunden die paradisische Gegend.

Er beabsichtigte, bis zu Anfang des April hier zu bleiben und dann durch Südrußland und Ungarn nach Berlin zu gehen, wo er im Mai einzutreffen meinte.

Viel Schönes lag hinter ihm und Schönes hoffte er noch zu genießen, und doch trieb eine leise Unruhe ihn weiter, er hätte der Zeit, so Unvergleichliches sie ihm bot, doch Flügel wünschen mögen.

Das Heimweh — das Heimweh — es hatte ihn wirklich erfaßt und ließ ihn die Wochen zählen, die ihn noch von seinem Ziele trennten. Er war reisemüde und sehnte sich nach dem Hafen.

Der Most war edler Wein geworden, der stürmende Jüngling hatte sich zum reifen Mann abgeklärt. Aber nun empfand er ein tiefes Bedürfnis nach wahrer inniger Liebe, nach dem selbstlosen Ineinanderaufgehen, wie es nur eine glückliche Ehe bietet.

Digitized by Google

Und diese Sehnsucht verkörperte sich ihm in dem Namen Hedwig.

Stundenlang konnte er sich mitten unter der üppigen Vegetation des Südens in seine Kindheit zurückträumen, unter den Schatten der kleinen Wildnis im Riedelschen Garten am Fluß, die der Schauplatz seiner Kinderspiele mit Hedwig gewesen, unter die melancholischen Hängeweiden, die einst — vor mehr als einem Jahrzehnt, ihre ersten Liebesworte mitangehört hatten.

Er vertiefte sich in die Betrachtung des kleinen Bildes, das er bei sich führte, und Hedwig in ihrem ganzen rosigen Liebreiz stand vor ihm.

Freilich die Jahre würden nicht ganz spurlos an ihr vorübergegangen sein, das sagte ihm sein Verstand, eine Italienerin ihres Alters wäre wohl schon verblüht. Den nordischen Frauen aber bleibt die Jugend länger treu, und Hedwigs Schönheit war mehr Liebreiz und Anmut gewesen, diese Eigenschaften mußten ihr geblieben sein.

Eines Morgens hatte er mit einem Sohne seines Gastfreundes das alte Stambul durchstreift und die Denkmäler byzantinischer Kultur aufgesucht, soweit sie dem Fuß der ungläubigen Franken zugänglich waren. Nun bestiegen sie einen an der Perabrücke bereitliegenden Passagierdampfer, um nach dem asiatischen Ufer, nach Skutari hinüberzufahren.

Über dem blauen Bosporus lag glitzernd die Vormittagssonne und beleuchtete das farbenprächtige Panorama, daß sich in weitem Rund vor ihren Blicken ausspannte.

Da neben ihnen vom Ufer des goldenen Hornes und des Bosporus stiegen terrassenförmig die Stadtteile Galata und Pera auf, ein wunderbares Gemisch morgenländischer und europäischer Bauten, hier eine Moschee mit Kuppelbach und Minarets, dort Gesandtschaftshotels in moderner, leider oft wenig schöner Form.

Hier flache Dächer und fensterlose Haremsmauern, dort Paläste reicher Ausländer in allerlei Stilarten erbaut. Dazwischengebettet das tiefe Grün cypressenbeschatteter Friedhöfe und moderner Gartenanlagen.

Und dasselbe Gemisch wie die Bauten des Ufers boten die Insassen des kleinen Dampfers. Die Trachten vieler Länder und Völker fanden sich hier vereinigt und in der gesonderten Frauenabteilung schimmerten die bunten Gewänder und die mehr oder minder dichten Schleier der Türkinnen. In der blauen Flut aber spielten die Delphine, schossen schnellen Ruderschlags die Kaiks dahin und darüber schwebten mit lautlosem Flügelschlag Scharen weißer Möwen.

Welch ein Bild für das Auge eines Malers!

Sie näherten sich dem asiatischen Ufer. — Hier war es, als hätte der Frühling sein ganzes Füllhorn über das entzückende Stückchen Erde ausgeschüttet, so grünte und blühte es zwischen den Vorstädten und Villen, die die Küste bedecken, und selbst die ernsten Cypressenhaine, die die Ruhestätte müder Erdenpilger andeuteten, wirkten in dieser Umgebung nicht betrübend. Es mußte sich gut schlafen beim Gesange der Vögel und dem Gemurmel der blauen Wellen des Bosporus.

Sie landeten an der weit vorgeschobenen Landungsbrücke in Skutari und stiegen hinauf, um von der offenen Veranda eines Kaffeehauses noch einmal das ganze Rund zu überblicken.

Brunos Auge aber wendete sich immer wieder nach Südwesten, wo in der blendenden Sonne die Kuppeln und Minarets Stambuls — des alten Byzanz — leuchteten. Sie fesselten ihn mehr als der moderne Sultanspalast, der gegenüber, dicht am Meere liegende Dolmabaghtsche, dessen weißer Marmorbau sich in den Wellen spiegelte.

Dort in der alten Stadt, im dunklen Cypressenkranz, lagen zwischen den muselmanischen Palastbauten die ehrwürdige Sophien-, die uralte Irenenkirche, freilich von schlanken weißleuchtenden Minarets umgeben und vom Halbmond überragt.

Sie lagen dort als Zeugen vergangener christlicher Macht, und der Fuß der Nachkommen derer, die ihre Hallen gewölbt hatten, durfte ihren dem fremden Kultus geweihten Boden nicht mehr betreten.

Bruno sagte sich, daß es ihm wie selten einem Menschen beschieden gewesen war, das Auf und Ab der Weltgeschichte in ihren wichtigsten Momenten zu verfolgen; sein Blick hatte sich geweitet in der unendlichen Perspektive, die sie ihm boten, und die Vorkommnisse des gewöhnlichen Menschenlebens dünkten ihn oft kleinlich dagegen.

Die Stunden verrannen im Schauen und Genießen — die immer höher steigende Mittagssonne mahnte endlich an den Aufbruch.

Im leichten Kaik fuhren die Männer hinüber zu dem am jenseitigen Ufer belegenen Vorort Ortakoei, wo Verwandte des Gastfreundes ein Landhaus besaßen.

Die scharfe Strömung vom Marmarameer her, durch den Bosporus zum Pontus, zwang den rotbefezten Leiter des kleinen Fahrzeuges eine bedeutende Schwenkung nach Norden zu machen, um im weiten Bogen zur Anlegestelle hinüber zu kommen. Eine ganze Reihe kleiner Boote machte das Manöver mit und ward an einer ganz besonders lebhaften Stelle nahe aneinander geschoben.

Da tönten plötzlich deutsche Laute über das klare Wasser hin und „Hedwig — Hedwig," klang es in Brunos Ohr.

Er fuhr so heftig herum, daß der schmale Nachen bedenklich schwankte.

Dort neigte sich aus dem Boot, das einige Meter hinter ihnen die Wellen durchschnitt, ein blonder, lachender Mädchenkopf, nur im Profil sichtbar, und ein rosiges Händchen patschte in das durchsichtige Wasser.

Brunos Herz schlug zum Zerspringen, das war ja seine Hedwig Zug um Zug. Im nächsten Augenblick, als eine Wendung ihm das flüchtige Bild entzog, wußte er auch, daß nur eine zufällige Ähnlichkeit der äußeren Erscheinung und der übereinstimmende Name ihm dieses Luftbild vorgespiegelt hatte, noch gestern war ein Brief Hedwigs mit der Mitteilung, daß sie die ersten Schritte für den Verkauf ihres Anwesens gethan hätte, in seine Hände gelangt. — Aber dennoch packte ihn diese Ähnlichkeit mit fast elementarer

Digitized by Google

Gewalt und stieß alle Pläne für seine nächste Zukunft über den Haufen.

Schon am nächsten Morgen überraschte er seine Gastfreunde mit der Mitteilung, daß er die Reise nach Rußland und Ungarn aufgegeben habe, und binnen einigen Tagen direkt nach Berlin zurückkehren werde. Selbst der Hinweis auf den schnellen Klimawechsel, der in dieser frühen Jahreszeit für ihn gefährlich sei, verschlug nicht mehr.

Er fühlte sich völlig gekräftigt und seine Sehnsucht war übermächtig.

So reiste er denn ab, gönnte sich kaum in Wien einige Tage, um sich mit wärmerer Kleidung zu versehen, und traf eines Abends todmüde, aber mit glückseligem Herzen, in Berlin ein. Hier wollte er mit möglichster Beschleunigung Atelier und Wohnung mieten und dann sollte es weiter gehen nach Osten, der Heimat zu. — An Hedwig hatte er nicht geschrieben, er wollte sie überraschen.

VI.

Es war an einem kühlen, aber sonnigen Frühlingstage am Anfang des März. Hedwig ging durch den Garten ihrer Besitzung, um nachzusehen, ob die Anlage der neuen Gemüsebeete, mit welcher nach ihrer Angabe in voriger Woche begonnen war, die gewünschten Fortschritte gemacht hatte. Es war ihnen ein Stückchen Park, eine kleine Wildnis, in der sie in ihrer Kinderzeit viel mit Bruno gespielt hatte, zum Opfer gefallen, und dieses Opfer war ihr um der alten Erinnerungen willen nicht leicht geworden. Aber Hedwig hatte sich daran gewöhnt, rücksichtslos dem Nützlichkeitsprinzip zu folgen, und die neue Anlage verhieß guten pekuniären Erfolg. — Ein auswärtiger Unternehmer hatte die Absicht, eine Gemüse-Dörranstalt einzurichten und forderte die Gartenbesitzer zu Lieferungen auf. Da hatte sie nach heimlichem Seufzen den Befehl gegeben, die Fläche von Baum und Strauchwerk zu befreien, und nun dehnten sich lange Reihen gerader Gemüsebeete, an Stelle der schmalen, wild verwachsenen Irrwege, und ein kleiner schilfbewachsener Tümpel, der mit dem Flusse in Verbindung stand, und den Kindern immer besonders romantisch erschienen war, hatte sich müssen zu einer Bewässerungsanlage verwerten lassen.

Hedwig war zufrieden, es ging alles wie es gehen sollte und sie schritt den Fluß entlang, dem Platz mit den Trauerweiden zu.

Hier war alles unverändert, denn nicht um die Welt hätte sie hier auch nur einen Zweig fortschneiden mögen; diese Stelle, an welcher sie sich verlobt und die schönsten Stunden ihres Lebens genossen hatte, war ihr Heiligtum. Hier verträumte sie die wenigen Stunden, die ihr arbeitsvolles Leben ihr zum Träumen übrig ließ.

Sie setzte sich auf die Bank und schaute über den Fluß in das Feld hinaus. Das Graugrün der Wiesen fing schon an, sich an dem wärmeren Strahl der Frühlingssonne zu beleben. Die ersten saftgrünen Spitzen der jungen Gräser guckten neugierig aus der schützenden Decke hervor. Schon lag ein leiser Schimmer beginnenden Lebens über der Erde, und die Lerchen jubelten in der Luft und sangen von Auferstehung und neuer Lebensfreude.

Auch Hedwigs Brust hob sich unter dem schwarzen Trauerkleide, das sie um den im vorigen Herbst endlich erlösten Vater trug, in neuer Hoffnung, und ein früher oft gesungenes Lied fuhr ihr durch den Sinn:

„Nun, armes Herz, vergiß der Qual,
Nun muß sich alles, alles wenden,“

klang es halb unbewußt von ihren Lippen, während ihre Augen den kleinen silberglänzenden Wellen des Flüßchens folgten. Da fühlte sie sich von zwei Armen umschlungen, und eine kräftige Männerstimme sprach den Refrain nach:

„Ja, meine Hedwig, jetzt wendet sich alles und auch Dein Frühling soll jetzt anbrechen, die Wartezeit ist aus.“

Hedwig lag fast ohnmächtig an der Brust des Heimgekehrten.

Das plötzlich auf sie einstürmende Glück hatte ihr die Besinnung genommen, jetzt richtete sie sich langsam auf und schaute mit trunkenen Augen zu dem Manne hinüber, der vor ihr stand und noch immer ihre Hände gefaßt hielt.

Das war ihr Bruno? Dieser stattliche sonnengebräunte Mann mit dem wohlgepflegten Vollbart, den breiten Schultern und der bedeutenden Stirn? Ja, er war es, denn es waren seine Züge, seine treuen Augen — aber doch wie anders, wie ganz anders sah er aus, als der schlanke Jüngling, der in ihrer Erinnerung lebte. — Sie hatten sich seit fast sechs Jahren nicht gesehen.

Und auch Bruno sah sie an, lange, lange, dann ließ er plötzlich ihre Hände fahren und wendete sich mit hastiger Bewegung dem Flusse zu, als wollte er ihr die Thräne verbergen, die ihm ins Auge trat. — Was war aus Hedwig geworden, wie fand er die Geliebte wieder, nach der er sich im letzten Jahre so schmerzlich gesehnt. O grausames Schicksal, warum entblättertest Du die Rose.

„Arme Hedwig,“ murmelten seine Lippen.

„Nenne mich nicht arm, Bruno,“ rief das Mädchen, indem es die Arme um ihn schlang, „wie furchtbare Zeiten ich auch durchlebt habe, sie versinken vor meiner Erinnerung, als wären sie nie gewesen, nun ich Dich wiederhabe. — O Bruno, ich bin ja reich, unendlich reich durch Deine Liebe.“ Sie lehnte das Haupt gegen seine Schulter, als fände sie so die Stütze, welche ihr bisher gefehlt. Und Bruno legte den Arm um sie und führte sie stumm in den Anlagen auf und ab, er bedurfte der Sammlung.

So schritten sie zuerst schweigend, dann über naheliegende Dinge plaudernd durch die laublosen Anlagen. Hedwig erzählte von den letzten Lebenstagen des heimgegangenen Vaters, von ihren geschäftlichen Bemühungen, das Grundstück einträglicher zu machen, und wie sie sich abgearbeitet habe, um einige tausend Mark für ihre Ausstattung zu erübrigen.

Bruno berichtete über die Einrichtung seines

Digitized by Google

Ateliers in Berlin, und wie er schon vor acht Tagen gekommen wäre, wenn es nicht so schwer gehalten hätte, etwas seinen Ansprüchen Entsprechendes zu finden.

„Ich mußte ziemlich tief in den Geldbeutel greifen," sprach er, „aber was thut's, man muß zum fröhlichen Schaffen doch auch ein menschenwürdiges Asyl haben. Meine Atelierräume richte ich mir natürlich selbst ein und habe bereits alle erforderlichen Ankäufe gemacht und die nötigen Anweisungen für die Ausführung hinterlassen. Unsere Privatwohnung, die daneben liegt, aber wollen wir gemeinsam herrichten, nicht wahr, Schatz? Wir reisen zusammen nach Berlin und bauen unser Nest."

„Zusammen?" lächelte Hedwig, „als Brautpaar? das dürfte sich doch nicht schicken." Bruno sah sie befremdet an.

„Nicht schicken? Ja, darüber haben wir doch allein zu entscheiden. Wenn wir es so für gut finden, dann schickt es sich, wem sind wir denn Rechenschaft schuldig?"

„Aber Bruno, ich begreife Dich nicht, man würde hier in der Stadt darüber reden, und wir werden uns dem doch nicht aussetzen," meinte Hedwig.

„Nun, wir fahren ja nicht heute oder morgen," lachte der Maler, „bis dahin wird meine Hedwig sich wohl besonnen haben, daß das Gerede fremder Menschen für uns gleichgültig ist."

Sie waren an den Laubengang gekommen, der die neuen Gemüseanlagen begrenzte.

„Wie sieht es denn in unserem Urwalde aus? Weißt Du noch, wie ich Dich als Kind mit Deiner Furcht vor wilden Tieren schreckte und Dir einzureden suchte, in dem kleinen Teich wohne ein Krokodil? Vor wenigen Wochen habe ich es in Natura im Nil gesehen —"

Er verstummte und blickte sprachlos auf die Reihen der angelegten Beete.

„O Hedwig," rief er fast schmerzlich, „war das nötig, mußtest Du meinen Lieblingsplatz opfern?"

„Ich wußte nicht, daß Du so an dem Fleckchen hingest," antwortete das Mädchen, „sonst hätte ich es geschont, es bot sich mir aber eine günstige Gelegenheit, den Ertrag des nutzlosen Platzes auf mindestens zweihundert Mark," sie betonte die Worte, „zu bringen, da glaubte ich nicht schwanken zu dürfen, verzeih mir."

„Zweihundert Mark, das ist freilich eine so riesige Summe, daß man ihr seine liebsten Erinnerungen opfern darf."

Hedwig fühlte den Sarkasmus in seinen Worten wohl heraus, aber sie war in ihrem Herzen zu glücklich, um für irgend eine andere Empfindung Raum zu haben.

Einige Tage vergingen — Bruno hatte sich im Gasthofe einquartiert, brachte aber den größten Teil des Tages bei Hedwig zu.

Schon am Tage nach seiner Ankunft fand er eine alte, ziemlich ungebildete Verwandte seiner Braut im Hause und mußte die unliebsame Bemerkung machen, daß dieselbe es für ihre Pflicht hielt, ihn keinen Augenblick mit Hedwig allein zu lassen, was ihm um so unangenehmer war, als diese durch ihre vielen häuslichen und geschäftlichen Arbeiten so wie so über die Gebühr in Anspruch genommen wurde. Das Alleinsein mit der schwatzhaften Alten aber war ihm geradezu eine Qual.

Er ersuchte Hedwig daher schon nach wenigen Tagen, sie möge die alte Tante bitten, ihre Besuche zu beschränken solange er da wäre.

„Aber ich habe ja gerade ihre Anwesenheit mit Rücksicht auf den allgemeinen Brauch veranlaßt," antwortete Hedwig erstaunt.

Bruno pfiff leise durch die Zähne. „So, so — könntest Du aber nicht mir zuliebe von dem allgemeinen Gebrauch abweichen?" fügte er nach einer Weile hinzu, „mir ist die Alte unerträglich."

Als lupus in fabula trat diese in demselben Augenblick ins Zimmer, und Hedwig wurde dadurch einer Antwort überhoben; daß sie aber nicht willens war, seinen Wunsch zu erfüllen, entnahm er sofort einer Verabredung über eine häusliche Arbeit, bei welcher die Tante morgen helfen sollte.

Tief verstimmt sprang er auf und machte einen Gang durch den Garten, Hedwig kam ihm nach und sprach freundlich und liebevoll:

„Vergieb mir, Bruno, aber ich kann die Tante, die ich herbat, nicht mehr fortschicken, es würde in der Stadt zu sehr darüber geredet werden. Kennst Du die Kleinstädter nicht? sie kümmern sich um alles."

„Aber so laß sie doch, Schatz, was geht es uns an, sie können uns doch nur dankbar sein, wenn wir ihnen Stoff zur Unterhaltung bieten," lachte Bruno schon halb versöhnt, „er scheint bei Euch verdammt knapp zu sein, wenn schon die wichtige Frage, ob ein so altes Brautpaar wie wir mit oder ohne Gouvernante im Garten spazieren geht, die Köpfe beschäftigen kann."

„Du hast wohl recht, Bruno, aber —"

„Aber meine Hedwig kann aus ihrem engen Gesichtskreise nicht heraus, wie ich merke, nun, komme Du nur nach Berlin, da wollen wir den Zopf schon abschneiden."

„Ihr Künstler scheint wenig nach Sitte und Herkommen zu fragen," meinte Hedwig zaghaft.

„Doch, Liebchen, gute Sitte wissen auch wir zu schätzen und namentlich an unseren Frauen möchten wir sie nicht missen, indessen über eine lästige, äußere Form setzen wir uns allerdings leichter hinweg und das wirst Du auch noch lernen!"

Sie gingen ins Haus zurück und Bruno nahm sich vor, die Tante „fortzugraulen", es gelang ihm aber nicht so leicht; sie war dauerhaft. Da griff er zu einem verzweifelteu Mittel.

„Frau Tante," sprach er plötzlich, „möchten Sie mir wohl zu einem Bilde sitzen?"

„Jesses, Maria," rief die Alte ganz verblüfft, „ist das wirklich Ihr Ernst, Herr Hillbach, was ist denn an mir alter Nachteule zu malen?"

„Hm," machte Bruno, „ich wage es kaum zu sagen, werden Sie auch nicht böse werden?"

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Herbst.

Ein helles Zwitschern in den Lüften,
Ein müdes Duften mir zu Füßen,
Dort Schwalben, hier entfärbte Rosen,
Die mich im Scheiden traulich grüßen.

Was in des Sommers Glut erblühte,
Es welkt dahin mit stummem Klagen,
Die Schwalbe jauchzt und hebt die Schwingen,
Die sie zur neuen Heimat tragen.

Ihr schwülen Träume siechen Hoffens
Mögt mit den Rosen jetzt vergehen!
Aufatmend fühl' ich um die Stirne
Die herbe, klare Herbstluft wehen.

Was glühte, blühte, mag es enden,
Daß meine Seele, die befreite,
Ein Land der ewigen Schöne ahnend,
Zum Himmelsfluge sich bereite.

Hanna Ehlen.

Siamesische Märchen.

Wiedergegeben von **J. Isenbeck.**

Da uns von der Litteratur der Siamesen schriftliche Aufzeichnungen und Bücher so gut wie gar keine Kunde geben, so ist es vielleicht um so interessanter, von den Mären etwas zu hören, die unter den Siamesen in unveränderter Form von Mund zu Mund gehen. Ich halte mich in der Wiedergabe von zweien derselben genau an den Sinn und an die Worte, mit denen mir des Deutschen mächtige Siamesen dieselben erzählten.

I. Die Sage von dem Totenkopf.

Im Jahre 889 der Chula-Ära — 1528 nach Christo — wurde Phra Yant Fuh auf den ersten Thron von Siam gesetzt. Damals wußte man noch nichts von dem goldenen Bangkok. In Ajudhja*), das jetzt in Trümmern liegt, wohnten die Könige und die Großen. Phra Yant Fuh war erst elf Jahre alt, aber klug und verständig wie ein Mann. Sein Vater Somdesch Rahschah Tuh, von dem er das Reich erbte, war getötet und ihm selbst trachteten auch die Mörder seines Vaters nach dem Leben, von seinem ersten Tage an.

Kun-Warawongsah-tiraht, ein tapferer Heerführer, sagte, daß er den jungen König beschützen wolle und zog deshalb mit allen seinen Frauen und Kindern, mit seinen Dienern und Elefanten in den Palast des Herrschers. Aber Kun war ein böser Mann mit einer schwarzen Seele. Er dachte nur daran, wie er den jungen König beiseite schaffen und selbst König werden könne. Er würde den Mord schon früher ausgeführt haben, wenn seine Lieblingsfrau, die fromm und gottesfürchtig war, nicht alle seine Anschläge immer vereitelt und den jungen Herrscher auf dem Thron beschützt hätte wie ihr eigen Kind. Zwei Jahre lang hatte Kun so die Macht gehabt und vergeblich nach den königlichen Ehren getrachtet, als er eines Tages auf die Jagd ausritt. Kühn und mutig wie er, war kein anderer, und auch bei jenem Jagdzuge verfolgte er einen Tiger — diese Bestien mit dem Feuerblick waren damals häufiger als heute — ganz allein, um ihn zu töten. Als er seine Beute erlegt hatte und das mächtige Tier überwunden zu seinen Füßen lag, das gelbe Fell vom Blute rot, da bemerkte er erst, daß von seinen Gefährten und Dienern niemand in der Nähe war. Nun suchte er einen schattigen Platz, um zu schlafen, denn die Sonne stand brennend und heiß am Himmel. Ohne Furcht schlief Kun allein in der Wildnis, den Kopf auf den toten Tiger gelegt, so ruhig wie ein kleines Kind in seinem Schaukelbett in der Hütte der Mutter.

Als er dann wieder erwachte, da sah er vor sich ein junges, schönes Weib, das zu seinen Füßen kniete. Nur wenige Lumpen verhüllten den Leib, der schlank und fest war wie ein Bambus und doch schmiegsam wie eine Blumenranke. Auf der Haut lag ein Schimmer wie von Elfenbein, das Haar war lang und dicht und fiel auf den Rücken wie ein schwarzer Schleier. Wie eine Lotosblume, wenn die Knospe aufbrechen will, so glänzten ihre Lippen rosig und schön.

„Wer bist Du? — Was willst Du?" fragte Kun, als er sich von seinem Erstaunen wieder gesammelt hatte.

„Ich bin ein armes Mädchen, ich habe nicht Vater noch Mutter und kein Haus, kein Obdach. Aber ich bete Dich an und küsse Deine Füße, denn Du bist der Große, der Mächtige, den Gott gesandt, daß Du Dich annimmst meiner in der Not!"

Und Kun nahm sich der Schönen an; er führte sie in des Königs Palast und gab ihr ein Panung von Seide, mit Gold reich gewirkt, und ein rotes Pahan, daß sie sich kleide. Da wurde die Arme noch schöner und sie leuchtete wie ein Licht vor einem Spiegel mit all den Goldketten und edlen Steinen, die ihr Kun gab. Nach wenigen Monden war Kananda, so hatte Kun die Geliebte genannt, die erste unter seinen Frauen; die anderen mußten vor ihr zurückstehen und ihr dienen, obgleich sie alle aus edlem Geschlecht waren. Dadurch wurde Kananda immer stolzer, und wenn Kun sie bisher um ihrer Schönheit willen geliebt hatte, so liebte er sie jetzt noch heißer, noch glühender um ihres Stolzes willen.

An einem Abend saß Kun mit Kananda am Ufer des Menam und labte sich an der erquickenden Kühle. Wie trunken sah er in ihre Augen, die ihm schöner und glänzender leuchteten wie der Spiegel des Stromes, der des Mondes Licht silbern wiederstrahlte; ihre Schönheit dünkte ihm herrlicher, denn die der Pfauen, die vor ihnen ihr farbiges Gefieder entfalteten. Beide schwiegen. Während aber Kun nur an die Schöne dachte, überlegte Kananda, wie sie zu immer größeren Ehren gelangen könne. Da flog ein Falke auf, höher und höher zum sternfunkelnden Himmel und dann mit schnellem Stoß wieder nieder auf eine Holztaube, die sich auf ihrem Wege zum Nest verspätet hatte. Kananda klatschte in die Hände und rief: „Glück zu dem Kühnen, der sich nimmt, was er haben kann, der nicht umherkriecht in Staub

*) Ajudhja, die alte Hauptstadt Siams, 1766 durch die Birmanen zerstört, liegt 75 km nördlich von Bangkok.

Digitized by Google

und Moder, sondern seine Schwingen braucht und so hoch steigt, wie sie ihn tragen!"

Da stand Kun auf und sprach: „Dem Vogel hast Du zugerufen, aber mich hast Du gemeint. Ich will Dir zeigen, daß ich nicht weniger wert bin als ein Falke!"

Noch lange sprachen die beiden an dem Abend; aber zwischen das Liebesgeflüster tönten grause Worte von Königsmord.

Und dann kam eine Nacht, in der Kun und Kananda an das Lager des schlafenden Königs Phra Yant Fuh schlichen. Das Weib reichte dem Manne einen langen, spitzen Dolch, den stieß er tief hinein in das geschlossene Auge des Königs, daß die junge Seele mit einem lauten Seufzer dem Munde entfloh. Am nächsten Morgen hieß es, Phra Yant Fuh sei an einer bösen Krankheit gestorben. Kun ließ ein Pramene*) mit einem Pra-Bentscha**) bauen, wie man es vorher nie gesehen. Viele, viele tausend Tikals***) Wert ließ er an Gold- und Silberplatten am Pramene und Pra-Bentscha anbringen. So wollte er zeigen, wie ein toter König geehrt werden muß, damit man ihn, den lebenden König, um so mehr ehre. Denn er, Kun Warawongsahtiraht, war nun König an des Ermordeten Stelle und er that nur das, was Kananda wollte. Aber Kananda liebte ihn nicht mehr. Sie hatte Pirena-t'ep gesehen und ihn schöner und kräftiger gefunden als ihren Herrn und Gatten, den König. Da sprach sie zu Pirena-t'ep: „Du sollst der Herr sein über Siam und über Kananda. Ich will Dir helfen, daß Du Kun thust, wie er selbst Phra Yant Fuh gethan hat!" Pirena-t'ep hörte nun, wie der König im Schlafe ermordet sei und er rief alle seine Freunde zusammen, damit sie den Mord rächten. Und Kun wurde gefangen genommen, wenn er sich auch verteidigte wie ein Löwe. Blutend aus vielen Wunden, alle groß und tief, erhielt er endlich den Todesstoß von Pirena-t'eps Hand. Alles Volk jubelte dem strafenden Sieger zu und niemand hätte ihm widersprochen, wenn dieser sich jetzt die Krone auf das Haupt gesetzt hätte.

Aber Pirena-t'ep war nicht nur schöner und kräftiger, sondern auch edler und besser denn Kun. Er nahm die Krone nicht, sondern gab sie dem Phra Tean Rahchah, einem Vetter des ermordeten Königs Phra Yant Fuh.

Kun war nur fünf Monate König gewesen. Sein Name wird in der Reihe der glorreichen Könige Siams nicht genannt. Vergessen soll er sein, ruhelos soll seine Seele umherwandern.

Und Kananda? Alle Diener im königlichen Palast und alles Volk in Ajudhja suchten sie. Wer sie gefunden, der hätte sie gewiß getötet, denn da war nicht einer, der sie nicht wegen ihres Stolzes und wegen ihres Hochmuts haßte. Aber Kananda war geflohen, mitten in der Nacht, als Kun die gerechte Strafe fand. Nur ein altes schwarzes Panung hatte sie mit sich genommen, sonst kein Kleid, keine Schuhe und kein Geld. So lief sie fort und immer weiter und weiter durch Wälder und Sümpfe, bei Tag und bei Nacht in Sonnenglut und in Sturm und Regen. Sie fühlte nicht, daß ihre Haut in Hitze und Kälte rauh und hart wurde, daß ihre Haare wirr, wie die eines wilden Tieres, von ihrem Kopfe herabhingen — sie fühlte nicht, daß ihre Füße wund und blutig wurden, daß die Dornen ihren Leib zerfleischten. Immer weiter und schneller mußte sie laufen. Und wenn ihre Beine zusammenbrechen wollten, wenn ihre Brust kaum noch einen Atemzug thun konnte, dann fand sie doch keine Ruhe. Ihren Hunger stillte sie, indem sie laufend Beeren und Kräuter abstreifte und verschlang, ihren Durst löschte sie, indem sie laufend mit der hohlen Hand aus den Flüssen Wasser schöpfte, um die brennenden Lippen zu netzen. Wer sie so sah, der glaubte einen bösen Geist zu sehen und eilte in seine Hütte, die Thür fest verschließend. So ist sie gelaufen viele, viele Jahre lang. Ihr Haar wurde weiß und ihr Leib welk und alt, niemand sah noch eine Spur von ihrer früheren Schöne.

Wie oft Kananda die Sonne schon hatte auf- und untergehen sehen, seit sie aus Ajudhja geflohen war, weiß niemand. Aber eines Tages kam sie mitten in der Wildnis an einen halbzerfallenen Tempel, vor dessen Thor ein alter Priester saß. Als der das Weib erblickte, sprach er einen heiligen Spruch und bannte damit Kananda, daß sie stehen bleiben mußte. Aber ansehen konnte sie den frommen Mann nicht, ihre Augen blickten starr zu Boden.

„Was suchst Du, o Weib?" fragte der Priester.

„Siehst Du den Totenkopf? Den muß ich haben," antwortete Kananda. „Er rollt immer vor mir her und ich kann ihn nicht fassen. Je schneller ich laufe, um so schneller rollt er. Das eine Auge ist ausgestochen und das andere muß ich auch ausstechen."

Da merkte der Priester, daß das Weib zur Buße für eine schwere Schuld rastlos umherziehen mußte, daß die Geister der Rache sie trieben und ihr den Totenkopf, den keines anderen Sterblichen Auge sehen konnte, vorhielten. Er sprach ein Gebet für die Verdammte und ging in den Tempel, um zu opfern. Sobald Kananda wieder allein war, hatten die Geister wieder volle Gewalt über sie. Sie stieß einen schrillen Schrei aus und lief weiter; nicht Berge noch Sümpfe konnten ihren Lauf hemmen. Sie mußte dem Totenkopf folgen, bis ihre Buße vollendet war.

So ist Kananda gelaufen viele, viele Jahre lang.

Einst wurde vor den Thoren von Ajudhja ein Mörder hingerichtet. Der Verbrecher saß auf der Erde, die sein Blut trinken sollte, sein Haar war abgeschnitten, sein Leib war an die Pfähle gebunden. Nun trat der Henker zu ihm und verstopfte ihm die Ohren und die Nase. Als das scharfe Schwert in der Sonne blitzte und funkelte, da kam ein nacktes, altes Weib durch die Menge des zuschauenden Volkes und schrie ohne Aufhören: „Der Totenkopf — der Totenkopf!" Jeder fürchtete sich vor diesem Weibe, alle traten beiseite. So konnte die schreiende Alte, deren Körper nur noch aus Knochen, Sehnen und Haut bestand, wie durch eine Gasse bis dicht vor den Richtplatz laufen. Jetzt trennte der Henker mit einem Hieb das Haupt des Verurteilten vom Rumpfe und der Kopf rollte bis vor die Füße des alten nackten Weibes. Hoch auf jubelte die Verdammte, faßte den Kopf und bohrte ihren Finger tief in das eine Auge desselben — dann sank sie um und war tot.

Kanandas Buße war zu Ende — sie hatte den Totenkopf erfassen können.

(Schluß folgt.)

*) Gebäude, in und mit dem die königliche Leiche verbrannt wird.

**) Der Katafalk, auf dem der zu verbrennende Leichnam eines Königs ruht.

***) 1 Tikal = ca. 3 Mk.

Digitized by Google

Erinnerung!

Noch einmal spiel' mir leise,
Das alte süße Lied,
Spiel' mir die süße Weise,
Die durch den Sinn mir zieht.

Doch spiele leise, nur leise,
Sonst weckst Du das schlummernde Leid,
Weckst sonst das Herz, das heiße,
Und Träume vergangener Zeit.

Die rosigen Träume, sie liegen
Mir heimlich noch im Sinn,
In duftigen, schimmernden Zügen
Treiben sie lose dahin.

Die Träume von Glück und von Liebe,
Von seliger, goldener Zeit,
Verklären mein Leben, das trübe,
Umhüllen mir Kummer und Leid.

F. C.

Der deutsche Naturalismus vor der Entscheidung.

Von **Friedrich Kummer.**

Nicht die alte Fehde zwischen Naturalismus und Idealismus soll im folgenden erneuert werden und noch weniger der Kriegsruf für eine neue Kunst hier werbend ertönen. Gestehen wir es uns doch alle: wir sind müde geworden des litterarischen Streites und haben im Tiefinnersten die Unzulänglichkeit bloß theoretischer Auseinandersetzungen lange erkannt. Müde sind wir auch geworden des Hasses und fast noch mehr der lärmenden Begeisterung, für welche Kunstrichtung es auch sei; lebendig steht noch in unser aller Erinnerung der an Größenwahn streifende Hochmut, mit dem die Sachwalter des Neuen sich gebärdeten und die Lächerlichkeit, mit der die Vertreter des Alten gar oft Versicherungen auf Lob und gegenseitigen Ruhm geschlossen haben.

Fast könnte es scheinen, als wäre der wilde Sturm des Naturalismus für das deutsche Geistesleben vorübergebraust und hätte jene Kreise nicht zu erschüttern vermocht, die wie der Grund des Meeres von den Stürmen des Alltags unbewegt bleiben. Das deutsche Volk hat die Narrensprünge der litterarischen Revolutionäre so wenig ernst genommen wie die strafenden Kapuzinerpredigten der Gegenpartei. Eine Revolution von Litteraten für Litteraten: das ist auf den ersten Blick das Ergebnis des jahrelangen Kampfes zwischen alter und neuer Kunst, und wahrhaftig, dies Resultat lohnte es nicht, daß unser Volk auch nur eine Stunde den Blick von ernster Arbeit auf die naturalistische Bewegung lenkte.

Aber eine weit tiefere und umfassendere Mission hatte der deutsche Naturalismus zu erfüllen.

Es ist keineswegs eine Herabsetzung seines Wertes, wenn diese Bedeutung im — Verneinen gefunden wird.

Unser heimisches Schrifttum hatte wohl niemals einen so tiefen Standpunkt erreicht wie in den anderthalb Jahrzehnten, die dem großen Werk der Einigung Deutschlands folgten. Ja, wir waren eine Nation geworden, ein politischer Faktor in allen äußeren Geschehnissen; aber wilde Erwerbsgier hatte uns wie im Fieber geschüttelt, und der Materialismus drohte unser bestes Mark zu verzehren. Die Reizmittel, die den Sinnen geboten wurden, entsprachen der zerreibenden Arbeit, die den einzelnen nicht mehr zur stillen Sammlung kommen ließ; Genuß, prickelnde Lebensfreude, Sinnentrug wurde allein gefordert und gegeben.

Freilich nicht in den edelsten, vom Hauche der Kunst verklärten Formen bewegte sich dies Streben zu genießen. Wie ein Emporkömmling nahm der Deutsche auch mit dem Falschen, dem Unechten vorlieb. Flinke Hände, deren Geschäftsgewandtheit ein Erbteil ihres Stammes war, täuschten mit Eifer dem täppisch genießenden Germanen eine Scheinkunst, eine Scheinwissenschaft vor, die man populär nannte, aber die nichts anderes als feuilletonistisch verhüllte Unwissenschaft war. Diese sogenannte populäre Wissenschaft aber bildete den Gipfel, die Blüte des geistigen Lebens der siebziger Jahre, die ernste Kunst dagegen schien im Bewußtsein der Menge von dreisten Machwerken überhaupt nicht mehr gefordert werden zu können.

Nicht im einzelnen braucht hier der tiefe Stand unserer Litteratur nach 1870 gekennzeichnet zu werden. Das ist Sache der Litteraturgeschichte, die einmal klar und entschieden, niemand zuliebe und niemand zuleide, die moderne Litteratur in ihren Tiefen beleuchten sollte, um die staunenswerte Geduld — oder soll man sagen die beklagenswerte Kunstbarbarei — des Deutschen festzustellen. Lubliner, Blumenthal, Jakobson, Ebers, Wolff, Lindau galten als echt deutsche Dichter; die historischen Romane, die verlogenen Dramen und die wässerige Lyrik dieser Größen der siebziger Jahre erregten das Entzücken auch gebildeter Männer unseres Volkes. Ein unvergeßliches Symbol dieser Zeit ist es, daß man das Erscheinen eines Lindauschen sommerlichen Reisebriefes mit Spannung und litterarischem Ernst erwartete.

Da, angesichts solcher Erinnerungen, die noch weit grotesker ausgeführt werden können, dürfen wir uns wohl sagen: es steht jetzt besser in deutschen Landen mit der heimischen Urteilskraft, auch wenn man im stillen überzeugt ist, daß das Beste noch zu thun übrig bleibt. Aber der Sinn zahlreicher Männer unseres Volkes ist doch gesünder geworden; die Macher haben es schwerer, den Schein der Kunst vorzutäuschen, und williger als früher hört man auf die Stimmen der Neues suchenden, ehrlichen und kräftigen Dichter; man hat die Fesseln der modischen Autoritäten leichter zerbrechen gelernt, und man fordert vom Künstler der Gegenwart gebieterisch Einfachheit, Wahrheit und Ehrlichkeit.

Kein Irrtum freilich wäre größer, als wenn man diesen Umschwung im Grunde auf den Naturalismus zurückführen wollte und etwa an Namen wie Conrad oder Hauptmann die beispiellose Umwandlung des deutschen Geistes knüpfte. Denn ohne Ausnahme sind die Realisten und Naturalisten Deutschlands zu geringe geistige Potenzen, zu schwache Künstlernaturen, als daß sie ein Volk in Bewegung zu setzen vermöchten. Der Wirkungskreis, den sie beeinflußten, ist örtlich und zeitlich begrenzt; das deutsche Volk in seiner Großheit weiß von der Mehrzahl der Naturalisten mit gutem Grunde nichts.

Und doch hat der Naturalismus der deutschen Kunst und Art einen Dienst geleistet, freilich gegen seine Absicht, ja, gegen den Kern seines Wesens.

Der Drang nach Schlichtheit und Wahrheit, der die Litteratur ergriff, war eben nur eine Begleiterscheinung einer weit größeren und tieferen Strömung im Leben unseres Volkes: der nationalen.

Den Lesern dieses Blattes braucht nicht erst das Wesen

Digitized by Google

schafts- und Scherzspiele aller Art; Orakelspiele, Ball- und Reifenspiele, Sportspiele, Kegelspiele, Tanzspiele, Domino-, Lotto-, Brett- und Positionsspiele, Schachspiel, Billardspiel, Würfel- und Kartenspiele, Patiencen und Kartenkunststücke u. s. w. Herausgegeben unter Mitwirkung erfahrener Fachmänner von Alban von Hahn. Mit 277 Abbildungen. (Leipzig 1894, Otto Spamer.)

Der wörtlich angeführte Titel läßt genau erkennen, was das Buch will. Die Prüfung hat uns aber auch gezeigt, daß dieses Wollen erreicht ist. Werke ähnlicher Art sind vorhanden, keines aber kann sich mit diesem an Reichtum messen. Es ist für das Haus und für einzelne ein vortrefflicher Ratgeber. Besonders unsere lieben Leser auf dem Lande machen wir darauf aufmerksam. Der Preis des reichausgestatteten Bandes ist 7,50 Mk.

Aus dem Verlage von Bonz & Co. in Stuttgart sind uns folgende Geschenkbücher zugekommen:

Edelweißkönig. Eine Hochlandsgeschichte von Ludwig Ganghofer. Mit Illustrationen von Hugo Engel. Zweite Auflage. (5 Mk.)

Wir haben dieses Buch schon bei seinem ersten Erscheinen unseren Lesern empfehlen können, und wir freuen uns, daß es Erfolg gehabt hat.

Die Fackeljungfrau. Eine Bergsage von Ludwig Ganghofer, illustriert von A. Seligmann. (3 Mk.)

Eine tief dichterische Sage ist hier mit kräftig erfaßter Wirklichkeit zu einem poetischen Ganzen sehr fein verbunden. Man folgt dem Verfasser gerne, man ist gespannt auf die Entwickelung, so einfach auch sonst der Stoff ist. Ich bedauere nur, daß Ganghofer nicht in irgend einer Art es tiefer begründet, warum die Elfe zu den Menschen gekommen ist. Da er einmal frei aus der Einbildungskraft gestaltet hat, so hätte er auch noch einen Beweggrund dafür erfinden können; der Schluß S. 223–25 könnte wegfallen. Er stört die Stimmung. Aber trotz allem empfehle ich das Buch bestens. Die Bilder Seligmanns sind zum Teil recht gut, aber so recht hineingelebt in das Phantastische hat er sich doch nicht.

April-Weiler. Neue Novellen von Hans Arnold. Mit Illustrationen von Wilh. Schulz. (3 Mk.)

Der Band enthält acht frohlaunige Geschichten, die gar keine litterarischen Ansprüche erheben, sondern nur harmlos heiteres Lachen erregen wollen. Das gelingt ihnen auch, und so verdient die Verfasserin Dank. Die Bildchen von Schulz sind ansprechend.

Wiener Typen. Humoristische Bilder aus dem Wiener Leben von Vincenz Chiavacci.

Der Verfasser schildert in kurzen Skizzen mit großer Lebendigkeit Menschen und Zustände in Wien; der Humor, in der Art der Donaustadt manchmal empfindsam gefärbt, überwiegt, aber in einzelnen Bildern zeigt sich doch ein ernster Grundgedanke. Daß verschiedenes etwas übertriebene Züge aufweist, wie die Reisebriefe des Herrn Ababei, schadet nichts — hier befindet sich der Verfasser in der Purzelbaum-Stimmung. Ob das Buch in Norddeutschland viel Freunde finden werde, bezweifle ich; dazu ist es zu sehr „weanerisch".

Märchen von Margarethe von Loga. Mit bunten Bildern von Fritz Grotemeyer. (Berlin W., Motzstr. 7, Paul Moebebeck.) 3 Mk.

Die meisten der Märchen sind für Kinder ganz gut, frisch erzählt, mit drolliger Laune gewürzt. Nur die Geschichte von den Räubern ist vom Standpunkte des Erziehers zu beanstanden. Unedles soll man, und sei es sonst auch noch so komisch vorgetragen, Kindern nicht nahebringen. Die Bilder des begabten Grotemeyer sind sehr hübsch erfunden und gut wiedergegeben.

Unser Kind. Aufzeichnungen aus den ersten Lebensjahren unserer ..... (Gotha, Emil Behrend.)

Das sehr hübsch ausgestattete Buch ist bestimmt, Aufzeichnungen der Eltern über die ersten Lebensjahre eines Kindes aufzunehmen bis zu der Zeit, wo dieses selbst Eintragungen machen kann. Den einzelnen Abteilungen, die freien Raum bieten, ist ein sinnig ausgewähltes Gedicht vorgedruckt, und jeder Seite ein Spruch beigegeben. Das Buch ist als Festgeschenk für junge Ehe- und Brautpaare zu empfehlen. (4 Mk.)

Sang und Klang. Kleine Lieder von deutschen Dichtern mit neuen Weisen zum Singen und Spielen von Friedrich Zimmer. Mit Bildern deutscher Künstler. 2. vermehrte Auflage. 4 Mk. (Quedlinburg, Frdr. Vieweg.)

Die Sammlung ist in echt deutschem Sinne zusammengestellt; Wort, Ton und Bild vom Hauche deutscher Art durchweht. Wir empfehlen darum das freundlich ausgestattete Werk unseren Lesern herzlich.

Pharus am Meere des Lebens. Anthologie für Geist und Herz aus den Werken der Klassiker aller Zeiten. Nach den Materien geordnet und herausgegeben von Carl Coutelle, durchgesehen, berichtigt und ergänzt von Friedr. Bodenstedt. Neue Folge. 12. Auflage. (Leipzig 1894, Jul. Baedeker.)

Wir können uns damit begnügen, das Erscheinen der neuen Auflage anzuzeigen. Das Werk ist als eine der besten Sammlungen seiner Art allgemein anerkannt.

Meine Frau und ich. Lieder eines glücklichen Ehemannes von Heinr. Meinhard. (Berlin 1893, Bibliogr. Institut.)

Selbst in unserer Lyrik sind Lieder an die Ehefrau nicht allzu häufig. Das Büchlein verdient deshalb schon von den verheirateten Frauen freundliche Aufnahme. Der Verfasser ist kein großer Dichter, aber die Lieder sind ehrlich, schlicht und Kinder eines ernstheiteren Gemütes. Sie seien als Festgeschenk empfohlen.

Tennysons Balladen und lyrische Gedichte. Übertragen von Sophie von Harbou. (Charlottenburg 1894, Otto Brandner.)

Die Verfasserin hat sich ehrliche Mühe gegeben, den Fluß der englischen Verse in deutschen festzuhalten. Das verdient Anerkennung, wie jede hingebende Arbeit. Nicht immer aber ist's ihr gelungen, der Ausdruck ist bei dem Mühen um die Treue nicht selten etwas hart und ungelenk geworden. Dennoch sei das hübsch ausgestattete Buch, das manches noch nicht übertragene Gedicht enthält, den Lesern empfohlen.

Lieder eines Taubstummen. (Verlag von W. Kaiser in Bern.)

Über den Verfasser, der aber nur als Eugen S. angedeutet ist, giebt uns das Vorwort Auskunft. Geboren 1862 in Zofingen, Kanton Aargau, hat er als Knabe von vier Jahren infolge einer Gehirnentzündung das Gehör verloren. Frühe schon begann, vielleicht weil die Welt ihm schwieg, die Seele zu klingen und trieb ihn zur Poesie. Und ist er auch kein ungewöhnliches Talent, so besitzt er doch eine freundlich ansprechende Begabung, die um so mehr zum

Digitized by Google

aber außer dem, was die Figuren im Stücke sagen, haben sie beim besten Willen nichts mehr an Innerlichkeit, was die Darstellung bereicherte. Der Widerhall fehlt, der allein in einer Weltanschauung gefunden werden kann. Zu kurz und zu nah sind alle Verhältnisse bei Hauptmann. Die gewaltig sich aufthuenden Perspektiven Ibsens, die zahllos anklingenden Obertöne von Ideen fehlen dem deutschen Naturalismus; trocken und dürr starren uns Sachen und Menschen an: der schöpferische Geist fehlt, der auch da, wo die dramatische Gestalt schweigt, ins Unendliche weist.

Eng mit diesem inneren Mangel des deutschen Naturalismus verbunden ist ein anderer: der Mangel an Gefühl, an Seele. Auch in dieser Beziehung erinnert der Naturalismus an die Epigonenkunst. Denn was den Dramen und Erzählungen unserer Nachklassiker so sehr fehlte, das war ein starkes, bezwingendes Empfinden. Wo aber ist das in einem Werke Hauptmanns oder Hartlebens und anderer? Hundert künstlerisch überflüssige Seiten ihres Charakters müssen uns die „handelnden Menschen" zeigen, Geist und Gefühl haben die wissenschaftlich präparierten Gestalten aber nicht. Ein philologenhaftes Zusammenstoppeln von Einzelheiten heißt schon Naturalismus, der ärgerlich zu sagen scheint: das Ästhetische, das seelenvolle Empfinden versteht sich ja von selbst. Arm und verkrüppelt an Gefühl ist der deutsche Naturalismus. In enger, vergitterter Häuslichkeit müssen seine Gestalten sich quälen: Holz zerkleinern, schimpfen, lügen, eine Schlittenfahrt antreten wird weitschweifig gezeigt — das Gefühl, die Leidenschaft darf nirgends strömend zum Ausbruch kommen, denn das ewig Konventionelle, das Kraftlose, die Stimmung des Alltags regiert mit barbarischer, kunstfeindlicher Strenge.

So trennt denn eine Kluft den Naturalismus von der deutschen Art und Kunst, die nun und nimmer auf Ideen, auf Empfindung, auf Kraft verzichten wird, so wenig wie auf Leidenschaft und auf großzügige Handlungen und Menschen. Blindheit oder Geschäftssinn allein wird sich gegen die Thatsache verschließen, daß nichts von Größe im deutschen Naturalismus zu finden ist; daß er am Kleinen haftet und ins Enge und Öde führt.

Oder noch gefährlicher: ins Sinnliche.

Denn dies ist die neueste Spielart des sonst recht wenig wandlungsfähigen Naturalismus. Max Halbes „Jugend" ist gefeiert worden als das befreiende, das erlösende Werk des Naturalismus; als ein echt deutsches Drama ist es begrüßt worden. Wohl hat es Empfindung, obgleich es ideenarm ist; wohl ist es in künstlerischer Beziehung weit über vielen Hauptmannschen Stücken stehend, denn es hat wenigstens das Streben, einen in sich geschlossenen Organismus darzustellen — aber innerlich angewidert muß man sich wegwenden von der schwülen Sinnlichkeit unreifer Knaben und Mädchen. Nicht die innerlich begründete, zur Leidenschaft erhobene Liebe, nicht die Sinnlichkeit an sich soll im Kunstwerk gemieden werden, wenn es Stoff und Idee gebietet. Aber das einfache Begehren von Jüngling und Mädchen, noch dazu unter dramatisch sehr anfechtbaren Umständen, mit dem überstürzten, blutigen Schluß ist nicht das befreiende, das erlösende Werk, auf das wir warten — am wenigsten aber ist es ein Stück, das unser nationales Empfinden zu berühren vermag.

Überall läßt uns der Naturalismus da im Stich, wo er über die Technik und das Alltagsempfinden hinausführen will. Eigensinnig — oder ohnmächtig? — wirft er sich immer wieder auf den Kleinkram, auf das Handwerksmäßige und Formelle; immer deutlicher kommt die innere Schwäche unserer naturalistischen Kunst zur Erscheinung. Es fehlen dem deutschen Naturalismus Gedanken, Gefühle, Leidenschaften und nicht am wenigsten: zu Ende geführte starke Handlungen. Die kann auch der natürlichste Dialog, das reichste Milieu nicht ersetzen, denn sie sind nur Hilfsmittel. Das deutsche Volk wird auf die Dauer die naturalistische Eintönigkeit und die selbstgefällige Langeweile nicht ertragen; es wird Kraft und Poesie vom Naturalismus fordern, dieser Kunstrichtung, die einst im Verneinen verrotteter Ideale so segensreich gewirkt hat; es wird den Naturalismus vor die Entscheidung drängen — eine Kunst für Litteraten oder eine wahrhafte Kunst zu werden. Und schon beginnt man diese Alternative zu empfinden. In formeller Beziehung kann kein nennenswerter Fortschritt mehr erzielt werden; Ideen, Gefühle und Leidenschaften muß der Naturalismus gestalten und damit, seinem Grundwesen entgegen, zur Poesie werden oder die Teilnahme aller Deutschdenkenden trennt sich auf immer von ihm.

Freilich, wenn der Naturalismus seinem bisherigen Wesen treu bleibt — und alles deutet darauf hin — so ist anzunehmen, daß er nach Meistersinger Art im Spiel der Formen sich verliert und den Weg zum Herzen, zur Phantasie, zum Willen nie sucht.

So wird er an sich selbst das Schicksal erfahren, das er einst den klassischen Epigonen bereitet hat.

Warum?

Du fragst mich oft, weshalb ich wohl mein Leben,
Mein wildes Herz dem Deinen so verbinde,
Daß ich in Deinen Armen, gleich dem Kinde,
Friedselig ruh', so ganz Dir hingegeben.

O frage nicht, und laß mein leises Beben
Dir alles sagen, was ich stumm empfinde,
Und wie ich so Dein teures Haupt umwinde,
Laß Dir mein sanftes Lächeln Antwort geben.

Denn was soll Wort und Klang Dir anvertrauen
Von meiner Liebe innerstem Entzücken?
Kannst Du es nicht in meinen Augen schauen?

An Deinen Busen will ich fest mich drücken,
Mit Küssen Deine liebe Hand betauen
Und fühlen, daß wir beide uns beglücken.

Margarethe Kramme.

Geschenkbücher.

Junges Blut. Drei Mädchengeschichten von Frida Schanz. (Leipzig 1894, Otto Spamer.)

Der reizend ausgestattete Band enthält drei Geschichten „Truggold", „Die Frau Bürgermeisterin" und „Erste Liebe". Die Verfasserin versteht es vortrefflich, für das Backfischalter zu schreiben; belehrend ohne Trockenheit, Heiteres und Ernstes in richtiger Mischung. Das Buch sei unseren Lesern empfohlen.

Buch der Spiele. Encyklopädie sämtlicher bekannten Spiele und Unterhaltungsweisen für alle Kreise. Gesell-

Digitized by Google

schafts- und Scherzspiele aller Art; Orakelspiele, Ball- und Reifenspiele, Sportspiele, Kegelspiele, Tanzspiele, Domino-, Lotto-, Brett- und Positionsspiele, Schachspiel, Billardspiel, Würfel- und Kartenspiele, Patiencen und Kartenkunststücke u. s. w. Herausgegeben unter Mitwirkung erfahrener Fachmänner von Alban von Hahn. Mit 277 Abbildungen. (Leipzig 1894, Otto Spamer.)

Der wörtlich angeführte Titel läßt genau erkennen, was das Buch will. Die Prüfung hat uns aber auch gezeigt, daß dieses Wollen erreicht ist. Werke ähnlicher Art sind vorhanden, keines aber kann sich mit diesem an Reichtum messen. Es ist für das Haus und für einzelne ein vortrefflicher Ratgeber. Besonders unsere lieben Leser auf dem Lande machen wir darauf aufmerksam. Der Preis des reichausgestatteten Bandes ist 7,50 Mk.

Aus dem Verlage von Bonz & Co. in Stuttgart sind uns folgende Geschenkbücher zugekommen:

Edelweißkönig. Eine Hochlandsgeschichte von Ludwig Ganghofer. Mit Illustrationen von Hugo Engel. Zweite Auflage. (5 Mk.)

Wir haben dieses Buch schon bei seinem ersten Erscheinen unseren Lesern empfehlen können, und wir freuen uns, daß es Erfolg gehabt hat.

Die Fackeljungfrau. Eine Bergsage von Ludwig Ganghofer, illustriert von A. Seligmann. (3 Mk.)

Eine tief dichterische Sage ist hier mit kräftig erfaßter Wirklichkeit zu einem poetischen Ganzen sehr fein verbunden. Man folgt dem Verfasser gerne, man ist gespannt auf die Entwickelung, so einfach auch sonst der Stoff ist. Ich bedauere nur, daß Ganghofer nicht in irgend einer Art es tiefer begründet, warum die Elfe zu den Menschen gekommen ist. Da er einmal frei aus der Einbildungskraft gestaltet hat, so hätte er auch noch einen Beweggrund dafür erfinden können; der Schluß S. 223–25 könnte wegfallen. Er stört die Stimmung. Aber trotz allem empfehle ich das Buch bestens. Die Bilder Seligmanns sind zum Teil recht gut, aber so recht hineingelebt in das Phantastische hat er sich doch nicht.

April-Wetter. Neue Novellen von Hans Arnold. Mit Illustrationen von Wilh. Schulz. (3 Mk.)

Der Band enthält acht frohlaunige Geschichten, die gar keine litterarischen Ansprüche erheben, sondern nur harmlos heiteres Lachen erregen wollen. Das gelingt ihnen auch, und so verdient die Verfasserin Dank. Die Bildchen von Schulz sind ansprechend.

Wiener Typen. Humoristische Bilder aus dem Wiener Leben von Vincenz Chiavacci.

Der Verfasser schildert in kurzen Skizzen mit großer Lebendigkeit Menschen und Zustände in Wien; der Humor, in der Art der Donaustadt manchmal empfindsam gefärbt, überwiegt, aber in einzelnen Bildern zeigt sich doch ein ernster Grundgedanke. Daß verschiedenes etwas übertriebene Züge aufweist, wie die Reisebriefe des Herrn Ababei, schadet nichts — hier befindet sich der Verfasser in der Purzelbaum-Stimmung. Ob das Buch in Norddeutschland viel Freunde finden werde, bezweifle ich; dazu ist es zu sehr „weanerisch".

Märchen von Margarethe von Loga. Mit bunten Bildern von Fritz Grotemeyer. (Berlin W., Motzstr. 7, Paul Moebebeck.) 3 Mk.

Die meisten der Märchen sind für Kinder ganz gut, frisch erzählt, mit drolliger Laune gewürzt. Nur die Geschichte von den Räubern ist vom Standpunkte des Erziehers zu beanstanden. Unedles soll man, und sei es sonst auch noch so komisch vorgetragen, Kindern nicht nahebringen. Die Bilder des begabten Grotemeyer sind sehr hübsch erfunden und gut wiedergegeben.

Unser Kind. Aufzeichnungen aus den ersten Lebensjahren unserer ..... (Gotha, Emil Behrend.)

Das sehr hübsch ausgestattete Buch ist bestimmt, Aufzeichnungen der Eltern über die ersten Lebensjahre eines Kindes aufzunehmen bis zu der Zeit, wo dieses selbst Eintragungen machen kann. Den einzelnen Abteilungen, die freien Raum bieten, ist ein sinnig ausgewähltes Gedicht vorgedruckt, und jeder Seite ein Spruch beigegeben. Das Buch ist als Festgeschenk für junge Ehe- und Brautpaare zu empfehlen. (4 Mk.)

Sang und Klang. Kleine Lieder von deutschen Dichtern mit neuen Weisen zum Singen und Spielen von Friedrich Zimmer. Mit Bildern deutscher Künstler. 2. vermehrte Auflage. 4 Mk. (Quedlinburg, Frdr. Vieweg.)

Die Sammlung ist in echt deutschem Sinne zusammengestellt; Wort, Ton und Bild vom Hauche deutscher Art durchweht. Wir empfehlen darum das freundlich ausgestattete Werk unseren Lesern herzlich.

Pharus am Meere des Lebens. Anthologie für Geist und Herz aus den Werken der Klassiker aller Zeiten. Nach den Materien geordnet und herausgegeben von Carl Coutelle, durchgesehen, berichtigt und ergänzt von Friedr. Bodenstedt. Neue Folge. 12. Auflage. (Leipzig 1894, Jul. Baedeker.)

Wir können uns damit begnügen, das Erscheinen der neuen Auflage anzuzeigen. Das Werk ist als eine der besten Sammlungen seiner Art allgemein anerkannt.

Meine Frau und ich. Lieder eines glücklichen Ehemannes von Heinr. Meinhard. (Berlin 1893, Bibliogr. Institut.)

Selbst in unserer Lyrik sind Lieder an die Ehefrau nicht allzu häufig. Das Büchlein verdient deshalb schon von den verheirateten Frauen freundliche Aufnahme. Der Verfasser ist kein großer Dichter, aber die Lieder sind ehrlich, schlicht und Kinder eines ernstheiteren Gemütes. Sie seien als Festgeschenk empfohlen.

Tennysons Balladen und lyrische Gedichte. Übertragen von Sophie von Harbou. (Charlottenburg 1894, Otto Brandner.)

Die Verfasserin hat sich ehrliche Mühe gegeben, den Fluß der englischen Verse in deutschen festzuhalten. Das verdient Anerkennung, wie jede hingebende Arbeit. Nicht immer aber ist's ihr gelungen, der Ausdruck ist bei dem Mühen um die Treue nicht selten etwas hart und ungelenk geworden. Dennoch sei das hübsch ausgestattete Buch, das manches noch nicht übertragene Gedicht enthält, den Lesern empfohlen.

Lieder eines Taubstummen. (Verlag von W. Kaiser in Bern.)

Über den Verfasser, der aber nur als Eugen S. angedeutet ist, giebt uns das Vorwort Auskunft. Geboren 1862 in Zofingen, Kanton Aargau, hat er als Knabe von vier Jahren infolge einer Gehirnentzündung das Gehör verloren. Frühe schon begann, vielleicht weil die Welt ihm schwieg, die Seele zu klingen und trieb ihn zur Poesie. Und ist er auch kein ungewöhnliches Talent, so besitzt er doch eine freundlich ansprechende Begabung, die um so mehr zum

Digitized by Google

Herzen spricht, weil der Oberton eines überwundenen Leides für jeden tieferfühlenden Leser alle Lieder begleitet. Dabei ist doch wunderbar, daß manches sich durch sprachlichen Wohlklang auszeichnet. Wer in seinem Hause einen Stummen hat, möge ihm das Büchlein unter den Weihnachtsbaum legen. Hat doch der Verfasser selbst gesagt:

O, wüßt' durch meine schlichten Lieder
Getröstet und beglückt zugleich
Ich Einen nur der tauben Brüder,
Mein Lohn, er wäre überreich.

Der blinde Musiker. Eine novellistische Studie von Wladimir Korolenko. Aus dem Russischen von H. Rasel. (Leipzig, Peter Hobbing.)

Es ist eine Arbeit, in der die besten Seiten der russischen Erzählungskunst sich entfalten: das Eindringen in die Menschenseele. Aber während selbst Dostojewsky dabei oft weniger Dichter als Untersuchungsrichter ist, hat der Verfasser dieser Novelle stets die Grenze innegehalten. Das Schicksal des Blinden, der mit unendlicher Sehnsucht nach dem Licht heranwächst und dann im Tone und in der Liebe Ersatz findet, ist ergreifend dargestellt — und dabei mit großer Kunst. Ich empfehle das Buch unseren Lesern.

Lieder aus Schwaben. Von Wilh. Elwert. 3. Aufl. (Stuttgart, Elwerts Selbstverlag.)

Ein frischer Schwabe, nicht unwert der Sänger Uhland, Möricke, Paulus u. s. w., in deren Spuren er schreitet. Wie bei ihnen, so zeigt sich auch hier die innige Liebe zur Natur und zur Heimat und zugleich wie bei Paulus gesunder Humor. Vortrefflich gelungen ist auch manche der Balladen; einige Lieder zeichnen sich durch schlichte Gemütsinnigkeit aus. Nur an einzelnen Stellen schleicht sich ein etwas nüchterner Ton ein, wie in dem Gedichte an Friedrich List.

Lazare, komm heraus. Eine Erzählung aus Christi Tagen. Aus „Come forth" von El. St. Phelps und H. Ward frei übertragen von M. v. K. (Leipzig, Peter Hobbing.)

Die Erzählung ist mit Geschick geschrieben; für den Leser, der die Zeit nicht genauer kennt, genügt auch die von den Verfassern erstrebte Stimmung der Echtheit, so daß sich das Buch als Geschenk für christliche Familien verwenden läßt. Aber trotz allem: der Romanschriftsteller, der uns den Christ so schildert, daß wir nicht einen Mißklang empfinden, ist noch nicht aufgestanden.

Der deutschen Jugend Schatzkästlein. Neue Märchen, Fabeln, Sprüche und Rätsel, nebst 50 neuen Kinderliedern und Gebeten von Dr. Otto Weddigen. Mit Holzschnitten, einer Chromolithographie und Lichtdruckbildern von C. Dinger u. a. (Berlin, Max Rüger.)

Durch das ganze Buch geht das ehrliche Streben, einen guten versittlichenden Einfluß auf die Kinder auszuüben. Zumeist sind die Lehren auch so, daß Kinder von etwa 5 bis 8 Jahren sie auffassen können. Die Ausstattung ist gefällig.

Der Himmel auf Erden. Ein Merkbüchlein fürs Eheglück von Ebeling-Filhés. Mit Zeichnungen nach Martin Ränike. (Berlin, H. J. Meidinger.) 2 Mk.

Gewandt geschriebene Gedichtchen, deren jedes eine gute Lehre für Bräute und junge Frauen enthält.

Besonders aufmerksam machen wir unsere Leser auf folgende bei Gebr. Paetel, Berlin, in zweiter Auflage erschienenen Schriften:

Das Gymnasium zu Stolzenberg. Novellen von Hans Hoffmann. 5 Mk.

Von Frühling zu Frühling. Bilder und Skizzen von Hans Hoffmann. 5 Mk.

Landsturm. Von demselben. 5 Mk.

Es ist sehr erfreulich, daß dieser feinbegabte Schriftsteller, der in einzelnen seiner Werke künstlerisch Vollendetes geleistet hat, von dreien seiner Bücher zugleich eine zweite Auflage erlebt Sie sind schon deshalb warm zu empfehlen, weil in ihnen deutsches Wesen nicht durch Nachäfferei fremder Vorbilder erstickt ist.

Gesammelte Dichtungen von Eduard Paulus. (Stuttgart, Fr. Frommann [E. Hauff]).

Eduard Paulus (geb. 16. Oktober 1837 in Stuttgart) gehört zu den bedeutendsten Dichtern Schwabens. Es fehlt seinem geistigen Antlitz nicht an Zügen, die ihn als Landgenossen der Uhland, Möricke, Kerner u. s. w. ausweisen, aber er gehört doch durch einen alldeutschen Zug dem ganzen Vaterlande an. Mit begeisterter Liebe dem Reichsgedanken ergeben, voll von tiefinniger Naturliebe, oft voll eigenartigem Humor: so bildet er eine wahrhaft erquickende Erscheinung. Wo es nötig ist, dort verfügt er über schneidende Satire und ist, wie Satiriker nicht selten, voll inniger, zarter Empfindungen, voll von jener stillen Wehmut, die alle ernsteren Geister durch das Leben geleitet. Aber er verzagt nicht, denn er trägt den Gottesfrieden in seiner Seele. Ergreifenden Ausdruck findet er für den unersättlichen Schönheitsdurst seines Geistes, der an Hölderlin gemahnt, aber einen festeren Sinn zum Geleiter hat. Ich empfehle das Buch dieses echt deutschen Dichters nicht nur Frauen, sondern auch Männern. Es ist wert, auch eine Heimstätte im Norden zu finden, wo leider der Name des Dichters noch immer zu den unbekannten zählt, während man Macher und Schreier bewundert. O. v. L.

Das Sternenzelt. Von Prof. Dr. Carl Titus. Mit 70 Abbildungen im Text und 3 doppelseitigen Karten. (1893, Verein der Bücherfreunde.)

Das Buch, vornehmlich auf Aragós großes Werk sich stützend, ist ganz vortrefflich geeignet, den Laien in die Welt der Sterne einzuführen. Die Sprache ist klar, der Vortrag lebendig, die Erklärungen faßlich für jeden, der das Mitdenken nicht scheut. Eingefügt sind drei volkstümlich geschriebene Aufsätze von Dr. Carl Cranz. Vortrefflich sind die erklärenden Bilder.

Kalender.

Trowitzsch Damenkalender auf 1894. Mit vier Parabeln von M. von Ebner-Eschenbach, einer Novelle in Versen von Emmy Rossi, sowie einer Heliogravüre nach Hans Looschen mit Gedicht von Johannes Trojan. (Berlin, Trowitzsch & Sohn.)

Der neue Jahrgang steht den Vorgängern nicht nach. Er ist ein reizendes Festgeschenk. (2 Mk.)

Damen-Almanach. Notiz- und Schreibkalender für 1894. Mit einem Farbendruck. 28. Jahrgang. (Berlin, Haude & Spener [F. Weidling].) 2 Mk.

Auch dieser Kalender, zu dem Gertrud Triepel eine ansprechende Novelle geliefert hat, ist seiner Vorgänger würdig.

Volkskalender 1894. (Berlin, Trowitzsch & Sohn.)

Der 67. Jahrgang ist besonders sorgfältig zusammengestellt. Unter den Mitarbeitern befinden sich Joh. Trojan, Georg Ebers, P. K. Rosegger, Herm. Heiberg, Paul Linden-

Digitized by Google

berg, Heinr. Brugsch. Die Beiträge geben Ernst und Scherz in guter Mischung. Eingestreut sind viele Kleinigkeiten, Witze, gute Ratschläge. Daß die gewohnten Kalenderangaben vorhanden sind, ist selbstverständlich. Der Band ist mit einem Farbendruck, drei Hauptbildern und vielen guten Textbildern geschmückt.

Volksbote. Ein gemeinnütziger Volkskalender auf das Jahr 1894. Mit einem Notizkalender als Zugabe. (Oldenburg, Schulze [A. Schwartz].)

Auch der neue (57) Jahrgang zeichnet sich durch den gesunden volkstümlichen Geist aus, der alle Beiträge durchweht.

Deutscher Schülerfreund. Notizkalender für Gymnasiasten und Realschüler. Herausgegeben von Dr. J. Koch. Mit dem Bildnis E. Geibels. (Leipzig, Volkening & Co.) Geb. 1 Mk. 18. Jahrgang.

Jahrbuch für Schülerinnen. Herausgegeben von demselben. (Ebenda.) Mit Stahlstichbildnis der Kaiserin. 17. Jahrg.

Wir empfehlen beide Kalender; sie sind als kleines Geschenk für Schüler der Mittelschulen und für junge Mädchen vortrefflich geeignet und enthalten auch belehrende und unterhaltende Beiträge.

Jugendkalender für 1894. Der Vögelein Jahresgruß. Herausgegeben von dem deutschen Bund zur Bekämpfung des Vogelmassenmordes für Modezwecke. (Wiesbaden 1893, W. Zimmet.)

Das Unternehmen will unter den Kindern Liebe zu den Tieren und Mitleid mit ihnen pflegen und wecken. Von diesem Gedanken sind alle Beiträge, Märchen, Gedichte und Sprüche bestimmt. Wir wünschen, daß die gute Absicht Erfolg haben möge.

Vermischtes.

Ein Cedernwald in Deutschland. Es dürfte nicht allgemein bekannt sein, daß in Deutschland ein recht stattlicher Cedernwald steht, wie er wohl sonst nirgends vorkommen dürfte. Wenn auch das amerikanische Cedernholz hier und dort bei uns in Deutschland, namentlich am Rhein, als Ziersträuch oder als Zierbaum einzeln in Parks seit vielen Jahren existiert, so ist doch der Cedernwald auf der Besitzung des Freiherrn von Faber auf Schloß Stein (bei Nürnberg), welcher über 6 Hektar umfaßt, der erste und einzige seiner Art in Deutschland, ja, wir können sagen auf der ganzen Erde, denn selbst in Florida und Alabama kommt Cedernholz in den Urwaldungen nur sporadisch, aber niemals in reinen Beständen als Cedernwald vor. Der um die Bleistiftindustrie Deutschlands so hochverdiente von Faber unterhält bereits seit vielen Jahren auf seinen Besitzungen in Bayern Cedernholzsaatschulen, wozu sich derselbe Samen aus Florida kommen läßt, um fortgesetzt Cedernholz anzupflanzen, das bekanntlich eines der feinsten Hölzer ist, sehr teuer bezahlt wird und zur Bleistiftfabrikation unentbehrlich ist. Der genannte Cedernwald steht in voller Frische und verspricht eine erwünschte Zukunft. Da die Kultur der Ceder derjenigen unserer Nadelhölzer vollständig entspricht, so liegt es um so mehr in unserem Interesse, auch dieses feine und wohlriechende Nutzholz, dessen Verwendung eine äußerst vielfache ist, in unseren Waldungen überall in reinen Beständen anzubauen und damit den Nutzen des Waldes zu erhöhen. Th.

Briefkasten.

Frl. Cl. Dorn in H. Von den „Allerlei Gedanken" ist leider keiner eigenartig genug, es ist alles Wiederhall. Vielleicht findet sich in einer neuen Sendung Brauchbares. Besten Gruß. — Hilda aus Pommern. Lehrer Albrecht in Coppenbrügge ist bereit, mit Ihnen in Briefwechsel zu treten. — Fr. C. Breckheyde. Wenn Sie mir Ihre Wohnung angeben, schreibe ich Ihnen. Beste Empfehlung. — Frl. J. S. in Cl. Wenden Sie sich unmittelbar an den Verlag von Schall u. Grund (Berlin W., Kurfürstenstraße 128). — Frl. M. in Bl. Die Gedichte machen einen freundlichen Eindruck, aber entbehren der Eigenart. Besten Gruß. — Nr. 2. Breslau. 1) „Irrlichter" und „Scheine mir, Sonne" sollen kommen. 2) Ich bin durch Pflichtarbeiten leider verhindert „Erträumte Liebe" druckfertig zu machen. Besten Gruß. — Herrn C. R. in Leipzig. Sie können gelegentlich Neues senden. — Frl. J. Sch. in M. Ihre „Lieder aus dem Herzen" hätten im Herzen bleiben sollen. Sie sind ganz unbegabt. — Herrn Amtsger. R. C. in S. Ihre ganze Begabung weist Sie auf Spruchartiges. Die lyrischen Versuche sind in der Sprache zu wenig flüssig. Besten Gruß. — Herrn H. D. in B. „Wasserrose" ist zu verwässerte Romantik. Vielleicht gelingt es später. — Herrn P. Fr. in R. Lieben ist eine reizende Beschäftigung; dichten auch. Aber nur aus Liebe dichten, da kommt meistens wenig Kluges heraus. Lassen Sie das Verliebtsein vorübergehen und dichten Sie. Dann wird sich zeigen, ob in Ihnen etwas Begabung steckt. — Herrn E. H. in Cassel. Sie sind nicht unbegabt. Aber noch haben Sie Ihr Selbst nicht entdeckt. Ringen Sie weiter; es wird sich dann zeigen, ob nur die „gebildete Sprache" für Sie dichtet, oder ob Sie wirkliche Begabung in sich tragen. — Frl. M. Th. in H. Ich kann Ihnen nach den Proben nur abraten, sich der Schriftstellerei zuzuwenden. Ganz abgesehen, daß Ihr Ausdruck oft stilistisch fehlerhaft ist, fehlt es Ihnen an Gedanken und an Einbildungskraft. Und da Sie „es nicht nötig haben", können Sie Ihre Kraft besser verwenden. Stricken Sie wollene Jäckchen für arme Schulkinder und lesen Sie dabei ein gutes Buch. Dann werden Sie sich nicht mehr „so tödlich langweilen". — Frl. J. L. in G. Ich habe Ihre „Schneeflocken" mit tiefem Nachsinnen gelesen und mir den Kopf zerbrochen, warum Sie von Ihren Freundinnen „genial" genannt werden. Gefunden hab ich den Grund nicht. Sind Sie schon siebzehn? — Kränzchen an der polnischen Grenze. Ich kann den Wunsch nicht erfüllen. Lassen Sie sich welche kommen von C. Ruf, Hofphotograph in Freiburg i. Br. Im übrigen allen „sechs Hexen" Dank für die gute Gesinnung!

Inhalt der No. 11.

Rang und Geld. Roman von Helene v. Beniczky-Bajza. Forts. — Hedwig. Roman von E. Karl. Forts. — **Beiblatt**: Herbst. Von Hanna Ehlen. — Siamesische Märchen. Von J. Isenbeck. I. — Erinnerung. Von F. C. — Der deutsche Naturalismus vor der Entscheidung. Von Friedrich Kummer. — Warum? Von Margarethe Kramme. — Geschenkbücher. — Vermischtes. — Briefkasten.

Verantwortlicher Leiter Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Digitized by Google

Deutsche
Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ ℳ vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. No. 12.

Rang und Geld.

Roman

von

Helene von Beniczky-Bajza.

(Fortsetzung.)

Vierzehntes Kapitel.

Der Sommer nahte heran. Die Natur blühte in vollster Pracht, und der Park zu Alba war vielleicht niemals so frisch, so duftig und so blumenreich gewesen als jetzt unter dem neuen Besitzer.

Elvira saß auf der luftigen Veranda und sprach mit dem Haushofmeister, der vor ihr stand.

„Ihr Protegé ist also wirklich ein so braver Mensch?" fragte Elvira.

„Der beste Mensch, Euer Gnaden. Er diente neun Jahre hier im Schloß und ich kenne ihn wie mich selbst."

„Und weshalb ging er von hier weg?"

„Weil damals alle weggingen," erwiderte der alte Diener in sichtlicher Verwirrung, denn er fürchtete, gestehen zu müssen, aus welcher Ursache die Dienerschaft fortgegangen war.

„Das zeugt nicht von Selbständigkeit und Ausharrungsvermögen, Kavai," sagte Elvira lächelnd, „wenn Sie aber für seine Fähigkeit und Vertrauenswürdigkeit haften, so können Sie ihn aufnehmen."

„Ich danke Euer Gnaden," erwiderte Kavai freudig. „Er war einige Jahre der Diener des Grafen Jenö, dann übernahm ihn Graf Albert und in der letzten Zeit, als die Dienerschaft verringert wurde, servierte er sogar bei der Tafel."

„Er ist also in allem geschickt?"

„Jawohl, Euer Gnaden, und vollkommen vertrauenswürdig. Ich selbst unterrichtete ihn und der Kammerdiener, der heute noch bei der alten Frau Gräfin dient."

„Nicht wahr, Sie haben Ihre frühere Herrschaft sehr geliebt? Sie haben ja immer Thränen in den Augen, wenn Sie von derselben reden."

„Ich kann sie nicht vergessen. Ich war schon bei Geburt der jungen Herrschaften im Schloß, und sie wuchsen vor meinen Augen auf."

„Denken Sie oft an dieselben?"

„Besonders an den Grafen Jenö, der mich stets liebte. Ich war zugegen, als er das erste Mal zu Pferde stieg. O, wir erschraken damals sehr, denn der Erstgeborene des gräflichen Hauses schwebte in großer Gefahr."

„In was für Gefahr?"

„Der hochselige Herr Graf war ein sehr waghalsiger Mann und gab auch seinen Söhnen eine solche Erziehung. Als Graf Jenö zum ersten Male auf dem Pferde saß, ließ der alte Herr Graf das Pferd frei und versetzte demselben einen Schlag mit der Reitgerte. Nun, und da fiel Graf Jenö hinunter . . ."

„Ist ihm nichts geschehen?"

„Gott sei Dank nicht! Das wäre damals ein entsetzlicher Verlust gewesen. Damals kannten wir die Zukunft noch nicht . . ."

Elvira schwieg. Die Rede des alten Mannes machte einen seltsamen Eindruck auf sie. Unwillkürlich sah sie den schönen, vornehm aussehenden Mann vor sich, über den sein einstiger Diener sich also äußerte. Selbst dieser meinte im geheimen, daß es fast besser gewesen wäre, wenn er damals in seiner Kindheit, wo das ganze Personal des Schlosses um ihn zitterte, den Tod gefunden hätte.

Der Haushofmeister stand stumm da und harrte der Ansprache seiner Herrin.

„Sie können sich jetzt entfernen," sagte endlich Elvira mit wohlwollendem Lächeln.

„Haben Euer Gnaden keine Befehle für mich?" fragte der Haushofmeister.

„Ich danke, gar keine."

Kavai schien zu zögern.

„Wünschen Sie mir noch etwas zu sagen?" fragte Elvira, die auf das Zögern des alten Mannes aufmerksam wurde.

„Ich wollte fragen, Euer Gnaden, ob es nicht

Digitized by Google

gestattet wäre, in sämtlichen Salons des Schlosses, die jetzt geschlossen sind, die Thüren und Fenster zu öffnen? Das Wetter ist so schön, der Park voller Blumenduft, und die armen Zimmer sind finster, verlassen und voll dumpfiger Luft, es wäre vielleicht gut, wenn man sie lüften ließe."

„Thun Sie es, wenn Sie es für gut finden, Kavai, ich habe nichts dagegen."

„Zürnen mir Euer Gnaden nicht?"

„Im Gegenteil, ich sehe, daß Sie allem, was Ihrer Obhut anvertraut ist, Sorgfalt angedeihen lassen."

„Und es thut mir auch, aufrichtig gestanden, wohl, in jene bekannten Salons einen Blick zu werfen. Es wehen mir die Erinnerungen so vieler schöner Tage aus ihnen entgegen."

„Das Leben muß Ihnen hier, nach den prachtvollen Festlichkeiten, die in diesem Schlosse abgehalten wurden, jetzt sehr eintönig und langweilig sein."

„Es ist sehr still, das ist wahr . . . obwohl Euer Gnaden Zerstreuung notwendig hätten. Euer Gnaden sind ja noch so jung, können kaum älter sein als Komtesse Csilla. Sie ist im Herbst dreiundzwanzig Jahre alt geworden."

„Dann stehen wir fast in gleichem Alter, aber schauen Sie nur hinaus vor das Schloß, ich höre Wagengerassel."

Der Alte eilte auf die andere Seite der Terrasse und blickte durch das zum Stiegenhause führende Fenster hinaus, dort ließ er einen Freudenruf ertönen.

„Ach, gnädigste Frau Gräfin, wenn Sie wüßten, wer da angelangt ist," sagte er einherstürzend.

„Halten Sie ein . . . wer ist es denn?"

„Graf Jenö," rief der alte Diener und lief hinaus, Elvira in größtem Erstaunen zurücklassend, welches indessen sogleich in hellen Zorn umschlug.

„Hierher wagt er es zu kommen!" rief sie zitternd vor Aufregung. Hierher, in dieses Haus! . . ." Sie erhob sich und wollte die Veranda verlassen. Allein es blieb ihr dazu keine Zeit.

Der Haushofmeister riß die Flügelthüren auf und meldete mit triumphierender Freude:

„Graf Jenö Artemon und Lord Castle."

Elvira blieb stehen. Sie hielt sich an einem neben ihr befindlichen Tischchen fest und blickte den Nahenden kalt entgegen.

Jenö ging rasch auf sie zu, Lord Castle folgte mit langsameren Schritten.

„Zeigen Sie keinerlei Zorn vor diesem Fremden, lassen Sie ihn nicht Einblick in die Situation gewinnen," sprach er, indem er die Hände bittend faltete, und verneigte sich tief.

Elvira blickte ihn stumm und überrascht an und nachher den Engländer, der ihr der vornehmste und sympathischste Mann schien, den sie jemals gesehen. Dieser näherte sich ihr ahnungslos und begrüßte sie mit freundlicher Vertraulichkeit.

„Ich stelle Ihnen, liebe Elvira, meinen Vetter Percival Castle vor," sagte Jenö englisch, und die junge Dame reichte diesem mechanisch, vielleicht gegen ihren Willen, die Hand.

„Vor einigen Tagen langten wir in Ungarn an," begann Jenö mit der größten Unbefangenheit, „und was ist natürlicher, als daß wir uns beeilten, Albert aufzusuchen und unsere liebe Verwandte, die Perci noch nicht kennt." Elvira versuchte zu lächeln, sie winkte ihnen, Platz zu nehmen, und setzte sich auch selbst nieder, denn sie fühlte, daß sie sich nicht länger auf den Füßen halten könnte.

„Ich bin jetzt zum ersten Mal in Ungarn," sagte Lord Castle, „und ich kann sagen, ich bin ganz entzückt."

„Gedenken Sie längere Zeit in unserem Vaterlande zu verbleiben?" fragte Elvira, fast außer sich vor Erregung.

„So lange es Jenö belieben wird, denn er kommt mit mir nach England zurück."

Jenö heftete seine Augen auf Elvira, die ihn in demselben Augenblicke ansah; ihre Blicke begegneten sich. Der Blick des Mannes war flehend, Verzeihung und Nachsicht erbittend, derjenige der Frau streng, kalt und abweisend.

„Ich verbrachte so lange Zeit bei meinen Verwandten, daß es ihnen fast unglaublich erscheint, daß ich sie verlasse," sagte Jenö. „Indessen ist es noch ungewiß, was ich thun werde."

Lord Castle verließ seinen Platz und näherte sich der offenen Thüre der Veranda.

„Welch herrlicher Park!" rief er voll Bewunderung und schritt die wenigen Stufen in den Garten hinab, Elvira blieb mit Jenö allein.

„Zürnen Sie mir?" fragte Jenö, sich zusammenraffend, mit bittender Stimme und flehender Gebärde.

„Ich begreife Ihr Benehmen nicht und noch weniger den Zweck dieses Besuches, mit welchem Sie mich hätten verschonen können."

„Ich wollte Sie sehen, Elvira! Wollte Sie um Verzeihung anflehen für all das Böse, welches wir Ihnen zufügten, und Sie bitten, mich als Ihren Verwandten aufzunehmen, wie auch meine Familie, die ich Ihnen zuführen werde."

„Ich danke Ihnen," sagte die junge Frau kühl, „und ich will Sie auch durch die Erklärung, daß ich Ihre Familie nicht nötig habe, mit diesem Kampfe verschonen . . ."

„Ein stolzes Wort, welches aber nicht aus Ihrem Herzen kommt, die Weichheit Ihres Gesichtes widerspricht Ihrem schroffen Tone. Bezwingen Sie Ihren Zorn, Sie können ja nicht ewig so fortleben; in Ihrem eigenen Interesse bitte ich Sie, versöhnen wir uns."

„Versöhnung?" rief Elvira ausbrechend, und ihre Augen umflorten sich. „Wofür? Weil Sie mein Herz mit Füßen traten, weil Sie mir meine Selbstachtung, mein Selbstgefühl und die Achtung der Welt rauben wollten? Weil Sie bestrebt waren, meine Ehre in den Staub zu treten und mich auch wohl Ihrer unwürdig hielten?"

„Es mögen beiderseits Fehler vorgekommen sein, allein es sind nicht solche, die man nicht verzeihen könnte," erwiderte Jenö mit einem warmen Blick auf Elvira, die ihr Gesicht abwandte.

„Alles kann man vergessen und vielleicht auch

Digitized by Google

verzeihen, nur das nicht, was mir Ihre Familie unverdienterweise zufügte."

„Hassen Sie die Artemons?"

„Sie existieren nicht für mich."

„Und dennoch tragen Sie unseren Namen, der jetzt auch der Ihre ist."

„Es klingt wie Spott, daß ich ihn benutzen muß, aber mein Vater wünschte dies so, um mich vor noch größerem Spotte zu bewahren."

„Und darin hat er recht! Sie können daraus ersehen, daß ich mich nicht entschuldige, sondern verurteile. Ich stehe als Sünder vor Ihnen, erflehe Ihre Verzeihung und bitte Sie, da Sie den Namen meiner Familie tragen, mich auch als Ihren Verwandten anzunehmen."

„Der Name Ihrer Familie, der jetzt auch der meinige ist, hat in meinen Augen keinen Wert, desgleichen hege ich auch kein Vertrauen zu der Aufrichtigkeit der mir von Ihnen angebotenen Verwandtschaft."

„Sie sagen mir schon zum zweiten Male so harte Worte. Habe ich Ihre einstige Sympathie, von der ich so untrügliche Zeichen erhielt, völlig verloren?"

„Sie haben sie verraten, für nichts geachtet und von sich abgeschüttelt!"

„Ich verteidige mich nicht, obwohl ich vielerlei antworten könnte, aber einem reuigen Sünder pflegt man doch zu verzeihen."

„Sie bedürfen meiner Verzeihung nicht. Wir brauchen uns im Leben nicht zu begegnen und werden daher füreinander einfach nicht existieren."

„Und glauben Sie, daß ich mich mit dieser Antwort begnüge? Daß ich mich von hier entfernen werde, mit dem Bewußtsein, daß Sie mir zürnen und meine Feindin sind? Nein, Elvira! Das Schicksal hat uns zu einander in Verwandtschaft gebracht, und ich gebe nicht zu, daß diese Verwandtschaft nur dem Namen nach eine solche bleibe. Die Artemons werden diese Heirat anerkennen, und ich werde Ihren Gatten zu Ihnen zurückführen, der, unbegreiflich genug, seine Rechte zunichte werden ließ."

„Seine Rechte?" fragte Elvira verächtlich. „Was für Rechte hätte er denn! Ein Mensch, den ich nicht kenne, der es nicht einmal der Mühe wert hielt, vor dem Altare einen Blick auf mich zu werfen, ich wollte wetten, daß er mich, wenn wir uns irgendwo begegneten, gar nicht erkennen würde. Ein Mensch, der sich nur deshalb mit mir trauen ließ und mich zu seiner Gattin machte, weil er durch die dadurch geschaffenen Umstände seine Mutter vor der Verzweiflung zu retten hoffte . . ."

„Nun sehen Sie," sagte mit einem zweideutigen Lächeln Graf Jenö. „Daraus können Sie Ihren Gatten beurteilen und — seinem Herzen vertrauen."

„Dieses Herz, auf welches Sie sich berufen, ist nur denjenigen gegenüber gut, die sich mit ihm in gleicher Gesellschaftshöhe befinden. Leute, die seiner Ansicht nach unter ihm stehen, lernen nur seine Verachtung und Schroffheit kennen."

„Das bleibt sich gleich. Diese Heirat hat stattgefunden und wird zur Geltung gelangen."

„Auf welche Weise, da es keiner von uns wünscht?"

„Aber die Ehre verlangt es und der Anstand. Sie sind eine Gräfin Artemon und müssen in den Genuß aller Rechte und Vorteile dieses Namens eingesetzt werden."

Elvira maß ihn mit einem ernsten Blicke, und Jenö meinte in demselben Spott wahrzunehmen.

„Nicht wahr, Sie lächeln über meine Behauptung, welche sich auf die Vorteile des Namens Artemon bezieht?"

„Ich hatte keine Gelegenheit, die Vorteile dieses Namens kennen zu lernen, und über die Nachteile desselben habe ich noch nicht nachgedacht."

„Wie bitter Sie geworden sind, seit wir uns zum letzten Mal sahen!"

„Wenn es so ist, so glaube ich, werden Sie auch wissen, wer und was mich dazu gemacht hat."

In diesem Augenblicke erschien Lord Castle in der Thüre.

„Ich bin entzückt," sagte er zu Elvira, „ich habe über Albas Schönheit viel gehört, aber so herrlich habe ich es mir dennoch nicht vorgestellt."

„Das freut mich," erwiderte Elvira freundlich und ihre Züge nahmen, während sie mit dem Engländer sprach, einen ganz anderen Ausdruck an.

Jenö betrachtete seine Schwägerin voll Wonne.

„Dies ist Ihr wahres Gesicht," sprach er voll Entzücken in ungarischer Sprache. „So sah ich Sie zum letzten Mal, bevor wir schieden, so will ich Sie immer sehen."

„Darf man die anderen Teile des Schlosses ansehen?"

Elvira zögerte. Sie wußte nicht, wozu sie sich in dieser seltsamen Lage entschließen sollte.

Kavai befreite sie aus ihrer Verwirrung. Gefolgt von zwei Dienern, die auf großen silbernen Tellern Erfrischungen brachten, trat er ein und ließ dieselben auf einen Tisch stellen. Jenö nickte dem alten Diener, der unbewußt sein Bundesgenosse wurde, freundlich zu, während die fein geschwungenen Augenbrauen der Hausfrau sich bei dieser unerwarteten und nicht angeordneten Zuvorkommenheit zornig zusammenzogen. Dieselbe entstammte lediglich der Initiative des Haushofmeisters, der den Zielen Jenös erfreulichen Vorschub leistete.

„Nun gehe ich Ihren Vater aufsuchen," sagte er ungarisch zu seiner Schwägerin, „gestatten Sie indessen, daß mein Vetter sich an dem Frühstück Kavais labe, denn ich weiß, daß dieses nur von ihm kommt"

Die Gräfin nickte mit dem Kopfe. Sie war so erregt, daß sie gar nicht zu sprechen vermochte. Mechanisch verließ sie ihren Platz, setzte sich an den Tisch, auf welchem sich die Erfrischungen befanden, und winkte dem Lord zu, Platz zu nehmen, was dieser auch sofort that. Unterdessen sagte Jenö zu dem Haushofmeister:

„Führen Sie mich, lieber Alter, zu dem gnädigen Herrn; ich hoffe, er ist zu Hause!"

„Er ist vor einer Stunde zu Wagen angelangt; ich dachte schon, ihn hier zu finden. Er kleidet sich gewiß um."

„Sagten Sie ihm, wer hier sei?"

Digitized by Google

„Gewiß, Herr Graf, das war das erste, als er in das Schloß trat.“

Jenö mußte unwillkürlich lächeln.

Von Minute zu Minute sah er immer mehr ein, daß er durch sein Hierherkommen in eine seltsame Lage geraten sei. Nun war es aber schon geschehen; was er begonnen hatte, wollte er auch bis zum Äußersten fortsetzen. Er folgte Kavai, der in vertraulichem Gespräche an seiner Seite ging und sich nach dem Befinden der alten Gräfin und des Grafen Albert erkundigte . . .

„Sie befinden sich wohl, sie befinden sich sehr wohl,“ erwiderte Jenö, der keine Ahnung hatte, was sie machten, aber etwas mußte er doch auf die warmen Erkundigungen des alten Dieners antworten.

Sie gelangten zu dem von Hermajos bewohnten Flügel.

„Herr Hermajos bewohnt die Zimmer meines Vaters?“ fragte Jenö, indem er zögernd vor der großen Flügelthüre stehen blieb.

„Im Sommer ist dies der angenehmste Teil des Schlosses, weil hier die Nordseite ist,“ erwiderte Kavai und öffnete die große Flügelthüre.

Der geräumige weite Saal war leer.

„In welchem Zimmer finde ich den gnädigen Herrn?“ fragte Jenö.

„Ich werde Euer Gnaden sofort anmelden.“

„Nein, nein, ich will ihn überraschen. Ist es hier rechts?“

„Ja, dort befindet er sich, belieben Sie nur einzutreten, Herr Graf,“ erwiderte schelmisch Kavai, der nicht ahnte, aus welchem Grunde sich Graf Jenö nicht anmelden lassen wollte.

Graf Artemon durchschritt langsam das Nebenzimmer und trat dann in das Zimmer Hermajos' ein, den er an einem Tische sitzend fand. Als ihn dieser erblickte, sprang er auf.

„Wie ich hörte, ist Ihnen schon meine Anwesenheit bekannt gegeben worden,“ sagte Jenö, indem er sich verneigte.

„Ungefähr vor einer halben Stunde. Und warum ich mich nicht zu meiner Tochter, sondern erst in mein Zimmer begab, geschah aus dem Grunde, weil ich mich zuvor beruhigen wollte, um Ihnen gelassen meine Meinung sagen zu können. Denn wenn ich im Zorne bin, bin ich unzurechnungsfähig und imstande, die wahnsinnigsten Dinge zu begehen.“

„Ich hoffe, daß Sie sich nun nicht mehr in diesem gefährlichen Gemütszustande befinden.“

„Ich dachte, ich sei schon beruhigt und schickte mich eben an, auf die Veranda zu gehen und Sie von dort und aus meinem Hause hinauszuweisen. Nun aber, da ich Sie so plötzlich erblicke, fühle ich, daß mein Blut zu sieden beginnt; ich rate Ihnen daher, entfernen Sie sich und zwar schleunigst aus dem Schlosse, wenn Sie sich nicht der beschämendsten Behandlung aussetzen wollen . . .“

„Ich harre der Dinge, die da kommen werden,“ sagte Graf Jenö ruhig; „denn ich fürchte Ihren Zorn nicht.“ Damit ließ er sich in den nächsten Sessel fallen.

Hermajos, der mit geballten Fäusten und mit blutig unterlaufenen Augen vor ihm stand, wurde durch diese Ruhe verwirrt.

„Wir müssen miteinander gelassen, kalt und ernst sprechen, Herr Hermajos,“ fuhr Jenö mit der größten Ruhe fort, während sein schönes Gesicht die freundlichste Offenheit zur Schau trug.

„Aber mein Herr . . .“ stotterte Hermajos in seiner Wut.

„Ich bin heute der Chef der Familie Artemon, Elvira ist die Gattin meines jüngeren Bruders und trägt seinen Namen; er giebt ihr nicht die Stellung und die Rechte, die ihr zukommen . . . Dies dulde ich nicht und bin deshalb da, um Ihrer Tochter vor der Welt Genugthuung für all das zu geben, was meine Verwandten gegen sie sündigten, und um sie in der That zur Gräfin Artemon zu machen.“

Der Fabrikant wollte seinen Ohren nicht trauen. Er meinte all das, was ihm der stolze, hoffärtige Graf Jenö Artemon gesagt hatte, nur geträumt zu haben. Er hatte diesen Mann ganz anders gekannt, der jetzt von den Rechten seiner Tochter und von der ihr zu gebenden Genugthuung sprach. . . Sein Zorn machte seinem Staunen Platz und stumm stand er vor seinem Gaste.

„Sie wundern sich, Herr Hermajos . . .“ fuhr Graf Jenö mit immer größerer Sicherheit fort. Er sah die Wirkung seiner Worte und freute sich seines raschen Erfolges, denn er war überzeugt, daß er obsiegen werde. „Trotzdem Sie, wenn Sie meine Prinzipien besser kennen würden, von mir nichts anderes erwartet hätten.“

„Ich war sogar auf etwas ganz anderes vorbe . . .“

„Setzen Sie das nicht fort, denn was Sie da sagen wollen, ist sowohl für mich und Sie selbst, als auch insbesondere für die Gräfin Elvira Artemon beleidigend! Es ist wahr, ich leugne es nicht, wir sind stolz und vermieden es bisher ängstlich, unseren Stammbaum, unseren Namen und die Reinheit unserer Familie mit anderen Elementen zu vermengen. Jedoch verstehen Sie mich wohl! In dem Momente, da Ihre Tochter Gräfin Artemon wurde, hörte sie in meinen Augen auf, alles andere zu sein. Sie ist heute eine von den Artemons, und es ist meine Pflicht, ihr alle ihre Rechte zu geben.“

„Aber Herr Graf . . .“

„Sie zweifeln noch immer? Gut! So werde ich Ihnen meine Behauptungen nicht mit Worten, sondern durch Thaten beweisen und ich gebe Ihnen mein Wort, hier meine Hand darauf . . . daß die Gräfin Alba Artemon binnen drei Monaten in der Umgegend, im Komitate und im ganzen Lande das sein wird, was jeder Eigentümer und Träger dieses Namens in den Augen der Welt sein muß.“

Hermajos stand erschüttert auf seinem Platze.

„Wenn Sie dies thäten . . .“ stotterte er.

„So ist der Friede zwischen uns geschlossen, nicht wahr, dies wollten Sie sagen?“ fiel ihm Jenö ins Wort. „Nun, dessen können Sie sicher sein, doch müssen auch Sie mir behilflich sein und zwar dadurch, daß Sie weder Zorn noch Zurückhaltung gegen mich an den Tag legen, bitten Sie auch Ihre Tochter in meinem Namen darum. Zeigen Sie vor

Digitized by Google

jedermann, als ob mein Vetter Lord Castle, der bei Elvira drüben ist, und ich erwartete Gäste auf Alba gewesen wären, betrachten Sie uns als Verwandte u. s. w. So wird das leicht gehen, was ich durchführen will, und mit gemeinsamer Kraft wird es uns noch leichter werden; denn daß wir, um unsere Absicht zu erreichen, kämpfen müssen, das brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen."

Der Fabrikant blickte nachdenklich auf den Sprechenden. Er schien zu überlegen, was er versprechen, was er beschließen und thun solle. Denn vom älteren Artemon hatte er bisher nichts als Rücksichtslosigkeit, Stolz und Nichtachtung erfahren.

Doch vielleicht hat er sich geändert, vielleicht hat ihn die Not gebrochen, dachte er. Oder er erwartet dafür etwas von mir? Er ist ja jetzt darauf angewiesen, sich Geld zu erwerben. Jedenfalls hat sein Hierherkommen einen Nebenzweck. Er konnte sich nicht enthalten, dies in Worten auszusprechen.

„Und wenn ich fragen darf, Herr Graf," fragte er nicht ohne Spott, „welche Gegenleistung verlangen Sie von uns dafür, wenn Sie Ihr Wort eingelöst haben?"

Jenö lächelte.

„Sie können Ihre Zweifel und Ihr Mißtrauen niemand gegenüber unterdrücken, Herr Hermajos. Sie können niemals glauben, daß es auch noch etwas anderes auf der Welt gäbe als das Geld, welches Sie für das Allerhöchste halten. Seien Sie unbesorgt. Ich bin auch heute noch der, der ich war. Ich bin auf Ihr Geld nicht angewiesen, bin kein Vermittler und will keine Entlohnung. Und seien Sie vor allem überzeugt, daß Ihre Millionen in meinen Augen so wenig gelten, daß ich nicht einmal meinen kleinen Finger rühren würde, um dieselben vervielfacht zu gewinnen. Und nun begeben wir uns als Bundesgenossen auf die Veranda, wo Elvira und Perci Castle dejeunieren."

Fünfzehntes Kapitel.

Am nächsten Tage befanden sich Graf Jenö und Lord Castle noch immer zu Alba und hatten keine Ursache, sich über die hier geübte Gastfreundschaft zu beklagen, wenigstens nicht von seiten des Hausherrn, der alles that, was Jenö wünschte. Die Dienerschaft des Schlosses war überzeugt, daß zwischen der Gräfin Elvira und ihrem Schwager, ja sogar auch zwischen dem Fabrikanten und dem fremdsprachigen Herrn das beste Einvernehmen herrsche.

Dies zeigte der Anschein.

Doch war dies bisher in Wahrheit nur Schein, denn Elvira empfand und zeigte ihrem Schwager keinen Funken Vertrauen. Sie war keine große Menschenkennerin, allein sie schenkte der schnellen Veränderung ihres ehemaligen Courmachers und nunmehrigen nahen Verwandten keinen Glauben.

„Einer ist so wie der andere, glaube mir das, Papa," sagte sie zu ihrem Vater, als ihr dieser das Wesentliche seines mit Jenö geführten Gespräches und das Versprechen des älteren Artemon mitteilte. „Trauen wir ihm nicht. Er hat irgend eine Absicht mit uns, und lediglich zu dieser will er uns benutzen."

Diese Ansicht war die Ursache, daß Elvira gegen ihren Schwager höflich, jedoch eiskalt blieb, während sie Lord Castle fast auffallend auszeichnete.

Dieser war von ihr entzückt. Er vermochte die junge Dame Jenö gegenüber nicht genug zu loben, und Albert sei ihm, wie er sagte, einfach unbegreiflich. Dem Lord war nämlich mitgeteilt worden, daß Albert mit seiner Gattin in Zwist lebe und sich deshalb nicht auf Alba zeige.

„Ich würde an seiner Stelle sehr glücklich sein," sagte er mehr als einmal zu Jenö, indem er diesen wiederholt auf Elviras Schönheit, ihre Anmut, ihre reizvolle Manier, ihre klangvolle Stimme aufmerksam machte, so daß dieser seinen Verwandten endlich warnte, sich nicht zu verlieben, weil daraus nur Unannehmlichkeiten entstehen könnten.

„Wenn aber ihr Gatte nicht gut mit ihr lebt, und Albert Narr genug ist, sie so allein zu lassen, wird sie sich doch endlich nach etwas umsehen müssen, das sie über ihren verlorenen Gatten tröstet." Jenö war es sehr unangenehm, dies zu hören, denn er sah, daß Percival geneigt wäre, die Rolle dieses „etwas" zu übernehmen.

Einen Moment war er nahe daran, Lord Castle die wirkliche Sachlage mitzuteilen, die Umstände der Heirat Elviras und die Details der Vergangenheit. Doch davon hielt ihn manches ab. Erstens wollte er ihn nicht wissen lassen, daß die Artemons endgültig und völlig zu Grunde gegangen seien. Vor einem fremdsprachigen Menschen läßt sich so etwas leichter verheimlichen, er hatte ihm nicht erzählt, daß Alba nicht mehr den Artemons gehöre. Zweitens genierte ihn die Art und Weise, wie Alberts Heirat stattgefunden hatte, und drittens hatte er durch seinen längeren Aufenthalt in England die Erfahrung gemacht, daß man ihn dort nur auslachen würde, wenn er mit seinen veralteten und unberechtigten Prinzipien hervorträte, daß es eine Schande sei, wenn ein vornehmer Mann die gebildete und schöne Tochter eines reichen Fabrikanten heirate. Er war in London solchen Ehen auf Schritt und Tritt begegnet, da man dort gar nichts daran fand; er wußte daher auch, daß, wenn er seinem Vetter die Verhältnisse klarlegen würde, dieser dadurch nur erhöhtes Interesse an Elvira gewinnen würde.

Ich werde ihn zu den Szent-Tamassys hinüberbringen, dachte er, und ihn dort lassen, während ich selbst wieder öfter nach Alba kommen werde.

Auch der zweite Tag, welchen sie im Schlosse verbrachten, verfloß sehr angenehm, trotzdem Elvira sich von ihrem Schwager so viel wie möglich fern hielt und sich zumeist mit Lord Castle beschäftigte, der keinen Augenblick von ihrer Seite wich.

Den in seiner Eitelkeit beleidigten Jenö ärgerte dies unaussprechlich.

Gegen Abend besuchten sie die glänzend ausgestatteten Stallungen, welche Hermajos auf den Wunsch Elviras mit den kostbarsten Wagen- und Reitpferden vollgepropft hatte.

Digitized by Google

Lord Castle fiel ein sehr schönes Reitpferd auf; er wollte es versuchen und bat Elvira, sie möge ihm gestatten, auf demselben auszureiten.

Die Gräfin ließ sofort satteln. Jenö begleitete seinen Vetter nicht, und dies war die erste Gelegenheit, daß er während seiner Anwesenheit im Schloß mit Elvira allein blieb. Diese Gelegenheit wollte er sich nicht entgehen lassen.

Hermajos lud ihn ein, mit ihm zu kommen und die im Bau befindliche Fabrik zu betrachten. Der Wagen stehe schon vor der Treppe bereit; allein Jenö lehnte dankend ab, indem er sagte: er halte es für seine Pflicht, Elvira zu unterhalten. Diese nahm indessen diese Zuvorkommenheit sehr kühl auf.

Als Lord Castle fortgeritten und Hermajos fortgefahren war, begab sich Elvira, von ihrem Schwager begleitet, in den Park. Lange Zeit gingen sie stumm nebeneinander her.

„Percival hat sich entschieden in Sie verliebt, Elvira," begann endlich Jenö lächelnd, während er das herrliche Gesicht seiner Schwägerin voll Entzücken betrachtete.

„Das habe ich nicht bemerkt, im übrigen beachte ich ihn gar nicht."

„Haben Sie auch ihn in Ihren Haß mit hineingezogen, weil er ein Verwandter der Artemons ist?"

„Sie täuschen sich, wenn Sie glauben, daß ich Sie hasse," erwiderte Elvira, ihn anblickend. „Ich glaube Ihnen schon gestern gesagt zu haben, daß die Familie Artemon keinerlei Bedeutung für mich besitze. Ich kenne dieselbe fast nicht, betrachte sie also einfach, als ob sie gar nicht existierte."

„Das ist doch aber unmöglich, da wir existieren," erwiderte Jenö lachend. „Einer befindet sich jetzt sogar ganz nahe neben Ihnen und wünscht von Ihnen als Verwandter betrachtet zu werden."

„Ich glaube, es wird am besten sein, wenn wir von solchen Dingen gar nicht reden."

„Und sagen Sie es offen heraus, daß es Ihnen am angenehmsten wäre, wenn ich mich aus Alba ehestens entfernte."

„Sie werden es natürlich finden, wenn ich dies bejahe."

Der stolze, eitle und verhätschelte Jenö Artemon biß sich in die Lippen.

„Und ich erfülle Ihren Wunsch dennoch nicht. Ich bleibe und werde mir Ihre Achtung und Ihr Wohlwollen erzwingen."

„Darauf legen Sie wenig Gewicht und benötigen meine Achtung auch nicht."

Sie waren an dem auf der Ostseite des Parkes gelegenen Teiche angelangt, dessen durchsichtiges bläuliches Wasser in ringelnden Wellen an das Ufer schlug.

„Kennen Sie das, was sich in der Tiefe dieses Teiches befindet?" fragte Jenö, auf das Wasser deutend.

„Ich sehe nur die Oberfläche," erwiderte Elvira.

„Dasselbe gilt von meinem Inneren. Sie wissen nicht, was daselbst verborgen ist, urteilen Sie darum auch nicht darüber. Oder wenigstens noch nicht!"

Die junge Dame sah ihn an.

„Sie glauben in der That, daß ich Ihren gegenwärtigen Worten, nach dem, was zwischen uns einst vorgefallen ist, Glauben schenke?" fragte sie im spöttischen Tone.

„Ich habe Sie niemals belogen."

„Man braucht nicht immer mit Worten Unwahrheiten zu sagen, auch Handlungen können täuschen und jemand irre führen."

„Wenn ich gegen Sie gefehlt habe, Elvira, so ist es mein höchstes Bestreben, das jetzt gut zu machen."

„Thun Sie das nicht! Wozu sollten Sie sich wegen etwas bemühen, dem ich gar keinen Wert beimesse, und das mir geradezu antipathisch ist."

Graf Artemon blickte Elvira überrascht an. Sie nahm auf einer unter einer breiten Platane befindlichen Marmorbank in unmittelbarer Nähe des Teiches Platz.

„Ich weiß Wort für Wort, was Sie mit meinem Vater sprachen, und womit Sie ihn so weit brachten, daß er Ihnen nicht einfach die Thüre wies," fuhr sie kalt fort. „Ich wäre nicht so schwach gewesen, jedoch er ist eitler als ich, dies zeigt schon die Heirat, zu der er mich auf Kosten meines Glückes zwang."

„Nicht mit meinem Bruder, mit mir hätten Sie vor den Altar treten müssen, und wenn Sie auf mich gewartet hätten, so wäre dies auch geschehen!"

Elvira maß ihn mit einem ironischen Lächeln.

„Es scheint, daß Sie mich für sehr leichtgläubig halten, wenn Sie mich an solche Märchen glauben machen wollen."

„Ich schwöre! . . ."

„Schwören Sie nicht, ich bitte, und glauben Sie, daß Sie mir mit Ihren Vorurteilen und Ihrem Stolze viel besser gefallen, als wenn Sie Ihre wahre Individualität verleugnen würden. Bleiben Sie, was Sie seit Ihrer Geburt waren, ein Aristokrat, und ich werde Sie, wenn ich auch zuweilen über Sie lächeln muß, als einen Menschen achten können, der seine Prinzipien niemals verleugnet hat."

Sie sprach mit der größten Einfachheit, jedoch so überzeugungsvoll, daß Jenö sein Gesicht erröten fühlte.

„Sie beschämen mich, Elvira."

„Ich habe es nicht in dieser Absicht gesagt, ich wollte Sie nur darauf aufmerksam machen, daß Sie sich in jener Angelegenheit nicht bemühen mögen, zu welcher Sie sich meinem Vater gegenüber anboten. Für mich wäre das nicht nur nicht erfreulich, sondern geradezu unangenehm."

„Sie wollen sich meiner Familie nicht nähern?"

„Nein!"

„Soll also ewiger Kampf und Krieg zwischen uns herrschen?"

„Im Gegenteil, der tiefste Friede! Wir werden uns niemals begegnen, und werden daher voneinander gar keine Kenntnis haben."

„Gestatten Sie mir zu bezweifeln, daß Sie dies wirklich wünschen."

„Sehen Sie, wie schnell Sie sich verraten. Gestehen Sie, Sie glauben, daß dies nur für mich ein Verlust wäre?"

Digitized by Google

„Für uns beide, oder besser gesagt, für uns alle."

„In welcher Hinsicht?"

„Wir würden Sie verlieren, Sie jedoch Ihre Zukunft."

„Kann ich denn noch eine Zukunft haben!" sagte Elvira, unwillkürlich ausbrechend. „Sie haben sie vernichtet, und das können Sie nimmermehr gut machen."

„Sehen Sie, Elvira, jetzt erkenne ich Sie zum ersten Mal, seit ich in Alba bin. Dieser Ausbruch zeigt Ihren wirklichen Charakter. Ihre bisherige Haltung war nur Verstellung und Maske, die zu Ihrem warmen, gefühlvollen Herzen gar nicht paßt, und ich bin entzückt, endlich einen aufrichtigen Aufschrei von Ihnen zu hören, der mir Ihr ganzes Innere eröffnet."

Elvira sah ihn erschrocken an.

„Glauben Sie," sagte sie dann kühl, „daß ich etwa ein geheimes Leid um eine Sache nähre, die ich hätte erzwingen müssen? Nein, Herr Graf, wenn ich dies thäte, brauchte ich nur an Ihren Brief zu denken, den Sie an den Rechtsanwalt Berger schrieben; in diesem nannten Sie den Wunsch meines Vaters, mich zu ehelichen, ‚unverschämt', nur dies braucht mir einzufallen und jedes Leid in meinem Herzen würde aufhören."

Jenö stand verstummt vor ihr da.

„Und der Rechtsanwalt teilte Ihnen diesen Brief mit?" rief er nach kurzem Schweigen voll Wut.

„Als er die verzweifelte Situation sah, in welche Sie mich geschleudert hatten, wollte er mir wahrscheinlich aus derselben heraushelfen, indem er mir Ihren wahren Charakter zeigte."

„Das war sehr unrecht von ihm. Der Brief war nur für ihn bestimmt, und ich werde ihn deshalb zur Rechenschaft ziehen."

„Thun Sie das nicht, Herr Graf! Ich bitte Sie nochmals, unterlassen Sie jedes fernere Bestreben. Entfernen Sie sich von hier mit dem Bewußtsein, daß ich für die Handlungen, die Eitelkeit und für das vielleicht unrichtige Vorgehen meines Vaters nicht verantwortlich bin. Ich that jenen Schritt, welchem zufolge ich den Namen Ihrer Familie trage, aus Zwang und wünsche durchaus nicht, daß diese Heirat von Ihnen beachtet werde."

„Aber weshalb werfen Sie dann diesen verabscheuten Namen nicht von sich, und warum leiten Sie nicht den Scheidungsprozeß ein?" rief Jenö voll Wut und Erbitterung.

„Weil ich davor schaudere, Gegenstand des allgemeinen Gespräches zu werden, und daß die Welt erfahre, auf welche Weise meine Heirat zustande gekommen sei. Denn glauben Sie mir, Herr Graf, jene Leute, die meine Welt bilden, haben mich und meinen Vater wegen dieser Heirat ohnehin schon verurteilt."

„Wie bitter Sie sind! Sagen Sie nur, Elvira, giebt es denn keine Verzeihung in Ihrem Herzen?"

„Ich habe vielleicht gar kein Herz mehr, meine frühzeitigen Erfahrungen haben es rasch getötet."

„Es ist nicht tot, sondern nur durch Ihre Hartnäckigkeit eingeschläfert. Erwecken Sie es, lassen Sie es sprechen, zu Worte kommen . . . Sehen Sie, Sie klagen uns des Stolzes an. Sind Sie nicht noch stolzer, da Sie durch Ihren Stolz selbst Ihre Weiblichkeit verleugnen?"

Elvira fühlte sich ermüdet und begann ungeduldig und nervös zu werden.

„Machen wir diesem Wortgefecht ein Ende," sagte sie, ihr Gesicht vor seinen flammenden Blicken abwendend. „Ich kann Ihnen nur aufs neue versichern, daß Sie keinerlei Resultat erreichen werden."

Jenö wollte antworten, allein lautes Pferdegetrappel zeigte an, daß Lord Castle angelangt sei, und Graf Artemon blickte demselben fast wütend entgegen.

„Waren Sie mit Ihrem Pferde zufrieden, Lord Castle?" fragte Elvira freundlich, erfreut darüber, daß sie durch seine Ankunft von diesem peinlichen tête-à-tête befreit war.

„Es ging vorzüglich, und ich bedaure nur, diesen angenehmen Ausflug nicht in Ihrer Gesellschaft gemacht zu haben. Sie reiten doch auch?"

„Ich bin Anfängerin und wäre Ihnen wahrscheinlich unbequem geworden."

„Mir! Sie, Gräfin?" rief mit strahlender Miene und aufrichtigem Entzücken der Engländer. „Glauben Sie, daß dies möglich wäre?"

Elviras Antlitz färbte ein feines Rot; Jenö aber biß sich in die Lippen und warf einen finsteren, strafenden Blick auf seinen begeisterten Verwandten, den er noch niemals so sprechen gehört hatte.

„Morgen besuchen wir die Baroninnen Cservary, Perci, die hier in nächster Nähe wohnen, und übermorgen fahren wir zu meiner Schwester, der Gräfin Szent-Tamassy," sagte er mit ernster Stimme.

„Schon!" rief der Lord mit unverkennbarer unangenehmer Überraschung.

„Wir kommen aber noch zurück," erwiderte Jenö mit einem bedeutungsvollen Blicke auf Elvira. Aus dem flammenden Leuchten dieses Blickes ersah sie, daß ihr Schwager den Kampf nicht aufgebe, sondern denselben bis zum Äußersten fortsetzen werde.

Ende des ersten Bandes.

Zweiter Band.

Erstes Kapitel.

Rechtsanwalt Berger saß an seinem Schreibtisch und las mit sehr düsterer Miene einen Brief, welchen ihm Graf Albert in Erwiderung seines vor einigen Tagen an ihn abgesandten Briefes schrieb.

Der Brief lautete wie folgt:

„Geehrter Herr Rechtsanwalt!

Empfangen Sie meinen Dank für die freundliche Nachricht, durch welche Sie mir bekannt geben, daß mein Bruder Jenö angelangt sei. Leider begab er sich, anstatt vor allem uns aufzusuchen, direkt zu Ihnen und will, ich weiß nicht aus welcher Ursache, die Familie Hermajos besuchen! Das ist wieder eine seiner sonderbaren, unbegreiflichen, um nicht zu sagen unüberlegten Handlungen.

Digitized by Google

Ich kümmere mich auch nicht viel um ihn. Jenö hat sich unserer Mutter und mir gegenüber so betragen, daß dies stets ein unverzeihlicher Fehler bleiben wird, allein meine arme Mutter beurteilt ihn, mit ihrem guten Herzen und ihrer besonderen Liebe für den Sohn, nicht so hart, als er es verdiente; sie sucht ihn immer zu entschuldigen und gedenkt seiner sogar jetzt noch voll Liebe.

Zu Beginn des nächsten Monats begiebt sich meine Mutter für einige Monate zu Szent-Tamassys, wohin ich sie begleiten werde. Dann werde ich Sie, Herr Rechtsanwalt, persönlich aufsuchen, da ich mit Ihnen ohnehin noch einige Angelegenheiten zu besprechen habe. Wenn Jenö dann noch immer bei meiner Schwester weilen wird, wohin er, wie ich hoffe, von Alba unbedingt hinfährt, so werden wir uns begegnen, im entgegengesetzten Falle werden wir ihn nicht sehen. Wenn ich bedenke, was zwischen uns vorfiel, empfinde ich, aufrichtig gestanden, auch keine besondere Sehnsucht nach dieser Begegnung. Indem ich Ihnen nochmals danke, bin ich bis auf Wiedersehen Ihr getreuer

Albert Artemon."

„Das ist Wahnsinn, heller Wahnsinn!" rief Berger, den Brief zornig zusammenknüllend. „Einer ist so verrückt wie der andere. Ich habe meine Pflicht gethan, das übrige ist ihre Sache. Von nun an kümmere ich mich auch nicht weiter um sie, obwohl ich die Familientragödie voraussehe, die sich schließlich daraus entwickeln wird. Doch das geht mich ja alles nichts an."

Er dachte, daß er damit seine Besorgnisse beseitigt habe, allein er hörte nicht auf, sowohl über die Zukunft der Artemons, als auch derjenigen von Elvira Hermajos nachzugrübeln.

Seit Graf Jenö bei ihm gewesen, war fast eine Woche verflossen, und während dieser Zeit hatte er von Alba gar keine Nachricht erhalten. Es duldete ihn nicht länger zu Hause und eines Abends fuhr er nach Alba hinaus, wo er mit dem Güterdirektor ohnehin zu thun hatte. Es war ein schöner, stiller Abend, als er anlangte; wie ihm der Haushofmeister mitteilte, mache die Gräfin im Parke einen Spaziergang, wahrscheinlich nach ihrem Lieblingsorte in der Nähe des Teiches.

„Und der gnädige Herr?" fragte der Rechtsanwalt.

„O, der pflegt erst spät ins Schloß zu kommen, er ist mit dem Herrn Architekten bei der Fabrik draußen."

Berger begab sich also in den Garten, um Elvira aufzusuchen.

Er fand sie in der That beim Teiche, auf dessen glattem, durchsichtigem Spiegel sie sich in einem Kahne schaukeln ließ. Sie war so sehr in Gedanken vertieft, daß sie sein Nahen gar nicht bemerkte. Er blieb am Ufer stehen, schwenkte den Hut, wodurch er ihre Aufmerksamkeit auf sich lenkte.

Als ihn Elvira bemerkte, langte sie nach den Riemen, die neben ihr lagen, und ruderte ans Ufer.

„Wollen Sie sich nicht zu mir in den Kahn setzen, Herr Rechtsanwalt?" fragte sie freundlich.

„Sie verzeihen, Gräfin, allein ich halte das Terrain für sicherer, welches unter meinen Füßen nicht schwankt," erwiderte er lächelnd.

„Da haben Sie recht; Sie als Jurist sind gewöhnt, alles auf sicherster Basis zu thun. Auch ich fange schon an, dies unter der Einwirkung der Lebenserfahrungen zu erlernen." Damit nahm Elvira die ihr entgegengereichte Hand an und sprang ans Land. „Sie sehen, wie bereitwillig ich mich einer besseren Ansicht unterwerfe und ihr gehorche, trotzdem mein Vater immer behauptet, ich sei ungehorsam."

„Und wenn dies selbst der Fall wäre, so ist es in Ihrem Alter kein Fehler mehr, Gräfin, eine Meinungsverschiedenheit ist noch kein Ungehorsam, und diese wird es wahrscheinlich sein, die Herr Hermajos so benannt hat."

Elvira befestigte die Kette des Kahnes am Ufer und ging dann von Berger begleitet spazieren.

„Wissen Sie, daß uns Graf Jenö Artemon besucht hat?" fragte sie nach einer Weile.

„Er war vorher bei mir und ich war nicht imstande, ihn von diesem Vorhaben abzubringen."

„Ich dachte mir, daß Sie diese Handlungsweise nicht billigen konnten. Was ich selbst darüber denke, will ich nicht aussprechen."

„Es ist Leichtsinn und Selbstsucht, wie jede seiner Handlungen."

Elvira antwortete nicht, sondern blickte sinnend vor sich hin.

„Und wie lange weilte er hier?" fragte der Rechtsanwalt; „denn ich hoffe, daß er schon fort ist."

„Als er sah, daß seine Anwesenheit hier unhaltbar sei, entfernte er sich. Er fuhr zu den Cservarys und von dort will er sich zu einer Schwester begeben."

„Und ist damit alles erledigt?"

„Er drohte, noch zurückzukehren."

„Zu welchem Zwecke?"

„Das weiß ich nicht; darüber wird er vielleicht selbst noch nicht im klaren sein."

„Und wie empfing ihn Herr Hermajos?"

„Anfangs war er über sein Kommen wütend und ich muß gestehen, daß mir, die ich die heftige Gemütsart meines Vaters kenne, ob dieser Begegnung bangte. Indessen nahm Jenö diesem schlimmen Empfange auf sehr geschickte Weise die Spitze, er band meinem Vater ein Märchen auf, welches dieser glaubte, und seine Eitelkeit besiegte seinen Zorn."

„Was für ein Märchen?"

„Er behauptete, daß er meine Heirat von seiner ganzen Familie anerkennen lassen und mir jene Stellung und Rechte in den Augen der Welt verschaffen werde, die mir als einer Gräfin Artemon zukommen."

„Das ist nicht seine, sondern Graf Alberts Sache."

„Er leitete seine Berechtigung dazu von seiner Stellung als Chef der Familie ab und will, wie es scheint, vor allem seine Schwester dafür gewinnen."

Berger schien über das Gehörte nachzudenken, denn er schritt stumm neben Elvira einher.

„Und wenn Graf Jenö wirklich imstande wäre, bei seiner Schwester etwas durchzuführen, wären Sie geneigt, Gräfin, dies anzunehmen?"

Digitized by Google

„Ich würde es zurückweisen und habe ihm dies auch gesagt."

„Und was erwiderte Graf Jenö darauf?"

„Ich glaube, daß er meinen Worten keinen rechten Glauben schenkte, denn er gab seinen Plan nicht auf und sagte zu seinem Vetter, Lord Castle, kurz vor der Abreise: wir kommen bald wieder zurück!"

„Eine sonderbare Hartnäckigkeit, die gerade beim Grafen Jenö erstaunlich ist."

„Er wird es auch nicht thun. Er war ja bisher so stolz und sogar hoffärtig, daß er da nicht gut zudringlich sein kann, wo er Dinge zu hören bekam, wie ich sie ihm sagte."

„Waren Sie sehr hart gegen ihn?" fragte der Rechtsanwalt scherzend.

„Nur gerecht gegen mich, ich sagte ihm alles, was er von mir verdient hat."

„Und Herr Hermajos betrachtete ihn wirklich als gern gesehenen Gast seines Hauses?"

„Wenn auch nicht gerade das, so zeigte er dennoch, in der Erwartung, daß der Graf seine Versprechungen einlösen werde, eine erträglich gute Miene."

Berger blickte Elvira einen Augenblick zögernd an.

„Darf ich bezüglich dieser Sache meine Meinung äußern?" fragte er dann.

„Sie wissen, wie viel Wert ich Ihren Ansichten stets beimesse."

„Ich würde an Ihrer Stelle das Anerbieten Ihres Schwagers annehmen, wenn es in einer Weise geschieht, die Ihrer würdig ist."

„Wozu sollte ich dies thun, und welches wäre die Art und Weise, welche Sie würdig nennen?"

„Wenn zum Beispiel die Gräfin Csilla zur Anerkennung der Verwandtschaft Ihnen die Hand entgegenreichen würde."

„Das wird sie nie thun."

„Wer weiß, wenn Graf Jenö etwas will, pflegt er das mit großer Energie in Angriff zu nehmen. Er ist geschickt und besitzt bei seiner Familie eine große Autorität."

„Diese Autorität hat er verscherzt, alle seine Verwandten zürnen ihm."

„Für ihn ist es ein Spiel, diese zurückzugewinnen. Sie kennen ihn nicht so genau wie ich; ich habe noch selten einen Menschen gesehen, der mit nicht viel Verstand so geschickt und sogar geistreich sein könnte wie er."

„Ich habe von all diesem nichts an ihm bemerkt."

„Und dennoch gefiel er Ihnen, trotzdem Sie ihm in geistiger Beziehung so überlegen sind?"

Das Antlitz Elviras bedeckte flüchtige Röte.

„Ein so junges Mädchen, wie ich damals war, pflegt den Verstand und geistige Eigenschaften nicht zum Gegenstande seiner Kritik zu machen; es ist vielleicht gar nicht imstande, diese zu beurteilen. Dazu gehören Lebenserfahrungen und die besaß ich damals noch nicht."

Sie waren zu einer blumigen Lichtung des Parkes gelangt. Im Zwielicht der Abenddämmerung hatte man nicht nötig, den Schatten der Bäume aufzusuchen. Der dunkle Schleier der einbrechenden Nacht hatte unmerklich das strahlende Tagesgestirn verdrängt. Sie nahmen die Richtung zum Schloß.

„Schade," sagte der Rechtsanwalt im Weiterschreiten, „daß Sie den jüngeren Grafen Artemon nicht kennen, Gräfin, er ist der gerade Gegensatz seines älteren Bruders."

„Wie wäre das möglich, inwiefern ist er dies?" fragte Elvira. „In den Adern beider fließt dasselbe Blut, sie genossen die gleiche Erziehung und betrachten die Welt von demselben Standpunkte."

„Mit dem Unterschiede, daß ihm die Natur mehr Verstand gab und ihn mit viel mehr Herz bedachte als seinen älteren Bruder."

„Seinen Verstand zweifle ich nicht an, da ich denselben nicht kenne, obwohl die Art, wie das Vermögen verschwendet murde, dagegen spricht. Aber ich bezweifle entschieden, daß er ein Mann von Herz ist. Wenn Sie sein Betragen mir gegenüber vor dem Altar beobachtet hätten, Herr Rechtsanwalt . . . würden Sie es gar nicht wagen, sein Herz vor mir zu erwähnen."

„Da müssen Sie die seltsamen Umstände in Betracht ziehen; er mochte nicht weniger verwirrt sein als Sie, und schließlich war er zu dem, was er that, gezwungen worden."

„Das ist wahr! Deshalb war es aber nicht notwendig, daß er mich so verächtlich behandelte."

„Das hätte er gethan?"

„Er hat mich nicht eines einzigen Blickes gewürdigt und als er sich entfernte, grüßte er mich kaum."

„Ich will ihn in dieser Beziehung nicht besonders in Schutz nehmen, Gräfin, allein nehmen Sie das edle Ziel in Betracht, welches er sich gestellt hatte, als er sich zu diesem Schritte entschloß. Denn das ist, wenn wir es recht bedenken, keine Kleinigkeit. Die Kindesliebe, seine Anhänglichkeit an seine Mutter hatten ihn dazu vermocht, sein Schicksal mit einer Unbekannten zu verknüpfen und damit jede Hoffnung auf eine Verbindung nach seinem Herzen zu vernichten."

„Diese Anhänglichkeit an seine Mutter ist wohl ein Beweis seiner wahrhaft kindlichen Liebe, jedoch wer bürgt dafür, ob bei seinem Schritte nicht zum großen Teil auch jener Stolz mitgewirkt hat, der es nicht ertragen konnte, daß seine Schwester anderswo als zwischen den Mauern des Familienschlosses ihre Hochzeit feiern sollte . . ."

„Wenn man gegen jemand ein Vorurteil gefaßt hat, so ist man leicht geneigt, auch dessen beste Eigenschaften in Zweifel zu ziehen."

„Das ist möglich! Ich kenne eben Albert Artemon nicht, und der Charakter des Grafen Jenö ermutigt mich nicht, über seinen jüngeren Bruder eine bessere Meinung zu hegen."

Während dieses Gespräches waren sie im Hofraum des Schlosses angelangt, wo ihnen der Haushofmeister in Begleitung eines fremden Reitknechtes entgegentrat, welch letzterer sein Pferd am Zügel neben sich führte und einen Brief in der Hand hielt.

Digitized by Google

„Ein Brief vom Grafen Jenö ist an Euer Gnaden angelangt," sagte der alte Haushofmeister.

Der Reitknecht überreichte den Brief.

„Sagte ich es nicht," sprach leise der Rechtsanwalt, „meine Prophezeiung ist bald in Erfüllung gegangen, er wird nicht ruhen, so lange er nicht sein Ziel erreicht hat . . ."

Elvira öffnete den Brief und las folgendes:

„Liebe Elvira!

Morgen, Dienstag, werde ich die Ehre haben, die Baronin Cservary und ihre Tochter mit Percival zusammen nach Alba zu begleiten. Die Baronin wollte nicht abwarten, bis meine Schwägerin, Elvira Artemon, ihren ersten Besuch bei ihr abgestattet habe. Sie brennt vor Begierde, Sie kennen zu lernen, und ich konnte diesem Wunsche selbstredend keinen Widerspruch entgegensetzen. Sie werden es sogar begreiflich finden, daß ich in dem Bestreben, dieser Absicht Vorschub zu leisten, den Baroninnen meine Begleitung anbot. Bereiten Sie ihnen einen freundlichen Empfang, darum bittet Sie Ihr getreuer Schwager

Jenö."

Rechtsanwalt Berger hatte Elvira während des Lesens beobachtet; er bemerkte, daß sich ihr Antlitz verdüsterte und daß ihr die eben erhaltene Nachricht unangenehm sein mußte, nichtsdestoweniger wandte sie sich ohne Zögern an den Reitknecht.

„Überbringen Sie dem Grafen meine Grüße und sagen Sie ihm, daß ich morgen zu Hause sein und die Baroninnen erwarten werde."

Nach einer tiefen Verbeugung setzte sich der Reitknecht zu Pferde und galoppierte davon.

„Bekommen wir Gäste, Euer Gnaden?" fragte der alte Kavai.

„Ja, mein lieber Alter, die Baroninnen Cservary werden in Begleitung des Grafen Jenö und des Lords Castle herkommen."

„Wenn Euer Gnaden gestatten, werde ich dann im ersten Stockwerke eine Reihe Zimmer öffnen und mit Blumen ausschmücken lassen."

„Thun Sie, was Sie wollen, Kavai," erwiderte Elvira lächelnd; als sich aber der Haushofmeister entfernt hatte, wandte sie sich mit verdüsterter Miene an den Rechtsanwalt.

„Welche Rücksichtslosigkeit dies von Jenö ist," sagte sie zu ihm. „Er weiß, daß ich zufolge meiner Situation in der größten Zurückgezogenheit zu leben wünsche und nötigt mich dennoch Fremde zu empfangen, vor denen ich mich in der zweideutigsten und unangenehmsten Lage befinde. Lesen Sie diesen Brief."

Berger durchflog denselben und reichte ihn wieder zurück.

„Das ist wieder eine von den unbesonnenen Handlungen, die er schon so oft in seinem Leben begangen hat. Warum haben Sie aber diesen Plan nicht zurückgewiesen?"

„Wie konnte ich dies thun? Wer weiß, was er den Baroninnen erzählt hat und wodurch er sie zu dieser seltsamen Entschließung bewog. Wenn ich den Besuch zurückgewiesen hätte, würde ich damit nur die Baroninnen, die meine nächsten Nachbarn sind und mir nie Übles zufügten, beleidigt haben."

„Das ist wahr, Sie hätten aber Ihrem Schwager schreiben können, daß Sie verreisen wollten."

„Ich wäre aber zu Hause geblieben und das hätten sie unbedingt erfahren müssen. Ich mußte also diesen Besuch annehmen, wenn ich nicht ungezogen und ungebildet erscheinen wollte. Bleiben Sie morgen hier," fuhr Elvira bitter fort. „Sie kennen alle diejenigen, die morgen hierherkommen und werden mir meine Lage schon dadurch einigermaßen erleichtern, daß wir mehr sein werden."

Infolge dieser Aufforderung blieb Berger und teilte dem Hausherrn, der eben anlangte — Elvira hatte sich inzwischen entfernt — die Neuigkeit mit, daß für morgen die Baroninnen Cservary, die in Begleitung des Grafen Jenö und Lord Castle kommen würden, ihren Besuch angekündigt hätten.

„So! Was suchen die bei uns, wir kennen sie ja gar nicht. Sie wollen wahrscheinlich sehen, wie es bei der neuen Gräfin Artemon aussieht. Nun meinetwegen, aber Elvira wird sich mit ihnen allein zurechtfinden müssen, da ich mit meinem Architekten morgen für einige Tage verreisen muß."

Zweites Kapitel.

Am nächsten Tage um die Mittagsstunde fuhr ein leichtes Gefährt vor der Freitreppe vor, aus welchem Graf Jenö und Lord Castle herausprangen. Sie eilten in den großen Konversationssalon hinauf, fanden denselben jedoch leer. Als sich Jenö bei dem herbeieilenden Diener erkundigte, wo sich die Gräfin befinde, erwiderte dieser:

„Sie ist in den Park gegangen, Herr Graf. Ich sah sie vor kurzem mit dem Herrn Rechtsanwalt in die lange Allee einbiegen, sie werden wahrscheinlich zum Teich gegangen sein."

Percival Castle wollte sich umkleiden, und der Diener führte ihn in jene Zimmer, die er bei seiner letzten Anwesenheit inne gehabt hatte. Jenö beeilte sich Elvira aufzusuchen, obwohl es ihn unangenehm berührt hatte, zu hören, daß der Rechtsanwalt in Alba sei.

„Was sucht dieser Berger da?" dachte er. „Unsere Angelegenheiten sind erledigt und er hat daher in Alba nichts zu thun."

Er wußte natürlich nicht, daß der Rechtsanwalt der Rechtskonsulent der Gräfin Elvira sei und der jungen Dame auch außer seiner amtlichen Stellung von Herzen zugethan war.

Er durchlief die lange Allee, gelangte zum Teiche und fand Elvira, auf einer Steinbank sitzend, allein.

„Guten Morgen," rief er ihr schon von weitem zu, dann zog er, bei ihr angelangt, ihre Hand an seine Lippen und betrachtete sie mit trunkenen Blicken. Elvira empfing ihn fast kühl.

„Guten Morgen, Sie sind schon wieder hier?" fragte sie.

Digitized by Google

„Schon? Wissen Sie, daß es früher auf Alba nicht Sitte war, Gäste auf diese Weise zu empfangen."

„Nehmen wir an, ich wäre seiner Zeit hergekommen, denken Sie einmal zurück und sagen Sie aufrichtig, welcher Empfang würde mir zu teil geworden sein?"

„Von meiner Seite ein guter, sogar der allerbeste."

Elvira sah ihn an; es mußten aber sonderbare Gedanken in ihr aufgestiegen sein, denn sie wendete den Kopf rasch ab, damit der vor ihr Stehende die Flamme, welche bei der Erinnerung an die Vergangenheit in ihren Augen aufloderte, nicht wahrnehme.

„In einer Stunde wird die Baronin Cservary mit ihrer Tochter hier anlangen," begann Jenö wieder, der das Thema nicht fortsetzen wollte.

„Davon haben Sie mich gestern verständigt."

„Werden Sie sie freundlich empfangen? Es ist eine große Zuvorkommenheit von den Baroninnen, daß sie Ihrem Besuche zuvorkommen."

„Das weiß ich. Ich möchte nur gerne wissen, durch was Sie die Baroninnen zu diesem Besuche bewegt haben? . . ."

„Ich versprach Ihnen, daß ich Ihnen die einer Gräfin Artemon gebührende Stellung sowohl in dem Komitate, als auch im ganzen Lande verschaffen werde. Das werde ich auch thun, und dies ist der Anfang von dem, was nun folgen wird."

„Was führt die Baroninnen zu mir?"

„Sie wollen Sie kennen lernen, nachdem ich Sie geschildert habe."

„Da sie herkommen, haben Sie mich jedenfalls vorteilhaft geschildert. Haben Sie aber bedacht, in welch unangenehme Lage Sie mich durch diesen Besuch versetzen?"

„Im Gegenteil, ich dachte Ihnen einen Gefallen zu thun."

„Wenn sie mich zum Beispiel nach meinem Gatten fragen, was würden Sie mir raten, zu antworten?"

„Sie werden sich nach Albert gar nicht erkundigen."

„Sie wissen also doch, welcher Artemon mein Gatte ist?" sagte Elvira mit sichtlicher Bitterkeit.

„Welch seltsame Frage!"

„Sie könnten es doch ebenso gut sein, als Ihr Bruder, da ja niemand die Details dieser wunderlichen Heirat kennt."

„Ich teilte ihnen nur mit, daß Sie Alberts Gattin, jedoch . . ."

„Nun, lassen Sie hören, was Sie sagten. Sie können mir getrost alles erzählen, denn was Sie von mir sagten, wird ja ohnehin kein Geheimnis bleiben." Jenö beantwortete diese Frage mit einem glühenden Blicke, dann sagte er düster:

„Wissen Sie, daß Albert mit unserer Mutter dieser Tage zu den Szent-Tamassys kommt?"

„Das wußte ich nicht, aber es interessiert mich auch nicht. Ich bitte Sie vielmehr, mir meine vorige Frage zu beantworten, und mich nicht der Eventualität auszusetzen, etwas anderes über meine Heirat zu sagen, als Sie es thaten."

„Ich sagte, was ich sagen konnte, daß Sie von Ihrem Gatten getrennt leben, daß aber nicht Sie die Ursache dieses Zwistes seien, denn Sie seien eine anbetungswürdige Frau."

„Das sagten Sie ihnen in der That? Und sie unternahmen es dennoch, mich, eine geschiedene Frau, aufzusuchen . . ."

„Sprechen wir nicht von dieser Sache, Elvira. Ich schwöre Ihnen, ich würde mein halbes Leben darum geben, wenn ich das Geschehene ändern und derjenige sein könnte, der Sie sein Eigen nennt."

„Und was hat sich seither verändert, daß ich mit Albert getraut bin? Ich bin auch heute noch Elvira Hermajos, während Sie der Graf Artemon sind," sagte die junge Dame mit unwillkürlicher Ironie.

„Immer und immer wieder werfen Sie mir meine Thorheit vor! Es hat sich nichts geändert, als das eine, daß meine Liebe, die ich damals noch zu beherrschen vermochte, nun mit erneuerter Kraft in meinem Herzen lodert, und daß es mein einziger Wunsch ist, Ihre Sympathie zu erringen."

„Was ich einstmals für Sie fühlte, war mehr als Sympathie, das wissen Sie wohl, allein dieses Gefühl hat sich heute schon in Antipathie verwandelt, und ich müßte über meine Schwäche erröten, wenn dem nicht so wäre."

„Sagen Sie das nicht, Elvira, ich vermag Ihre Worte nicht zu ertragen — eher jage ich mir eine Kugel durch den Kopf."

„Das werden Sie nicht thun! Welch schamvolles Ende wäre das für einen Grafen Artemon, der in Gottvertrauen, Ehrgefühl und Mut erzogen worden ist."

„In verfehlter Richtung und mit falschen Grundsätzen! O, wenn ich früher nach England gekommen wäre, früher Gelegenheit gehabt hätte, die Institutionen, die Sitten und die Denkungsweise dieser großen und aufgeklärten Nation kennen zu lernen, dann wäre ich heute nicht in die Lage versetzt, um Ihre Liebe betteln zu müssen, die mein Eigentum war, und zwar mein kostbarster Schatz."

Elvira sah ihn verwundert an.

„Nicht wahr, Sie staunen über das, was ich Ihnen sage, und mißverstehen mich vielleicht. Sie glauben, daß . . . aber ich setze gar nicht fort, so beschämend, so unwahr ist das, was ich in Ihren Augen lese."

„Vielleicht täuschen Sie sich . . . Ich wäre nicht imstande, von jemand eine Niedrigkeit vorauszusetzen."

„Nun sehen Sie, daß ich Ihre Gedanken erraten habe. Auf das erste Wort hin verstanden Sie meine Befürchtungen. Wissen Sie, was ich sagen wollte? Daß Sie jetzt wahrscheinlich denken, daß das, was einst unter der Würde des immens reichen Artemon stand, nun der arme Graf mit Freuden aus Ihrer Hand empfangen würde."

„Schon wieder mein Vermögen! O, wenn ich nicht einen Heller besäße und nicht unaufhörlich

Digitized by Google

daran erinnert würde, daß ich reich sei. Glauben Sie mir, Herr Graf, daß, wo Sie einstmals das Geld verachteten, ich dasselbe ebenso von meiner jüngsten Jugend auf haßte, und wenn es möglich wäre, würde ich es vielleicht ebenso zum Fenster hinausstreuen, wie Sie es thaten, Sie, der nichts auf Erden achtete, als Rang und Geburt."

„Darf ich eine Bitte an Sie richten, Elvira?"

„Wenn ich sie erfüllen kann," erwiderte Elvira.

„Nennen Sie mich nicht Herr Graf, das ist doch zwischen uns zum mindesten lächerlich."

„Wie soll ich Sie denn nennen?"

„Einfach Jenö, wie es sich für Verwandte ziemt."

„Sind wir einander nicht fremder als welche Leute immer?"

„Nein, und tausendmal nein! Auf welche Weise immer Ihre Heirat mit meinem Bruder zustande gekommen ist, so besteht sie zu Recht, und wir sind nahe Verwandte."

„Aber wie lange wird diese Verwandtschaft währen! Bis ich endlich diese schiefe, wunderliche Lage satt bekomme, den Scheidungsprozeß anstrenge und mich aufs neue verheirate."

„Elvira!" rief Jenö erbleichend.

„Oder wollen Sie mich ewig zu diesem Leben verdammen?"

„Ich werde im Gegenteil alles in Bewegung setzen, um Ihre Lage zu verbessern."

„Auf welche Weise glauben Sie das möglich zu machen?"

Graf Jenö biß sich in die Lippen, er kämpfte eine Weile mit sich, dann sagte er leise, als ob es ihm schwer falle, dies auszusprechen:

„Ich werde Ihren Gatten zu Ihnen zurückführen, und dann . . ."

„Niemals!" rief Elvira leidenschaftlich. „Ich kenne den Mann nicht, der neben mir vor dem Altare stand und mich keines Blickes würdigte. Ich will ihn nicht kennen und verbiete Ihnen jede Annäherung."

Das Gesicht Jenös zeigte unverhehlte Freude.

„Aber mit mir haben Sie sich einigermaßen versöhnt? O, sagen Sie ja!"

„Wenn Sie thun, um was ich Sie bitte, dann ja."

„Und das ist?"

„Verlassen Sie mich für immer und seien Sie bestrebt, mir niemals zu begegnen. In diesem Falle ist meinerseits alles vergessen."

„Nein," sagte Jenö zusammenzuckend, „das thue ich nicht und darum verspreche ich es auch nicht."

Elvira machte eine ungeduldige Bewegung.

„Aber was bezwecken Sie denn eigentlich mit Ihrem Hiersein? Womit Sie meinem Vater eine Freude zu verursachen glauben, das ist für mich eine Last. Ich brauche keinen Glanz, keinen Luxus und keine solche Gesellschaften, die man nötigen muß, hierherzukommen, Leute, die mich nichts angehen, die den Verkehr mit mir ihrerseits als eine mir erwiesene Gunst betrachten, während sie mir doch nur lästig sind."

„Wie bitter und ungerecht sind Sie!" rief Jenö. „So nehmen Sie die freundliche Annäherung auf, die Sie von den Cservarys und später sicherlich auch von anderen erfahren werden."

„Ich wäre dafür dankbar, wenn ich nicht wüßte, daß Sie dieselbe auf weiß Gott welche Art erzwungen haben, so aber ist sie für mich fast beschämend."

„Das ist eine irrige Ansicht. Freundlichkeit und Höflichkeit bleiben unter allen Umständen was sie sind, und Ihr besseres Ich wird sich denselben nicht verschließen können."

„Dem äußern Anschein nach werde ich auch thun, was sich geziemt, und Sie können überzeugt sein, daß ich die Baroninnen Cservary empfangen werde, als ob ich von all dem nichts wüßte, was ich Ihnen soeben gesagt habe. Das bin ich mir selbst schuldig."

„Ich danke Ihnen."

„Nun, da Sie darüber beruhigt sind, bitte ich Sie nochmals, verschonen Sie mich in Zukunft vor derartigen Besuchen. Ich war mein ganzes Leben lang wahr und aufrichtig und möchte die Verstellung nicht gerne erlernen."

Die Ankunft des Rechtsanwaltes, der mit einem offenen Briefe in der Hand aus der Richtung des Schlosses zu ihnen kam, unterbrach ihre Konversation.

Graf Jenö reichte ihm die Hand und warf einen Blick auf den Brief.

Berger begrüßte ihn sehr förmlich und wandte sich dann an Elvira.

„Diese Zeilen habe ich von Herrn Hermajos erhalten," sagte er, „er hat sie vor seiner Abreise für mich hinterlassen."

Elvira sah ihn fragend an.

„Er verständigt mich, daß er dem von Ihnen, Gräfin, so sehnlichst gewünschten Schulbau nicht länger opponiere, und daß er Sie bitte, in seiner Abwesenheit den Platz zu bestimmen, welchen Sie dafür am geeignetesten halten. Den Plan werde er vom Architekten Peterffy raschestens anfertigen lassen."

„Sehen Sie, Herr Rechtsanwalt," sagte die Gräfin mit freudigem Lächeln, „so ist mein guter Vater. Er kann mir nichts verweigern, besonders jetzt nicht, wo er weiß, daß er meine Zukunft zu Grunde gerichtet hat."

Jenö machte eine unruhige Bewegung, als ob diese traurige Anklage zum Teil auch gegen ihn gerichtet sei.

„Sie lassen auf Alba eine Schule bauen?" rief er überrascht.

„Und noch dazu mit einer schönen Aufschrift auf derselben."

„Ach, reden wir nicht davon, Herr Berger," rief Elvira verwirrt.

„Mit was für einer Aufschrift?"

„Auf der Stirnseite der Schule wird mit goldenen Lettern zu lesen stehen: ‚Aglaja-Artemon-Stiftung'!"

Das Gesicht Jenös überfloß dunkle Röte, die Anwesenden wußten nicht, ob es die Röte der Scham oder der Freude sei. Jedenfalls bedeutete sie eine heftige, innere Erregung.

Digitized by Google

„Sie sind eine wunderbare Frau!“ sagte Jenö hingerissen. „Auf der einen Seite verurteilen und strafen Sie, auf der andern Seite errichten Sie Werke der Verzeihung, doch Sie werden sehen, dies wird Ihnen reichliche Früchte tragen, die allgemeine Liebe . . .“

Der Rechtsanwalt sah den Grafen erstaunt an, er hätte ihn solcher Empfindungen nicht für fähig gehalten.

In diesem Augenblicke wurde das Rollen eines Wagens vernehmbar, und da es die Ankunft der Baroninnen Cservary ankündigte, eilte Elvira auf das Schloß zu.

Die beiden Männer folgten ihr, allein Berger bemerkte, daß Jenö diesem Besuch und dieser Begegnung mit großer Unruhe entgegensehe.

„Womit mag er wohl die Damen bewogen haben, hierherzukommen,“ dachte der Rechtsanwalt, und er nahm sich vor, während dieses Besuches alles genau zu beobachten, und das Motiv desselben zu erraten.

Drittes Kapitel.

Elvira war früher in dem großen Salon angelangt, als das im Garten vernommene Wagengerassel vor der Freitreppe verhallte. An den mächtigen Stehspiegeln vorüberschreitend, konnte sie sich nicht enthalten, in einen derselben einen Blick zu werfen, ob ihr Haar und ihre Toilette in Ordnung seien, und hauptsächlich auch ihr Gesichtsausdruck; denn sie hätte alles eher gewünscht, als auch nur den winzigsten Teil von dem zu verraten, was in Erwartung dieses Besuches in ihr vorging. Elvira wollte darüber ins reine kommen, was diese Leute veranlaßt habe, sie gegen allen Brauch zuerst zu besuchen.

Jenö lief die Treppe hinab, um die Baroninnen zu empfangen, während Elvira mit Berger plauderte und in der Nähe der offenen Balkonthür ihre Gäste erwartete.

Der Haushofmeister meldete die Baroninnen Cservary an, die alsbald, von Jenö geführt, im Salon erschienen.

Elvira ging ihnen einige Schritte entgegen und empfing sie mit so ruhiger Einfachheit und so ungesuchter Höflichkeit, daß die kalte Zurückhaltung, mit welcher die Baronin in den Salon getreten war, unwillkürlich von deren Antlitz verschwand.

„Da Sie nicht zu uns kommen, so suchen wir Sie auf,“ sagte die alte Baronin höflich, indem sie der Hausfrau die Hand reichte. Elvira berührte dieselbe flüchtig und wies ihren Gästen Platz an.

„Ich hatte keine Zeit, Baronin,“ erwiderte sie mit ihrer tiefen, melodischen Stimme, während sie sich den zwei Damen gegenüber setzte.

„Das ist immer die beste Ausflucht,“ sagte die Baronin lächelnd. „Und wie fühlen Sie sich in Ihrem neuen Heim, an diesem schönen Orte?“

„Am allerbesten. An ein neues Heim muß man sich vor allem gewöhnen, jedoch Alba bildet in dieser Beziehung eine Ausnahme!“

„Der Kampf hat begonnen,“ brummte der Rechtsanwalt vor sich hin. „Geben wir acht, was noch alles folgt.“

Elvira bemerkte, daß sich Baronesse Ilona einige Mal sehr gespannt umsah, als ob sie jemand suchen würde, und dies entging auch der Aufmerksamkeit des Rechtsanwaltes nicht.

„Sie haben, so viel ich weiß, immer Gäste, die Sie zerstreuen,“ fuhr die Baronin fort. „Und obwohl Sie in unserer Gegend noch keine Bekannten haben, so sind doch wenigstens Ihre Verwandten bestrebt, die Eintönigkeit Ihres Hierseins zu mildern.“

Elvira ließ diese Bemerkung, welche sie etwas unzart fand, ohne Antwort, während Jenö dazwischenrief:

„Elvira langweilt sich nicht, denn sie ist mit Dingen beschäftigt, die ihre ganze Aufmerksamkeit und Zeit in Anspruch nehmen. Sie läßt nämlich demnächst auf dem Gebiete der Herrschaft eine Schule erbauen.“

„Eine Schule?“ fragte die Baronin überrascht und staunend. „Und für wen denn, da außer Ihnen niemand hier wohnt?“

Für die Kinder der zahlreichen Bediensteten der Herrschaft, Baronin, die das Lernen notwendig haben.“

„Das entspringt Ihrer christlichen Liebe, ist aber eine sehr realistische Richtung. Für das Volk ist es viel besser, wenn es in völliger Unwissenheit bleibt, als wenn es eine primitive Erziehung genießt, welche ihm die Originalität raubt und es für seinen Beruf unbrauchbar macht.“

„Es ist für jeden notwendig, lesen und schreiben zu können und in der Religion und den Bürgerpflichten unterrichtet zu werden. Für die Beschränkteren genügt dies, den Begabteren hingegen dient es als Basis zur weiteren Entwickelung; wenn sie dann ihre Studien in den dazu geeigneten Schulen weiter fortsetzen, können sie sich zu ausgezeichneten Menschen heranbilden.“

„Das ist eine sehr kühne Hoffnung, liebe Gräfin, und nur Ihre große Jugend kann Sie berechtigen, solche Hoffnungen zu hegen,“ fuhr die Baronin Cservary lächelnd fort, allein ihre Stimme verriet unverhehlten Spott.

„Sie ist nicht so kühn wie Sie glauben. Zahllose ausgezeichnete Menschen entstammen den untersten Schichten des Volkes, und weshalb soll man nicht Gelegenheit bieten, daß solche aufs neue erstehen?“

„Das ist ein sehr seltener Fall.“

„Im Gegenteil! Nicht wenige anspruchslose Namen überlebten deren Träger, und nicht nur ein in Lumpen geborener Mann starb auf Purpurkissen, von der ganzen Menschheit geehrt und in der Geschichte durch seine Thaten verewigt.“

Die Baronin Cservary und ihre Tochter blickten überrascht in das schöne, geistvolle Antlitz der Sprecherin und die Baronin ließ unwillkürlich das Thema fallen.

„Sie haben auch einen Verwandten aus England im Schloß,“ sagte die Baronin nach einigen Minuten. „Wo ist er?“

Berger bemerkte, daß das Gesicht der Baronesse

Digitized by Google

Ilona helle Röte überzog, die noch auffallender wurde, als gleich darauf Lord Castle eintrat, zu Elvira eilte und ihr warm die Hand drückte, und dann die zwei anderen Damen begrüßte.

„Aha, das ist die Anziehungskraft," murmelte er. „Geben wir weiter acht."

„Da kommt er eben," sagte Jenö englisch, und von diesem Augenblicke an floß die Konversation in englischer Sprache.

„Nach meiner Ankunft," begann Lord Castle, „kleidete ich mich um und wollte Sie aufsuchen, Elvira, durch Zufall verirrte ich mich aber in die Bibliothek, wo ich bis jetzt die Bücher betrachtete."

„Die Bibliothek ist hier sehr reich an schönen und wertvollen Werken," sagte die Baronesse. „Ich glaube, Jenö, Ihr Großvater hat sie gesammelt."

„Er begann die Sammlung, und mein Vater setzte sie fort, wir haben zu derselben nicht viel beigetragen. Ich war meistens abwesend, Albert aber hat wahrscheinlich nur die schon hier vorhandenen Bücher gelesen," sagte Jenö mit einem zweideutigen Lächeln.

Das Erwähnen dieses Namens machte auf Elvira einen unangenehmen Eindruck, aber außer dem Rechtsanwalt bemerkte dies niemand.

„Wann gedenkt er Csilla zu besuchen?" fragte die Baronin Cservary, den Rechtsanwalt anblickend.

„Ich habe keine Nachrichten von ihm."

„In einigen Tagen," beantwortete Jenö die Frage. „Er begleitet die Mutter dahin."

„Nicht wahr, Jenö, Annette ist jetzt sehr kränklich?" fragte die Baronin und sagte dann, zu Elvira gewendet: „Sie heißt eigentlich Aglaja, aber in ihrer Kindheit nannte man sie Aja oder Annette, und so nennen wir sie noch heute."

„Ja sie ist sehr schwach," erwiderte Jenö. „So sehr, daß Albert befürchtet, die Reise könnte ihr schaden." Lord Castle hatte inzwischen neben der Baronesse Platz genommen, allein diese bemerkte, daß seine Augen fortwährend auf Elvira ruhten. Die Baronesse war nun doppelt bestrebt, die Aufmerksamkeit des Engländers zu fesseln, und sie plauderte über alles, was ihn nach ihrer Ansicht interessieren konnte. Voll Ärger machte sie aber die Wahrnehmung, daß er ihr fortwährend zerstreute Antworten gab und nur auf Elvira acht hatte.

Auch ihre Mutter schien dies zu bemerken, denn sie verließ den Platz und sagte mit auffallender Kälte: „Wir wollen Sie nicht länger stören, Gräfin, wir hoffen aber, daß Sie sich alsbald Zeit nehmen werden, uns zu besuchen."

„Mit Ihrer Erlaubnis, Baronin."

„Die Herren kommen doch mit uns, Jenö?" fragte die Baronesse.

Jenö sah seinen Vetter an.

„Ich bleibe hier," erwiderte offenherzig der Lord, „und begebe mich von hier zu den Szent-Tamassys."

Die Baronin Cservary biß sich in die Lippen, ihre Tochter wurde sichtlich niedergeschlagen, und ihr Abschied war viel steifer als ihr Kommen. Sie verließen den Salon in Begleitung der zwei jungen Männer, welche sie zu ihrem Wagen führten.

Als sich die Flügelthür hinter ihnen geschlossen hatte, wandte sich Elvira lachend an den Rechtsanwalt.

„Dieser Besuch ist nicht sehr gelungen," sagte sie ungewöhnlich heiter.

„Im Gegenteil, Gräfin, ich fand, daß . . ."

„Fahren Sie nicht fort, ich bitte Sie, Sie haben ebenso gut herausgefunden wie ich, daß Lord Castle die Lockspeise war, welche die Cservarys hergelockt hat. Er hat sich aber nicht viel um die schöne Ilona bekümmert und ihnen dies mit echt englischer Offenheit zu erkennen gegeben, indem er ihre Einladung ausschlug."

„Welch feine Beobachterin Sie sind, Gräfin!"

„Und Sie wollten mich dennoch glauben machen, daß . . ."

In diesem Augenblicke kehrten Graf Jenö und Lord Castle zurück; ersterer bemerkte sofort das Lächeln auf den Lippen Elviras, dessen Zauber ihm so selten zu teil wurde.

„Ilona Cservary ist ein sehr interessantes Mädchen, nicht wahr?" fragte die Gräfin den Lord.

„Ich glaube, nicht in dem Maße als Sie es behaupten."

„Sie glauben? Haben Sie sich denn davon nicht überzeugt?"

„Wir Engländer haben die Gewohnheit, die Redensart: ich glaube, immer zu benutzen, allein wir sind der Sache, auf welche wir dieselbe beziehen, stets sicher."

Elvira lachte.

„Seitdem ich Sie kenne, Percival . . . habe ich doppelt Lust, Ihr Vaterland zu besuchen, wo man es nicht nötig hat, seine Gefühle unter einer Maske zu verbergen."

„Glauben Sie das nicht, Elvira, die Engländer sind, wenn sie die Verstellung für notwendig halten, sehr schlau," sagte Jenö.

„Ich kann mich darüber nicht äußern, da ich Engländer bin, allein ich glaube . . ."

„Wieder glauben Sie nur . . . Sie sind also dessen sicher?" fragte Elvira lachend.

„Nun denn, ja! Wir Engländer gehen in jeder Beziehung bis zum Äußersten. Trotzdem wir das realistischste Volk sind, herrscht bei uns der größte Romantizismus und nicht selten schreiten bei uns Aufrichtigkeit und Verstellung Arm in Arm daher."

In diesem Augenblicke erklang die mächtige Glocke des Schlosses.

„Das erste Läuten," sagte Elvira, ihren Platz verlassend, „gleich wird man das Diner melden, ich gehe Toilette machen."

Jenö vertrat ihr den Weg.

„Wollen Sie uns im Schlosse dulden?" fragte er leise in fast flehendem Tone.

„Das Bleiben oder Gehen stelle ich Ihrem Belieben anheim;" erwiderte die junge Dame, allein Jenö glaubte zu bemerken, daß ihre Stimme milder klang als gewöhnlich, er sagte daher rasch:

„Dann bleiben wir."

Elvira verließ den Salon. Der Rechtsanwalt begab sich auf den Balkon hinaus und las Briefe, während die zwei Vettern einige Minuten miteinander

Digitized by Google

sprachen, dann setzte sich Percival an das prächtige Klavier und spielte und sang dazu, mit jener unmöglichen Stimme, mit welcher jeder Engländer der Gesangskunst huldigt.

Jenö hörte ihm eine Weile lächelnd zu, dann trat er auf den Balkon hinaus und nahm in der Nähe des Rechtsanwaltes Platz. Da er ihn in seiner Lektüre nicht stören wollte, heftete er seinen Blick auf die herrlichen Blumenbeete.

Sein Gemüt verriet eine seltsame und bei ihm ungewöhnliche Traurigkeit.

Vielleicht fielen ihm angesichts dieses Parkes seine Jugendjahre und seine nun veränderte Situation ein.

Seine Vertieftheit und seine Stille fielen Berger auf, er sah ihn zuweilen verwundert an, faltete dann seine Briefe zusammen und steckte sie in die Tasche.

„Sagen Sie mir, Herr Rechtsanwalt," begann Graf Jenö, „ist es schwer, bei uns eine Ehescheidung durchzuführen?"

„Bei Katholiken ist es, wie Ihnen bekannt sein wird, überhaupt unmöglich."

„Wenn also jemand seine Ehe lösen will, muß er zu einer anderen Religion übertreten. Sonst ist es nicht möglich?"

„Jede andere Möglichkeit ist ausgeschlossen. Aber warum fragen Sie, Herr Graf?"

„Es fiel mir ein, daß es Elvira eventuell in den Sinn kommen könnte, eine neue Ehe zu schließen und ihre Ehe mit Albert lösen zu lassen, die doch eigentlich ohnehin nicht existiert."

„Das ist ein anderer Fall. Eben weil sie nicht existiert und eigentlich niemals existierte, ist sie lösbar."

„Was sagen Sie?" rief Jenö voll Hast und mit unverkennbarer Freude.

„Sowohl Graf Albert als auch Gräfin Elvira können in kürzester Zeit von ihren Fesseln befreit werden."

„Auf gesetzlichem Wege?"

„Sowohl gesetzlich als kirchlich."

„Ist das gewiß, Herr Berger?"

„Ich sage Ihnen das als Jurist und Gesetzeskundiger. Sie können meinen Worten völlig vertrauen."

Jenö verließ seinen Platz und ging in großer Erregung auf dem Mosaikboden des Balkons auf und ab.

Berger blickte ihm forschend ins Gesicht. „Über was mag er sich wohl den Kopf zerbrechen?" dachte er.

Plötzlich blieb Jenö vor ihm stehen.

„Ich möchte jetzt eine sehr seltsame Frage an Sie richten und hoffe, daß Sie mir dieselbe aufrichtig und Ihrer Überzeugung gemäß beantworten werden."

„Ohne Zweifel, Herr Graf, das ist meine Gewohnheit und mein Grundsatz."

„Glauben Sie, daß Albert diese Ehe jemals als bindend für sich anerkennen würde?"

„In welcher Beziehung?"

„Daß er Elvira aufsuchen wird und zu ihr sagen: ‚Siehe, ich kam zu Dir, weil ich Dein Gatte bin.'

„Niemals! Davon bin ich überzeugt."

„Glauben Sie dies im Ernst?"

„Es ist meine heiligste Überzeugung, ausgenommen . . ."

„Nun, nun?" rief Jenö gespannt.

„Wenn er sie kennen und lieben lernen würde, was meiner Ansicht nach nicht so schwer wäre."

Jenö wandte sich ab, er erwiderte nichts, denn er wollte seine Gefühle vor dem Rechtsanwalt nicht verraten.

„Albert ist aber zu stolz," sagte er nach einer Weile, wieder zu Berger gewendet. „Selbst seine Liebe könnte seinen Stolz nicht besiegen."

„Sie waren früher noch stolzer als er, Herr Graf," sagte der Rechtsanwalt.

„Und ich bin es auch noch in gewisser Hinsicht. Nur bin ich seither viel in der Welt herumgekommen, während er fortwährend unter dem Eindrucke des Luftkreises der Mutter lebt."

„Das ist wahr! Und dazu hegt er gegen Hermajos und dessen Tochter ein starkes Haßgefühl."

„Er wird sich ihnen niemals nähern."

„Das glaube ich auch."

„In den nächsten Tagen begebe ich mich mit Percival zu meiner Schwester und werde mit ihr über die Sache sprechen. Ich werde sie damit betrauen, Alberts Ansicht darüber zu erfahren, wenn er zu ihr kommt."

„Weshalb interessiert Sie dies, Herr Graf?"

„Aus vielerlei Gründen, die ich aber jetzt selbst vor Ihnen noch nicht verraten mag."

Der Rechtsanwalt schwieg.

„Und weshalb sprechen Sie, Herr Graf, nicht selbst mit Ihrem Bruder über diese Angelegenheit?" fragte er dann.

„Weil . . . weil . . . es in meiner Lage sonderbar wäre, ihm dies vorzubringen, da eigentlich ich die Ursache war, daß ihm diese Heirat aufgenötigt wurde."

„Da haben Sie recht."

„Obwohl er nicht einzuwilligen gebraucht hätte."

„Er ist ein sehr guter Sohn und hatte keine andere Wahl."

„Und was hat er damit gewonnen? Hat er damit geholfen? Als die Mutter die Wahrheit erfuhr, blieb sie selber nicht länger auf Alba, und dies war vorauszusehen."

„Er hatte nur zwischen zwei Übeln die Wahl."

„Und er wählte das größere; denn, nehmen wir an, daß die Mutter die Wahrheit erfahren würde. Dies wäre dann sicher ihr Tod."

„Das ist aber — wenn sie in diese Gegend kommt — unausweichlich, da schon jedermann davon weiß."

„Ich wenigstens werde mich hüten, ihr dies mitzuteilen."

In diesem Augenblicke trat Lord Castle, der das Klavier wieder geschlossen hatte, zu ihnen hinaus und unterbrach ihre Konversation.

Am nächsten Tage um die Mittagsstunde langte ein Telegramm aus Wien an, welches die Gräfin Szent-Tamassy an Jenö nach Alba gesandt hatte. In diesem verständigte Albert seine Geschwister von dem plötzlichen Unwohlsein der Mutter und von der

Digitized by Google

Erklärung des Arztes, daß für sie keine Rettung mehr zu hoffen sei, er bat daher die Geschwister, sofort zu ihm zu kommen.

In einigen Stunden war Jenö unterwegs nach Wien, Lord Castle aber verblieb auf Alba. Er sagte, daß seine Gegenwart bei der großen Trauer blos störend wäre und bat seinen Vetter nur, ihn vom Befinden der alten Gräfin zu verständigen.

Diese unerwartete Nachricht wirkte auf die Gemüter in Alba sehr niederschlagend, der größte Teil der Bediensteten im Schloß bestand aus alten Dienern der Artemons. Der Haushofmeister hatte ihnen mitgeteilt, daß die alte Gräfin im Sterben liege, und sowohl er, als auch die andern gingen mit umflorten Augen umher.

Als Hermajos aus der Hauptstadt zurückgekehrt war, setzte er sich tags darauf mit seiner Tochter und Lord Castle zu Wagen und fuhr mit ihnen auf eine schöne freie Wiese der Herrschaft hinaus, wo sie den Platz für die zu erbauende Schule bestimmten. Elvira wählte von den ihr vorgelegten Plänen den schönsten aus, und noch an demselben Tage wurde das Material herbeigeschafft und der Bau in Angriff genommen.

Die mächtigen Mauern der Fabrik ragten schon hoch empor, und Lord Castle ritt fast jeden Tag bald allein, bald mit Elvira hin, die an diesen gemeinsamen Ritten allmählich Gefallen fand. Die angenehmen Sommerabende verbrachten sie meist nur zu zweit, was für Lord Castle ziemlich gefährlich war, da er die junge Dame von Tag zu Tag mehr bewunderte.

Der Gegenbesuch bei den Baroninnen Cservary mußte für einige Zeit unterbleiben. Das über der Familie Artemon schwebende finstere Ereignis gestattete nicht, daß Elvira Besuche mache, und obwohl sie der Familie, deren Namen sie trug, sehr fern stand, hielt sie es dennoch nicht für schicklich, die Krankheit der alten Gräfin und deren herannahenden Tod zu ignorieren.

Der Rechtsanwalt Berger verbrachte seine Zeit abwechselnd bald auf Alba, bald in der Komitatshauptstadt. Seit er die Angelegenheiten Hermajos' übernommen hatte, machte er sich mit erneuerter Lust und Energie an deren Leitung. Was er früher unter der Gleichgültigkeit und dem Unverständnis der Artemons unter fortwährenden Kämpfen unterstützen mußte, das ging jetzt flott und glatt von statten. Der Güterdirektor, die Beamten und das ganze Personal sahen ebenfalls voll Freude den neuen Aufschwung der Herrschaft.

Die Baroninnen Cservary hatten Lord Castle wiederholt Einladungen nach Alba geschickt, er hatte dieselben immer angenommen und war auch hingegangen, allein es war ersichtlich, daß sein Interesse ihn nur an Elvira fessele. Er sprach von keiner Abreise, nicht von der Heimkehr nach England, sondern blieb einfach da, wo er sich so wohl fühlte. Berger begann dieses fortwährende Zusammensein entschieden Sorge zu machen, denn es war seine Lieblingsidee, daß diese formelle Ehe noch einmal zu einer thatsächlichen werden könnte und daß Graf Albert, den er für das wackerste Mitglied der Familie Artemon hielt, endlich zu derjenigen zurückkehren werde, die doch ohnehin seine Gattin war.

Er teilte seine Besorgnisse einmal Hermajos mit, der die Achsel zuckte und lachte.

„Ich kann mit ihm nicht reden," sagte er, „aber das sehe ich, daß er ein sehr wackerer, braver Mensch ist und nicht so hoffärtig, wie diese zu Grunde gegangenen Artemons, und wenn er Elvira gefallen würde, würden wir den Lord hierher verpflanzen und einen Ungarn aus ihm machen."

„Glauben Sie?" fragte der Rechtsanwalt tief betroffen, „daß ein so vornehmer, englischer Aristokrat sein Vaterland verlassen würde? Er würde Ihre Tochter mit sich nehmen, und Sie würden allein bleiben mit Ihrer Herrschaft, Ihrem Gelde und Ihren vielen Fabriken. Mit Ihren Enkeln könnten Sie nicht sprechen, und das wäre so viel, als ob Sie gar nie eine Tochter gehabt hätten."

Diese Anschauung machte den Fabrikanten stutzig, und von da an betrachtete er das Hofmachen des Lords mit weniger freundlichen Augen, er machte sogar auch seine Tochter auf die Zukunft aufmerksam und fragte sie, was sie mit diesem Engländer vorhabe, der bis über die Ohren in sie verliebt und kühn genug sei, einer verheirateten Frau den Hof zu machen.

Elvira beantwortete diese Ermahnungen sehr zurückhaltend.

„Lord Castle macht mir wohl den Hof, das ist wahr, allein er hat mir noch niemals etwas gesagt, was mich auf den Gedanken bringen könnte, daß dieses Hofieren eine Kühnheit von ihm sei. Die Verwandtschaft, in welcher wir zu einander stehen, gestattet eine gewisse Annäherung und ein etwas zwangloseres Benehmen als gewöhnlich. Ich bin in ihn nicht verliebt, und er gedenkt sicherlich nur den Tod der alten Gräfin und die Zurückkunft Jenös hier abzuwarten, mit dem er dann in sein Vaterland zurückkehrt."

Diese Antwort beruhigte den Fabrikanten einigermaßen, und obwohl der Rechtsanwalt durch dieselbe nicht ganz befriedigt war, so hofften dennoch beide Männer das Beste für das Glück der jungen Gräfin. Die Krankheit der Gräfin Aglaja zog sich länger hin, als die Ärzte erwartet hatten. Drei volle Wochen waren seit der Abreise des Grafen Jenö verflossen, bis endlich die Todesnachricht anlangte und mit dieser die Anordnung desselben, die unter der Kapelle des Schlosses befindliche Familiengruft möge geöffnet und gelüftet und alles zum Leichenbegängnis vorbereitet werden, welches in Alba stattfinden werde.

Diese Nachricht war für die Familie Hermajos sehr unangenehm. Elvira dachte sogar einen Augenblick daran, für diese Zeit das Schloß zu verlassen. Doch Berger redete ihr davon ab. Er sagte, die Tote habe sich niemals gegen ihr vergangen und die Lebenden würden sie schon zu ehren wissen. Jedenfalls würden sie sich freuen, wenn sie durch ihr Hierbleiben jeden Anlaß zu fernerem Klatsch vermeiden würde.

Digitized by Google

Sie beschloß daher, während des Leichenbegängnisses in Alba zu verbleiben.

„Was wird aber jetzt aus dem Grafen Albert werden?“ fragte der Rechtsanwalt mit aufrichtiger Besorgnis. „Wovon wird er leben? Die Jahresrente, welche man der alten Gräfin aus der Konkursmasse zusicherte, hat mit deren Tode aufgehört, und ihre Söhne erhalten nichts. Jenö ist, wie es scheint, durch seine englischen Verwandten zu einer Einnahmequelle gelangt; Graf Albert aber ist im wahrsten Sinne des Wortes an den Bettelstab gekommen.“

Elvira vernahm diese Worte mit Betrübnis, allein der Fabrikant konnte sich eines höhnischen Lächelns nicht enthalten.

„Er hat ja seinen Titel. Er bleibt ja immer Graf Artemon, und für solche Herren hat doch das Geld, nach deren eigenem Ausspruche, gar keine Bedeutung.“

„Sie können leicht reden, Herr Hermajos,“ sagte Berger, der seinen Ärger über die höhnischen Worte des Fabrikanten nicht zu unterdrücken vermochte. „Sie sind ein Millionär und sehen die Welt über die Achsel an. Dabei haben Sie noch im Verhältnis zu solchen verarmten Aristokraten den Vorteil, sich Ihr Vermögen selbst erworben zu haben. Wenn Sie es jetzt verlieren würden, würden Sie eben wieder dort halten, wo Sie angefangen haben. Sie würden höchstens Ihre Mühe bedauern und aufs neue beginnen. Da Sie anspruchslos sind und wissen, was die Armut bedeutet, denn Sie haben es ja durchgemacht, würden Sie derselben kühn ins Auge blicken.“

Hermajos machte diese Erklärung und Beschreibung nicht viel Vergnügen. Er erwähnte seine Vergangenheit nicht gern, und noch unangenehmer war es ihm, wenn dies ein anderer that. Er bildete sich auf sein großes Vermögen sehr viel ein, prahlte aber niemals mit jener Periode, in welcher er noch nichts besaß. Mit einem Worte, wenn Berger die Absicht gehabt hatte, ihn zu ärgern, so hatte er dies auch erreicht.

„Sie sind noch immer auf seiten der Artemons,“ sagte der Fabrikant zürnend, „trotzdem es diese nicht im geringsten verdient haben, daß Sie sie entschuldigen oder um sie besorgt seien. Wenn sie arm sind, mögen sie arbeiten. Andere Leute sterben auch nicht an der Arbeit, und wenn sie ihr Vermögen nicht zusammenhalten konnten, so mögen sie sich jetzt ihr Brot im Schweiße ihres Angesichtes verdienen.“

„Ich kann Ihnen nur wieder antworten: Sie können leicht reden. Was soll aber Graf Albert thun, der für gar keine Laufbahn vorbereitet ist?“ —

„So mag er sich erschießen oder Hungers sterben!“ rief der Fabrikant, völlig in Wut geratend. „Da hatte er Alba. Er brauchte sich nur hineinzusetzen mit einer herrlich schönen, gebildeten Gattin ... Allein ihm gefiel sie nicht, weil er sie wegen ihrer Geburt verachtete. Was für Teilnahme verdient ein solcher Mensch? Und Sie, Herr Rechtsanwalt, bedauern ihn noch auf meine Kosten?“

„So verstehen Sie mich doch recht, Herr Hermajos! Das hat er ja gar nicht thun können. Was Sie da von Albert reden, das hätte ja alles Jenö thun sollen. Er kannte Ihre Tochter nicht und hat sich gegen sie nichts zu Schulden kommen lassen. Zu diesem Schritte entschloß er sich bloß, um das Leben und die Ruhe seiner Mutter zu erhalten. Zu diesem Schritte haben Sie ihn genötigt, was unter uns gesagt, Ihrerseits keine sehr lobenswerte Bedingung war ... Und mit welcher Miene hätte Graf Albert zu seiner Gattin sagen sollen: Ich kenne Dich nicht, liebe Dich nicht, weiß gar nicht, wie Du aussiehst, habe sogar gehört, daß Du meinen Bruder liebst, der Dich sitzen ließ, aber ich setze mich dennoch in Dein Vermögen hinein, teile Deinen Wohlstand mit Dir und will von Deinen Gnaden leben, da ich selbst keinen Pfennig besitze.“

Hermajos schwieg.

„Begreifen Sie endlich, daß es unmöglich war?“

„Ich begreife es, ich begreife es, von Ihrem Gesichtspunkte aus, wenn aber all dies so unmöglich ist wie Sie behaupten, warum hat mir dann der ältere Artemon Hoffnung gemacht, daß er alles in Ordnung bringen und die Ehegatten versöhnen wird?“

„Warum er dies that, das weiß ich nicht. Wahrscheinlich, weil es in seinem Interesse lag, allein ich wage meinen Kopf darauf zu setzen, daß er weder dachte, dies durchführen zu können, noch auch dies wollte. Da kenne ich den Grafen Jenö viel zu gut dazu.“

„Wenn dies so ist, warum dulde ich ihn dann in meinem Hause? Einen Menschen, der mich einfach zum Besten hält und Fabeln erfindet, um mich zu täuschen.“

„Da verfallen Sie wieder in ein Extrem. Um zum Ziele zu gelangen, muß man sich jede Möglichkeit offen halten. Sie hegen den Wunsch, daß Ihre Tochter nicht nur dem Namen nach, sondern auch thatsächlich Gräfin Artemon sei, und zu diesem Ende dürfte es angezeigt sein, mit den Artemons nicht zu brechen. Die Zukunft wird lehren, was von ihnen zu erwarten ist.“

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Hedwig.

Roman

von

E. Karl.

(Fortsetzung.)

Die alte Frau schob die Brille auf die Stirn und ihre kleinen Augen blitzten ordentlich vor Neugier.

„Aber so sagen Sie doch nur geschwind.“ Bruno rückte vertraulich näher.

„Sehen Sie, ich male da gerade an einem großen Bilde — ‚das Hexengericht‘, heißt es — eine Hexe wird von zwei Henkersknechten zum Scheiterhaufen geführt, während das rechtgläubige Publikum herumsteht und fromme Lieder singt. Das Bild ist in der Hauptpartie fast fertig,“ fuhr er ganz ernsthaft fort, „nur leider fehlt mir noch die Hauptfigur, die Hexe selbst, ich konnte bisher kein passendes Modell finden.“

Die alte Frau war sprachlos. „Als Hexe wollen Sie mich malen,“ fuhr sie dann auf, „aber das ist ja unverschämt von Ihnen.“

„Gott bewahre,“ sprach Bruno ganz ungerührt, „es haben sich in Rom bereits eine alte Comtesse und in Venedig eine Marchesa freiwillig erboten, mir zu der Figur zu sitzen, weil sie doch auf dem Bilde die Hauptperson ist, aber sie hatten nicht die richtigen Gesichter. Erst Ihre Physiognomie, verehrte Tante, erfüllt, was ich in meinen Träumen sah, und in die entzückende Warze auf Ihrer Nase habe ich mich völlig verliebt, ich lasse mit Bitten auch nicht nach, bis Sie meinen Wunsch erfüllen und mir sitzen.“

Die Tante sah ihn unverwandt an und wußte nicht, ob sie seine Rede für Spott oder für Ernst nehmen sollte, aber Bruno machte ein so ehrliches Gesicht —

„In welchem Kostüm wollen Sie mich denn malen?“ fragte sie, schon halb gewonnen.

„Nun, von Kostüm ist nicht viel die Rede,“ sprach Bruno wie verlegen, „meine Hexe ist fast nackt, weil ihr das fanatische Volk die Kleider vom Leibe gerissen hat.“ Da aber war es mit der Fassung der Alten zu Ende.

„Jesses, Maria und Joseph,“ schrie sie und rannte wie besessen im Zimmer umher, „als nackte Hexe will er mich malen — als nackte Hexe — mich fromme, christliche Frau. Ist so was erhört. Solch ein gottloser Farbenschmierer!“

„Aber, liebe Tante, ich will ja nur Ihr Gesicht,“ begütigte Bruno, „Ihre Figur kann ich ebenso gut durch eine lederne Gliederpuppe ersetzen.“

„Und wenn die Leute dann Ihre saubere Malerei sehen, so denken sie — ich kann es wahrhaftig nicht aussprechen.“

„Liebe Tante, Bruno scherzt nur,“ sprach Hedwig ernst.

„Ich scherze nicht,“ rief Bruno, ärgerlich, daß die Braut ihm das Spiel verderben wollte. „Aber lassen wir das Thema fallen, es geht auch so.“

Er setzte sich seitwärts an das Fenster, während die Tante auf Hedwigs Zureden endlich ihren Sofaplatz wieder einnahm.

Die Frauen begannen nach einiger Zeit wieder eine leise Unterhaltung, während Bruno beharrlich schwieg. Die Tante, die ihn durch Nichtbeachtung strafen wollte, konnte es sich doch auf die Dauer nicht versagen, einmal zu ihm hinüberzublicken. Aber was mußte sie sehen. Brunos Augen hafteten fest auf ihr, als wollten sie sie aufspießen, dann senkten sie sich rasch und seine Hand fuhr mit dem Bleistift eilig über das Skizzenbuch auf seinen Knien.

„Er malt mich, er malt mich schon!“ schrie die Alte entsetzt, sprang vom Sofa auf und drehte ihm den Rücken, um ihr bedrohtes Gesicht zu retten.

„Vorläufig zeichne ich nur,“ sagte Bruno ganz ruhig, „ich muß Ihr Gesicht um jeden Preis haben, — im Notfalle male ich es aus dem Gedächtnis. — So ziemlich habe ich es mir schon eingeprägt, wenn ich jetzt nur noch zwei Tage lang die Freude habe, Sie so viel zu sehen wie bisher, so kann ich es auswendig und brauche Sie nicht weiter zu bemühen.“

Sprach's und steckte das Skizzenbuch in die Tasche. Die Tante aber ergriff Hut und Tuch und war aus dem Zimmer, ehe Hedwig nur Zeit hatte ein Wort zu sagen. Sie lief ihr zwar nach, um sie zu versöhnen, kam aber unverrichteter Sache zurück.

„Heureka, die sind wir los, die kommt nicht wieder,“ frohlockte Bruno und wollte Hedwig an sich ziehen, aber sie schob ihn zurück und setzte sich gekränkt auf ihren alten Platz unter das Porträt, durch welches er einstens die Einwilligung des Vaters erlistet. — In Bruno wallte es zornig auf; war es ihr denn gar nicht möglich, ihm das kleinste Zugeständnis zu machen, sie mußte doch sehen, wie er in dieser spießbürgerlichen Umgebung litt. — Er setzte sich wieder an das Fenster und schaute zu dem Mädchen hinüber, das mit gekniffenen Lippen dasaß und so eifrig an einem Stück Linnen nähte, als müsse die Arbeit heute fertig werden.

Wie hatte sich Hedwig verändert. — Was Bruno im ersten Augenblick ihres Wiedersehens fast Thränen des Mitgefühls erpreßt hatte, erfüllte ihn in seiner heutigen Stimmung mit Zorn, obwohl er sich sagen mußte, daß es ein ungerechter sei.

Wie zum Hohn lächelte das Bild, das er vor beinahe acht Jahren von der jugendlichen Braut gemacht, ihn von der Wand herunter an. Er konnte es Zug um Zug mit dem Original vergleichen, und er that es fast mit Ingrimm.

Digitized by Google

Wo war die reizende Fülle, wo der blütenweiße Teint, wo die zartrosa Wangen mit den schelmischen Grübchen? Sie lachten ihn von dem Bilde an, in Wirklichkeit suchte er sie vergebens. Hedwig war sehr blaß und hager geworden, ja es zeigten sich auf ihrer leicht ins gelbliche getönten Haut schon um Mund und Augen die ersten Spuren jener kleinen Fältchen, die sich nach dem dreißigsten Jahre, oft viel später einzustellen pflegen, und den prosaischen Namen „Krähenfüßchen" führen.

Ihr Haar zeigte noch das alte Hellblond und ringelte sich auch wie einst um die Stirn, aber es war viel spärlicher geworden, sie hätte sich nicht mehr wie einst in das gelöste wie in einen Mantel einhüllen können. Es bildete auch nicht mehr wie einst einen besonders reizenden Bestandteil ihrer kleinen Person. Sein mattes Blond paßte schlecht zu ihrem verblühten Gesicht und ließ es vollends reiz- und farblos erscheinen.

An ihrer kleinen Hand suchte er vergeblich nach den vier niedlichen Grübchen über den Knöcheln, die Hände schienen fast das Hagerste an der ganzen Person zu sein und ließen es merken, daß man sie nicht geschont und noch weniger gepflegt hatte. Hedwig war total verblüht, viel zu früh für ihre Jahre, aber die Thatsache wurde darum nicht anders, und sein schönheitsdurstiges Künstlerauge fühlte sich beleidigt.

Zum ersten Male kroch etwas wie tiefes Mißbehagen an seinem Herzen hinauf.

Darum mehr als zehn Jahre gewartet, darum manches Liebeswerben schöner Augen ausgeschlagen — wer das hätte wissen können.

Bruno ertrug die schwüle Stille und den Anblick des lächelnden Bildes nicht länger, er sprang auf und rannte wieder in den Garten hinaus.

Hedwig blickte von ihrer Arbeit auf, als die Thüre klappend ins Schloß fiel — sie starrte hinter ihm her, und dann füllten sich ihre Augen mit Thränen, die langsam über die bleichen Wangen rollten. — Daß Bruno doch gar nicht begreifen konnte, was sich für ein solides Bürgerhaus schickte, daß er von seinen freien Künstleranschauungen nicht lassen wollte. Und es ging doch wirklich nicht an, daß sie den ganzen Tag allein in ihrer Wohnung mit dem Bräutigam zubrachte, was hätten die Leute geredet. — Er mußte sich doch sagen, daß ein ehrenhaftes Mädchen sich nicht bereden läßt. — Nein, sie war im Recht, und Bruno mußte sich fügen. Sie wollte ihm auch nicht wieder in den Garten nachgehen — er hatte abzubitten, nicht sie, er hatte sie in ihrer Tante beleidigt.

Sie versuchte die Thränen fortzuwischen, aber sie stürzten unaufhaltsam aus ihren Augen.

Das also war die Seligkeit, auf die sie ein Jahrzehnt gehofft hatte. Ein fortwährender kleiner Kampf mit Bruno — unglaublich!

Bruno rannte unterdessen in den laublosen Gängen umher und suchte seiner Verstimmung Herr zu werden. Mit allen erdenklichen Vernunftgründen zog er dagegen zu Felde. Er sagte sich, daß nicht die Jahre, sondern die quälende Sorge, die aufreibende Arbeit, die vieljährige Krankenpflege diese Verwüstungen in ihrem Äußeren verschuldet hätten. — Konnte sie in glücklicher, sorgenfreier Häuslichkeit nicht noch einmal aufblühen, wie jene edlen Rosengattungen, die gegen den Herbst die schönsten Blüten bringen? Welche Freude dann für ihn, sie an den Sonnenstrahlen seiner Liebe sich zum zweiten Male entfalten zu sehen. Sie war eben neunundzwanzig Jahre alt — er kannte Frauen, die erheblich älter waren, und ihn noch entzückt hatten.

„Viel thut wohl auch die unvorteilhafte Kleidung," philosophierte er weiter, „das plump gemachte Trauerkleid — sie müßte jetzt frische Farben tragen." — Er dachte darüber nach, welche Tracht sie kleiden müsse, und diese kleine Abirrung seiner Gedanken trug dazu bei, ihn zu beruhigen. Freilich fand er sie auch innerlich verändert. Wo war ihre schelmische Munterkeit, die ihn stets entzückte, wo die jugendliche Leichtfertigkeit geblieben, mit der sie sich über Kleinigkeiten hinweggesetzt hatte. — Aber konnte er es denn anders erwarten? Das Leben hatte sie ernst und kleinlich gemacht, seine Aufgabe sollte es sein, sie auch innerlich umzumodeln.

Und daß sie kein Interesse für seine Kunst verriet — nun, wie sollte sie auch dazu kommen. Hier, wo sie höchstens einen schlechten Öldruck, oder wenn es hoch kam, einen Kupferstich zu sehen bekam, und von Ölbildern wohl nur die fragwürdigen Heiligendarstellungen kannte, mit denen längst vermoderte Kunstjünger vor vielen Jahrhunderten die Kirche geschmückt hatten.

Nein, sie war so, wie sie nach allem, was sie erlebt hatte, sein mußte, und die Tüchtigkeit ihres Charakters, ihre enorme Leistungsfähigkeit konnte niemand williger anerkennen wie er.

Der leichte Sprühregen, welcher gefallen war, als Bruno das Haus verlassen, hatte dem herrlichsten Sonnenschein Platz gemacht, der schräg und abendlich über das sprossende Grün fiel. Es duftete nach feuchter Erde und jungem Laub, obgleich von letzterem nur erst ein leiser Schimmer das kahle Gezweig verschönte.

Bruno sog in vollen Zügen diesen erquickenden Frühlingsgeruch ein, und vor seiner herben Reinheit verflogen alle düsteren Gedanken.

Er pflückte ein Sträußchen kleiner blauer Perlblüten und ging wieder ins Haus zurück, um Hedwig zu einem Spaziergang aufzufordern.

Als er ins Zimmer trat, war sie ihrer Thränen bereits Herr geworden und saß wieder über die Näharbeit gebeugt.

Er trat an sie heran und schloß sie herzlich in die Arme.

„Sind wir nicht Thoren, Hedwig, uns die schöne Zeit so zu verderben. Lege die Arbeit fort und komm ins Freie, die ganze Luft ist Duft und Klarheit. Der leichte Regen hat allen Dunst fortgenommen. Fort damit auch aus unsern Herzen und Köpfen."

Er küßte ihr die letzten Thränen aus den Augen, befestigte das blaue Sträußchen an ihrem Kleide und zog die glücklich Lächelnde mit sich hinaus in die frische Frühlingsluft.

Digitized by Google

Am nächsten Tage fand sich wirklich keine Ehrendame ein, und Bruno benutzte die Zeit, um mit Hedwig die Maßnahme für ihre nächste Zukunft zu besprechen. Er schlug vor. ihre ganze Ausstattung an Wäsche und was sie etwa aus dem elterlichen Hause als Andenken mitzunehmen wünsche, sofort zu verpacken und nach Berlin abzusenden, im übrigen das ganze Anwesen einem Agenten zum sofortigen Verkauf zu übergeben. Der alte Lamprecht, das Faktotum und jetzt so ziemlich der einzige Beamte der Fabrik, solle bis dahin als Verwalter fungieren.

Sie selbst solle ihn sofort nach Berlin begleiten, wo sie sich nach Erledigung der nötigen Formalitäten ganz in aller Stille in der Hedwigskirche wollten trauen lassen.

Hedwig war entsetzt über diesen Vorschlag.

Wie würde sie übervorteilt werden, wenn man das Grundstück in ihrer Abwesenheit verkaufte und nun gar ungetraut aus ihrem Hause fortzugehen — nein, das durfte ihr niemand, selbst nicht einmal Bruno zumuten, das sähe ja aus, als ginge sie mit ihm auf und davon, um die Hochzeitskosten zu sparen. Von ihren Bekannten würden dann gewiß viele glauben, sie habe sich mit der gottlosen Civilehe begnügt, da der Konsens zur Trauung mit einem Protestanten nur unter gewissen Bedingungen für sie zu haben sei.

„Die Civilehe ist aber, wie Du weißt, vor dem Gesetz die einzig gültige Form," schaltete Bruno ein, „ich für mein Teil würde mich sehr gerne damit begnügen, um der Einmischung der Pfaffen zu entgehen. Die Trauung in der katholischen Hedwigskirche ist ein Zugeständnis, das ich Dir mit nicht ganz leichtem Herzen mache."

Hedwig brach in Thränen aus und rief:

„O Bruno, was ist aus Dir geworden, nicht einmal vor dem Heiligen hast Du Respekt?" Er beruhigte sie so gut es ging und suchte sie für seinen Vorschlag in Bezug auf den Verkauf zu gewinnen, es sei ihm gleich, ob sie ein paar tausend Mark mehr oder weniger hätte.

„Aber ich habe ja gar nichts und kann nicht einmal meine Möbel bezahlen, wenn das Grundstück nicht einen ganz bestimmten Preis bringt," rief das Mädchen traurig.

„Nun, Du kleine Kapitalistin hast doch auf der Mindeschen Brauerei zehntausend Mark stehen — das weiß ich noch aus unserer Kinderzeit. Das Geld war ja von Deiner Mutter immer schon zu Deiner Ausstattnng bestimmt."

Hedwig wurde rot — „ich besitze das Geld nicht mehr," stotterte sie, „es ist damals verloren gegangen."

„Verloren gegangen?" sprach er befremdet, „Du schriebst mir doch, der Akkord bei Eurem Konkurse sei so günstig ausgefallen, daß mein eigenes Vermögen unversehrt geblieben sei, wie kann da eine Summe verloren gegangen sein, die gar nicht in den Konkurs hineingezogen werden konnte?"

„Ich habe sie nach und nach verbraucht," stammelte Hedwig; sie, die nie gelogen hatte, fand keinen plausiblen Grund für das Fehlen des Geldes.

„Hedwig," schrie Bruno auf, „Du hast das Geld an mich fortgegeben."

„O nein, nein," versicherte sie ängstlich und ohne ihn anzusehen.

Brunos Ahnung wurde ihm bei ihrem scheuen Wesen fast zur Gewißheit, es widerstrebte ihm aber, aus ihr herauszupressen, was sie ihm verschweigen wollte. Doch mußte er die Wahrheit trotz dessen wissen, bei Gericht konnte man sie ihm nicht weigern.

„Nun, dann kann ich Dich freilich nicht hindern, Dein letztes Besitztum so hoch zu verwerten wie irgend möglich," sprach er, „und muß mich Deinen Gründen um so mehr fügen, als ich selbst Dir zur Zeit keinen Ersatz bieten kann. Ich bin ziemlich ausgebeutelt."

Hedwig atmete erleichtert auf und glaubte ihr Geheimnis gewahrt. Bruno aber ging noch in derselben Stunde zu einem alten Freunde seines Vaters, dem Gerichtsrat Huber, und erfuhr durch ihn die volle Wahrheit.

Dieser neue Beweis der selbstlosen Liebe Hedwigs zu ihm rührte ihn tief, trotz dessen fühlte er sich in hohem Grade bedrückt, so gleichsam in ihrer Schuld zu sein. Er eilte sofort zurück und überhäufte sie mit zärtlichen Vorwürfen, die sie erst erschreckt, daß das Geheimnis verraten sei, dann aber mit großer Entschiedenheit zurückwies.

„Was willst Du," sprach sie liebevoll, „es war doch Dein Geld, welches durch meines kranken Vaters Verschulden verloren ging."

„Er hatte meine Einwilligung eingeholt," schaltete Bruno ein.

„Nun was verstandest Du denn damals von Geschäftssachen, und außerdem, glaubst Du, ich hätte den Gedanken ertragen, Dich Mangel leiden oder auch nur auf einen Lieblingswunsch Verzicht leisten zu wissen? — Nein, Bruno, verliere kein Wort mehr über das elende Geld, was gilt es mir Deinem Glück gegenüber."

Das war einmal wieder die alte Hedwig, und Bruno, beglückt dadurch, gestand alles zu, was sie wünschte.

Er sollte jetzt allein nach Berlin zurückfahren, sie wolle den Verkauf so schnell betreiben, wie irgend möglich, und im nächsten Monat jedenfalls selbst nach Berlin kommen, um ihr künftiges Heim einzurichten. Der Zeitpunkt der Hochzeit hänge dann vom Verkauf ab.

Tags darauf gab es wieder einen Abschied, aber dieses Mal ohne Thränen des Schmerzes, sollte die kleine Trennung doch nur ihre Vereinigung für immer einleiten.

Hedwig war in ihrem Herzen unendlich glücklich, wenn ihr auch in den langen traurigen Jahren die Fähigkeit, ihr Glücksgefühl in alter Weise herauszusprudeln, abhanden gekommen war.

Und Bruno? — Er hatte freilich eine herbe Enttäuschung erfahren, er hatte die Braut nicht wiedergefunden, wie sie in seiner Erinnerung gelebt. Ja, er mußte es sich in Augenblicken der Selbstprüfung gestehen, daß er sie jetzt nicht zur Lebensgefährtin wählen würde, wenn er noch frei wäre, indessen war er doch weit entfernt davon, sich entschieden unglücklich

Digitized by Google

zu fühlen. Freilich, seine in der Phantasie noch einmal aufgeflammte Leidenschaft für Hedwig war in dem Augenblick erloschen, da er ihr am Tage seiner Wiederkehr ins Gesicht gesehen und eine andere gefunden hatte, als die in seinem Herzen lebte. Gerade weil er sich mit so heißer Sehnsucht nach der fernen Geliebten gesehnt, hatte die Wirklichkeit in hohem Grade ernüchternd auf ihn gewirkt. Trotz dessen hatte er Hedwig immer noch herzlich lieb, wenn auch mehr freundschaftlich oder geschwisterlich. Sie war ihm die treue Jugendgefährtin, die zu ihm gehört hatte, solange er denken konnte, so dachte er an die Vereinigung mit ihr auch jetzt noch ohne Bedauern, wenn auch ohne das Gefühl unendlichen Glücks, welches er noch vor sieben oder acht Jahren empfunden hätte.

Seine sanguinische Natur ließ ihn die Zukunft immer noch in rosigem Lichte sehen. Hedwig würde ihm zweifellos eine behagliche Häuslichkeit schaffen, sie würde sich wieder verjüngen und verschönen, und was ihn sonst an ihr peinlich berührt, ja, direkt abgestoßen hatte, würde sicherlich verschwinden, sobald sie aus ihrer spießbürgerlichen Umgebung und den engen kleinstädtischen Verhältnissen herauskäme. So verließ auch er mit leichtem Herzen das Städtchen.

VII.

Hedwig hatte Glück mit dem Verkauf ihres Anwesens, es fand sich bald ein Käufer dafür, der den geforderten, durchaus angemessenen Preis zahlen und das Grundstück zum ersten Juni übernehmen wollte. Auch die innere Einrichtung des Hauses ließ sich verwerten, und Hedwig ersah mit Freude, daß sie noch etwa viertausend Mark für die Möblierung ihrer Wohnung in Berlin anlegen könne.

Die Hochzeit wurde auf einen der letzten Maitage festgesetzt, und Hedwig fuhr etwa vier Wochen früher nach Berlin.

Als Bruno sie abends auf dem Bahnhofe empfing, fand er sich angenehm überrascht, daß sie die Trauer abgelegt hatte.

Er wußte wohl, es war ein nicht unbedeutendes Zugeständnis, das sie ihm damit machte, denn der Vater schlief seit kaum dreiviertel Jahren, und sie verstieß damit gegen die von ihr über alles hoch gehaltene Sitte.

Leider war die getroffene Wahl in Bezug auf Form und Farbe so ungünstig wie möglich, das enganliegende, aschgraue Kleid und die violette Bandschleife auf dem mehr praktischen als schönen Reisehut kleideten sie ebenso schlecht wie das schwarze Gewand, indessen sah Bruno zunächst die Absicht, ihn zu erfreuen, und sie beglückte ihn.

Er führte die Braut in ein Hotel garni, in der Nähe des Bahnhofes, wo sie Wohnung nehmen wollte, und erwartete sie dann an der Thür des in derselben Straße gelegenen Restaurants „zum Franziskaner", wo er sie mit der Familie seines alten Lehrers, des Professor Niemann, desselben, den er einst um seine Vermittelung dem Vater gegenüber gebeten hatte, bekannt machen wollte.

Frau Niemann, eine feine, kluge Dame, hatte ihm versprochen, Hedwig für die Dauer ihres Aufenthaltes unter ihren mütterlichen Schutz zu nehmen.

Als Hedwig, die nur den Regenmantel abgelegt und ihr graues Reisekleid durch eine violette Schleife verziert hatte, an Brunos Arm eintrat, fanden sie schon die alte Dame mit ihrer jüngsten Tochter Gerda anwesend, auch hatte sich ein jüngerer Maler, Hugo Blum, Brunos einstiger Studiengenosse, mit seiner jungen Frau, sowie deren Bruder, ebenfalls ein Jünger der edlen Malerkunst, dazugefunden.

Bruno hatte die nicht ganz ungerechtfertigte Empfindung, daß der Wunsch, seine Erwählte kennen zu lernen, dieses scheinbar zufällige Zusammentreffen herbeigeführt hatte, und er konnte sich einer unangenehmen Empfindung bei diesem Gedanken nicht erwehren, obgleich er sich keine Rechenschaft über das „warum" geben mochte.

Der Raum, in welchen sie traten, war dem Refektorium eines Klosters nachgebildet. Die kleinen bleigefaßten Scheiben der Fenster, die hohe Holztäfelung der Wände und die an der Fensterwand hinlaufende Estrade mit schwerem Geländer, die durch halbhohe geschnitzte Holzwände in gesonderte kleine Räume abgeteilt war, machten im Verein mit der Form der Holzmöbel einen ganz mittelalterlichen Eindruck, zu dem das Geräusch der unaufhörlich darüber hinpolternden Eisenbahnzüge allerdings so schlecht wie möglich paßte. Das große, vielbesuchte Restaurant hatte man in die Bogen der Stadtbahn hineingebaut.

In einer der erwähnten Abteilungen, die Raum für etwa acht Personen bot, erblickte das Brautpaar die harrende Gesellschaft, und es fand die übliche Vorstellung statt.

Während Frau Professor Niemann als gewandte Weltdame Hedwig begrüßte, sich nach ihrer überstandenen Reise erkundigte und sich ihr für die nächste Woche ganz zur Verfügung stellte, wendete sich Bruno an seine Freunde und war so unglücklich, einen Blick derselben, der wie eine Depesche von Auge zu Auge flog und von großer Enttäuschung sprach, aufzufangen. Das Blut stieg ihm ins Gesicht und seine frohe Stimmung war wie fortgeblasen.

Er hatte mit Hedwig an einer Schmalseite des Tisches Platz genommen, neben derselben, um die Tischecke herum, saß Gerda Niemann — eine ungünstige Nachbarschaft für das arme bleiche Wesen.

Das junge, etwa zwanzigjährige Mädchen war groß und kräftig gebaut, und wenn auch keine auffallende Schönheit, so doch anmutig und sympathisch. Sie trug das reiche kastanienbraune Haar einfach gescheitelt und im Nacken zu einem dicken Knoten verschlungen, wobei die schöne Kopfform unverhüllt blieb. Ihre klugen dunkelbraunen Augen hatten in der Ruhe einen unendlich sanften Blick, konnten aber, wenn durch den Gegenstand des Gesprächs angeregt, von Geist und Feuer sprühen.

Die ganze Erscheinung machte in dem geschmackvoll gearbeiteten tiefroten Frühlingsanzuge den Eindruck vollendeter Jugendfrische und Gesundheit, dabei

Digitized by Google

verband sie feinste Lebensformen mit absoluter Natürlichkeit.

Neben ihr sah die kleine hagere Hedwig mit dem spitz gewordenen Gesichtchen wie ein graues Mäuschen aus.

Das bestellte Abendessen ward gebracht, aber Bruno quoll der Bissen im Munde, er schob den Teller bald zurück.

Sein erregtes Mißtrauen sah in jedem Blick, den die Freunde untereinander tauschten, eine stumme Zeichensprache, die seine Braut zum Gegenstande hatte. Natürlich irrte er sich, es war sein eigenes Gefühl, welches ihm immer deutlicher sagte, ein wie wenig passendes Paar sie seien.

„Ich fragte noch gar nicht nach dem Herrn Professor," wendete er sich plötzlich, wie um seinen Gedanken eine andere Richtung zu geben, an die neben ihm sitzende Frau, „haben wir heute nicht das Vergnügen, ihn zu sehen?"

„O doch," war die Antwort, „er kommt ganz gewiß, er hatte nur noch einen Geschäftsgang vor, der ihn wohl länger wie er glaubte aufgehalten hat."

„Du mußt wissen," wendete sich der Maler Blum an Bruno, „daß unser lieber Professor an einem ganz vortrefflichen historischen Gemälde arbeitet, aber für eine der weiblichen Hauptfiguren noch immer kein geeignetes Modell finden kann. Es haben sich zwar schon viele bei ihm gemeldet, aber keine hat Gnade vor seinen Augen gefunden. Ich wette, er ist wieder auf der Suche."

„Sie haben recht," lächelte die Professorin, „und ich wünsche von Herzen, daß eins der Mädchen, deren Adresse er heute erhielt, ihm zusagen möchte, er wird uns sonst ganz rabiat."

„Es ist auch fatal," meinte Bruno, „wegen äußerer Ursachen nicht flott fortarbeiten zu können, wenn der Stoff im Kopf lebendig ist und nach der körperlichen Darstellung auf der Leinwand verlangt. Ich habe mich in Rom in ähnlicher Lage befunden und hätte vor Freude jauchzen mögen, als ich endlich fand, was ich suchte und mehr als das."

„Haben die Herren Maler denn nicht künstliche Gliederpuppen?" fragte Hedwig.

„Gewiß," antwortete Blum, „sie sind auch für Darstellung der Gewandung ganz vortrefflich, da sie besser stille halten wie der lebendige Mensch und keine Falte sich verschiebt, allein im übrigen —" er brach ab.

Hedwig schaute ihn verständnislos an; die Ankunft des Professors, eines großen kräftigen Mannes, mit reichem schneeweißem Bart und Haupthaar, verhinderte jede weitere Bemerkung.

Der Professor warf seinen großen runden Filzhut achtlos auf das Geländer der Nische und schüttelte den Anwesenden die Hände. Auch Hedwig erhielt ihr Teil und wurde in jovialer Weise von ihm begrüßt.

„Nun das ist mir ja eine rechte Freude, die Braut meines alten Lieblingsschülers kennen zu lernen, habe ich doch selbst mitgeholfen, Sie in aller Form Rechtens dazu zu machen, mein Fräulein."

„In aller Form wohl, Herr Professor," lächelte Hedwig, „ohne besondere Form waren wir indessen bereits drei Jahre verlobt."

„Was," rief der alte Herr erstaunt, „schon drei Jahre vorher? Da sind Sie ja bereits — lassen Sie mich einmal nachrechnen — fünf — sieben — zehn Jahre Braut."

„Richtig, Herr Professor," meinte Bruno, „zehn und zwei Drittel sogar, an Dauerhaftigkeit lassen wir nichts zu wünschen übrig."

„Nun, Fräulein Riebel," scherzte der Professor, „Sie sind ein beneidenswertes Mädchen, nicht jeder Ihres Geschlechts wäre es gelungen, solchen Leichtfuß von Künstler ein Jahrzehnt hindurch zu fesseln — alle Achtung."

Bruno lächelte trübe, gefesselt war er allerdings, aber wenn sein Herz allein das Band dazu hätte liefern sollen — die Fessel hätte kaum gehalten, die Ehre und die Pflicht mußten helfen.

Über Hedwigs hageres Gesichtchen aber flog es wie ein rosiges Licht und auf den schmalen Wangen zeigte sich eine Ahnung der früheren Grübchen, als sie glückselig lachend erwiderte:

„Sie glauben auch nicht, Herr Professor, wie stolz ich auf meinen Bruno bin. Es klingt vielleicht anmaßend, aber noch nie ist mir anders als in einem bösen Traume der Gedanke gekommen, er könne mir untreu werden. Wir beide gehören zusammen." Sie schob den Arm unter den seinigen und lehnte den Kopf leicht gegen seine Schulter. Niemand fand sie in dem Augenblick verblüht oder unschön, das Glück hatte sie verklärt.

„Sie haben auch in anderer Beziehung alle Ursache, stolz auf Ihren Bräutigam zu sein," setzte der Professor das Gespräch fort. „Donnerwetter, Hillbach, ich würde sofort meinen Hut vor Ihnen ziehen, wenn ich ihn noch auf dem Kopfe hätte, Sie sind ein ganzer Kerl geworden. Als Ihre ‚Bacchantin' im vorigen Herbst auf der Ausstellung erschien und allgemeines Aufsehen erregte, lag ich gerade an einem verletzten Bein fest und konnte nicht hin. Nun tuteten die Enthusiasten und Kunstkritiker wieder von München aus gewaltig in die Lärmtrompete und erklärten Sie für einen zweiten Makart. Da wurde ich natürlich neugierig — Sie wissen, ich bin vorsichtig und urteile gern selbst und manchmal anders als der große Haufe. — Ich ging darum heute nachmittag in Ihr neugebackenes Atelier, hoffte Sie dort noch zu treffen."

„O, wie bedaure ich!" rief Bruno aufrichtig betrübt.

„Nun, ich vergaß den Meister über seinen Werken und habe mich ordentlich dazwischen umgesehen. Wundern Sie sich nicht, wenn Sie, was unverschlossen war, gründlich durchstöbert finden. Geben Sie mir Ihre Hand, filius" — das war der Name, mit dem er einst den Schüler anzureden pflegte, wenn er mit ihm zufrieden war — „Sie haben gehalten, was ich einst Ihrem seligen Schwiegervater versprach, Sie sind der Besten einer geworden."

In Bruno stieg ein heißes Glücksgefühl auf, wie er es nicht annähernd so bei seinem Wiedersehen mit Hedwig empfunden hatte. Tief gerührt drückte

Digitized by Google

er die Hand seines alten verehrten Lehrers, der, wie er wußte, nur selten so uneingeschränktes Lob spendete.

„Übrigens hat Hillbach unverschämtes Glück gehabt, in Rom ein so unvergleichliches Modell zu finden," meinte der junge Blum, der schon oft in Brunos Atelier gewesen war und bei der Aufstellung der vor wenigen Tagen aus München eingetroffenen Bilder geholfen hatte.

„Ja, wo Sie solch blonde Schönheit, die Ihnen unbeschränkt zur Verfügung gestanden haben muß, zwischen all dem schwarzhaarigen, italienischen Gesindel, das die Modellsäle unsicher macht, aufgetrieben haben, scheint mir selbst ein Rätsel," äußerte der Professor.

„Sie war auch kein Modell im gewöhnlichen Sinne," antwortete Bruno, „mein gutgelaunter Schutzgeist warf sie mir vor zwei Jahren eines schönen Märzabends von einer Treppe hinunter in die Arme, und ich hielt fest, was ich hatte."

Alle lachten, aber in Hedwig regte sich ein unbehagliches Gefühl. Vor zwei Jahren im März, das war da gewesen, als Bruno ihr seinen Entschluß, noch länger in Rom zu bleiben, mitgeteilt, und dann monatelang fast gar nicht geschrieben hatte. Sollte „die Schönheit", wie die Maler sie nannten, der Grund gewesen sein?

„Vor zwei Jahren erst," rechnete der junge Brand, der Schwager Blums nach, „und im letzten Herbst verließen Sie schon Rom, sind Sie da aber fleißig gewesen."

„Die Herrlichkeit hatte schon vor Jahresfrist ein Ende, ein Teufelsbraten von eifersüchtigem Anbeter stieß mir seinen Dolch zwischen die Rippen, und damit war alles aus."

„Potz Tausend, das ist ja ein ganzer Roman, den müssen Sie uns genauer erzählen, Herr Hillbach," rief Gerda fröhlich, „ein schönes Mädchen, ein kunstsinniger Maler, ein mit dem Dolch bewaffneter Liebhaber — kann es romantischere Zuthaten geben? Gott sei Dank, daß aus der Komödie nicht eine Tragödie wurde."

„Es war nahe daran, aber ich lebe ja noch." Bruno war froh, daß seine Beziehung zu Lalla in dieser harmlosen Weise zur Sprache kam, er hätte sie bei der Menge von Skizzen, die ganz allein sie zum Gegenstande hatten, und sein Atelier zierten, nicht verschweigen können und fühlte sich den Damen gegenüber dadurch geniert. Nun war alles Nötige gesagt. Er fügte noch hinzu, daß die Schöne ihren Othello geheiratet habe, und lenkte das Gespräch auf ein anderes Thema. Er machte eine Bemerkung über das Lokal, in dem sie saßen.

„Warum heißt es eigentlich der ‚Franziskaner'?" fragte Hedwig.

„Weil in diesem ehemaligen Kloster die Mönche des heiligen Franziskus sich dem Wein und Biergenuß so stark ergeben hatten, daß der Teufel einen von ihnen nach dem anderen holte," erklärte der lustige Blum ganz ernsthaft, „als nun der dicke Abt, mit seinem Zechgenossen, dem Kellermeister, an die Reihe kam, sann das edle Paar auf Abhilfe. Der Abt lud den Gevatter Teufel zu einer Trinkprobe ein, wer von ihnen es besser verstehe. Just hier auf diesem geheiligten Platz saßen sie, und der Abt trank richtig den Teufel unter den Tisch."

Hedwig, die zuerst erstaunt aufgehorcht hatte, begriff nun, daß es sich um einen Scherz handelte, aber er kam ihr so gottlos und frevelhaft vor, daß sie den Sprecher wie entsetzt anstarrte.

In welcher Gesellschaft verkehrte ihr Bruno!

„Als der Abt nun sah, daß sein langschwänziger Genosse genug hatte," fuhr der Maler ahnungslos fort, „da ließ er ihn eine Schrift unterzeichnen, daß nimmermehr irgend ein Teufel ein geschorenes Haupt anrühren dürfe, als Entgelt aber mußte er sich verpflichten, dem Gehörnten soviel arme Seelen zu liefern, wie dieser irgend haben wollte. Da zogen die geretteten Mönche weit fort, aus diesem verführerischen Babel, genannt Berlin; die Stätte ihrer bisherigen Thätigkeit aber machte man zu einem Tempel der Götter Bacchus und Gambrinus und opfert ihnen täglich reichliche Libationen. Da hat der Teufel freies Jagdgebiet, geht um und sieht, wen er verschlinge."

Alle lachten, Gerda schlug die Hände vor das Gesicht, guckte schelmisch durch die Finger und flüsterte ängstlich: „O wie fürchte ich mich."

„Der trinkfeste Abt scheint sich nicht vor ihm zu fürchten," scherzte der Maler weiter, „obwohl er lange gestorben ist, kann er sich von diesen lieblichen Räumen immer noch nicht trennen, und täglich, wenn die Glocke Mitternacht schlägt, geht er verkleidet hier um. Sehen Sie, da kommt er gerade, liegt über seinem gottseligen Gesicht nicht immer noch ein triumphierender Schein, daß er so siegreich des greulichen Teufels Herr geworden?"

Dabei wies er auf einen gemütlichen Hausbesitzer mit großer Glatze und ungewöhnlich starkem Embonpoint, der die Hände behaglich über dem Magen gefaltet, auf den nächsten Garderobenständer zuschritt.

Hedwig saß mit fest zusammengekniffenen Lippen da, wie der steinerne Gast. Frau Blum bemerkte mit scharfem Auge ihren Zustand und ließ ihrem Manne unter dem Tisch einen warnenden Fußtritt angedeihen, worauf dieser erschreckt abbrach.

Bruno beugte sich zu Hedwig nieder und flüsterte ängstlich:

„Hedchen, sei vernünftig, an so harmlose Scherze mußt Du Dich gewöhnen."

Aber Hedwig schien nicht gewillt, vernünftig zu sein, sie schwieg weiter und setzte ein leidendes Gesicht auf.

Da kam Frau Niemann dem Brautpaar zu Hilfe.

„Wenn sogar der gespenstische Abt, der mir aber ein sehr menschlicher Bierbrauer zu sein scheint, nach seinem Paletot sucht, so ist es für uns solide Menschenkinder gewiß an der Zeit heim zu gehen. Unser lieber Gast ist ganz blaß und schweigsam geworden und von der weiten Reise wohl todmüde. Wir Grausamen halten ihn hier über die Gebühr fest."

„Also Aufbruch ins Federland," sekundierte der Professor, „ich wünsche den Herrschaften allerseits eine geruhsame Nacht."

Digitized by Google

VIII.

Als Bruno seine Braut an der Thüre ihres Hotels verlassen hatte, schlenderte er langsam seiner ziemlich fernen Wohnung zu es waren aber keineswegs glückliche Bräutigamsgefühle, die ihn bewegten.

Was sollte werden, wie lange Zeit würde vergehen müssen, ehe Hedwig sich nur einigermaßen dem Kreise, in dem sie leben sollte, angepaßt hätte. Und würde sie es überhaupt thun? Ihr Gesichtskreis war doch ein unendlich beschränkter. Es kam ihn wieder die Erinnerung an eine kleine Scene, die ihm bei seinem Besuch in Heilsberg geärgert hatte.

Er hatte einst im Gespräch einige Namen aus der griechischen und germanischen Götterlehre erwähnt und vergleichend gegeneinander gestellt. Hedwig erklärte, davon verstünde sie nichts.

„Dann mußt Du es lernen, Schatz," hatte er geantwortet, „wir Maler entnehmen gerade der Mythologie häufig unsere Stoffe, da muß eine Malerfrau genau Bescheid wissen, wenn sie nicht gelegentlich Anstoß erregen soll."

Aber da war er schön angekommen. Hedwig hatte ihm entschieden erklärt, daß sie solch heidnisches Buch nie ohne besondere Erlaubnis ihres Beichtvaters lesen würde, er habe sie dringend vor schädlicher Lektüre gewarnt. Was für Scenen mußte es da noch geben, ehe sie zur Vernunft kam.

Es fröstelte ihn trotz des Überziehers in der kühlen Nachtluft und er schritt schneller weiter. Gerda — sie war von anderem Schrot und Korn, sie hätte ihn verstanden. Warum er nur immer an das Mädchen denken mußte, seit er es vor vierzehn Tagen zuerst im elterlichen Hause kennen gelernt hatte. Gerda war doch keine blendende Schönheit wie Lalla, die sein Künstlerauge hätte fesseln können?

Am nächsten Vormittage holte Bruno die Braut ab, um laut Verabredung mit ihr in ein Möbelgeschäft zu gehen; dann sollten sie das Mittagessen bei Professor Niemann einnehmen und nach dem Kaffee sein Atelier besuchen.

Heute war der große Tag, an dem er sich Hedwig als Künstler vorstellen wollte. Wie hatte er sich früher darauf gefreut, und wie bangte ihm jetzt davor. Wie würde sie seine heidnischen Bilder aufnehmen, sie, die schon ein mythologisches Buch nicht ohne Erlaubnis lesen wollte.

Es war ein böser Tag für Bruno. Schon der Möbelkauf brachte Meinungsverschiedenheiten.

Hedwig hatte nur eine beschränkte Summe zu ihrer Verfügung und bestand darauf, damit auszukommen. Sie suchte für ihre gemeinsamen Wohnräume eine Einrichtung aus, die zwar solide und praktisch war, aber Brunos feines Schönheitsgefühl geradezu beleidigte.

„Thue mir den Gefallen, Hedwig, etwas weniger an die Dauerhaftigkeit und mehr an die Schönheit zu denken," bat er, „ich will mich doch lieber fünf Jahre an einem Gegenstande erfreuen, als mich zwanzig Jahre über ihn ärgern."

„Aber Bruno, ich begreife Dich nicht," — diese Worte waren schon zu einer stehenden Redensart zwischen ihnen geworden.

„Nein, leider, Du begreifst mich nicht, giebst Dir auch keine Mühe dazu, sonst wäre Dir mein Behagen wohl nicht mit jeder Mark zu teuer bezahlt."

In Hedwigs Augen traten schwere Thränen.

„Aber Bruno, wenn ich es doch nicht dazu habe," flüsterte sie, denn der Verkäufer trat wieder zu ihnen. „Glaube mir, ich wollte Dir jeden Wunsch erfüllen, wenn ich könnte, aber ich kann doch nicht Geld aus der Erde stampfen."

Bruno gab dem jungen Herrn einen Wink, sich zurückzuziehen, und zog Hedwig auf ein kleines Sofa nieder, vor dem sie standen.

„Wer verlangt denn das, liebes Herz," sprach er, schon wieder besänftigt, „Du sollst nur nicht eigensinnig sein, sondern auf meine Vorschläge hören. Ich bin Dir ein Kapital von zehntausend Mark schuldig geworden — nein, fahre nicht auf, es ist wirklich so — warum willst Du mir nicht gestatten, es in unserer gemeinschaftlichen Häuslichkeit anzulegen? Wir suchen hier aus, was uns behagt, Du leistest mit Deinem disponiblen Gelde eine Anzahlung darauf, und ich zahle den Rest ab, wie es mir paßt."

„Mit Schulden willst Du hier anfangen?" rief Hedwig entsetzt, „nein, Bruno, wenn Du so leichtsinnig sein kannst, so muß ich Vernunft für uns beide haben."

„Schulden?" rief der Mann verächtlich, „wie kannst Du davon sprechen, wenn ich Gemälde von zusammen mehr als dreißigtausend Mark Wert fertig in meinem Atelier stehen habe. Ja, ja, sieh mich nur an, für die beiden verkäuflichen Bilder sind mir von einem Russen und einem Amerikaner schon in Rom und in München ähnliche Summen geboten, aber es lag natürlich in meinem Interesse, sie nicht ins Ausland zu verkaufen, bevor das Vaterland sie gesehen und gewürdigt hat."

„Aber warum denn nicht?" fragte Hedwig, „Du kannst ja andere malen."

Bruno kniff die Lippen zusammen, es lohnte nicht, Hedwig zu sagen, daß ein Künstler kein Lohnarbeiter sei, der auf Befehl in jedem Augenblick Gleichwertiges schafft, sie hätte ihn doch nicht verstanden.

„Ich hatte meine Gründe," sagte er kühl, „Du wirst aber auch, wenn die Bilder noch einige Zeit unverkauft bleiben, nicht Mangel leiden. Zwei Damen der hiesigen Finanzwelt haben auf meinen Münchener Erfolg hin ihre Porträts bei mir bestellt, ich bin schon in voller Arbeit."

Hedwig kämpfte mit sich selbst, sie wollte ihm ja so gerne gefällig sein, aber — — über dieses „Aber" kam sie nicht hinaus.

„Wir wollen die Sache zu Hause noch einmal überlegen," sprach sie endlich, und sie verließen nach Verständigung mit dem Verkäufer das Geschäft.

Auf der Straße angekommen, schlug Bruno mechanisch den Weg nach dem Thiergarten ein; es verlangte ihn nach Ruhe und friedlicher Umgebung, um seines inneren Zornes Herr zu werden. Er wollte ihn Hedwig nicht fühlen lassen.

Über gleichgültige Dinge plaudernd, schritten sie

Digitized by Google

weiter, hier und da an einem Schaufenster stehen bleibend, das Hedwigs Blicke fesselte. Sie trug wieder das graue Kleid, es was das einzige, welches sie mitgebracht hatte. Jetzt standen sie vor einer riesigen Glaswand, hinter der mehr oder minder geschmackvolle Damenanzüge auf Ständern zur Ansicht ausgestellt waren.

„Sieh einmal diesen Anzug von blauem Stoff — ich denke, er müßte für Dich leicht passend zu machen sein — würdest Du mir wohl gestatten, ihn Dir zu schenken, Hedwig?“ fragte Bruno. Das Mädchen sah ihn sprachlos an.

„Ich weiß, daß ein Kleid kein passendes Bräutigamsgeschenk ist,“ fuhr er fort, „aber ich möchte Dich so gerne in diesem hier sehen, Du nimmst es nicht übel?“

„Du sprichst im Ernst, Bruno? Ich, ich altes Mädchen sollte mich mit solchem Putz behängen? Ich glaubte, Du scherztest.“

„Vergiß nicht, daß Du kein altes Mädchen sein sollst, sondern bald meine junge Frau, ich wünsche dringend, daß Du dann so hübsch gekleidet gehst wie möglich.“

„Du wirst Dich wohl an den Gedanken gewöhnen müssen, keine junge Frau zu bekommen, armer Bruno,“ sprach Hedwig mit zuckenden Lippen, „ich weiß, was für meine Jahre paßt und trage nur noch dunkle Farben, am liebsten schwarz.“

„Es ist so praktisch,“ wollte sie noch hinzufügen, verschluckte die Worte aber, sich besinnend, daß sie Bruno damit ärgere.

„Davon kann gar keine Rede sein,“ meinte dieser entschieden, „Du bist nicht alt und sollst Dich nicht vor der Zeit dazu machen, aber für den Augenblick muß ich wohl auf meinen Wunsch verzichten.“

Er zog sie hastig weiter — da hatte er wieder eine Niederlage erlitten.

Im Thiergarten besserte sich ihre beiderseitige Laune. Hedwig hatte reges Gefühl für Naturschönheit und gab ihrer Freude über die schönen Anlagen lebhaften Ausdruck. Da war wenigstens ein Punkt, in dem sie zusammenstimmten. Bruno wurde nicht müde, sie auf Schönheiten aufmerksam zu machen und Pläne für künftige Reisen zu schmieden.

So schlenderten sie lange umher, bis Bruno an den immer kleineren Schritten des Mädchens bemerkte, daß sie müde sei. Zudem brannte die Frühlingssonne mit sommerlicher Glut.

„Komm,“ sprach er, „ich bringe Dich jetzt zu Niemanns, wenn wir die Pferdebahn dort benutzen, sind wir in drei Minuten bei ihnen. Du wirst mir zu müde und hast noch schwere Tage vor Dir.“

Hedwig wandte ein, es sei noch zu früh, aber Bruno meinte, solchen liebenswürdigen Menschen gegenüber habe das nichts zu sagen und zog sie der Station zu.

Im Niemannschen Hause wurden sie nur von Gerda aufs herzlichste begrüßt und über ihr zu frühes Kommen beruhigt.

„Freilich müssen Sie nun mit mir allein vorlieb nehmen, Papa ist im Atelier und Mama ausgegangen. Sie kehrt erst zu Tisch heim. Wir essen aber heute schon um drei Uhr, damit wir Zeit für Ihr Atelier behalten, Sie glauben nicht, wie ich mich darauf freue. Kommen Sie, Fräulein Riedel, ich entführe Sie jetzt in mein Zimmer, Sie müssen ruhen. Wollen Sie zu Papa gehen, Herr Hillbach?“

„Mit Ihrer gütigen Erlaubnis setze ich mich in den kühlen Salon, mein Fräulein, und sehe die neuesten Kunstblätter durch.“

„Nun, wie Sie wollen.“

Damit gingen die Mädchen in Gerdas Zimmer.

Hier in dem lauschigen, durch Jalousien vor der Sonne geschützten Raume rief Gerda:

„Aber nun schnell das schwere Kleid herunter, liebes Fräulein, hier haben Sie eine leichte Frisierjacke, Mama schenkte sie mir neulich — Sie sind ja fast vergangen vor Hitze.“

Und mit flinken Händen war sie Hedwig bei dem Toilettenwechsel behilflich, bettete sie auf eine Chaiselongue und holte eine Flasche Selterwasser herbei.

„Wie gut Sie sind,“ sprach Hedwig, sich behaglich ausstreckend, „ich bin wirklich todmüde.“

Gerda setzte sich neben das Ruhebett und schaute sie freundlich an.

„Wissen Sie auch, daß meine neue blaue Batistjacke Ihnen ganz vortrefflich steht? Sie müssen sich zu Ihrer Ausstattung entschieden ein solches Kleid kaufen.“

„Aber Fräulein Gerda, ich alte Person? Ich habe es heute für eine Marotte von Bruno gehalten, daß er mir durchaus ein blaues Kleid, das wir am Schaufenster sahen, kaufen wollte. Ich bin doch ein vernünftiges Mädchen und weiß, was sich für mich schickt.“

„Das scheinen Sie mir in diesem Augenblick doch nicht ganz zu wissen,“ rief Gerda lachend. „Sie sind noch nicht alt und müssen um Gottes willen nicht so thun, als ob Sie es wären. Jeder Mann will eine junge Frau haben, meine grauhaarige Mama darf sich nicht einmal alt nennen, wenn Papa nicht böse werden soll. Sie kommen als junge Frau nach Berlin, da ist es ganz gleich, ob Ihr Taufschein auf einundzwanzig oder neunundzwanzig lautet. Ja, Sie haben sogar die Verpflichtung, Ihrem stattlichen Bräutigam gegenüber so jugendlich wie möglich auszusehen.“

Hedwig sah das plaudernde Mädchen unverwandt an, sollte sie wirklich auch nach dieser Richtung hin Verpflichtungen gegen Bruno haben? Der Gedanke war ihr neu, aber wenn sie ihm einen Gefallen that, ohne sich lächerlich zu machen — —

„Sie glauben also, man wird mich nicht auslachen, wenn ich mich so kleide wie Sie?“ Dabei flog ihr Blick über Gerdas weißes, schlichtes Batistkleid.

„Aber nein, verlassen Sie sich darauf, sagen Sie schnell, wo das blaue Kleid stand, das Ihrem Bräutigam gefiel, wir müssen es heimlich kaufen und ihn damit überraschen.“

Hedwig wollte noch immer nicht recht, die Sache kam ihr zu absonderlich vor, da sprach Gerda:

„Wenn ich dächte, Herr Hillbach spräche zu mir: ‚Gerda, ich möchte Sie in Eskimotracht sehen‘ — ich glaube, ich kröche bei dreißig Grad Reaumur in

Digitized by Google

die häßlichsten Pelzkleider hinein und fragte nicht, ob jemand dazu lachte."

Hedwig starrte die Sprecherin an.

Was plauderte der rote Mädchenmund da so harmlos aus? Solche Macht sollte Bruno über das junge Mädchen haben? Es lief ihr heiß über das Gesicht, und in ihrem Herzen regte sich's leise wie Eifersucht.

„Wollen Sie mir helfen den Anzug besorgen, dann wollen wir ihn morgen kaufen, er steht bei Friedauer in der Behrenstraße," sprach sie hastig.

„Bravo," klatschte Gerda in die Hände, „aber nicht morgen, heute noch, ehe wir ins Atelier fahren, wir schicken die Herren voraus."

Sie beugte sich zu Hedwig herab und küßte sie auf die Wange, dann schlüpfte sie mit den Worten: „Jetzt aber schlafen, in einer halben Stunde komme ich Sie wecken," aus dem Zimmer.

Aber Hedwig schlief nicht, in ihrem Kopf wälzten sich die Gedanken und es waren nicht die freudigsten.

Gerda ging in den Salon, um Bruno Gesellschaft zu leisten. Sie fand ihn aber nicht bei den neuen Kunstblättern, sondern düster vor sich hinstarrend auf einem niedrigen Sessel in einer Ecke. Er sprang auf, als er sie erblickte, und fuhr mit der Hand über die Stirn, als wollte er die Wolken darauf verjagen. Das junge heitere Mädchen sah auch aus wie ein Sonnenstrahl, der trübe Nebel verscheuchen könne.

„Nun, haben Sie meine müde Hedwig zur Ruhe gebracht?" sprach Bruno, nur um etwas zu sagen.

„Gewiß, ich hoffe, sie schläft ein Weilchen, die weite Reise liegt ihr noch in den Gliedern, aber was mache ich nun mit Ihnen, Sie sehen auch nicht aus wie sonst."

„Es geht mir viel im Kopf herum, Fräulein Gerda, ich fürchte, Hedwig wird sich schwer in die veränderte Lebenslage hineinfinden, sie ist schon zu lange selbständig gewesen und hat etwas von der Schmiegsamkeit verloren, die die Frauen sonst befähigt, sich in allen Verhältnissen schnell heimisch zu machen."

„Und ist das wunderbar?" sprach das junge Mädchen, „Sie müssen ihr nur Zeit lassen. Außerdem habe ich mir vorgenommen, als geborene Berlinerin, Ihre Braut sehr energisch unter meine Flügel zu nehmen, Sie sollen einmal sehen, wie das hilft."

Bruno lachte hell auf.

„O, Fräulein Gerda, Sie die Henne und Hedwig das Küchlein, welcher Gedanke!"

„Sehen Sie, da lachen Sie schon, nun bin ich zufrieden, die finstere Falte auf Ihrer Stirn gefiel mir gar nicht."

Bruno schaute sie an, sie war doch ein liebes Geschöpf, warum konnte Hedwig nicht mehr so sonnig in ihrem Wesen sein? Sie war es doch früher gewesen.

„Womit unterhalte ich Sie nun, bis die Eltern kommen, Herr Hillbach? Soll ich Ihnen etwas vorsingen? Das Zimmer, in dem Fräulein Hedwig schlummert, liegt nach der anderen Seite hinaus, sie hört mich nicht, oder sind Sie kein Musikfreund?"

„O gewiß," versicherte Bruno lebhaft, „ich liebe die Musik und besonders den Gesang leidenschaftlich, nur hatte ich leider keine Gelegenheit zu eigenem Studium."

Gerda blätterte in den Noten und zog endlich ein kleines Heft hervor. Bruno hatte ihr zugesehen und sich über die ruhige Grazie ihrer Bewegungen gefreut. Nun setzte sie sich an das Klavier und sang mit weicher, gutgeschulter Altstimme ein heiteres Liedchen.

Als sie geendet hatte, schaute sie herum, als wollte sie sagen: „hat es Ihnen gefallen?" Bruno äußerte lebhaft seinen Beifall, der Gesang hatte ihn sympathisch berührt, wie alles, was von Gerda ausging.

„Nun aber bitte ich um mehr, Sie wissen ja: L'appetit vient en mangeant."

„Leider habe ich so wenig heitere Lieder," meinte Gerda, „ich selbst bevorzuge mehr das ernste Genre, Schubert und Schumann sind meine Lieblinge."

„Ich muß Ihnen gestehen, daß ich darin Ihren Geschmack völlig teile. Fürchten Sie nicht, meine üble Laune, für die ich herzlich um Verzeihung bitte, dadurch zu verschlimmern, sie weicht stets dem Genius der Musik."

„Nun, so helfen Sie mir aussuchen, hier ist Schumann und hier das Schubertalbum."

Er trat dicht neben sie und sie schauten gemeinschaftlich in das Heft, dessen Blätter sie mit der kräftigen, aber schön geformten Hand umschlug. Bruno hatte das Gefühl, als müsse der Druck von seiner Stirn weichen, wenn diese kühlen weißen Finger sich darauf legen wollten. Es überkam ihn plötzlich der Wunsch, sie wenigstens berühren zu dürfen, und da war auch die Gelegenheit.

„Möchten Sie mir wohl den ‚Wanderer' singen?" fragte er und legte seine Hand über die ihrige, die gerade das erwähnte Lied überschlagen wollte.

„Dem ‚Wanderer' ist meine Stimme eigentlich nicht gewachsen," sprach Gerda völlig unbefangen, sie hatte von seiner Erregung nichts bemerkt. „Wenn Sie ihn aber zu hören wünschen, singe ich ihn sofort, nehmen Sie vorlieb."

Ohne jede Ziererei setzte sie sich wieder an den Flügel und begann. Ihre Stimme war wirklich für das gewaltige Lied zu weich und nicht kräftig genug, aber die sehnsüchtige Innigkeit des Vortrages gab ihm einen eigenen Reiz, der Bruno in seiner heutigen Stimmung doppelt tief berührte.

Wie der Wanderer, so suchte auch er das Glück — wo war es für ihn zu finden? Bei Hedwig? O nein, der Traum war vorüber. „Wo Du nicht bist, da ist das Glück," klangen die Schlußworte ihm prophetisch ins Ohr und er blieb eine Weile unbeweglich sitzen und starrte auf das Teppichmuster zu seinen Füßen, als wäre es eine rätselhafte Inschrift, die er zu entziffern hätte.

Gerda betrachtete ihn ebenfalls schweigend, was mochte in dem Manne vorgehen, er sah nicht aus, wie ein glücklicher Bräutigam. Der Schatten auf seiner Stirn, den sie einem geschäftlichen Ärger zugeschrieben und schnell zu verscheuchen gemeint, hatte doch wohl einen tieferen Grund.

Sie blätterte im Buche weiter, da — ihr Lieblingslied, das mußte ihm wohlthun.

Digitized by Google

„Du bist die Ruh, der Frieden mild," begann sie abermals, und die Töne legten sich weich und schmeichelnd um Brunos Herz, aber sie heilten das wunde nicht, o nein, nein — sie zogen und zerrten an dem Schleier, den er angstvoll über das neue Leben zu breiten bemüht war, das er darin keimen fühlte. O, daß er es ersticken mußte, noch ehe es sich ans Licht gewagt hatte.

Das Lied war verklungen, und Schritte im Nebenzimmer zeigten die Rückkehr der Mutter an, der der Vater auf den Fuß folgte.

„Nun haben Sie bessere Gesellschaft," rief Gerda, „ich gehe jetzt Fräulein Hedwig holen."

— — — — — — — — — — —

Eine Viertelstunde später saß man gemütlich plaudernd bei Tisch.

Hedwig hatte zwar nicht geschlafen, aber die Ruhe ihr doch wohlgethan. Sie war weich gegen Bruno gestimmt, nahm häufig zärtlich seine Hand, und der Gedanke, noch eine Freude für ihn in petto zu haben, gab ihr eine stille Heiterkeit, die sie lebhafter machte als am Abend vorher. Sie wollte nicht nur den von ihm gewählten Anzug kaufen, er koste, was er wolle, sie hatte sich sogar vorgenommen, ihm in der Möbelfrage entgegenzukommen, wenn auch nicht ganz nachzugeben. Sie hielt sich doch für verpflichtet, dem, wie sie meinte, geschäftsunkundigen Künstler als Dame Vernunft zur Seite zu stehen.

Dem Brautpaar zu Ehren hatte die alte erprobte Köchin des Hauses ihre beste Kunst eingesetzt, und Vater Niemann hielt auf einen guten Tropfen. So waren alle Bedingungen zu behaglichem Beisammensein erfüllt und selbst Bruno ließ sich von der guten Laune der anderen mit fortziehen.

Man war schon beim Braten angelangt, und der Professor hatte die Gesundheit des Brautpaares ausgebracht, da sprach er plötzlich: „Wissen Sie auch, Hillbach, daß Ihr Freund Werder mit seiner jungen Frau hierher übergesiedelt ist, ich sprach ihn gestern auf der Straße, sie sind erst wenige Tage hier."

Bruno fuhr hoch interessiert in die Höhe.

„Mein alter Freund Werder zieht her? Das ist ja eine unbezahlbare Nachricht, Herr Professor. O, wie freue ich mich, ich habe an der leidigen Geschichte mit seiner Frau innigen Anteil genommen."

„Wir nicht weniger. Gott sei Dank, daß sie jetzt im richtigen Fahrwasser ist. Nun gilt es aber, die kleine Frau in die Gesellschaft einzuführen und ihr sicheren Boden zu schaffen. Es giebt doch Kreise, die engherzig genug sein werden, ihr den kühnen Schritt als Verbrechen anzurechnen."

„Was ist es mit der Frau?" wendete sich Hedwig an Bruno.

Dieser fühlte sich verlegen, wie sollte er seiner Braut die Geschichte beibringen, ohne bei ihr anzustoßen.

Der Professor zog ihn aus der Verlegenheit, ohne sie geahnt zu haben.

„O, das ist eine tapfere kleine Frau, die sich ihren Mann richtig erkämpft hat. Hören Sie nur zu:

„Frau von Werder, früher Fräulein Bardomin, ist die Tochter eines Kaufmanns, der ein großes Haus ausmachte, ohne das sichere Fundament für ein solches Gebäude, das Geld, zu besitzen. Brachten seine wilden Spekulationen ihm etwas ein, so hing er es an die große Glocke, von seinen Verlusten schwieg er. So gelang es ihm stets, sich durchzuwickeln, und dabei vor der Welt als reicher Mann zu gelten.

„Nur einer kannte seine Lage genau, denn er hatte ihn in der Hand. Das war der Bankier Braumann, ein Mann mit großem Geldbeutel und noch größerem Gewissen, dabei Lebemann schlimmster Sorte.

„Dieser hatte ihm schon oft aus der Klemme geholfen und viel Geld an ihm verloren, aber wahrlich nicht aus Menschenfreundlichkeit; er gedachte, sich bezahlt zu machen. Es wuchs da im Hause des spekulativen Kaufmanns die reizende Ina auf, ein allerliebstes Ding, und in den Augen des verlebten Gecken ein appetitlicher Bissen.

„So wartete er den siebzehnten Geburtstag des Mädchens ab und erschien dann als Freier.

„Seine Antwort von Ina war ein ganz entschiedenes, fast entsetztes ‚nein'. Damit war die Sache in diesem Falle aber nicht abgethan, der dunkle Ehrenmann hatte wohl kaum etwas anderes erwartet und sich darauf eingerichtet. Eine Forderung nach der anderen ging bei Bardomin ein, die Wechsel mit seiner Unterschrift schienen aus dem Boden zu wachsen, und sein Kredit ließ ihn dabei plötzlich im Stich. Irgend jemand hatte ihn durch Andeutungen untergraben, und wer dieser jemand war, das wußte der Unglückliche nur zu genau.

„Da begann ein Sturm auf das Kindesherz, dem das arme junge Ding erlag. Der drohende Konkurs wurde abgewendet, und mit einem glänzenden Hochzeitsfest das junge Opfer dem alten Roué überantwortet. Eine Weile ging trotz dessen alles gut, das Herz der jungen Frau war noch ein unbeschriebenes Blatt, und die plötzliche Wandlung ihres Lebens aus dem Schein des Wohlstandes, der mit unendlichen Opfern aufrecht erhalten war, in die sorglose Wirklichkeit that auch das ihrige. Sie flog mit genußfähigen Sinnen von einer Lebensfreude zur anderen und täuschte sich so über die grenzenlose Leere, ja Schmach ihres Daseins hinweg. Aber die Stunde, in der sie sich der ganzen Lügenhaftigkeit ihrer Stellung bewußt werden sollte, kam auch für sie.

„Zum Arrangement eines Kostümfestes, das der eitle Bankier zum achtzehnten Geburtstag seiner jungen Gattin veranstaltete, war ein alter Maler herangezogen worden. Er erkrankte am Tage vor dem Fest und schickte seinen jungen Freund, Kurt von Werder, als Stellvertreter, und damit war das Schicksal der jungen Frau besiegelt.

„Sie ward sich bewußt, daß auch sie von der Natur ein Herz bekommen habe, und daß man einen schmählichen Handel mit ihrer blühenden Jugend getrieben hatte. Sobald, kurze Zeit nach dem Fest, die ersten Liebesworte zwischen ihr und dem jungen Maler gewechselt waren, ging sie kühn zu ihrem Gatten, bekannte ihm die Wahrheit und verlangte ihre Freiheit. Aber da kam sie schlecht an. Der eitle Mann wollte auf das beste Schmuckstück seines Hauses, das ihn so viel gekostet, nicht verzichten,

Digitized by Google

und als sie erklärte, ihn zeitlebens hassen zu wollen, wenn er ihre Fessel, die sie, unbekannt mit dem eigenen Herzen, ahnungslos auf sich genommen, nicht löse, antwortete er ihr in frivolen Worten, er gönne ihr jedes Vergnügen, selbst das einer kleinen Liebschaft, wenn sie nur den äußeren Schein wahre. Damit hatte er ihr die letzte, schwerste Beleidigung zugefügt, und sie verließ noch am nämlichen Tage sein Haus.

„Aber wohin nun? Die Eltern verschlossen ihr das alte Heim, aus Furcht vor dem Zorn ihres Herrn und Meisters, und Freunde hatte sie nicht. Da brachte ihr Geliebter sie in das Haus seiner Eltern, die die Verlassene liebevoll aufnahmen, und die Scheidung einzuleiten versuchten. Aber vergebens. Die Rache Braumanns bestand darin, daß er den Großmütigen spielte, seiner kleinen Frau gern verzeihen zu wollen behauptete und die Scheidung konsequent verweigerte.

„Ihm selbst war nicht beizukommen. Als alter Praktikus wußte er genau, wie er sich zu verhalten habe, um Kollisionen mit dem Gesetzbuch zu vermeiden, und selbst seine zahlreichen ‚Freundschaften' mit den Damen des Balletts boten keine Handhabe. So vergingen einige Jahre — das Liebespaar blieb sich treu und hoffte auf die Zukunft — da starben die Eltern Werders schnell hintereinander an einer Epidemie, und die arme junge Frau war wieder schutz- und heimatlos. Sie hatte immer schon Stunden gegeben, um von den wenig begüterten Leuten kein bares Geld annehmen zu dürfen, nun versuchte sie, sich selbst fortzuhelfen, aber es ging nicht. Sie war in keinem Fach regelrecht ausgebildet und verdiente zu wenig. Ich hatte Ina, da der alte Werder mein Jugendfreund war, genau kennen gelernt und suchte sie zur Annahme einer kleinen Unterstützung zu bewegen, aber vergeblich; und ein Heim in meinem Hause konnte ich ihr leider, der beschränkten Raumverhältnisse wegen, nicht bieten, das aber fehlte ihr gerade.

„Da war sie eines Tages verschwunden, und nach und nach erfuhr man, sie sei ihrem Geliebten, der kürzlich, einer ihm gebotenen Anstellung wegen, nach München übergesiedelt war, nachgefolgt."

„Wie?" rief Hedwig entsetzt, „sie lebte als verheiratete Frau bei ihrem Geliebten?"

„Wenn Sie ihre erzwungene Ehe, nachdem sie selbst diese schon vor Jahren gelöst hatte, für vollgültig ansehen wollen, ja. — Ich denke darüber anders."

Hedwig war sprachlos und rückte instinktiv von dem Manne fort, der so ketzerische Worte aussprach. Dieser fuhr gleichmütig fort:

„Das Glück war ihnen aber günstig, der Bankier ist vor Jahresfrist gestorben, sie schlossen sofort eine vor dem Gesetz gültige Ehe und sind jetzt nach Berlin zurückgekehrt, wo Werder eine Anstellung als Zeichenlehrer in der Gewerbeschule erhalten hat. Außerdem arbeitet er mit Glück als Illustrator."

(Schluß folgt.)

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Was ist Leben?

Du sprichst vom Leben, hast Du je gelebt?
Du bist gesättigt, denn Du hast genossen,
Du hast im Leide Thränen oft vergossen
Und hast in manchem Jubelsturm gebebt.
Du kennst die Bücher, kennst das Spiel, das Glück
Durchschwelgter Nächte, Liebeslust und Leiden;
Die Hefe blieb in Deinem Kelch zurück,
Zeit dünkt es Dich vom Leben nun zu scheiden.
Ich aber sage Dir: Ob Du gebebt —
Ob Du gejauchzt — Du hast noch nie gelebt.

Um Deine Lippen zuckt ein spöttisch Lachen;
Es irrt mich nicht. Sieh jenen alten Mann,
Das lange Dasein, das er sich gewann,
Es zog sich hin wie zwischen Schlaf und Wachen.
In tausend Sorgen kleinlich enger Art
Kam er zur Ruhe nie und nie zum Leben;
Er hat gerechnet, hat gedarbt, gespart,
Doch fremd blieb ihm ein volles, warmes Streben.
„Ich hab genug gelebt," spricht sein Gesicht,
Doch was er Leben nennt — ist Leben nicht.

„Was nennst Du Leben denn? Wem ward's zu teil?"
So fragst Du mich. Ich will es klar Dir sagen,
Vergönne mir nur wen'ge kurze Fragen,
In ihnen liegt Dein ganzes ird'sches Heil.
Standst Du schon je an eines Abgrunds Rand?
Es gähnte unter Dir die dunkle Tiefe;
Die andern wichen scheu zurück zur Wand,
Dir aber war's, als ob es laut Dich riefe.
Ein Schwindel packt Dich wie an off'nem Grab,
Du bannteſt ihn und blickteſt kühn hinab.

Da flimmert seltsam es im tiefen Grund,
Sirenen tauchten auf und sangen Lieder;
Sie winkten Dich zu ihrem Strome nieder.
Es schimmerte ihr Arm, es glüht der Mund,
Sie hoben Schätze aus der Flut hervor.
Die gold'ne Krone sahst Du lockend winken,
Du aber richteteſt Dich fest empor:
„Ich stürze nicht — die Hölle muß versinken."
Hast Du an solchem Abgrund nicht gebebt,
Dann lächle nur mit Stolz! Du hast gelebt.

Und kamst Du einmal schon auf steilem Pfad
Empor zum Gipfel, wo nur Adler hausen?
Zu Deiner Seite scholl des Sturmes Brausen,
Fernab im Thale lag die dumpfe Stadt.
Weit hinter Dir ermattet blieb die Schar,
Die erst mit frohem Lachen Dich begleitet,
Du aber klommſt durch Mühen und Gefahr
Zu Höhen, die kein Sterblicher beschreitet.
Bist Du so kühn empor zum Licht gestrebt,
Dann lächle ernst und still; Du hast gelebt.

Digitized by Google

Und sahst Du dann von Deiner Höh' herab,
Wie unter Dir die Brüder schwer sich mühten
In dunkler Nacht, und Deine Pulse glühten,
Und Liebe zog zu ihnen Dich hinab.
Und nieder stiegst Du, von dem reinen Licht,
Das Du geschaut, auch ihnen Licht zu bringen.
Gabst Du die stolze Höhe für die Pflicht,
Den Menschen beizustehn in ihrem Ringen,
Bis auch ein Lächeln ihr Gesicht umwebt,
Dann stirb getrost, Du hast genug gelebt.

W. v. d. Mühle.

Die Lebensvollendung.*)

Von **Moriz Carriere.**

I.

Unsere wahre Geburt ist die Wiedergeburt. Sie ist die Einkehr unserer Seele in Gott und damit die Verwirklichung unserer eigenen Wesenheit. Denn in Gott, dem einigen und unendlichen Wesen, haben auch wir den Grund und die Vollendung unseres Lebens, wir wie alle Dinge; aber weil wir Geister sind, weil wir frei sind, müssen wir unser Sein zu unserer That machen, von der Eigenheit des selbstsüchtigen Willens ausgehen und den Willen der Liebe bethätigen. Die Wiedergeburt ist beides, Gelassenheit und Tapferkeit: Gelassenheit, die das Göttliche in sich walten läßt und seinen Frieden, in gläubigem Vertrauen, daß er es mit allem wohlmache, ruhig mitgenießt, — Tapferkeit, die im Dienste des göttlichen Gesetzes die widerstrebende Welt, sei es da draußen, sei es im eigenen Innern, besiegt und im Mute der Wahrheit sich selber jene Freiheit erobert, der kein Gesetz mehr gegeben ist, weil sie es in sich selber trägt, weil das versöhnte Gemüt von sich aus nur das Rechte begehrt und hinausführt. Bete und arbeite! so heißt das alte, schöne Wort. Bete! Wende dich aus der zerstreuenden Vielheit der Dinge in das Ewigeine, aus dem Geräusch der Welt in die Stille der himmlischen Sabbathruhe, aus der Angst der Sorge in das Heiligtum der Liebe, des Vertrauens, und in dem Frieden, der über dich kommt, hast du bereits die Erhörung deiner Bitte, in der Sammlung des Gemütes hast du sie mitbewirkt. Arbeite! Entfalte deine Kraft zu deinem eigenen und deiner Brüder Wohl, tritt hinaus in das Leben, und wo du Ungeordnetes, Verworrenes, Düsteres siehst, da lichte, schlichte, gestalte mit klarem Sinn, mit ordnender Stärke, und Zweifel und Bangigkeit werden weichen in deiner eigenen Seele, und wie die Erde fruchtbar wird unter deinen Händen, und wie das rohe Material Form und Schönheit gewinnt, so wird dein eigenes Innere gesund und frisch, stark und gebildet, es wird froh im Genusse der eigenen Thätigkeit wie der Welt, die es sich erobert.

Die Wiedergeburt ist ein Erkennen der Wahrheit, sie ist das Zusichselbstkommen des Geistes, das Selbstbewußtsein, das in seiner Klarheit und Fülle den Kern der Natur im Herzen der Menschen findet, und den Menschen im Zusammenhange des Alls wie einen Akt göttlichen Denkens erfaßt und begreift. Der Mensch ist an sich vernünftig, er muß es auch für sich selbst werden, seine Anlagen ausbilden und nach dem Sein, nicht nach dem Scheine trachten. Auch in das Himmelreich der Wissenschaft kommst du ja nur als ein Kind, nur dadurch, daß du keine Nebenzwecke hast, die dich fesseln und ganz unmerklich deine Betrachtungsweise modeln und dich von den Dingen nur dasjenige sehen lassen, was jenen frommt, nur dadurch, daß du mit unbefangenem Sinne dem Gegenstand ein reiner Spiegel wirst, da es dir Ernst um die Sache und um dich selber ist.

Die Wiedergeburt ist ein Thun des Guten, sie ist die Einigung des persönlichen Willens mit der sittlichen Notwendigkeit, sie ist ein Wirken, dieweil es Tag ist, zur Ehre Gottes und zum Wohlgefallen der Menschen, der unverbrüchliche Ernst der Gesinnung, die den steilen, dornigen Pfad des Rechts hinanschreitet und dem Kampf nicht ausweicht, weil nur der Streit die Kraft erprobt und die Freude des Siegs den Kranz des unsterblichen Ruhmes möglich macht.

Die Wiedergeburt ist das Leben der Liebe. Erkennen und Handeln vollenden sich in ihr. Was wir verstehen wollen, das müssen wir lieben, dem müssen wir uns hingeben, wie wir es in uns aufnehmen. Was wir thun, das erhält seinen Wert durch den Geist der Liebe, mit welchem es vollbracht wird. Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete, sagt der Apostel, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle. Und wenn ich weissagen könnte und wüßte alle Geheimnisse und alle Erkenntnis und hätte allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts. Und wenn ich alle meine Habe den Armen gäbe und ließe meinen Leib brennen, so wäre mir's nichts nütze. Es ist aber in der Liebe und in der Lust der freudige Sieg des Schönen offenbar, offenbar, daß das Gute, das Wahre zugleich das Beseligende ist. Ihre Begeisterung ist nicht ein Vergessen, sondern ein Erinnern, nicht ein Verlust, sondern ein Sichfinden der Seele in ihrer wahren Heimat, so daß sie außer Gott nichts mehr begehrt, wenn sie, zu ihm zurückgeführt, sein Leben mitgenießt. Die Liebe, sagt Jordan Bruno, ist eine Flamme, welche die Sonne der Vernunft in uns anzündet, eine göttliche Gewalt, die uns Flügel verleiht, die uns zu lauterem Golde reinigt, die uns die Harmonie der Sphären zu vernehmen und unsere Triebe mit dem Weltgesetz in Übereinstimmung zu bringen lehrt, daß wir unter sinnlichen Bildern göttlicher Ordnung ewigen Ratschluß erkennen.

In der Liebe, im Wohlgefallen an dem Schönen, haben wir die Vermählung von Geist und Natur; die Sinne sind durchleuchtet von idealer Innerlichkeit, und die Seele ist sichtbar geworden in ihnen; so ergreift die Liebe wie das Schöne den ganzen Menschen, sie wogt und wallt im Blut und

*) Mit Erlaubnis des Verfassers entnommen dem Buche: „Religiöse Reden und Betrachtungen für das deutsche Volk von einem deutschen Philosophen". Dritte, mit kritischen Beigaben vermehrte Auflage. (Leipzig 1894, A. F. Brockhaus). Der abgedruckte Abschnitt, den wir mit Absicht in den Heften erscheinen lassen, die in die Weihnachtszeit fallen, ist der letzte im Hauptteil des Buches. Ein edles, reines Wollen, das Menschen- und Gottesliebe in sich umfaßt, hat diese Reden und Betrachtungen geboren. Carriere giebt der Wissenschaft und der Religion ihr Recht, aber er betrachtet beide vom Standpunkt jenes Echtgläubigen, der das All als eine Offenbarung der stets schaffenden Kraft erkennt, aber zugleich festhält an der Persönlichkeit Gottes. Wie in allen seinen Werken, so bekämpft er auch hier den Materialismus und alles, was aus diesem fließt. „Im Zweifelhaften Freiheit" — das gesteht er sicher jedem ehrlichen Beurteiler zu. Wenn man aber auch im einzelnen anderer Meinung ist, in einem fühlt man sich dem Verfasser stets verbunden: in seiner warmen Liebe zur Menschheit, zu seinem deutschen Vaterlande, in der wahrhaft religiösen Stimmung, die nicht nur sein Werk durchdringt, sondern auch stets sein Leben bestimmt hat. — Vortrefflich und lehrreich sind auch die kritischen Beigaben. Ich empfehle das Buch als Festgeschenk für ernste Männer und Frauen, die sich's nicht genügen lassen an dem bunten Schein der Dinge, und die in sich Sehnsucht tragen nach einer höheren Welt. Und da in vielem, was C. sagt, der Geist Christi lebendig ist, so paßt es wohl noch mehr als Gabe unter den Tannenbaum, in dessen lieblichem Deutbilde echt christlicher Geist und deutsches Gemüt so innig vereint sind. O. v. L.

Digitized by Google

erfüllt das Gemüt mit hoher Begeisterung. In der Liebe wie in der Schönheit haben wir darum die Verklärung des Leibes, wie sie das Christentum als Lebensvollendung verheißen hat. Die Natur ist ebenso ewig als der Geist; wie könnte er das Innerliche sein, wenn er nicht das Äußere an sich hätte, wie könnten die Geister individualisiert, als einzelne, außereinander da sein, wenn ihnen nicht das Außereinander des Raums und der Zeit eine besondere Sphäre des Daseins böte? Darum soll das Sinnliche nicht vernichtet, sondern zu einem Ausdruck, zu einer Offenbarung des Geistes werden; der Geist als der wirksame, als der offenbarende muß sich erschließen und für andere sein; um der Harmonie, um der Liebe willen, damit das Getrennte sich finde und in freier That versöhne, ist die ursprüngliche Einheit ausgegangen zum Unterschied; sie erfaßt und genießt sich selbst in der Erfüllung, wenn Natur und Geist wieder ineinander verschmelzen. Wann die Sinnlichkeit in Seligkeit verklärt und die Seele versinnlicht worden, wann der Trieb dem Guten dient und die Leidenschaft den Gedanken beflügelt, dann stört keine Trennung mehr die aus der Vermählung des Himmlischen und Irdischen quellende Freude des Geistes. Hochgehalten sei uns darum der Leib; ihn stark, dem Geiste angeschmiegt und frei zu bilden, sei uns, wie den alten Hellenen, eine Gott wohlgefällige, religiöse That; heilig sei uns die Seele in ihrer Reinheit, ihrer Unschuld; heilig der Zusammenklang ihres inneren und äußeren Lebens, den wir Schönheit nennen. Die Schönheit der Seele ist der Triumph der Sittlichkeit. Denn diese besteht nicht allein im Kampf, sondern im Sieg, nicht allein in der Würde und Hoheit des Geistes, die über die Triebe gebietet und vor ihrem verlockenden Reiz in eigener Freiheit sich stolz bewahrt, sondern auch in der Anmut, die in der Sicherheit des angeborenen Adels sich dem Spiele der Natur überläßt, indem sie den Wellenschlag der Empfindungen rhythmisch ordnet und mit dem Gürtel der Grazien sanft umschlungen hält. Nicht der Streit von Pflicht und Neigung, von Gesetz und Begierde kann das Sittliche sein, sondern nur der aus und in dem Streit gewonnene Friede; die schöne Seele ist die Harmonie des inneren und äußeren Lebens, des Triebs und des Vernunftgebots, so daß die eigene Neigung das Rechte mit freier Lust vollbringt. Das Schöne erscheint überall als die Wirklichkeit des Ideals und weckt den Glauben in uns, daß alles andere Täuschung, Trübung und Verwirrung nur für unser Auge, harter, schneidender Gegensatz nur für diesen Moment ist, aber überall seine Lösung finden, und dem endlichen Einklang dienen muß. Und solch ein leuchtender Punkt, der uns den Einblick in das Mysterium des Seins gewährt, muß er ein Gesang sein, in welchem der reine Silberklang menschlicher Stimme die Melodie innigsten Gefühls ausspricht, muß ein Phidias den Marmor beseelen, Raphael ein Marienbild auf die Leinwand zaubern, oder ein Goethesches Lied uns enthüllen, was von Menschen nicht gewußt oder nicht gedacht durch das Labyrinth der Brust wandelt in der Nacht? Oder genügt ein Wort, ein Blick, eine Handlung, wie selbst das tägliche Leben sie vollbringt, sobald in ihnen die Größe der Gesinnung und die Liebesmacht des Herzens hervorleuchtet? Ganz gewiß. Zur Kunst sind wir alle geboren. Nicht der Meißel oder die Farbe, nicht der Marmor oder die Saite macht es aus: Künstler seiner selbst zu sein, das eigene Dasein zu einem Bilde zu gestalten, an dem Gott und Menschen ihre Lust haben können, in der schönen Form die schöne Seele darzustellen, das ist die Aufgabe eines jeglichen; und das ist das Ziel der Geschichte: daß die Kunst nicht wie das Mädchen aus der Fremde kommt, sondern daß ihre Blumen und Früchte auf unserer Flur reifen, und eben nichts anderes als die Festfeier, als die Blüte eines schönen Lebens sind. Denn der Künstler steht in seiner Zeit und in seinem Volk und ist nur ihr musikalischer Herold, und darum muß das Leben sich der Kunst entgegenheben, wenn sie gedeihen soll, es muß ihr ein ergiebiger Boden und eine segenschwangere Atmosphäre sein, und der Maler muß nicht erst durch Bücherstudien oder in Kabinetten angenehme Formen aufsuchen, — frische, freie Gestalten in ansprechend charakteristischer Gewandung, in anmutvoller Bewegung müssen ihn umgeben, ihm täglich und stündlich vor Augen sein. Und hier ist es gerade, wo in unseren Tagen das fortschreitende Leben den Frauen eine große Rolle anweist, wo das weite Feld ihres Wirkens sich aufthut, ich meine in den sozialen Zuständen eine schöne, offene, anmutige, edel-freie Gesittung, ich meine in der äußeren Erscheinung eine so naturgemäße, als wohlgefällige, der Individualität eines jeden entsprechende Form herbeizuführen.

Es war im Sturm und Schrecken der ersten französischen Revolution, daß Schiller schrieb: Wahr ist es, das Ansehen der Meinungen ist gefallen, die Willkür ist entlarvt, und obwohl noch mit der Macht bewaffnet, erschleicht sie doch keine Würde mehr. Der Mensch ist aus seiner langen Indolenz und Selbsttäuschung aufgewacht und fordert die Wiederherstellung seiner unverlierbaren Rechte und steht auf, sich gewaltsam zu nehmen, was ihm mit Unrecht versagt ward. Es scheint die Zeit gekommen, das Gesetz auf den Thron zu stellen, den Menschen als Selbstzweck zu ehren, und wahre Freiheit zur Grundlage der politischen Verbindung zu machen. Vergebliche Hoffnung! Hier Verwilderung, dort Erschlaffung, die Enden des menschlichen Verfalls in einem Zustand vereinigt! In den niederen Klassen rohe, gesetzlose Triebe, die sich nach dem aufgelösten Band der alten Ordnung entfesseln und mit unlenksamer Wut zu ihrer tierischen Befriedigung eilen; und dort das freie Urteil, unterworfen einer despotischen Meinung, das Gefühl ihren bizarren Gebräuchen, der Wille ihren Verführungen! Stolze Selbstgenügsamkeit zieht das Herz des Weltmannes zusammen, das in den rohen Naturmenschen noch oft sympathetisch schlägt, und wie aus einer brennenden Stadt sucht jeder nur sein elendes Eigentum aus der Verwüstung zu retten. — Die Kunst, die ästhetische Erziehung, meint der Dichter, müsse hier helfen, das Schöne müsse retten; in einschmeichelnden Formen soll es das Wahre lehren, das Gute als das Reizende, Begehrenswerte hinstellen, das Gemüt reinigen, das Notwendige und Ewige in einen Gegenstand der Triebe verwandeln. Durch die Schönheit wird der sinnliche Mensch zur Form und zum Denken geleitet, durch die Schönheit der geistige zur Materie zurückgeführt und der Sinnlichkeit wiedergegeben, durch die Schönheit das Eigentum philosophischer Schulen zu einem Gemeingut der Gesellschaft gemacht.

Die ästhetische Kultur, welche Deutschland erwarb, galt aber einzig einer dünnen Schicht der Gebildeten, die sich über dem Volk lagerte und in ihrem Kunstgeschmack darum oft das Volkstümliche verlor. Wie nur im freien Staat die freien Bürger gebildet werden, so bringt auch die Kunst nur dann sittigend in die Massen ein, wann in großartiger Öffentlichkeit sie das Dasein erfüllt, wann das Leben ihr freundlich entgegenschreitet. Darum ziemt es uns nicht, das Haupt zu verhüllen, oder die Hände in den Schoß zu legen,

Digitized by Google

bei den Unzulänglichkeiten und den Greuelthaten unserer Zeit, sondern den freien Staat auf- und auszubauen und in ihm an der Wiedergeburt der Zustände zu arbeiten, wo dann der Wirksamkeit der Frauen in der Plastik unserer Lebensverhältnisse die Anmut anheimfällt. Fangen wir nur im kleinen an, trachten wir, ein jeder an ihm selbst, die Unnatur abzustreifen, die Persönlichkeit als den Träger und nicht als das Anhängsel der Sache oder der Lebensstellung anzusehen, und jeglichem die Ehre zu geben, die allen Menschen gebührt! Allen Menschen! Denn in unserer Seele, denn in allen Seelen wohnt ein göttliches Leben, denn jede Seele ist ein Keim unendlicher Entfaltung, ist ein ewiger Zweig am ewigen Lebensbaum, und wo der Trieb der Freiheit die Bande der Autorität und äußeren Macht löset, da muß gegenseitige Achtung und Wohlwollen, das Gefühl der Brüderlichkeit die Gesellschaft vereinigen. Gewöhnen wir uns, das Nichtsthun und die Pfuscherei zu verdammen, aber jede Arbeit als ein Heiliges und Hohes zu betrachten! Dann werden die Menschen auch eine ihrer Natur gemäße Arbeit wählen, werden sie mit Lust, werden sie künstlerisch vollbringen, während jetzt der verfehlte Beruf Verdruß, Verfall, Sünde und Stümperei erzeugt, und bald die Armut, bald die Eitelkeit zu naturwidriger Thätigkeit drängt. Sei dann jeder freudig aufgenommen im Verkehr, wer einen tüchtigen Sinn und eine humane Bildung hat, wie er auch für die Gesellschaft thätig ist; denn sonst müßten auch wir noch einem Zeltwirker Paulus oder einem Glasschleifer Spinoza die Thür verschließen, auch wir noch einen Schauspieler Shakespeare sein ausgestoßenes Dasein still beweinen lassen. (Schluß folgt.)

Zweifel.

Du treibst mich um, Du wilder Geist, und schmiedest
Mir in die Brust den ungewissen Drang,
Du heißes Herz, Du wallst und zischst und siedest
Und bist doch, armes, in Dir selbst so bang.

Am Morgen zähmst Du kaum die stolzen Blicke,
Es schäumt Dein Mut der ganzen Welt zum Trutz,
Dann fliehst Du zagend in Dich selbst zurücke
Und suchst verstört des schwanken Halmes Schutz.

Wohin? Wohin? Führt aus dem Weltgedränge
Mich eines Ewigen Hand hinfort?
Hin, aus des säumenden Gedankens Enge,
Nach dort, wo meine Sehnsucht wohnt, nach dort?

O, daß ich's wüßte! Durch Novemberdunkeln
Stöhnt todesbang' der müde Wald —
So fern ist heut' der Sterne Funkeln,
Um mich der Lüfte Hauch so kalt.

Paul Mahn.

Siamesische Märchen.

Wiedergegeben von **J. Isenbeck.**

(Schluß)

II. Der Armring.

Vor vielen hundert Jahren lebte in Ajudhja ein reicher Mann, der hatte zwei Weiber, die beide die schönsten ihres Geschlechtes waren. Der reiche Mann liebte die älteste der Frauen aber mehr als die jüngere, denn sie hatte ihm Kinder geboren. In ihrem Gram wandte sich die jüngere Frau an einen weisen Priester um Rat und gelobte dem Kloster zu P'hrabat reiche Spenden, wenn ihr Gebet erhört werden würde und sie ihrem Manne auch einen Sohn schenken könne. Aber alle Wallfahrten waren vergeblich, die Liebe des reichen Mannes schien der kinderlosen Frau für immer verloren, sie war eigentlich nur noch die Dienerin ihrer glücklichen Schwester.

Da beschloß die Frau noch einmal nach P'hrabat zu wallfahrten und vor dem silbernen Bilde Buddhas zu beten. Ohne Schmuck, mit einem schlechten, zerrissenen Gewande bekleidet, trat sie die mühselige Pilgerreise an und kniete dann drei Tage und drei Nächte auf der Terrasse vor dem vergoldeten Turm. Dann machte sie sich wieder auf den Heimweg.

„Ich will mich in den Willen Gottes ergeben!" sagte sie. „Wenn er mein Gebet nicht erhört, so leide ich nur die Strafe für meine Sünden!" Aber ihre Thränen flossen doch reichlich, wenn sie an die gesegnete Frau dachte. In einem großen Walde mußte sie rasten, denn ihre Füße wollten sie nicht mehr weiter tragen. Da trat ein alter Mann zu ihr und fragte, weshalb sie so traurig sei. Die Frau schämte sich, ihm die Ursache ihres Kummers zu entdecken und wollte nicht antworten.

„Ich will Dir helfen!" rief der Alte. „Du sollst einen Sohn haben. Aber Du mußt mir versprechen, daß Du mir das geben willst, was Dir lieber ist als Dein Leben!"

Die Frau willigte ein. Da gab ihr der alte Mann einen kostbaren Armring, der war geformt wie eine Schlange, die Augen waren von Diamanten, ein großer Rubin bildete die Zunge. Die Frau streifte den Ring auf ihren Arm, da wurde sie schöner als sie je gewesen. Voller Freude setzte sie nun ihren Weg fort und kam bald an das Haus ihres Mannes. Ehe sie dort eintrat, wollte sie den Armring wieder abstreifen, aber der saß so fest wie eingewachsen und die Rubinzunge der Schlange schien sich zu bewegen, wenn der Ring berührt wurde. Da ließ die Frau von ihrem vergeblichen Bemühen ab.

Ihr Mann empfing sie mürrisch und kalt. Als er aber sah, wie schön sie war, kam eine heiße Liebe zu ihr in sein Herz. Er ließ ihr die prächtigsten Kleider reichen und gab ihr herrliche Ringe für Arme, Finger und Beine. Dann bemerkte er auch die goldene Schlange an ihrem Arm und fragte, woher sie den Reif habe. Die Frau belog ihren Mann und sagte, sie habe ihn gefunden. Der Mann glaubte ihr und freute sich über den wertvollen Schmuck.

Nach einem Jahr gebar die Frau einen Sohn, der war schön wie seine Mutter. An seinem Arme hing ein goldener Ring, ebenso geformt wie das Geschenk des alten Mannes. Die Frau wollte den Armring abstreifen, um ihn zu verbergen, aber als sie ihn berührte, drohte die Schlange mit ihrer Rubinzunge und mit scharfen Zähnen.

„Woher ist der Ring?" fragte der Vater, als er seinen Sohn sah. Da log die Frau wieder und sagte, sie habe ihn schon vor der Geburt des Kindes bei einem Goldschmied machen lassen, um ihren Sohn schmücken zu können. Der Mann glaubte ihr und lobte sie wegen ihrer Sorgfalt um das Kind.

Als der Knabe ein Jahr alt war, mußte der Vater eine weite Reise unternehmen. In seiner Abwesenheit kam ein alter Mann in das Haus Voll Freude erkannte die Frau

Digitized by Google

in ihm den Wanderer aus dem Walde, der ihr den Armring geschenkt, und zeigte ihm ihren Sohn, dessen Geburt er ihr vorhergesagt hatte. Der Alte nahm den Knaben auf seinen Arm und sagte:

„Ich nehme ihn mit mir, er gehört mir!"

„Töte mich, aber laß mein Kind hier!" schrie die entsetzte Mutter.

„Du sagtest es ja selbst, daß der Knabe mein ist! Ist er Dir nicht lieber als Dein Leben? Dein Verderben führst Du herbei, wenn Du mir nicht gutwillig giebst, was Du mir zugesagt hast!"

Da rang die Mutter mit dem Alten, aber der überwältigte sie und ging mit dem Kinde davon. Bewußtlos lag sie in einer Ecke, bis ihr Mann von seiner Reise zurückkam. Als der sie sah, da schlug er sie, denn sie war häßlich und alt geworden und der goldene Ring an ihrem Arm war eine gefleckte Schlange, deren Zunge von Gift tropfte.

„Sie hat Deinen Sohn ermordet!" sagte nun die ältere der beiden Frauen, die schon lange neidisch auf ihre Nebenbuhlerin war. „Siehst Du nicht, wie Gott sie gestraft hat?"

Als die jüngere diese Worte hörte, floh sie aus dem Hause ihres Mannes und wanderte Tag und Nacht, bis sie in eine menschenleere Einöde kam. Hier erst glaubte sie sich sicher vor den Häschern, die sie als Mörderin fangen sollten. Sie nährte sich von Wurzeln und Gras. Fand sie einmal eine saftige Frucht, die sie pflücken wollte, so wurde sie in ihrer Hand faulig und ungenießbar. Dabei hatte sie keine Ruhe, auch in der Nacht konnte sie ihre Augen nicht zum Schlafe schließen. Die gefleckte Schlange an ihrem Arm zog ihren Ring fester und fester und ließ feurigbrennendes Gift aus ihrem Rachen fallen, sobald die Frau sich niedersetzte. Immer weiter mußte sie wandern, ihre Füße bluteten, ihr Gewand war zerrissen, sie hatte nur noch ihr langes schwarzes Haar, das sie wie ein Mantel bedeckte. So kam sie zu einem Einsiedler, der in der äußersten Wildnis ein heiliges Leben führte. Sie erzählte dem frommen Mann ihre ganze Geschichte und erfuhr von ihm, daß der Geber des Armringes ein böser Dämon sei, der ihren Sohn und auch sie ganz in seiner Gewalt habe. Durch ihre Lügen ihrem Manne gegenüber sei der Böse so mächtig über sie geworden. Durch ein gottgeweihtes Leben in der Wildnis könne sie vielleicht ihr Kind noch retten Da beschloß die Frau, bei dem Einsiedler zu bleiben, und gab sich unter seiner Leitung den schwersten Bußübungen hin. Als der alte Einsiedler starb, blieb sie allein in seiner Höhle und betete Tag und Nacht. Das Gift der Schlange brannte weniger heftig, ihr Ring drückte den Arm nicht mehr so fest, seit sie in der Höhle wohnte. Als die Frau einst fortging, um sich Wurzeln zu ihrer Nahrung zu suchen, trat der Alte, der ihr Kind geraubt hatte, wieder an sie heran und fragte, ob sie ihm jetzt den Knaben zusprechen wolle.

„Nein!" rief das arme Weib. „Du willst mein Leben nicht nehmen — nun töte ich mich selbst, um meinen Sohn zu retten!"

Damit floh sie wieder in ihre Höhle, sammelte Holz und Reisig zu einem Scheiterhaufen, den sie entzündete. Als das Holz brannte, warf sie sich in die Flammen, um sich so zu opfern. Da fiel eine Lotosblüte vom Himmel herunter, die Flammen erloschen, die Schlange ringelte sich von des entsühnten Weibes Arm los und kroch eilig davon.

Die Frau sah, daß ihr die Lügen vergeben, daß die Macht der Dämonen gebrochen sei. Sie sprach ein Dankgebet und wollte dann reuig zu ihrem Manne zurückkehren und auch ihn um Vergebung bitten. Da sah sie in der Ferne einen glänzenden Zug, auf einem prächtig geschmückten Elefanten kam ihr Mann, um sie wieder in sein Haus zu holen, seine Diener trugen Kleider und Schmuck für die Frau und Speisen in Fülle für alle.

Der Mann hatte sein Kind nie verloren, man hatte es nach der Flucht der Mutter vor dem Hause gefunden. Ohne die Zustimmung der Mutter hatte der Dämon über den unschuldigen Knaben keine Gewalt. Nach vielem vergeblichem Suchen sah der Mann nun auch sein Weib wieder, nicht mehr alt und häßlich, sondern schöner denn je zuvor. Der Armring des Knaben war verschwunden, wie der seiner Mutter. Froh kehrten die Wiedervereinten nach Ajudhja zurück und lebten noch lange in Glück und Liebe bei einander.

Wenn ich Dich spielen höre —

Wenn ich Dich spielen höre,
Ergreift mich jedesmal
Die Sprache Deiner Seele
Mit Wonne und mit Qual.

Die Töne jauchzen und klagen
Und fluten über mich hin —
Ich höre die Botschaft erklingen,
Doch bleibt mir fremd ihr Sinn.

Sonst wogt es von einem zum andern —
Was Dein ist, das ist mein —
Nur die Musik, Dein Höchstes,
Hast Du für Dich allein.

Wenn ich Dich spielen höre,
Ist mir's, als schifftest Du,
Von brausenden Winden geleitet,
Dem Lande der Schönheit zu.

Hoch rauschen die Wellen am Kiele —
Die Segel leuchten und weh'n —
Ich aber bleibe verlassen
Auf ödem Ufer steh'n.

E. Gnade.

Aus dem Leben für das Leben.

Von **O. v. L.**

Begeisterung ist ein Feuer, das die Innenwelt in Fluß enthält, aber Vernunft muß ihr die Gußform richten, in die sich das geschmolzene Metall ergießt, sonst verfließt alles halt- und gestaltlos.

*

Wenn man sich die Völker ringsum betrachtet, so zeigt sich überall eins: trotz allem „Kosmopolitismus" erstarkt, ja erhärtet, überall das Volkswesenhafte. So ist's bei Russen, Czechen, Magyaren, Franzosen, Engländern, ja selbst im fernen Japan. Nur bei uns giebt es noch gelehrte Herren und bildungslose Schwätzer, die das erwachende Deutschbewußtsein nicht genug brandmarken können und als „beginnende Barbarei" bezeichnen. Aber schon flackert das Feuer in der Esse des Weltgeistes und auch das weiche deutsche Eisen wird harter Stahl werden müssen.

Digitized by Google

Aus dem Fließen der Ereignisse heben sich die Menschen Gedanken und Anschauungen heraus und formen „Bekenntnisse". Diese erstarren. Und nun wollen die Parteien das Fließende nach dem Starren beurteilen. Aber es fließt alles weiter. Und zuletzt ist ein solches erstarrtes Bekenntnis machtlos und seine Bekenner schwinden dahin, wie Schnee an der Sonne. Das gilt für Kunst, Wissenschaft, Staat und Religion. Und schon Tausende von Jahren spielt sich dieser Vorgang wieder und immer wieder ab, aber die Geschlechter lernen nichts davon Und statt die Bekenntnisse zu formen und deren Wahrheit dem neuen Werden zu verbinden, halten sie so lange zähe am Wort, bis es in Buchstaben zerfällt, die keinen Sinn mehr geben.

*

Dem Erregten erscheint der Ruhige stets herzlos. Und doch kann dieser tiefer fühlen und richtiger denken.

*

Der erste Erfolg auf irgend einem Gebiete erweckt meistens zu große Hoffnungen. Folgt ihm ein Mißlingen, dann sinkt die Hoffnung unter das berechtigte Maß der Enttäuschung, statt aus der Erinnerung an das früher erreichte Gute thatkräftige Geduld und geduldige Thatkraft zu schöpfen.

*

Unsere Jüngsten in der Litteratur haben jahrelang in gebundener und ungebundener Rede die zahme Anarchie gefeiert. Sie freuten sich dann, daß Nietzsche ihnen für ihr ungeregeltes Denken und Fühlen einige wundervoll klingende Schlagworte lieferte: „Herrenmoral", und „Jenseits von Gut und Böse". Sie spielten zuerst damit, traten für den freien „Übermenschen" ein, der sich über das Herdenvieh stolz erhebt und sich selber das Gesetz giebt: „Thu was Dir Vergnügen macht". Freie Liebe, freie Ehe spielten bei ihnen eine große Rolle in Gedichten, Dramen, Erzählungen und Romanen. Allmählich hat sich das alles in Wirklichkeit umgewandelt. Verschiedene dieser Übermenschen, die sich einbildeten, dem deutschen Volke als Seher voranzuschreiten, sind ihren Frauen durchgegangen; andere liefen mit den Frauen ähnlich denkender Freunde davon — doch ich will den Sumpf nicht weiter schildern. Es haben sich Verhältnisse entwickelt, die den nicht etwa philisterhaft, sondern einfach natürlich fühlenden Menschen anekeln. So beweisen diese Dichter selbst, wohin ein Teil ihrer Grundsätze unvermeidlich führen muß. Vielleicht erwacht nun in den Ernsteren unter ihnen das Bessere und führt sie zur Erkenntnis, daß Freiheit und Zügellosigkeit zwei sehr verschiedene Begriffe sind, und daß der Dichter büßen muß, was der Mensch verschuldet hat. Wenn unsre Jüngsten nicht in sich wieder die Ehrfurcht vor den sittlich-religiösen Leitbildern des deutschen Volkes erwecken und stärken, so werden auch ihre Dichterwerke stetig markloser werden und zuletzt zerstieben wie Spreu im Winde.

*

Ich kannte ein Kind, daß im Alter von drei bis vier Jahren sich sehr oft selbst in den Schlaf sang. Auf dem süßen lieben Gesichtchen des Entschlummerten lag dann ein heiterer Glanz. Wir sollen es lernen, unser Leben so zu erfassen, daß wir mit einer Melodie im Herzen uns zum letzten irdischen Schlaf hinstrecken können.

*

Wenn Du auf Deinem Lebensacker sogar Disteln mit heiterem Lächeln auflesen kannst, dann erst bist Du wahrhaft und dauernd glücklich. Aber Du mußt sodann in ihn Korn streuen für andere. Wer seine Ernten in die Scheunen des Ichs einsammelt, der wird bei allem Reichtum darben am Brote der Wahrheit.

*

Auch die Bösen und die Geistesleugner sind wider Willen Mitarbeiter Gottes. Denn je stärker sie werden, desto eher erwacht in den andern der gute Geist. Wir leben in der Zeit eines solchen Erwachens und darum ist es eine „Lust zu leben" für alle, die mit reinem Gemüt für das Reich Gottes arbeiten, auch wenn sie nichts von dem haben, was heute die Blinden „Glück" nennen.

*

Es gilt, in uns und in anderen das Bewußtsein zu wecken, wie glücklos in Wahrheit die Ichsüchtigen sind. Mögen sie schwimmen im Meere der Lüste, vom schroffen Ufer herüber tönt, immer wilder anschwellend, der Ruf der Armen und Elenden und zerreißt die Harmonie der Lust, in die jene sich einwiegen wollen, um nichts zu hören, was sie stören könnte. Und wenn auf beiden Seiten genug des Unrechts aufgehäuft sein wird, dann wird der Tag kommen, der beide richtet, wie er bis heute immer gekommen ist. Wer aber den leisesten Hauch des besseren Geistes in sich spürt, der muß sein Leben also gestalten, daß er nicht das Unrecht der Zeit, die maßlose Ichsucht, vermehrt.

Geschenkbücher.

Märchenschatz. Neue Märchen von W. Helmar. Mit 5 Farbendruckbildern von W. Schäfer. (Wesel, W. Düms.)

Das Buch enthält acht Märchen, deren jedes eine leicht faßliche Lehre für kleine Kinder enthält. Der Vortrag ist dem Zwecke geschickt angepaßt, wenn auch unter Andersens Einfluß. Das Büchlein eignet sich zum Vorlesen. Die Bilder sind nett wiedergegeben, der Einband fest.

Jugend-Gartenlaube. Farbig illustrierte Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend. (Nürnberg, Verlag der Jugend-Gartenlaube.)

Auch der 4. Jahrgang dieser Halbmonatsschrift, der uns in hübschem Einbande vorliegt, enthält gute Beiträge aller Art, Gedichte, Erzählungen (von Hedwig Rodatz, Elis. Hofmann, C. Zastrow, A. von Winterfeld u. a.), Sagen und Märchen und kleinere Beiträge, die ihren Stoff verschiedenen Gebieten entnehmen. Der Band, sehr reich mit Bildern versehen, die in Farbendruck ausgeführt sind, kostet nur 2,50 Mk. Er paßt für Knaben und Mädchen von 10—14 Jahren.

Aschenbrödel. Aus dem Pensionsleben. Erzählungen für erwachsene Mädchen von Elisabeth Hofmann. (Nürnberg, Verlag der Jugend-Gartenlaube.) Geb. 4 Mk.

Die Verfasserin besitzt Begabung für diese Art der Backfisch-Erzählung. Der Stoff ist klar entwickelt und enthält gerade so viel Spannung, als es junge Leserinnen ohne Schädigung ihres Innenlebens vertragen können. Neben dem kleinen Roman „Aschenbrödel" finden sich noch kleine Skizzen aus dem Pensionsleben, die etwas mehr Eigenart aufweisen könnten. Die Ausstattung des Bandes ist gut, die Farbendrucke auch.

Im gleichen Verlage sind erschienen:

Kinderlieder. Von Julius Sturm. In hübschem Einbande mit 21 Farbendruckbildern.

Digitized by Google

Der warmherzige Dichter hat in dem Bande seine zum kleineren Teile schon veröffentlichten Lieder für Kinder vereinigt. Mit wenigen Ausnahmen sind sie aus der Anschauung der kleinen Menschen von 3—7 Jahren herausgedichtet und vortrefflich zum Vorlesen und auch zum Auswendiglernen geeignet. Wo ein lehrhafter Gedanke verwendet wird, geschieht es mit Geschick, oft kommt auch die Kinderlust zu ihrem Recht. Man fühlt, daß der Verfasser Liebe zu den jungen Seelen im Herzen trägt. So sei das Buch den Eltern warm empfohlen.

Marie von Moltke. Ein Lebens- und Charakterbild. Von F. v. B. (Leipzig 1893, Georg Wigand.)

Marie von Moltke ist die Gattin unseres verstorbenen Feldherrn. Wer ihr Bildnis, das dem reizend ausgestatteten Buch in einer sehr guten Heliogravüre beigegeben ist, mit den Augen der Seele betrachtet, wird sicher über sie mehr wissen wollen. Es sind Züge von geistigem Reiz, ein Antlitz, das von innerem Reichtum Zeugnis ablegt. Und so einfach die Darstellung ist, sie begründet das günstige Vorurteil. Es war eine Gattin, wie sie nur Sonntagskindern unter den Männern zu teil wird, voll Gemüt, ein echtes Weib. Möge das Buch unter unseren Frauen recht viele Leserinnen finden. Es ist ein liebenswürdiges Buch und wie geschaffen zum Christgeschenk.

Wir fügen hier einige Werke an, die beste Empfehlung verdienen und zu Christgeschenken passen. Die mit *) bezeichneten sind besonders für Männer geeignet.

Rotes und blaues Blut. Lyrisches Skizzenbuch. Beide von Heinrich von Reder. (München, Dr. Albert & Co.)

Neues Theater. (Es hat so sollen sein. — Hexenfang. — Der König von Thule.) (Berlin, Gebr. Paetel.)

Schlummere Schwert, unter Myrten. Neue Gedichte von Oskar Linke. (Hamburg, Verlagsanstalt.)

Letzte Grüße aus Hiftingshaus. Lyrischer Nachlaß von Robert Hamerling. Herausgegeben von Oskar Linke. (Hamburg, Verlagsanstalt.)

Brevier und Fidel. Neue Gedichte von Anton Ohorn. (Großenhain, Baumert & Ronge.)

*) **Der Zeitgeist in Deutschland, seine Wandlung im 19. und seine mutmaßliche Gestaltung im 20. Jahrhundert.** Von Dr. Ernst Schultze. (Leipzig, Günthers Verlag.)

*) **Deutsche Kulturbilder aus sieben Jahrhunderten.** Von Dr. Jul. Bintz. (Hamburg, Otto Meißner.)

Die Besprechung dieser Bücher folgt.

Frauenwille. Erzählungen von Max Dreyer. (Stuttgart 1893, Fr. Frommanns Verlag.)

Max Dreyer ist Mecklenburger, und in der Natur seines Heimatlandes wurzelt seine Eigenart. Er gehört nicht zu den heimatlosen Vagabunden, die unsere jüngste Litteratur unsicher machen; sein Talent hat ein Heim. So wie Dreyer schreibt, kann nur ein Plattdeutscher schreiben. Sprache und Darstellung zeichnen sich durch eine herbe Frische aus, die einem verwöhnten Gaumen vielleicht nicht schmeckt, die aber für die Gesundheit der Frucht zeugt. Fest und furchtlos sieht der Dichter ins Leben und greift mit sicherer Hand das Stück Wirklichkeit, dessen Schilderung in seinem festbegrenzten Können liegt. In dem neuen Bande giebt Dreyer drei Erzählungen, „Jochen Jürgens", „Geschichte einer Denkerin" und „Der Hängeboden". In allen dreien erzählt er Menschenschicksale, wie sie sich unter dem zerbrechlichen Willen einer Frau gestalten. Eine leise Ironie gegen das selbständige Wollen und Handeln des schöneren Geschlechts klingt als Grundaccord durch die Novellen; Dreyer ist Pessimist hinsichtlich des Mannweibes, ein mitleidig lächelnder Pessimist ... Die umfangreichste und, wie mir scheint, auch weitaus bedeutendste Erzählung des Buches ist die erste „Jochen Jürgens". Der Verfasser schildert hier die halb aus Laune, halb aus Sehnsucht nach kraftvoller und natürlicher Männlichkeit geborene Liebe einer reichen Berlinerin zu einem armen Rügener Schiffer. Jochen Jürgens ist eine prachtvolle, vorbildlose Gestalt, die der Schaffenskraft des Dichters alle Ehre macht. Ich kann das Buch bestens empfehlen, ohne fürchten zu müssen, daß seine Leser deshalb den Kritiker beim Ohre nehmen. P. R.

Elfenreigen. Deutsche und nordische Märchen. Der Jugendwelt gewidmet von Villamaria. (Leipzig, Druck und Verlag von Otto Spamer.)

Dieses reizend ausgestattete Buch liegt bereits in sechster Auflage vor. Ein solcher äußerlicher Erfolg besagt zwar in vielen Fällen so gut wie nichts; denn der Erfolg ist allenthalben sehr oft ein Bruder der Mode. Doch der Beifall und die weite Verbreitung, welche das vorliegende Werk bisher fand, sind eine wohlverdiente Anerkennung seines Wertes. Die Märchen sind sämtlich in liebevollem Fleiße geschrieben; das beweisen der saubere und blühende Stil, in dem sie abgefaßt sind, die ruhige, anschauliche Erzählungsweise der Verfasserin und die innige, zarte Stimmung, die wie ein Duftschleier über den Geschichten liegt. Diese letzterwähnte Eigenschaft empfiehlt den „Elfenreigen" insbesondere zur Lektüre für Mädchen. Er sei den Müttern als Festgeschenk für ihre Töchter empfohlen! V. v. K.

Sylvesternacht. Romantische Erzählung von Olga Arendt. (Berlin, Hermann Walther.)

Vielleicht wäre die Bezeichnung: „eine Liebesgeschichte mit allegorischen Lebensbildern" zutreffender gewesen als die vieldeutige: „romantische Erzählung". Aber zweifellos finden wir in dem hübsch ausgestatteten Buche Stimmungspoesie, welche sich an den ethischen Grundgedanken hinanrankt und die Weisheit des Herzens als lieblichen Duft ausströmen läßt. Nicht das Jagen nach Ruhm und Glück, sondern die Einfalt des Empfindens, die Treue der Seele erringen den unvergänglichen Schmuck des Daseins: so ruft es uns zu aus diesen walddurchrauschten Blättern. Nur manchmal klingt in diese Märchenwelt des „Es war einmal" ein leiser satyrischer Schellenton hinein, welcher die schriftgeitlen Lärmmacher des Jahrmarktes, die im Häßlichen und Lasterhaften das Ursprüngliche suchenden Modegecken der Litteratur verlacht. Der Inhalt ist eine zum Gleichnisse gesammelte Geschichte der menschlichen Sehnsucht. Die Sprache ist farbenfrisch und durchsichtig klar, selbst die allegorischen Gestalten scheinen durch sie Körperlichkeit zu erlangen. Eine Reihe eingestreuter Gedichte erfassen mit lyrischem Schwunge die Höhenpunkte der Stimmungen. Wir sind überzeugt, daß diese Märchendichtung bei reinen Frauennaturen Anklang finden wird. K. Pr.

Von Karl Pröllss **Deutschnationalen Märchen für die politische Kinderstube** ist unmittelbar vor Weihnachten die 4. Auflage (Verlag von Ed. Strauch in Leipzig), von dessen **Vergessene deutsche Brüder** (Reclams Universalbibliothek in Leipzig) Ende November die 3. Auflage erschienen. Dagegen ist der von K. Pröll für den **„Allgemeinen deutschen Verband"** herausgegebene **Kalender aller Deutschen** noch in den letzten Tagen des Taaffeschen Regimentes in Österreich verboten worden.

Digitized by Google

Pfauenfüße.

Schimpft immer auf der Pfauen Füße um die Wette;
Der Vogel spricht:
„Ihr Heuchler, schämt euch ins Gesicht!
Zeigt mir doch einen eurer Heiligen, der nicht
Auch seine Pfauenfüße hätte!“

O. Sutermeister.

Meyers Konversations-Lexikon.

Der erste Band der fünften Auflage ist bereits angezeigt worden. Seitdem sind der zweite und dritte erschienen, und es läßt sich nun ein mehr begründetes Urteil über die neue Auflage abgeben. Der Vergleich mit der vierten lehrt, daß die Neubearbeitung sehr tief eingegriffen hat, und von den meisten Mitarbeitern eine Menge von Kraft und Mühe verwendet worden ist, um das Riesenwerk auf die Höhe der Zeit zu bringen. Es ist selbstverständlich, daß überall die neuesten Werke, soweit sie Quellenwert besitzen, angegeben und die neuesten Thatsachen eingefügt worden sind. Aber es sind eine große Zahl von Abschnitten thatsächlich neu gearbeitet und bereichert worden, und neue eingefügt, wo das Bedürfnis es verlangte. Den größten Wert besitzen die Erläuterungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften im weitesten Umfange und auf dem der Technik. Hier darf „der Meyer“ unbedingt den ersten Rang unter allen ähnlichen Werken mit vollem Recht beanspruchen. Viele Abschnitte besitzen durch die Fülle des verarbeiteten Stoffes und die klare Art der Darstellung den Wert einer Monographie und bieten selbst dem, der nicht nur bloßer Laie ist, Neues. Natürlich ist der Nachweis der Quellen so vollständig, als es eben angeht, ohne Veraltetes mitzuschleppen.

Sorgfältig bis ins kleinste sind die technischen Aufsätze gearbeitet, die mit den naturwissenschaftlichen auf gleicher Höhe stehen. Was die Bilder betrifft, die zu diesen Abteilungen gehören, ist die letzte Auflage noch übertroffen. Die Tierbilder sind meistens durch neue ersetzt, die selbst den strengsten Richter befriedigen müssen; zu manchen Abschnitten (Bär) sind neue gezeichnet worden. Von kaum übertrefflicher Schönheit sind die ebenfalls neuen farbigen Bilder zu „Apfel“, „Beerenobst“, „Birne“, dann zu der „Australischen Fauna“, zu „Blattpflanzen“ (nach Aquarellen von Behrend) u. s. w. Die Wiedergabe ist tadellos. Dieses ehrende Beiwort verdienen auch die Karten und die Blätter mit den Maschinen, die anatomischen Abbildungen. Einen Wunsch möchte ich aussprechen: es wäre nützlich, den mineralogischen Abschnitten kurz beizufügen, wie sich das einzelne Mineral vor der Lampe verhält. Sammler erholen sich ja doch auch oft Rat im Konversations-Lexikon.

Mit Aufmerksamkeit verfolgt die Leitung die Zeitereignisse und fügt stets die darauf sich beziehenden Stichworte ein (z. B. „Bodenbesitzreform“); ebenso fügt sie die Lebensdaten aller Menschen ein, die auf irgend einem Gebiete, wenn auch nur vorübergehende Bedeutung erlangen. Ein solches Werk hat schließlich nicht als Ruhmestempel zu dienen, sondern vornehmlich als Auskunftgeber. Und auch in dieser Richtung steht Meyer am ersten Platze. Vortrefflich sind die geschichtlichen und litterargeschichtlichen Übersichten; besonders wenn man stets die Ergänzungsbände der letzten Auflage mit heranzieht, können sie sogar dem Fachmann von Nutzen sein.

Einzelne Stichworte aufzuzählen ist nutzlos. Ich kann mein Urteil darin zusammenfassen, daß die Unternehmer und Mitarbeiter des „Meyer“ nicht auf ihren Lorbeern schlafen, sondern in unermüdlicher Thätigkeit danach ringen, in gedrängter Darstellung das Wissen der Zeit zusammenfassen. Daß sie den Lesern keine vorgefaßte Meinung aufzudrängen suchen, wie es in den ersten Auflagen geschehen ist, sondern so sachlich wie möglich berichten, sei noch als großer Vorzug erwähnt. Die Ausstattung ist musterhaft. Die neue Auflage sei (auch als Weihnachtsgeschenk) bestens empfohlen.

Neu eingesendete Bücher.

Adolf Grimminger: **Sprossen und Blüten.** Stuttgart, Bonz. — Klaus Krauß: **An der Wende.** Humoresken und Satiren. Berlin, Sassenbach. — Ina Gutfeldt: **Warum?** Balladen. Reval 1893. — Edward Wechßler: **Balladen.** Stuttgart, Bonz. — Emma Croon-Mayer: **Johannes von St. Gallen.** Dresden, Pierson. — Berthold Weiß: **Caesar Borgia.** Schauspiel. Zürich, Schabelitz. — Hans Hopfen: **Neues Theater.** 3. Bd. Berlin, Gebr. Paetel. — Lina Herrlingen-Ludwig: **Meine Lieder.** Stuttgart, Bonz. — Kurt von Rohrscheidt: **Gedichte.** Großenhain, Baumert und Ronge. — Karl Stelter: **Nach sieben Jahrzehnten.** Siebente Gedichtsammlung. Elberfeld, Baedeker. — Herrmann Friedrichs: **Streiflichter.** Zürich, Schabelitz. — Peter Philipp: **Welt und Leben.** Dresden, Pierson. — Josef Hilger: **Gedichte.** Dresden, Pierson. — Heinrich Meinhard: **Meine Frau und ich.** Berlin, Bibliog. Bureau. — Friedrich Herbert: **Blumen und Küsse.** Berlin, Schildberger. — Heinrich Heine: **Die Nordsee.** Herausgeg. von Karl Hessel. Noorden, Braams. — A. N. Majkow: **Dichtungen.** Übersetzt von Poskoschnow. Jaroslav Vrchlicky: **Gedichte.** Leipzig, Slavische Buchhandlung. — Fritz Koegel: **Gastgaben.** Sprüche eines Wanderers. Leipzig, Naumann. — Otto Engelhardt: **Tropfen und Funken.** Braunschweig, Limbach. — Gräfin Margarete Keyserling: **Gedichte und Aphorismen.** Breslau, Trewendt. — Julius Bintz: **Deutsche Kulturbilder aus sieben Jahrhunderten.** Hamburg, O. Meißner. — Dr. Schranka: **Datenzeiger der Weltpost-Geschichte.** Leipzig, Slavische Buchhandlung. — Dr. Brauns: **Mineralogie.** Stuttgart, Göschen. — Teutonicus: **Der Herrgott von Egidys Gnaden.** Elbing, Kühn. — Henry Varley: **Von den letzten Dingen.** Hannover, Carl Meyer. — Eugen Wolff: **Blüte aus dem Werther Kreis.** Breslau, Schottländer. — Dr. Fritz Schultze: **Der Zeitgeist in Deutschland.** Leipzig, Günther. — C. Stegmann und C. Hugo: **Handbuch des Sozialismus.** Zürich, Schabelitz. — Paul Hildebrandt: **Die Kunst, das Stiefkind der Gesellschaft.** Berlin, Amsler und Ruthardt. — Bernard Fischer: **Kochbuch der Kalliope.** Leipzig, Slavische Buchhandlung. — W. H. Preuß: **Die englische Staatsverfassung.** Oldenburg, A. Schwartz. — **2. Jahresbericht des deutschen Bundes zur Bekämpfung des Vogelmassenmordes für Modezwecke.** Wiesbaden, Zimmet. — Max Traufil: **Die Schule des Theaterkritikers.** Leipzig, Slavische Buchhandlung. — J. Kerausch-Heimfelten: **Andreas Hofer.** Wien, Rosner. — Rudolf Eckart: **Niederdeutsche Sprichwörter.** Braunschweig, Appelhaus und Pfennings-torff. — Franz Wolf: **Novellen.** Leipzig, Mutze. —

Digitized by Google

Edmund Grün: Aus tschechischer Prosa. Leipzig, Slavische Buchhandlung. — B. M. Croker: Unerwartet. 2 Bde. Stuttgart, Engelhorn. — Herrmann Friedrichs: Liebeskämpfe. Novellen. Zürich, Schabelitz. — Bodo Wildberg: Tödliche Triebe. Dresden, Pierson. — Meschtscherski: Tag für Tag. Leipzig, Slavische Buchhandlung. — Henning Jensen: Der Kaplan. Roman. Leipzig, Reißner. — E. Eschricht: Koljas Braut. Roman. Leipzig, Reißner. — Norddeutsche Erzählungen, Novellen von Jensen, Seidel und Stinde. Berlin, Verein der Bücherfreunde. — Spamers Illustrierte Weltgeschichte mit besonderer Berücksichtigung der Kulturgeschichte. 3. Aufl. Erster Band: Geschichte des Altertums. Fünfter Band: Vom Beginn der großen Entdeckungen bis zum 30jährigen Kriege. Mit zahlreichen Textabbildungen, Kunstbeilagen und Karten. Leipzig, Otto Spamer.

Vermischtes.

Ein ungalantes Gesetz Im Jahre 1770 wurde in England im Parlament folgende Bill eingebracht und dann einstimmig zum Gesetz erhoben: „Jedwede Frau, gleichviel welchen Alters, welchen Ranges oder Berufes, jedwede Frau, und sei sie noch so hoch gestellt, jedwede Frau, gleichviel, ob verheiratet, Witwe oder Jungfrau, die von dem Tage der Verkündigung dieses Gesetzes mit Hilfe von Wohlgerüchen, Schminken, Pomaden, falschen Zöpfen, Hackenschuhen, welche einen Unterthan Sr. Majestät zur Heirat und falscher Voraussetzung verführen wird, ist als Betrügerin zu bestrafen, insbesondere aber ist jeder Heiratsantrag, der von einem Mann, dessen Sinne durch Wohlgerüche betäubt wurden, gestellt wurde, als ungültig und nicht klagbar zu betrachten. Der Gebrauch von Parfüm ist überhaupt fortan nur bei Begräbnissen gestattet, von der Überzeugung geleitet, daß bei so ernsten, traurigen Anlassen selbst hinterlistige, gefährliche Frauen nicht gestimmt sein werden, sich aus der Schar der Leidtragenden ein Opfer zu suchen.“ Die Bestürzung, welche dies ungalante Gesetz bei dem schönen Geschlecht hervorrief, war eine sehr große. Th.

Briefkasten.

Herrn Dr. Sch. in O. Litt. Gesch., geb. 18 Mk. Spamer, Leipzig. Gedichte, geb. 3 Mk. Brockhaus, Leipzig. Besten Gegengruß. — Fr. San. R. K. in E. Sie werden einige passende Bücher in unseren Weihnachtsbesprechungen empfohlen finden. Wir lesen alle Jugendschriften, die wir empfehlen, obwohl die Sache sehr zeitraubend ist. Also seien Sie unbesorgt.

Inhalt der No. 12.

Rang und Geld. Roman von Helene v. Beniczky-Bajza. Forts. — Hedwig. Roman von E. Karl. Forts. — **Beiblatt**: Was ist Leben? Von W. v. d. Mühle. — Die Lebensvollendung. Von Moriz Carriere. I. — Zweifel. Von Paul Mahn. — Siamesische Märchen. Wiedergegeben von J. Isenbeck. Schluß. — Wenn ich Dich spielen höre. Von E. Gnade. — Aus dem Leben für das Leben. Von O. v. L. — Geschenkbücher. — Pfauenfüße. Von O. Sutermeister. — Meyers Konversations-Lexikon. — Neu eingesendete Bücher. — Vermischtes. — Briefkasten.

Zur Nachricht!

Unseren verehrlichen Abonnenten zur Nachricht, daß mit nächster Nummer (13) das erste Vierteljahr des neuen Jahrganges der Roman-Zeitung abschließt. Wir bitten ergebenst, das Abonnement bei den betreffenden Buchhandlungen und Postanstalten rechtzeitig erneuern zu wollen. Das neue Quartal beginnt mit

Weidmannsheil!

Erzählung

von

Hans Werder.

Der beliebte Verfasser von „Junker Jürgen“, „Der wilde Reutlingen“, „Die Sonntagskinder“ 2c. zeigt sich hier auf neuem Gebiete und darf wohl des besonderen Interesses unserer Leser gewiß sein.

Auf diese Erzählung wird der neue große Roman von

Karl Berkow,

Schwestern

betitelt, folgen, sowie ein neuer Roman von

Robert Schweichel, Sein oder Nichtsein.

Wir glauben außerdem eine besonders glückliche Auswahl von Werken anderer, auch weniger bekannter Verfasser, getroffen zu haben, so daß wir unseren Lesern reichen Genuß versprechen können.

Leitung und Verlag der Deutschen Roman-Zeitung.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Digitized by Google

Deutsche Roman-Zeitung.

1894. Erscheint wöchentlich zum Preise von 3½ M. vierteljährlich. Alle Buchhandlungen und Postämter nehmen dafür Bestellungen an. Durch alle Buchhandlungen auch in Monatsheften zu beziehen. Der Jahrgang läuft von Oktober zu Oktober. № 13.

Rang und Geld.

Roman

von

Helene von Beniczky-Bajza.

(Fortsetzung.)

Viertes Kapitel.

In den letzten Wochen hatten solche Unterhaltungen zwischen dem Rechtsanwalt und dem Fabrikanten häufig stattgefunden, allein keine war so heftig gewesen als die oben geschilderte, einen Tag vor dem Leichenbegängnisse.

Elvira hatte nach Budapest telegraphiert, man möge ihr ein Trauerkleid senden, und dieses langte auch am Tage des Leichenbegängnisses, fast zur selben Stunde an, da die Eisenbahn die Leiche brachte.

Graf Jenö, der schon früher auf der Station angelangt war, sorgte für die Weitertransportierung des Sarges. Rechtsanwalt Berger hatte im voraus alles nötige veranlaßt und Jenö sogar mitgeteilt, daß ihm sämtliche Lokalitäten des Schlosses für die zum Leichenbegängnisse anlangenden Gäste zur Verfügung ständen.

„Und Elvira wird bei dem Leichenbegängnisse erscheinen, nicht wahr?“ fragte Jenö.

„Als ich gestern mit ihr darüber sprach, hatte sie sich noch nicht dazu entschlossen.“

„Aber wie denn nicht, ich selbst werde sie führen. Wir können doch nicht unsere tiefsten Geheimnisse der Welt preisgeben! Elvira muß erscheinen, ich werde darüber mit ihr sprechen.“

Sie bestiegen den Wagen und fuhren ins Schloß, wo sie von Lord Castle auf der Freitreppe erwartet wurden. Jenö war auffallend ungeduldig und ließ sich bei Elvira melden, die ihn in ihren inneren Gemächern empfing. Erst nach einer langen unter vier Augen geführten Unterredung ging sie mit Jenö auf die Veranda hinunter, wo sie Lord Castle, Hermajos und den Rechtsanwalt Berger fanden.

Das Leichenbegängnis war auf vier Uhr nachmittags festgesetzt, und zu dieser Stunde rollten zahllose Equipagen vor die Kapelle hin, wo der geschlossene Sarg auf dem Katafalk aufgestellt war. Kein einziger der Gäste ging ins Schloß, alle mieden es, als ob dortselbst eine ansteckende Krankheit herrschte.

Ein Ruf des Erstaunens durchtönte die Kapelle, als der ältere Artemon mit einer außerordentlich schönen Frau am Arme den Hauptplatz neben dem Sarge occupierte.

Graf Albert, die Szent-Tamassys und die übrigen zogen sich von ihnen zurück. Neben Elvira stand nur Lord Castle auf der andern Seite, Albert und die übrigen näherten sich ihnen nicht. Das Leichenbegängnis ging unter großer Prachtentfaltung vor sich; allein von den drei Kindern der Dahingeschiedenen schien Albert den größten, vielleicht sogar einzig wahren Schmerz zu empfinden. Kaum vermochte man ihn aus der Gruft hinauszuführen, sein Antlitz war bleich, seine eingefallenen Augen, von blauen Ringen umgeben, verrieten eine so unsägliche Trauer, daß sein Anblick in den Herzen aller Anwesenden aufrichtige Teilnahme erweckte.

Elvira sah ihn während der langen Ceremonie einige Male aufmerksam an. Sie hatte heute fast zum ersten Mal Gelegenheit, ihn genau zu betrachten, denn während der Trauung wußte sie nicht, wie der Mann aussah, der neben ihr stand, und auch in dem kleinen Waldhause hatte sie ihn nur eine Sekunde gesehen. Sie fand ihn hübsch und sehr sympathisch. Jenö war zweifellos schöner, aber Albert besaß ein gewinnenderes und vertrauenerweckenderes Äußere. Wie er so mit den vor Schmerz eingefallenen zu Boden gesenkten Augen und auf die Brust herabgesunkenem Haupte dastand, war er ein Bild des herbsten Schmerzes. Unwillkürlich regte sich in Elvira eine warme Teilnahme für ihn.

Als man die Gruft schloß, übergab Jenö seine Schwägerin Lord Castle, der ihr den Arm reichte und sie ins Schloß führte, während Jenö sich zu seinen Geschwistern begab.

Digitized by Google

„Ich rechne entschieden darauf, Csilla, daß Du Dich ins Schloß begiebst und Dich mit Elvira bekannt machst."

„Ich bedauere, Deinen Wunsch nicht erfüllen zu können, ich habe absolut nicht das Bedürfnis, mit dieser Dame Bekanntschaft zu schließen," erwiderte die Gräfin Szent-Tamassy kühl.

„Weißt Du, daß dies ein sehr unschickliches Benehmen ist?"

„Möglich, aber ich sehe das Zweckmäßige des Gegenteils nicht ein und thue es deshalb auch nicht."

Albert stand stumm neben ihnen. Sein Blick war zu Boden geheftet und er hatte auch vielleicht nicht ein Wort von ihrer Rede vernommen. Sein Antlitz war totenbleich und sein Schmerz beherrschte ihn vollständig, er war gegen alles andere unempfindlich.

Die übrigen Gäste eilten indessen zu ihren nicht weit entfernt stehenden Equipagen und fuhren der Reihe nach fort, ohne mit den Trauernden ein Wort zu wechseln. Jeder empfand das Falsche der Situation und die Seltsamkeit derselben. Das gewinnende Äußere und die bezaubernde Schönheit der Herrin des Hauses hatte die meisten gefesselt, so daß sie unwillkürlich innerlich ihre Partei nahmen, und das Benehmen der Szent-Tamassys mißbilligend, sich wortlos von den Trauernden entfernten. Im übrigen hatten sie von den Artemons, die nun aufgehört hatten, die Herren von Alba zu sein, nichts mehr zu erwarten. Eine besondere Neigung hatte diese Familie im Komitate ohnehin niemals erweckt, sie war vielmehr wegen ihres Stolzes die unpopulärste in der ganzen Gegend. Die Trauergäste hatten ihre Pflicht gegen die dahingeschiedene Gräfin erfüllt, indem sie zu deren Leichenbegängnis erschienen waren. Mehr konnte niemand von ihnen verlangen. Sie entfernten sich und ließen die heftig streitende Familie Artemon vor der Gruft allein.

Lord Castle, der Elvira am Arm führte, blickte einige Male erstaunt zurück, als er sah, daß die übrigen ihm nicht folgten. Er bemerkte, daß Jenö während seiner Rede heftig gestikulierte. Szent-Tamassy benahm sich neutral, er überließ das Wort und die Entscheidung seiner Frau, die ihren älteren Bruder einfach stehen ließ, Alberts Arm nahm und zu ihrem Wagen zog.

Jenö wandte sich wütend von ihnen ab und brach auf, um Percival und seiner Schwägerin zu folgen; doch kaum hatte er einige Schritte gethan, als er einen dumpfen Fall und einen erschrockenen Aufschrei vernahm. Zurückblickend gewahrte er, daß Albert auf dem Boden ausgestreckt lag.

„Einen Arzt, einen Arzt!" rief Gräfin Csilla, indem sie sich zu ihrem Bruder niederbeugte. Darauf eilte Jenö schnell zu ihnen zurück.

„Albert ist ohnmächtig geworden," sagte Szent-Tamassy.

Die in der Nähe befindliche Dienerschaft lief herbei und wollte den besinnungslos daliegenden jüngeren Artemon aufheben, allein Jenö stieß sie zurück.

„Nun müßt Ihr dennoch dableiben," sagte er mit zorniger Stimme, hob seinen Bruder in eine der dastehenden Equipagen hinein, setzte sich neben ihn nieder und ließ im Schritte zum Schloß fahren. Seine Schwester und seinen Schwager würdigte er keines Blickes mehr.

Von den Fremden waren nur noch die Baroninnen Cservary da, die bestrebt waren, die zu Tode erschrockene Schwester des Ohnmächtigen zu beruhigen. Diese wußte nicht, was sie thun sollte; sollte sie ihrem besinnungslosen Bruder folgen oder nach Hause fahren.

Sie war gezwungen, sich für das erstere zu entscheiden.

So verzweiflungsvoll für sie auch dieser Gedanke war, mußte sie dem erkrankten Bruder dennoch folgen, denn sie liebte Albert von Herzen und hätte es nicht über sich vermocht, ihn so zurückzulassen.

„Bleibst Du hier?" fragte die Baronin Cservary.

„Ich bin genötigt," erwiderte Csilla seufzend.

„Elvira Artemon ist eine sehr angenehme Frau," sprach Baronesse Ilona dazwischen. „Wir besuchten sie und haben sie kennen gelernt. Wir können nur das Beste von ihr sagen. Nicht wahr, Mama?"

„Gewiß, gewiß," erwiderte diese rasch.

Csilla reichte ihnen die Hand und bestieg ihren Wagen, die Baroninnen aber fuhren nach Hause.

„Welch trauriger und unangenehmer Fall," sprach Csilla zu ihrem Gatten.

„Ist es denn ein solches Unglück, mit dieser armen jungen Frau zusammenzukommen!" rief dieser. Csilla sah ihn überrascht an.

„Du findest also die ganze Sache nicht geschmacklos, lächerlich und unmöglich?" fragte sie gereizt.

„Ich hätte es am richtigsten gefunden, sie vor der Welt nicht an den Pranger zu stellen und durch unser Benehmen ihr gegenüber allen Leuten Einblick in unsere Familienverhältnisse zu gestatten."

„Wer und was ist sie uns denn?"

„Eine Gräfin Artemon, die Gattin Alberts und heute die Besitzerin dieser Herrschaft; dabei besitzt sie ein so gewinnendes Äußeres, daß man von ihr das Beste voraussetzen kann."

Sie waren vor der Freitreppe angelangt, wo nur noch einige Lakaien herumlungerten, von denen ihnen einer aus dem Wagen half und sie hinaufführte.

Im Korridor kam ihnen Jenö entgegen.

„Wo ist Albert?" fragte die Gräfin Csilla.

„Er liegt besinnungslos im südlichen Trakte, in seiner alten Wohnung. Wir haben ihn zu Bette gebracht und einen Reiter nach einem Arzte geschickt."

„Wer ist bei ihm?"

„Rechtsanwalt Berger und Kavai."

„Er ist noch im Schloß bedienstet?" fragte Csilla, erfreut, ein bekanntes Gesicht zu finden.

„Auch die übrigen sind alle da. Da ist Karl," sagte Jenö, auf einen herbeieilenden Diener deutend.

„Ich hoffe, daß wir Albert, wenn er zu sich kommt, mit uns nehmen können?" fuhr Csilla fort.

„Das wird schon der Arzt entscheiden."

„Bitte, führe mich zu ihm."

Jenö führte sie einen langen Korridor entlang, bis sie in die Zimmer Alberts kamen. Hier schaute die Gräfin Szent-Tamassy eine Weile umher und

Digitized by Google

preßte dann unter dem Eindrucke der anstürmenden Erinnerungen die Hand auf die Augen.

Leise traten sie in das Nebenzimmer, welches einstmals Alberts Schlafzimmer gewesen war und wo er jetzt lag. Er war noch immer besinnungslos, obgleich ihn der alte Kavai und eine Magd nach den Anordnungen Bergers fortwährend mit Belebungsmitteln rieben.

Als Csilla ihren Bruder erblickte, brach sie in heftiges Schluchzen aus, kniete neben seinem Bette nieder und erfaßte seine kalte Hand.

„O, stirb nicht," flüsterte sie liebevoll. „Verlasse mich nicht; ich liebe Dich ja so sehr und könnte diesen Verlust nicht ertragen. O, kehre zu Dir!"

Aber Albert rührte sich nicht, kalt, regungslos, mit starrem Antlitze lag er auf seinen Kissen.

„Ist er nicht tot?" fragte Graf Szent-Tamassy den Rechtsanwalt, während Jenö das Zimmer verließ.

„Vielleicht — nicht. Zuvor pochte sein Herz noch leise. Er hat in der letzten Zeit sehr viel gelitten. Die großen entsetzlichen Ereignisse stürmten nacheinander auf ihn ein. Wahrscheinlich hat er sich während der langen Krankheit der alten Gräfin in deren Pflege erschöpft, und ihr Tod hat dann seine Willenskraft völlig niedergeschmettert."

In diesem Augenblicke wurde leises Geräusch und freudiges Geflüster der Umherstehenden vernehmbar.

Albert schlug die Augen auf und blickte bewußtlos auf seine Umgebung.

„Er lebt, ist aber nicht bei Besinnung," flüsterte der Haushofmeister.

„Wenn nur endlich der Arzt käme," rief Csilla.

„Das bedarf noch einiger Stunden, Gräfin," sagte Berger, „doch hoffen wir das Beste. Er benötigt vor allem die tiefste Stille. Ziehen wir uns in ein Nebenzimmer zurück und Kavai möge bei ihm bleiben."

Alle gingen hinaus, und der Kranke schloß wieder die Augen.

Szent-Tamassy und der Rechtsanwalt zogen sich in eine Fenstervertiefung zurück und sprachen leise miteinander; Csilla jedoch setzte sich in einen Sessel und sah sinnend vor sich hin, während Thräne um Thräne ihren Augen entrollte.

Plötzlich öffnete sich die gegenüberliegende Thür und Lord Castle trat in das Zimmer, wo ihn von den Anwesenden nur der Rechtsanwalt kannte. Der Lord ging auf Csilla zu und reichte ihr die Hand.

„Ich hatte noch keine Gelegenheit, mich vorzustellen," sprach er zu seiner Cousine, die ihn vorwurfsvoll anblickte.

„Trotzdem Sie in unserer Nachbarschaft waren, Perci, bei den Cservarys; uns aber haben Sie nicht besucht."

„Damals konnte ich es nicht thun, später verhinderte mich die Krankheit der Tante daran."

„Es that uns weh, aber wir maßen Jenö die Schuld bei."

Lord Castle antwortete ausweichend.

„Wie befindet sich Albert?" fragte er mit einem Blicke nach dem Schlafzimmer.

„Er ist aus seiner Ohnmacht erwacht, aber noch nicht bei Bewußtsein."

„Kommen Sie nicht in den großen Salon hinüber, Csilla?" fragte der Lord, nachdem er auch mit Szent-Tamassy einen Händedruck gewechselt hatte.

„Wer ist dort?" fragte die Gräfin fast mit Entsetzen.

„Elvira und Jenö."

Csilla schwieg und warf ihrem Gatten einen fragenden, ungewissen Blick zu.

„Gehen wir," sagte dieser ungarisch, damit ihn der Lord nicht verstehe, „das müssen wir thun."

Csilla erhob sich seufzend von ihrem Platze, Lord Castle reichte ihr den Arm und sie begaben sich nach dem großen Salon. Szent-Tamassy und der Rechtsanwalt folgten ihnen, doch beauftragte letzterer den Haushofmeister vorher, ihn selbst von der geringsten Veränderung des Kranken zu verständigen. Als sie in den Salon eintraten, fanden sie Elvira und Jenö im Gespräche, dessen Gegenstand ein sehr ernster sein mußte, denn das Gesicht der jungen Frau zeigte Thränenspuren.

„Wir kamen, Ihnen für die Freundlichkeit Dank zu sagen, daß Sie meinen kranken Bruder ins Schloß zu bringen gestatteten," sagte Gräfin Csilla, sich kühl verneigend.

„Das Schloß steht ganz zu Ihrer Verfügung!" erwiderte Elvira gelassen.

„Und da wir nicht wissen, wie lange das Übel anhält, bitten wir für die verursachte Ungelegenheit im voraus um Nachsicht," setzte die Gräfin Szent-Tamassy hinzu, indem sie sich niedersetzte.

Jenö stellte Elvira seinem Schwager vor, der bei den Worten seiner Gattin zustimmend nickte.

„Wenn nur schon der Arzt käme," sagte Berger, in der Absicht, die eingetretene Pause zu mildern.

„Hoffen wir, daß diese Ohnmacht nicht der Anfang einer langen Krankheit ist," bemerkte Graf Szent-Tamassy.

„Albert befand sich schon seit Monaten in dem erregtesten Gemütszustande und dieser Ohnmachtsanfall ist fast die natürliche Folge der Seelenkämpfe, die er durchzumachen hatte," sagte Csilla mit einem Blicke auf ihre Schwägerin, deren außerordentliche Schönheit ihr imponierte.

Eine Zeit lang währte das Gespräch ruhig weiter, allein der kühle Luftkreis, der alle umgab, wurde nicht linder, und ungefähr eine halbe Stunde nachher kehrten die Szent-Tamassys in die Gemächer Alberts zurück. Die übrigen blieben bei Elvira. Jenö zeigte seine Mißbilligung über das Betragen seiner Schwester in auffallendster Weise und begab sich nicht eher in ihre Nähe, als bis der Arzt anlangte. Nun eilte er mit Berger in die Wohnung des Kranken, um die Meinung des Arztes zu erfahren.

Was sie befürchtet hatten, traf ein.

Graf Albert hatte eine Gehirnentzündung bekommen.

Von einer Überführung zu den Szent-Tamassys konnte keine Rede sein, da dies dem Kranken das Leben gekostet hätte.

Digitized by Google

Fünftes Kapitel.

Vier Wochen lang schwebte Albert zwischen Tod und Leben, und während der ganzen langwierigen Krankheit verblieb der Patient, zum nicht geringen Ärger des Fabrikanten, im Schloß, in welchem die tiefste Stille deshalb herrschte, und die Ärzte einander die Klinke reichten.

Eines Tages — die Krankheit währte schon drei Wochen und nahm noch immer keine Wendung zur Besserung — langte ein berühmter Arzt aus Wien an; von dessen Berufung niemand Kenntnis hatte, als Berger. Elvira hatte ihn betraut, dem berühmten Professor zu schreiben und ihn zu bitten, er möge zur Konsultation nach Alba kommen. Dieser kam, beriet sich mit den behandelnden Ärzten und stellte dann gewisse Besserung in Aussicht und kehrte wieder nach Wien zurück. Die Nachricht von der Anwesenheit des Professors in Alba verbreitete sich indessen und kam auch den Szent-Tamassys zu Ohren, die den Kranken nur von Zeit zu Zeit besuchten, während Jenö und Lord Castle sich fast fortwährend im Schloß aufhielten.

Den Patienten pflegten abwechselnd sein einstmaliger noch im Schloß befindlicher Diener, der alte Kavai und eine alte Dienerin. Diese wachten auch an seinem Krankenlager.

Endlich kam Albert wieder zum Bewußtsein und fühlte sich nach Ablauf der vierten Woche schon viel wohler, allein er war so schwach, daß er zwei Monate das Bett hüten mußte! Als er Rekonvalescent wurde, ordnete der Arzt an, man möge den Patienten in den Park hinabtragen, damit er sich an der herbstlichen, aber noch immer warmen Luft erlabe. Dies werde ihn kräftigen und ihn soweit herstellen, daß er zum Winter nach dem Süden reisen könnte.

Das war von medizinischem Standpunkte alles sehr richtig und heilsam, doch stellten sich der Ausführung mancherlei Hindernisse entgegen; denn für Albert handelte es sich vor allem darum, Alba so schnell wie möglich zu verlassen.

Den ersten Tag, als Albert auf ärztliche Anordnung auf einem der reizendsten Plätze im Parke saß, näherte sich zwischen den Bäumen eine weißgekleidete Dame dem Patienten. Albert hatte nämlich Kavai mit der Bitte zur Gräfin Elvira geschickt, sie möge die Freundlichkeit haben, sich auf einige Augenblicke zu ihm zu bemühen, da er wegen seiner Schwäche nicht imstande sei, sie aufzusuchen. Er könne es nicht unterlassen, ihr für die vielen Beweise ihrer Güte, die sie ihm zu teil werden ließ, zu danken.

Jenö und Lord Castle waren ausgeritten, Hermajos und der Rechtsanwalt befanden sich bei dem Fabrikbau, welcher schon unter Dach stand. Kavai überbrachte den Auftrag Alberts, teilte der Gräfin mit, wo Graf Albert sitze, und die junge Dame begab sich mit langsamen Schritten und innerlich erregt zu dem jüngeren Artemon.

Es war ein schöner Herbsttag, ein milder Lufthauch bewegte das Laub der Bäume, und Ruhe und Frieden herrschten nah und fern. Nur die Herzen jener zwei Menschen schlugen unruhig, die einander unter so seltsamen Verhältnissen gegenüberstanden, und die ein so sonderbares Verhältnis miteinander verband. Sie gehörten zusammen und waren einander dennoch fremd.

„Ich begrüße Sie, Herr Graf, auf dem Wege der Genesung," begann Elvira mit ihrer klangvollen Stimme und reichte dem Rekonvalescenten die Hand, die derselbe bebend ergriff und in großer Erregung an seine Lippen führte.

„Ich danke Ihnen für diese Worte, Gräfin, noch viel mehr aber für das viele Gute, welches Sie mir während meiner langen Krankheit in Ihrem Hause zu teil werden ließen," sagte er mit halb erstickter Stimme.

„Sie haben nichts zu danken. Was geschah, war nur natürlich, und wenn von Dank überhaupt die Rede sein könnte, so würden ihn diejenigen verdienen, die Sie pflegten und sich um Sie bemühten."

„Das geschah alles auf Ihre Anordnung, Gräfin."

Elvira schwieg. Sie heftete ihre Augen auf sein Gesicht, und es schnürte ihr das Herz zusammen, als sie sah, wie die Krankheit den schönen, stattlichen Mann gebrochen hatte.

„Ich will Sie nicht länger ermüden," sagte sie nach einer Weile, indem sie sich zum Gehen wandte. „Ich wünsche Ihnen baldige Erholung."

„Sie gehen schon?" fragte Albert mit so warmer Stimme, daß sich Elvira darauf umwandte.

„Wünschen Sie, daß ich Ihnen Kavai herschicke?" fragte sie freundlich.

„Wenn ich Ihnen nicht lästig bin, würde ich Sie bitten, auf jener schönen, blumengeschmückten Rasenbank Platz zu nehmen und mir einige Minuten Gehör zu schenken."

Die junge Dame sah ihn unruhig an.

„Sie wollen doch nicht etwa von Dingen sprechen, die Sie ermüden oder erregen könnten?" fragte sie befangen.

„Nein! Bloß von den nächstliegenden Ereignissen und was für mich am wichtigsten ist — von meiner verflossenen Krankheit."

Elvira nahm zwischen den Blumen Platz. Die rötlichen Blätter des Gesträuchs neigten sich über ihr schöngeformtes, von goldbraunen Flechten umgebenes Haupt nieder. Ihre Füße ruhten auf dem blumigen Rasen. Das blühende Bild in dem blühenden Rahmen blendete die Augen Alberts.

„Wenn Ihre Worte Ihre Ruhe nicht aufs Spiel setzen, so will ich Ihnen gerne zuhören," bemerkte Elvira mit einem reizenden Lächeln.

„Ich will nicht von jener Zeit sprechen," begann Albert, „da ich bewußtlos, in Fieberträumen auf meinem Bette lag, denn damals wußte ich von nichts; später jedoch, als ich beim zweifelhaften Scheine der niedrig geschraubten Lampe außer meinen gewöhnlichen Pflegern eine weibliche Gestalt unterschied, sann ich darüber nach, wer es wohl sein mochte, der die seelische und physische Finsternis des armen Kranken in den qualvollen Nächten des Leidens erhellen kam? Und ich dachte, es sei die irrende Seele einer längst

Digitized by Google

verstorbenen Verwandten, oder es sei meine arme, dahingeschiedene Mutter, die in verjüngter, himmlischer Gestalt mich besuchen kam."

Elvira wandte das Haupt ab und strich sich unwillkürlich über ihre fieberisch brennende Stirn.

„Später erfuhr ich, wer jene ideale Gestalt sei. Ihr Erscheinen bewies mir, daß sie Verzeihung brachte, und daß sie die Beleidigungen vergessen hatte, welche ihr seiner Zeit der nun ohnmächtig daliegende, gebrochene und erschöpfte Kranke zugefügt hatte."

Elvira schwieg. Sie schlug die Augen nieder, um den dankbaren Blick des Sprechenden zu vermeiden.

„Das war eine edle, eine christliche That, eine That der Menschenliebe, Gräfin. Eine Handlung, die unter den Verhältnissen, in denen wir zu einander stehen, Ihnen wohl niemand nachahmen wird. Wenn Sie mein Zimmer betraten, redeten Sie flüsternd, um meine Fieberträume nicht zu stören, erteilten Befehle, eiferten meine Umgebung an, während meiner langen Krankheit nicht zu ermatten, ließen von fernher die berühmtesten Ärzte kommen, als ob Sie vor dem Verlust meines Lebens gezittert hätten, als ob Sie gezagt hätten um das Leben eines Menschen, der Ihnen mitsamt allen seinen Verwandten nur Böses, nur Leiden und Schmerzen verursacht hatte . . ."

„Sie beurteilen übermäßig gut, was jeder andere an meiner Stelle ebenfalls gethan hätte."

„Niemand hätte dies gethan! Für einen gleichgültigen Menschen nicht, noch weniger aber für einen solchen, dem man mit Recht zürnt . . . Nun, da ich genesen bin, oder mich wenigstens wohler fühle, frage ich Sie, was ich thun könnte, um Ihnen für all dies meine Dankbarkeit zu beweisen? Sie retteten mein Leben, mit welchem ich nichts anzufangen weiß; allein Sie können über dies Leben nach Ihrem Belieben verfügen, ich widme es Ihnen."

„Und ich nehme es nicht an," sagte Elvira sanft, aber bestimmt, „wenn Sie kräftig und gesund sein werden, wird Ihre Lebenslust wiederkehren, werden Sie Ihre Jugend benutzen, und der große Schmerz, welchen Ihnen der Tod Ihrer Mutter verursacht hat, wird sich mildern . . . Sie werden mutiger und vertrauensvoller in die Zukunft blicken und Ihr Leben auf eine Weise einteilen, wie es Ihnen am nützlichsten und besten erscheint."

Albert sah sie traurig an.

„Sie wollen es also nicht annehmen? Ihr Herz war mild dem Leidenden gegenüber, aber dem Gesunden verzeiht es nicht. Sie haben recht. Was wir an Ihnen verbrachen, das läßt sich nicht nach einigen Verzeihung bittenden Worten vergessen. Thaten mögen unsere Reue beweisen, und dieser Aufgabe will ich mein Leben widmen."

„Sprechen wir nicht weiter davon, Herr Graf. Sie bedürfen der Ruhe, und diese Dinge regen Sie nur auf," sagte Elvira, indem sie sich anschickte, ihn zu verlassen.

„Gestatten Sie, daß ich Ihnen die Hand drücke?" fragte Albert und streckte seinen zitternden Arm nach ihr aus. Elvira kehrte zu ihm zurück.

„Gern! Ich wünsche Ihnen baldige Kräftigung und Genesung." Sie reichte Albert die Hand und entfernte sich dann.

Als Elvira mit langsamen Schritten nachdenklich auf das Schloß zuging, tauchte aufs neue die Vergangenheit vor ihr auf, wie schon so oft, seit sie den jüngeren Artemon bei dem Leichenbegängnisse gesehen hatte. So sehr sie ihm auch zürnte, konnte sie dennoch nicht leugnen, daß er eine viel sympathischere Erscheinung sei als Jenö. Dieser war wohl ein schönerer Mann und von strahlenderer Erscheinung, besaß aber bei weitem nicht das gewinnende Äußere seines jüngeren Bruders.

Welch seltsames Spiel des Schicksales war es, daß ihr Gelegenheit geboten war, alle Mitglieder jener Familie kennen zu lernen, von der sie so verachtet wurde, und die auch sie von Herzen haßte. Und sie hatte sie nicht nur kennen gelernt, sondern war auch in die angenehme Lage versetzt worden, all das Böse, welches ihr diese Leute zugefügt hatten, mit Gutem zu erwidern. Die größte Belohnung für ein edles Herz.

Unter dem Eindrucke dieses Bewußtseins und dieser Empfindung kam sie bei der Treppe an, wo ihr Vater mit dem Rechtsanwalt sprechend stand. Als die Herren sie erblickten, wandten sie sich zu ihr.

„Du mußt vor dem Speisen noch einen Ausflug mit uns machen, Elvira. Du mußt mit uns zu dem neuen Schulgebäude kommen, auf welches heute die Marmortafel befestigt wird, auf der nach Deinem Wunsche der Namen der Gräfin Aglaja Artemon prangt," sagte Hermajos, indem er seine Tochter, die er schon zwei Tage nicht gesehen hatte, umarmte. Berger begrüßte die Gräfin mit einer tiefen Verneigung.

„Gewiß werde ich das thun, Papa, mit Freuden. Die Arbeiter haben in der That ein Wunder vollbracht, indem sie in zweieinhalb Monaten ein ganzes Gebäude völlig fertigstellten."

„Sie haben aber auch dazu geschaut," lobte der Fabrikant. „Sie wußten, daß Du es bauen läßt, und daß arme Kinder darin Unterricht genießen werden. Dies war eine doppelte Ursache, fleißig beim Werk zu sein."

„Überdies hat der Baumeister noch dreißig Arbeiter vom Fabrikbau weggenommen und zwar die besten," bemerkte lächelnd der Rechtsanwalt, „weil ihm bekannt war, daß Sie den Unterricht der Kinder schon in diesem Winter beginnen lassen wollten."

„Ist das wahr? Das macht mir wirklich eine große Freude," sagte Elvira gerührt.

In diesem Augenblicke fuhr eine leichte Equipage vor und die Gräfin Szent-Tamassy stieg aus derselben aus.

Sie begrüßte die da Stehenden mit einem leichten Kopfneigen und fragte nach Albert.

„Er ist im Garten," sagte Elvira.

„Schon! Gott sei Dank . . . Ich möchte ihn aufsuchen, wer würde so freundlich sein, mich zu ihm hinzuführen?"

Hermajos stand kalt und stumm da, Elvira zögerte, schließlich bot Berger der Gräfin seine Be-

Digitized by Google

gleitung an, obwohl dies ihm vielleicht am unangenehmsten war.

Er als kühler Beobachter sah am unmittelbarsten die Nichtachtung, mit welcher Csilla dem Fabrikanten und seiner Tochter begegnete. Und in diesem Betragen war sie so ausdauernd und unveränderlich, daß es nach dem Vorgefallenen alle Grenzen überstieg.

Sie brachen daher mitsammen auf; der Wagen fuhr im Schritte bis zu den Ställen.

„Wie hoffärtig sie sich uns gegenüber benimmt!" rief Hermajos, „verlohnt es sich, für diese Leute etwas zu thun?"

„Wir thun auch nichts für sie, Papa," erwiderte Elvira rasch. „Was man Gutes thut, das thut man um des Guten selbst willen und findet seinen Lohn in dem Bewußtsein, eine gute That vollbracht zu haben."

„Was wirst Du nun thun? Kommst Du hinaus, das Schulgebäude in Augenschein zu nehmen?" fragte der Fabrikant, ohne die Bemerkung seiner Tochter zu beantworten.

„Ohne Zweifel. Die Gräfin Szent-Tamassy gab uns zu verstehen, daß ihr Besuch ausschließlich ihrem Bruder gelte, und dadurch hat sie uns unserer Hausherrenpflicht enthoben."

„Rufe den Kutscher herbei," sagte Hermajos zu einem dort stehenden Diener. „Er steht vor den Stallungen. Er soll sogleich mit dem Wagen herkommen."

„Und Berger?" sagte Elvira. „Er wollte auch mit uns kommen."

„Ich wette, er wird sogleich da sein. Einige Minuten können wir ja auf ihn warten."

Und thatsächlich tauchte die Gestalt des Rechtsanwaltes in der Allee auf, er kam schnellen Schrittes daher. Gleichzeitig kam auch die Equipage des Fabrikanten herbei.

„Kommen Sie mit uns, Herr Rechtsanwalt?" fragte Hermajos, „wir fahren zur Schule."

„Wenn auf dem Wagen Platz für mich ist, sehr gern und mit Freuden, Herr Hermajos."

„Ich werde mich zum Kutscher setzen, und Sie setzen sich zu Elvira in den Wagen."

„Wird Ihnen dies nicht unangenehm sein?" fragte Berger.

„Mir ist nichts unangenehm; wer sich aus nichts ein Vermögen von sieben Millionen erwarb, der hat, wie Sie sich das vorstellen können, im Leben sehr viel durchmachen müssen."

Sie setzten sich zu Wagen und fuhren aus dem Hofe hinaus.

„Wenn man Papa nur abgewöhnen könnte, sein Geld immer zu erwähnen."

„Das ist unmöglich! Jeder spricht von dem, worauf er am meisten Gewicht legt und was in seinem Leben die größte Rolle spielt."

Den übrigen Weg legten sie verstummt zurück, nur Hermajos sprach zuweilen vom Bocke herab zu ihnen und machte den Rechtsanwalt bald da, bald dort auf die getroffenen Veränderungen aufmerksam.

Als sie aus dem Walde herausgelangten, erblickten sie schon aus der Ferne das aufragende, neue weiße Gebäude. In demselben Augenblicke galoppierten Lord Castle und Jenö aus dem Dickicht hervor.

„Welch angenehme Begegnung!" rief Graf Artemon, seinen Hut hoch in der Luft schwenkend. Der Engländer sagte nichts, nur die helle Röte, die seine durchsichtige weiße Haut bedeckte, zeigte seine Freude an.

„Wohin fahren Sie?" fragte Jenö.

„Das neue Gebäude betrachten," sagte Elvira.

„Die Schule oder die Fabrik?"

„Die Schule."

„Dürfen wir Sie begleiten?"

Berger und die Gräfin wechselten einen Blick.

„Es wäre mir angenehmer, wenn Sie heute nicht mitkämen."

„Warum dieses Verbot?"

„Ich habe meinen Grund dazu."

„Darf ich ihn nicht erfahren?"

„Morgen werde ich ihn Ihnen mitteilen. Im übrigen ist auch Ihre Schwester im Schloß, es wäre ihr vielleicht angenehm, Sie zu sehen."

Jenö zuckte die Achseln.

„Sie kümmert sich nicht viel um mich. Seit jeher war Albert ihr Lieblingsbruder, und in der letzten Zeit entfremdeten wir uns fast."

Die Unterhaltung fand bald ungarisch, bald englisch des Lords wegen statt. Die letzte Bemerkung machte Jenö in englischer Sprache.

„Csilla nimmt es uns übel, daß wir unsere Zeit in Alba und nicht bei ihr verbringen," sagte Lord Castle lachend.

„Und warum besuchen Sie nicht auch sie?" fragte Elvira mit gelassener, einfacher Natürlichkeit, ohne unhöflich zu erscheinen.

„Weil wir uns hier wohler fühlen," erwiderte Castle aufrichtig, der noch immer keinen eigentlichen Begriff von der Situation hatte.

„Fahren wir, fahren wir!" rief Hermajos ungeduldig. „Es wird Abend und am Himmel türmen sich schwarze Wolken empor. Wir bekommen ein Gewitter."

„Das wird noch lange dauern," sagte Jenö, „es wird höchstens in der Nacht ausbrechen."

Lord Castle wendete sein Pferd und lüftete den Hut.

„Auf Wiedersehen!" sagte er.

„Wir reiten im Schritt und erwarten Sie, damit Sie uns einholen können."

Der Wagen setzte sich in Bewegung und fuhr in raschem Trabe auf das neue Gebäude zu, welches nur wenige Minuten entfernt lag.

Dort angelangt, sahen sie, daß die Arbeit noch immer fleißig von statten gehe, trotzdem schon die Dämmerung eingetreten, und die festgesetzte Eßstunde verflossen war. Eben waren einige Arbeiter bemüht, aus einer langen Kiste die massive weiße Marmorplatte herauszuheben, auf welcher in goldenen Buchstaben folgende drei Worte glänzten: „Aglaja-Artemon-Stiftung".

Mit künstlerisch ausgeschlagenen Buchstaben prangte diese falsche Behauptung auf der weißen

Digitized by Google

Platte. Sie sollte bis in die fernste Zukunft künftigen Geschlechtern eine edle Handlung der verstorbenen Gräfin berichten, an welcher diese in Wirklichkeit keinen Anteil hatte und in ihrem Leben auch nie daran gedacht hätte, eine solche zu vollbringen, trotzdem sie seit ihrer Hochzeit bis kurz vor ihrem Tode Millionen in Alba verschlemmt und verprasst hatte.

Elvira jedoch dachte an all dies nicht, sie betrachtete voll Freude die prächtige Tafel und das nun fast völlig beendete, hübsche, geschmackvolle Gebäude, welches hundert Kinder fassen konnte. Lauschig zwischen schattigen Bäumen verborgen stand es da wie ein zierliches Geschmeide.

Die Anbringung der Tafel auf der Stirnseite des Gebäudes wurde für den nächsten Tag bestimmt, und eben beriet man noch darüber, in welcher Höhe sie am besten anzubringen sei, als plötzlich düstere Finsternis den Horizont bedeckte. Ein rauher, scharfer Wind erhob sich, große Regentropfen begannen auf die Blätter der Bäume geräuschvoll niederzufallen, und alle Anzeichen deuteten darauf hin, daß ein großer Sturm im Anzuge sei.

„Gehen wir!" rief Hermajos. „Unser halbgedeckter Wagen eignet sich nicht für ein solch rauhes Wetter; im Walde könnte uns ein gefährliches Ungewitter ereilen."

Eilends bestiegen sie ihren Wagen und verließen in raschem Trabe das Schulgebäude. Fast im Galopp flogen sie auf den Wald zu, an dessen Rand sie noch die beiden, ihrer harrenden, Reiter trafen, die bis nach Hause neben dem Wagen einhergaloppierten.

Kaum bogen sie vor dem Treppenhause ein, als der Sturm mit voller Macht ausbrach. Die Baumriesen des Parkes knarrten auf gefährliche Art unter der Wucht des heransausenden Sturmwindes, und der niederrauschende Regen pochte wütend an den Fensterscheiben.

Sie hatten kaum Zeit, von dem Wagen und von den Pferden herabzuspringen; der sie erwartende Haushofmeister führte sie eilends in den großen Salon, wo sie ein freundliches Kaminfeuer begrüßte. Darauf ließ Kavai dampfenden Thee hereinbringen, welchen ein Diener unter den Durchkälteten auf silberner Platte herumreichte.

„Wo ist die Gräfin Csilla?" fragte Jenö den Haushofmeister.

„Beim Grafen Albert, den wir vor ungefähr einer Stunde in seine Gemächer brachten."

„Sie muß heute hierbleiben."

„Sie hatte die Absicht, wegzufahren; ich glaube zu der Baronin Cservary, die nicht gar weit von hier wohnt; der Wagen steht angespannt vor den Stallungen."

„Bei solchem Sturm wird sie schwerlich Lust haben, wegzufahren," sagte Jenö mit ironischem Lächeln. „Ich will sie fragen, was sie zu thun beabsichtigt."

Er brach auf, wandte sich aber rasch wieder um.

„Gestatten Sie, Elvira, daß ich ihr ein Nachtquartier im Schloß anbiete?"

„Es ist der Gräfin unbenommen, zu bleiben," erwiderte Elvira gleichmütig und wandte sich dann an Lord Castle.

„Ich danke," sagte Jenö und verließ den Salon.

Hermajos nahm neben dem Rechtsanwalt Platz.

„Ist es nicht eine seltsame und lächerliche Laune des Schicksals, daß es diese Artemons stetig zu uns zu kommen nötigt und sie zwingt, von uns fortwährend Gefälligkeiten anzunehmen?"

„Sehr seltsam, und es müßte für sie auch sehr betrübend und unangenehm sein, wenn sie nicht eine so glückliche Naturanlage besäßen, wie zum Beispiel Graf Jenö, der sich um nichts sorgt, sondern alles hinnimmt, wie es eben ist. Er weiß aus den Unannehmlichkeiten immer den angenehmsten Teil für sich herauszuschlagen und wird sich, bis zum letzten Augenblicke seines Lebens, stets mit den schönsten Hoffnungen nähren."

„Das ist ein Glück," sagte der Fabrikant, „denn aufrichtig gestanden, er spielt hier nicht die schönste Rolle."

„Er ist mit sich vollkommen zufrieden. Er hält sich für einen Verwandten der Gräfin Elvira und faßt seine Anwesenheit von dem natürlichsten Gesichtspunkte auf."

„Ich bin neugierig, wozu sich die Gräfin Csilla entschließt."

„Die Notwendigkeit wird sie hierbehalten."

„Und was sagt der Stolz dazu?"

„Den wird sie sich für bessere Zeiten aufheben, wenn die Wolken des Himmels und der Zorn der Elemente sie nicht mit Gefahr bedrohen."

Lord Castle verstand von dieser Unterhaltung des Fabrikanten und des Rechtsanwaltes zum Glücke kein Wort, er sprach leise mit Elvira, die trotz dieser englischen Konversation jedes Wort gehört hatte, welches ihr Vater und Berger gesprochen hatten. Doch mischte sie sich nicht hinein. Sie schlürfte gelassen ihren Thee und hörte ihrem Gesellschafter zu, der ihr die Größe Disraelis entwickelte. Das Ungewitter wuchs von Minute zu Minute, und anstatt aufzuhören, wurde es immer drohender und gefährlicher. Eine plötzliche Finsternis bedeckte die Gegend; die Diener brachten Lampen herbei, warfen große Holzklötze in den Kamin und ließen die Vorhänge nieder. Als der Kampf der Elemente auf diese Weise ausgebrochen war, fühlten sich die im Salon Befindlichen in behaglichster und angenehmster Stimmung.

Der Fabrikant und der Rechtsanwalt setzten sich an einen etwas abseits stehenden Tisch, um Schach zu spielen, während Elvira und der Lord nebeneinander am Kamin Platz nahmen.

Kurz darauf öffnete sich die große Flügelthüre und Gräfin Csilla trat am Arme Jenös in den Salon. Eine ungewöhnliche Befangenheit hielt sie gefesselt, und als sich Elvira erhob, um Csilla einige Schritte entgegenzugehen, bemerkte sie, daß deren Antlitz totenbleich war und daß ihre Stimme zitterte, als sie zu sprechen begann.

„Auf Jenös Ermutigung hin bin ich Sie zu bitten gekommen, Sie mögen mich heute nacht auf Alba dulden. Ich kann bei diesem Sturm unmöglich wegfahren," sagte sie mit einem bittenden Blicke. Dann begrüßte sie mit einem flüchtigen Kopfneigen den Fabrikanten und den Rechtsanwalt, die sich an

Digitized by Google

einen Augenblick ebenfalls erhoben hatten und Elviras Erwiderung zu erwarten schienen.

„Ich habe dem Grafen Jenö versichert, daß das Gehen oder Bleiben völlig von Ihrem Belieben abhänge, Gräfin. Betrachten Sie dieses Schloß als ganz zu Ihrer Verfügung stehend."

Diese Antwort war kalt genug; allein die Gräfin Szent-Tamassy durfte nichts Besseres erwarten, und leise sagte sie: „Ich danke."

Dann setzte sie sich auf einen naheſtehenden Sessel nieder, und um in dieser für sie völlig fremden Gesellschaft nur etwas zu sagen, begann sie von Alberts Gesundheitszustand zu sprechen.

Der einzige, der sich ganz unbefangen fühlte, war wieder Lord Castle und er bildete dadurch gleichsam ein Gegengewicht zu der mehr oder minder im Salon herrschenden Befangenheit.

Sechstes Kapitel.

„Was haben Sie für Geheimnisse, Elvira, mit der neuerbauten Schule, daß Sie uns heute verboten hinzugehen?" fragte Jenö englisch, während er sich in einem Schaukelstuhl den Damen gegenüber niederließ.

„Das werden Sie schon morgen oder übermorgen erfahren."

Lord Castle wandte sich an Csilla.

„Wir sind heute der Gräfin am Waldesrande begegnet, wollten ihren Wagen begleiten und sie gestattete es nicht."

„Sie wird gewiß ihre Ursache dazu gehabt haben."

„Eben diese Ursache möchten wir ja kennen," fuhr Jenö fort. „Du weißt gar nicht, Csilla, welch große Veränderungen auf Alba stattgefunden haben. Es wurden auf der Herrschaft eine Fabrik und eine Schule erbaut."

„Eine Schule, und für wen denn?"

„Für die Kinder der auf der Herrschaft Bediensteten und allsonntäglich auch für die Erwachsenen, denen der Kaplan der Herrschaft aus der Bibel vorlesen wird."

„Das ist ein sehr trefflicher Gedanke!" rief Lord Castle, „eine ganz englische Einrichtung. Ich hörte zu meinem Staunen von Jenö, daß diese bisher hier noch nicht gebräuchlich war."

„Und sie wird auch kaum einen Erfolg haben," sagte die Gräfin Szent-Tamassy etwas erregt. „Bei uns geht das Volk lieber in das Wirtshaus sich unterhalten, als daß es nach sechstägiger, mühseliger Arbeit am siebenten Tage eine Vorlesung aus einem Buche anhörte, welches es ohnehin nur halb und halb versteht."

„In den Großstädten mag diese Behauptung ihre Berechtigung haben und wird auch zweifellos so sein. Aber auf dem Lande, wo die Gemüter ohnehin ruhiger, die Begierden nach Unterhaltung geringer und die Ansprüche kleiner sind, da wird den Leuten eine solche Vorlesung einen wahren Genuß bereiten."

„So lange die Sache neu ist! Allein in der Natur der Ungarn herrscht ein wunderliches Wogen des Verlangens nach Veränderung. Sowohl die höheren Kreise als auch das Volk suchen fortwährende Abwechslung und nehmen für kurze Zeit alles mit offenen Armen auf, was ihnen neu und unbekannt ist."

„Das ist kein Zeichen von großer Standhaftigkeit."

„Wer wollte in dieser mit fieberhafter Hast dahinstürmenden Zeit Standhaftigkeit erwarten," sagte Csilla.

„Ich aber möchte gerne meinen Plan durchführen und die Idee zur Geltung bringen lassen, daß im Volke viel brauchbares Material vorhanden sei, aus dem sich durch Unterricht und Erziehung sehr viel machen läßt," sagte Elvira.

„Das ist unleugbar," fuhr Jenö lachend fort, „es müßte aber ein großer Zufall sein, daß Sie gerade unter den Kindern der Bediensteten der Herrschaft Alba ein solch ausgezeichnetes Material fänden."

„Warum nicht?"

„Weil das Albaer Volk bisher sehr stupid war."

„Da es niemals etwas gelernt hat, das glaube ich; allein der Unterricht entwickelt den Verstand, veredelt das Herz und giebt von vielen Dingen einen Begriff, die man in der Unwissenheit niemals kennen lernen kann," sagte Elvira.

„Ich glaube, das Volk hat weniger den Herzensadel als vielmehr Kraft und Arbeit nötig," erwiderte die Gräfin Szent-Tamassy nicht ohne Ironie.

„Ich glaube, Herzensadel hat jedermann notwendig und oft genug machen wir die Erfahrung, welchen Fond von Herzensgüte ganz anspruchslos aussehende Leute niedriger Herkunft besitzen, während wir dieselbe zu den höheren Klassen aufsteigend unzählige Male vermissen müssen."

„Das ist eben ein Beweis für meine Behauptung, denn nirgends ist die Bildung in solchem Maße entwickelt als bei den Vornehmen."

Elvira maß unwillkürlich die Sprecherin mit einem bedeutungsvollen Blicke.

„Bildung und Rang pflegen nicht immer Hand in Hand zu gehen," erwiderte sie zweideutig.

Lord Castle beeilte sich, sie zu unterbrechen.

„Es hängt davon ab, was wir unter ‚Bildung' verstehen. Äußerer Firnis, geschicktes Verbeugen, hübsches Eintreten und amüsante Konversation sind alles Eigenschaften der Leute aus der vornehmen Welt, das ist aber noch immer keine Bildung. Letztere verschafft man sich erst durch ernstes Studium und Sachkenntnis und dies ist zumeist nur bei Personen aus den Bürgerklassen zu finden, für die das Studium eben eine Lebensfrage ist."

„Wer wird auch so viel lernen, der ohnehin sorgenlos leben kann," sagte Csilla verächtlich.

„Man kann aber nicht wissen, wie lange man die Mittel dazu behält und welches Schicksal einem dereinst bevorsteht. Wie gut wäre es zum Beispiel jetzt für mich und Albert, wenn wir Fachmänner, Gelehrte, Militärs oder was immer wären, wir könnten von unserem Berufe leben," bemerkte Jenö.

Die Gräfin Szent-Tamassy sah ihn scharf an.

„Nun weiß ich, woher Alberts Reden stammen, die er mir gegenüber führte. Sicherlich hast Du sie ihm eingetrichtert."

Digitized by Google

„Was sagte er denn? Seit er sich wohler fühlt, habe ich mit ihm über ernstere Angelegenheiten noch gar nicht gesprochen.“

„Ihm selbst wäre niemals eingefallen, was er plant. Er will eine Laufbahn betreten, um sich sein Brot zu erwerben.“

„Das ist ja sehr vernünftig,“ sagte Lord Castle.

„Ein Graf Artemon als Brotverdiener!“ rief Csilla. „Das ist eine so sonderbare Idee, daß ich darüber lachen muß.“

„Wir sollten eher darüber weinen,“ entgegnete Jenö, „denn die Sache ist gar nicht so amüsant.“

„Ich glaube, es wäre angenehmer, ein anderes Gesprächsthema zu wählen,“ sagte Csilla mit kaltem Stolze. Es ärgerte sie unaussprechlich, daß man des Ruines ihrer Familie Erwähnung that.

„Um wie viel besser sind wir Engländer daran,“ fuhr Lord Castle fort, ohne den Protest der Gräfin Szent-Tamassy zu beachten. „Bei uns gestattet schon das Erbrecht des Erstgeborenen nicht, daß eine Familie zu Grunde gehe. Verarmte Aristokraten aber, oder zweit- und drittgeborene Söhne gehen als Pflanzer nach den Kolonieen oder kaufen sich einen Offiziersrang in der Armee oder werden Bankiers, Kaufleute, wie es eben ihrer Begabung entspricht, in den seltensten Fällen aber werden sie Tagediebe, und dies hält bei uns jedermann für sehr billigens- und achtungswert.“

Gräfin Csilla preßte die Lippen heftig übereinander, während Elvira, die lächelnd zuhörte, beistimmend nickte.

„Bei uns ist das umgekehrt,“ sagte Jenö lachend. „Bevor ich längere Zeit in England lebte, war ich derselben Anschauung, die hier herrscht. In Ungarn kämpft die Arbeit noch immer mit einer gewissen Verachtung, und wenn ein Aristokrat zu Grunde geht, ist er genötigt, sich eher eine Kugel durch den Kopf zu jagen, als durch ehrliche Arbeit sein Brot zu verdienen.“

„Ich erkenne Dich gar nicht,“ sagte Gräfin Csilla zornig.

„Weil ich eine für Dich fremde Sprache rede, indem ich dies sage, und weil es sich ebenso verhält, bin ich gezwungen, und zwar für ewig, nach England zurückzukehren und mir eine Stellung zu suchen, oder, wenn mir dies dort nicht gelingt, nach Amerika zu gehen.“

Gräfin Szent-Tamassy saß ganz erstarrt auf ihrem Platze. So weit war es also mit den Artemons gekommen, daß sie sich nicht entblödeten, in solcher Gesellschaft von ihrer Armut zu sprechen? Sie wäre am liebsten aufgesprungen, fortgerannt aus diesem Luftkreise, wo sie Dinge zu hören bekam, die ihr die Schamröte in das Gesicht jagten.

(Fortsetzung folgt.)

Hedwig.

Roman

von

E. Karl.

(Schluß.)

„Wie freue ich mich auf meinen alten Freund,“ sprach Bruno, „wir hießen auf der Akademie die Unzertrennlichen, ich denke, wir werden auch fernerhin treu zusammenhalten. Darf ich auf Deine Zustimmung hoffen, Hedwig?“

Die Angeredete schwieg und schaute auf ihren Teller nieder, ihr Gesicht war dunkel gerötet.

„Verzeih,“ preßte sie endlich heraus, „ich kann mich noch nicht zu der Anschauung erheben, eine Ehebrecherin für meinesgleichen anzusehen.‘

Auf Brunos Stirn zeigte sich eine tiefe Falte und es zuckte schmerzlich um seinen Mund, aber er schwieg.

„Fräulein Hedwig,“ fuhr der Professor auf, „das häßliche Wort, das Sie da gebrauchten, dürfte in diesem Falle wenig zutreffend sein.

„Einem jungen, unerfahrenen Mädchen, das sich für seine Eltern zu opfern meint, darf man die Schließung einer Ehe auf unhaltbarer Basis nicht gar zu schwer anrechnen, den Vorwurf verdienen allein die Eltern, die dieses Opfer veranlaßten, oder sagen wir besser, ihr Kind verkauften. — Verlangen Sie nun von solch ahnungslosem Opferlamm, daß es den schmählichen Handel, sobald er ihm klar wird, sanktionieren und auf das Recht eines jeden denkenden Menschen, das Recht der Selbstbestimmung verzichten soll? Dazu gehört eine Opferwilligkeit, die nur einem leidenschaftlich geliebten und hoch verehrten Wesen gegenüber möglich ist.

„Glauben Sie aber, daß solche Eltern oder gar der alte Faun von Gatte der jungen Frau eines solchen Opfers des eigenen Glücks und der eigenen Individualität wert erschienen sind?

„Ich glaube es nicht, denn die Liebe macht zwar blind, aber sie macht auch andrerseits sehr hellsehend.

„Oder hättest Du es für moralischer gehalten, wenn Ina den Vorschlag ihres gefälligen Gatten angenommen und sich durch Liebschaften für das fehlende Eheglück entschädigt hätte?“

Hedwig warf Bruno einen vernichtenden Blick zu.

„Die junge Frau hat nach meiner Auffassung ganz korrekt gehandelt,“ fuhr der Professor fort, „sie löste ihre unnatürliche Ehe mit Braumann, sobald sie sich ihres Herzensgefühls für einen andern bewußt wurde. Sie lebte jahrelang in durchaus legalen Verhältnissen im Hause eines würdigen Ehepaars.

Digitized by Google

War es ihre Schuld, daß sie aus demselben nicht als legitime Frau dieses andern wieder heraustreten konnte? Es war doch schließlich nur die bittere Not, die sie zu einem gewagten Schritte zwang. Ich bin der Meinung, daß man im einzelnen Fall, unter besonderen Umständen, wohl entschuldigen darf, was man, allgemein genommen, verdammen müßte."

Frau Niemann, die bisher dem erregten Gespräch schweigend zugehört und Hedwig beobachtet hatte, mischte sich jetzt hinein.

„Halten Sie uns nicht für Leute mit weitem Gewissen, Fräulein Hedwig, glauben Sie mir aber — man gewinnt, wenn man in der großen Welt lebt und in ungezählte Verhältnisse hineinsieht, einen weiteren Blick und lernt manches milder und aus anderem Gesichtspunkte beurteilen, als es der Wortlaut des allgemeinen Moralgesetzes eigentlich fordert. Ich sage absichtlich der Wortlaut, denn die wirkliche Moral bleibt stets dieselbe.

„Glauben Sie mir, ich halte die Ehe sehr hoch und heilig, aber sie muß auf Fundamenten errichtet sein, die dieser Heiligkeit entsprechen. Wird eine Frau sich bewußt, daß, was sie für sicheren Fels gehalten, nur lockerer Triebsand ist, in dem ihr eigenes besseres Selbst früher oder später verschwinden muß, so ist es nach meinem Dafürhalten sittlicher, ein solches Verhältnis zu lösen, als es im Bewußtsein seiner Unmoralität fortzusetzen. Eine Ausnahme muß ich allerdings zugeben — wenn die unglückliche Frau Kinder hat. Eine Mutter hört auf, ein selbstberechtigtes Wesen zu sein, sie hat in erster Reihe für ihre Kinder zu leben, und daher zu fragen, inwieweit ihr eigenes Glück das ihrer Kinder fördert oder trübt. Da kann sie wohl ihrem eigenen Wunsch entgegen gezwungen sein, in verhaßten Verhältnissen klaglos auszuharren — die Mutterliebe wird ihr das sonst Unerträgliche erträglich machen. — Dieser Fall aber trifft hier nicht zu. Ina ist kinderlos."

„Die Ehe ist ein Sakrament und unlöslich," stieß Hedwig hervor, „die Frau mußte, so lange ihr Mann lebte entsagen."

„Und nicht nur selbst unglücklich werden, sondern auch einen andern, der sie leidenschaftlich liebte unglücklich machen, um der leeren Formel zu genügen," fügte Bruno bitter hinzu.

„Wenn Du das Heiligste, was es giebt, für leere Formel hältst — gewiß," bestätigte Hedwig.

„Denken Sie ebenso, Fräulein Gerda?" fragte Bruno, „scheut Ihr reiner Mädchensinn auch vor so schlimmen Dingen zurück?"

„Ich habe mir über solche Dinge noch nie den Kopf zerbrochen," sagte Gerda einfach, „aber ich glaube, wenn ich einen Mann liebte, gäbe es nichts, was ich für ihn nicht thäte. Freilich würde ich mich auch nie zu einer verhaßten Ehe zwingen oder überreden lassen."

Das eintretende Stubenmädchen unterbrach das unerquickliche Gespräch, indem es der Hausfrau zwei Karten überreichte.

„Die Herrschaften wollten nicht stören und sind fortgegangen," meldete es.

Der Professor hatte kaum einen Blick auf die Karten in der Hand seiner neben ihm sitzenden Frau geworfen, als er hastig aufsprang und aus dem Zimmer stürzte.

„Lupus in fabula," sprach die Professorin etwas betreten, „Herr von Werder führt uns seine junge Frau zu."

Da man bereits beim Nachtisch angekommen war, hob sie die Tafel auf und bat ihre Gäste, in den Salon zu gehen, sie selbst wurde durch die eben Eintretenden in Anspruch genommen.

Der Professor fächelte sich ganz außer Atem mit dem Taschentuch Luft zu: „Ich attrappierte die Ausreißer zum Glück noch auf der letzten Treppe — ist das eine Möglichkeit — bildet sich der Sohn meines ältesten Freundes ein, bei uns nur jemals stören zu können."

Herr von Werder, ein schlanker Mann mit interessantem Künstlerkopf, beugte sich über die dargereichte Hand der Hausfrau.

„Ich wollte mir erlauben, Ihnen Ina als meine Frau vorzustellen und um Ihren mütterlichen Schutz für dieselbe zu bitten. Ich glaubte, Sie speisten wie früher, um viereinhalb Uhr, sonst hätten wir eine geeignetere Zeit gewählt."

„Wir sind von unserer Gewohnheit auch nur heute abgewichen, um uns einen längeren Nachmittag zu schaffen. Seien Sie mir willkommen, liebe Ina, und rechnen Sie in allen Dingen fest auf meine Beihilfe, falls Sie sie gebrauchen. Wir wollen aber in den Salon gehen, wir haben noch mehr liebe Gäste."

Sie traten über die Schwelle, und Werder fuhr mit einem Laut freudiger Überraschung auf Bruno zu, um den alten Intimus ans Herz zu drücken.

Dieser seinerseits beeilte sich, Frau Ina zu begrüßen und mit herzlichen Worten in ihrer jetzt gemeinsamen Heimat willkommen zu heißen. Dann wendete er sich klopfenden Herzens zu Hedwig herum. Aber der Platz, auf dem das Mädchen, ihm abgewendet, gestanden hatte, war leer.

Hedwig hatte das Zimmer verlassen. — Das Blut stieg Bruno zu Kopf und vor seinen Augen begannen glühende Funken zu tanzen. Wie sollte er ihr Benehmen entschuldigen, sie blamierte sich und ihn.

Aber da kam Hilfe.

„Fräulein Hedwig ist unwohl, und auf mein Zimmer gegangen," sprach eine klare Stimme zu Bruno, und zwei braune Augen sahen ihn bittend an, „sie meinte den schweren Wein nicht vertragen zu haben. — Entschuldigen Sie mich gütigst, gnädige Frau," wendete sie sich an Frau von Werder, „ich muß nachsehen."

Und damit verließ auch sie das Zimmer. Die Zurückbleibenden nahmen Platz und begannen ein lebhaftes Gespräch, an dem sich Bruno aber wenig beteiligte. Ihm war jammervoll zu Mut, und er fürchtete, sich durch den gepreßten Ton seiner Stimme fast mehr zu verraten als durch Schweigen.

Da saß sie vor ihm, die junge Frau, die ihrer Liebe alles geopfert hatte. Vaterhaus, Reichtum, ja sogar ihren guten Namen, den die meisten Menschen mit der Ehre zu verwechseln pflegen, wenn er auch himmelweit von ihr verschieden ist.

Digitized by Google

Und das Mädchen, dem er durch zehn lange Jahre seines Lebens die Treue bewahrt hatte — sie konnte ihm nicht einmal ihre Vorurteile opfern.

Immer wieder sah er in das feine, bleiche, von schwarzem Haar umrahmte Gesicht, dessen durchgeistigte Züge von schweren Seelenkämpfen sprachen. Und dabei dieser Liebreiz, diese Sanftmut und Hingebung im Blick — Bruno begriff jetzt den Freund — ja diese Frau war es wert, errungen zu werden, er begriff den Stolz, mit dem er auf sie blickte. O, warum konnte nicht auch er stolz sein auf seine Hedwig! Bruno befand sich in der Gemütsverfassung, wo auch der vorurteilsloseste Mensch ungerecht zu werden beginnt.

IX.

Der Gegenstand seiner Gedanken lag inzwischen in dem traulichen Mädchenstübchen und schluchzte herzbrechend in die Kissen der Chaiselongue hinein. Und wieder saß Gerda neben ihr und suchte durch liebevollen Zuspruch die Aufgeregte zu beruhigen. Endlich hatte sich Hedwig so weit gefaßt, um ihr aufmerksam zuhören zu können.

„Nehmen Sie an, Sie wären in ein fremdes Land gekommen und müßten sich an Sitte, Gebräuche und Anschauungen erst gewöhnen," meinte das junge Mädchen. „Das ist gewiß nicht leicht, aber ich sollte denken, doch zu überwinden, wenn man einen so liebevollen Führer hat wie Sie. Sie müssen ihm sein Amt nur nicht durch ewige Opposition zu schwer, und ihn selbst damit ungeduldig machen."

„Aber ich bin doch kein kleines Kind und habe meine eigenen Ansichten," fügte Hedwig hinzu.

„Ich würde mich an Ihrer Stelle zunächst blindlings der Führung Ihres Bräutigams überlassen und mir selbst erst ein Urteil bilden, wenn ich festen Fuß gefaßt und alle Verhältnisse aus eigener Anschauung kennen gelernt hätte."

Das war wohl richtig gesagt, und Hedwig sah es ein, aber sie war für ein so völliges Aufgeben der eigenen Person nicht mehr jung genug und zu lange die absolute Herrin ihres Hauses und ihres Lebens gewesen. Wer jahrelang selbständig geschafft hat und darüber in sein dreißigstes Lebensjahr gekommen ist, lernt das Fügen nicht mehr so leicht.

Bruno hätte sich sagen müssen, daß Menschen, deren Lebensweg so schnurgerade auseinandergegangen ist, sich in ihren Anschauungen nicht plötzlich wieder vereinigen können, denn die Verhältnisse formen den Menschen nach ihrer Art. Aber die ewigen Reibereien zwischen ihnen hatten ihn erbittert und er war nicht mehr in der Lage, in jedem Augenblick gerecht und vorurteilslos zu urteilen.

Hedwig hatte sich endlich erholt und trocknete die Thränen.

„Ich will versuchen, Ihrem Ratschlag zu folgen, ob es mir gelingen wird, weiß Gott allein. — Ich höre, daß Ihre Gäste aufbrechen — wollen Sie meinen Bräutigam bitten, uns in seinem Atelier zu erwarten? Ich möchte unter Ihrer gütigen Mithilfe den blauen Anzug besorgen, vielleicht freut sich der arme Bruno wieder einmal über mich, Sie glauben nicht, wie ich danach lechze."

Eine Viertelstunde später durchschritt Bruno auf dem Wege nach seinem Atelier den Thiergarten.

Um ihn grünte und blühte es, die Vögel jubilierten in allen Zweigen, und die Sonne warf ein goldenes Strahlennetz durch die Bäume auf den grünen Rasen. Aber Bruno hatte heute kein Auge für Naturschönheit, seine Gedanken waren trübe, ja verzweifelt. „Wie soll es werden? — Wie sollen wir miteinander auskommen?" So klang es unaufhörlich in ihm, und auf die trostlose Frage kam keine Antwort zurück. — Mit Hedwig brechen? das verbot seine Ehre, sie hatte zehn Jahre treu auf ihn gehofft, sie hatte ihm ihr kleines Vermögen geopfert und war auf ihn angewiesen. — Fort mit solchen Gedanken.

Gestern noch, vor Hedwigs Ankunft, hatte er seine leise mahnende Besorgnis immer wieder mit dem Gedanken beschwichtigt: „Sie wird sich hineinfinden." Heute fehlte ihm auch dieser Trost, denn sein ganzer Verkehr mit dem Mädchen war seit ihrer Ankunft ein unaufhörliches Aufeinanderplatzen ihrer verschiedenen Denkart gewesen.

Sollte das immer so bleiben? Und dabei hatte Hedwig den besten Willen, ihm gefällig zu sein, soviel sie es konnte, aber so sein, wie er sie wünschte, hieß für sie ihren ganzen Menschen verwandeln.

Eben noch, als er das Niemannsche Haus verließ, war sie ihm in dem halbdunklen Korridor um den Hals gefallen und hatte gefleht:

„Sei mir nicht böse, Bruno, ich kann mich nicht anders machen als ich bin, aber ich will stets thun, was Du verlangst, auch gegen meine Neigung. — Ich will Frau von Werder in unserm Hause empfangen und versuchen, höflich gegen sie zu sein."

Bruno unterschätzte nicht das Opfer, das sie ihm bringen wollte, aber was war damit gewonnen — „höflich", wollte sie sein, „gegen ihre Neigung" — sie wollte sich widerwillig fügen, wo allein freudige Zustimmung ihn befriedigen konnte.

Rasche Schritte klangen hinter ihm und umschauend erkannte er den Bruder der Frau Blum, der ihn zu erreichen strebte.

„Nehmen Sie mich mit, Herr Hillbach, ich sehe, Sie sind auf dem Wege zu Ihrem Atelier, ich brenne darauf, Ihre Bilder zu sehen."

Bruno war von diesem Ersuchen unangenehm berührt, er wünschte mit den Niemannschen Damen und Hedwig allein zu sein, wenn er diese vor seine Bilder führte, aber er durfte doch nicht unartig sein.

„Gern," sprach er höflich, „mein Atelier trägt heute ohnehin ein Festtagskleid, ich habe es von einem Gärtner etwas dekorieren lassen, denn ich erwarte binnen einer halben Stunde meine Braut darin."

„O, da will ich nicht stören," rief der Maler erschreckt.

„Nun diese halbe Stunde haben wir noch, kommen Sie nur."

Die Herren traten in das Atelier und der junge

Digitized by Google

Brand betrachtete mit unverhohlener Bewunderung die ausgestellten herrlichen Gemälde.

Bruno hatte am Morgen die Staffelei, an der er arbeitete, und alles umherliegende Gerät forträumen und die beiden großen Gemälde auf einem Hintergrund von dunklen Stoffen derart aufstellen lassen, daß eine Gruppe von hohen Topfgewächsen eines von dem anderen schied, und jedes für sich allein wirken konnte. Der bedeutende Raum des Ateliers gestattete diese Anordnung.

Bruno hatte es vermieden, seinem Arbeitsraume den Anschein der Pracht zu geben, die ganze Einrichtung war aber würdig und stilvoll, und namentlich die zwischen dem gewaltigen Fenster und der Thüre zu den Wohnräumen gelegene Ecke war mit Teppichen, Vorhängen und Polstermöbeln zu einem traulichen Winkelchen umgeschaffen worden. Sie bildete einen kleinen Salon für sich. Hier stand auch eine kleine Erfrischung für die zu erwartenden Gäste bereit.

Nachdem die Männer eingehend über die aufgestellten Gemälde sowohl, wie über die zahlreichen umherliegenden und stehenden Skizzen gesprochen hatten, zog Bruno den jungen Maler in den kleinen Nebenraum, der, eigentlich ein Flur mit Ausgang nach dem Garten, die Verbindung zu den Wohnräumen bildete.

Hier in diesem, selbst zu einem kleinen Garten umgeschaffenen Raum, war sein Geschenk für Hedwig aufgestellt — die Madonna mit dem Kinde.

Brand stand eine Weile schweigend davor.

„Ich bin ganz überrascht," sprach er dann, „bei Ihnen, dessen Bilder doch auch das Gepräge eines gesunden Realismus tragen, dieser kirchlichen Auffassung zu begegnen."

„Kirchlich, im wahren Sinne des Worts, dürfte sie kaum genannt werden," meinte Bruno, „aber Sie können auf eine Madonna doch unmöglich den heute beliebten Realismus anwenden."

„Und warum nicht, wenn man statt Madonna ‚Mutter Christi' sagen wollte. Ich will damit gegen Ihr herrliches Bild keinen Tadel aussprechen, indessen frappiert mich, Ihren anderen Schöpfungen gegenüber, eine gewisse außergewöhnliche Durchgeistigung oder Verklärung, die mir durch den Gegenstand an sich nicht bedingt scheint, und die ich daher nur mit dem Wort ‚kirchlich' bezeichnen kann."

„Und doch ist dieses Bild von einem Geistlichen als ‚unkirchlich' bezeichnet worden. Aber lassen wir das beiseite. Nach meiner Ansicht fordert der Stoff an sich eine solche Vergeistigung."

„Maria war die Frau eines Zimmermannes, ein ungebildetes Weib," sprach Brand, „wir haben nicht einmal eine Überlieferung, daß sie schön gewesen sei."

„Und darauf hin würden viele meiner Herren Kollegen neuester Richtung sich veranlaßt fühlen, sie häßlich zu malen, etwa mit verwirrtem Haar, um ihre Arbeitslast, mit Löchern im Kleide, um ihre Armut, und mit stupidem Gesichtsausdruck, um ihre Unbildung auszudrücken. Meinen Sie nicht?"

„Sie übertreiben," lachte Brand, „aber in Wahrheit könnte das ihr richtiges Bild gewesen sein."

„Mit nichten, Maria war unter allen Umständen eine außergewöhnliche Frau, und wir haben sogar Ursache anzunehmen, daß sie sehr schön gewesen sei. Die Bibel selbst bestätigt es."

„Nun, da bin ich doch neugierig, ich besinne mich auf keinen derartigen Passus."

„Fassen wir Maria vom ganz kirchlichen Standpunkt auf, als die jungfräuliche Mutter des Gottessohnes, so versteht es sich von selbst, daß der Herr der Welt nur ein ganz tadelloses Geschöpf zur Trägerin des Welterlösers ausgewählt haben würde, und daß diese Erwählte von dem Göttlichen, das sie getragen, für ihre Lebenszeit gleichsam durchleuchtet sein mußte.

Stellen wir uns aber auf den allerfreisinnigsten Standpunkt, welcher annimmt, daß Jesus ein Kind der Liebe gewesen sei, so müssen wir seiner Mutter erst recht ganz außergewöhnliche Eigenschaften zutrauen. Die Bibel sagt: ‚Als Joseph von Maria mit dem kleinen Jesus überrascht wurde, habe er ihren vermeintlichen Fehltritt nicht rügen wollen — man pflegte mit solchen Frauen damals furchtbar zu verfahren — denn sie sei ihm lieb gewesen. Er habe sie aber heimlich verlassen wollen. Da sei der Engel des Herrn zu ihm getreten und habe ihn anderes geheißen.' Wer sollte dieser Engel des Herrn denn wohl gewesen sein, wenn nicht sein eigenes liebendes Herz? Ja, dieser selbe Engel hieß ihn um des kleinen Stiefsohnes willen seine Heimat verlassen und nach Ägypten fliehen. Mußte nicht die Frau, um deretwillen ein Mann solches thun konnte, eine Perle ihres Geschlechtes sein? Mußte eine Frau, die einen Jesus erzog, nicht überhaupt ihr Zeitalter überragen? Es steht fest, daß fast alle großen Männer bedeutende Mütter gehabt haben."

„Hm —" machte Brand, „von dem Standpunkt habe ich die Sache bisher nicht angesehen."

„Und überhaupt," fuhr Bruno fort, „lasse ich den Realismus in häßlichen Dingen nur ausnahmsweise zu. Die Kunst soll veredelnd wirken, sie kann es aber nicht, wenn sie Stoffe wählt, die nur in krasser Häßlichkeit naturwahr sind."

„Sie meinen also, die Maler sollen nur Schönes malen?"

„Wenigstens das Häßliche nicht als Selbstzweck. Wenn Sie einen Märtyrer, einen tragischen Helden der Geschichte auf seinem Todeswege malen, so können Sie seine Henker unmöglich ‚schön' darstellen. Das ästhetisch Abschreckende wird als naturgemäßer Gegensatz in den Kauf genommen werden müssen und das Gefühl auch keineswegs verletzen. Wollen Sie indessen eine wüste Straßenprügelei als Selbstzweck malen, so würde ich persönlich mich davon angewidert fühlen, und mag die Naturtreue bis zur Darstellung eines jeden Fleckens auf der Hose des betrunkenen Messerhelden gehen. Für mich ist das Häßliche nur erträglich, wenn es einer schönen Idee dient, oder durch den Humor verklärt wird."

Brand wollte etwas erwidern, ehe er dazu kam, rollte aber draußen ein Wagen und hielt vor dem

Digitized by Google

Hause. Er ergriff also schnell seinen Hut und schlüpfte in den Garten hinaus, noch ehe Bruno den Haupteingang erreicht hatte,

* * *

Hedwig war indessen mit den Niemannschen Damen bei Friedauer gewesen und hatte das bebewußte lichtblaue Kostüm gekauft. Sie schrie fast auf, als der Verkäufer den Preis nannte, sie hatte bisher ihre Garderobe in billigster Weise im Hause herstellen lassen. Aber die Damen fanden es preiswürdig, und so legte sie schweigend einen ihrer sauer erworbenen Papierscheine auf den Tisch. Fünfzig Mark — wie schwer sind sie erspart, wenn sie vom Nötigsten abgezogen werden müssen. Hedwig wußte, was das heißt, wer wollte es ihr verdenken, wenn sie sich schwer von dem Gelde trennte. — Ein duftiges Hütchen mit Vergißmeinnicht geschmückt, ein Paar helle Handschuhe folgten. Nun war der Anzug vollständig. Bis zum nächsten Vormittage sollte das Kostüm für ihre Figur passend gemacht werden, man hatte für den Nachmittag eine Partie nach dem Zoologischen Garten verabredet, da wollte sie es zuerst tragen.

In gehobenem Gefühl stieg sie endlich in die harrende Droschke und fuhr mit Frau und Fräulein Niemann nach Brunos Atelier. Sie fühlte sich innerlich befriedigt, denn sie glaubte ihrem Geliebten ein Opfer gebracht zu haben.

Bruno empfing die Damen an der Thür und führte sie klopfenden Herzens in sein Atelier.

Man sah es dem stattlichen Raum an, daß er besondere Toilette gemacht hatte, um die Braut seines Beherrschers zu empfangen. Blumen und Topfpflanzen wohin man sah, und diese Wahrnehmung machte tiefen Eindruck auf Hedwig. Es ward ihr fast feierlich zu Mut.

Nachdem Bruno die Damen begrüßt hatte, bot er Hedwig den Arm und führte sie vor das Bild der Bacchantin.

Es war das erste moderne Bild, welches sie sah, und es packte sie doch, trotz ihres geringen Interesses für die bildende Kunst. Diese junge Griechin mit dem leichten, wallenden Gewand, das epheugeschmückte Haupt zurückgeworfen und die Arme mit dem Blumenstabe über den Kopf erhoben, schien fast aus dem Rahmen herauszutreten, man glaubte, der erhobene Fuß müsse zucken, dem halbgeöffneten Munde müsse ein jauchzender Laut entschlüpfen, so lebendig und naturwahr stellte sich die Figur dem Beschauer dar. Das war Realismus, aber in schönster Form.

Hedwig fühlte sich tief berührt, und doch flog heißes Erröten, das nicht der freudigen Bewunderung galt, über ihr Gesicht.

Die Figur war gar zu leicht bekleidet. Das lange Gewand verhüllte zwar die Körperformen, aber es ließ sie doch deutlich durchschimmern und auf der linken Schulter hatte sich gar die Achselspange gelöst.

Hedwig hatte oft schon derartige Darstellungen in Journalen oder durch Photographie nachgebildet gesehen, aber hier in der Farbe des Lebens und in dreiviertel der natürlichen Größe — nein, es war doch zu peinlich. Wie nur die beiden Malerdamen so unbefangen dabei bleiben konnten. Sie äußerten ihre unverhohlene Freude daran, und Frau Niemann, die feine, sonst so taktvolle Dame, lobte sogar den herrlichen Fleischton, von dessen Vollendung sie schon viel gehört zu haben behauptete. Ihr Mann sei völlig entzückt davon gewesen.

Hedwig hatte sich fest vorgenommen, ihren Bräutigam nicht wieder zu ärgern, sie schluckte daher ihr Entsetzen über die unanständige Bekleidung der Schönen hinunter und versuchte ihm ebenfalls einige Worte der Anerkennung zu sagen. Aber Hedwig war das Lügen nicht gewohnt, sie kamen trocken und gezwungen heraus. Und dabei war es nicht einmal eine Lüge im wahren Sinne des Wortes, die sie aussprach, sie bewunderte seine Kunst aufrichtig — aber warum wählte er solche Stoffe.

Bruno zögerte immer noch vor dem Bilde und sprach in forcierter Lebhaftigkeit mit den Damen. Er durchschaute Hedwigs Gemütszustand vollkommen und fürchtete sich vor dem nächsten Bilde.

„Die Geschichte mit dem Fall von der Treppe müssen Sie mir einmal erzählen," lachte Gerda.

„Gern," antwortete Bruno, und im Augenblick stand Hedwig die Unterhaltung des verflossenen Abends vor. Man hatte gefragt wo Bruno das herrliche blonde Modell unter den schwarzhaarigen Italienerinnen aufgetrieben habe — solche Bilder wurden also nach dem Leben gemalt und ihr Bruno war es, der sie malte — o pfui —

Wie zur Bestätigung ihrer Gedanken, sagte Bruno in diesem Augenblick:

„Sie war ein liebenswürdiges, frisches Naturkind, die Nichte unserer Osterienwirtin, ich hätte ihr ein besseres Schicksal gewünscht, als solchen Orlando furioso zum Gatten zu erhalten."

Der Maler forderte durch eine Handbewegung die Damen auf, vor das zweite Bild zu treten, das bisher von den hohen Topfgewächsen verdeckt war, er selbst trat diskret in den Hintergrund des Ateliers zurück.

Zwei Laute drangen in demselben Augenblick zu seinem Ohr. Ein Ruf der Bewunderung von den Lippen der Frau Professor, ein halb erstickter Schreckensschrei aus Hedwigs Mund. Da stand der berühmte „Frühling" —

Aus der schützenden Wölbung einer Grotte in der sie wohl den Winter verbrachte, war eine junge Nymphe in die wieder hell leuchtende Frühlingssonne hinausgetreten und breitete selig lächelnd dem wärmenden Gestirn die Arme entgegen.

Das Bild trug seinen Namen mit Recht. Frühlingsfrisch prangte die ganze Natur, liebevoll bis zum kleinsten Gräschen ausgeführt, frühlingsfrisch auch die jugendliche, fast noch kindliche Mädchengestalt, die der Sonne zujauchzte. Von dem tief dunklen Hintergrunde der Grotte hob sie sich ab, und um sie flutete das Sonnenlicht und entzündete goldene Reflexe auf ihrem herabwallenden rötlichen, wundervollen Haar. Eine lockere, wellige Strähne davon, hatte sie mit einer Hand über das Haupt er-

Digitized by Google

hoben, als wolle sie ihr aufwärts gerichtetes Gesicht damit vor dem zu blendenden Sonnenschein schützen. Ein schmaler weißer Schleier schlang sich um die fast in Profilstellung gegebene Figur, aber man konnte ihn kaum als Bekleidung gelten lassen, er diente mehr dazu, dem zarten Fleischton als Folie zu dienen.

Trotz dieser Nacktheit wirkte das Bild aber keineswegs verletzend, es lag ein keuscher Hauch darüber, der es selbst Gerda möglich machte, ohne Erröten davorzustehen. Sie war Bruno allerdings dankbar, daß er sich zurückgezogen hatte.

Hedwig hatte nur einen Blick auf das Bild geworfen, dann war es mit ihrer Fassung zu Ende, sie schlug die Hände vor das Gesicht und brach in Thränen aus.

Das hatte Bruno gemalt — dieses schamlose Bild — und nach dem lebenden Modell, und er hatte das Mädchen, das sich dazu hergegeben, ein liebenswürdiges, frisches Naturkind genannt.

War ihm denn aller Sinn für Sitte und Schicklichkeit in seiner lockeren Künstlergesellschaft abhanden gekommen?

Und die Damen gar, die ihr als Muster seiner Sitte gerühmt waren? Was sollte sie von ihnen denken? Da standen sie im Anschauen der nackten Figur versunken. Das war der Lebenskreis, dem sie sich mit gänzlicher Aufgabe ihres Selbst anpassen sollte? Nein, das durfte ihr niemand zumuten.

Und warum sollte denn sie allein sich fügen und anpassen? War sie nicht vielleicht berufen, mit ihrer Sittlichkeit und Frömmigkeit, ihrer dem Ernst des Lebens zugewendeten Denkart reinigend auf diesen in Leichtfertigkeit versunkenen Künstlerkreis zu wirken?

Hedwig wendete dem Bilde den Rücken und trat zu einem Rosentopf, dessen Blüten sie abwechselnd in die hohle Hand nahm, als wolle sie die Blättchen zählen. Sie wußte gar nicht, was sie that, es war ein rein mechanisches Beginnen.

„Ich will mich kleiden, wie er es wünscht, ich will ihm die Einrichtung des Hauses überlassen. Das sind Äußerlichkeiten, aber über meine Denkart lasse ich nicht verfügen. Jene Frau, die dem angetrauten Gatten davonlaufen konnte, bleibt meiner Schwelle fern, in dieses Atelier setze ich keinen Fuß mehr, und den Verkehr mit den Malerfrauen werde ich nur soweit aufrecht erhalten, als es dringend nötig ist."

Mit der Energie des festen Entschlusses wendete sie sich herum und schritt das Bild völlig ignorierend, dem lauschigen Eckchen zu, in welchem die Erfrischungen standen.

„Ich sehe, Bruno hat für unser leibliches Wohl freundlich Sorge getragen, gestatten Sie mir, mein künftiges Amt heute schon anzutreten und die Wirtin zu machen. Befehlen Sie Wein oder Limonade, gnädige Frau?"

Frau Niemann war so peinlich berührt, daß sie kaum antworten konnte, Gerda schwieg ebenfalls und würgte an einem kleinen Kuchen.

Als Bruno an den Tisch trat, reichte ihm Frau Niemann die Hand entgegen und drückte die seinige warm und innig. Der Mann that ihr grenzenlos leid. Bruno stürzte ein Glas Wein hinunter und beurlaubte sich für eine Viertelstunde, er habe draußen etwas nachzusehen. Jeder fühlte, daß er nur einen Augenblick allein sein wollte.

„Mädchen," rief Frau Niemann, sobald er das Atelier verlassen hatte, „was thun Sie! Dieses vernichtende, wenn auch stumme Urteil muß Ihren Bräutigam in tiefster Seele kränken, denn es verletzt seinen vollberechtigten Künstlerstolz."

„Mag es ihn verletzen; warum malt er so schamloses Zeug?" grollte Hedwig.

„Das Bild ist nicht schamlos, es ist sogar für seine Gattung außerordentlich zart gehalten. Glauben Sie, ich hätte meine Tochter sonst mit hierher genommen? Ich kannte es schon aus der begeisterten Beschreibung meines Mannes."

„Das geht über meine Fassungskraft. Wie kann die Darstellung einer nackten Person, die, wie ich gestern hörte, nach dem Leben gemacht wird, zart sein?"

„Wenn Sie mit geschürzten Kleidern und nackten Beinen auf der Straße gehen müßten, Fräulein Hedwig, würden Sie gewiß vor Scham vergehen, nicht wahr?" Hedwig sah die Sprecherin an, sie wußte nicht, wo diese hinauswollte.

„Die Fischer und Fischerfrauen aber, die den Fang ans Ufer ziehen und dabei oft durch Wasser und Morast zu waten haben, gehen so und schämen sich gar nicht, und auch Sie würden sich kaum durch ihren Anblick beleidigt fühlen, es ist eben bei ihnen so Sitte. Können Sie sich nicht auch vorstellen, daß es Gegenden oder Zeitalter gegeben hat, in denen die Menschen wenig oder gar keine Kleider getragen haben? Müssen diese Menschen deshalb schamlos gewesen sein? O nein, durchaus nicht. Das reinste Weib, von dem die Sage erzählt, war Eva vor dem Sündenfall. Sie empfand, wie die Bibel berichtet, ihre Nacktheit erst als ungehörig, da sie aufgehört hatte schuldlos zu sein.

„Von diesem Gesichtspunkt aus müssen wir auch jedes Bild betrachten. Das heißt also, wir müssen uns fragen: Hätten die dargestellten Personen, wenn sie plötzlich lebendig würden, Ursache, sich zu schämen oder nicht, sind sie unsittlich, oder sind sie nur nackt, weil es ihre besondere Art so erfordert?"

„Jede Nacktheit ist unsittlich," schaltete Hedwig ein.

„O durchaus nicht, mein Fräulein, unsere größten Meister, die unter den Augen der Päpste schafften, ein Raphael, ein Correggio und andere haben sogar die Engel des christlichen Himmels stets nackt gemalt, wollen Sie sie deshalb sittenlos schelten? Die Darstellung des Meisterstückes der Schöpfung, des Menschen, wirkt an sich nie unsittlich, sie wird es nur durch die hineingelegte Idee. Damit hat aber die Bekleidung nichts zu thun. Es giebt Bilder, die recht unsittlich sind und dabei doch ziemlich viel Stoffe zeigen."

Hedwig sah nachdenklich vor sich hin, aber sie war nicht überzeugt.

„Was haben Sie dieser armen Nymphe vorzuwerfen? Sie freut sich an der Sonne und an dem Frühling, und ein verhüllendes Gewand vermißt sie

Digitized by Google

ebensowenig wie Sie eine Gesichtsmaske. Wenn dieses Bild Sie schon beleidigt, was werden Sie dann zu manchem anderen sagen?"

„Warum muß aber Bruno gerade solche Bilder malen? Der Gedanke, daß ein Modell —" Sie brach ab und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Herr Hillbach muß gerade solche Bilder malen, da er das seltene Talent besitzt, vollkommen naturwahres Fleisch darstellen zu können, die schwerste Kunst, die es giebt. Viele bedeutende Maler werden ihn darum beneiden, denn es gehen viele aus dem Leben, ohne es je erlernt zu haben. Was aber die Modelle anbetrifft, so fragt man nicht danach. Man weiß, sie gehören einmal dazu, aber man spricht nicht darüber. Ebensowenig wie man einen Arzt nach den Untersuchungen an seinen Patienten fragt, sie gehören eben auch zu seiner Wissenschaft."

Bruno trat wieder ein, die Zornesfalte auf seiner Stirn hatte sich geglättet, aber er sah bleich aus, und die Ruhe war wohl nur erkünstelt.

„Wenn die Damen sich erfrischt haben, möchte ich sie noch in das Nebenzimmer bitten. Liebe Hedwig," wandte er sich an diese, „meine Bilder dort haben, wie ich es schon fürchtete, keine Gnade vor Deinen Augen gefunden, vielleicht habe ich mehr Glück mit einem anderen, das ich ganz allein für Dich, für Dein Zimmer malte. Ich bitte." Er wies mit der Hand nach dem kleinen Nebenraum, und Hedwig stand einen Augenblick später vor der Madonna.

Die widersprechendsten Empfindungen kämpften in ihr. Bruno hatte sie erfreuen wollen, er hatte fern in Rom ihrer gedacht und wochenlang nur für sie geschafft, sie hätte sich freuen müssen. Und doch — es war wieder ein neuer Beweis, wie wenig er ihr Empfinden zu beurteilen verstand. Dem, was ihr das Heiligste war, hatte er die Züge des verworfenen Geschöpfes gegeben, das ihm zu solchen Bildern gestanden, wie sie sie eben mit Abscheu gesehen hatte. Die heilige Jungfrau, die Mutter Gottes, stand da auf der Staffelei, aber vor ihrem geistigen Auge verzerrten sich die milden Züge zu bacchantischer Lust, durch die Falten des züchtigen Gewandes schimmerte der nackte Leib des heidnischen Weibes. Und vor diesem Bilde sollte sie beten?

Sie stand lange davor und suchte nach freundlichen Worten, die sie Bruno sagen wollte. Endlich drehte sie sich herum, ging auf ihn zu und legte die Hände auf seine Schultern.

„Ich danke Dir, Bruno für das Bild, und daß Du an mich gedacht hast. Verzeih mir, wenn ich Dich kränkte, unser Denken und Fühlen ist eben ein verschiedenes. Mein Wesen wurzelt in bürgerlicher Ehrbarkeit — Du — Ihr alle — denkt anders. Das kann ich nur tief bedauern, aber nicht ändern. Ich will Dir nichts in den Weg legen, laß auch mir meine Art. Dir das Atelier, mir das Haus, so hat jeder sein Teil."

Bruno küßte sie auf die Stirn, aber es war ein kalter Kuß, der nicht von Herzen kam und nicht zu Herzen ging, dann verließ die Gesellschaft das Atelier, um sich zu Kroll zu begeben, wo sie von dem Professor und der Familie Blum erwartet wurden.

Der Abend fiel ziemlich unerquicklich aus. Hedwig und Bruno waren tief verstimmt, die Professorin hatte sich über Hedwig geärgert, Gerda schien sinnend und nachdenklich, und diese verschiedenen Stimmungen blieben nicht ohne Einfluß auf die übrige Gesellschaft. Man fühlte, daß irgend etwas in der Luft lag, und wußte doch nicht was.

So trennte man sich früher wie es sonst wohl geschehen wäre.

Beim Abschiede bat Hedwig Bruno, sie am nächsten Vormittage abzuholen, sie wolle den gestern unterbrochenen Möbelkauf vollenden.

Bruno seufzte innerlich, würden die Kämpfe zwischen ihnen sich wieder erneuern?

X.

Der nächste Tag schien wieder gut machen zu wollen, was sein Vorgänger verbrochen hatte.

Hedwig war sanft und liebenswürdig, und gab Bruno in allen Stücken nach. Sie besorgten eine reizende Einrichtung, die gerade doppelt soviel kostete wie Hedwig ursprünglich gewollt. Sie fügte sogar freiwillig einige Kunstgegenstände hinzu, über die sich Bruno am Tage vorher lobend ausgesprochen hatte.

Bruno wußte nicht, wie ihm geschah, aber er konnte sich nicht mehr freuen, es lag wie ein Alp auf ihm.

Hedwig fuhr endlich in ihr Hotel zurück, um etwas zu ruhen, der ungewohnte Straßenlärm und das Aussuchen machten sie sehr müde. Zum Mittagessen sollte man sich wieder im Niemannschen Hause treffen.

Wie erstaunte Bruno aber, als ihm das Mädchen dort entgegentrat. Das gewünschte himmelblaue Kleid umschloß ihre zierliche Gestalt, und die reichen Falten desselben verhüllten wohlthuend ihre Hagerkeit. Die Freude und die sommerliche Wärme hatten ihre Wangen gerötet, und das kleine Façonhütchen, das sie noch nicht abgenommen hatte, kleidete sie vortrefflich.

Hedwig sah überraschend hübsch aus, wenigstens im Verhältnis zu der letzten Zeit. Sie bot ein zwar etwas verblaßtes, aber immer noch anmutiges Abbild des Einst, sie war wenigstens annähernd die Hedwig, die er einst so leidenschaftlich geliebt hatte.

Warum konnte er sich nur nicht mehr darüber freuen, warum schlug sein Herz nicht so glücklich wie das ihre? Hedwig war wirklich glücklich, das sah er deutlich, sie hatte für den Augenblick alles Ungemach des vergangenen Tages vergessen, warum nur konnte nicht auch er glücklich sein?

Er sah auf Gerda, die mit wärmstem Interesse ihn und Hedwig beobachtete — diese Überraschung war ja ihr Werk. — Er sah in ihre strahlenden Augen — diese Augen! — Jetzt wußte er, warum er nicht mehr glücklich sein konnte, nie, nie glücklich sein würde. O trauriges Verhängnis!

Er sprach einige Worte des Dankes zu Hedwig, sie hatte sie heute wirklich verdient, und Hedwig in ihrem Glücksgefühl bemerkte den Zwang nicht, den er sich auferlegte.

Man ging in bester Laune zu Tisch, und

Digitized by Google

Bruno lachte und scherzte mit den Fröhlichen. Kein Mensch sollte wissen, wie es in seinem Herzen aussah.

Nach Tisch ging es in den zoologischen Garten, und Hedwig zeigte sich höchst interessiert von allem Neuen. Sie war eine Natur, der alles Wirkliche und Greifbare mehr imponierte als das rein Geistige.

Ein guter Geist schien alle Streitpunkte aus dem Wege geräumt zu haben und die Sonne sank, ohne daß nur ein verdrießliches Wort zwischen dem Brautpaar gewechselt wäre.

Aber man soll den Tag nicht vor dem Abend loben.

„Guten Abend, Bruno, welche Freude, Euch zu finden." Herr von Werder stand mit seiner jungen Frau neben dem Tisch, auf dem soeben das Abendessen aufgetragen wurde.

„Nun, das nenne ich Glück haben!" rief der Professor fröhlich. „Kellner, rasch zwei Stühle, Sie essen doch mit uns? — Sie haben schon gespeist? Nun, da leisten Sie uns Gesellschaft."

Die Stühle wurden gebracht und die Vorstellung zwischen den Ankömmlingen und Hedwig bewerkstelligt, aber diese sprach kein Wort, obgleich Bruno mit warmen Worten ihr den Freund empfahl.

Der Zufall fügte es, daß die junge Frau ihren Platz neben Hedwig erhielt, diese rückte etwas ostensibel zur Seite und schwieg konsequent, ließ auch die Speise fast unberührt.

Als Frau von Werder sie einige Male anredete, gab sie eine sehr höfliche, aber kurze Antwort und wendete sich zu irgend einer anderen Person, um keine weitere Unterhaltung aufkommen zu lassen, sie wünschte von vornherein Stellung zu nehmen und keine Intimität zu dulden.

Bruno hatte heute sehen müssen, wie gerne sie alle seine Wünsche erfüllte, die nicht gegen ihre Natur waren; dieser war dagegen, und er sollte es merken.

Bruno merkte es nur zu gut, und leider auch noch ein anderer. Herr von Werder hatte den Frauen gegenüber gesessen und Hedwigs Benehmen mit mißtrauischen Blicken beobachtet. Was ihm erst als Zufall erschienen war, wurde Gewißheit.

Plötzlich stand er auf.

„Ich bitte uns jetzt zu entschuldigen, ich habe noch eine Arbeit fertig zu machen."

Trotz dringender Aufforderung von seiten des Professors und Brunos ging das Ehepaar davon, aber der letztere gab ihnen noch bis zur Gartenthür das Geleite. Dort drückte Werder dem Freunde herzlich die Hand.

„Ich fürchte, mit unserm freundschaftlichen Verkehr wird es in Zukunft nichts werden, mein guter Bruno, es giebt eine Stelle, wo ich sterblich bin."

Bruno schüttelte dem Jugendfreunde wieder und immer wieder die Hand, sprechen konnte er nicht, es war ihm zu weh ums Herz.

Er kehrte zu seiner Gesellschaft zurück und nahm schweigend seinen Platz ein, aber man brach bald auf. Es war ein eisiger Reif auf die Blüten der allgemeinen Fröhlichkeit gefallen und hatte sie getötet.

Dem Professor war erst nachträglich der Grund des plötzlichen Aufbruchs klar geworden, nun schmollte er mit Hedwig und würdigte sie keines Wortes mehr.

Bruno brachte seine Braut mit der Stadtbahn nach der Friedrichstraße zurück; er machte ihr während des kurzen Weges bis zu ihrem Hotel keine Vorwürfe, was hätte es auch genützt.

Mit den kühlen Worten: „Auf Wiedersehen morgen zu Tisch," verabschiedete er sich an der Thür ohne Kuß von ihr — das war noch nie dagewesen.

Hedwig war tief traurig, alles Glück, das der Tag ihr gebracht, zerstört — aber sie bereute nicht, sie glaubte sich im Recht.

Am nächsten Tage machte Hedwig unter Führung der Professorin neue Einkäufe für ihren künftigen Haushalt, aber die bisher so gütige Dame war seltsam zurückhaltend und beschränkte die Unterhaltung auf rein Sachliches. Hedwig fühlte, daß sie auch hier verletzt habe, und es war ihr, mit Rücksicht auf die Gastfreundschaft, die sie im Hause des Professors genoß, höchst fatal. Aber es mußte eben getragen werden, sie war aus ihrem wechselnden Gemütszustand zur Festigkeit durchgedrungen und hatte sich selbst ihr Verhalten vorgezeichnet. Man kehrte zu ziemlich früher Stunde zurück, auch Bruno wurde vor Tisch erwartet, es sollte noch musiziert werden.

Die Begrüßung zwischen dem Brautpaar war kühl wie es am Abend der Abschied gewesen. Sie saßen, während Gerda sang, auch nicht nebeneinander, aber Hedwig hatte bei dem vis — à — vis, welches sich daraus ergab, Gelegenheit, Bruno zu beobachten.

Wie er aufmerkte, wie er Gerda die Töne und Worte vom Munde nahm — galt dieses Interesse nur der Musik allein?

Es stieg heiß in ihr auf, heißer noch, als da am ersten Abende seiner Beziehung zu Lalla gedacht wurde. Sie ward sich bewußt, daß sie eifersüchtig sei — zum ersten Male in ihrem Leben. Mußte ihre Eifersucht denn nicht Grund haben?

Gerda begann ein neues Lied — o, wie sie sang — ihre ganze Seele lag in den Tönen.

„Du meine Seele, Du mein Herz,
Du meine Wonn', o Du mein Schmerz,
Du meine Welt, in der ich lebe,
Mein Himmel Du, darin ich schwebe —"

Hedwig ertrug es kaum noch, sie deckte die Hand über die Augen, sie hätte fortstürzen mögen, aber wohin? Sie durfte ihrer Herzensangst keinen Ausdruck geben.

Sie ließ die Hand wieder sinken, sie wollte weiter sehen, was ihr doch ins Herz schnitt. Bruno starrte immer noch wie weltentrückt auf die Sängerin, und seine Augen verrieten, was sein Mund ewig verschweigen wollte.

Mein guter Geist, mein bess'res Ich —"

schloß Gerda, und mit dem letzten Ton zuckte halb unbewußt ein Blick zu dem Lauscher hinüber, dann sprang das Mädchen auf und verließ hastig das Zimmer. Es entstand eine Pause, die drückend zu werden anfing.

Um ihre Fassung wieder zu erlangen ergriff Hedwig eine der auf dem Tische liegenden Kunstsammlungen und schlug sie auf. „Dresdener Galerie" stand darauf.

Digitized by Google

„Laß das Album, Hedwig," sprach Bruno sarkastisch, „es sind bedenkliche Bilder darin."

Um Hedwigs Lippen zuckte es, aber sie schlug das Buch nun gerade auf. Das erste Blatt, das ihr zu Gesicht kam, zeigte eine nackte, auf einem Ruhebett liegende Frauengestalt. „Venus von Tizian" stand darunter. Sie schlug ruhig weiter. „Der Zinsgroschen" von Tizian. Da stutzte sie doch.

Das Bild des Heilands, der auf das Geldstück in der Hand des Verführers weist, war ihr wohlbekannt. Also auch dieser alte, wie sie gemeint hatte, fromme Meister, hatte neben dem Heiligen ganz Profanes gemalt, sogar Bilder, wie sie sie im Atelier ihres Bräutigams gesehen und als schamlos bezeichnet hatte. Das gab ihr doch zu denken. Da war es freilich kein Wunder, wenn man ihre Verurteilung derselben in Malerkreisen albern und prüde fand.

Sie schlug das Buch zu. — War sie doch zu weit gegangen? Sie kam sich vor wie ein Mensch, unter dessen Füßen der Boden wankt und der hin und her tappt und nicht weiß, nach welcher Seite hin das sichere Festland liegt.

Nach dem ziemlich schweigsamen Mittagessen fuhr man nach Charlottenburg hinaus.

Das Mausoleum mit den Sarkophagen des Königs Friedrich Wilhelm und der unvergeßlichen Luise machte tiefen, unauslöschlichen Eindruck auf Hedwig. Die ruhende Königin kam ihr vor wie eine Heilige, und sie hätte in ihrer jetzigen Stimmung viel darum gegeben, wenn sie ganz still und heimlich sich zu Füßen der Schlafenden hätte ausweinen können. Aber es hieß die Lippen zusammenpressen und weitergehen.

Man begab sich nach der Flora, um den Abend über dort zu bleiben, vielleicht auch das Theater zu besuchen, denn man gab die Lieblingsoper der Professorin, „die Zauberflöte".

Hedwig ging an Brunos Arm durch die reizenden Anlagen, in denen schon die ersten Rosen die kommende Pracht ahnen ließen. Sie bemühte sich, so herzlich und liebenswürdig zu sein wie irgendmöglich, seine Kälte und Einsilbigkeit ihr gegenüber quälte sie unsagbar, sie hätte ein Jahr ihres Lebens für das alte herzliche Lachen gegeben, das sie so gerne von ihm hörte. Ihre Bemühungen waren aber ziemlich vergeblich, die Verstimmung wich nicht von ihm.

Man ging nach dem Palmenhause und fand es fast leer. Eine feuchte, warme Luft herrschte darin und Hedwig sah sich mit Staunen in die Natur der Tropen versetzt. Aus künstlichem Sumpfterrain erhoben sich riesige Farne, daneben stiegen schlanke Palmen auf und entfalteten erst dicht unter der Glaskuppel ihre Krone. Fächerpalmen und Phönix bildeten dichte Gebüsche, kleine Fontänen sprudelten dazwischen — die Kleinstädterin kam sich wie in ein Märchenland versetzt vor.

Auch Bruno hatte Freude an dem Anblick dieser südlichen Vegetation. — Kam sie ihm auch gegen die üppige Natur, die ihn noch vor wenig Monaten erfreut hatte, dürftig und verkümmert vor, so war es ihm doch eine freundliche Erinnerung an die schöne Zeit, da sein Leben noch durch eine Hoffnung erleuchtet und verschönert wurde.

So wandelten die fünf Menschen in den schmalen Gängen umher, sie waren jetzt, außer einem Bekannten des Professors, die einzigen in dem schwülen Raum.

Da begann in dem nebenan gelegenen Theatersaal die Ouvertüre zur Zauberflöte.

„Kommen Sie, Fräulein Hedwig, Sie dürfen die herrliche Musik nicht versäumen," rief die Professorin und faßte das Mädchen unter den Arm.

„Ich möchte noch ein Weichen hierbleiben, Mama," wendete Gerda ein, und die Herren pflichteten ihr bei.

„Man hört hier auch sehr gut und ist im Grünen," entschied der Professor, „aber wir kommen bald nach."

Die Professorin führte Hedwig in den Saal und schritt auf eine der nächsten Sitzreihen zu, wo gerade zwei Plätze frei waren, aber Hedwig nahm den Stuhl dicht hinter ihr ein, indem sie äußerte:

„Ich möchte doch einen Platz für Bruno neben mir reservieren."

Im Palmenhause wendete sich der Bekannte des Professors zu diesem, indem er sagte: „Ich habe ein Stückchen Kork in die Thürfalze gelegt, sie kann so nicht einschnappen, wir hören besser und können geräuschlos ab- und zugehen."

Er schritt mit dem alten Herrn einem der Sitzplätze neben der Glaswand zum Theatersaal zu, und Bruno blieb mit Gerda zurück. Sie verspürten beide keine Lust, den Herren zu folgen, sie schritten schweigend und der Musik lauschend, unter den Palmen hin, aber „es wandelt niemand ungestraft unter Palmen", sagt das Sprüchwort. Es war Bruno als erlebte er ein Märchen, als hätte eine gütige Fee ihn aus dem Elend der letzten Tage herausgehoben und in ein wunderbares Zauberland versetzt.

Das Licht drang nicht mehr mit voller Tageshelle durch das Glasgewölbe, die Fontäne murmelte leise, unbeweglich, wie verzaubert starrte das Gewirr der fremdländischen Gewächse um ihn und das Mädchen, dem, das fühlte er, sein ganzes Herz gehörte. Es kam wie ein holdes Träumen über ihn, die gedämpfte süße Musik lullte alle Gedanken an Vergangenheit und Zukunft ein und nur die Gegenwart spann ein Netz um seine Sinne, Pflicht und Ehre darin zu verstricken.

Sie waren im Hin- und Herwandeln an ein Bänkchen gekommen, über dem gewaltige Phönixwedel eine Laube bildeten. Gerda ließ sich darauf nieder, Bruno blieb vor ihr stehen und blickte sie, die aufmerksam lauschend zum Wipfel einer Palme hinaufschaute, unverwandt an.

„Sie hat die goldnen Augen
Der Waldeskönigin,"

ging es ihm mit dem reizenden Liede Theodor Storms durch den Sinn. — Gerda ward endlich aufmerksam.

„Was haben Sie, Herr Hillbach, Sie sehen ja so weltentrückt aus?"

Da war es um Bruno geschehen, er stürzte vor

Digitized by Google

ihr nieder, ergriff ihre Hände und drückte seine glühende Stirn darauf.

Einen Augenblick blieb das Mädchen unbeweglich sitzen, sie war wie gelähmt und starrte auf den Mann zu ihren Füßen, der das Gesicht in ihren Kleiderfalten verborgen hatte. Dann aber kam Leben in sie, mit dem leisen Aufschrei: „Um Gottes willen, was thun Sie, denken Sie denn nicht an Hedwig?“ entriß sie ihm die Hände, sprang auf und eilte dem Ausgang zu.

Bruno erwachte wie aus tiefem Traum, er strich mit der Hand über die Stirn und erhob sich langsam vom Boden.

„Hedwig“ — der Name hatte ihn einmal schon aufgeweckt und namenlose Sehnsucht in ihm wachgerufen, jetzt tönte er ihm wie die Posaune des Gerichts. — Hedwig — was er für sein Glück gehalten, war seine Kette geworden — was sollte jetzt werden? Er hatte sich Gerda gegenüber verraten, er hatte ihr reines, ahnungsloses Herz beunruhigt — wie sollte er ihren Eltern gegenübertreten?

Wie gebrochen lehnte er an dem Stamm der Palme und starrte auf den Boden.

Der Professor näherte sich ihm, sein Bekannter hatte ihn verlassen.

„Es beginnt hier dunkel zu werden, wollen wir jetzt auch — aber Mann, was haben Sie? Was ist geschehen?“

Er wollte ihn auf das Bänkchen niederziehen.

„Beichten Sie einmal.“

„Nicht auf dieser Stelle, aber beichten will ich, muß ich.“

Er zog den alten Mann weiter. Hier ein Stückchen davon zweigte sich ein schmaler Weg ab und führte mitten in ein Dickicht hinein, um unter einer hochstrebenden Palme vor einem Sitzplatz zu enden. Hier ließ sich Bruno schwer auf die Bank niederfallen, stützte die Arme auf die Knie und verbarg das Gesicht in den Händen. Der Professor betrachtete ihn mit inniger Teilnahme, schwieg aber, um dem Leidenden Zeit zur Sammlung zu lassen. —

Hedwig saß derweil im Saal dicht hinter der Professorin und folgte aufmerksam den Vorgängen auf der Bühne, dabei immer lauschend, ob wohl Bruno käme. Durch die nahe Glaswand konnte sie erkennen, daß es im Palmenhause stark dunkelte, und in ihrer Unruhe wendete sie öfter den Kopf. Da sah sie durch die völlig geräuschlos gehende Thüre einen Herrn kommen und über das, den Gartenbesuchern freigegebene Saalende dem entgegengesetzten Ausgange zuschreiten, den sie seines weißen Bartes wegen für den Professor hielt.

„Bruno und Gerda sind jetzt allein miteinander,“ dachte das Mädchen, „ob er sie wohl wieder so ansehen wird wie heute vor Tische?“ Und die Eifersucht stieg glühend in ihr auf. Daß Gerda bereits vor dem Herrn flüchtigen Fußes das Palmenhaus verlassen und auf demselben Wege, den dieser genommen hatte, ins Freie geeilt war, um Ruhe und Fassung zu finden, ehe sie sich zu Hedwig setzte, war dieser entgangen.

Sie zwang sich noch einen Augenblick zur Aufmerksamkeit auf die Oper, dann faßte sie den Entschluß, ebenfalls hinabzugehen, war es nicht ihr gutes Recht?

In demselben Augenblick, als sie sich erheben wollte, drehte die Frau Professor sich herum und sprach: „Achten Sie auf diese Arie, sie ist eine Perle der Oper.“

Aber Hedwig nickte nur mit dem Kopfe, sie war nicht mehr geneigt, auf irgend etwas zu achten.

Leise stand sie auf, erreichte auf den Fußspitzen die nur angelehnte Thür und schlüpfte geräuschlos hindurch. Gegen das helle Licht des Saales erschien ihr das Palmenhaus fast dunkel, aber sie konnte die Stufen, die hinabführten, noch deutlich erkennen.

Dort aus dem Dickicht, ihr jetzt ganz nahe, klang die Stimme des Professors, sie hätte sein tiefes Organ unter Hunderten herauserkannt. Hedwig hatte sich also getäuscht, er war noch anwesend. Sie begann sich zu schämen und wollte leise, wie sie gekommen, wieder zurückkehren. Aber da — ihr Name — der erhobene Fuß stockte wieder. Und jetzt Brunos Stimme, halb im Flüsterton, aber deutlich verständlich, die Männer konnten nur durch ein schmales Gebüsch von ihr getrennt sein.

„O mein teurer, väterlicher Freund, ich bin grenzenlos unglücklich.“

„Das habe ich schon gesehen, filius, und weiß auch den Grund, ohne daß Sie ihn mir nennen. Ich kann Ihnen nur raten, lösen Sie Ihre Verlobung so schnell wie möglich, Hedwig paßt nicht zu Ihnen. Sie ist ein braves, schätzenswertes Mädchen, aber in ihrer spießbürgerlichen Ehrbarkeit, das heißt, in dem, was sie ehrbar nennt, ein Hemmschuh auf Ihrem Lebenswege. Bei aller Liebe zu Ihnen, denn sie liebt Sie wirklich, wird sie unglücklich sein und Sie unglücklich machen.“

Hedwig krampfte die Hände zusammen — o, dieser Mann, der ihr so freundlich entgegengekommen war.

„Ich darf nicht, ich kann nicht zurück,“ antwortete Bruno.

„Ja, lieben Sie das Mädchen wirklich noch?“

„Lieben, begehren? — nein. Ich habe sie lieb wie eine Schwester, wie meine treue Jugendfreundin, die sie ist, aber ich könnte sie neidlos einem anderen Manne lassen.“

„Und mit diesem kühlen Freundschaftsgefühl wollen Sie einen Bund fürs ganze Leben schließen? Sie in Ihren Jahren, mit Ihrem glühenden Künstlerherzen? O, Hillbach, das giebt ein Unglück.“

„Das hat es schon gegeben,“ sprach der Unglückliche leise. „Aber hören Sie mich an. Ich will von dem Gelde, das sie mir ohne mein Wissen gab, ganz schweigen, so etwas läßt sich ersetzen. Aber sie opferte mir auch ihre Jugend, sie hoffte auf mich ein langes Jahrzehnt. Sie hat nichts auf der Welt als mich. Soll ich sie treulos verlassen? Als ihr Vater unheilbar erkrankte, als sie heimlich nach Berlin kam, um mich nach langer Trennung wiederzusehen, da weinte sie beim Abschied an meinem Halse: ‚O, Bruno, Du bist jetzt alles, was ich besitze, Du bist mein Trost, meine Hoffnung, mein Stab, auf den allein ich mich noch stützen kann,‘ und ich leistete in meinem

Digitized by Google

Herzen das Gelübde, ihr Glück stets höher zu stellen als das meine. Soll ich mir selbst den Schwur brechen? Auf wen soll ich mich im Leben noch verlassen, wenn ich selbst mir untreu werde?"

Hedwig war in die Knie gesunken und rang die Hände in lautloser Qual — es war gekommen, wie ihr unglücklicher Vater prophezeit hatte — aus Pflichtgefühl wollte Bruno sein Wort halten.

„Nun, dann thun Sie, was Sie müssen, und halten Sie sich an Ihre alten Freunde, vielleicht läßt sich doch noch manches bessern, das Mädchen ist ja intelligent."

„Das ist aber mein furchtbarstes Unglück, ich muß fliehen, was mir teuer ist, ich muß mein Lebensschiff weiter lenken, wo ich für Lebenszeit Anker zu werfen hoffte. Ich muß Ihr Haus meiden, mein verehrter Freund, denn ich liebe Ihre Tochter und habe es ihr in einem schwachen Augenblick verraten."

„O, mein armes Kind," seufzte der Professor fast unhörbar. „Behüt' Dich Gott, es wär so schön gewesen."

Die Männer schwiegen beide eine Weile. Dann begann Bruno wieder: „Ich werde mit Hedwig nach München übersiedeln und Ihr Haus nie wieder betreten. Bitten Sie Gerda in meinem Namen um Verzeihung, daß ich sie ängstigte. Ich gehe von hier direkt heim."

Hedwig erhob sich vom Boden — fort, nur fort, nur hier nicht liegen bleiben, und von ihm gefunden werden. Er sollte nie, nie erfahren, daß sie dieses furchtbare Geständnis belauscht hatte. Sie flog die Stufen hinan — sie schlüpfte durch die angelehnte Thür — ihre Kniee wankten, die Anzeichen einer Ohnmacht begannen ihr Auge zu trüben, aber mit übermenschlicher Anstrengung hielt sie sich aufrecht, sie mußte ihren Platz erreichen. Jedes Licht erschien vor ihrem Auge wie eine Sonne, die Musik schallte wie Donnergetön und Wasserbrausen in ihr Ohr — aber da war endlich ihr Stuhl, sie erfaßte ihn und fiel in demselben Augenblick vornüber auf die Schulter der Professorin. Die erschreckte Frau fuhr in die Höhe und Hedwig glitt auf den Boden nieder.

Einige in der Nähe stehende Herren sprangen zu und halfen die Ohnmächtige aufrichten. Eben kam auch Gerda herbei, sah, was geschehen war und eilte dem Palmenhause zu.

„Vater, Herr Hillbach — kommt schnell, Hedwig ist ohnmächtig geworden."

Sie stürzten in den Saal und Bruno nahm die Ohnmächtige aus Frau Niemanns Armen, um sie hinauszutragen. Hedwig schlug in der frischen Luft die Augen auf, aber sie schien nicht sprechen zu können. Es wurde schnell eine Droschke besorgt, um sie zum Bahnhof und so auf die schnellste Art heimzubringen. Frau Niemann wollte die Kranke in ihr Haus aufnehmen, aber Bruno protestierte dagegen, „es werde Hedwig aufregen," und so entschied man sich für das Hotel.

„Das arme Mädchen," klagte die Professorin, „wir haben sie zu sehr angestrengt. Den Tag über auf der Straße und jeden Abend in Gesellschaft, das war zu viel für sie."

„Hat Hedwig den Saal verlassen?" wendete sich Bruno angstvoll an die Dame.

„Bewahre, wir hatten noch wenige Minuten vor der Katastrophe miteinander gesprochen."

Bruno atmete wie von Centnerlast befreit auf, ein furchtbarer Gedanke war ihm gekommen, Gott sei Dank — er hatte sich getäuscht.

In dem Hotel angekommen, brachten die Damen die Kranke zu Bett. Gerda wollte bei ihr bleiben, aber Hedwig, die ihre volle Besinnung wieder erlangt hatte, bat dringend, sie allein zu lassen. Sie sei nur übermüdet und leide häufig an Ohnmachten. Sie gebrauche nur Schlaf, werde diesen aber nicht finden, wenn sie wisse, daß jemand ihretwegen wache. So that man ihr endlich den Willen und ließ sie allein.

Viel, unendlich viel Schweres hatte Hedwig schon durchlebt, manche Nacht hatte der Schlummer, von der Sorge verscheucht, ihr Lager geflohen, aber diese Nacht war die schwerste ihres Lebens. Verloren, versunken all ihr Glück — was sie für die rosige Morgendämmerung einer herrlichen Zukunft gehalten hatte, war das sanfte Abendrot gewesen, das die ewige Nacht für sie einleitete.

Bruno verlieren — lieber sterben — nein, sie gab ihn nicht frei, sie wollte um seine Liebe werben, wie Jakob um Rahel, unermüdlich. Sie hatte sie doch einst besessen, konnte denn das Verlorene nicht wieder zu erwerben sein? Sie wollte sich ihres Selbst entäußern, nur in ihm leben. Sie wollte fühlen mit seinen Sinnen, denken mit seinen Gedanken. Aber kann man denn aus sich heraus? Kann der sterbliche Mensch mit schöpferischer Hand sich anders machen als er ist? Stunde um Stunde verrann, und Hedwig lag unbeweglich mit glühenden, thränenlosen Augen.

Zuweilen regte sich leise Hoffnung und gaukelte ihr herrliche Bilder vor, wie Bruno allgemach überwältigt von ihrer unendlichen Liebe sich wieder ihr zuwenden werde. Aber dann kam die Verzweiflung, und vor ihrem heißen Atem zerstob das Luftgebilde in nichts.

„Bruno liebt eine andere — Bruno liebt eine andere." So sprach sie mechanisch vor sich hin, und die Uhr im Nebenzimmer schien es zu ticken, ihr Herz schien es in jedem Schlage zu pochen: „Bruno liebt eine andere — Bruno liebt eine andere."

Das Morgenrot zeichnete mit rosigem Finger helle Linien an die Wand gegenüber ihrem Bett, höher und höher stieg der junge Tag und in der Weltstadt regte sich das beginnende Leben.

Da fielen ihre Blicke auf ein kleines Heiligenbild neben ihrem Bett. Es hatte schon ihrer Mutter gehört, und sie ließ es nie von sich. Es stellte den Heiland dar, wie er seine Arme weit ausbreitet:

„Kommt her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid."

Sie faltete die Hände zu heißem Gebet und da kamen sie endlich, die lindernden Thränen. Hedwig konnte weinen. Und die rinnenden Tropfen wuschen leise, leise und unmerklich hinweg, was noch von Selbstsucht in ihr übrig war. Bruno war unglücklich, sie konnte ihn glücklich machen — er liebte Gerda,

Digitized by Google

die so viel mehr zu ihm paßte wie sie — er konnte sich mit ihr vereinigen, wenn sie ihn freigab.

Durfte sie zaudern? Nein. So lange sie denken konnte, hatte ihr Brunos Glück höher gestanden wie das eigene und er verdiente diese Hingabe. Hatte er nicht vor wenig Stunden noch erklärt, daß er seiner Liebe entsagen wolle, um ihr die Stütze zu sein, die ihrem Leben so lange gefehlt hatte?

Nein, er sollte nicht entsagen und in der Entsagung in einem unbefriedigten Leben seine geniale Künstlerschaft verkümmern sehen. Wenn einer, so mußte sie den bittern Kelch leeren und ihr trauriges Dasein weiter schleppen. Im Dulden und Entsagen ist das Weib stärker als der Mann.

Im Hause wurde es lebendig, aber auf die Augen des unglücklichen Mädchens senkte sich endlich der Schlaf. Er kam nicht als holder Tröster, aber er brachte wenigstens seliges Vergessen für das gequälte Herz und heilsame Stärkung den müden Gliedern.

Als Hedwig erwachte, war es hoher Vormittag. Es lag erst wie ein schwerer Druck auf ihren sich langsam sammelnden Gedanken, dann aber kam mit einem Male die furchtbare Erkenntnis ihres namenlosen Unglücks, und sie brach von neuem in Thränen aus.

Sie stand endlich auf und wanderte im Zimmer auf und ab; sie mußte überlegen, was zu thun sei, aber die Schwere in allen Gliedern zwang sie, sich niederzusetzen. Sie schellte. Das Zimmermädchen brachte ihr mit dem Kaffee zwei Karten und einen duftenden Rosenstrauß. Die Professorin war dagewesen und Bruno, er hatte die Blumen gebracht. Sie hatte beide Besuche verschlafen. Es war gut so. Sie wanderte wieder eine Stunde im Zimmer umher, dann ließ sie sich Schreibzeug bringen und verfaßte einen kurzen Brief, auf den sie telegraphische Antwort erbat. Sie beauftragte den Hausdiener, ihn in den nahen Briefkasten zu tragen und stellte sich beobachtend ans Fenster.

Nun ging er über die Straße, nun verschwand das weiße Viereck in dem Spalt des Kastens — nun war ihr Schicksal entschieden. Sie warf sich auf das Sofa und vergrub das Gesicht in den Kissen.

Gerda kam und wollte mit ihr spazieren fahren. Sie lehnte ab, sie habe zu heftiges Kopfweh; sie schrieb auch einige Worte an Bruno, er möge sie heute nicht mehr besuchen, sie fühle sich zu elend.

Wieder eine fast schlaflose Nacht, wieder ein Blumengruß von Bruno — er wollte am Nachmittag wiederkommen. So schlich auch der zweite Tag hin und dann gegen Abend kam Bruno. Er erschrak, als er das Mädchen erblickte.

„O Hedwig, Du bist ernstlich krank, laß mich einen Arzt holen."

„Es ist nichts, mein Lieber, ich habe hier nur zu viel erlebt. Mein alter Kopfkrampf. Aber nun ist das Schlimmste vorüber. Setze Dich her zu mir, Du mußt heute bei mir bleiben, ich lasse Dich nicht vor Abend fort."

Bruno war erstaunt. Hedwig, die Schicklichkeitspriesterin wollte ihn bis zum Abend allein in ihrem Zimmer behalten? Das war ja unerhört. Eigentlich war ihm dieses lange tête-à-tête unbehaglich, aber er konnte es ihr nicht abschlagen. Hedwig drückte ihn in die Sofaecke, setzte sich neben ihn, schmiegte sich in seinen Arm und lehnte den Kopf an seine Schulter.

„So saßen wir schon als Kinder, wenn Du mir Märchen erzähltest," sprach sie weich, „o, erzähle mir auch heute, vielleicht träume ich mich in die alte Zeit zurück."

„Ach Kind, der Märchenquell versiegt vor dem rauhen Leben."

„Dir war es nicht so rauh, daß er davor versiegen mußte. Warst Du nicht in Rom und im Morgenlande? Erzähle mir davon, Du schriebst immer so wenig."

Und Bruno erzählte von Italien, von Ägypten, den Pyramiden und Königsgräbern. Und dann kamen sie unvermerkt auf ihre Kinderzeit und Hedwig war unerschöpflich, ihn an immer neue, vergessene Scenen zu erinnern, daß er oft laut auflachen mußte. Hedwig ließ Licht bringen und bestellte ein Abendessen, er müsse bei ihr speisen. Sie bediente ihn aufmerksam, genoß selbst aber fast nichts, und ließ alle Scherze Brunos, ob sie von der Liebe allein leben wolle, über sich ergehen.

Bruno hatte immer noch etwas auf dem Herzen, es fiel ihm so furchtbar schwer, davon anzufangen, denn sie vermieden beide unbewußt, von der Zukunft zu sprechen.

„Hedwig," begann er endlich mit seltsam bewegter Stimme, „ich habe Dir noch etwas zu sagen. Ganz besondere Verhältnisse, die ich Dir später auseinandersetzen werde, zwingen mich, Berlin wieder zu verlassen, ich möchte nach München übersiedeln, wird es Dir recht sein? Sonst wähle ich einen anderen Ort."

Hedwig sprang auf und machte einen Gang durch das Zimmer. Sie konnte im Augenblick keine Antwort finden. Sollte sie heucheln und überrascht thun? Aber es mußte sein.

„Du siehst mich überrascht," stammelte sie, und die Verlegenheit gab ihren Worten den Anschein der Wahrheit. „Ist Dein Entschluß unwiderruflich?"

„Ganz unwiderruflich; ich kann in Berlin nicht bleiben; bitte, sei gut und lege mir nichts in den Weg."

„Ich werde Dir nie mehr etwas in den Weg legen, mein geliebter Freund; verzeih mir, wenn ich es zuweilen that, ich bereue jeden trüben Augenblick, den ich Dir bereitete. Grüße auch Deinen Freund Werder und seine junge Frau, wenn Du sie früher siehst als ich, und bitte sie für meine üble Laune um Verzeihung, ich hatte nicht die Absicht, sie zu beleidigen."

Bruno war sprachlos, was war nur in Hedwig gefahren? Diese Weichheit und Nachgiebigkeit hatte sie in letzter Zeit nicht mehr besessen. Das schwere Leben hatte ihrem Wesen einen Anflug von Herbheit und Bitterkeit verliehen. War es die Erschöpfung der Krankheit, die noch aus ihr sprach?

Die Uhr schlug elf. Nun mußte er sie wirklich verlassen.

Er stand auf; sie erkannte seine Absicht und

Digitized by Google

erhob sich ebenfalls, aber plötzlich schien der Boden wieder unter ihr zu wanken, sie schwankte und wäre zu Boden gestürzt, hätte Bruno sie nicht in seinen Armen aufgefangen.

„Hedwig, um Gottes willen, Du bist kränker als Du es zugiebst, sieh, wie Du blaß geworden bist!“

Hedwig schlang beide Arme um seinen Hals. „Ich werde wieder genesen, verlaß Dich darauf. Gute Nacht, mein Bruno, Gott und die heilige Jungfrau mögen mit Dir sein.“

Sie küßte ihn herzlich wieder und immer wieder, dann ließ sie ihn aus ihren Armen, und Bruno schritt der Thüre zu. Er schaute an derselben noch einmal eigentümlich bewegt zurück; da stand sie an den Tisch gelehnt und sah ihn mit schwimmendem Blick an, aber sie winkte mit der Hand, er möge gehen.

Bruno verließ das Zimmer, und Hedwig sank lautlos auf den Teppich nieder.

* * *

Am nächsten Vormittage war Bruno damit beschäftigt, in seinem Atelier zu packen. Die beiden großen Bilder hatte man bereits abgeholt, sie sollten in einer Kunsthandlung ausgestellt werden; große Kisten standen bereit, um alles übrige aufzunehmen.

Der Raum, vor wenigen Tagen noch geschmückt und traulich, bot einen wüsten, traurigen Anblick dar. Aber noch trauriger sah es in Brunos Herzen aus, und er scheute sich, einen Blick hineinzuwerfen.

Ein Dienstmann erschien und brachte ihm einen beschwerten Brief, für den er Empfangsbescheinigung wünschte. Bruno stellte sie mit fliegender Feder aus, er war in hohem Grade überrascht, denn er hatte Hedwigs Handschrift erkannt.

Nun riß er das Couvert auf; aus den engbeschriebenen Blättern fiel ihm ein harter Gegenstand in die Hand — sein Verlobungsring.

Er faßte an seine Stirn, als begriffe er nicht, was seine Augen sähen, dann ging er in sein Schlafzimmer hinüber und schloß die Thür hinter sich ab.

Hedwig schrieb:

„Mein geliebter Bruno, mein teurer Jugendfreund!

Wenn diese Zeilen in Deinen Händen liegen, habe ich Berlin verlassen und rolle auf den Schienen der Eisenbahn einer neuen Zukunft entgegen. Ich konnte mir diese Zukunft so lange ich denke nur an Deiner Seite vorstellen, und doch reißt uns das Schicksal jetzt unerbittlich auseinander.

Ich sage das Schicksal, denn war es nicht ein Verhängnis, das uns in früher Jugend in verschiedene Bahnen lenkte und unser ganzes Wesen sich in entgegengesetzter Richtung entfalten ließ? Wir waren wie zwei Pflanzen, die auf demselben Boden entsprossen, dem unkundigen Auge wie dieselbe Gattung erschienen. Da aber der himmlische Gärtner die eine in ein anderes Erdreich versetzte, zeigte sich's, daß sie köstlicher Art war, daß sie wuchs und sich entfaltete zu ungeahnter Pracht. Nun paßt das zweite armselige, halb verkümmerte Pflänzchen nicht mehr dazu, und der Gärtner weist ihm seinen Platz weit ab unter den Nutzkräutern an, die niemand beachtet, und die man doch gebraucht.

Das ist unser Schicksal, mein Bruno, wir passen nicht mehr zu einander, und ich danke Gott, daß er es mich erkennen ließ, so lange es noch Zeit war, unseren Irrtum zu verbessern.

Wenn ich Dir sagen wollte: ‚Ich liebe Dich nicht mehr,‘ so würdest Du es nicht glauben, und ich will auch nicht mit einer Lüge von Dir gehen. Aber in diesen Tagen des Siechtums habe ich viel nachgedacht und erkannt, daß ich trotz meiner großen Liebe zu Dir an Deiner Seite unglücklich werden und Dich unglücklich machen würde. Unser Denken und Fühlen ist auf den verschiedenen Wegen, die Gott uns geführt hat, ein anderes geworden, und wir verstehen uns nicht mehr. Was Dir als entschuldbar, ja als rühmlich gilt, dünkt mich ein Verbrechen gegen Gottes Gebote; was mir heilig ist, erscheint Dir als veralteter Aberglaube. Ich weiß keinen Punkt, in dem unsere Anschauungen sich nicht gerade entgegenliefen.

Ich aber bin zu alt, um mich gänzlich zu ändern, und ich will es nicht einmal; ich müßte einen ganz neuen Menschen anziehen und würde nicht mehr ich selbst sein. So würden wir uns das Leben verbittern und einer der Fluch des andern sein.

Da habe ich denn, wie ich Dir vor einigen Tagen ziemlich vermessen sagte: ‚Die Vernunft für uns beide,‘ und löse das Band, ehe es für uns unheilvoll geworden ist. Ich habe mich dazu entschlossen, wie man sich zu einer schweren, schmerzhaften Operation entschließt, deren Notwendigkeit man einsieht.

Sorge nicht um mein Schicksal, lieber Freund, es wird sich so gestalten, wie es für mich paßt. Ich habe heute den telegraphischen Bescheid erhalten, daß ich in dem Mutterhause der Genossenschaft der grauen Schwestern zu Neiße unverzüglich Aufnahme finden kann. Mein Leben gehört hinfort den Armen, Kranken und Elenden.

Dir, mein Bruno, danke ich für alles Glück, das Deine Liebe mir gewährt hat; das Andenken an Dich wird stets der leuchtende Punkt in meinem Leben bleiben. Eine letzte Bitte habe ich noch an Dich: sieh meinen Entschluß als unwiderruflich an und quäle mich nicht mit Gegengründen. Du würdest nichts ändern und mir nur wehe thun.

Der Morgen graut, mein Köfferchen ist gepackt — lebewohl, Bruno, mein lieber, lieber Jugendfreund, Gott nehme Dich in seinen gnädigen Schutz und segne Dich mit seinem besten Segen.

Hedwig.“

Bruno hielt den Brief in der Hand und starrte zum Fenster hinaus, er las ihn einmal, las ihn noch einmal, und ließ den kleinen Reif, der so lange an Hedwigs Finger geglänzt hatte, aus einer Hand in die andere gleiten. Er war frei, Hedwig war für immer aus seinem Gesichtskreise verschwunden.

Digitized by Google

Nun erst fühlte er, wie lieb sie ihm immer noch gewesen war, nun sie aufgehört hatte ein Hindernis für andere Wünsche zu sein.

„Das also war gestern ein Abschied für immer, darum diese Weichheit, diese Rührung — armes Mädchen."

Es klopfte jemand an die Thüre und verlangte Einlaß. Der Professor stand vor ihm und blickte erstaunt in sein verstörtes Gesicht. Bruno reichte ihm wortlos den Brief.

„Braves Mädchen," rief der alte Herr und fuhr sich mit der Hand über die Augen, „sie ist doch eine Perle ihres Geschlechtes, trotz ihrer altjüngferlichen Prüderie und Verschrobenheit."

„Sie hat mir ein Opfer gebracht," stöhnte Bruno.

„Nein, sie hat nur vernünftig gehandelt, und Vernunft ist ja die Richtschnur ihres Lebens. Sie sah ein, daß sie Sie zu Tode vernünftelt hätte."

„Sie beurteilen Hedwig doch nicht ganz richtig, mein alter Freund, sie besitzt unendliche Gemütstiefe; ich glaube wirklich, daß sie bei diesem Schritt mehr an mich, wie an sich selbst gedacht hat."

„Nun, so wollen wir ihr Andenken segnen und ihr wünschen, daß ihr selbstgewählter Beruf sie zufriedenstellen möge."

Bruno schüttelte den Kopf, er glaubte nicht daran, er kannte Hedwig besser, sie brauchte Liebe.

Der Professor stieß die Thüre zum Atelier auf und rief dem Packer zu: „Hören Sie auf mit Ihrer Arbeit, der Herr bleibt hier."

Bruno hörte die Worte, und durch die Verwirrung in seinem Innern brach es wie ein leuchtender Sonnenstrahl — Gerda.

Elftes Kapitel.

Fünf Jahre waren vergangen.

In einer eleganten Straße nahe am Thiergarten lag die freundliche Villa und das Atelier des berühmten Malers Bruno Hillbach. Es war kein prunkvoller Bau, sein Besitzer haßte alles Prahlerische. Aber gemütlich und behaglich lag das Häuschen inmitten eines schattigen Gartens, und Behagen sprach auch aus den Gesichtern seiner Bewohner.

Bruno und Gerda lebten unendlich glücklich miteinander, sie verstanden sich und ergänzten sich gegenseitig; ihre Ehe war wie ein harmonisch klingender Akkord, in dem zwei süße Kinderstimmen nicht fehlten.

Bruno war ein glücklicher Mann, eines der Lieblingskinder des Schöpfers. Was er begann, glückte ihm, eine Autorität ersten Ranges in der Kunst, einer der ersten Meister Deutschlands, wußte er sich durch die Liebenswürdigkeit seiner Person Neider und Feinde fernzuhalten. Er schaffte mit Lust und seltener Schnelligkeit, weil ihm unbedingte Herrschaft über Stift und Farbe gegeben war.

Aber in dieses Glück schien das Schicksal doch einen herben Tropfen träufeln zu wollen. Das älteste dreijährige Töchterchen erkrankte plötzlich und schwer. Der herbeigerufene Arzt schüttelte den Kopf und wünschte sofortige Entfernung des jüngeren Brüderchens, da es sich möglicherweise um Scharlach handeln könne. Das einjährige Hänschen kam zu den Großeltern, und die Eltern der kleinen Kranken wetteiferten in der Pflege.

Aber ein Tag nach dem andern verging, und immer noch wollte der Ausschlag nicht herauskommen, doch immer höher stieg die Fiebertemperatur. Schon hatten die Eltern drei Nächte am Bettchen des Lieblings durchwacht, da that der Arzt einen Machtspruch.

„So geht es nicht weiter, meine Verehrten," sprach er. „Wenn Sie beide nicht vom Bette weichen und keine Nacht mehr schlafen wollen, so habe ich morgen drei Kranke hier, und damit dürfte der Kleinen schlecht gedient sein. Ich fahre jetzt bei den grauen Schwestern vorbei und werde eine Pflegerin bestellen. Heute abend bringe ich sie mit und werde sie selbst hier instruieren. Vielleicht bekomme ich Schwester Veronika, sie ist mir die liebste von allen, ein herrliches Mädchen, die Liebe und Güte selbst."

Die Eltern der kleinen Kranken versuchten zu protestieren, aber der Arzt blieb unerbittlich.

In der Dämmerung kam er noch einmal; in seinem Wagen saß ein kleines graues Wesen mit großem Umschlagetuch und Hut, aus dem die Krause einer weißen Haube hervorsah.

Sie bot der Hausfrau leise einen guten Abend, legte dann Hut und Tuch auf einen Stuhl und trat zu dem Kinde, über das sie sich tief hinabbeugte.

Gerda, die gerade im Hintergrunde des Zimmers eine Nachtlampe entzündete, sah, umblickend, nur die Flügel ihrer Haube wie einen Heiligenschein um sie herumstehen.

Der Arzt instruierte die Pflegerin aufs genauste und wendete sich dann zu Gerda.

„Jetzt aber sofort zu Bett, gnädige Frau, wo ist der Herr Gemahl?"

„Bruno ist auf meine Bitte ein Stückchen spazieren gegangen."

„Das freut mich, sorgen Sie aber dafür, daß er sogleich nach seiner Rückkehr zur Ruhe geht. Das Fieber ist bei der Kleinen einige Linien heruntergegangen, wir haben für die Nacht nichts zu fürchten, also Ruhe für Sie beide, Ihre Kleine ist in den besten Händen, ich habe wirklich Schwester Veronika bekommen."

Der Arzt ging und Schwester Veronika nahm im Schatten des großen Bettschirmes ihren Platz bei der Kranken ein.

Die Eltern kamen noch einmal zusammen an das Bettchen, und Schwester Veronika trat tief in den Schatten zurück und schaute mit weit geöffneten Augen zu ihnen hinüber.

Da standen sie, Hand in Hand, Gerda und Bruno — ihr Bruno — sie sah ihn noch einmal wieder. Wie männlich, wie stattlich er war. Und wie glücklich er in seiner Ehe zu sein schien, wie innig sich die Gattin an ihn schmiegte. Sie fanden in ihrer schweren Sorge den besten Trost in sich selber, einer stützte den andern.

Digitized by Google

Und dieses Glück war ihr Werk — es kam wie ein Gefühl unendlicher Befriedigung über sie, ihr furchtbares Opfer war nicht umsonst gebracht.

Der matte Schein des Lämpchens fiel auf ein Bild an der Wand; die Madonna, die Bruno einst für sie bestimmt, schaute jetzt auf seine Kinder herab. Sie faltete die Hände und blickte zu der hehren Gottesmutter empor.

„O Maria, Du Heilige, ich danke Dir."

Jetzt konnte sie vor dem Bilde beten.

Bruno und Gerda hatten sich in ihr Schlafzimmer begeben, Stunde um Stunde der Nacht verrann, und Veronika-Hedwig saß am Bettchen und legte die verordneten Eisumschläge auf den Kopf des Kindes. Sie prüfte mit dem Thermometer den Hitzegrad, er hatte wieder etwas nachgelassen und das Gesichtchen fing an dunkel zu glühen, der ersehnte Ausschlag trat heraus, nun war Hoffnung.

In den Bäumen ringsumher begannen die Vögel zu singen, und rosiges Licht erfüllte nach und nach den behaglichen Raum.

Die Kleine, die in der Nacht viel phantasiert, aber in der letzten Stunde ruhig geschlafen hatte, rief plötzlich „Mama." Hedwig warf die Haube ab, damit das Kind sich nicht davon befremdet fühlen sollte, und beugte sich über das Bettchen.

„Mama schläft, Liebchen, möchtest Du etwas zu trinken haben?"

„Ja, trinken," flüsterte die Kleine und ließ das Glas an ihren Mund führen, um hastig zu trinken. „Ist der häßliche schwarze Mann fort?" fragte sie dann ängstlich.

„Ja, er ist ganz fort."

„Nein, ich denke, er hat sich hinter dem Schirm versteckt."

Hedwig schlug sofort den Bettschirm zusammen und ließ das Morgenlicht über das kleine Bett fluten.

„Siehst Du, er ist fort, ich habe ihn verjagt."

„Wie hast Du das gemacht?" forschte die Kleine.

Hedwig nahm ihr Tuch, breitete es auseinander und schwenkte es gegen das Fenster, „so habe ich es gemacht, da ging er gleich fort und hat versprochen, gar nicht mehr wiederzukommen."

„Das ist gut," sprach die Kleine, „ich fürchte mich vor ihm."

„Wie heißest Du denn, kleines Liebchen?" forschte Hedwig.

„Hedwig."

Hedwig preßte die Hände auf ihr klopfendes Herz und selige Freude durchströmte sie. So war sie nicht vergessen worden, Bruno hatte sein erstgeborenes Töchterchen nach ihr genannt. Er gedachte ihrer noch in Freundschaft.

„Höre einmal, wie heißest denn Du?" begann das Kind von neuem.

„Auch Hedwig, Tante Hedwig."

„Tante Hedwig, wo ist meine Rose geblieben? Die rote, weißt Du?"

„Ich habe sie nicht gesehen, klein Hedchen, aber wenn Du versprichst, ganz still zu liegen bis ich wiederkomme, will ich Dir eine andere holen."

„Ach bitte, hole sie, ich liege ganz still."

Hedwig hatte durch das Fenster blühende Rosen gesehen, und dort mußte auch eine Thür sein, sie sah den vortretenden Balkon. Richtig, an das Kinderzimmer stieß Gerdas Wohnzimmer, sie erkannte es an der Art seiner Einrichtung, und dann kam das Speisezimmer mit einer Glasthür nach dem Garten. Sie pflückte eine schöne, rote Rose und kehrte zu dem Kinde zurück.

Die Kleine hatte sich gar nicht bewegt, um sich die Rose zu verdienen, sie drehte sie ein Weilchen zwischen den Fingerchen, roch daran, ließ auch Hedwig riechen und bat endlich: „Nun erzähle mir eine Geschichte vom Rotkäppchen."

Hedwig sah in das kleine, glühende Gesichtchen, aus dem sie Brunos dunkle Augen ansahen. Aufregen durfte sie die Kleine nicht, da war es wohl am besten, sie that ihr den Willen.

„Gut, ich will erzählen, aber Du mußt die Augen schließen."

Die Kleine kniff die Augen fest zu, damit die Tante überzeugt sei, und Hedwig begann.

„Nein, Du mußt erzählen wie Papa," unterbrach sie das Kind.

Wo waren die Jahre hin, seit Bruno ihr die Geschichte vom Rotkäppchen erzählt hatte, und doch haftete noch etwas von seiner Art in ihrem Gedächtnis. Sie mühte sich ab, so zu erzählen, wie die Kleine es wünschte, und das Kind korrigierte, wenn sie ein anderes Wort brauchte.

„Noch einmal," sprach Hedchen, als die Geschichte zu Ende war, und Hedwig begann wieder mit halber Stimme und zum dritten Mal mit derselben Geduld, bis die Kleine eingeschlummert war.

Nun schob sie den Bettschirm an seine Stelle, setzte ihre Haube wieder auf und begann unhörbar im Nebenzimmer auf- und abzugehen. Sie fröstelte nach der durchwachten Nacht, es war die vierte, die sie ohne Schlaf zubrachte.

Von einem nahen Kirchturm schlug es fünf. Noch drei Viertelstunden, dann mußte sie fort, die Ordensregel verlangte den pünktlichen Besuch der Frühmesse.

Hier war das Reich von Brunos Frau, eigentlich ihr Reich, an diesem Nähtischchen sollte sie sitzen. — Sie blieb davor stehen und ihrem rückwärts schauenden Auge enthüllte sich wieder die Vergangenheit. — Sie saß mit Bruno im Kahn unter den Trauerweiden des väterlichen Gartens, dort fern in Ostpreußen, und das Mondlicht glitzerte auf den kleinen Wellen der Simser. Bruno hielt sie fest im Arm und baute Luftschlösser der Zukunft. Ein Schloß oder eine Villa, in der sie die Hausfrau sein sollte.

Nun war der Traum Wahrheit geworden, sie stand in seinem Heim — aber sie war eine Fremde darin, und eine andere die Herrin seines Hauses und seines Herzens.

Eine Bitterkeit wollte in ihr aufsteigen, wie sie sie lange nicht gefühlt hatte, aber dann kam die ruhige Selbstkritik, zu der sie sich erzogen, und mit demütigem Neigen des Hauptes sprach sie leise: „Es war gut so."

Digitized by Google

Dort lagen Bücher — sie schlug sie auf, ach, das war ja alles für sie zu hoch, sie verstand ja nichts davon — Gerda, die in seinem Lebenskreise aufgewachsen war, die wußte Bescheid, die konnte auch ihn verstehen.

Dort in dem Speisezimmer, da saß sie als Hausfrau an seinem Tisch und machte die Wirtin mit der Eleganz, die ihr eigen war; hätte sie das wohl verstanden? O nein, sie wußte jetzt, wie wenig sie in solche Verhältnisse paßte — sie hätte sich nie hineingefunden, sie fühlte es deutlich. — Gott hatte gewußt, was er that, als er sie auf einen Platz wies, den sie ausfüllte wie keine zweite. Hatte sie es doch am Krankenbett ihres Vaters gelernt.

Eine Thür knarrte leise, sie trat auf die Schwelle des Kinderzimmers zurück, da stand Bruno über das Bettchen gebeugt und lauschte den ruhigen Atemzügen des Kindes mit unendlicher Freude. Der Ausschlag war heraus, das Fieber hatte nachgelassen. Unter seiner prüfenden Hand erwachte die Kleine.

„Papa, sieh mal die schöne Rose."

O welche Seligkeit für den Mann, das Kind war bei klarem Bewußtsein.

„Wer hat Dir denn die Rose geschenkt, mein Liebling?"

„Tante Hedwig."

„Wer?" fragte Bruno erstaunt und schaute herum. Da stand sie, die Freundin seiner Kindheit und Jugend, das einst so leidenschaftlich geliebte Mädchen.

Bruno stürzte auf sie zu und preßte die Lippen auf ihre arbeitsharten Hände.

„O, Hedwig, wir sehen uns wieder, welches Glück."

„Ist es Dir ein Glück, mich wiederzusehen, Bruno?" fragte sie, indem die Thränen über ihre blassen Wangen rollten.

„Du kannst noch fragen, Hedwig? O, ich habe Dich nie vergessen."

„Ich glaube Dir, Bruno, Dein Gedenken spricht aus dem Namen Deines Kindes."

Die Kleine war wieder eingeschlafen, so setzten sie sich ans Fenster und erzählten sich flüsternd ihre Erlebnisse.

„Und fühlst Du Dich befriedigt in Deinem schweren Beruf?" fragte der Mann.

„Ja, Bruno, mit dem Glück hatte ich abgeschlossen, sobald ich gewahr wurde, wie weit wir auseinandergekommen waren, seit ich den Weg zu Dir nicht mehr zurückfand. Aber zufrieden kann man sein auch ohne Glück."

Er schaute gerührt in ihr kleines, hageres Gesicht. Es trug die Spuren schwerer Kämpfe, aber die milden Augen sprachen auch von endlichem Sieg.

„Hedwig, Du hast mir damals ein schweres Opfer gebracht, ich habe es wohl gefühlt."

„Was heißt Opfer, Bruno? Seit ich denken kann, habe ich mein Glück nur in dem Deinen gefunden, hätte ich glücklich sein können, wenn ich Dich leiden sah? Sieh, ich kannte mich zu gut, ich wußte, daß ich mich mit bestem Willen nicht anders schaffen konnte, als die Zeit und die Verhältnisse mich gemacht hatten, ich konnte mich nicht mehr über mich selbst hinaus erheben, aber ich konnte Dich frei geben. Das war ein Opfer, aber ein notwendiges, und Du hast es mir gedankt. Ich bin nicht Deine verhaßte Kette geworden, ich bin wieder Deine liebe Jugendgespielin, an die Du in Zuneigung denkst."

„Ja, Hedwig, das thue ich, und nun ich Dich gefunden habe, lasse ich Dich nicht mehr, Deine freie Zeit bringst Du in meinem Hause zu, als geliebte Schwester."

Das Mädchen schüttelte den Kopf.

„Nein, Bruno, mein Leben gehört dem Herrn und meinen Kranken. Ich habe Frieden gefunden, laß mich ihn bewahren. In Königsberg ist eine Schwester gestorben, und man will mich an ihrer Stelle dorthin senden. Es ist wohl das Beste. — Wenn ich oft in Dein trauliches Heim käme — wer weiß — mein Gelübde könnte mir schwer fallen. — Aber ich danke Gott, daß er mich dieses eine Mal herführte."

Sie band ihr Tuch um und trat zum Bettchen des Kindes, beugte sich nieder und machte das Zeichen des Kreuzes über seinem Haupt.

Dann reichte sie Bruno, der ihr erschüttert das Geleit gab, die Hand und schritt hinaus in den lachenden, taufrischen Sommermorgen. Ehe eine Biegung des Weges der Nonne den Anblick des traulichen Hauses entzog, blieb sie stehen, streckte die Hand aus, und ihre blassen Lippen murmelten einen heißen Segenswunsch.

Ende.

Digitized by Google

empor, und dann fielen große Tropfen von ihren zitternden Wimpern auf die Worte, die sie las.

Unterdessen schritten die beiden Herren in den blühenden Gartenwegen auf und ab.

„Was hat Bolinder angefangen?“ fragte jetzt Linsky; „ich verließ ihn in trostloser Verfassung und habe auch keine Nachricht von ihm; aber Ihr seid ja so viel später abgereist als ich —“

Lamberts Gesicht wurde ernst. „Er hat schwer gebüßt,“ sagte er, „aber ich hoffe, er wird sich nun durchringen. Zuerst glaubte keiner von uns, daß er's ertragen würde, und da hat nun Frau Geheimrat Scholten ein rührendes Wunder an dem verzweifelten Menschen vollbracht und ihn der Welt zurückgegeben. Dann wurde er schwer krank und hat wochenlang auf den Tod gelegen; jetzt ist er in seiner Heimat und arbeitet in dem Geschäft seines Onkels. Ich habe es von Scholtens, an die er ab und zu kurze Briefe schreibt.“

Linsky schwieg. Das Schicksal des früheren Kameraden, das in seiner erschütternden Tragik für ihn selbst ein Hebel des eigenen Emporraffens geworden war, berührte ihn tief; aber es mischte sich jetzt keine trostlose Bitterkeit mehr in diesen Schmerz, waren auch Körper und Seele darniedergebeugt von wuchtigen Schlägen — so sagte sich der Freund — doch waren vielleicht eben diese dröhnenden Schicksalsrufe die einzig erfolgreichen Wecker gewesen für diese seltsame Seele, Wecker, die ihm erst Aug' und Ohr geschärft hatten für das mahnende Wort „Excelsior“, das so oder so an jedes Menschen Seele klopft.

„Er hat das große Vermögen, das ihm nach Thomas Tode von selbst zufiel, zur Stiftung einer wohlthätigen Anstalt in seiner Vaterstadt bestimmt,“ sagte Lambert wieder; „später übernimmt er das Geschäft seines Onkels, aber das alte Handelshaus scheint dazu bestimmt zu sein, sich nie direkt zu vererben, denn dem anderen Wunsche des Alten, sich zu verheiraten, wird Gunnar zweifellos niemals nachkommen.“

Jetzt näherten sie sich wieder dem Platze, wo Constanze saß; Lambert sah schon von weitem ihr bewegtes, thränenbetautes Gesicht; mit einem Satze war er neben ihr. „Constanze, mein Lieb, es ist doch kein Unglück geschehen, Papa Willibald . . .?“

„Er ist ganz wohl, Herzensmann, aber hier — etwas anderes — komm, laß uns hineingehen in die Ruhe unseres Zimmers.“ Sie raffte die Briefschaften zusammen und beide traten in das Haus.

„Was ist nur geschehen, mein Lieb?“ fragte Lambert besorgt, Constanze zu einem Sessel führend.

In ihren Augen stiegen von neuem die Thränen auf.

„Clara Cavalcanti,“ stammelte sie mit unterdrückter Stimme.

„Ist sie krank?“ fragte Lambert errötend.

„Tot —!“ erwiderte Constanze leise, „an unserem Hochzeitstage . . .“ Dann gab sie ihrem Gatten den Brief.

Max Lambert ergriff ihn in tiefer Bewegung. Hatte er auch nicht umhin gekonnt, die Neigung, die das junge Mädchen ihm entgegentrug, zu bemerken, so hatte er doch nicht geglaubt, ihr eine besondere Tiefe oder gar diese verzweifelte Leidenschaft beimessen zu sollen; die flotte, kecke Frische in des weiblichen Doktors äußerem Wesen hatte ihm die Tiefen ihres Charakters und die Leidenschaft ihres Seelenlebens verborgen. Und nun hielt er das erschütternde Geständnis ihrer Liebe in seiner Hand!

Es waren große, kräftige Buchstaben, auf denen sein Auge ruhte, klar die Schrift, die einzelnen Zeilen ganz gerade über die Seiten laufend: ein seltsames Schriftstück für jemand, dessen Hand bewußtermaßen zum letzten Mal die Feder führt. Sein Inhalt war kurz und knapp und schien klar bedacht zu sein; nichts Wirres, Aufgeregtes oder Theatralisches darin; Max Lambert las mit ebenso viel Achtung wie Bewegung; diese Zeilen verursachten Schmerz, aber sie forderten kein schwächliches Mitleid heraus. Der Schlußsatz lautete:

„So stehe ich nun da, bankerott an meinem Wissen, bankerott an meinem Lieben — ein leeres Haus! Ich weiß es wohl, ich könnt es wieder füllen, könnte vielleicht an beiden Teilen mehr wiedergewinnen, als ich verlor, allein ich mag es nicht versuchen.

Siegen in frischer Jugendkraft oder sterben, ehe sie flieht, das erscheint mir wertvoller als eine mühsame Verteidigung bis zu grauen Haaren . . . Der ‚Sieg‘ ist nicht mein Teil geworden — der ‚Kampf‘ endet mit einer Niederlage. Ich glaube, ich darf mir sagen, daß ich ehrlich war im Leben, so will ich's bis zur letzten Stunde sein. Ich habe geglaubt, auf der Höhe des Wissens zu stehen, wo ich noch nicht die unterste Sprosse der Leiter betreten — ich hätt's verwunden, wenn es auch hart war, als ich's sah —; aber ich habe auch die Liebe verhöhnt und verlacht, ich warf den goldenen Rahmen des weiblichen Gefühls hinweg und schmähte trotzig des Weibes sonderartig Wesen — hier ist die Quittung! Ich sterbe — doch nicht, weil ich eines Mannes Ruhm nicht gefaßt — — — ich sterbe, weil ich eines Weibes Glück nicht fand.“

Als Lambert geendet hatte, stand Constanze neben ihm; er ließ den Brief sinken, ergriff beide Hände seines Weibes und sie blickten einander einen Augenblick tiefbewegt in die Augen. Constanze zitterte vor innerer Erregung; das liebende Weib in ihr sprach mit bebenden Pulsen für die unglückliche Mitschwester — Gott, Gott, wenn sie hätte entsagen müssen!

„Max!“ rief sie aufschluchzend und warf sich an die Brust des geliebten Mannes, „welch ein Preis für unser Glück!“

Da war es, als schimmere eine Thräne auch in dem ernsten Mannesauge über ihrem Haupte; in stummer Bewegung hielt der Mann sein geliebtes Weib umfangen, und ihre Seelen flossen zusammen in tiefer, schmerzlicher Wehmut.

* * *

Vier Jahre später. Und wieder ist's Frühling.

In das Thor des Jerusalemer Kirchhofs in Berlin treten vier Menschen. Eine schöne schlanke

Digitized by Google

Frau in hellen Gewändern geht am Arme eines stattlichen Mannes daher, dessen ernstes junges Gesicht wir als Max Lamberts erkennen. Ihnen folgt ein älterer Herr, der einen kleinen Buben an der Hand führt. Vor zwei blühenden Gräbern stehen sie still; auf jedem derselben liegt ein frischer Kranz.

„Das waren Echtens," sagt Constanze, „Helene sagte mir, daß sie heut abreisten, wie hübsch von ihnen, noch einmal an die Gräber gedacht zu haben. Gewiß haben sie auch Tante Dianas Hügel nicht ungeschmückt gelassen;" dann wendet sie sich zu ihrem kleinen Willibald: „Nun gieb die Kränze, Bubi," und stolz legt der Kleine die blühende Gabe, die er tragen durfte, und deren Bedeutung er nicht versteht, auf die freundlichen Gräber nieder. Dann plaudert er auf „Großpapa" Willibald ein, und der antwortet geduldig auf jede Frage des Kindes, sei sie auch noch so wenig philosophisch gestellt.

Die beiden Gatten stehen in ernstem Sinnen da; es ist heute ihr Hochzeitstag und zugleich der Todestag derer, die da schlummert unter diesem Rasen. „Ich will Euch nicht Waisen lassen," tröstet der Marmor auf Thomas Hügel, aber „Die Liebe ist die größte unter ihnen," predigt Claras Gruft.

Jetzt spricht Constanze. „Sie haben nun Frieden," sagt sie leise und bewegt.

„Wir dürfen es hoffen," erwidert Lambert ernst, dann fügt er nach einer Weile hinzu, indem er sein Weib fester an sich zieht und ihre Augen mit den seinigen sucht — „und wir, Constanze . . .?" Und Blick und Wort fragen nicht vergebens.

„Wir —?" sagt Constanze, und es klingt wie leiser Jubelruf in ihrer Stimme, als sie strahlend zu dem geliebten Gatten emporschaut — „wir haben das Glück!"

Ende.

Beiblatt der Deutschen Roman-Zeitung.

Der Wassermann.

Es hat ein König ein Töchterlein
Wohl über die See —
Das hatte Locken wie Gold so fein,
Viel Ritter kamen, sie zu frein . . .
Die Weiden rauschen.

Das Mägdlein aber, das wollte nicht
Wohl über die See —
Sie wandte trotzig ihr Angesicht,
Und kalt blieb ihrer Augen Licht . . .
Die Weiden rauschen.

Da kam geritten auf gläsernem Roß
Wohl über die See —
Ein fremder Reitersmann ohne Troß:
„Willst folgen Du mir in mein gläsernes Schloß?"
Die Weiden rauschen.

Da sprach das Mägdlein und sang ihm zu
Wohl über die See —
„Dich hab' ich erkürt, mein Liebstes bist Du,
Komm, daß ich bei Dir im Arme ruh!"
Die Weiden rauschen.

Da setzt sie der Reitersmann vor sich her
Wohl über die See —
Und als sie am Wasser, da seufzt er so schwer —
Und Roß und Reiter versanken im Meer . . .
Die Weiden rauschen.

Friedrich Fischer.

Waldmärchen.

Von **Agnes Harder.**

Es war ein wunderbarer, geheimnisvoller Wald. Seine Bäume hoben ihre Stämme wie Säulenschäfte zu stolzer Höhe, und schier undurchdringlich wölbte sich oben das dichte, dunkelgrüne Gezweig. Der weiche Moosboden dämpfte den Schall der Tritte, und nur das schlanke Reh war leichtfüßig genug, die zarten Grashalme, auf die es trat, nicht zu zerknicken. In der tiefen Stille hörte man nur das Gurren der Ringeltaube und das Hämmern des Spechtes. Dort, wo der See sein blaues Auge zum Himmel aufschlug, flüsterte das Schilf mit den gelben Schwertlilien. Das war das ganze Leben im Walde.

Menschenfüße betraten ihn schon lange nicht mehr. Er war in seiner ernsten, hoheitsvollen Schönheit ein Witwensitz geworden, das Asyl einer entthronten Königin, die die schnelle Zeit vergessen hatte. Er war die Zufluchtsstätte der Poesie. Sie hatte kein Schloß wie das Dornröschen, sie durfte auch nicht schlafen hundert Jahre lang und sich durch die Wartezeit träumen, bis hin zum wonnevollen Augenblicke des Erwachens. Nein, sie war ja nicht verzaubert, sondern entthront. Mit Steinwürfen hatte eine Horde roher Jungen sie einst nach dem Walde getrieben, Spottnamen und Schimpfworte hatte man ihr nachgerufen, bis das letzte sonnige Leuchten ihres Goldhaares zwischen den Stämmen verschwunden war.

„Feile Dirne," hatte ein ganz Junger gerufen, wie er ihr ein Stück Straßenkot nachwarf, „Verführerin," ein zweiter, der trunken aus einer Schenke dahertaumelte, „Lügnerin," knirschte ein dritter, den sie mit sanfter Hand zu den Höhen der Lebens zu führen gedacht hatte.

Dann verwischten sie die vielen betretenen Wege, die zu dem herrlichen Walde führten, machten sie zu Ackerland, das ihnen Brot gab, oder zu einträglicher Weide, oder zu lärmenden Marktplätzen, auf denen Charlatane ihre Künste zeigten.

Die Poesie, wie sie weit genug gegangen war, um den wüsten Lärm nicht mehr zu hören, blieb stehen und sah auf ihr weißes Kleid hernieder. Es war lichthell wie immer. Schmutz und Kot hatten keine Flecke darauf hinterlassen. Sie griff nach dem Haar. Darauf lag unberührt das Kränzlein von blauen Glockenblumen. Der schmale Goldgürtel, nach dem eine freche Bubenhand gegriffen hatte, war unverletzt.

Digitized by Google

„Sie haben mir nicht schaden können," flüsterte sie. „Ich bin ja heilig und unverletzlich. Aber wie haben sie sich selbst geschadet, die Armen, o die Armen." Damit setzte sie sich auf die knorrige Wurzel einer alten Eiche und weinte bittere Thränen. —

Die Poesie lebte nun fern von den Menschen. Sie brauchte sie ja auch nicht, und in der taufrischen Einsamkeit wurde sie täglich schöner. Sie kannte das Leben in der Welt zu gut, um sich nach ihm zurückzusehnen. Sie war vor langen Jahren mit den Kreuzfahrern in das heilige Land gezogen und hatte die sternenfunkelnden Nächte des Orients gesehen; sie hatte von hohem Balkone nach dem Turnier dem Ritter den Dank gegeben; sie war zur Reiherbeize geritten, den Falken auf der zierlichen Faust, neben der Fahne einhergeschritten zur Zeit des heiligen Freiheitskampfes, und hatte still und geduldig, ein wenig gequält zwar, am Theetisch schöner Frauen sitzen müssen und sich preisen hören. Nein, der Poesie wäre das Ausruhen im Eichenwalde nicht unlieb gewesen, wenn nur — das Mitleid nicht dagewesen wäre!

Das Mitleid war ein zartes, elfengleiches Geschöpf mit leichten Flügeln, die es überall hintrugen, halb ein Kind und halb ein Engel. Es war der Poesie gefolgt, und während die ewig junge Königin den Träumen der Erinnerung und den Träumen der Zukunft lebte, verzehrte sich das Mitleid in der Einsamkeit. Es schien so, als müßte es vergehen, und das liebe, süße Lächeln auf seinem reinen Antlitz erlosch.

„Warum grämst Du Dich Mitleid? Pflege die Jungen der Ringeltaube, denen der Habicht die Eltern raubte, warne die Häschen vor dem schleichenden Fuchs, flüstere der Bienenkönigin in dem hohlen Stamme Weisheit zu, und sei glücklich."

Mitleid schüttelte den Kopf.

„Ich brauche Menschen."

„Menschen sind falsch und hochmütig. Menschen bohren einander den Dolch in das Herz. Und Menschen finden nur Gefallen am Häßlichen. Menschen verstehen uns nicht."

„Aber sie brauchen uns. Aus jedem Deiner Worte sehe ich, wie sehr sie uns brauchen, die armen Menschen."

„Sie haben mich verbannt."

„Versuche, zurückzukehren."

„Das darf ich nicht, ich bin eine Königin. Eine Königin darf sich nicht erniedrigen. Sie müßten mich holen."

„Und wenn sie in ihrer Blindheit es nicht thun?"

„So bleibe ich bei den Bäumen, den Blumen und den Tieren." —

Mitleid bat täglich; aber die Poesie verschloß sich seinen Bitten. Da flog Mitleid zum See, zum Bach, zu den Blumen und Tieren, und holte sich Bundesgenossen, und da Mitleid allen geholfen hatte, so versprachen sie ihm auch ihren Beistand. Und ob die holde Poesie nun dem Rauschen der Bäume lauschte oder dem Murmeln der Quelle, ob sie den Duft der Blumen einsog, oder die summenden Bienen bewachte, immer vernahm sie nur das eine:

„Hilf den armen Menschen."

„Mitleid," sagte sie eines Tages, als sie an dem kleinen Waldsee stand, der ihr holdes Bild widerspiegelte, „Mitleid, ich will zu den Menschen zurückgehen, wenn Du mich überzeugst, daß sie ohne mich so elend sind, wie Du sagst."

Mitleid war glücklich. Es flog nach einer kleinen, sonnigen Lichtung, wo im Farnkraut zusammengerollt eine schillernde Schlange lag.

„Hilf mir, Weisheit."

Die Schlange streckte das geteilte Zünglein heraus und zischte:

„Wie kann ich Mitleid helfen?"

Mitleid trug sein Anliegen vor. Es war nicht Geringes. Es bat um den Schlüssel zum Herzen der Menschen.

Die Schlange besann sich lange.

„Der Schlüssel liegt tief unten im Waldsee. Niemand kann ihn sehen, denn die Wasserrosen haben ihre Blätter über ihn gedeckt, und die Unken bewachen ihn. Einmal im Jahre darf ich hinabtauchen und ihn holen, in der Johannisnacht, wenn ich ein Krönlein aus Edelsteinen trage und die Unken sich vor mir beugen müssen. Es ist die einzige Nacht, in der die alten Kräfte der Natur noch walten und meine ungeschriebene Weisheit die neue Klugheit da draußen zu nichte machen kann."

„Und wenn die Poesie den Schlüssel in den Händen hat?"

„Dann sieht sie in die Herzen der Menschen. Sie wird erschrecken, denn in dieser Nacht zeigt alles seine wahre Gestalt. Nicht einmal die Poesie hat dann Schminke genug für den Jammer."

„Schminke?" fragte Mitleid.

Die Schlange rollte sich wieder zusammen.

„Ja, Schminke. Die Menschen hatten ein wenig recht, als sie sie vertrieben, ein Körnchen Recht war's freilich nur. Sie wollte immer nur das Schöne sehen. Nun wird sie wohl gelernt haben, auch neben dem Unscheinbaren stehen zu bleiben und auch in die Hütte wahrer Armut zu treten, ohne den Hirten Atlaskleider und Rosenbänder zu schenken. Ich bin ihre Feindin nicht. Die heilige Weisheit der Natur hat sich von jeher gut mit ihr vertragen. Und nun gehe. In der Johannisnacht am Waldsee!"

Damit biß sie sich in den Schwanz und bildete einen Kreis. Mitleid kannte das geheimnisvolle Zeichen ohne Anfang und Ende, der Weisheit Symbol, und schwebte davon. —

Die Johannisnacht kam heran. Draußen über der Welt lag die Dämmerung der kurzen Sommernacht. Hier im tiefen Walde hatte sich das Helldunkel zu violetten Schatten abgetönt Wie eine schwarzblaue Wand standen die Bäume nebeneinander, wie Veilchenwellen hob sich das Wasser des Sees. Nichts leuchtete, denn die schmale Sichel des abnehmenden Mondes war noch nicht aufgegangen; aber alles lebte das geheimnisvolle Leben der niemals schlafenden Natur.

Mitleid saß auf einem bemoosten Steine nahe am Ufer. Es war sehr bleich, so weiß und durchsichtig wie seine zarten Flügel. Es lauschte auf den weichen Flug der Eule und das schattenhafte Vorüberschweben der Fledermäuse. Aus der Tiefe tönte das schwermütige Lied der Unken. Jetzt verstummte es. Mitleid bog sich vor. Wie ein gedämpftes Funkeln schimmerte es näher und näher herauf.

Da rauschte die Flut auf. Durch die blauen Schatten der Nacht ringelte sich die Schlange daher. Das Wasser spritzte um ihren schuppigen Leib. Wie sie zu dem Steine kam, auf dem das Mitleid saß, hob sie den Kopf. Ein kostbares Krönchen funkelte darauf und verbreitete matten Glanz. Sie schnellte die Zunge hervor und reichte Mitleid einen kleinen, goldenen Schlüssel.

„Mag die Poesie von nun an den Schlüssel zu den Herzen der Menschen besitzen. In ihren Händen wirkt er segensvoller, als unten in der Tiefe bei den Unken."

Damit schlängelte sie sich weiter, dem Ufer zu, daß die

Digitized by Google

Steine ihres Krönchens bald zwischen dem Schilf und den Schwertlilien aufleuchteten, gleich funkelnden Irrlichtern.

Mitleid aber hielt den goldenen Schlüssel fest in der Faust und flog zu der Poesie.

Die Königin saß unter der uralten Eiche und las die Offenbarungen der Schönheit aus dem großen Buche der Natur. Da warf ihr Mitleid den Schlüssel in den Schoß. Sie kannte ihn wohl und rasch legte sie ihn an ihr Herz.

„Mitleid," rief sie erregt, „Mitleid, ich sehe die Herzen der Menschen!"

Wirklich sah sie sie; aber anders, als je vorher. Sie sah sie, wie sie geworden waren, seitdem die Poesie der Welt den Rücken gekehrt hatte. Sie sah das nackte Elend, das seinen ganzen Jammer kannte und nicht mehr Rosen an den niedrigen Fenstern seiner Hütte zog. Sie sah die Arbeit, rastlos, kraftaussaugend, und dann als Ruhe den bleiernen Schlaf ohne liebliche Träume. Sie sah die taumelnde Lust ohne den verklärenden Schimmer der Schönheit, das rastlose Streben ohne den idealen Lorbeerkranz des Erfolges, die Leidenschaft ohne den Rausch. Sie sah, daß die Flügel, die jede Seele trägt, zerbrochen oder verkümmert waren. Und wo diese Flügel entfaltet zu freiem Fluge, Grundbedingungen des Lebens sind, bei den Künstlern, da hatte ihre Abwesenheit am furchtbarsten gewirkt. Welche Töne ohne versöhnende Melodie drangen zu ihr, welche schreienden Farben, gellenden Reime. Wie elend waren die Menschen geworden, wie unwahr, wo sie meinten, wahr zu sein und die Lügnerin verbannt zu haben.

Die Poesie weinte lange, lange. Aber Mitleid trocknete ihre Thränen, steckte den Schlüssel in ihren Busen und sagte:

„Du kannst Dir jetzt jedes Herz öffnen, denn Du kennst es. Du kannst jedem geben, was ihm not thut, daß er zu seinen Leiden den Schimmer der Wehmut, zu seiner Arbeit die Freude der Berufstreue, zu seiner Krankheit die Palme der Überwindung trägt. Komm zurück zu den Menschen, die ohne Dich vergehen, komm und ergreif Dein Scepter von neuem. Laß es fortan der kleine goldene Schlüssel sein, den die Weisheit in Deine Hände legte."

Sie gingen unter den Bäumen dahin, dem Ausgange des Waldes zu. Die blauen Schatten lichteten sich. Ein rosiges Dämmern umgab sie, und als sie am Saume der einsamen Forst standen, da ging die Sonne auf. Ihre ersten Strahlen fielen auf den Schlüssel zu den Herzen der Menschen, den die Poesie ihr entgegenhielt.

Zwei Gedichte von Theodor Freiberg

Jugendsehnen.

Weiche Windesschwingen tragen
Sacht' mir zu des Abends Düfte —
Ferne, durch die lauen Lüfte,
Haucht ein Lied mit leisem Klagen.

Und ich lausch' dem süßen Klange:
Leise rinnen meine Thränen — — —
Ungestilltes Jugendsehnen
Bricht hervor in wildem Drange.

„Sommerabend".

Weiche, sommerschwüle Blumendüfte
Wehen um mich in des Waldes Hallen —
Durch die stillen, regungslosen Lüfte
Will kein abendlicher Windhauch wallen.

Nur die Quelle raunt durch Schilfgeflüster
Wie ein leiser Sang von Elfenchören,
Nur zuweilen traumhaft aus dem Düster
Läßt ein Vöglein seine Stimme hören.

Und der Abendglocken fernes Klingen
Tönt gedämpft durchs stille Saatgefilde;
— — All' mein Sehnen, all' mein heißes Ringen
Stirbt in dieses Sommerabends Milde . . .

Etwas über Erziehung.

Von **M. Arndt.**

Wenn Dein Wille nicht selbst zum Gesetz wird,
Was des Gesetzes Wort Dir gebietet,
Du wirst sklavisch das Wort nur vollziehen.

Der unbeschreibliche Zauber der Natur, der jeden tieferen Denker zur Bewunderung hinreißt, dem einfachen Geiste aber das Gefühl innigen Wohlbehagens verleiht oder Ehrfurcht einflößt, liegt in der wunderbaren Harmonie, mit welcher sich alle Teile zu einem Ganzen vereinigen. Der Tautropfen auf dem Halme, der Käfer in der Blüte dienen so gut zur Verherrlichung der Schöpfung, wie der rauschende Wald und das gewaltige Weltmeer. Diese Einheit, welche sich dem Menschen in der Natur offenbart, sucht er in seinen Werken nachzuahmen; je mehr ihm das gelingt, um so vollkommener entspricht seine Schöpfung den Bedingungen der Schönheit, durch welche sie wirken soll. Diese Einheit erstreben wir vor allem in der wichtigsten Aufgabe, die dem Menschen gestellt ist, in der Erziehung des Menschen selbst zu seiner höchsten Bestimmung. Auch hier suchen wir die Harmonie herzustellen, durch welche alle Eigenschaften und Thätigkeiten des Menschen sich dem Zwecke seines Daseins unterordnen. So lange er noch im Widerspruch steht mit den Anforderungen, die das Leben an ihn stellt, so lange ist die Harmonie noch gestört.

Die innere Welt des Begehrens muß eins werden mit den Anforderungen der Bestimmung; das äußere Gesetz muß zum inneren werden und bedingt dann als solches die Freiheit des Geistes, welche wir sittliche Freiheit nennen, und welche der Erzieher höchstes Ziel ist.

Es ist die hohe Aufgabe der Eltern, dieses Ziel stets im Auge zu behalten und, um ihrer Verantwortlichkeit willen, keine Äußerung des Geisteslebens ihrer Kinder für unwichtig zu halten. Die Pflicht der ersten Erziehung überträgt sich auf die Schule, sobald dieselbe dem Elternhause des Kindes die Hand reicht.

Auch sie hat nicht nur die Samenkörner der Erkenntnis auszustreuen, sondern ebenso für guten Boden und gutes Gedeihen Sorge zu tragen. Sie arbeitet an ihrer Aufgabe durch Erziehung sowohl, wie durch den Unterricht. Um das Ziel ihrer Wirksamkeit, die sittliche Freiheit zu erstreben, darf sich der Lehrer nicht mit dem Gehorsam begnügen, der das Wort des Gesetzes erfüllt, sondern er muß den Willen des Kindes auf das hinlenken, was das Gesetz fordert; denn auch hier gilt das Wort der Schrift: „Der Buchstabe tötet, der Geist aber ist es, der da lebendig macht". Das Kind kann aber nur das wollen, was es kennt; darum ist Gewöhnung an das Gute der erste Schritt, den Willen darauf hinzuleiten. Mit unbeugsamer Konsequenz muß der Lehrer seine Zöglinge an die Erfüllung ihrer Pflichten gewöhnen, an Fleiß, Ordnung, Pünktlichkeit, gute Haltung u. s. w.;

Digitized by Google

da ist nichts unbedeutend, nichts, was einer dauernden Beachtung unwert sein könnte; denn die Gewöhnung zielt darauf hin, dem Kinde diese Tugenden zum eigenen Bedürfnis zu machen. Wie ein Genuß erst dann einen Reiz für uns hat, wenn wir uns mit ihm vertraut gemacht haben, so ist eine gute Eigenschaft dem Kinde erst begehrenswert, wenn es die Wohlthat derselben kennen gelernt hat. Darum gilt es, unermüdlich sein, das Kind immer und immer wieder zu ermahnen und zu neuen Anstrengungen zu ermutigen, bis ein guter Erfolg die Bemühungen lohnt. Hat ein Kind zum Beispiel mit einer schlechten Handschrift zu kämpfen, so veranlasse man dasselbe zu stets wiederholten Übungen, zur Nachahmung guter Vorschriften, fordere konsequent Verbesserungen der mißglückten Arbeiten, ermutige durch Anerkennung des geringsten Fortschrittes zu stets neuen Versuchen, bis die erforderliche Gewandtheit der Hand erzielt ist. Die Freude an dem Gelingen erregt den Wunsch, diesen Fortschritt nicht wieder einzubüßen, und so wird der Wille auf eigene Vervollkommnung hingelenkt.

Alle Unterrichtsfächer geben dem Lehrer Mittel in die Hand, diesen erziehlichen Einfluß auf den Willen des Kindes auszuüben.

Jede Wissenschaft ist ein Forschen nach Wahrheit; die Kenntnisse befreien von Unwissenheit, Aberglauben und Unwahrheit, indem sie die Dinge in ihrer wahren Gestalt zeigen, und lenken dadurch die Gedanken von dem Unvollkommenen ab, auf etwas Edleres hin. Aber auch mit der Aneignung der Kenntnisse geschieht noch nicht genug, sie selbst sind wieder die Mittel zum Zweck, welche der Lehrer mit Verständnis und Umsicht anwenden muß. Wenn er bei der Erdbeschreibung den Kindern die Namen und Produkte der Länder bis ins kleinste nennt, wenn er mit seinem eigenen reichen Wissen nur das Gedächtnis der Kinder anzufüllen sucht, welch einen bleibenden Gewinn wird er erzielen? Das Wissen der Kinder wäre ein leeres, ihr Gewinn verloren, sobald ihr Gedächtnis sie verläßt.

Wenn er ihnen aber erzählt von den Wundern ferner Welten, von den weisen Einrichtungen des Schöpfers, welcher jedem Lande seinen eigentümlichen Vorzug gegeben hat, einen Ersatz für die ihm versagten Schätze; wenn er ihnen von den Männern erzählt, welche alle Wohlthaten und Bequemlichkeiten eines Lebens in civilisierten Staaten zum Opfer gebracht haben, um zum Wohle der Menschheit unbekannte Gegenden zu erforschen, in denen sie sich den größten Gefahren aussetzten, um der Nachwelt Kenntnisse zu hinterlassen und Vorteile zu verschaffen; wenn er bei der Aufzählung einflußreicher Städte und Länder auch einen Blick auf ihre Vergangenheit wirft: dann wird das Kind mit Interesse seinen Erzählungen folgen und das, was ihm nur angedeutet werden konnte, näher zu ergründen wünschen. So wird die Lust zum Lernen erregt, der Wille, sich des Studiums zu befleißigen. Mehr noch kann dieses Streben durch die lebendige Darstellung der Geschichte erregt werden, wenn es der Lehrer versteht, die Begeisterung der Kinder für die edlen Thaten ihrer Väter zu erwecken, ihnen Liebe einzuflößen für König und Vaterland, und Ehrfurcht vor denen, welche ihr Leben für dasselbe hingaben oder mitgearbeitet haben an dem Aufbau seiner Größe. Dann wird den Kindern nicht nur die Bibel, sondern auch die Weltgeschichte heilig sein. Und wenn nun der Lehrer seine Zöglinge darauf hinführt, daß auch sie berufen sind, thätige Mitglieder eines großen Volkes zu werden und an der gemeinsamen Wohlfahrt mitbauen zu helfen, mag es im großen oder im kleinen, im öffentlichen oder verborgenen sein, dann wird diese hohe Aufgabe den Vorsatz in ihnen wachrufen, dieselbe zur Befriedigung lösen zu wollen. Aller Unterricht soll den Willen der Kinder auf gute Ziele lenken, der Religionsunterricht aber im besonderen auf den Geist der Wahrheit, der in alle Wahrheit leitet. Durch ihn sollen sie die Gotteshand erkennen lernen, welche sowohl über die Geschicke der Völker, als über das Leben des einzelnen waltet und, soweit sie es in ihren Jahren fassen, sich der Bedeutung ihres eigenen Lebens als einer Vorbereitungszeit bewußt werden. Dieses Bewußtsein vermindert den Wert irdischer Genüsse und richtet das Streben des Willens auf die Aneignung der Güter, durch welche wir vor Gott bestehen können.

Eine Freudigkeit des Willens erreicht der Erzieher bei den Kindern aber nur dann, wenn wahre Liebe seine Führerin ist Die Liebe macht das Herz des Kindes empfänglich für die Aufnahme der guten Samenkörner, sie erweckt wieder Liebe für den Freund und Helfer und für die gute Sache.

Dem kühlen Verstande kann es vielleicht auch gelingen, einen Zögling dahin zu bringen, daß er sein Leben lang streng nach den Gesetzen wandelt, welche die Moral ihm auferlegt, aber die Erfüllung derselben ist ihm keine Freude, sie ist nicht in sein innerstes Leben übergegangen, er gehorcht einem Willen, der außer ihm liegt, nicht seinem eigenen Und „wenn er alle seine Habe den Armen gäbe und hätte der Liebe nicht, so wäre es ihm nichts nütze“. Die Freudigkeit des Willens verleiht unserem Thun erst den rechten Wert.

Diese Freudigkeit beruht nicht allein auf der Erkenntnis des Guten und der Liebe, mit welcher wir uns demselben zuneigen. Auch erkannt und mit Liebe umfaßt, kann es uns noch fern bleiben, indem wir bekennen müssen: „Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach.“ Der gute Wille verbürgt noch nicht die That, auch die Kraft muß da sein, das Bewußtsein des Könnens muß den Willen unterstützen. Und dies Bewußtsein eigener Kraft giebt ein Lehrer dem Kinde, wenn seine Anforderungen der Leistungsfähigkeit desselben entsprechen. Wollten wir von einem Kinde mit noch ungeübter Hand, das mit Lust die einfachen Formen von Blättern und Blumen auf dem Papiere nachgebildet hat, verlangen, auch einen Baum nach der Natur zu zeichnen, so würden wir bald die Freudigkeit an den fruchtlosen Versuchen schwinden sehen, das Kind würde das Vertrauen zu seiner Kraft verlieren und sich bald mit Unlust von einer Thätigkeit abwenden, welche ihm vorher Freude bereitet hatte. Überanstrengung der Kräfte ermattet dieselben und ruft Unlust hervor, ja, viele Fehler, gegen welche wir kämpfen. Aus dem Gefühl des Unvermögens entsteht Trägheit, Unordnung und Ungenauigkeit . . . Will der Erzieher das Kind von der Herrschaft seiner Fehler befreien, so muß er ihm zeigen, daß es mit Leichtigkeit die Tugend üben kann. Zur sittlichen Freiheit gehört sittliche Kraft; nur wer die letztere besitzt, erlangt die Herrschaft über sich selbst. Wenn ein Kind die guten Erfolge seines Fleißes sieht, und der Lehrer seine Freude teilt, dann nimmt es mutvoll die neue Aufgabe entgegen und schreckt nicht so leicht vor einer Schwierigkeit zurück, weil es sich seiner Kraft bewußt ist, dieselbe zu überwinden. Es ist ein weiter Weg, bis Wille und Kraft so erstarkt sind, daß der Lehrer

Digitized by Google

sich sagen kann: „jetzt ist die Hauptsache gethan;“ oft werden seine Bemühungen fruchtlos sein, seine Hoffnungen getäuscht werden. Dann muß er mit Vorsicht die Gründe seiner Mißerfolge prüfen und nie ohne Gewißheit darüber eine böse Absicht des Kindes voraussetzen. Nichts wirkt zerstörender auf ein Kindergemüt, als die Voraussetzung bösen Willens.

Damit verletzen wir seine Ehre, erwecken vielleicht den Trotz gekränkten Stolzes oder rauben ihm den Glauben an sich selbst und uns das Vertrauen und die Liebe des Kindes, durch welche unser Einfluß auf dasselbe bedingt ist. So lange wir nicht die Gewißheit des Gegenteils haben, dürfen wir an der Tugend des Kindes nicht zweifeln. Wenn wir bei einer Verschuldung bemerken, daß das Kind nach Ausflüchten sucht, die Schuld von sich abwälzen möchte, dann müssen wir gerade an seine Wahrheitsliebe appellieren. Wir müssen ihm unser Vertrauen zeigen, das ihm keine Unwahrheit zutraut, und dadurch seinen Mut stärken, frei und offen seine Schuld zu bekennen. Wenn wir das Gute voraussetzen, zeigen wir dem Kinde, daß wir an seine Kraft, dasselbe zu vollbringen, glauben, und stärken dadurch sein Selbstvertrauen. Der Lehrer muß das Kind auf den eigenen Wert aufmerksam machen, damit es sich selbst zu sehr achtet, um wissentlich ein Unrecht zu thun. Es muß sich fühlen lernen als ein Wesen, das von Gott zu einer hohen Bestimmung berufen und mit allen Gaben dazu ausgerüstet ist, diese Bestimmung erfüllen zu können.

Das Gefühl dieser Kraft gestaltet den Willen zur That und macht den Menschen frei von dem Zwange äußerer Gesetze, weil er das Gesetz in sich trägt und ihm nicht entgegenhandeln kann. Zum Wollen und Können des Guten müssen Eltern und Erzieher die Grundlage legen, während das Leben selbst die Arbeit fortsetzt, ja, die Hauptaufgabe erfüllen muß. Je fester der Grund ist, um so weniger leicht wird er erschüttert, um so mehr wird es dem Menschen gelingen, die Harmonie in sich selbst und mit dem Leben herzustellen und festzuhalten. Der sittlich freie Mensch handelt nur nach eigenem Ermessen und freiwilligen Entschlüssen; denn er hat die göttliche Idee seiner Bestimmung in sich aufgenommen und sucht sie durch seine Willenskraft zu verwirklichen.

Zwei Gedichte von Hans Holsten.

Frühlingsglaube.

Es schmilzt das Eis,
Die alten Schmerzen schwinden;
Es wächst mit neuem Leben
Neuer Mut in mir.
Ich glaubt' den Frieden
Nimmermehr zu finden,
Der Freunde Trost,
Er wollte nicht mehr zünden,
Das arme Herz,
Es hing zu sehr an Dir.

Der Schmerz ist aus,
Die Wunden sind geschlossen;
Es blieb mir noch der Glaube
An Dein Auferstehn,
Der Frühlingsglaube
An des Lenzes Sprossen —
Dein Kind blieb mir,
Das Dich mit mir genossen;
Mein teures Kind,
Es wird Dir ähnlich sehn.

Im Sturm!

Im Sturm,
Im Frühlingswind,
Dem leichten, losen,
Vom Süden her
In wilder Wolkenjagd
Da kam's:
Ein schelmisch Kind,
Mit Sang und Kosen,
Im Übermut
Und hat mich froh gemacht.

Im Sturm,
Im Schneeorkan:
Der Todesreiter
Auf eis'gem Roß
Vom kalten Norden her,
Er nahm's:
Ein bleiches Weib,
Sie konnt' nicht weiter. —
Mein letzter Sturm,
Der Tauwind kommt nicht mehr!

Fabeln.

Von **Max Wundtke.**

Der Eichbaum.

Auf einer Anhöhe ragte ein stolzer Eichbaum über alle Bäume ringsum empor. Zu seinen Füßen rankte sich eine Brombeerstaude am Boden entlang.

„Stolzer Eichbaum,“ sagte der Brombeerbusch, „es muß doch recht mühselig sein, das ganze Leben so kerzengerade da zu stehen und sich den Wind um die Nase wehen zu lassen.“

„Es ist meine Natur so,“ erwiderte die Eiche. „Überdies ist hier oben eine reinere Luft und meine Blicke reichen weit, weit in das Land hinaus.“

„Aber was hast Du davon?“ fragte die Ranke. „Hier unten ist es so hübsch behaglich. Und man ist so bequem gebettet.“

Da nahte ein wütender Sturm, daß die stärksten Bäume sich bogen. Der alte Eichbaum ächzte und stöhnte, aber die Brombeerstaude lachte zu ihm empor:

„Warum bist Du nicht wie wir? Wer fühlt hier unten den Sturm?“

„Ich mag nicht kriechen,“ ächzte der Baum.

Wenige Augenblicke darauf brach ihn der Orkan mitten entzwei. Prasselnd schlug die mächtige Krone zu Boden.

„Siehst Du,“ sagte die Brombeere halb mitleidig, halb selbstgefällig, „wärest Du *auch* gekrochen, wie wir, Du hättest nicht zu sterben brauchen!“

„Das Kriechen für Euch Kleinen,“ stöhnte der sterbende Baum; „ich kann's nicht!“

Digitized by Google

Kleine Lieder.

Von **Toporowska.**

I.

Frühlingshauch, wie wehst Du lau,
Himmelsdom, wie strahlst Du blau,
Vöglein rings, wie singt Ihr hell,
Bächlein klar, wie rauscht Dein Quell.

Augen, o wie leuchtet Ihr,
Herz, Du willst zerspringen schier —
Ach, wie könnt's denn anders sein?
Seh' ja heut den Liebsten mein!

II.

Sie standen sich stumm gegenüber
Inmitten der Menge allein,
Sie seh'n sich verklärt in die Augen
Wie grad in den Himmel hinein.

Verschwunden war plötzlich die Menge,
Versunken die Welt um sie her,
Sie standen auf rosiger Insel
Und „Liebe" hieß ringsum das Meer.

Vermischtes.

Als der Reisende Burckhardt am 8. März 1813 in Afrika mit seiner Begleitung von Arabern nach einer Ebene oben auf einem Berge kam, der Akabet el Benat oder Mädchenfelsen heißt, stiegen die Araber an gewissen Stellen von ihren Kamelen ab, und scharrten einen Haufen Sand zusammen, dem sie die Gestalt eines Grabhügels gaben, dann setzten sie an jedem Ende desselben einen Stein, mit der Erklärung gegen die Reisenden, daß ihr Grab gemacht sei; um dadurch anzudeuten, daß es in dieser Felsenwildnis für sie keine Sicherheit gäbe. Man mußte sich nun von ihnen durch ein kleines Geschenk loskaufen.

Burckhardt, mit seinem Führer zufrieden, machte ihm ein Geschenk mit einem Piaster, was diesem sehr erfreulich war.

Am 9. März kam Burckhardt an den Fuß des Berges Lamule an. Die Araber wiederholten dort den obenerwähnten Gebrauch. Burckhardt, besorgt, daß sein Führer diese Brandschatzung noch sehr oft wiederholen möchte, erklärte ihm: daß er schlechterdings auf diese Weise kein Geschenk mehr erpressen sollte. Als der Araber dennoch das Grab für Burckhardt zu machen begann, stieg auch dieser von seinem Kamel, machte ebenfalls ein Grab und sagte dann zu dem Araber:

„Dies ist für Dich! Da wir Brüder sind, so ist es nicht mehr als recht und billig, als daß wir zusammen begraben werden."

Der Araber lachte bei dieser Erklärung und zerstörte sogleich sein Grab, was auch Burckhardt mit dem von ihm gemachten that, und der erstere wiederholte darauf mehrmals auf der Reise die Worte des Korans:

„Kein Sterblicher kennt die Stelle auf der Erde, wo sein Grab gegraben werden wird." O.

Der Repräsentant in der Nationalversammlung, Menü von Chaumorceau, ein geistloser Reimer, erschien am ersten Januar 1790 in dieser Versammlung und begann sehr pathetisch:

„Als Vater von drei erwachsenen Töchtern, kann ich dem Vaterlande zum neuen Jahr nur ein Opfer von geringem Werte bringen. Aber, wie kleine Bäche zuletzt zu großen Flüssen anwachsen, so will ich auch die Früchte meiner Muse in den öffentlichen Schatz fließen lassen."

„Meint er etwa seine Töchter?" fragte ein Spötter seinen Nachbar.

„Ei behüte," versetzte dieser.

„Er spricht aber doch von Opfern, die nur einen geringen Wert haben?"

„Still! Wir werden schon erfahren, was er meint."

Menü fuhr nun, nach einigen leeren und eben so undeutlichen Floskeln, fort:

„Ich habe ein Gedicht unter dem Titel Reinhold drucken lassen. — Es ist schon vor mehreren Jahren erschienen. Glücklicherweise hat der Verleger nur einige Exemplare davon bis jetzt abgesetzt, und ich will den ganzen Vorrat, ohne die mindesten Ansprüche auf ein Honorar oder eine Entschädigung, der Nation zum Geschenk machen."

Es entstand ein allgemeines Gelächter. O.

Wenige Tage nach der Schlacht bei Roßbach fragte Friedrich der Große einige seiner Generale über Tafel: welcher deutsche Fürst sich am meisten durch Pracht auszeichne?

Mehrere, um etwas sehr Schmeichelhaftes zu antworten, versicherten dem Könige, daß es niemand anders sein könne, als er selbst.

„Nein," versetzte Friedrich, „es ist der Prinz von Hildburghausen; er hat allein dreißigtausend Läufer."

Dieser Prinz war nämlich der Generalissimus der damaligen Reichsarmee. O.

Ludwig der Heilige schätzte die Wissenschaften so hoch, daß er zu sagen pflegte:

„Ich möchte lieber die Hälfte meines Königreichs, als die Universität Paris verlieren." O.

Inhalt der No. 52.

Sommervögel. Eine launige Sommergeschichte von Agnes Harder. Schluß. — Zigeuner der Großstadt. Roman von U. von Eck. Schluß. — **Beiblatt:** Der Wassermann. Von Friedrich Fischer. — Waldmärchen. Von Agnes Harder. — Zwei Gedichte. Von Theodor Freiberg. — Etwas über Erziehung. Von M. Arndt. — Zwei Gedichte. Von Hans Holsten. — Fabeln. Von Max Wundtke. – Kleine Lieder. Von Toporowska. — Vermischtes.

An unsere Leser!

Wieder steht die „Deutsche Roman-Zeitung" vor dem Abschlusse eines Jahrganges, des 31. ihres Bestehens, und wir dürfen wohl sagen, daß sie auch auf diesen Jahrgang mit Genugthuung zurückblicken darf; es beweist dies am besten der Umstand, daß trotz des gesteigerten Wettbewerbes durch andere ähnliche

Digitized by Google

Zeitschriften, sich der Abnehmer- und Leserkreis unseres Blattes erfreulich vermehrt hat. So halten wir fest, was wir am Schlusse des vorigen Jahrganges unseren Lesern als unser Ziel hinstellten:

Pflege des deutschen Empfindens und des Geistes unseres Volkstums, Bekämpfung des wissenschaftlichen und sittlichen Materialismus und der Fremdsucht!

So, hoffen wir, wird die Roman-Zeitung ein guter Freund des gesunden deutschen Hauses sein und bleiben.

Leitung und Verlag der Deutschen Roman-Zeitung.

Mit diesem Hefte (Nr. 52) schließt der 31. Jahrgang der Roman-Zeitung, wir bitten das Abonnement bei den betreffenden Buchhandlungen und Postämtern rechtzeitig zu erneuern!

Aus dem Inhalt des neuen Jahrganges nennen wir folgende Beiträge:

Das erste Vierteljahr beginnt mit:

Frühlingsstürme.

Roman

von

E. Juncker.

(E. Schmieden.)

Wie's doch so anders kam.

Roman

von

L. v. Wald-Zedlwitz.

Ein neuer Roman von Wilhelm Raabe.

Es folgen sodann unter anderen folgende Romane:

Verfolgte Phantasie.

Roman

von

Oscar Aysting

(O. Mora).

Aus sturmbewegter Zeit.

Roman

von

A. Norden.

Am Hofe Friedrichs I. von Preußen.

Vaterländischer Roman

von

Bruno Garlepp.

Kinder der Flamme.

Roman

von

Fred von Lensky.

Erreichte Wünsche.

Roman

von

A. von Gersdorf.

Unser Doktor.

Roman

von

L. Glaß.

Der unbekannte Wohlthäter.

Eine lustige Geschichte

von

Th. Piening.

Das Recht der Jugend

von

Jos. Gräfin Schwerin.

Ein Programm von einer Reichhaltigkeit, wie es keine andere Zeitschrift Deutschlands aufzuweisen hat.

Das Beiblatt wird in unveränderter Richtung weitergeführt. Die Sorgfalt Leixners bei der Auswahl der Beiträge hat diesem Teile der Roman-Zeitung eine besondere Bedeutung gegeben.

Verantwortlicher Leiter: Otto von Leixner in Berlin. — Verlag von Otto Janke in Berlin. — Druck der Berliner Buchdruckerei-Aktien-Gesellschaft (Setzerinnenschule des Lette-Vereins).

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 917 905

AP30
D378
v.31:1
1894

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 014 917 905

AP30
D378
v.31:1
1894

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305

Digitized by Google